UC-NRLF
B 3 099 401

Lendner.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.

Erster Band.

Unterhaltungen

am

häuslichen Herd.

Herausgegeben

von

Karl Gutzkow.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1853.

AP30
U6
V.1

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. In gebundener Rede.

Die versunkene Insel, von Klaus Groth 192
Der Bergbach, von Feodor Löwe 480
Ein dithmarsischer Bauer, von Friedr. Hebbel 726

II. Erzählungen.

Ein Mädchen aus dem Volke. Erzählung vom Herausgeber ..... 3—111
Der Seelsorger, von Wilhelm Junker 129—139
Die Curstauben. Novelle vom Herausgeber ..... 145—171
König Franz in Fontainebleau. Novelle vom Herausgeber ..... 209—218
Musikalische Leiden und Freuden, von Edmund Monecke ..... 225—279
Der weiße Schleier. Eine Erzählung 305—341
Eine Novelle aus Centralamerika, von Jegor von Sivers ..... 353—393
Der Bierеckig oder die amerikanische Kiste, von Berthold Auerbach ..... 417—485
Mein Portefeuille, von Adalbert Grafen Baudissin ..... 442—445
Die Sängerin, von Hermann Grimm 513—535
Der Ring oder die Nihilisten. Erzählung vom Herausgeber ..... 577—684
Die geheimnißvollen Reiter, von C. Ziehen 689—694
Pastor Götze und der Hauptmann von Kapernaum. Episode von Otto Müller 721—744
Wie ich durch einen Schnupfen zu meiner Frau kam. Mittheilung aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von Adolf Zeising 792

III. Lebensbilder und Skizzen.

Das Heimchen im Ohre ..... 11—14
Die Reichthümer der Phantasie ..... 33—37
Wirbel und Strudel des Bühnenlebens 49—52
Auch ein Auswanderer-Bild ..... 63—64
Schweizerheimweh ..... 111—112
Ein seltener Fall, von Prof. Ackermann 113—115
Die Frauen im deutschen Räuberleben, von Dr. Hänle ..... 115—123
Die Poesie des Mittelalters 159
Weihnachtabend ..... 177—179
Landesträume, von Ludwig Steub .. 179—184

Seite
Schuld und Sühne, von Julie Burow 249—256
Das deutsche Stammleben 288
Das Rauhe Haus bei Hamburg 335
Die Räuberbraut ..... 382—383
Ein Knopf im Klingelbeutel ..... 401—407
Ein Goethefest in der Fremde ..... 485—487
Der Proceßkrämer, von Dr. Hänle 494—496
Besuch einer Blindenanstalt ..... 571—572
Die Frauen 592
Ein Brunnenort vor zweihundert Jahren 618—620
Ein Dichterfürst von Dr. L. A. Frankl 705—712
Das neue pariser Zellengefängniß 747
Der heidelberger Student. Erinnerung an einen Augustmorgen am Rhein 762

IV. Stimmungen und Richtungen der Zeit.

Victor Hugo 64
Das gegenwärtige Paris ..... 81—143
Die geistige Bewegung ..... 94—96
Schweizererinnerungen ..... 257—285
Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ..... 269—270
Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister ..... 271—272
Englands berühmte Namen ..... 280—334
Die historischen Bauten ..... 287—288
Ein bereuender Socialist ..... 318—319
Die Emancipation der Israeliten 336
Eine künstliche Revolution ..... 351—352
Die Auswanderung 368
Eine geistige Tagesordnung ..... 383—384
Deutsche Gegensätze 384
Aus unserm Geistesleben ..... 415—416
Deutsche Sitten in Böhmen ..... 520—523
Mittheilungen aus Paris, von Dr. Woldemar Seyffarth ..... 523—525
Das geistige Eigenthum 576
Zeichen der Zeit ..... 607—608
Die große Türkenschlacht bei Dresden 653—655
Ein russisches Schlachtlied 749
Ein deutsches Dichterleben 765
Die Deutschen in London 768
Zur Charakteristik der Franzosen 777
Ein Schriftsteller-Asyl 784
Das lustige England 784

633616

Seite

V. Völkerzustände, Reisen, Sitten- und Ortsschilderungen.

Die Anstandsbegriffe der Engländer .. 65—69
Noch einmal die englischen Anstandsbegriffe 128
Gerstäcker, der Weltreisende 160
Honolulu ..... 193—222
Negergeschichten 208
Wie wird das Gold in Australien gewonnen? 222
Völkermischung 239
Amerikas allmälige Entdeckung 239
Das Land der Gegensätze 272
Pfingsttage in Krakau ..... 347—350
Shakspeare's Ansichten über Wien .. 350—351
Die Montenegriner, von J. G. Kohl 369—397
Mac-Donnogh oder die Ausrottung der Sklaverei ..... 385—389
H. Hettner's griechische Reiseskizzen 461—463
Die Engländerinnen ..... 472—476
Mischungen und Kreuzungen des deutschen Blutes 496
Eine Frühlingsreise durch Galizien 507—510
Eine deutsch-französische Fußwanderung 545—551
Ein pariser Frühlingsmorgen ..... 555—558
Eine Schweizeransicht 656
Die Stammcharaktere der Türkei 671
Dresdner Eisbrücke 672
Schloß Egg an der Donau ..... 698—702
Die Zukunft in Paris. Eine Reiseerinnerung vom Herausgeber 825

VI. Geschichte.

Die Kriegskunst des Mittelalters 175
Deutsche Geschichten 240
Der falsche Demetrius 272
Der Verlauf der Jahrhunderte 432
Maria Theresia und Katharina II. 491—494
Joseph von Oestreich und Friedrich von Preußen ..... 616—618
Macalda von Lentini, von Karl Frenzel 664—669
Die Vorläufer des Columbus, von J. G. Kohl 753—792
Ein Zweikampf unter Königen. Historische Skizze von Karl Frenzel 805

VII. Der Mensch.

Das Athmen in seelischer Beziehung 171—249
Adam und Eva ..... 174—175
Ueber Unsterblichkeit der Seele .... 412—453
Die letzten Menschen, von Professor Cotta 465—467
Die schöne Seele 479
Ueber Gedächtniß und Auffassung, von Professor Fortlage ..... 503—543
Geist oder Materie? ..... 511—512
Ueber Erinnerung und Gewohnheit, von Professor Fortlage ..... 568—571
Der Abendberg im berner Oberland 623—624
Die alten und neuen Aerzte 815
Ist unsere Seele materiell? 830

VIII. Die Erziehung.

Wie erzieht man zur reinen Humanität? 16
Das Alterthum 128
Wie erzieht man in England? .... 189—204
Erziehung der Geistesarmen 352
Genie und Talent ..... 479—480

Seite

Dr. Wichern und sein rauhes Haus 497—503
Deutsche Literatur auf Schulen .... 669—671
Die Uebertreibung im Unterrichtswesen ... 688
Deutsche Mädchenerziehung. Eine Zuschrift an den Herausgeber 780
Das stille Walten der Seele 784

IX. Philosophie.

Ein Selbstdenker 80
Ueber Ideen-Association und Gedächtnißkunst, von Professor Fortlage .... 695—698
Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit, von Professor Fortlage ..... 712—717

X. Materielle Lebensbedingungen.

(Cultur — Handel — Gewerbe — Erfindungen.)

Ein telegraphisches Wunder ..... 270—271
Baumwolle oder Leinen? ..... 285—287
Die neuesten pariser Bauten, von Professor Semper ..... 296—298
Ueber Messer und Gabeln, von G. Klemm 341—347
Der elektrische Telegraph ..... 363—365
Erikson's neue Erfindung 416
Wärmeschiffe für Dampfschiffe ..... 430—431
Das Wasser im Menschendienst, von Karl Müller ..... 551—555
Die Chemie und die Mechanik, von Professor Schödler ..... 620—623
Besuch einer chemischen Fabrik, von Professor Schödler ..... 625—653
Der Lieutenant Maury und sein Schifffahrtscongreß 831

XI. Allgemeine Naturbetrachtung.

Das Buch der Natur ..... 14—16
Die Herrschaft der Jahreszeiten .... 125—126
Die Natur kann nur bis fünf zählen 206—208
Sentimentale Naturbeschreibung 304
Die Schönheit der Natur 592
Die Natur und die Kunst ..... 605—606
Das Große im Kleinen 655
Zu Moleschott's Stoffeinheit 656
Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch 671—672
Die Naturseele ..... 687—688
Alexander von Humboldt 735
Das Schweigen der Natur 736
Kleine Ursachen, große Wirkungen 765
Die Einheit der Natur 831

XII. Die Nachtseiten der Natur.

Ein Wunder des Mittelalters ..... 28—29
Voltaire's Nachtmütze ..... 29—31
Odisch 32
Wahrsagung aus der Hand 48
Die Ruthengänger ..... 334—335
Das Tischrücken vor Bremen schon zu Bonn am Rhein 464
Die tanzenden Tische ..... 477—479
Die leipziger Chirogrammatomantif 480
Die Räthsel der Menschennatur ... 559—560
A. von Humboldt's „ungenau beobachtete Thatsache" 592
Der Mesmerismus und „Jungfer Paradis" in Wien ..... 606—607
Das Tönen der Memnonssäule .... 639—640
Die theologische Ansicht vom Tischrücken 653—656

Seite
Zur Geschichte des Schlüsseldrehens 717—719
Trotz aller Erziehung ... 720

XIII. Die Erde und ihr Leben.

Das Wasser und die Wolken, von Karl Müller ... 43—46
Der Regen, von Karl Müller ... 75—79
Eine galvanische Batterie auf dem Meere 79—80
Die Erde als Tropfen ... 83—125
Die Quellen, von Karl Müller ... 154—158
Die Steinkohle und das Mikroskop ... 238
Die Flüsse und das Meer, von Karl Müller 309—332
Schwankungen der Erdoberfläche ... 397—399
Schnee und Eis, von Karl Müller 407—412
Zur Bildungsgeschichte der Erde, von Armin Grafen zur Lippe-Weissenfeld .. 535—540
Trümmer der Vorwelt, von Professor Cotta 662—664
Die Erdgestalt und die Pendelschwingungen 685—687
Die Polaritäten ... 702—703
Das Centralfeuer, von Professor Cotta .. 727
Die kohlensauren Wasser ... 730
Urgebirge, von Professor Bernhard Cotta 775
Der See. Eine Naturstudie von Hermann Masius ... 785—822

XIV. Das All und die Himmelserscheinungen.

Die Grenzen der Welt ... 31—32
Das jüngste Nordlicht ... 158—159
Zwei jüngste Naturerscheinungen ... 191—192
Die Sternenwelt ... 559
Der Wonnemond ... 575—576
Wettersäulen und Blutregen ... 719—720
Die Planeten ... 734
Licht und Schall ... 750
Die Harmonie der Sphären ... 783

XV. Pflanzen- und Thierwelt.

Aus dem Leben der Pflanze ... 63
Der Flachs ... 143—144
Der kaiserliche Thiergarten in Schönbrunn 289—295
Tropische Gewächse im sächsischen Erzgebirge 431—432
Sinn und Sprache der Pflanzen ... 558—559
Tschudi's Thierleben der Alpenwelt, von Wilhelm Wegener ... 744
Die Spinnen. Eine naturhistorische Skizze 759

XVI. Sprache und Geschichte der Literatur.

Schiller und Goethe ... 46—48
Ein Toast zum Schillertage ... 94
Lessing und Nathan ... 112
Eine praktische Ansicht von der Literatur schon in alter Zeit ... 287
Wörtergeschichten ... 302—329
Volk und Sprache ... 432
Die Theatercensur zu Shakspeare's Zeit 544
Der Dichter und Perückenmacher Jasmin, von Wilhelm Hübotter ... 561—605

XVII. Kritische Miscellen.

Was wir bringen ... 1—3
Gespräche mit Dämonen ... 64

Seite
Onkel Tom's Hütte ... 97—99
Ein empfehlenswerther Roman ... 144
Berthold Auerbach's neueste Dorfgeschichten 160
Julie Burow ... 176
Wahre Kritik ... 176
Pyrker, ein Classiker? ... 192
Der häusliche Herd ... 223—224
Die Difteldinger ... 224
Thackeray ... 239
Die Welt der Träume ... 304
Ein Roman in seinen poetischen und praktischen Folgerungen ... 361—362
Unsere gegenwärtige Literatur ... 399—400
Die Maiblume von Mrs. Harriet Beecher Stowe ... 446—447
„Noble" oder „Edle" in der Literatur .. 463
Heinrich Heine ... 464
Ueber Poesie und Poetenthum ... 487—491
An einen wiener Modedichter ... 496
Warnung vor gewissen Literaturgeschichten 510—511
Ludwig Tieck ... 543—544
Sydow's Worte am Sarge Ludwig Tieck's 558
Ein Centralorgan für Literatur ... 573
Ein Kleinstädter in Aegypten ... 703—704
Auch aus der Dichterwelt ... 720
Das Stuttgarter Hutzelmännlein ... 735
Roman, Novelle, Erzählung ... 799
Almanache, Albums, Sammlungen und sonstige Werke der Gemeinschaft ... 800
Was heißt Dichten? ... 800
An einen jungen Dichter ... 816

XVIII. Bildende Kunst.

Die Schönheit des Alters ... 16
Zauber der Oertlichkeit ... 96
Schnorr gegen Kaulbach ... 112
Tendenzbilder ... 175—176
Schiller und Goethe als Doppelstandbild 204—206
Eine Erläuterung der münchener Galerie 239—240
Ein neues Kunstblatt ... 319
Deutsche Holzschnitte ... 447—448
Ein englischer Stahlstich ... 463—464
Die Vorwelt als Kunstquelle ... 525—527
Brauer und Maler ... 817
Hütte und Tempel ... 832

XIX. Bühne und Musik.

Richard Wagner'sche Musik ... 126—128
Das Drama und die Bühne des Tages 184—189
Eine Artigkeit Voltaire's ... 208
Bogumil Dawison ... 236—238
Die Contraste des Bühnenlebens ... 240
Die Wandelungen des Geschmacks .. 319—320
Ein harmloses Anliegen an den deutschen Bundestag ... 336
Mozart's „Don Juan" ... 352
Ein Abschiedsgruß an Eduard Devrient 365—367
Liedervortrag und Liedercompositionen 528
Ira Aldridge ... 573—575
Das Kunstwerk der Zukunft ... 576
Eine Klippe der Schauspielkunst ... 576
Aus dem Musikleben Italiens ... 590—591
Ein verborgener musikalischer Schatz ... 640
Das Geld auf der Bühne ... 656
Die deutschen Schauspieler in London ... 751

XX. Zur Kunst des Lebens.

	Seite
Die Albumsgedanken	16
Menschenwürdigung	32
Thatkraft	32
Kleine Lebensregel für die „Gesellschaft“	48
Eine Gefahr der Bescheidenheit	64
Frohmuth und Sorglosigkeit	80
Vor einem Kalender	80
Der Preußische Thaler	96
Ein überglücklicher Zufall	112
Zorn der Liebe	128
Nahrungssorgen	144
Aufruf zum Lebensmuth	144
Geistes- und Herzensreichthum	176
Zur Kunst des Lebens	208
Grundsätze	208
Schmerz hat kein Gedächtniß	208
Unfreiwillige Komik	224
Die Männernatur	240
Die Kunst der Unterhaltung	256
Ein Mißgeschick der Gerechtigkeitsliebe	256
Der Geist in jungen und alten Tagen	256
Die Prüfung	272
Warnung	288
Die erzwungene Redlichkeit	304
Die Liebe des Mannes	304
Die socialen Mephistos	320
Ein Rath für Schriftsteller	336
Lebensaufgabe	336
Schlaf und Tod	352
Der Besitz einer Bibliothek	367
Das Bedürfniß des Glaubens 367—368	
Zur Lehre von der gesellschaftlichen Unterhaltung	368
Der Aberglaube des Herzens	368
Die poetischen Menschen	368
Die Probe alles Wohlwollens	384
Die rechte Hülfe	384
Des Wahnes Ungeduld	384
Nachgiebigkeit	400
Auf Veranlassung Goethe's und seines Umgangs	416
Innere Teufelsstimmen	416
Pedanterie	416
Ein Umgangstrost	416
Verschiedene Lesart	432
Allerlei Geist im Lesen	447
Sicherstellung gegen manche verdrießliche Ueberraschung	448
Das Selbstbewußtsein der Güte	464
Aus meinen Tagebüchern 476—477	
Familienabende	477
Zur Wetterkunde des Lebens	496
Die Gesetze des öffentlichen Taktes	512
Zur Lehre vom Dienen	512
Die Lehre vom Schönen	512
Des Herzens wahre Heimat	512
Versteckspiele unsers Wesens	544
Zur Charakterprüfung	544
Ein alter Wahlspruch	544
Eine leidige Thatsache	592
Das Erste und das Zweite	608
Die Gegenständlichkeit des Ichs	608
Zur Kunst des Erzählens	608
Lebensanschauungen	639
Die Gewöhnung	640
Der Muth	640
Der Ehrgeiz	656
Die Religion des Alters	672
Theorie und Praxis	672
Was ist ein treuer Freund?	672
Ein Wahlspruch	672
Der Gelehrte und der Dilettant	688
Ein Mangel im Reichthum	704
Mahnungen an unsern Werth	704
Ein Wahn der Kritik	720
Zur Aesthetik des Essens	731
Die Gemüthlichkeit	734
Zum häuslichen Herd	752
Am Ziele	768
Zur Lehre von der Freundschaft	784
Eine Regel für die Ehe	800
Wär' ich und Hätt' ich	800
W. von Humboldt's Briefe an eine Freundin	811
Die Gefahren der Gutmüthigkeit	816
Bei einer Wanderung durch die Vorstadt	816
Das Selbstverständliche	832

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 1.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Was wir bringen.

Ob sich etwas bestimmen läßt, was noch Alles aus Frankreich, Deutschland, Mittelasien, dem Zollverein und dem Kloster der Gräfin Hahn-Hahn werden wird — das ist so dunkel, so unverbürgt, wie in den dämmernden Lampenschein eines Casino-Lesezimmers mit der Thürüberschrift: Silentium! eingehüllt, daß wir uns Dank zu erwerben glauben, wenn wir eine Zeitschrift gründen, die sogleich erklärt, sich mit solchen Gegenständen nicht beschäftigen zu wollen.

Fern von aller Politik, fern von kirchlicher Fehde und gelehrtem Meinungsstreit, wo Jeder nur glaubt, hört, sieht, was er glauben, hören, sehen will und was ihm zu glauben und zu hören und zu sehen zweckdienlich scheint, gibt es noch einige geweihte Stellen, wo blaue Luft Allen blaue Luft und echte Farbe Allen echte Farbe ist. Im Wald die grünen dämmernden Schatten, an wogender See der blaudunkle Spiegel, in der Luft die gefiederten Sänger und summenden Käfer, an den Gestirnen ihr zitternd Gefunkel, an gethürmten Bergen ihr erhaben majestätisches Schweigen — da sind alle Staatssysteme und alle Religionen gleich, alle Herzen von einer Nation und Aller Augen sehen nur nach einem und demselben Sehwinkel der Theorie. Alle, die sich eben stritten, was Freiheit ist, — ob auch Einige unter ihnen eine Feder statt hinter den Ohren gar am Hute stecken hätten — Alle werden sich in dem Zugeständniß vereinigen: Ordnung ist das erste, Arbeit das zweite Gesetz, wenn sie an moosbewachsenen Eichbaumwurzeln in das Gewirr der Ameisen oder in das Treiben der Bienen sehen, die aus Blumensaft Zellen bauen. Es gibt noch Plätze, wo wir nur Menschen sind und nichts höher halten als unsere sittliche Würde und kein vortrefflicheres Mittel dazu kennen als die Bildung.

Unterhaltungen über dies Allgemeinsame — Natur, Geschichte, Menschenleben, Kunst, Geselligkeit, Erziehung, allgemeine Bedingungen unsers Daseins —

sind der Zweck dieser Blätter, die Politik, [illegible]schliche Polemik und streng-wissenschaftliche Kritik von ihrer Aufgabe ausschließen. Unterhaltungen sind es — am häuslichen Herde, an jener Stätte des Friedens, wo der Kämpfende von seinem Kampfe ausruht, denn all unser Leben, die gliche Arbeit, ja die nur von den vier Wänden eingefriedigte Sorge einer Gat[illegible] und Mühe einer Mutter ist ein dauernder Kampf und der Tag soll ja kämpfen, die Arbeit soll ja ringen, die Ueberzeugungen sollen sich ja messen, ihre [illegible]lzen Banner am Sonnenlicht entrollend, wo sie auf freiem Felde oder auf offe[illegible] Heerstraße sich am Tage begegnen. Der Abend aber — den laßt uns preisen, denn er auf die müde Pflichterfüllung erquickend sich noch niedersenkt! Wer den Abend am häuslichen Herde feiern kann, als behütender All-Schirmherr der Seinen, [illegible]s Hüterin nur der heiligen Herdesflammen des Hauses allein, als ein geringgeschätzter, vertrauensvoll zugelassener Gast, dem Licht und Wärme im eigenen ihm nicht [illegible]schiedenen Familienleben fehlen: Dem ward der Abend mit doppeltem Glück verlieh[illegible] und er wird ihn heilig halten wie ein Gebet, ob er ein solches nun spricht od[illegible] stammelt oder nur denkt.

Unterhaltungen am häuslichen Herde, die wir sie bieten, sind eines solchen zugelassenen Gastes Gastgeschenke. Man [illegible]gibt dem Fremden, der für trauliche Aufnahme danken will, wenn die Opferspenden, die auch er in die gemeinsamen Flammen werfen möchte, nicht viel mehr als nur den guten Willen bezeugen. Nach köstlichem Sandelholz, Myrrhen und Aloë duftet (fragt nur die Kritiker!) nicht all' unser geschriebenes und gedrucktes Menschenwerk, zumal wenn es neben Skizzen und Bildern aus Auffassung des wirklichen Lebens, neben Betrachtung über gegebene Natur, gegebene Menschen, gegebene Sitten, im übrigen Bereiche aus dem Holze der eigenen Erfindung schneiden will. Leset ein Buch über Forstcultur und sagt euch sogleich selbst, was in Holze alles für Krankheiten sitzen können: Wurmstich, Borkenkäfer und das bekannte falsche Leuchten bei Nachtzeit. Aber da denkt, wie schon lange in der Literatur nicht mehr das Was so sehr, sondern nur noch das Wie regiere, und daß von allen poetischen Gattungen und allen schlimmen Richtungen nur die Langeweile bekanntlich als die unhaltbarste gilt. Wir wollen uns bemühen, diese [illegible]der verbreitete Schmarotzerpflanze so fern wie möglich zu halten und hiermit denn [illegible]n der Hoffnung beginnen, die Erwartung der Lesewelt werde uns vertrauensvoll, [illegible]der doch nicht so hochgespannt entgegenkommen, daß es uns nicht noch gelingen möchte, im fernern Verlaufe dieser Blätter und im Verein mit einigen namhaften und ausgezeichneten Talenten, die uns unterstützen werden, mehr zu leisten, als wir im Beginne glauben versprechen zu dürfen oder wünschen können, von der Lesewelt schon erwartet zu sehen.

Zu 52 Bogen geben wir dann zwar keine Prämie von Stahlstichen oder Lotterieloose zu auszuspielenden Cartons von Kaulbach oder Cornelius, wohl aber ein ehrliches Inhaltsverzeichniß, einen lustigen bunten Umschlag und auf einem eigenen Blatt noch einmal sauber gedruckt den inzwischen vielleicht traulich und gewohnt gewordenen Titel. Und hoffentlich erwarb sich bis dahin unser Inhalt die Anerkennung, daß die 52 Blätter nicht verlegt, sondern gesammelt und gewissenhaft aufbewahrt blieben. Eingebunden dann in die Familienbibliothek gestellt zu werden, wäre diejenige Belohnung, die ihnen als das ehrenvolle Ziel winkt, dem sie nach Kräften und bei dem guten Winde Eurer Gunst hiermit entgegenzusteuern beginnen wollen!

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Es mag nicht allgemein bekannt geworden sein, daß vor einigen Jahren nächtlicher-Weile in den Straßen einer großen norddeutschen Hauptstadt ein meuchlings Verwundeter gefunden wurde, der nach einem einzigen räthselhaften Worte, das später die Ursache der Entdeckung seiner Mörder wurde, den Geist aufgab. Die nähere Geschichte dieses Vorfalls würde billigerweise den Sammlungen von Criminalfällen einzureihen sein, vielleicht auch vorzugsweise nur den Seelenforscher interessiren, da das Leben des Ermordeten — es war ein Mann, angeblich aus dem Lehrerstande, hieß Ludwig Wächter oder, wie ihn die an seinem Tode näher betheiligten untern Stände nannten, Lude Wächter — voll merkwürdiger Thatsachen für die Erfahrungsseelenkunde sich ergab. Indessen diese Umstände allein würden uns nicht bestimmt haben, sie zum Gegenstand unserer Darstellung zu machen. Es waren vielmehr in die Geschichte dieses, wie sich später bei öffentlicher Gerichtsverhandlung ergab, eigenberufenen Mannes Lebensumstände noch anderer Personen verwickelt, und diesen zunächst gelten die folgenden Blätter. Sie werden die Verhältnisse Ludwig Wächter's, sein Ende und das räthselhafte Wort, das zur Entdeckung seiner Mörder führte, nicht verschweigen, haben es aber zunächst nur mit zwei Lebensläufen zu thun, deren Darstellung selbst in den Leiden, die sich in ihre Geschicksfäden verflochten, den Leser hoffentlich fesselt oder wenigstens in ihm Stimmungen zurückläßt, die erheben, nicht niederziehen.

Erstes Capitel.

Eine Ueberraschung bei Gersons in Berlin.

Ob über wogende Kornfelder hinweg oder durch die saubergekehrten Gassen stillgewordener Städte von den läutenden Sonntagsglocken die Lüfte erklingen, Sonntagsfrühe ist erquickend und anregend für Alle, auch für den Einsamen, selbst für den Trauernden. Der Arbeiter erwacht ohne den mahnenden Ruf seiner Alltagspflichten. Die Spuren des mühseligen Wochenberufs werden entfernt; das frische Quellwässer und der geöffnete Wäschschrank schaffen neue Menschen. Sonntagsfrühe, ob gefeiert im Chor der Gemeinde unter rauschenden Orgeltönen oder im Blättergrün des Waldes unter zwitschernden Vogelstimmen, ob gefeiert sogar nur unter aufgeschlagenen geheimen Geschäftsbüchern und bei stillprüfender Uebersicht der Wochenabschlüsse, wie sie in Sonntagsvormittagsruhe der sorgende Geschäftsmann liebt, oder gefeiert durch ein fesselndes Buch oder eine Musik, die man seinem Instrumente aus Schonung andächtiger Seelen vielleicht nicht während der Kirchenzeit entlocken wird ... Sonntagsfrühe ist belebend und erhebend wie die Sonne selbst, in deren östlichen Strahlen für die Natur und den Menschen eine viel gewaltigere Kraft zu liegen scheint als in ihren westlichen.

Aber der Sonntagsnachmittag! Du wonnen- und qualenreichster Abschnitt des Tages der Ruhe und der Freude! Wer sie nie gefühlt hat die unendliche Leere eines einsamen Herzens, wer nie in seiner ungestillten Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft sogar von Thränen sich beschleichen ließ (die sonst nur ein armes Mädchen kennt, das alternd und alternd immer mehr ihres Looses, nie geliebt zu werden, inne wird), wer immer Freunde, immer Zerstreuungen fand, immer von Andern gesucht wurde, der kennt euch nicht, ihr Stimmungen der Wehmuth, die Sonntagsnachmittage wecken können! Die

Straßen sind öde und leer. Ausgeflogen über Feld und Flur ist Alles, was an Familienleben, an die Liebe oder auch nur an einen einzigen Freund sich anlehnen kann. Still, einsam Alles ringsum. Die Sonne wirft träge Schatten. Die Plätze sind menschenleer. Die Kirchen sogar mit ihrem Nachmittagsgottesdienste für ältere Dienstboten, arme Hospitalfrauen rufen nicht an ihre hohen Portale. Es ist, als ruhten sich auch ihre Werkzeuge von der vormittägigen Andacht aus. Kein Gruß eines Vorübergehenden. Nichts erblickt man als vielleicht eine alte taube Kinderfrau, die daheimgeblieben als Hüterin eines Hauses, einer Wiege; da ein paar Blumentöpfe am offenen Fenster, eine Katze, die auf einem Blumenbret spinnend ausruht. ... Der Sonntagsnachmittag ist die unglückseligste Zeit für junge, sehnsuchtgeschwellte Herzen, die entweder einsam stehen oder, was noch schmerzlicher, die einst schon glücklich waren, einst schon Freundschaft und Liebe genossen, einst mit Gütern des Herzens gesegnet waren und nun entbehren, darben müssen.

Ernst Oswald, ein junger zum Staatsdienst sich vorbereitender Rechtskundiger, empfand diese Vereinsamung eines melancholischen Sonntagsnachmittags in ihrer ganzen drückenden Schwere. Selbst die Kaffeehäuser und die Billardtische in ihnen standen öde und wie gelangweilt. Oswald, schlank und gefällig, von brauner Locke, brauner Wange, mit schwarzen Sternen in braunen Augen, schlenderte durch die Straßen der großen Stadt, die seine Heimat nicht war. Vor kurzem erst aus der Provinz gekommen, wollte er an den obern Gerichten seine letzten Prüfungen bestehen. Empfindsamkeit suchte er von sich zu weisen, suchte sogar — im lichten Sommergewande, dann und wann mit dunkelrothem Taschentuch die heiße Stirn trocknend und den leichten Strohhut lüftend und im stillen Genuß einer Cigarre — auf den einsamen Straßen ein Behagen zu finden. Aber er täuschte sich. Die Stimmung blieb die des drückendsten Verlassenseins. Ernst Oswald gedachte der Heiterkeit, die in diesen Stunden auf dem ländlichen Besitzthum seiner Aeltern waltete. Er berechnete, wie um diese Stunde seine Mutter zu einer Fahrt nach einem nahegelegenen Badeorte trieb, die Schwester sich schmückte, der Vater aus seinem Nachmittagsschlafe sich erhob, selbst Apollo, der Wächter des Hauses, aus seiner Hütte sprang und bellend die kühnsten Trampolinsprünge an der Kette zum besten gab, und wie endlich dann der Einspänner aus der Wagenschauer gezogen wurde. Er sah die Fahrt nach dem kleinen Bade durch einen Buchenwald, sah die Ankunft an der eingefriedigten Quelle, einem Stahlwasser, wo seine Schwester regelmäßig aus einem von baarbeinen Kindern dargebotenen Glase zu nippen pflegte, sah das Glas in der Sonne blinken, sah sogar die Gasperlen des Wassers in ihm aufwirbeln ... ach so deutlich stand die Ferne vor ihm! Und ihn, ihn umfing die ödeste Oede, die es innerhalb der Civilisation nur geben kann, der Sonntagsnachmittag einer großen Stadt.

Oswald hatte einen Freund, Scharfeneck, einige Jahre im Leben und auch in der gemeinsamen Laufbahn ihm voran. Mit Scharfeneck verflogen ihm sonst die Stunden, auch die zwecklosesten. Der geistreiche, treffend urtheilende, frühgereifte Genosse war verreist, war eben in jenem kleinen Bade, das seine Aeltern, seine Schwester um diese Stunde besuchten. Scharfeneck war der Sohn eines reichen Grundbesitzers, dem die kleine eingefriedigte Quelle und das zu ihr gehörende ländliche Curhaus gehörten. ... An wen nun sollte sich Oswald halten? An sich selbst? Ach! Der redlichste Fleiß und die eifrigste Selbstbeschäftigung hat ja Augenblicke, wo sogar große Denker sagten: Ich fühle mich glücklich, jetzt ganz dumm, aber auch nur ganz dumm zu sein! Nur die systematischen Egoisten genügen sich immer. Oswald war kein Egoist, weder systematisch, noch aus Instinct. Mit pochendem, hingegebenem Herzen hatte er jüngst drei Empfehlungsbriefe aus der Heimat an einflußreiche Adressen der großen Stadt abgegeben. Mit welchen frohen Erwartungen hatte er die Straßennummern sich aufgesucht, auf welche das dicke Adreßbuch der Stadt ihn für seine Empfehlungen verwies! Wie reich, wie wohlgeborgen

war er sich vorgekommen, wenn er sich dachte: Dieser Geheime Obertribunalrath Wallhard war der Jugendgenosse deines Vaters, mit dem er in den Befreiungskriegen unter denselben eichenlaubbekränzten Fahnen stand! Dieser reiche Handelsherr, ein Millionär, Finanzagent Strack, war ihm von dem Kaufmanne Neubert, einem Geschäftsfreunde seines Vaters, der ihn empfohlen, als ein wohlwollender, entgegenkommender Mann, sein Haus als ein Tempel der Gastfreundschaft bezeichnet worden! Endlich war die dritte Adresse geradezu eine solche gewesen, wie wenn die verwittwete Frau Justizkanzleidirectorin von Wolmany seine eigene Mutter hätte werden müssen! Dieser Empfehlungsbrief war sogar von dem Geistlichen seines Heimatortes gekommen. Und was war das Ergebniß aller dieser geträumten glänzenden Anknüpfungen gewesen? Der Geheime Obertribunalrath war ein grämlicher Hagestolz, der auf den kostbaren Teppichen seiner einsamen und stillgelegenen Wohnung zwei Hunde lieber zu dulden schien als einen Menschen. Er hatte an sich ganz freundlich nach dem Vater, der die militärische Laufbahn fortgesetzt und sich mit dem Range eines Hauptmanns auf die Bewirthschaftung eines alten Erbgutes zurückgezogen hatte, gefragt, hatte sich über die Flucht der Zeiten gewundert, dem Sohne eines alten Waffengefährten die Hand geschüttelt und ihm für seine Laufbahn feierlich jedes Glück gewünscht mit der an sich wahren und ohne Zweifel treffenden Bemerkung: Jede geregelte Zukunft hätte der Mensch in seiner eigenen Hand und gegen das Außerordentliche gäbe es eben keinen andern Vorbau als die Stählung der eigenen sittlichen Kraft und ein lebendiges Gottvertrauen! Der fromme Obertribunalrath bot auch Oswalden die Mitbenutzung seines Stuhles in einer Kirche an. Der Finanzagent, der reiche Herr Strack, schrieb sich Namen und Wohnung des Empfohlenen mit großer Genauigkeit auf und ließ etwas von seinen Winterbällen fallen, worauf ihm jedoch die Geschäfte schon so wieder auf die Finger brannten, daß Oswald wegen der übelgewählten Stunde um Entschuldigung bat. Endlich die dritte Adresse, Frau von Wolmany, die Wittwe eines Justizkanzleidirectors, war nicht einmal anwesend. Mit frühestem Lenze pflegte diese Dame auf ihre Güter zu gehen. ... Was hatte also Oswald von allen seinen erträumten Beziehungen? Herbe Verletzungen eines jungen, zur Schwärmerei geneigten Herzens. Er wanderte an den prächtigen drei Häusern, die er vor Wochen mit so frohen Hoffnungen betreten hatte, an diesem Sonntag mit dem Gefühl vorüber: Wie ist die Welt so anders, als man sie sich ausmalt! Und diese Häuser waren heute erst recht stumm und still. Und das der verreisten Wittwe war noch nicht einmal so öde als das des frommen Obertribunalrathes, der so freundlich gewesen war, ihm die Mitbenutzung seines Kirchenstuhles anzubieten, worin doch vielleicht, wie Scharfeneck bemerkte, des Mannes Absicht, Oswald's Carriere zu befördern, wohlwollend und zeitgemäß ausgesprochen lag.

Schon war Oswald einer der vielen Vorstädte eines Ortes, der ihm heute recht wie ein Gefängniß erschien, näher gekommen, als ihm plötzlich ein Wort des Vaters einfiel, das dieser ihm beim Scheiden gesprochen. Lieber Ernst, hatte der noch rüstige Greis zu seinem einzigen Sohne, dem Sprossen einer zweiten Ehe, nachdem die erste kinderlos geblieben, gesagt, lieber Ernst, ich habe Unrecht gethan, dich nur auf den kleinen Universitäten der Provinz studiren zu lassen. Franz, der Sohn unsers Nachbars — er meinte Scharfeneck — kennt das Leben besser. Er besuchte die Schulen großer Städte. Doch, denk' ich, wird dein reines und immer auf das Gute und Edle gerichtet gewesenes Bestreben sich schon zurechtfinden. Die Empfehlungsbriefe von mir, von unserm guten Neubert und von deinem Seelsorger, dem braven Dämmer, werden dir treffliche Dienste thun. Sie werden dich in die große Welt einführen, die so schwer zugänglich, aber für deinen Beruf fast unentbehrlich ist. Lassen dir deine Studien, deine Prüfungsarbeiten und die vielen Zerstreuungen, die ohne Zweifel die Folge dieser Empfehlungen sein werden, einmal eines Tages Zeit genug, um einen verlorenen Augenblick nicht allzu sehr zu

bereuen, so sieh' dich doch einmal irgendwo um, ob du nicht einen alten Invaliden, Namens Waldmann, vor den Thoren der großen Stadt entdecken kannst. Der alte Knabe war mein Unteroffizier, als ich mit der damaligen Jugend dem Rufe des Vaterlandes folgte. Ich überholte ihn und wurde bald sein Lieutenant, sein Capitain, indessen er es mühsam nur bis zum Quartierschreiber brachte — denn eben das Schreiben war seine schwächste Seite. Als ich aber vor Jahren zum letzten male in der Hauptstadt war, besucht' ich die treue, ehrliche Seele wieder und fand ihn wohlgeborgen bei seinem Sohne, der ein junger rüstiger unternehmender Mann schien und sich als Gärtner in einer der Vorstädte niedergelassen hatte. Hast du Zeit, so such' einmal meinen alten Waldmann auf, wenn er noch lebt, grüß' ihn von mir und sag' ihm, daß du mein Sohn bist!

Dies Wort des Vaters kam in Ernst Oswald's lebendigste Erinnerung, als sich die Häuser immer mehr vereinzelten, lange hölzerne von Wind und Wetter geschwärzte Plankenzäune sie verbanden und hier und da durch einzelne Gitter freundliche Gärten dem Anblick sich darboten mit gefälligen, meist von wildem Wein umrankten Wohnungen, die die Ueberschrift „Kunstgärtnerei" trugen. Oswald entsann sich des Namens Waldmann sehr wohl, erkundigte sich bei einer dieser Gärtnereien nach einem Geschäfte solches Namens, erhielt den Bescheid, daß ein derartiges, und sogar in der Nähe, bestünde und richtete seinen schon ermüdeten Fuß nach der bezeichneten Straße hin. Er erreichte den Zaun, auf den man ihn aus der Ferne schon verwies. Das Haus mußte im Garten liegen. An einer mit neuen Planken ausgebesserten Thür und dicht unter der laufenden Nummer der einsamen Gasse fand er demnach die *vierte* Adresse seiner Empfehlungen. Sie hieß: „Wilhelm Waldmann, Kunstgärtner."

Der erste Anblick, der sich beim Oeffnen der unverschlossenen Thür dem Sonntagsnachmittagsgaste darbot, war ein freundlicher. Der Hof des Häuschens war mit dem Garten verbunden und dieser selbst dehnte sich mit Gemüse-, Blumen- und Obstanlagen in ziemlicher Entfernung aus. Kinder verwiesen den Gast an den noch lebenden Großvater, der an der dem Garten zugewandten Seite des Hauses auf einer Bank saß und ein kurzes Pfeifchen schmauchte. Auch der Sohn, selbst schon gealtert, war bald in der Nähe und die Freude, den Sprossen des Hauptmanns Oswald zu begrüßen, schien nicht gering. Eine Mutter fehlte dem Hause, sie war seit einigen Jahren todt; von den zahlreichen Kindern aber waren schon einige erwachsen und wie es schien verständig genug, um die Pflichten einer Mutter an ihre eigenen helfenden Hände zu vertheilen. Die Zahl der Kinder, eigenes und Nachbarvolk, war endlos. Immer wieder kam noch ein anderer mehr oder minder sonntäglich erhaltener vorstädtischer kleiner Weltbürger aus einem Heck oder über einen Baum oder über eine niedrige Zwischenmauer gesprungen. Und zuletzt war das Angenehmste — vielerlei junger Mädchenflor, der sich neugierig genug um Oswald versammelte. Die meisten davon schienen Nachbarinnen. Auch einige Männer, die wol Freunde der erwachsenen Söhne oder Gehülfen des Vaters waren, auch städtische Gestalten fehlten nicht. Es war das eine kleine belebte Welt, die Oswald, trotz der einfachen Kleiderstoffe, der befangenen Haltung und der gebräunten, nicht immer edlen Gesichtsformen, schon einen Reiz abgewann. Man nöthigte Oswald sogar, zu einigen großen Schalen saurer Milch zu bleiben und bediente sich dabei mehrfach einer bedauerlichen Wendung, die jedoch als Vertröstung gespendet wurde, es wäre Schade, daß Ernestine noch nicht da wäre. Dies war die älteste Tochter und seit dem Tode der Mutter die eigentliche Lenkerin des Hauses, obgleich Brüder da waren, die wieder wol auch über sie emporragten. Ernestine wurde jeden Augenblick erwartet und erschien auch zuletzt. Hatte Oswald schon durch die Erklärung, wie dies junge Mädchen zu dem Namen Ernestine, der seinem Vornamen entsprach, gekommen, sich gleichsam wie auf ein verwandtschaftliches Verhältniß mit ihr hingeführt sehen müssen — beim letzten Besuche des Hauptmanns hatte man

seinem Sohne Ernst zu Ehren die gerade zur Welt gekommene Enkelin des alten Quartierschreibers Ernestine getauft —, so war der Eindruck des persönlichen Entgegentretens ein in der That überraschender. Oswald fand ein blühendes, schlankes junges Mädchen, nicht so gebräunt wie die ganze übrige weibliche Genossenschaft, ein Mädchen, zwar in bescheidener Tracht und einer dem Kreise, in dem es sich hier bewegte, wie es schien entsprechenden Bildung; doch lag ein so angenehmes Lächeln in den von der Ueberraschung und Verlegenheit gerötheten Zügen des regelmäßigen Antlitzes, es war eine so wohlthuende Art, wie Ernestine den Hut in ein Stacket von Weinlaub steckte, ein leichtes Tuch, das sie sich abnahm, kurzweg über einen Heckenbusch warf, daß Oswald augenblicklich sich gefesselt fühlen mußte. Er nannte Ernestinen scherzend seine Namensschwester. Wenn sie darauf erwidern wollte, gestalteten sich ihre Antworten zwar zu keinem zusammenhängenden und treffenden Sinne, — wie lange währt es nicht auch bei jungen Bildungsüberfütterten, bis sich ihnen, Mädchen oder Jünglingen gegenüber, trotz alles Wissens und Könnens ein vernünftiger Satz mit einem tüchtigen Abgemacht, Punktum! rundet! — aber ihr Verkehr mit der übrigen Genossenschaft war so unbefangen, daß Oswald aus ihm schon einen lebhaften Geist und ein rasches Urtheil entnehmen mußte. Ernestine Waldmann hatte schweres, dichtes, goldblondes, in Flechten gebundenes und den ovalen Kopf rings umschließendes Haar, dunkle große blaue Augen, die frischeste Haut, einen schlanken, in den Hüften sich scharf abzeichnenden Wuchs und einen Mund, der bei dem wohlwollenden Lächeln, das ihn umspielte, zwei Reihen der schönsten Zähne zeigte. Und Oswald scherzte nur deshalb so viel mit dem kleinen Kindervolk, um sich an dem Zauber dieser schönen Zähne zu weiden, wenn Ernestinens leises und allmäliges Lächeln ihre Lippen in die Mundwinkel zurückdrängte. Anmuth ist allen Männern mehr werth als Schönheit, und Ernestine wäre sogar eine Schönheit gewesen, wenn sie sich ihren Teint auf einige Wochen von der Salonluft eines Theecirkels hätte bleichen lassen können.

Oswald schied von der Laube, in der er unter nicht gerade armen, aber, wie es schien, doch nicht im Ueberfluß lebenden Menschen vortreffliche saure Milch mit mürbem Schwarzbrot gespeist hatte, ziemlich spät. Er kam, da er den Kindern etwas schenken wollte, schon den folgenden Tag wieder; dann auch ohne Geschenk schon wieder am Mittwoch; darauf bezwang er sich, drei Tage auszubleiben, aber am Sonntag fehlte er gewiß nicht und es währte nicht vierzehn Tage, so wanderte er schon fast jeden Abend in die Gartenstraße, saß jeden Abend unter den Kindern eines Gärtners und den Enkeln eines armen Soldaten in einer Geißblattlaube und Ernestine fragte nicht einmal, wie das möglich wäre. Niemand fragte. Diese abendliche Wanderung war ihm Bedürfniß, den Andern Gewohnheit geworden. Die Wirkung seines vierten ungeschriebenen Empfehlungsbriefes war eine vollendete Thatsache und wenn es nach dem Erwarten seines Vaters gegangen wäre, so hätte sein Sohn Ernst gerade mit diesem Eifer, mit dieser Hingebung an den Diners des Obertribunalraths, an den Soireen des Finanzagenten und den anderweitigen, noch unbekannten Erholungen der noch immer auf ihren Gütern befindlichen Frau von Wolmany theilnehmen sollen. Einmal war Oswald in der That beim Finanzagenten Strack zu Tisch geladen gewesen, fand eine große Gesellschaft, aß vortrefflich, entfernte sich aber zeitig, um noch nach seiner Gartenstraße zu kommen. Es war Sonntag; rath- und thatlose Sonntagsnachmittage kannte er nicht mehr. Die Vorstadt hatte ihn ganz erobert.

Vor seinem Freunde Scharfeneck, der inzwischen zurückgekehrt war, hielt Oswald diese enge Beziehung zu einer armen Gärtnersfamilie denn doch geheim. Er konnte dem Freunde zwar nicht ganz ableugnen, daß ihn in der Vorstadt eine mit seinem alten Vater bekannte Familie fesselte; er gestand auch dem sarkastischen Lächeln des Freundes zu, daß sich im Schooße derselben allerlei blühende junge Welt befände, daß man scherze, tändle, lache; aber ein ihn bindendes Verhältniß konnte er um so mehr in Abrede stellen, als

in der That ein solches mit Erneſtine Waldmann nicht beſtand. Ernſt Oswald war zweiundzwanzig Jahre. Es iſt dies ein Alter, wo die Sehnſucht nach Liebe im Gemüthe der Jugend ebenſo lebendig, wie die Verehrung der Frauennatur eine faſt andächtige iſt. Kein Jüngling liebt in dieſen Jahren mit der ſtürmiſchen Ungeduld des Mannes, der nur erobern, nur beſitzen will. Der Jüngling würde ſeine Liebe zu entweihen glauben, wenn er ſich das ſchöne Bild ſeiner Verehrung zu bald zerſtörte. Er ſieht die Roſe blühen, athmet ihren Duft und betet ſie an. Tugend und Beſonnenheit in einem Mädchen weiß eine ſolche Hingebung Jahre lang an ſich zu feſſeln, ja in Schach zu halten, ohne daß jenes entſcheidende Wort fällt, das oft ſo gefahrvoll und in mancher Lage, wie hier, vielleicht unmöglich iſt. Oswald lebte in jenem Kreiſe wie unter den Seinen. Er liebte, aber eine Erklärung war nicht gegeben. Sie ſtand vielleicht demnächſt bevor, am wenigſten aber deshalb, weil ſie etwa verlangt wurde.

Mitten in dieſen zweifelhaften Zuſtänden ſagte eines Tages Scharfeneck, als dieſer mit ſeinem Freunde von ihrem gemeinſchaftlichen Mahle heimkehrte, wie beiläufig zu Oswald: Beſter Freund, deine dritte Adreſſe iſt angekommen! — Frau von Wolmany? — Frau von Wolmany; eine Witwe, von der ich zu meinem Erſtaunen gehört habe, daß ſie jung, reizend, hochgebildet und reich ſein ſoll. — Oswald beſtätigte, was auch er inzwiſchen in Erfahrung gebracht, daß Frau von Wolmany einſt einen bejahrten Gatten genommen hatte, früh Witwe wurde und mit Herrn Dämmer, dem Pfarrer ſeines Ortes, in freundlichem Zuſammenhange ſtand. Sie war von ihm erzogen worden und ſtand mit ihm noch in Briefwechſel.

Oswald erklärte, er hätte keine Neigung, dieſen Empfehlungsbrief abzugeben. Warum nicht? fragte Scharfeneck. Die Antwort, die er erhielt, war unbeſtimmt. Oswald wich einem klaren Geſtändniß aus, ſagte, auf eine junge, vornehme Weltdame wär' er nicht im mindeſten vorbereitet, ſprach von der Umſtändlichkeit ſolcher Beſuche, den „moraliſchen Koſten", in die man ſich zu ſetzen hätte, erklärte alle dieſe Beziehungen mit der großen Welt für lügneriſch, eitel, nichtig und führte die geringen Ergebniſſe ſeiner beiden andern Briefe an, um zu beweiſen, daß er Recht thäte, auf dieſen dritten nicht mehr zurückzukommen.

Scharfeneck ſchwieg eine Weile. Dann foderte er den Freund auf, mit ihm ſeine nahegelegene Wohnung zu betreten. Unterwegs ſchien er von dem Gegenſtande abgekommen. Doch in ſeinem Zimmer angelangt, nahm er ihn wieder auf. Die Fenſter vor der Herbſtluft ſchließend, eine Kiſte Cigarren vor Oswald öffnend, das Streichfeuerzeug ihm hinſchiebend, ſagte er wie in leichter, abgebrochener Anmerkung: Der Finanzagent wird dich ſchwerlich wieder einladen. — Wie ſo? fragte Oswald. — Ich habe gehört, alter Freund . . . Scharfeneck ſtockte. Oswald mußte lange drängen, bis er fortfuhr. Scharfeneck that es mit den Worten: Ich habe gehört, alter Freund, daß dich Herrn Strack's Familie kürzlich complet ausgelacht hat. — Oswald ſtutzte. Er dachte an das beſtandene Sonntagsdiner und beſann ſich, was ihm dabei konnte widerfahren ſein. Scharfeneck erzählte aber einen ganz andern Fall. Man hatte, ſagte er, in jenem Hauſe kürzlich eine Spazierfahrt beſchloſſen und machte ſie in eine entlegene Waldgegend an dem obern Ufer unſers Stromes hin . . . Dort im Sande langſamer fahrend, entdeckt man eine lautſchreiende, lachende, lärmende Geſellſchaft unter den breiten Aeſten der herrlichen Eichen und Buchen, die daſelbſt beiſammen ſtehen. Man kommt näher und findet ein Durcheinander von jüngern und ältern Leuten, in Hemdärmeln, theils ſich lagernd und ſchmauſend, theils in dem idylliſchen Spiele, das man Blindekuh nennt, con amore begriffen. Die Leute ſchienen dem Handwerkerſtande anzugehören. Mein Berichterſtatter, unſer College Dankmar Wildungen, der die Ehre hatte, die Partie des Finanzagenten und deſſen Damen zu begleiten, erkannte ſogar aus ſeiner Criminalpraxis einige zweideutige, ihm ſchon unter verſchiedenen Umſtänden vorgekommene Phyſiognomien, aber die merkwürdigſte Figur von

Allen war doch ein junger Elegant, der mit verbundenen Augen im Haschespiel hin und her tastete und eben einige junge, allerliebste Mädchen jagte, Mädchen, die allerdings charmanter sein mochten als Manche, die ihr Lebensziel darin finden, Chopin und Schulhoff vom Blatt zu spielen . . .

Oswald sprang auf. Die Glut der Scham färbte seine Wangen. Der Gedanke, bei dieser kürzlich in den Wald unternommenen Landpartie der ganzen zusammengerafften Vorstadtsbekanntschaft beobachtet, erkannt, lächerlich gefunden zu sein, lächerlich gefunden von dem weiblichen Theile einer ihm bekannten gebildeten Familie, . . . machte ihn sprachlos. Sein Stolz, durch diese Erzählung zu sehr gedemüthigt, konnte sich kaum sammeln.

Scharfeneck schwieg eine Weile. Es schien seine Absicht zu sein, den Stachel gründlich wirken zu lassen. Er zog ihn nicht heraus, bohrte ihn im Gegentheil nur noch tiefer ein, indem er die Berechtigung der Finanzagententöchter, so satirisch, wie sie gethan, den ganzen Tag über den Anblick des Blindekuhspielers zu lachen, mit allerlei Scherzen bestritt. Die Wirkung blieb bei Oswald dieselbe. Er war vernichtet, beantwortete keine einzige der Fragen, die Scharfeneck über die jungen Mädchen an ihn richtete, besonders eine, die Malvina hieß, an Reiz sogar Ernestinen überstrahlte und eine, wie er jetzt erst erfuhr, bewunderte Schönheit der ganzen jungen Stadt-Gentry war. Endlich aber reichte Scharfeneck dem Freunde die Hand und sagte:

Mein theurer Freund! Schließ Frieden mit deinem Stolz und faß' einen männlichen Entschluß! Diese kleine Welt ist deiner nicht würdig. Du hast dich in sie geflüchtet, um nicht mehr den schmerzlichen Druck des Verlassenseins zu fühlen! Du sehnst dich nach Liebe, Hingebung, gemüthvoller Anlehnung. Ich kenne dein gutes, weiches Herz. Aber sei aufrichtig und geh' einen Schritt weiter! Was wir Gemüth nennen, ist es denn nicht so oft nur unsere Muthlosigkeit, ja geradezu unsere Trägheit? Die ganze deutsche Nation beschönigt ihre Muthlosigkeit und ihre Trägheit mit diesem blumengeschmückten Aushängeschilde des Gemüths. Du gibst dich den nächsten und zufälligsten Umständen hin, weil du nicht wagen willst, dir andere zu erobern. Diese große Welt, die dir bis jetzt nur verschlossene Thüren und den Rücken gezeigt hat, will erobert, gewonnen, von der Hand eines kräftigen, markvollen Ringers gebändigt sein. Du fürchtest diesen Kampf vielleicht nicht aus Trägheit, ich denke, du kennst ihn nur nicht. Du glaubst, die hingeworfene Verurtheilung dieser großen Welt als einer nur herzlosen, kalten, egoistischen Sphäre genüge vollkommen, sie dir werthlos zu machen. Und was ist die Folge dieser Verachtung? Du setzest in deinem Werthe dich selbst herab. Ich kenne vollkommen den Reiz dieser kleinen Welt, wo uns Alles mit offenen Armen entgegenkommt, ja durch unsere Herablassung sich geehrt fühlt. Aber selbst an dem stolzen Egmont unsers Goethe hab' ich doch nie leiden mögen, daß der Dichter uns die ritterliche Gestalt eines Helden, der sein Haupt für die Freiheit seines Volkes auf den Block legen mußte, in einer, allen geschichtlichen Erinnerungen unverantwortlich widersprechenden Art, zum galanten Cavalerielieutenant, zum tändelnden nächtlichen Buhlen eines Bürgermädchens macht, die mit dem goldenen Schnur- und Litzenwerk seines spanischen Costüms tändelt. Es hat einen wohlthuenden Reiz, ein gutes Mädchen zu kennen, das, wenn uns ein Knopf am Rocke losgegangen ist, ihr Nähtischchen öffnet und ihn im Handumwenden wieder annäht; allein sich so mit seinem ganzen Werthe, mit seiner ganzen Zukunft an eine Idylle und an einen solchen Knopf mit annähen zu lassen, das kann nur ein Brackenburg thun, der mir immer wie ein weichmüthiger, neu etablirter junger Tischlermeister erschienen ist, trotzdem daß er von Brutus spricht und auf der Schule lateinische Exercitien gemacht haben will. Theurer Freund! Aufwärts den Blick! Immer emporgeschaut zur Höhe eines großen Zieles! Und wäre der Weg hinauf voll schwindelnder Klippen oder regenglatter Wege, müßte die Hand auch an knorrigen, dornendurchzogenen Aesten von wirrem Strauchwerk

sich festhalten, um nur einen ersten Vorsprung zu gewinnen, beklemmte die Brust auch die Angst um die fast unmögliche Rückkehr oder die Anstrengung des Steigens oder die Furcht vor einem verfehlten Wege oder vor bösen Geistern gar, die uns im Spuklichte des Mondes, wenn uns die Nacht überrascht, ein verzerrtes Antlitz zeigen und uns in Abgründe locken wollen, aushalten muß man und nur emporschauen in die Höhe, zu den Wolken, zu den Sternen! Was hinter uns ist, das zeuge erst für uns, während wir schon wieder weiterklimmen. Du vollends, Oswald, bist eine Natur, die sich keine Ruhe gönnen darf, die den Muth besitzen muß, mit Irrthümern zu brechen, selbst wenn sie dir wie deine Lieblingswahrheiten aussehen. Ich sage nicht, daß du den Tribunalrath hättest zwingen müssen, dir eine Stelle in seinem Testamente statt einen Stuhl in der Kirche anzuweisen, aber ich sage, daß ein Mann wie du, jung, gefällig, nicht ohne Mittel, jedenfalls nicht ohne die Mittel des Geistes, den Finanzagenten hätte zwingen müssen, eine Heirath mit einer von seinen, wie ich höre liebenswürdigen und gebildeten Töchtern zu bewilligen. Und ich wäre auch nicht einmal für einen solchen frühen Abschluß. Jeden Kahn, der dich eben an irgend ein Ufer gebracht hat, sollst du noch hinter dir wegstoßen. Die Welt nennt das Egoismus. Der Egoismus aber, der in kleinen Erfolgen Befriedigung findet, der sich genügt, im Unbedeutenden ein Herrscher zu sein, der ist viel größer und verwerflicher. Ueberlege dir, was du, um dich als Mann zu retten, in diesem Falle zu thun hast!

Oswald dankte dem Freunde von ganzem Herzen. Er erklärte, sein Entschluß bedürfe keiner weitern Erörterung; er würde die Vorstadt nie wieder besuchen; es verstünde sich von selbst, daß er sich von einer Neigung losrisse, die nur eine gemüthliche Schwäche gewesen wäre. Ueberdies versprach er, bei der jungen Witwe den dritten Brief abzugeben und, im Fall er freundliche Aufnahme fände, auch den Freund daselbst einzuführen. Beide schieden voll Uebereinstimmung und neu befestigter Herzlichkeit.

Um sich zu zerstreuen, die brennenden Wunden seines Stolzes und doch auch einen schon sich meldenden leisen Schmerz des Entsagens so traulich gewesener Gewohnheiten zu betäuben, ging Ernst Oswald dem Gewühl der innern Stadt zu. Was sonst selten geschah: er blieb bei manchem Schaufenster stehen, betrachtete glänzende Läden, sah auf manche Erscheinung des öffentlichen Lebens, die ihn sonst gleichgültig gelassen hatte. Oswald bekämpfte sich eben. Er suchte sich durch die Welt schon zu bezwingen. Wie er sich so durch die engen Durchgänge an den ersten Modemagazinen der Stadt vorbei einem kleinen freien Platze zuwandte, bemerkte er daselbst, dicht vor einem Modemagazin von europäischer Berühmtheit, aus einem vornehmen herrschaftlichen Wagen zwei Damen steigen, von denen die eine eine so außerordentliche Aehnlichkeit mit Ernestine Waldmann hatte, daß er auf den ersten Anblick hätte schwören mögen, sie wäre es selbst. Seines Irrthums gewiß, ging er weiter, verlor sich, mit Schmerz der nothwendigen Trennung gedenkend, in andere Straßen; die Aehnlichkeit der Dame mit Ernestine Waldmann war auffallend, aber doch nur eine Aehnlichkeit gewesen. Jetzt sah er, wie schön Ernestine war, wie gefällig sie hätte erscheinen können, wenn sie nicht arm und ohne Bildung gewesen wäre. Der Zufall führte ihn aber an die Stelle des ersten Anblicks zurück und unter mehren herrschaftlichen Wagen, die inzwischen vor dem großen Magazine sich hinzugefunden hatten, hielt noch dasselbe leichte elegante Gespann von vorhin. Oswald blickte, mehr wie um seine drückenden Empfindungen loszuwerden, als aus sicherer Erwartung, durch die Spiegelscheiben des berühmten Magazins. Es war voller Menschen. Die Ausdehnung dieser Räume hinderte, sie ganz zu übersehen. Den in glänzender Livree harrenden Bedienten der Equipage zu fragen, wem sie gehöre und welche Dame so sehr Ernestinen gleichen könnte, würde ihm eine Thorheit erschienen sein, um so mehr, als mit diesem Bedienten Jemand sprach, den er kennen mußte: ein

gewöhnlicher Mann in einem weißen Hute, den er schon öfters in den Kreisen der Vorstadt getroffen hatte und der ihm sogleich eingefallen war, als er vorhin von Scharfeneck hatte hören müssen, Dankmar Wildungen hätte bei jener Partie Physiognomien erblickt, die der Criminalpflege nicht unbekannt wären. Oswald besann sich, daß dieser immer mit weißem Hute gehende kleine gedrückte, etwa in den Dreißigen zählende Mann mit sonderbarer Vertraulichkeit von diesen geringen Menschen gewöhnlich Lude Wächter genannt wurde. Es war Oswald doch, als er diesen Mann sah und vielleicht nun doch Ernestinen wirklich in der Nähe vermuthen konnte, als schnürte ihm etwas den Athem zu. Er konnte nicht reden, nicht fragen; er unterdrückte mit Gewalt den Glauben, wirklich Ernestinen gesehen zu haben. Darauf entfernte er sich. Kaum war er aber einige hundert Schritte weiter gegangen, als er, sich umwendend, dieselbe Equipage erblickte, die rasselnd auf dem Straßenpflaster hinter ihm herflog. Die Damen fehlten nicht. Die eine saß ihm abgewandt und konnte nicht erkannt werden, die andere war in der That Ernestine. Daß sie es war, bestätigte ihm nicht nur ihr Erröthen, ihr erschreckendes Zurücklehnen, sondern ihr halber und doch ausdrücklicher Gruß. Oswald mußte an die Thür eines Hauses treten, um sich zu halten, um sich zu sammeln. Es war ihm, was er da sah, wie eine Traumerscheinung. Ernestine Waldmann in einem glänzenden Wagen, mit kostbaren Kleidern, wie er sie nie an ihr erblickt! Jede Vermuthung, daß sie plötzlich in die Dienste einer vornehmen Herrschaft hätte eingetreten sein können, wurde durch diesen reichen Spitzenhut, durch einen türkischen Shawl, den sie breit auseinandergelegt selber trug, widerlegt. In Oswald tobte und raste jetzt Alles nach Aufklärung. Er eilte zurück an das große Magazin — wir dürfen es wol nennen, es war das Gerson'sche in Berlin —, suchte an den noch haltenden Carossen jenen Ludwig Wächter, den er jedoch nicht mehr fand, trat dann im Magazin ein, fragte nach den beiden Damen, die eben die Räume verlassen haben mußten. Seine Lippen bebten ... Da die weitläuftigen Räume überfüllt waren, mußte erst dieser und jener Comptoirdiener gerufen, diese oder jene Verkäuferin befragt werden ... Man kannte die Damen nicht. Beide hatten sich Stoffe zeigen lassen und vorläufig nur einige Kleinigkeiten gekauft. Oswald trat aus dem glänzenden Hause und verglich sich einem Wanderer, den ein Irrlicht verlockte, oder mit dem Helden eines Märchens, mit dem ein Kobold im Walde Versteckens spielt. Zuletzt mußte er sich sagen: Die Gaukelbilder sind nur in dir, in deinem eigenen verschlossenen Auge! Welche Wirklichkeit lebte um dich her? Mit welchen Menschen verkehrtest du? Was hast du Alles dort draußen in der Vorstadt und unter dem Volke nicht gesehen? Wer ist Ernestine, die dir ein Mädchen der Armuth schien und die jetzt in einem glänzenden Wagen wie eine Fürstin an dir vorüberrollte?

Es läßt sich denken, daß er seinen Entschluß, für immer mit der Vorstadt zu brechen, noch um einen Tag aufschob.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Der Emporblick.)

Das Heimchen im Ohre.

Bleib' in dir und fürchte nur dich!

Das bekannte Heimchen im Herzen, der ewigsingende Mahner des Gewissens, bringt mich auf eine Geschichte auch von einem Heimchen im Ohre.

Eine Fahrt von Frankfurt am Main nach dem Bade Homburg war ehedem wegen ihrer Bereicherung in geographischen Kenntnissen berühmt. Man kam, wie noch jetzt, von den Verlockungen des grünen Tisches leichter im Beutel zurück, aber reicher

in Orientirung über unser liebes deutsches Vaterland. In den drei Stunden, die die Fahrt nach Homburg von Frankfurt am Main in Anspruch nahm, konnte man ein halbes Dutzend Dörfer passiren und vor jedem derselben einen Pfahl mit eines andern Herrn Wappen und mit eines andern Landes Zeichen sehen. Erst kam die freie Reichsstadt Frankfurt, dann sah man ein paar blühende Morgen Großherzogthum Hessen, dann einige reiche Baum-Aecker Nassau, dann einige Hütten Kurhessenland und zuletzt das Reich Homburg vor der Höhe mit seinen gehegten Rehen, seinen Ludwigs- und Elisabethenquellen und seinen hochherzigen, lange noch nicht genug gewürdigten uneigennützigen edeln Croupiers, den Herren Gebrüdern Blanc, den wahren Dynasten des Landes.

Im Sommer eine heitere Fahrt, wenn nicht im Juli die Witterung oft wandelbarer wäre als im April. Eine Fahrt nach Homburg, auf Sonnenschein bestellt, und ausgeführt bei düstergrauem Himmel, der nur der Phantasie eines Wetterunkundigen für den Nachmittag die schönsten Aufklärungen versprechen konnte — das war das Werk einer Dame, die zu jenen weiblichen Charakteren gehörte, die bei einer Landpartie mit Horaz sagen: Nichts kann sie irre machen und wenn Himmel und Erde einfielen! Und der Himmel fiel in der That an jenem Julitage ein. Vom Taunus bis zum Melibocus hinüber hingen Wasserhosen, die um Mittag so zu sagen in allen Nähten platzten. Ein Regen ergoß sich, dessen Ströme alle Wochenblättchen der Umgegend auf vierzehn Tage mit Schauerlichkeiten befruchteten. Brücken, Dämme wurden niedergerissen, Ufer blieben Tage lang unsichtbar, Saaten und Früchte lagen niedergeworfen. Alle Schlagbäume der verschiedenen Länder, die die von der heroischen Dame aufgebotene Gesellschaft zu passiren hatte, drohten ihre Farben zu verlieren und jeder aus ihnen herausgelangte Chausseegeldbeutelstock war im Nu so wassergefüllt, daß das bezahlte Geld sich in Strudeln und Wirbeln umdrehte.

Der Leser denkt vielleicht, ein geschlossener Wagen mit zugelegten Fenstern oder auch nur mit zugeknöpftem Seitenleder hätte den sechs Passagieren einen solchen Ueberblick über die Verheerungen eines Platzregens nicht gestatten können. Der Leser setzt vielleicht voraus, daß der Erzähler den berühmten Platzregen der Münchener Galerie von Bürkel vor Augen hat, dessen ländliche Sündfluten, watenden Kühe, irrenden Schafe und die von den Dächern stürzenden Gießbäche er von Oel zur Tinte abschreibt?... Nicht im mindesten. Dies Wetter wurde unmittelbar empfunden, unmittelbar bis auf die Haut durchlebt. Die Dame, der die Rosse und der Wagen gehörten, war eine von den Heroinen der Abhärtung. Sie fand in dieser Sündflut nur eine sanfte Erquickung der Natur. Ihr heißes Blut kühlte sich ab, je mehr die Tropfen anspritzten, je mehr ihre Wangen glühten. Sie lüftete sich wie bei Hundstagshitze, athmete wie in Jasminlauben. Sie fand in den entfesselten Elementen die süßeste Befriedigung ihrer zu den unverstandenen Seelen gehörenden Natur. Ich hätte immer diese Frau am liebsten auf einem Throne gesehen. Sie war reich, geschmackvoll, unternehmungskühn, Verächterin aller Rücksichten auf die gewöhnlichen Schwächen der Menschheit, mit fünfzig Jahren noch jung, eine geborene Semiramis, eine Katharina, die zwölf Städte hätte aus Nachmittagslaune niederreißen und hundert andre auf ein Freundeswort wieder aufbauen lassen können. Wenn eine solche königliche Amazone spricht: Zieht es Ihnen doch nicht, Doctor? Haben Sie doch nicht naß? Erkälten Sie sich doch nicht? wer könnte da als Mann seines Jahrhunderts, als souveräner Herr der Schöpfung, als Erstgeborener des Paradieses, von Rheumatismus und der Nothwendigkeit eines von allen Seiten entschieden zu schließenden Wagens sprechen? Im Gegentheil! Welche angenehme Luft das! Welche erfrischende Kühle! Wie so etwas von grundaus wohlthut! Wie die Nerven sich stärken und abhärten! Unvergeßliche Fahrt nach Homburg! Die rechte Schulter war zwar bis auf die Haut durchnäßt, aber man rief: In dem balsamischen Gewitterregen ginge ja das ganze Herz auf!

Das Opfer einer solchen gesellschaftlichen Lüge — es gibt deren größere — war endlich froh, als der Wagen über den durchweichten Kieselsand von Homburg rollte und unter dem trockenen Vorbau des Curhauses aufuhr. Es sollte gerade ein Concert gegeben werden von fremden Musikern. Schon erfuhr man, daß vor einem bei solchem Wetter vorauszusehenden kleinen Publicum die Musiker sich eilten, ihre Stücke abzuspielen; denn allzu lange feierte nicht gern Herrn Blanc's verhängnißvolle Kugel im Roulett, das so lange als Polyhymnia im Saale walten durfte entfernt wurde. ... Wie wir in den Saal traten, brauste eben vom Orchester herab eine rauschende Musik, wunderbar widerhallend, mächtig, von Cymbeln und von Flöten anschwellend zum Posaunenton. Und von dieser *ersten Sinnenwirkung* auf einen durch und durch erkälteten Körper schreibt sich die Geschichte vom *Heimchen im Ohre* her.

Wohl dir, lieber Leser, wenn du diesen Hausbewohner bei dir nicht zu bergen hast! Wohl dir, wenn du ihn gar nicht kennst und gar über ihn lachst, über diesen ungebetenen Gast, der sich's in den innern Gängen deines Gehörs für immer bequem machen kann und aus dem Schallbecken, dem Steigbügel und dem Trommelfell nicht mehr auszutreiben ist! O dieser ewige Reiter mit den Schlägeln vor sich, dieser kleine Kesselpaukenschläger bei der Cavalerie der Gedanken! Dieser ewige, quälende Ton, der in allen Schlüsseln, aus Dur und Moll, in deinem Ohre spielen kann, bald in die hohe Octave springt wie eine Pickelflöte, bald in den tiefen Alt wie ein unheimlicher Unkenruf! Das erste Mittel ihn herauszulocken, ein rüttelnder Finger in der äußern Höhle, wurde vom Heimchen wie Kinderspott verlacht. So lockst du mich nicht mehr weg von meinem stillen Plätzchen! Der Unhold, der dort fast wie zum Scherze neckt und nur Versteckens zu spielen scheint, summt und summt und klingt und klingt. Wart, du Eindringling, du sollst stärkere Proben kennen lernen! Eine spanische Fliege wird dich fangen! Die Fliege wird angelegt, zieht und zieht und spinnt und spinnt, das Heimchen läßt sich nicht fangen. Vampyre hinters Ohr, Schröpfköpfe! All' nichts: Heimchen sitzt tief, tief in den Nerven und die Vampyre haben nur Kraft über Adern und Blut. Ein Dampfbad! Umstimmung des ganzen Körpers! Hilft Alles nichts. Die homburger Fahrt, die Lüge männlicher Eitelkeit und die erste überraschende Erregung nach der Erkältung, die zufällig das *Gehör* getroffen, weicht vor keinen Wasserdämpfen und vor keiner Douche und unter keiner Brause mehr. Das Ohr summt und summt — und summt und summt in Ewigkeit.

Es war dies Uebel erst wie eine kitzelnde Fliege auf der Nase, die man haschen will und die doch nicht aufhört, uns zu necken. Man fing mit ihr ein Jagen, ein Versteckspielen an. Bist still! hieß es voll Zorn. Das Summen hörte nicht auf. O, man greift dich schon! Man rannte auf und ab, sang, griff in die Tasten eines Klaviers, trommelte mit Händen, mit Füßen — Gelt? Bist weg? Uebertäubt? — Aber die Hände und Füße ermüden und der ewige Tonfluß rinnt doch und rinnt und rinnt und gießt und gießt, ein hörbarer allgemeiner Landregen, ein wie von einem künstlichen Wehr niedergleitender innerer Seelenbach. Ich will dich aber nicht hören, schnöder Ton! ... Man nimmt Hut und Stock, rennt zum Thor hinaus ins Feld, man singt, man pfeift. Aha! Das rechte Ohr hört schon sich selbst nicht mehr — bei einem Gruße nicht, bei einer zufälligen Ueberraschung nicht, einem neuen Gegenstande nicht — sonst — ach! Sowie man wieder allein ist mit der stillen, gewohnten Anschauung, summt es und gießt und gießt. O so komm denn Schlaf! Komm, du rettende Nacht! Holder süßer Schlaf! Das Heimchen geht doch wol mit zur Ruhe? Vielleicht? Gewiß? Es singe sein Wiegenlied eine Weile, hübsch andächtig, immerhin ämsig, aber — auf die Länge? Nein! Das Ohr kann das keine Schlummertöne nennen — man springt auf, zündet Licht an, lacht, weint vor Zorn, man liest ein Buch, man sieht in die Nacht hinaus, aber das Heimchen liest immer mit, sieht immer mit zum Fenster hinaus, wo die stillen Brunnen gehen — erst als

das Auge, zu übermüdet, zu erschöpft sich endlich schließt, erst da ist der Gast still, vergessen, wie der Schlummernde sich selbst vergißt.

Das Heimchen im Ohre hat seitdem seit Jahren nun schon einen sichern stillen und festen Wächterposten in uns bezogen. Es steht Schildwache schon seit mancher Lebenskrisis am Ohre nicht nur, sondern dicht am Herzen, es läßt gute und böse Gedanken ein, ermuntert die einen, mahnt, straft, richtet die andern, und vor dem Heimchen muß sich Alles beugen und Alles rechtfertigen. Ist man einsam, so kann man schon sagen, man wäre nun doch nicht allein. Man ist immer zu Dreien: Du, die Welt und der Dolmetscher zwischen uns Beiden, der Sänger im Ohre. Seit man ihn ruhig als Kamerad bei sich duldet, hat er sich auch seine jeweiligen Flageolettöne, die über das eigentliche Thema hinausgingen, abgewöhnt; er bleibt nun bei der Dominante, dem einen Ton, der immer gleich, Tag und Nacht derselbe ist. Dieser Ton ist nun schon wie eine einzige gerade Linie, auf der man sein Leben hinschreiben möge, wie ein untergelegtes Linienblatt des Friedens und der Ergebung. Man vergißt sich noch oft, noch oft geht's hoch hinaus in der Seele über die Linie hinweg oder auch tief hinunter in die Nacht des Zweifels an sich selbst und der Welt, aber nach einigen kurzen Augenblicken der Besinnung sagt das Heimchen im Ohre sogleich, wo die gerade Linie gezogen. Wollte man des Heimchens Gesang in Worte übertragen, so spräche es wol vom Morgen bis Abend:

Ich singe dir die ewig rinnende Zeit! Ich singe dir, was weit, weither von einem hohen wolkenumschleierten Berge kommt, und was dahinfließt weit, weit wieder abwärts zu einem tiefen Meere der Zukunft hin. Weit? Es ist vielleicht nicht so weit, es kann unabsehbar fern, es kann auch nahe sein; aber tief ist's gewiß und auch zu einem Ziele geht's, wo plötzlich Alles schweigt, dein Denken, dein Fühlen, dein Thun und dann auch mein Mahnen und mein Singen! Wirf nun auch in den Strom deines Lebens hinein, was du noch willst; das Bett ist gemacht. Der eine Ton — die Linie — die Zeit — das Maß! Was auch dahineinfällt, es muß nun schon mit — muß mit hinunter den Strom — vorwärts, vorwärts zu dem letzten Ziele! Erwachst du jetzt schon, so bin ich dein erster Gruß, entschläfst du, bin ich dein letzter und selbst im Traume wecke ich dir Bilder des Stromes, Bilder vom Meere, Bilder von einem sanft hinuntergleitenden Nachen, der dein Leben trägt und dein beruhigtes Herz!

Wohl dir, wenn du dich *selber* hören kannst! Bleibe dir's *wohnlich* in dir! Lerne, *dich* bei *dir selbst* beherbergen und fürchte nicht Menschen, fürchte nicht Dinge — fürchte nur *dich*!

Anregungen.

Das Buch der Natur.

Kosmos, das All, das Weltall und Alexander v. Humboldt's Name! Man erwartete im Kosmos die Lösung des Welträthsels: „Entwurf zu einer physischen Weltbeschreibung" .... Warum sollte man nicht nur zu erfahren gehofft haben, wie und warum die Welt geworden, sondern auch wozu sie überhaupt da sei und was noch aus ihr werden würde und was jede Erscheinung auf ihr, namentlich der Mensch, vorstelle und was besonders aus Dem dereinst werden müsse... Bittere Täuschung! Der große Naturforscher hatte den Stein der Weisen *auch* nicht. Die Laien waren bestürzt und nur die Naturkundigen wußten, was sie hatten erwarten dürfen.

Die Alten behandelten die Naturwissenschaft fast so wie noch jetzt die wundersüchtigen Laien. Anstatt die Natur selbst zu befragen und *zu* beobachten, begnügten sie sich, über dieselbe *zu* philosophiren. Wir haben den Alten von eigentlicher Naturerkenntniß nur wenig zu danken. Was sie davon wußten, blieb das Eigenthum einer geringen Anzahl Bevorzugter. Ja *man* bewahrte sogar die Naturerkenntniß, wie z. *B.* bei den Aegyptern, als ein Geheimniß, dessen Inhaber, die Priester, vom Volke als Zauberer angestaunt wurden und als solche angestaunt

sein wollten. Von einem Volke wie die Römer war wenig für die Wissenschaft zu erwarten und die Völkerwanderung ließ derselben keinen andern Zufluchtsort als die Klöster. Die Gelehrten des Mittelalters, Mönche, schlugen wiederum den Weg der Alten ein. Goldmacher, Hexenmeister, Schwarzkünstler, Teufelsbanner waren berühmt und gefürchtet, bis der Engländer Baco von Verulam einen Grundsatz geltend machte, der so einfach ist, daß jedes Kind ihn übt, der aber damals für neu galt und starken Widerspruch fand. Baco foderte: Man sollte vor allen Dingen die Natur beobachten und möglichst viele Erfahrungen sammeln. Dieser Grundsatz wirkte Wunder. Männer wie Galilei, Kepler, Newton gestalteten die Weltanschauung um und gaben der Naturforschung, namentlich der Physik, einen neuen Aufschwung. Der Strom der neuen Forschungen und Entdeckungen war so unaufhaltsam, daß die damals größte Macht der Erde, die Macht der Kirche, nichts dagegen ausrichten konnte. Es ist unmöglich, die wichtigsten der seitdem gemachten Entdeckungen auf einem kleinen Raume auch nur anzudeuten. Ganz neue Wissenschaften entstanden, wie die Chemie und Geologie. Auch die Elektricitätslehre ist kaum hundert Jahre alt. Der Einfluß der Naturwissenschaften auf alle Lebensverhältnisse stieg zu nie geahnter Höhe und wir leben heute mitten unter Wundern der Wissenschaft und Industrie, deren jedes unsere Vorfahren in das höchste Erstaunen versetzt hätte. Vor dem elektrischen Telegraphen würde ein Physiker des vorigen Jahrhunderts so rathlos stehen wie ein Eingeborener Grönlands vor einem Palaste Venedigs. Unsere Fernrohre zeigen uns am Himmel, die Vergrößerungsgläser im innern Baue der Geschöpfe Dinge, von denen die Alten keine Ahnung hatten. Eine Reise um die Erde, ein Wagniß, dem man sonst drei Jahre widmen mußte, wird bald ein leichtes Abenteuer, eine Luftfahrt von wenig Wochen werden. Die Wellenlehre, kaum ein Menschenalter alt, setzt uns in den Stand, der feinsten aller Naturerscheinungen, dem Lichte, seinen Weg so genau nachzurechnen, daß man z. B. im Stande sein würde, vorher zu berechnen, welche Farbe auf einer Seifenblase erscheinen müßte, der man eine bestimmte Größe und Dicke geben wollte. Die verschiedenen Perioden, welche unsere Erde bei der allmäligen Ausbildung ihres Aeußern und Innern durchlaufen hat, stehen dem Geologen so bestimmt vor Augen, daß er nur etwa in Nebenfragen noch zweifelhaft ist, ja daß er genau bestimmt, in welcher Reihenfolge die Geschlechter der Pflanzen und Thiere auf der Erde entstanden sind, und ohne die Wünschelruthe eines Schatzgräbers entscheiden kann, wo man einschlagen müsse, um Erzadern oder Steinkohlenlager zu finden oder einen artesischen Brunnen zu bohren. Die Stoffscheidelehre, die Chemie, sagt, womit man einen Acker düngen und was man am besten darauf bauen müsse, ja sie macht sich jetzt schon zum Gesetzbuche für die neugestaltete Arzneikunde. Und doch bleiben noch so viele der schwierigsten und feinsten Fragen zu untersuchen! Was ist „Nerventhätigkeit"? Was ist „Leben"? Die Furcht, nichts mehr zum Forschen übrig zu behalten, quält keinen Naturforscher.

Die Naturwissenschaft hat noch einen andern Fortschritt gemacht. Sie hat sich die Aufgabe gestellt, ins Volk zu bringen. Noch im vorigen Jahrhundert war die Wissenschaft ausschließliches Eigenthum der Gelehrten, die es sogar unter ihrer Würde hielten, sie der größern Menge zugänglich zu machen. Heute suchen die besten Gelehrten einen Ruhm darin, allgemein verständliche Werke zu schreiben, und die berühmten Bridgewater-Bücher, die populären Schriften von Brandes, Littrow, v. Leonhard, Burmeister, Schleiden, Vogt, v. Humboldt, Carus, Liebig, Valentin und so vielen Andern fanden so viel eifrige Leser, daß die von ihren Nachfolgern und Nachahmern herbeigeführte Flut dieser Literatur kaum mehr zu bewältigen ist. Kein Mann von Bildung rühmt sich mehr, wie es vor nicht langer Zeit selbst viele Gelehrte thaten, in solchen Dingen unwissend zu sein. Die Naturwissenschaften sind, wenigstens in Deutschland, bis in die niedrigsten Schulen gedrungen und haben sich auf höhern einen ehrenvollen Platz, sogar eigene Anstalten, wie Real- und technische Schulen, erobert; die öffentlichen Museen, die Sammlungen der Anstalten und Privaten mehren sich täglich und ausgestellte Naturgegenstände finden begierige Beschauer, sodaß eine neue Pflanze sogar Reisende aus der Ferne anlockt. Der verständige Landmann fragt jetzt schon nach den chemischen Bestandtheilen seines Ackers, sorgt dafür, daß sein Sohn sich genauere Naturkenntnisse erwirbt, als er selbst besitzt. Geläuterte Ansichten über eine Menge Verhältnisse der Natur und des Lebens werden Gemeingut Aller. Der Aberglaube zieht sich immer mehr in seine äußersten Schlupfwinkel zurück und ein hier und da bemerkliches Aufflackern desselben ist vielleicht, was Naturthatsachen anlangt, das Letzte vor dem Erlöschen. Das Buch der Natur wird nicht so klein werden, daß die „Aufklärung" es wie im Taschenformat handhaben kann; aber es wird auch immer mehr aufhören, jenen riesigen Folianten zu gleichen, die, mit wunderbaren Zeichen und Bildern geschmückt, nur der Beschwörung eines eingeweihten Zauberers verständlich waren.

Die Schönheit des Alters.

Wem kann sie verborgen geblieben sein, die gewaltige Strömung der Gemüther jetzt nach dem Ernst und dem tiefern Sinne des Lebens hin! Es ist dieses Ortes nicht, die Strudel und Klippen aufzuzählen, die dieser Richtung in die wogende und mächtig wallende Bahn treten können. Kluge und schlaue Menschenfischer sehen wir genug von dieses Stromes Trübung Vortheil ziehen. Der Misbrauch hebt aber die Thatsache, die er auszubeuten sucht, selbst nicht auf. Ernster und feierlicher gestimmt denn je sind die Gedanken unserer Zeit. Selbst dem Scherze und seiner Ausgelassenheit sieht man an, daß er nur eine kurze Unterbrechung der Trauer, eine kurze Aufforderung zum Vergessen ist.

Diese Bemerkung drängt sich auf, wenn man seit einigen Jahren die Bilder des Spaniers Murillo immer höher in der Gunst des großen Publicums steigen sieht. Es ist fast, als hätte sich das Auge wenn nicht satt, doch etwas müde gesehen an den Reizen der italienischen Schule. Rafael's Madonnen, so heitere, so glückliche, lächelnde Mütter, seine Jesuskinder, so natürliche, sorglos spielende Knaben, sie sind nahe daran, von den ernsten, verklärten, wehmüthigen Madonnen des Spaniers und der feierlichen Erhabenheit des großen Mutterstolzes, den sie selbst anbetend auf ihren Knien trägt oder in ihren Armen hält, verdrängt zu werden. Diese Umwandlung des Geschmacks liegt eben in der Zeit.

Ich sah kürzlich in Paris ein Bild von Murillo, das mich mehr erhob als die heitere Ruhe der Sixtinischen Madonna. Es ist das 545ste in der neuen Anordnung des Louvre. Ueber fünf Fuß hoch, vier Fuß breit, stellt es, von einer Himmelsglorie, vom Gottvater und von der Taube behütet, die Jungfrau mit dem Kinde dar, dies selbst ein Kreuz entgegennehmend von dem Kinde Johannes, das Elisabeth emporhält. Die blaue, noch mehr aber die mattrothe Gewandung der Madonna verbreitet über dies Gemälde einen Duft, der wie ein eben anbrechender Frühlingsmorgen verklärend, rosig alles Lebende und Leblose verschönerud, in eine mit Worten unaussprechliche Stimmung versetzt. Es ist nicht ein Widerschein wie der der Rose, der in diesem Bilde so mächtige Zauber wirkt; auch nicht ein Widerschein wie der der Granatenblüte, auch nicht die dunkle Glut der Nelke würde in solcher Wirkung strahlen, sondern es ist, wie wenn am Fuße eines Altars am Marientage ein kleiner Wald von abgebrochenen Kirschen- und Apfelblütenzweigen hingestreut läge, so farbige, roth und weißgemischte Lichter liegen auf diesem Bilde.

Und dennoch würde das von der Farbe bestochene Urtheil sich von dem Eindrucke loswinden, würde dem Maler ein unverkennbares Streben nach Absicht, sogar ein bewußtes, ja kokettes Spiel und fast ein vornehmes Wesen — wie für die Bettkapelle einer Fürstin bestimmt — vorwerfen, wenn nicht alle diese Einwürfe verschwänden gegen die überwältigende Wirkung einer einzigen Figur, zu den Füßen der Madonna, der heiligen Elisabeth. Unter so viel Jugend, Schönheit und Glanz die heilige Elisabeth, eine Matrone, eine Greisin, ja, um das ganze Geheimniß des Reizes auszusprechen, die Mutter einer Mutter, eine Großmutter. Die Idealitätsmaler sagen vielleicht: Was ist da weiter? Sie würden auch diese Großmutter gemalt haben mit den hergebrachten Verschönerungen des Alters, die Runzeln ausgeglichen, die welken Lippen gemildert. Das ist es eben nicht, was hier wirkt. Murillo malte eine wirklich alte Mutter einer Mutter, eine Großmutter in all ihrem strengen Ernste, in allen Spuren ihrer durch die Erfolge vielleicht nicht belohnten Mühen, mit allen Furchen ihrer noch wachen Sorgen, eine vollkommene, echte Matrone. Und diese Greisin, dies Alter so mitten unter dem Lichtglanz der Jugend und der aufkeimenden Schönheit, dieses mitaufgenommene Endziel all' unsers Lebens verklärt das ganze Bild. Dies Alter gibt ihm Jugend. Die ungeschmückte Wahrheit schmückt es. Man sieht nun eine wirkliche, echte Familie in ihren ab- und aufsteigenden Altersstufen, von dem lockigen Scheitel eines Kindes an bis zu dem Schnee im ehrwürdigen Haar einer Matrone. Die Wahrheit und Würde dieses Bildes ergreifen das ganze Herz.

Die Albums-Gedanken.

Ein Schauspiel für Götter, wie die Dichter singen, würde sicher dann immer gefeiert werden, wenn die Menschen in allen Lagen so handeln und immer so denken wollten, wie sie sich in Stammbüchern und Albums geben.

Wie erzieht man zur reinen Humanität?

Nach dem Grundsatz, daß unsere meisten Fehler übertriebene Tugenden sind.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 2.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Zweites Capitel.

Der Emporblick.

Ernst Oswald hatte den Beruf der Rechtskunde und Gerechtigkeitshandhabung zwar nicht aus besonderer Neigung gewählt, aber so weit war ihm doch der leitende Grundsatz der Juristen: „Jeder Mensch gilt so lange für schlimm, als nicht von ihm das Gegentheil bewiesen ist", gegenwärtig, daß er sich auf dem Wege nach der Vorstadt in Vermuthungen über Ernestine Waldmann und ihre Begleiterin erging, die nicht frei von sittlichem Mistrauen waren. Er fand Ernestinen nicht daheim. Auch der Vater war in Geschäften abwesend und die ältern Brüder arbeiteten in einer Fabrik, nicht, wie er anfangs geglaubt hatte, im Gartengeschäft. Der alte Großvater war, was er schon lange bemerkt hatte, kindisch und unzurechnungsfähig, aber von den im Hause befindlichen kleinern und mittlern Geschwistern erfuhr er so viel, als ihm hinreichend schien, sich schmerzlich genug aufzuklären. Man erzählte ihm auf seine Fragen über den gestrigen Tag, daß es keineswegs eine Fürstin oder Gräfin gewesen wäre, mit der die Schwester in einem glänzenden Wagen sich befunden haben konnte, sondern jene schöne vielbesprochene Malvina Wilde, die sich seit geraumer Zeit nicht hätte sehen lassen, gestern aber in einem prachtvollen Wagen, in Sammet und Seide und mit einem Bedienten vorgefahren gekommen wäre und erzählt hätte, sie wäre durch eine unerwartete Erbschaft plötzlich steinreich geworden. Wie man noch gegafft und gestarrt hätte, wäre Ernestine von ihr ersucht worden, sie zu begleiten. Sie hätte es gethan und eben wäre wieder die Schwester bei der Freundin...

Oswald hatte genug gehört. Er verstand, was Malvina Wilde eine „Erbschaft" nennen konnte... Das Herz zuckte ihm in innerster Brust. Er sah Ernestinen noch unschuldig, aber in grenzenlosester Gefahr. Sich nun zwischen diese Gefahr werfen, eigenmächtig in ihr Schicksal und ihren Lebensweg eingreifen, weiterfragen, weiterforschen, handeln — dazu hätte er Scharfeneck's so tiefgebilligte Mahnung zum Emporblick und den Gedanken an

seine Würde vergessen müssen. Sein Inneres war schmerzlich bewegt, zerrissen. Er schied zögernd, voll Wehmuth sogar, beschloß auch anfangs, wiederzukommen — den Vater zu warnen, die Brüder zu warnen; doch wieder allein mit sich, verschob er diese Wiederkunft von Tag zu Tag — von Woche zu Woche. Er riß zuletzt mit Gewalt den Gedanken an Ernestinen aus seinem Herzen, sich zwingend, an den ganzen Kreis, in dem er damals gelebt hatte, nur noch mit entrüstetem Stolz und völliger Nichtachtung zurückzudenken.

Darüber verfloß der Winter. Schon daß man nicht aus der Vorstadt das geringste Zeichen des Erstaunens über das plötzliche Abbrechen seiner Besuche gab, bestätigte ihm den Verdacht, daß auch Ernestine, verleitet durch Malvina Wilde, einem bekannten traurigen Looſe der Armuth verfallen war. Ihn in seinem Schmerze aufzurichten fand sich manche Zerstreuung und seine besondere Zuflucht wurde das Haus der Frau von Wolmany. Diese Dame war allerdings nicht mehr so jung, als Scharfeneck geglaubt hatte. Sie war in dem Uebergangsalter von einer Jugend, die man nicht mehr, auch dem Scheine nach, behaupten kann, zu demjenigen Alter, dem man, wenn man ohne Kinder und ohne unerlaubte Gefallsucht ist, allmälig die Unterlage eines höhern und darum dauernden Reizes für die Gesellschaft zu geben bemüht ist. Frau von Wolmany wollte gefallen, aber innerhalb edler Grenzen. Sie war reich genug, ihr Haus zum Mittelpunkte der interessantesten Begegnungen zu machen. Künstler, Gelehrte, Staatsmänner fanden nicht nur die entsprechendste Aufnahme, sondern wurden, wie dies bei allen Geistesarbeitern, um sie zu fesseln, nothwendig ist, ausdrücklich von ihr gesucht, mit Absichtlichkeit von ihr herangezogen, sogar verwöhnt und um etwaige Vergeßlichkeit oder Außerachtlassung sonst üblicher Rücksichten nicht im mindesten mit Empfindlichkeit bestraft. Sie hatte jeden Abend Gesellschaft. Fast immer war bei ihr eine Unternehmung im Werke, eine musikalische oder literarische Vorbereitung, und sollte aus letzterm Bereiche auch nur die Vorlesung eines neuen Dramas oder einiger gefälligen Gedichte zur Ueberraschung kommen. Mit besonderer Vorliebe pflegte sie ihre Montage, an denen jeder ihrer Hausgäste, die es damit wagen durften, der Reihe nach einen Vortrag hielt. Oswald war in nicht geringer Verlegenheit, als er im November erfuhr, daß auch ihn die Reihe, etwas lesen zu müssen, etwa im Februar treffen würde.

In dies gesellige, anregende, immer offene Haus ward auch Scharfeneck eingeführt. Die ruhige, klare, wohlwollende und auf Prüfung sich stützende Weise dieses jungen, mit gefälligen Formen ausgestatteten Mannes wußte sich einen ganz besonders sichern Erfolg zu erwerben; doch trat Oswald darum nicht in den Schatten. Sein inneres und äußeres Wesen wuchs. Eine lange etwas niedergehaltene Kraft der Entwickelung sprang wie mit stählernen Springfedern empor und gegen die Frühjahrszeit hin hatte Scharfeneck nicht nöthig, einige male auf den Kreis, in dem Oswald im Sommer gelebt hatte, mit Ironie zurückzukommen. Er fragte nach einem, in einer großen Fabrik angestellten Buchhalter Wenk, nach einem jungen Commis Sigmund Hartmann, nach einer Wäscherin Peltzer, nach einem Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln Bietz... Oswald, fast verletzt, wich aus und wollte nicht Rede stehen. Befremdender und zur Neugier reizend konnte es scheinen, als zuweilen Malvina Wilde, auch Ludwig Wächter genannt wurde, aber Oswald ging auf nichts mehr ein. Erst da trat mit unausweichlicher Macht die Vergangenheit wieder auf, als Oswald eines Tages Scharfeneck auf einem Verhörzimmer des peinlichen Amtes besuchen wollte und dieser zu ihm sagte: „Ernst, verlaß das Zimmer! Jeden Augenblick kann Jemand eintreten, den so wiederzusehen dich mit schmerzlichen Empfindungen erfüllen müßte!" Wie Oswald noch zögerte, noch die Fürsorge des Freundes bei keiner Möglichkeitsvorstellung unterbringen konnte, kam die Sorge schon zu spät. Die Thür öffnete sich und ein junges, einfach gekleidetes Mädchen trat blaß und schüchtern herein. Es war Ernestine.

Sie zu grüßen und anzureden vermochte Oswald in einer ihn sogleich sprachlosmachenden Bestürzung nicht. Aber auch um sich zu entfernen fehlte ihm die Kraft. Er trat von dem hohen Lehnstuhle, auf dem Scharfeneck neben seinem Protokollführer saß, zwar zurück, brachte aber seinen Entschluß, nicht Zeuge der hier bevorstehenden Verhandlung zu werden, nicht weiter zur Ausführung als bis zum letzten Fenster des Saales. Er wandte den Rücken und Scharfeneck hatte schon mit der im Gegensatz zu dem Tage bei Gersons fast ärmlich Gekleideten ein Verhör begonnen, das wörtlich so lautete:

Wie heißen Sie? — Wilhelmine Ernestine Waldmann. — Wie alt sind Sie? — Neunzehn Jahre. — Wo wohnen Sie? — Oswald erstaunte nicht, eine andere Wohnung als die des Vaters zu hören. — Leben Ihre Aeltern noch? — Nur mein Vater, ein Gärtner in der Vorstadt. — Womit beschäftigen Sie sich? — Die Pause, die hier eintrat, griff Oswald so ins Herz, als streckte eine eisige Hand gegen ihn krampfhaft ihre Finger aus. Ernestine sagte: Ich nähe Wäsche für ein Nachweise-Bureau, das unter der Leitung des Frauenvereins steht. — Wie viel Brüder besitzen Sie? — Fünf. — Ist Ihnen bekannt, daß der Aelteste, Heinrich, schon zwei mal in Untersuchung war? — Ja. — Kannten Sie die Betheiligung des zweiten Bruders Wilhelm? — Nach der Untersuchung gegen Heinrich. — Kennen Sie die Vergehen, deren sie schuldig sind? — Diebstahl bei Nachbarn. — Seit wann sind Ihnen diese Vergehen bekannt? — Seitdem ich das Haus meines Vaters verließ. — Ihr Vater ist schwach und vernachlässigt seine Pflichten? — Die Mutter fehlt. Meine zweite Schwester läßt sich an, ihr ähnlicher zu werden, als ich es leider bin. — Warum leider? — Weil ich meinen Brüdern gegenüber keine Gewalt habe. — Kennen Sie Malvina Wilde? — Ja! — Seit wann? — Sie ist Schulfreundin von mir. Auch wohnten ihre verstorbenen Aeltern in unserer Nähe. — Wie kannten Sie Malvina Wilde von Charakter? — Froh und gutmüthig, unwahr und eitel. — Sind Sie früher von der Verbindung unterrichtet gewesen, durch die Malvina Wilde im vorigen Herbst drei Wochen lang eine auffallende Existenz führte? — Ernestine erröthete und sprach ein festes: Nein! — Sie behauptet aber, ihre Einkäufe immer mit Ihnen gemacht zu haben? — Einmal nur! Ich ließ mich von einer ihrer fast unwiderstehlichen Unwahrheiten, in denen sie Meister ist, täuschen. Das Vorfahren in einem Wagen mit einem Bedienten schien mir zu überraschend, um eine Erfindung zu sein. Ich war Thörin genug, ihr einige Tage zu glauben. — Haben Sie sie seitdem wiedergesehen? — Auch nur einmal. — Auf welche Veranlassung? — Sie kam mit Thränen zu mir, klagte, daß sie Feinde hätte, die ihr das Leben verbitterten und all ihr Glück zerstört hätten. Man hätte sie als Schwindlerin verklagt. — Was verlangte sie von Ihnen? — Ich sollte von den kostbaren Dingen, die sich jetzt hier auf dem Gerichte von ihr befinden, aussagen, daß sie diese sämmtlich mit mir damals schon im Herbste auf unserer ersten und einzigen Ausfahrt sich für ihr damals schon besessenes Geld gekauft hätte. — Haben Sie sich diese Dinge draußen angesehen? — Ja. — Können Sie bezeugen, daß sie sämmtlich damals von Ihnen gemeinschaftlich gekauft wurden? — Nur von einem Hute kann ich es und von einem Shawl; sie waren beide für mich zum Geschenk bestimmt. Ich nahm sie nur deshalb in dem Laden an, um das Aufsehen zu vermeiden, wenn ich diese Sachen zu tragen ablehnte, stellte aber nach einer halben Stunde schon Beides zurück. Malvina hat diese Dinge, gutmüthig wie sie ist, mir noch immer aufbewahrt. Alles Uebrige an Ringen, Brochen, Kleidungsstücken ist mir unbekannt und kann erst in neuerer Zeit von ihr angeschafft worden sein. Ich will dies beschwören. — Sie können abtreten, wenn Sie vorläufig das Protokoll noch einmal durchgelesen und unterschrieben haben. — Ernestine ergriff die Blätter, stellte sich so, daß sie Oswald's nicht ansichtig wurde, las wahrscheinlich ohne Bewußtsein, voll Vertrauen,

unterschrieb und entfernte sich mit mühsamer Fassung, aber in einer unverkennbaren sittlichen Erhebung und würdevoll.

Oswald hatte die Hand ans Herz gelegt. Es drohte ihm zu zerspringen. Es stand bei ihm fest, daß er zwar das selbst von ihm verkannte, arme, eingeschüchterte und durch eine leichtsinnige Freundin so beschämte Mädchen hier nicht anreden konnte, aber er hätte sich der entschiedensten Herzlosigkeit anklagen müssen, wenn er nicht beschloß, sie noch heute in der von ihr genannten Wohnung aufzusuchen. Es lag in Ernestinens Ton, in ihrer Haltung, in ihrer Art sich auszudrücken etwas so unendlich Elegisches, etwas so neu ihn Anziehendes, daß er ihrer, obgleich sie von der Frische, die die freie Luft des Gartens sonst ihren Wangen angehaucht, schon verloren hatte, jetzt wieder mit wahrer Schwärmerei gedenken mußte. Die sanfte Blässe, das öftere Erröthen gaben ihr in seinen Augen geradezu etwas Verklärtes. Und Scharfeneck ahnte wohl die Folgen dieser zufälligen Begegnung. Er sprach sich auch, als beide Freunde nach einem geheimen Verhöre, das Scharfeneck noch mit Ludwig Wächter, dem Manne mit dem weißen Hute, anstellte, und sie später wieder zusammentrafen, darüber mit ängstlicher Besorgniß aus. Es thut mir leid, Oswald, sagte er, daß du Zeuge einer solchen Scene werden mußtest. Dem verkannten, armen, allerdings interessanten Mädchen war diese Vernehmung vor Gericht nicht zu ersparen. Daß sie so grausam dadurch geschärft sein mußte, dir zu begegnen, thut mir herzlich leid. Uebrigens muß ich dir sagen, es ist kaum glaublich, was sich damals Alles im Stillen um dich her bewegt hat, sich vor dir verbarg und von deinem gutmüthig Alles verschönernden Auge nicht beobachtet wurde! Schon seit sechs Wochen hab' ich die Verwickelungen ganz einfacher, ihren Keimen nach in einer ländlichen Idylle entsprungener Thatsachen und Begegnungen zu lösen. Ich will heute Abend versuchen, davon ein Bild in der Vorlesung zu geben, die ich bei Frau von Wolmany halten muß. Ich möchte dir das Versprechen abnehmen, Oswald, daß du Ernestinen nicht früher wieder aufsuchst, bis auch du meinen Vortrag gehört hast.

Oswald hatte Bedenken, fürchtete, etwas Ernestinen Verletzendes, vielleicht gar ihn selbst Betreffendes zu hören... Aber Scharfeneck sagte: Du trugst neulich eine Art Dorfgeschichte aus unserer Heimat vor. Ich will einmal eine Stadtgeschichte vortragen, bei der du weder mit verbundenen Augen, noch sonst in deinem und leider so allgemein verbreiteten harmlosen Glauben an das „edle, sittliche, gute" Volk persönlich sollst gekränkt werden. Versprich mir jedoch —

Oswald brach des Freundes Bedenken ab... Der Abend kam heran. Eine große Gesellschaft hatte sich versammelt. Die Kerzen brannten. Frau von Wolmany hatte den Tisch des Vorlesers mitten unter Blumen und hängende Rankengewächse gerückt und Scharfeneck trat vor, blickte etwas sarkastisch, suchte nach Oswald, der sich in einem Winkel verborgen hielt, und begann erst mit einer Bitte um Nachsicht für eine städtische Dorfgeschichte. Glücklicherweise, sagte er, haben wir es in unserm Geschmack dahin gebracht, uns für die kleinen Abenteuer von Bauern, Milchmägden, Viehhirten, Rekruten ebenso zu interessiren, wie man sich sonst für Undine und Kühleborn, Schlemihl und seinen Schatten, Goethe's Eugenien und Theresen, Natalien und Ottilien interessirte. Ich bitte, mein kleines Lebensbild zu nennen: „Die Weihe der Arbeit", oder wenn Sie einen humoristischen Titel lieber wollen: „Die Kartoffelsetzer."

Man lachte und ermuthigte dadurch den allbeliebten jovialen jungen Mann, zu beginnen. Oswald horchte zu erfahren, mit welchen Menschen er nun eigentlich umgegangen wäre. Er war auf eine Satire gefaßt und eine mit den derbsten Strichen.

Drittes Capitel.

Die Weihe der Arbeit.

Ich führe, las Scharfeneck, die Aufmerksamkeit der geehrten Hörer — die Hörerinnen stell' ich bei so unromantischen Gegenständen aus Artigkeit in zweite Linie — auf eine Gruppe von Menschen, die sich in der Nähe einer großen Stadt eine eigenthümliche Aufgabe gestellt haben. Sie wandern, einige zehn oder zwölf Köpfe stark, aus Männern, Weibern, Kindern bestehend, von den Thoren des rauschenden staubigen Chaos, in dem sie leben, an einem Sonntage in aller Frühe hinaus aufs Feld und wollen, es ist im Monat Mai, acht Tage nach dem grünen Pfingstfeste, jenen Spruch des Dichters: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo man eine Frage an das Schicksal frei hat", auf ein Stück Ackerfeld beziehen, das in der Ausdehnung von hundert Quadratschuhen zwischen einem blühenden Weizengrunde und einem Mastenwald von Hopfenstangen sich mehre Jahre als ergiebiger Boden für eines Bauern Rapssaat bewährt hat und diesmal in der Brache gründlich ruhen sollte. Ihre Hoffnung auf eine Ernte ist auf das tägliche Brot des Jahrhunderts, die Kartoffel, gerichtet. Mit der Kartoffel wagen sie einen Dilettantenversuch im Ackerbau, der in großen Städten nichts Seltenes ist. Man miethet einem Bauer, der Armen und Reichen täglich die Milch bringt, ein Stück Feld ab zu einer einmaligen Kartoffelernte. Man entlehnt von ihm, wenn er sie billig gibt, die Satzfrüchte. Im andern Falle bringt man auch selbst seinen Sack voll Aussaat mit und sieht dann zu, was Gott bescheren wird.

Es versteht sich von selbst, daß die Gruppe dieser „Kartoffelsetzer" nicht etwa aus unsern reichen Brauherren oder Bäckern oder Fleischern besteht. Es sind geringe Leute, die mit dem ersten Sonnenstrahl heute vom Bett sich erheben und die ihnen einzig übrige Zeit, den Sonntag, anwenden, um die von ihnen gemietheten hundert Quadratschuh umzugraben, dann mit mehren vom Bauer entliehenen Hacken Gruben und Grübchen zu machen und diese mit einer Aussaat zu füllen, die der Bauer gleichfalls bereit halten wollte. Doch sind es auch wieder nicht Bettler, die daher vom Thore wandern, an den Kirchhöfen und Schenken vorüber, das erste größere Dorf bei Seite liegen lassen und um neun Uhr endlich an dem Vorwerke Rugenwalde anlangen. Es sind Leute aus den Mittelschichten, Handwerker, Gesellen, auch ein Meister unter ihnen, deren Weiber, Hausfreunde und die mit Körben belasteten Kinder. Die Männer gehen in Hemdärmeln. Ihre Röcke tragen sie auf Ziegenhainern oder krummgehalsten Schlehdornstäben. Im Sonnenschein funkeln die reinen Hemden, die eine scharfe Kritik ertragen müssen, denn die Führerin des ganzen Zuges und ihre leitende Seele ist eine berühmte Wäscherin.

Der Bauer und sein Gesinde waren in die Kirche nach Buchenau hinüber. Doch hatten einige Kinder die Instruction erhalten, die „Stadtmenschen" (im Gegensatz zu den „Bauersleuten") zum Feld hinauszuführen und ihnen einige kleine Säcke voll Kartoffelaussaat und eine Anzahl Spaten, Rechen, Handhauen zur Verfügung zu stellen. Nach einem herzhaften Frühstück ging man um halb acht Uhr an die Arbeit, die sich keineswegs gering anließ, denn der Bauer gab seinen Acker gerade nur so, wie er im vorigen Jahre seinen letzten Raps von ihm geerntet, ihn dann umgepflügt und so zu einer längern Pause bestimmt hatte. Der Gatte der Wäscherin, Steinsetzer, brummte über den Mangel an Vorbereitung nicht wenig; aber seine Frau, seine Schwester, sein Schwager, ein Schneider von einer besondern Muthigkeit, dessen Altgesell, ein dürres, flügges Junggesellelein, drei erwachsene Töchter des Schneiders, ein besonders anmuthiges, sehr gefälliges Mädchen, das man Malvina nannte, Alles ermunterte sich wechselseitig, den Muth nicht sinken zu lassen, sondern mit dem Werke um so mehr zu beginnen, als von Stunde zu Stunde

neue helfende Hände von der Stadt nachkommen würden. Die Männer ließen Getränke wandern. Die Kinder sangen. Die Frauen lachten. Es ging flink und lustig und die anfeuernde Kriegsmusik kam besonders von zwei Menschen, die, obgleich mit verschiedenen Mitteln, doch zugleich die Hände und den Geist in Bewegung setzten. Die eine muthige Trompete blies Malvina, die andere ein junger Mann mit feinern Gesichtszügen, zierlichem Bart um Lippe und Kinn, sauber gefälteter Wäsche, ein junger Mann, den man Hartmann nannte, die Kinder wol auch Sigmund. Malvina trillerte und wirbelte wie eine Lerche, jubelte und zwitscherte. Sie wußte die Arbeiter anzufeuern mit den schönsten Opernreminiscenzen; denn sie hatte sehr oft Billets und sogar an einem Abend für sämmtliche Theater zwei. Sah man das volle, blühende junge Mädchen mit dem Spaten, den auch sie führen wollte, und verglich dabei ihre städtische Tracht, den zierlichen durchbrochenen Strohhut mit fliegenden langen Seidenbändern, eine schwarze Echarpe von Seide und ein Sommerkleid, unten mit dreifachen Volants, so hätte man wirklich glauben dürfen, hier würde eine Theaterscene gespielt. Es war Margarethe in den Hagestolzen und gerade so wie aus der Maskerade gekommen. Die zarten Hände, die nur das feinste Bügeln bei Frau Peltzern, ihrer „Tante", besorgten und die im Kräuseln und Plätten der schwierigsten Chemisettenfalten ihres Gleichen suchten, fanden sich zwar mit dem Spaten nicht zurecht, das zierliche Füßchen mit den leichten Sommerkamaschen von Nanking und den Perlmutterknöpfchen daran konnte dem eisernen Scheit keinen Nachdruck geben, aber ihre Mitwirkung war und sollte nur sein eine moralische. Sie belebte die ganze Unternehmung. Sie lachte, sie scherzte, sie sang, sie spottete, und in dem Altgesellen Leimgang, der sichtlich, trotz seiner Jahre, und vielleicht gerade wegen ihrer in sie verliebt war, in dem hätte sie heute geradezu einen Wettkampf mit allen Arbeiten des Hercules hervorbringen können. Tante Peltzer warf ihr zuweilen gewisse Blicke zu, die von einem Nachsinnen Kunde gaben, das viel ausdrücken konnte. Der Hauptsinn dieser oft schmunzelnden, ja zuweilen unheimlichen Blicke war jedenfalls der: „Schone dich nur, Malvina, sonst liegst du da und hast die Bescherung!"

Die andere Belebung und Anfeuerung, die von Herrn Sigmund Hartmann, einem jungen Handlungscommis, ausging, war gleichfalls eigenthümlich. Der ergriff auch den Spaten, merkte jedoch bald, daß seine Cigarren mit solcher Arbeit in Collision kamen. Er hatte sich dieser Partie nicht etwa als Interessent an der Ernte, sondern nur deshalb angeschlossen, weil er in Malvina eine Liebe zu ihm voraussetzte. Er ließ bei Frau Peltzer waschen und zog sich die Achtung dieser umsichtigen Frau besonders durch seine Genauigkeit, deutsch: Accuratesse, zu; denn Sigmund Hartmann war einer derjenigen ihrer Kunden, die am schwierigsten zu behandeln waren, obgleich sie für einen Geheimrath und sogar einen jungen Grafen wusch, dessen Vertrauen sie selbst in der Auswahl seiner Completirungen genoß. Sie war es, die dem jungen Grafen Luchsifuchsi die Leinwand ankaufte; sie ließ für ihn nähen und hielt ihm auf eine Art das Haus zusammen, die ohne Zweifel den Neid seines ersten Bedienten, Herrn Morbiller, erregt hätte, wenn nicht Beide in allen diesen Geschäften, wie noch in einigen andern, vorgezogen hätten, Hand in Hand zu gehen. Sigmund Hartmann war indessen noch „eigner" als Graf Luchsifuchsi, der doch seinerseits für einen jugendlichen und nur seinen Erfolgen lebenden Don Juan galt, „eigner" und accurater sogar als sein Kammerdiener Morbiller, der im Punkt seiner Vorhemden mit seiner sonst besten Freundin, Frau Peltzer, nicht immer harmonirte.

Und Malvina schien wirklich Sigmund Hartmann zu lieben, obgleich dieser auf den ersten einfachsten Kennerblick ein Tyrann war, ein junger Mann voll Eitelkeit und dem gefährlichsten Selbstgefühl. Sie bewies ihre Liebe durch Neckereien. Da es Herrn Hartmann unmöglich war, beim Graben, Setzen, Schaufeln seine Cigarren zu rauchen, deren er sich ein Dutzend für den Sonntag in einem Strohetui mitgenommen, so gab er sich

das Ansehen, als stünde er über dem ganzen Vorhaben dieser Gesellschaft, und ließ sie es merken, daß sie es sich zur Ehre anrechnen sollte, wenn er sie unterstützte. Und sie rechnete es sich wirklich zur Ehre. Sie ertrug, daß Hartmann unausgesetzt die Hoffnungen verspottete, die man auf die Octoberernte setzte. Allgemein war die Bewunderung vor seinen: Auch nicht übel! A la bonne heure! Merkst du was? Zwei Schritt vom Leibe! und ähnlichen sogenannten „Witzen". Hartmann war in Frankreich gewesen, und ohne seine eigene Mutterspräche richtig zu sprechen, warf er mit französischen Brocken um sich, die sich in eine ans Aeffische streifende Nachahmung verloren. Wenn er dann und wann seinen Spaten ergriff und Miene machte, einen Haufen Erde abzustoßen oder zuzudecken, so rief er wie ein französischer Aufläder: Hé! Holà! Houp! womit er eine unbeschreibliche Wirkung bei Jung und Alt hervorbrachte. Mochten diese aber noch so sehr über ihn lachen, noch so sehr sein Hé! Holà! Houp! bewundern, wie wir einen treffenden Einfall von Swift oder Voltaire bewundern, das hinderte ihn nicht, in dem Falle, wenn ihm von ihren Spaten auch nur ein Sandkörnlein an seine weißen Piquébeinkleider sprang, in hellen Zorn auszubrechen und Worte zu rufen von eisiger Gemüthskälte. Diese Gemüthskälte wurde von Allen als Sinn für Sauberkeit und Ordnung aufgenommen, und in der That, auch Malvina schwärmte für ihn.

Soll ich noch einige dieser edeln und echten Volkscharaktere genauer schildern? Genug! Es kam endlich der Bauer Thomas mit seiner ganzen Familie aus der Kirche zurück. Er mußte nicht wenig erstaunt sein, die Arbeit auf seinem Felde in so munterm Fortgange zu sehen. Der Bauer lachte, nicht ohne einen kleinen Anflug von Neid, wie er dem Landmann eigen ist. Zu einem Lächeln, zu einem Kopfschütteln sogar und zu einem Kratzen hinterm Ohr war zuletzt Raum genug gegeben. Wie dem schulgerechten Reiter der lateinische lächerlich erscheint, so lateinisch und lainenhaft mußte dem Bauer Thomas, seinem Weibe und seinen Knechten diese Ackerwirthschaft der „Stadtminschen" erscheinen. Er stopfte sich die Pfeife, setzte sich unter einen großen Weißflieder baum, der seinen Räder-, Deichsel- und Pflugvorrath beschattete, und sah der in der Erde wühlenden, übermüdeten, halbtrunkenen Gesellschaft lachend von Ferne zu. Zur höchsten Freude der Frau Peltzer und zur Erlösung von langer Spannung hatte diese sich inzwischen durch zwei neue Gäste vermehrt, den Kammerdiener des Grafen Luchsifuchsi, Herrn Jean Morbiller, und einen blassen, aber wohlgekleideten Mann in einem weißen Hute, Namens Lude Wächter. . .

Lude Wächter? rief eine Dame von Scharseneck's Zuhörerinnen. — Er hielt inne. — Ist das, sagte die Dame schüchtern, jener Ludwig Wächter von der schlesischen Grenze, den einst mein seliger Schwager, der Landrath von Werthern, als ein Muster der seltensten sittlichen Anlagen, die nur im Volke schlummern können, aus einem Dorfe herausnahm und nicht eher ruhte, bis dies Kind auf Staatskosten erzogen wurde?

Scharseneck erschrak fast, daß er so unvorsichtig gewesen und Wächter's wahren Namen ausgesprochen hatte. Indessen bejahte er die Frage und fuhr fort:

Wenn man den Kammerdiener des Grafen Luchsifuchsi mit einigen kurzen Strichen äußerlich kenntlich machen wollte, brauchte man nichts, als ihn einen Mann zu nennen, der zu seinem Leibrock eine Elle Tuch mehr als andere Mitmenschen brauchte, ein behäbiges Doppelkinn hatte, das sich tief in seine leichtgeknotete weiße Halsbinde einwühlte, einen rothen Backenbart, Ringe an den Fingern und Ringe in den Ohren. Frau Peltzer rief ihm ein lautes Ach! der Freude entgegen, Malvina fast ein Ach! des Schreckens. . Ludwig Wächter bezog diesen Schrecken auf sich. . . Dieser gebückte, schmächtig gebaute, verdrießliche Mann mit blasser Miene, stechenden grauen Augen, fast bartloser Lippe war ein halber Gelehrter. Er gab Unterricht in Elementarkenntnissen. Seine Herkunft war unbekannt, Alle aber wußten, daß er ein geregeltes Leben führte, hohe Gönner hatte und sich durch Stundengeben in den untern Sphären allmälig eine Summe Geldes erspart

hatte. Berechnete man freilich, wie gering der Ertrag aus solchen einzelnen Groschen sein konnte, so begriff man wiederum nicht, welche Kunst der Oekonomie Herrn Wächter zu Gebote stand. Man behauptete, daß er zugleich die Functionen jener öffentlichen Schreiber verrichtete, die in Rom, Venedig, Paris in ihren Buden auf offenem Markte den jungen Burschen und Mädchen, die nicht schreiben können, ihre Herzensangelegenheiten in briefliche Formen bringen. Für diese Thätigkeit, die sich auch auf schriftliche Eingaben bei Gerichten, ja sogar auf schwungvolle Gelegenheitsgedichte erstreckte, hatte der, wie man sagte, „verdorbene" Lehrer Lude Wächter — der Ursprung dieses vertraulichen Vornamens war unbekannt — einen weitverbreiteten Ruf. Er mußte in eine Menge von Geheimnissen eingeweiht sein, mußte die Lebensbeziehungen von Menschen kennen, die sich selbst Niemandem verriethen, am wenigsten in der Eigenschaft, nicht lesen und nicht schreiben zu können. Er schrieb dem Schneider alle halbe Jahre seine Rechnungen, einem mitarbeitenden Krämer führte er sein Jahresbuch, er war in allen Familien heimisch, bei keiner eigentlich beliebt, bei Niemandem eigentlich gern gesehen und doch überall zugegen. Lude Wächter schien auch von Malvina zu wissen, daß sie nicht gut schreiben konnte, wenigstens da nicht so, wo man nicht gern verräth, daß einer so reizenden Außenseite so wenig innere Bildung entspricht. Malvina erschrak vor Lude Wächter wie ein freigelassener Verbrecher vor seinem ihm zufällig begegnenden frühern Inquirenten. Die hübsche Närrin wird nicht viel mehr von Lude Wächter sich haben schreiben und aufsetzen lassen als allerhand ablehnende Huldigungen, aber sie war eitel und verrieth nicht gern, daß sie nur unorthographisch und eigentlich so gut wie gar nicht schreiben konnte, am wenigsten aber verrieth sie dies gern in Gegenwart des Herrn Morbiller, des Kammerdieners beim jungen liebenswürdigen und schwarzgelockten Grafen Luchsfuchs.

Herr Morbiller und Lude Wächter halfen noch, jener, trotz seines Siegelringes am Finger, dieser, trotz seiner geringen physischen Kräfte, an der Kartoffelsaat. Es war noch immer ein großes Stück Arbeit zurückzulegen. Man fand es zu gnädig, daß auch Herr Morbiller hier helfen wollte. Doch zog dieser wirklich den Frack aus, legte sich ein seidenes ostindisches Tuch unter sein mächtiges Knie und fing an mit aufgekrämpten Armen zu wühlen, zu setzen, zu häufeln. Wer die geheimen Gedanken errathen hätte, die da mit in die Erde vergraben wurden! O du heiliger Boden der Natur! Welche Hände berühren dich! Welche Blicke wurzeln sich in die unbefleckte Reinheit deiner Schollen ein! Der Eine durchwühlt dich stier und schon halbtrunken, der Andere voll innerer Verwünschung um all die Plage, der Dritte mit dem Geize eines Harpagon, der Vierte mit den Folterqualen der Eifersucht, ein junges leichtsinniges Mädchen mit Ringen am Finger, die über ihren Stand hinausfunkelten! Nur die Kinderhände arbeiteten mit freudiger Hingebung an die Sache selbst; den Kindern schwebte einzig und allein von ihrer Mühe das erreichte Bild einer geernteten Saat vor! Sie wußten von der Schule her, wie reich sich der Segen Gottes in dieser Frucht bewährt, wie sie von fernem Meere kam, eine Wohlthat der neuen Welt wurde, und wohl erinnerten sie sich, im letzten Herbst gesehen zu haben, wie ein solcher grüner Strauch, den man anfangs für die Frucht selbst hielt und vor hundert Jahren kochen wollte, allmälig abwelkend herausgehoben wird, und was für ein Gewimmel und Gedränge das war! Da hingen an den Wurzeln große und kleine Knollen, Früchte von der Größe eines Weihnachtsapfels bis zu den kleinsten, die einer Erbse glichen! Und wie viel bunte und wunderliche Figuren durcheinander! Früchte, die wie Eier, andere, die wie Kegel aussahen, manche zu zwei, Zwillinge, ein Altes und ein Junges wie zusammengewachsen, das Bild einer Familie, eines ganzen Stammbaumes der Fortpflanzung, eine Caritas der Natur!

Gegen sechs Uhr war denn endlich das mühselige Werk vollendet. Die Sonne stand noch golden. Aber manche der müden Arbeiter waren schon unbeschreiblich ungedul-

lig geworden. Hartmann entwickelte Charakterzüge, die der Hinneigung, die Malvina in der That mit aller Reinheit der Gesinnung für seine „Absonderlichkeit" und seine „Eigenheit" fühlte, jeden Halt nahm. Sie liebte ihn. Lude Wächter wußte es. Sie hatte bisher noch allen Lockungen und Huldigungen der Welt widerstanden; doch war sie wie eine zu aufgeblühte Rose, die den Gärtner bittet, sie noch in einen schönen Kranz zu winden, ehe sie sich entblättern würde. Die Sonntagsspaziergänger kamen schon von Buchenau herüber und standen an dem Acker still, wo Stadtleute wie Bauern arbeiteten. Sie lachten. Die Scham reihte sich jetzt an Aerger. Der Schneider, der Ehrgeiz und bedeutende Kunden besaß, blickte kaum auf. Der Steinsetzer begann mit den Gaffenden einen Zank. Morbiller seufzte und sprach vom Walde und vom Kaffee, den man selbst hatte kochen wollen, sprach von Brombeerhecken und den grünen Rasenplätzen. Endlich war man zu Ende. Hartmann gab dem ganzen Werk, wie er sagte, den „Segen", indem er mit seinem rechten „Vernisstiefel" einen Bogen rund über das Feld zirkelte und sich dabei auf dem linken Absatz umdrehte. Man belachte auch diese Wendung des glücklichsten aller erzwungenen Komiker, reinigte sich am Brunnen des Bauern und ging dem Walde zu, wo man die im Auge gehabte grüne Stelle, um sie nicht andern Spaziergängern abzutreten, von einigen Kindern hatte bewachen lassen. Der levantische, dünne, aber doch heiße Trank, den man sich auf zusammengerafftem Reisig selber braute, belebte einigermaßen die erloschenen Lebensgeister. Hartmann ergriff schon seine neunte Cigarre. Malvina schwieg. Sie war am meisten erschöpft, sie streckte sich auf einem Umschlagetuche, das sie über dem Rasen ausgebreitet hatte und sah gedankenlos oder gedankenvoll, wer konnte es errathen, in den staubigen Kiefernwald, der sich, da plötzlich Regenwolken heraufzogen, zu verdunkeln anfing.

Morbiller hatte ihr schon einige mal zugeraunt, sie möchte ihm für einige Worte Gehör geben; er hätte ihr eine Mittheilung zu machen. Endlich brach man auf. Bei der Wanderung durch den Tannenwald drängten sich drei Menschen um Malvina. Sie hatte den Hut in der Hand und schlenkerte ihn an den seidenen Bändern hin und her. Ein ihr zuwellen in dem langen Kleiderbesatz fest sich nestelnder Tannenzapfen gab Gelegenheit, daß sich bald Morbiller, bald Hartmann, bald der durch alle außerordentlichen Eindrücke dieses Tages in Ekstase gerathene Altgesell Leimgang ihr dienstbar beweisen wollten. Eine solche kleine Kokette der Bürgerwelt — wahrlich sie genießt mehr Huldigungen als alle gebildeten „Töchter edler Herkunft", welche die Sprache der Liebe nur aus ihrem goldgeschnittenen Gelbel oder der minniglichen Amaranth kennen. Ihr Armen, all euer Französisch, euer Englisch, eure Musik, euer romantisches Schwärmen trägt euch nicht halb so viel Befriedigung der innern Sehnsucht ein, wie eine solche kleine Königin der Dachstuben- oder Kellerwelt an einem einzigen Sonntage erntet! Malvina tändelte mit der Beflissenheit der drei Männer (im feurigen Ofen der Eifersucht), wie ein Escamoteur mit seinen Bällen spielt. Endlich aber gelang es doch dem Kammerdiener, sie an einem Busch festzuhalten, während Hartmann eilte, aus Furcht, das Gewitter könnte seine „Vernisstiefeln" überfallen. Fräulein —! sagte Morbiller und hielt Malvina so fest, daß sie hinter dem Busche stehen bleiben mußte. Was wollen Sie? fuhr sie auf und wollte sich losreißen. Lesen Sie! flüsterte Morbiller: Ein Brief vom Grafen. Er drückte ein zierliches Billet in die von einem schwarzen Floretthandschuh bedeckte Hand Malvinens. Diese aber stieß das Billet hocherröthend zurück und sagte: Hier, daß ich's nicht vergesse! Ich brachte den Ring heute der Tante zurück. Sie wollte ihn nicht nehmen. Jetzt nehmen *Sie* ihn! Aber Morbiller war schon weitergegangen. Der zierliche kleine Brief mit gräflichem Wappen lag schon zwischen dem Buschwerk mitten unter den Dornen und den Brennnesseln. Des Mädchens Hand zuckte nach dem Papiere. Welche Ueberredung liegt nicht in drei Zeilen, die zugesiegelt und an *uns*

adreſſirt ſind, und noch dazu von ſolcher Hand! Sie erbrach mit klopfendem Herzen und wollte — Ja! Malvina! Du wollteſt? Was wollteſt du? Bei Lude Wächter Stunden im Leſen und Schreiben nehmen, aber wo fandeſt du Zeit, Geduld, wahren Lebensernſt dafür! Malvina mußte dem Vertrauten winken, mußte ſich's von Lude Wächter vorleſen laſſen und hörte dann durch das geiſtige Organ aller dieſer Menſchen folgende Worte: „Malvina! Angebetete! Ich ſchwöre dir, nie dich zu verlaſſen, dein zu ſein auf ewig! Laß mich hoffen!. Ein Wort der Liebe von deiner Hand; keine ſpröde Ablehnung wie bisher! Sei mein, und dein Leben ſoll gekrönt werden, wie es deiner Schönheit, deiner Liebenswürdigkeit gebührt! Rechne auf mich in jeder Lage deines Lebens! Ich will dir Alles ſein, wenn du mir es biſt! Dein Edgar!" Lude Wächter gab den Brief ruhig an Malvinen zurück und ging. Zitternd hielt das ſichtlich gefolterte Mädchen das ſauber duftende Papier in Händen. Ohnehin aufgeregt durch die Abwechſelungen dieſes Tages verdunkelten ſich ihr die Augen. Sie ſah nichts von Dem, was um ſie her war. Sie ſah nur den jungen, vornehmen, reichen, ſchönen Edgar, der dieſe Zeilen ſchrieb, ihr ſo ſchreiben konnte! Sie ſah ihn, wie ſchon einmal — als ſie in Angelegenheiten der Tante bei Morbiller war und Edgar eintrat und ſie umfangen wollte und ſie ihn zurückſtieß, und doch ſah ſie jetzt die bunten Teppiche, die Bilder, die Vorhänge wieder, die ihr damals einen Eindruck machten wie mit tauſend Ueberredungen zur Sünde. Sie blickte auf. Morbiller's grinzendes Antlitz mit dem rothen Barte und den Ringen im Ohre ſtand vor ihr. Er ſprach: Nun? Nun? Aber ſie rief: Laſſen Sie mich! ſtieß ihn zurück und entfloh. Morbiller hatte den Brief raſch wieder an ſich genommen. Mehr wollte er ja vorläufig nicht, dieſer elende Menſch, dem nur ein Burnus, nur eine weiße Kapuze über dem Kopfe fehlte, um ihn zu einem achtbaren Geſchäftsmann auf dem Sklavenmarkte von Aleppo zu machen.

Auf dem buchenauer Tanzſaal kam man gerade zur rechten Zeit an; denn eben brach das Wetter los. Das war in dem Wirthshaus ein Gewühl, ein Lärmen, ein Drängen, ein Drücken, ein Qualm von Taback, ein Winſeln von getretenen Hunden, ein Schreien der Kinder, dazwiſchen die luſtigſten Polkas mit ſchmetternder Trompete. Der Steinſetzer war ſchon ſo „wild", daß er ſich mit dem Ellnbogen Bahn brach und mit einem derben Fauſtſchlag einen Tiſch eroberte, der, wie der Augenſchein zeigte, von Andern beſetzt war, die eben tanzten. Er zerſchlug bei dieſer Gelegenheit einen Spiegel, der eine augenblickliche Confiscation des Umſchlagetuches ſeiner Frau von Seiten der Wirthin zur Folge hatte. Voll Prahlerei löſte er ſich und das Tuch mit drei Thalern aus, eine Summe, über die dem um Gottes-willen um Ruhe bittenden Schneider ein Gedanke kam, als wollte er ſagen: Siehſt Du! Da liegen ſchon drei Scheffel Kartoffeln! Malvina tanzte. Bald mit Hartmann, bald mit Andern, die ſie auffoderten, mit Manchem, der ſie ſchon kannte. Hartmann hatte auch im Tanze mehr die Eitelkeit, ſich als Tänzer zu zeigen, als die Abſicht, durch den Tanz dem Herzen eines Mädchens näher zu kommen, von dem er wußte, daß ſie ihn liebte. Wächter ſaß unter jungen zechenden Handwerkern und Arbeitern, von denen einige Gärtner, andere Fabrikarbeiter, andere Söhne wohlhabender Fiſcher aus der Vorſtadt waren, junge wilde Männer, die Malvina alle kannte, die ſie aber hier und ſonſt vermied. Die Fabrikarbeiter und Gärtner gehörten einer Familie Waldmann an, die Fiſcher waren ihre Kameraden, Alles gefährliches, unruhiges Volk, mit dem es zuletzt zum Handgemenge kam. Selbſt Leimgang war vom Trunk, vom Tanz und dem Ehrgeiz der Liebe ſo gehoben, daß er Antheil nahm. Blut floß. Die „Freude" war hin, das „Vergnügen" geſtört und die Rückkehr, zu Fuß, ſelbſt wenn es nicht regnete, jetzt unmöglich. Der Regen ſtrömte. Man mußte nach dem Vorwerke ſchicken und den Bauer um einen Leiterwagen nebſt möglicher Bedachung durch ein Leintuch bitten. Nach einer Stunde, die unter Vorwürfen, Zank, Drohungen, Geſchrei der Kinder hinging, kam endlich ein Knecht des Bauern

mit einem bedeckten Wagen, wo sich auf ausgebreitetem Stroh die ganze Gesellschaft wie die zu Markt gefahrenen Kälber zurechtlegen mußte. Leimgang, von allen Seiten mit nassen Tüchern umwunden, mußte fast hinauf getragen werden. Hartmann hatte alle Gegenwart des Geistes, das Interesse an Malvinen und sogar an seinen Stiefeln verloren. Als man den total sinnlosen Steinsetzer ins Stroh hineinschob, riefen die Kinder halb weinend und halb lachend: Hé! Holà! Houp!...

Vom Thore an wurden die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft bald da, bald dort abgeladen. Zuletzt blieb nur noch Morbiller, Malvina und Lude Wächter. Der Knecht wollte nicht weiter. Es war spät; er drängte, umkehren zu dürfen. Malvina stieg am Palais des Grafen aus. Morbiller ersuchte sie einzutreten, da er ihr einen Regenschirm leihen wollte. Lude Wächter ging, um seinen weißen Hut zu schonen. Das große Portal öffnete sich, der zweite Bediente leuchtete. Morbiller sprach von einem Regenschirm. Malvina trat nur auf die Schwelle der Portierstube. Es war dunkel. Morbiller wollte ein Feuerzeug anzünden. Das Schwefelholz zündete nicht. Malvina trat etwas näher. Es öffnete sich eine Thür... Genug!... Der Sonntag war zu Ende.

Frühkartoffeln gab es unter der Hand schon im Juli, auf dem Markt freilich erst im August. Um diese Zeit konnten die Kartoffeln im Vorwerk Rugenwalde erst blühen. Der Bauer Thomas wunderte sich, daß so wenig Nachfrage kam. Nur der arme Leimgang hinkte einige male aus der Stadt heraus und sah wehmüthig die weißen Blüten an, die man auf der verkümmerten misrathenen Pflanzung zählen konnte. Der Bauer tröstete, es würde sich schon machen. Im Spätoctober hätte die Ernte mit Muße und Lust heimgebracht werden können, aber sie war nicht danach. Nicht der zehnte Theil der gesetzten Früchte war aufgegangen. Die Wurzeln von denen, die geblüht hatten, waren keine Symbole der allfruchtbaren Caritas der Natur. Die Theilung erzeugte einen Proceß, der Proceß Verwickelungen, die nicht hierher gehören.

Als der Schnee geschmolzen war und die ersten Lerchen stiegen, trieb der Bauer seine Pflugschar über den entwelkten Acker und ließ das neugeschärfte Eisen tief in die Erde greifen. Sein Auge sah rechts und sah links und achtete des Bogens, wenn das Eisen sich zu wenden hatte. Er hielt den Strich mit nerviger Faust. Entdeckte er da und dort noch einen glänzenden Gegenstand, eine Haarnadel, eine zerknitterte Bandschleife, sah er die Reste weggeworfener Cigarren, es kümmerte ihn nicht in seinem ernsten Werke. In diesem Jahre sollte der Acker mit neuer Kraft tragen und gerade die Kartoffel, um deren Erzeugungsfähigkeit ihm sein Feld bedroht schien. Mit frohem Muthe pflügte er die Saat ein. Zwei Pflüge hintereinander. Einer, der die Furche für die Saat öffnete, der andere, der sie deckte. Raum zwischen den Reihen, nicht die Früchte zu eng aneinander, daß Schäufler und Häufler im Sommer wirken und schaffen können. Und im Frühherbst trug der Acker hundertfältige Frucht. Das Auge der Liebe hatte die knospenden Augen unter der Erde bewacht, sie vor Miswachs, wucherndem Unkraut und ungebetenen Eindringlingen gehütet. Als die geernteten Scheffel Sack an Sack beisammen standen, dachte der Bauer freilich nur an den möglichst guten Verkauf auf dem Markte, aber wenn er dem Pfarrer den ganzen Vorfall, wie ich ihn schilderte, erzählt hätte, so würde dieser ihm vielleicht gesagt haben:

Die Natur ist nur bis zu einem gewissen Grade Sklavin. Sie dient willenlos, dient aber nur Dem, der sie liebt und pflegt. Die Natur hört auf eine todte Kraft zu sein, wenn man Das, was sie so gern bringt, für eine Nothwendigkeit hält, die sich von selbst versteht. Sie kann uns durch wunderbare Einfälle, die wir nicht erwarteten, überraschen. Sie kann Erzeugnisse hervorbringen, die kaum möglich scheinen, Bastardwerke des Zufalls. Aber in Dem, was der Mensch ihr zumuthet und was er von ihr voraussetzt, erfodert

ſie einen heiligen Cultus, wie jedes ernſte Werk, das gedeihen und gelingen ſoll. Auch die Arbeit hat ihre Weihe.

Die Geſellſchaft urtheilte. Alle Bedenken, die ſich anfangs geäußert, in Blicken, leiſem Murmeln auch ausgeſprochen hatten, verſchwanden vor einer Moral, die die geſchilderte Scene als eine Art Allegorie und anwendbar auf manchen Unterſchied zwiſchen Berufenem und Unberufenem erſcheinen ließ. Man unterdrückte die nähere Forſchung nicht, warum der Vorleſer einer Perſon, jenem Ludwig Wächter, nicht die Bedeutſamkeit gegeben hätte, die durch die Aeußerung der Dame, deren Schwager ihn ſo gerühmt, verheißen ſchien. Scharfeneck wich nähern Erörterungen über alle dieſe Perſönlichkeiten aus und ſagte: Ich bin kein Dichter und kein Philoſoph, ſeien Sie mit der Plauderei zufrieden, die ich gegeben habe, um auch einmal das Volk ſo zu ſchildern, wie man es gewöhnlich *nicht* ſchildert!

Oswald aber — Oswald war tief verletzt, innerlichſt verwundet. *Nein! Nein!* rief es in ihm. Nicht das ganze Volk iſt ſo tiefbeſchädigt wie dieſe ſtädtiſchen Erdäpfelpflanzer! Es gibt auf dieſem niedern Boden noch duftende und liebliche Blüten! Du haſt deinen Zweck *verfehlt*, Freund! Ich *glaube* an das Volk und ſuche mir in der Schale den *edlern* Kern!.. Er riß ſich ſtill von der Geſellſchaft los, brachte eine ſchlafloſe Nacht zu und führte am Morgen den Plan aus, der bei ihm unwiderruflich feſtſtand, aufs neue anzuknüpfen mit ſeinem für ihn und ein reines Auge rein und gerechtfertigt daſtehenden Mädchen aus dem Volke.

(In der folgenden Nummer das vierte Capitel: *Unter dem Dache.*)

Ein Wunder des Mittelalters.

Die *Ordalien* oder Gottesgerichte waren die Auskunftsmittel, zu welchen die etwas unbeholfene Juſtiz im Mittelalter griff, wenn ſie auf keine andere Weiſe ſich von der Schuld oder Unſchuld eines Angeklagten überzeugen konnte. Die Einrichtung derſelben war ſehr verſchieden. Unter andern war es gewöhnlich, daß der Angeklagte unter mancherlei Ceremonien mit bloßen Füßen auf ein glühendes Eiſen treten oder über eine Anzahl glühender Eiſen hinwegſchreiten oder ein ſolches in die bloße Hand nehmen und eine gewiſſe Zeit lang feſthalten mußte. War er unſchuldig, ſo durfte ihm daraus kein Schaden erſtehen, er mußte unverletzt die Probe aushalten; denn der damalige Glaube nahm an, der Himmel müßte ſich hier ins Mittel ſchlagen und die Unſchuld auch gegen die Geſetze der Natur ſchützen. Merkwürdigerweiſe erzählt die Geſchichte eine Menge ſolcher Fälle, in denen der Angeklagte *wirklich unverſehrt* blieb. Die Erzählungen ſind ſo genau, daß man an ihrer Wahrheit nicht zweifeln kann. Die bekannten Fälle betreffen gewöhnlich fürſtliche oder ſonſt ausgezeichnete Perſonen, wie z. B. die Gemahlin Karl's III. von Frankreich, die das Gottesgericht wirklich beſtand und ſich dadurch vom Verdachte der Untreue reinigte. Griff hier wirklich eine höhere Macht unmittelbar ein und hob auf einen Augenblick die Naturgeſetze auf? Die neueſte Zeit hat das Räthſel gelöſt.

Bis auf den heutigen Tag leſen wir, wie Taſchenſpieler und Athleten ankündigen, ſie würden glühendes Eiſen in die Hand nehmen, mit bloßen Füßen darauf treten, geſchmolzenes Blei in den Mund gießen u. ſ. w. Man glaubt zwar zu wiſſen, daß ſie Hände oder Füße mit irgend Etwas beſtreichen, aber das würde oft nicht hinreichen, ſie vor Verbrennung zu ſchützen. Die Verſuche gelingen aber. Auch darüber iſt man jetzt im Klaren.

Vor etwa hundert Jahren machte ein Dr. Leidenfroſt die merkwürdige Erfahrung, daß ein Tropfen Waſſer, der auf heißem Metall ſehr ſchnell verdampft, in einem glühen-

den eisernen Löffel nicht verdampft, nicht ins Kochen geräth, ja nicht einmal sehr heiß wird. Er drückt sich nicht platt, bleibt rund, dreht sich unaufhörlich und nimmt gar nicht merklich ab. Wenn der Löffel aber kälter wird, fängt der Tropfen an zu kochen und verdampft sehr schnell, sodaß er bald gänzlich verschwindet. Ist das nicht ebenso merkwürdig wie die Ordalien und die Kunststücke unserer Taschenspieler? — Leidenfrost konnte sich die Sache nicht erklären und bis auf die neuere Zeit erzählten sie die Lehrbücher der Physik als sonderbare, unerklärliche Thatsache, an deren weitere Untersuchung sich kein Physiker wagte. Endlich hat die neueste Zeit die Sache aufgeklärt und nachdem die physikalischen Lehrbücher versucht hatten, auf diese oder jene Weise eine wenigstens leidliche Deutung der Sache zu geben, hat der französische Physiker Boudigny, der sich Jahre lang damit beschäftigte, sie so weit aufs Reine gebracht, daß Jedermann ohne weitere Vorbereitung die Kunststücke jener Taschenspieler nachahmen und die Feuerproben der alten Gottesgerichte ohne Gefahr wiederholen kann.

Den Leidenfrost'schen Versuch, über den man eine wissenschaftliche Erörterung von Dr. Poleck im D. Museum findet, erklärt man ungefähr in folgender Weise: Die Wärme geht von erhitzten Körpern auf zweierlei Art in andere, kältere über, durch Mittheilung, wie wenn wir heiße Körper etwa mit der Hand berühren, und durch Strahlung, welche uns die Nähe eines heißen Ofens oft so unerträglich macht, die aber durch einen Schirm sogleich unterbrochen wird. Der Tropfen auf dem glühenden Metall umgibt sich schnell mit einer Atmosphäre von Dampf, die sich auch zwischen ihn und das Metall drängt und ihn gleichsam trägt. Damit fällt die unmittelbare Berührung und zugleich die Mittheilung der Wärme weg. Die strahlende Wärme wird aber nicht nur von den Körpern nach Art der Lichtstrahlen zurückgeworfen, wie z. B. durch den Ofenschirm, sondern sie kann auch durch die Körper hindurchgehen, ohne sie zu erhitzen. Beides mag bei dem Wassertropfen stattfinden, sodaß er sich nicht so weit erhitzen kann, um ins Kochen zu kommen. Man ist über diese Erklärung keineswegs ganz einig, aber nicht weil es an Gründen fehlt, sondern vielmehr, weil man deren zu viele hat, und noch nicht weiß, welche man am meisten geltend machen soll. Boudigny brachte damit jene Taschenspielerkunststücke in Verbindung, konnte aber lange Zeit sie weder selbst zu sehen bekommen, noch Personen finden, die sie gesehen hatten. Endlich hörte er, daß ein Arbeiter in einer Eisengießerei die Hand in geschmolzenes Eisen stecken könne, ohne sich zu verbrennen. Nun gelang es ihm, mehre zu finden, die es vor seinen Augen thaten. Endlich versuchte er es selbst. Es sah fürchterlich aus, erzählt er, als ich zuerst einen Finger, dann die ganze Hand in die rothe, glühend flüssige Eisenmasse steckte, dann mit der Hand quer durch die ganze Masse fuhr, aber unversehrt zog ich die Hand zurück. Seitdem ist der Versuch unter den Arbeitern jener Eisenwerke zu einem gewöhnlichen Kunststücke geworden. Nur bei vollkommen trockener Hand, an der es nichts zu verdunsten gibt, könnte er mislingen. Indeß wird die Hand niemals so gänzlich trocken. Man kann sie auch zu größerer Vorsicht vorher anfeuchten.

Dadurch erklären sich außer einer Menge anderer Erscheinungen auch jene Erfolge der Ordalien, sowie jene Kunststücke der Athleten, von denen sich vor mehren Jahren einer unter dem Namen des Feuerkönigs großen Zulaufes zu erfreuen hatte.

Voltaire's Nachtmütze.

In Paris beschäftigt man sich seit geraumer Zeit weder mit der Politik noch überhaupt mit irdischen Dingen. Man läßt Se. Majestät den Kaiser oder Se. Hoheit den Prinz-Präsidenten Zufall herrschen. Der Staat gewährleistet die Eisenbahnen und vor-

läufig noch die Rente. Die Wohlfahrt und Besserung der untern Volksclassen wird allmälig aus der geheimnißvollen Büchse der Pandora kommen, in welche der Gefangene von Ham einst seine Pläne und Entwürfe legte. Die Mode, diese große französische Sorge, ist das Werk des Wetteifers einiger Directricen in den Magazinen des Faubourg St.-Honoré — kurz Paris beschäftigt sich nur noch mit Dingen, die außer der Zeit und dem Raume liegen, mit den Wundern und dem Magnetismus.

Wo man in Paris hinhört, Gespräche über Träume, Hellgesichte und Schlafwandeln. Das Diesseits gibt man auf. Man beschäftigt sich nur noch mit dem Jenseits. Haben Sie Demoiselle Clarisse besucht? Das mag früher so gelautet haben, als sagte man: Waren Sie bei der gefeierten Tänzerin der großen Oper? Bei der liebenswürdigen Schauspielerin am Vaudeville? Jetzt heißt es: Waren Sie bei jener Somnambule, die in einem mit Teppichen belegten, sogar am Tage erleuchteten Zimmer Blicke ins Geisterreich wirft mit verschlossenen Augen, bei Mademoiselle Clarisse, welche die innersten Gedanken jedes Menschen erräth, den ihr Magnetiseur mit ihrem innern Schauen in Verbindung setzt? Wie wunderbar die Geheimnisse der Menschennatur sind, hat die Wissenschaft auf diesem Gebiete längst anerkannt; wie künstlich man aber auch durch erhitzenden Pecco- oder Karavanenthee in Paris die Phantasie des Halbschlafes zu steigern versteht, das hat kürzlich der Proceß jenes Wiesecke verrathen, der mit einer homöopathischen Apotheke vor zwanzig Jahren nach Paris wanderte, dort Französisch lernte, den Charlatan im Großen spielte und sich einen merkwürdigen Einfluß auf die pariser Welt eroberte. Wiesecke war besonders das Orakel aller der Damen in Paris, die mit zwanzig Jahren nur an die Liebe, mit dreißig schon verstimmt an Voltaire, mit vierzig noch verstimmter an Hahnemann, mit funfzig aber ganz entsagend nur noch an den Somnambulismus und jetzt an den berühmten Herrn Alexis glauben.

Herr Alexis hat einen Einfluß in Paris, um den ihn der Prinz-Präsident beneiden könnte. Louis Napoleon beherrscht doch nur erst den Staat, das Volk von Frankreich, aber Herr Alexis beherrscht bereits in Paris die „Gesellschaft". Die Gesellschaft, die gewählte, gebildete, sittliche Gesellschaft Frankreichs und besonders von Paris hat den Zweiten December noch nicht anerkannt. Aber Herr Alexis ist längst der Beherrscher dieser Welt, ihr Orakel, ihr Priester, ihr Zauber Virgilius. Dieser Herr, ein junger kränklicher Schauspieler, auf der Bühne ohne Talent, vor den Lampen nur mit kleinen Rollen betraut, spielt desto größere in der fashionablen Welt, auf jenen Teppichen und in jenen am Tage erleuchteten Zimmern. Ob er bei diesen Rollen der Weis- und Wahrsagung mehr Talent entwickelt als auf der Bühne, ob er ein Künstler dieses Faches der Schaustellung ist, darüber gibt es abweichende Meinungen. Wir wagen kein Urtheil, aber seine magnetische Gabe ist berühmt, so berühmt, daß wir aus Berlin kürzlich erfuhren, die Hauptstadt Friedrich's des Großen hätte drei mal die Rachel von Paris kommen lassen, zwei mal schon Roger, jetzt wär' es im Werke, eine Einladung abgehen zu lassen an Herrn Alexis.

Es ist eine verbürgte Thatsache, die hier erzählt wird, daß letzten Winter ein Däne nach Paris kam und die somnambule Kraft des Schlafredners Alexis prüfen wollte. Er trat, von Baron Dupoty in seinem Glauben an die Kräfte des Menschengeistes schon vorbereitet — Baron Dupoty läßt die Menschen gehen, stehen, fallen, sich niedersetzen, ganz nach der Kraft seines Willens und ganz nach dem Systeme jenes amerikanischen Doctors, der kürzlich in Hamburg, wo man leider mehr Rindfleisch ißt als in Paris und Philadelphia, für eine ähnliche und mißglückte Anwendung seiner magnetischen Einflüsse ausgelacht wurde, — ich sage, jener Däne trat in den Saal, wo Alexis gerade eine Vorstellung seiner Prophezeiungen und Hellgesichte gab. Der Däne glaubte an Dupoty, aber er wollte an sich selbst glauben. Zu diesem Behufe hatte er einen Gegenstand mitgebracht, den er in ein Tuch eingehüllt streng verborgen hielt. Mit diesem

Tuche trat er an den schlummernden und gerade in voller Seh- und Redekraft befindlichen Alexis und ließ durch den Magnetiseur den Beherrscher der Wunderwelt fragen: ob ihm der im Tuche verschlossene Gegenstand kenntlich wäre und welche Vorstellungen, Erinnerungen, Anschauungen ihm derselbe wecke?

Alexis sagte im Schlaf:

Ich sehe — einen alten Mann — gebückt — krumm — nachdenkend — an einem Schreibtische sitzen. — Der Greis hat die Feder in der Hand — Seine Miene ist spottend — seine Augen leuchten — er lächelt — um ihn treten leise die Füße zarter Frauen auf — in seidenen Stoffen — in Stelzschuhen — Bediente — galonnirte — gepuderte — hüten sich in dem — mit Goldleisten verzierten Zimmer — Geräusch zu machen — die Flamme brennt im Kamin — die Füße des Greises stecken in einem Pelze — hinter ihm auf ledernem Sessel hängt — eine Perücke — er taucht die Feder in ein Tintenfaß ein und beginnt einen neuen Bogen zu beschreiben — er dichtet — ich sehe es — es ist die Henriade.

Unser Däne versichert — wir erzählen eine beglaubigte Thatsache —, daß er erschüttert sich von dem Lager des Hellsehers hätte entfernen und in die Vorzimmer zurück gehen müssen. Er öffnete dort sein Tuch. Es war eine in ihm eingeschlagen gewesene Nachtmütze, die Voltaire einst zu Ferney getragen, eine Nachtmütze, die von einem dänischen Reisenden als Andenken an den Sänger der Henriade einst zufällig über die Eider und so nach Kopenhagen gekommen war.

Wir lassen über diesen merkwürdigen Vorfall Jedem seine eigene Empfindung. ... Voltaire's Donnerkeile und die Blitze seiner Feder haben Wunder gewirkt; aber daß im 19. Jahrhundert noch seine Nachtmütze gegen sein eigenes System zeugen, ja seinen Rationalismus selber stürzen helfen würde, das ist eine Ironie des Zufalls, über die entweder Oskar von Redwitz einen Vers machen und in ihm die strafende Vergeltung einer höhern Weltordnung oder ein schalkhafterer Genius den wunderbaren Humor jenes Weltgeistes sehen möge, der über all unserm Wissen, Glauben und Ahnen im reinen Wahrheitslichte schwebt und lächelnd auf ein geistiges Ringen herabsieht, das mit dem Dichter sagen kann:

Es spottet seiner selbst und weiß nicht wie.

Anregungen.

Die Grenzen der Welt.

Es gehört zum Charakter des Menschen, daß er sich von den Dingen, die er wahrnimmt, eine Vorstellung zu machen sucht. Welchen größern und würdigern Gegenstand aber könnten wir finden, an dem wir unsere Fähigkeit, zu begreifen, üben und entwickeln können, als das Weltall selbst, dessen Glied das Sonnenstäubchen ist, welches wir „Erde" nennen? Können wir aber hoffen, jemals von dem All eine deutliche Vorstellung zu gewinnen, uns ein abgeschlossenes und begrenztes Bild davon zu entwerfen? Eine deutliche Vorstellung von einem Gegenstande hab' ich nur dann, wenn ich seine Grenzen kenne. Nun denn, laßt uns die Grenzen des Weltalls suchen! — Mit unserm Auge sehen wir in heitern Nächten einige Tausend größere und kleinere Sterne, und noch weiter hinaus einen weißlichen Streifen, den wir die Milchstraße nennen. Was sind diese Sterne? Wie groß sind sie, wie fern von uns, wie fern voneinander? Was ist die Milchstraße? Diese Fragen kann unser Auge nicht beantworten, aber sie geben der Phantasie freien Spielraum. Doch die Aufschlüsse, welche die Phantasie uns gibt, genügen dem forschenden Geiste nicht. Er erfand eine Waffe für das Auge, die seine Sehkraft bis ins Ungeheure vermehrt, das Teleskop. Dem Teleskop verdanken wir eine Erweiterung unserer Kenntniß von dem Weltall, die selbst der Eingeweihte anstaunt, während der Uneingeweihte ungläubig den Kopf schüttelt. Daß wir nun die uns zugewendete Oberfläche des Mondes besser kennen als manche Theile unserer Erde, z. B. das Innere von Afrika oder Neuholland, daß wir

die Größe, die Schwere, die Dichtigkeit der Planeten kennen, daß wir die Höhen ihrer Berge messen, daß wir den Wechsel der Jahreszeiten auf ihnen so genau bestimmen können wie auf unserer Erde: — das Alles ist wenig, denn der Mond und die Planeten sind unsere nächsten Nachbarn. Wir blicken in weitere Fernen. Das Teleskop zeigt uns noch Sternmassen, wo unser Auge nichts mehr sieht; es zeigt uns, daß die Milchstraße aus ungezählten Millionen von Sternen besteht. Aber wie groß sind diese Sterne, wie weit sind sie von uns entfernt? — Darauf kann uns auch das Teleskop keine Antwort geben; aber die Mathematik, auf ihre Lehrsätze fußend, die so unumstößlich sind wie die Naturgesetze, macht doch am Ende das Unmöglichscheinende möglich. Wüßte man, unter welchem Gesichtswinkel von einem Fixsterne aus die Bahn der Erde um die Sonne gesehen wird, deren Durchmesser 40 Millionen Meilen beträgt, so wüßte man die Entfernung dieses Fixsterns, und wüßte man seine Entfernung, so könnte man seine Größe berechnen, und jedes so erlangte Resultat wird wieder die Basis für neue Forschungen und neue Resultate. Und es ist nun gelungen, die Entfernungen einiger Fixsterne zu berechnen, die uns die nächsten sind. Die nächsten freilich, aber diese Nähe ist eine so ungeheure Ferne, daß von den erlangten Zahlen die kühnste Phantasie sich keine Vorstellung mehr machen kann, so schnell auch die Worte „4 Billionen" oder „90 Billionen Meilen" ausgesprochen sind. Wenn dies aber die nächsten sind, wie steht es mit den ferneren? Wie mit den nebelhaften Sternen der Milchstraße? Und ist denn jenseit der Milchstraße die Welt zu Ende? Haben wir ihre Grenze gefunden? Neuere Astronomen behaupten, daß unsere Sonne mit ihren Planeten zu einem großen Sternensysteme gehöre, das sie das System der Milchstraße nennen. Alle Sterne der Milchstraße, zu welcher auch unsere Sonne gehört, und überhaupt alle Sterne, die wir sehen können, bewegen sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt, eine Centralsonne, welche Mädler in der Alcyone, die zu der Gruppe der Plejaden gehört, gefunden haben will. Aber jenseit dieses ungeheuren Weltensystems, das zu durchfliegen selbst der Lichtstrahl unzählbare Jahrtausende braucht, zeigt uns das Teleskop noch zahlreiche Nebelflecken im Weltenraum, die sich zum Theil auch in Sterne auflösen lassen, während die fernsten von ihnen auch in den stärksten Teleskopen immer nur schimmernde Nebel bleiben. Was sind nun diese Nebelflecken? Sollen wir den Astronomen glauben, die da sagen, daß dies ähnliche Weltsysteme wären wie das unserer Milchstraße?

Kühne Seglerin Phantasie,
Muthlos wirf den Anker hie!

Odisch.

Vor einiger Zeit brachte die Allgemeine Zeitung eine Reihefolge von Odisch-magnetischen Briefen, die zu den schon vom Magnetismus aufgestellten geheimnißvollen Fragen an die allmächtig waltende Kraft der Schöpfung neue Wunder und neue Räthsel fügten. Wie nämlich die Erscheinungen des Seelenlebens, die dem Magnetismus entsprechen, aus einer krankhaften Körperbeschaffenheit herzuleiten sind und erst durch von außenher einströmende Einwirkungen hervorgerufen werden, so soll die odisch-magnetische Kraft im Menschen eine gesunde Anlage sein und als selbstthätiges Organ in einer völlig geordneten Körperbeschaffenheit wirken. Der Odisch-Magnetische, vom Verfasser der Briefe auch Sensitive genannt, soll durch Licht, Farbe, Wärme, Kälte, Schall, Gefühl für Pflanzen, Metalle u. s. w. viel höher gesteigerte Wirkungen in seinen Nerven empfinden als die gewöhnlichen Naturen; er soll z. B. die unter einem Grabe vorsichgehende Zersetzung einer Leiche, ihr phosphorescirendes Verdunsten über ihm in Gestalt wirklicher, vom Dunkel der Dämmerung abstechender Wolkenbildung sehen. Es hat schon Leser dieser Briefe gegeben, die daran Anstoß nahmen, daß ihre Ergebnisse nur durch Ausnahme-Menschen bewiesen werden konnten. Auffallend ist wenigstens das Stillschweigen der Naturkundigen. Das neuerfundene Wort Od leitet der Verfasser von demselben Stamme her, der auch den Bezeichnungen Odin, Wodan, Gott zum Grunde liegt und demnach ein Urkräftiges, Durchströmendes und Allbelebendes bedeuten würde.

Menschenwürdigung.

Die besten und edelsten Menschen gleichen oft schönen Gegenden, die im Regen und Nebel der Alltäglichkeit Das nicht erscheinen, was sie im Sonnenschein ihres wahren Wesens sind. Unsere Liebe und der Glaube an sie gebe ihnen die rechte Beleuchtung und sie werden uns in ihrem vollen Werthe aufgehen!

Thatkraft.

Das rechte Sturm- und Windeswehen zur That fährt nur über den stillen Meeresspiegel ruhiger Ueberzeugung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 3.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Reichthümer der Phantasie.

Humoreske.

Du kennst, lieber Leser, ohne Zweifel den „Ewigen Juden", die „Geheimnisse von Paris", die „Denkwürdigkeiten eines Arztes" und was noch sonst unter dem Namen der Herren Alexander Dumas und Eugène Sue herausgekommen ist; aber die Personen dieser berühmten Vielerzähler sind dir unbekannt. Ich verrathe dir daher, daß diese Herren trotz ihrer glänzenden Gaben und ihrer reichen Erfolge bemitleidenswerthe Menschen sind. Gewohnt, in einer ewigen Anregung ihrer Einbildungskraft zu leben, genießen sie schon seit Jahren nichts mehr von der gewöhnlichen Wirklichkeit. Wenn ihr einen Spaziergang macht ins freie Feld, an dem Anblick der schönen Natur euch ergötzt, in einen schattenreichen grünen Wald tretet, so seht ihr doch nur das Feld, nur die Natur, nur den Wald; aber wie anders jene berühmten Neu-Romantiker! Hinter jedem Baume steht ihnen eine erschreckende Ueberraschung, bei jeder einsamen Stelle springt aus dem Busch ein Unbekannter und fodert ihnen die Börse oder das Leben ab; an jedem Bergabhange, wo ihr Andern still und bewundernd harrt und an dem zu euren Füßen ausgebreiteten Teppich von Wiesen, Feldern und Bächen euch weidet, ergreift diese Armen Furcht und Entsetzen vor einer plötzlich hinterrücks hervorspringenden Gestalt, die sie jählings in die Tiefe schleudern könnte. Die Unglücklichen, von denen man Wunderdinge erzählt, können nicht hundert Schritt gehen, ohne sich nicht rückwärts zu wenden, rechts und links zu spähen, ob sie nicht eine Attrape der Art, wie sie ihre Capitel zu schließen pflegen, bedrohen könnte. Essen sie, Himmel, wer weiß, ob man sie nicht eben vergiften wollte! Madame! ruft Eugène Sue seine Haushälterin an und springt von seiner Suppe auf, Madame! Heute haben Sie die Dosis ein wenig zu stark genommen! Welche Dosis, Herr Eugène? Herr Eugène besinnt sich, er wollte allerdings sagen: Rattengift, Madame! Aber er überlegt sich, daß es gefährlich sein würde, zu verrathen, er fürchte Arsenik in der Suppe; er besinnt sich diesmal noch und sagt nur: Tapioca, oder Sago, oder Cayennepfeffer! Hat er aber einen Gast, mit dem er allein speist, ganz allein, wer weiß, ob dieser in dem Au-

genblick, wo er gerade ein Stück Kapaunen an der Gabel hat, nicht wahnsinnig wird, zu der Gabel noch ein Messer ergreift, sich auf den Schöpfer von ähnlichen Situationen wirft — ihn — doch nein! Der unglückliche Dichter besinnt sich. So Schreckliches ist unmöglich. Aber da — da sind Menschen — Frauen, Kinder, Männer! Seht das junge Weib am Arme ihres Gatten! Sie hat auf der Brust den Brief eines eben aus der Provinz gekommenen Jugendfreundes, der sie anbetet! Der Mann! Er hat in der Rocktasche eine Rechnung von der Modehändlerin für seine Geliebte! Zwei Freunde, die sich nach Jahren wiedersehen, umarmen sich, küssen sich, — wartet ab! — es sind Verräther! Einer wird den Andern um sein Vermögen betrügen — Alles, Alles ist anders, als es sich gibt, Alles ist falsch, verlarvt, trügerisch, selbst der Hund da, der eben schmeichelt, eben so gutmüthig scheint, eben so treuherzig unsere Hände leckt, er hat — Himmel! — ein Document zerrissen, das das Glück einer ganzen Familie enthielt! Ha! ha! Der bunte Vogel über dem Käfig, aus dem man ihn frei gelassen, der Vogel hat vor einigen Secunden einen silbernen Löffel verschleppt, das Mädchen des Hauses wird ihren Dienst verlieren, sie wird für eine Diebin gelten, sich rächen, sie zündet das Haus an, besteigt das Schaffot, in ihrer letzten Stunde fliegt ein Vogel über sie her, der den silbernen Löffel noch im Munde hat, den er in die Flammen fallen läßt. ... Nein! Der Dichter besinnt sich auf seine eigenen Löffel, seine eigenen Dienstboten, seinen eigenen Vogel, er geht lächelnd zu dem armen bunten Thierchen und gibt zur Anerkennung seiner Unschuld ihm ein Stück Zucker. Ein Stück Zucker? Der Zucker ist unschuldig ... Aber — der Vogel hat einen garstigen Schnabel — wenn du den Zucker ihm mit der Lippe gegeben hättest — wenn du eine junge Dame wärst und der Vogel bisse in deine Lippe und die Lippe schwölle an, blutete, und die Wunde verschlimmerte sich und ein italienischer Doctor heilte die Wunde absichtlich falsch und die einst schöne Dame würde aus Intrigue häßlich und die Dame trüge — eine Maske und sie hieße die Gräfin mit der räthselhaften Maske und mein Roman hieße die Gräfin mit der räthselhaften Maske und dieser Roman gäbe funfzig Feuilletons und die „Presse“ zahlte — à Feuilleton — à Spalte — à Zeile — wie viel? Erst die Arithmetik bringt den gehetzten Dichter wieder zur Besinnung und zur Fassung auf die Wirklichkeit.

So geht es Eugène Sue.

Bei Eugène Sue sind die Nerven doch nur dann aufgeregt, wenn seine Phantasie Lebensumstände und Situationen verwirrt und ihm Freundschaft, Liebe, Familienleben, Kirche, Staat, Gesellschaft bunt durcheinander auf dem Kopfe tanzen. Aber Alexander Dumas muß oft der Verzweiflung nahe sein. Alexander Dumas kann keinen Abend allein sein, daß sich ihm nicht die Bilder an den Wänden abheben und plötzlich hinter ihnen lebendige Menschen zeigen. Bei Alexander Dumas ist nicht nur jede Situation eine andere, als sie scheint, sondern sogar jeder Gegenstand ein anderer, als er daliegt. Ein offenes Schlüsselloch, das ruhig höchstens Licht oder Luftzug durchläßt, ein solches harmloses, unschuldiges Schlüsselloch gibt es für Alexander Dumas nicht mehr. Er betrachtet das Schlüsselloch eine Weile und kaum hat sein Auge einige Minuten darauf geruht, so streckt sich — ein langer, langer Draht hindurch, immer länger, immer länger wird der Draht, er kommt ihm näher, er wächst, er will ihn wol selbst umfangen, ihn umringeln, erdrosseln? Nein! Der Draht geht dicht an ihm vorüber, an seinen Schreibtisch. Da krümmt er sich, immer runder, spitziger, eckiger, der Draht wird Dietrich, der Dietrich öffnet das Schloß und bestiehlt das Schreibbureau — Halt! ruft Alexander Dumas, springt an die Thür, reißt sie auf, ruft: Wer da? Alles still. Seine Phantasie hat ihn getäuscht. Kein Draht, kein Dietrich da. Aber auf dem Corridor — da ist's so unheimlich still. Nur sein eigenes Wort widerhallt. Knirscht es da nicht wie ein Fußtritt auf einer steinernen Treppe? Nein! Doch jener Vorsprung da — jener Winkel — wenn

hinter jenem Vorsprung, in jenem Winkel ein Wesen verborgen steckte? Wer da! Wer steht hier? Ein alter Scheuerbesen! Harmloser Gegenstand! Harmlos? Warum steht dieser Scheuerbesen da? Er steht so still, so sonderbar ruhig — Wer ließ den Besen hier zurück? Wer hat ihn vergessen? Er ist feucht — roth? Roth an den Borsten? Das ist Blut! Hier hat man Blut aufgescheuert! Alexander Dumas sieht sich um — besinnt sich — die steinernen Stufen der Treppe sind roth — es ist Farbe von der Treppe. Er geht in sein Zimmer zurück und durchlebt, was er sah, wenigstens mit der Feder.

Der moderne Poet findet in jedem Augenblick seine Stoffe. Er reist. Die Eisenbahnen befördern so rasch in die schönsten Gegenden der Welt, aber die Bewegung der Locomotive — wie unregelmäßig die ist! Diese berghohen Viaducte! Es gibt Zusammenstöße; es gibt Brände von Versailles. Man kann allein sein mit einem einzigen düstern Unbekannten in einem einzigen Coupé. Der Lampenschimmer fällt unheimlich von oben herab. Der Unbekannte sieht nicht auf, er wendet die Blicke so sonderbar ab, er drückt sich in eine Ecke und nur zuweilen scheint ihn sein Mitpassagier zu interessiren, wie den lauernden Tiger die Gazelle interessirt. Jetzt donnert der Zug durch einen Tunnel, — Alles kracht, Alles schmettert — man hört keine Stimme, die etwa Hülfe rufen würde. Der Unbekannte springt auf, wirft sich mit teuflischer Mordlust über das Opfer der Situation, krallt seine Nägel dem Mitpassagier in die Gurgel, — Hülfe! Der Poet dankt allen seinen (Opium statt Ambrosia essenden) Musen, wenn das Signal einer neuen Station gegeben ist. Aber dann in den Gasthöfen, besonders in den Gasthöfen kleinerer Städte oder einsamer Stationen — da ist zuvörderst gleich das Bett. Es riecht so sonderbar — nach Moder? — Sollte vielleicht — Lag vielleicht vor einigen Stunden hier noch — eine Leiche? In der That — Wenn die Thüren nicht schlössen oder wenn eine Versenkung plötzlich das Bett um Mitternacht einen Stock tiefer trüge oder wenn aus der Decke ein Stampf-Hammer oder ein beschwertes Bret wie in polnischen Räuberwirthshäusern im besten Schlaf auf die Gäste niederfiele und die Köpfe der Reisenden zusammendrückte? Aber was! Man zieht die Schlafmütze über, man legt sich zu Bett — man schläft — man erwacht gestärkt, man zündet die Cigarre an, das Frühstück mundet, — und in der That! Wie ist dieser Ort so schön, dies Haus, das gestern eine Mörderhöhle schien, so traulich! Die Menschen, die Diener, wie sind sie so freundlich! Und jetzt pocht es. Der Barbier! Willkommen, ich bin lange nicht rasirt. Eintreten! Man setzt sich. Doch — ein sonderbarer Barbier das! Er ist so still, — er spricht vom Wetter — er schleift das Messer so lange, — wenn der Mann epileptisch wäre — sein Messer zittert — er blickt so sonderbar — was? Auf die Börse am geöffneten Schreibbureau blickt er — Schurke! Man springt auf. Was ist, mein Herr? — Schonen Sie meine Gurgel, meine Haut wollt' ich sagen, Ihre Messer kratzen wie eine Säge! Der Barbier entschuldigt sich und läßt Alexander Dumas leben. Der Dichter kann sich ankleiden, kann irgendwo jetzt — ein Bad nehmen. Er erkundigt sich nach einer Badeanstalt. Es ist dies zufällig ein Schiff auf dem Flusse, an dem die kleine Stadt liegt. Die Situation ist anregend. Ein Bad auf einem Schiffe! Der Dichter combinirt, noch ehe er entkleidet ist, ein Capitel: Das Badeschiff. Er steigt in das Schiff, entkleidet sich, sieht, sich abkühlend, durch ein kleines Fenster hinaus auf den ruhigen Wasserspiegel — auch diese Ruhe ist anregend. Er sagt: — Eines Tages — kam das Schicksal — des unglücklichen Opfers zur Ausführung. Man hatte bemerkt, daß der edle Marquis über Alles die Reinlichkeit liebte und daß er sich regelmäßig badete. Der Marquis besuchte gewöhnlich ein Badeschiff. Die Verschwörung seiner Feinde und der nach seinem Gelde gierigen Verwandten hatte einen Taucher gewonnen — Eingeschaltetes Capitel über diesen Taucher — der Taucher stammt aus Ostindien, war ein geborener Perlenfischer, eine Perlenfischerin hatte ihn mitten im Meere geboren, nämlich unter der Taucherglocke — dieser Taucher — Malaye natürlich, giftkundig, rachsüchtig,

stellenweise edel, natürlich Heide, aber angestellt bei der Marine in Brest als Schwimmlehrer, Schiffbruchtrümmerfischer, Hafengrundbodenreiniger — also dieser Taucher — er liebt natürlich eine Herzogin, die Herzogin liebt ihn in manchen Stunden, wo sie der Civilisation überdrüssig ist, als ein Phänomen wieder, — und da die weiße Geliebte sich unbedingt auf den gelben Sohn der Natur verlassen kann, so braucht sie ihn zur Ermordung des Marquis, ihres Onkels, auf dem Badeschiffe — sie braucht sein Geld, seine Juwelen, sie hat Schulden, ihr Civilisationsanbeter ist ein Wüstling — sie braucht Geld — der Taucher kappt also heimlich die Ankertaue des Badschiffes, natürlich in der Nacht, bei Sternenhimmel und gerade vor dem dreizehnten Bade — natürlich einem Bade mit Kräutern, Giftkräutern, angeordnet schon lange von einem bestochenen Arzte oder vielleicht dem Malayen selbst — der Malaye wird später wieder den Arzt, einen Schuft zweiter Classe mit sentimental-fashionabel-eleganter Verzierung, aus dem Wege räumen, da der Arzt sich als unzuverlässig ergibt — kurz der Malaye bohrt das Schiff an und kappt sämmtliche Taue in der Nacht vor dem dreizehnten Kräuterbade — schauerliche Schilderung vom Rudern und Plätschern des Tauchers in der stillen Sternennacht — nur noch an zwei Tauen hängt beim dreizehnten Bade das lecke Badeschiff. Der Marquis besteigt die Badebrücke, geht in seine Zelle, entkleidet sich, merkt etwas so sonderbar unter seiner Zinkwanne hin und herrauschen, es ist der ostindische Taucher, der unter ihm wegrudert wie eine Seeschlange. Das Schiff — es schwankt — es taumelt — ein Augenblick — zwei — eine Secunde, man sinkt — das Schiff sinkt, die Badenden sinken, ertrinken, der Malaye schwimmt unter den Opfern wie der Haifisch im Ocean, zieht sie hinab in die Tiefe. Hülfe! — Man stürzt herein. Um Gotteswillen, was ist? Alexander Dumas rief selbst: Hülfe! klingelte selbst. Er besinnt sich. Seines Irrthums gewahr werdend, sagt er einfach: Le linge! Die Wäsche! Mein Badehemd! Drei Leintücher zum Abtrocknen; aber gut durchwärmt! — Unser Dichter, der es liebt, die Haut ein wenig stark zu reiben, verläßt mit Behaglichkeit die Zelle, das Badeschiff, die kleine Stadt, von der er nichts gesehen hat als den Marquis, den Malayen, die Herzogin, drei Leintücher und ein durchwärmtes Badehemd.

Man versichert, daß Dumas und Sue Tage haben, wo sie den Regungen ihres Herzens, ja sogar ihrem Ruhme mistrauen. Sie essen von silbernen Schüsseln, aber sie kommen sich dabei doch vor wie Bettler, die vor den Thüren um ein Almosen bitten. Wer klopft? Der arme Alexander Dumas, er bittet den Grafen von Monte-Christo um eine Schüssel Erbsen oder ein Gericht Linsen; ihn hungert. Es kommen seine glänzendgalonnirten Diener, sie bringen Speise, Erquickung, sie bringen ihm auf einer Schüssel — Edelsteine statt Erbsen. Wie unglücklich machen ihn da die Edelsteine des Grafen von Monte-Christo!

So leben diese Dichter über Zeit und Raum hinaus. Für sie gibt es nichts Wirkliches mehr, sondern nur die Phantasie. Daß die Grenzen der Phantasie Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit heißen, ist ein abgeschaffter Satz, und so muß es wol kommen, daß sie an sich selbst irre werden und andere Menschen sogar statt ihrer leben lassen. Der Verfasser des Monte-Christo hat, wie bekannt, seit Jahren eine Schar von Menschen um sich, die ihm überall hinfolgen und überall von ihm gespeist und getränkt werden. Einige nennen sie seine Schmeichler, andere seine Freunde, andere seine Mitarbeiter. In Wahrheit sind es aber nur die Organe seines eigenen Lebens. Sie spielen, scherzen, lachen, essen, trinken *für ihn*. Diese Umgebungen muß er haben, um an sein eigenes Dasein zu glauben.

Das Feuilleton der „Presse" bringt jetzt die Memoiren dieses Dichters. Er wird darin ohne Zweifel wie Karl V. auch schon sein Leichenbegängniß feiern. Er wird die Reden wiederholen, die an seinem Grabe werden gehalten werden, er wird den Sarg, der mit Immortellenkränzen bedeckt ist, nach der Natur schildern, er wird erzählen, daß

sich plötzlich der Deckel öffnete, der Todte sich regte, die Augen aufschlug, die Geschichte eines Schlaftrunkes zu erzählen begann, und die Redaction der „Presse" wird anzeigen: Wir freuen uns, den Lesern für den Beginn des neuen Quartals von den heute eigentlich mit dem Tode des Herrn Alexander Dumas beendigten Memoiren desselben eine Fortsetzung versprechen zu können, ein neues Werk unter dem Titel: „Die Geheimnisse des Todes" in zwanzig Bänden nebst einem Epilog: „Das Thal Josaphat."

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Viertes Capitel.

Unter dem Dache.

Oswald hatte in der von Ernestinen im Protokoll bezeichneten Wohnung vier Stiegen hinter sich und hielt jetzt einen Draht ohne Griff in der Hand, der eine Klingel bedeuten sollte. Eine alte Frau öffnete. Die Nähterin, die für den Frauenverein arbeitete, hieß es, wäre nicht daheim, würde aber jeden Augenblick kommen. Oswald fragte, ob er warten dürfte. Mit dem größten Vertrauen öffnete man ihm eine auf den engen Vorplatz hinausgehende Thür... Er trat in Ernestinens kleines, aber freundliches Zimmer. Nur ein Fenster erhellte es; es ging aufs Dach hinaus. Eine Schlafkammer nebenan war geschlossen. Unter den schrägen Seitenwänden der Mauer nach der Straßenseite zu standen eine Kommode, ein geschlossener Waschtisch. Die Fensternische selbst war verstellt mit einem Tisch, auf dem unter mancherlei Nähapparaten ihm Schulhefte und Bücher auffielen. Auf dem Fensterbret stand ein Tintenfaß mit einem Kästchen, das wahrscheinlich Stahlfedern enthielt. Die Beinhauer'sche bunte Etikette der Stahlfedern lag wenigstens auf dem Tische zerschnitten zu kleinen Sternen, auf denen Zwirn und Seide aufgewickelt war. Die Wirthin, die mehr aus Höflichkeit als aus Mistrauen den wahrscheinlich seiner Weiß-Wäsche wegen so hoch gestiegenen Herrn aufhalten wollte, erzählte ihm von Ernestinens Fleiß und lachte über die Bücher und Schreibhefte. Oswald, wol entnehmend, daß Ernestine die Absicht hatte, ihre wildwachsene Erziehung etwas zu berichtigen, blätterte darin. Es waren französische Elementarbücher, Rechenbücher, Lesebücher mit verschiedenen Schriftsorten. Der Lehrer, erfuhr er, war auch hier wieder Herr Wächter. Oswald gefiel sich in dem Gedanken, ob dieser Trieb der Selbstbildung wol über Ernestinen gekommen wäre, seit sie sich so plötzlich seines Interesses für sie beraubt sah? Einige Augenblicke darauf nahm ihm Ernestine selbst diesen Glauben und sagte ihm als nächste Veranlassung dieser Studien eine ganz andere Veranlassung.

Ernestine war nach wenigen Minuten erschienen. Sie erröthete wol, war aber von dem Besuche Oswald's nicht überrascht. Sie gestand ihm offen, daß eine innere Stimme ihr gesagt hätte, ein ihr und ihrer Familie früher so freundlich gewesener Mann würde nach der traurigen Begegnung vor den Schranken des Gerichts sie nicht unbesucht gelassen haben, um ihr ein Wort des Trostes zuzusprechen. Oswald erstaunte, Ernestinen von dem Geschick ihres Verkehrs mit den Gerichten fast ganz allein erfüllt zu sehen. Er hätte viel lieber gehabt, in Ernestinens Seele nur das eine Gefühl, das des Schmerzes und des Verlassenseins durch seine Trennung, anzutreffen. Im Gegentheil, diese Trennung verstand sich für Ernestinen, wie sie sagte, von selbst. Was sollte er auch länger in ihrem Hause, in ihren bescheidenen Verhältnissen, unter rohen Geschwistern, die ihr schon angefangen hatten Schande zu machen! Von ihrer glänzenden Ausfahrt mit der

immer abenteuerlicher gewordenen und doch nach Scharfeneck's Erzählung fast bemitleidenswerthen Malvina sprach sie wie von einer großen „Unvernunft", welche die Quelle alles ihres gegenwärtigen Missgeschickes geworden wäre. Und als Oswald sie über den Proceß beruhigte und von ihrer dem Inquirenten, seinem Freunde, vollkommen erwiesenen Nichtbetheiligung an dem Leichtsinn eines Mädchens, das später auf den Namen bald des Grafen, bald seines Kammerdieners überall entliehen und geborgt hatte, sprach, mußte er die mit wahrer Angst ausgesprochene Frage hören: „Aber kommt denn das nicht Alles vors öffentliche Gericht?" Oswald beruhigte sie und erstaunte, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, daß Ernestine Ehrgeiz besaß. Sie gestand ihm, daß sie zum ersten male über ihre mangelhafte Bildung erschrocken wäre, als sie, wegen ihrer Brüder vor Gericht gerufen, lesen, schreiben und einige dabei vorgekommene Zahlenverhältnisse hatte ausrechnen sollen. Man hätte damals manches Wort, das sie eben gesprochen, in der Niederschrift verbessert; seitdem wage sie kaum den Mund aufzuthun in der Angst, die Sprache wol irrthümlich zu gebrauchen. Sie war darüber so in Sorge gerathen, daß sie beschlossen hatte, nachzuholen, was bei dem traurigen Frühverbrauch der Kinder zu den Zwecken des Hauses und der väterlichen Gewerbe bei den Kindern der Armen auch an ihr versäumt worden wäre. Oswald erstaunte über alle diese Aufklärungen, die Ernestine in einer eigenen Mischung von Scherz und Ernst gab. Ausdruck von Bedeutung gab ihr dabei ihre Darstellung der Lagen, in denen sie seither sich befunden, und eigentlich raffte sie Alles mit Aengstlichkeit zusammen, was sie an Thatsachen nur auftreiben konnte, um nur ihren Besuch zu unterhalten oder wol noch mehr, um eine gewisse Leere und Lücke nicht eintreten zu lassen, die bei einem gefahrvollen Gegenüber mit Männern für Frauen oft so verhängnißvoll wird. Oswald hatte freilich des plaudernden Mädchens Hand ergriffen, aber es lag so viel Unbefangenheit in ihr, daß er seiner aufwallenden männlichen Empfindung Schranken setzte. Inzwischen kam auch eine Störung. Herr Wächter, der Lehrer, hatte draußen geklopft. Oswald erhob sich mit der Bitte, sich zuweilen nach Ernestinens Wohl und Wehe erkundigen und sie mit seinem Rathe unterstützen zu dürfen. Ernestine erröthete und dankte befangen. Den blinzelnden Seitenblick des draußen harrenden Lehrers, der einen Stoß von Büchern unterm Arme trug, bemerkte Oswald im Gehen um so weniger, als für sein mildes Gefühl schon bei Scharfeneck's Vortrag etwas Rührendes in dieser Abhängigkeit der Bildungslosigkeit von einem verkommenen Lehrer gelegen hatte.

Und wem ist es dann nicht schon so ergangen, daß er zu einer Begegnung mit einem weiblichen Wesen sich mit allen Einflüsterungen seiner Eitelkeit und seiner Phantaste rüstete, sich ausmalte, wie er vor Augen, von denen er sich bevorzugt träumte, hintreten, wie sich niederlassen, wie sprechen, was erwidert hören würde, und zurückgekehrt an den Ort, wo die Phantasie oder die Eitelkeit ihre triumphirenden Erwartungen sich ausmalte, wie fühlte man sich enttäuscht, beschämt, nicht selten von einem edeln, würdevollen und tugendhaften Weibe bestraft! Oswald hatte ein ähnliches Gefühl. Er hatte geglaubt, er würde von Ernestinen sich heute nicht trennen können, ohne daß sie vertrauensvoll in seinen Armen läge; er hatte geschwelgt in dem Gedanken, sie würde ihre Trauer an seinem Herzen ausweinen; und nun war der Eindruck so völlig anders! Er fand sie gereifter, entwickelter als früher, wenn auch die Röthe ihrer ovalen Wangen sich verloren hatte und dafür die Ränder der schönen vollen klaren Augen geröthet waren. Aber ihre ganze Erscheinung wirkte heute mehr elektrisch abweisend, als magnetisch anziehend. Diese Bildungsstudien, wie erfreuten sie ihn, wie erfüllten sie ihn mit staunender Achtung! Aber daß er nicht aus Ernestinens Geständnissen hatte abnehmen können, sie dächte nur im Rückblick auf ihn an eine Ausbildung! Aus Furcht vor der gerichtlichen Oeffentlichkeit lernte sie! Das streifte alle Blüten seiner Träume ab — und doch, doch wuchs auf die Länge wieder ihre ganze Erscheinung. Die Dachkammer des vierten Stockes, so

still, so friedlich — dies freie selbstständige Walten einer Arbeiterin für sich, — diese engbegrenzte, ihr allein angehörende Welt, — diese Wärme der Hand, die er einige Minuten gehalten hatte, — diese räthselhaften und so viel verschließenden Augen, — dies sichere Sichselberangehören eines blühenden, schönen Mädchens — alles Das schmückte ihre Erscheinung mit neuen Zaubern und war wiederum etwas so Verändertes für Oswald's sanftes Gemüth, daß er zu Scharfeneck hätte eilen und ihm sagen mögen: Auch in dieser kleinen Welt, die du verachtest und so herabsetzest, gibt es Erscheinungen, welche die Seele ergreifen und die dein „emporgerichtetes" Auge lange prüfen müßte, bis es ihren Grund und ihr wahres Wesen ganz erforscht hätte.

In weichen Seelen wirkt die Liebe elektrisch; in starken magnetisch. Für Scharfeneck's Natur wäre es unmöglich gewesen, sich durch Ernestine angezogen zu fühlen. Oswald liebte sie. Je öfter er sie sah, desto offener wurde sein Bekenntniß. Sie beschäftigte ihn und nicht etwa nur sein Gefühl des Verlassenseins, sein Bedürfniß des traulichen Sichanschmiegens, wie er sich zuweilen vorwarf und mahnend sich anklagte; nein, die Wiederherstellung dieses Umgangs war tieferes Bedürfniß. Trug seine dem Idyllischen zugewandte Natur die Schuld, so konnte er diese Natur nicht ändern. Er sah Ernestinen fast jeden dritten Tag, schrieb ihr oft in der Zwischenzeit, schickte ihr Bücher zum Lesen, holte sie an Orten ab, wo er sie zu finden hoffen konnte. Und weil ihn zu diesen Huldigungen Liebe trieb, reine und lautere Liebe, so wagte er in beklemmender Betrachtung seiner Gesellschaftsstellung am wenigsten stürmische Bewerbung. Wieder fürchtete er, jede Berührung der Hand müßte die zarte Luftspiegelung seines gegenwärtigen Lebens zerstören. Es war wieder wie in der Vorstadt. Und ist nicht reine Liebe das Gegenbild Pygmalion's? Pygmalion konnte nicht ertragen, daß ein Marmorbild von unendlicher Schönheit unter seiner Hand nur kalter Stein blieb, die Götter Griechenlands, die Götter des sinnlichen Olymp schenkten ihm eine in seinen Armen Fleisch und Blut gewinnende Galathea. Die Liebe der christlichen Welt formt die Wirklichkeit, das volle, warme, pulsirende Leben in Gegenstände der Anbetung um, in Marmorbilder, der Andacht und Verehrung geweiht.

So verflossen bis zu einer hereinbrechenden Katastrophe Monate. Oswald konnte vor den Augen der Nachbarn nur für Ernestinens Geliebten gelten und wie sehr er es war, bewies ihm die unbedingte Hingebung ihres Vertrauens. Würde sie sein Werben, seine Besuche, seine Aufmerksamkeiten geduldet haben, wenn sie davon nicht beglückt gewesen wäre? ... Und fast ein Jahr ging so hin. Ernestine war von der Nothwendigkeit eines öffentlichen Erscheinens an den Schranken des Gerichts verschont geblieben. Ihre Brüder waren von der Strafe, die sie für kleine Diebstähle traf, endlich wieder frei geworden; auch Malwina, die „bei verschlossenen Thüren" ein Urtheil getroffen, war auf freien Füßen und hatte sich vom Schauplatz ihrer Verirrungen nach Hamburg entfernt. Oswald vernachlässigte seine Laufbahn nicht. Er arbeitete in Civilsachen und mit Erfolg. Er schrieb den Aeltern regelmäßiger als in der Zeit, wo er bei Frau von Wolmany verkehrte. Er war fröhlich, befriedigt durch sich selbst, durch seine Lage, durch Ernestinens Liebe, die ihm diese schenkte ohne einen Gedanken an die Zukunft. Sie wußte, daß sie nicht das einzige Mädchen aus dem Volke war, das einem von der Gesellschaft über sie hinaus gestellten Jüngling eines Tages nichts sein würde als ein aufgegebener Zeitvertreib oder ein Opfer der Rücksichten, die eine gesunde Vernunft in der Ordnung finden mußte. Oswald's Gattin ... das war ein Begriff, der unter ihrem Dache nicht ausgesprochen wurde.

Scharfeneck war verreist in die gemeinschaftliche Heimat. Um so eifriger in seinen Besuchen wurde Oswald eines Tages von einer seltsamen Unruhe überrascht, in der er Ernestinen betraf. Sie hatte schon oft in großer Angst ihm gestanden, daß ihre Brüder

sie belästigten, Geld von ihr erpreßten, sie des Hochmuths anklagten und auf wilde Art ihr friedliches Leben störten. Sie hatte nicht den Muth hinzuzufügen, daß die Brüder aus ihrem Verhältniß zu Oswald Berechtigung zogen, sie mit Spott und Hohn zu behandeln. Sie sagten ihr wol, sie sei nur Ihresgleichen und kaum mehr als Malvina Wilde. ... Oswald ahnte diesen Zusammenhang und glaubte, als er sie an jenem Tage in äußerster Unruhe antraf, ihr die Versicherung geben zu müssen, daß er sie vor den Belästigungen ihrer Verwandten schützen würde. Es war aber, wie sie sagte, eine andere Ursache, die sie in diese Aufregung versetzte. Oswald forschte. Unter Zusicherung des unverbrüchlichsten Schweigens erfuhr er, daß ihr ausdauernder, unermüdlicher Lehrer, Herr Wächter, ihr eine ansehnliche Summe Geldes übergeben hätte, die sie ihm aufbewahren sollte, er fürchte in seiner Wohnung seit einiger Zeit für deren Sicherheit. Oswald fand dies Vertrauen lästig. Er sah darin eine Zudringlichkeit. Schon längst war ihm aufgefallen, daß er in dem nahe an die Vierzig gerückten Manne, obgleich er vor ihm seinen weißen Hut immer bis tief zur Erde zog, eine Art Rivalen hatte. Ernestine nannte Wächtern einen verkommenen und bemitleidenswerthen Menschen. Immer furchtsam, gedrückt, ängstlich hätte Wächter ihr schon oft gesagt: er sehne sich, die Liebe nur eines einzigen Menschen auf Gottes Erde zu gewinnen. Es ist ein schmuziger Geizhals, erwiderte Oswald, ein Angeber, ein Zuträger, einer der Menschen, wie ich deren Vielen schon begegnete, einem Fritz Hackert, einem Privat-Schreiber Schmelzing und ähnlichen unsichern Leuten, ohne die leider die Gerechtigkeit nicht den Sieg über die Werke der Nacht davontragen kann! Ernestine hatte diese Anklage entschieden in Abrede gestellt und ihren Lehrer mit einer Wärme vertheidigt, die Oswald mit Scherz und doch verwundert aufnahm. Nun fand er das Vertrauen Wächter's, Ernestinen eine Summe von fünfhundert Thalern zur Aufbewahrung zu übergeben, geradezu aufdringlich. Er sah darin eine ganz offene Bewerbung, eine Darlegung seiner Glücksumstände und nannte das Geld einen Sündenlohn. Nein, erwiderte Ernestine, ich weiß, daß Wächter seit Jahren spart, schon als Kind in einer Erziehungsanstalt ein eigenes kleines Vermögen erworben hat, weil sich vornehme Gönner für ihn interessirten, er darbt sich den Bissen vom Munde und lebt mit der Uhr in der Hand. Nun, fiel Oswald ein, dann ist die Verantwortlichkeit, die man für die Bewahrung einer so ansehnlichen Summe hat, nicht minder gefahrvoll. Ernestine gab ihm Recht und versprach, dem Lehrer das anvertraute Gut schon morgen zurückzustellen.

Es war an einem Spätherbsttage. Scharfeneck war zurückgekommen und hatte dem Freunde tausend Umarmungen und Grüße von der Heimat gebracht. Oswald nahm auf seinem Zimmer alle Beweise der Liebe mit gleicher Stimmung entgegen, verrieth aber doch, daß auf die Länge ihm Scharfeneck's Besuch drückend wurde: es war die Zeit, wo er nunmehr schon jeden Abend zu Ernestinen ging. Aber gerade, als wenn Scharfeneck geahnt hätte, daß Oswald eilte, gerade deshalb blieb er. Er rauchte nicht einmal, streckte sich nicht einmal behaglich, wie er pflegte, auf dem Sopha, sondern trommelte mit den Fingern auf den Tisch und erzählte Dies, erzählte Jenes und blieb. Wie Oswald nahe daran war, nach der Uhr zu greifen und damit ein discretes Zeichen seiner Ungeduld zu geben, begann Scharfeneck ein Geständniß, das den Freund seine Uhr, seine gewohnte Stunde und für heute Ernestinen vergessen ließ. Scharfeneck berichtete seine Verlobung mit Evelinen, Oswald's Schwester. Der überraschte Bruder sprang auf, warf sich dem Freunde an die Brust und mit Thränen, die ihm vor Freude und Rührung in die Augen traten, rief er: Eveline verlobt? Und mit dir? Doch mit dir? Scharfeneck mußte erzählen, wie er die längst im Stillen gehegte Neigung der Schwester für ihn erkannt und wie er dazu gekommen, sich auszusprechen. Eine Schwester, eine gute und selbstlose Schwester kann einem selbstlosen Bruder über Alles gehen. Was wir Männer

an dem weiblichen Geschlechte oft hassen, verdanken wir — wer will es widerlegen? — den Erfahrungen an Bräuten oder Gattinnen, und was wir an ihm wahrhaft lieben, verdanken wir der Erinnerung an unsere Mutter und an eine Schwester, die sich bewährte und selbstlos war.

Nachdem Scharfeneck dem Freunde sein ganzes Glück erzählt, war natürlich für heute Oswald's Plan, Ernestinen zu sehen, aufgegeben.

Am folgenden Morgen kamen Briefe von Hause, Anfragen, Aufträge, Grüße wieder an den Freund, die er selbst ausrichten mußte. Er suchte Scharfeneck schon in aller Frühe auf, und so neubefestigt war jetzt der Zusammenhang beider Herzen, so viel gab es zu erzählen und so ernstlich Pläne zu entwerfen, daß Oswald wieder den ganzen Tag von Scharfeneck gefesselt blieb. Und konnte sich der jüngere Freund verschweigen, daß in dem Bunde Scharfeneck's mit seiner gebildeten, in geregelten, edlen, reinen, in der Weihe des Familienlebens aufgewachsenen und von ihr behüteten und nun ihm plötzlich ganz wie neu verklärten Schwester etwas lag, was ihn mit der Geschichte seines eigenen Herzens gegen den Freund tief herabdrückte? Hätte Scharfeneck die Hand der Frau von Wolmany, wie man lange glaubte, gewonnen gehabt oder sich mit einer von den Finanzagententöchtern verlobt, sein Verhältniß zu einem armen Mädchen aus dem Volke würde ihm nicht nur mit der vollen Poesie einer höhern Berechtigung dagegen bestanden haben, sondern es hätte sein Gefühl an Wahrheit und innerer Begründung noch überwogen. So aber gegen diese ruhiggeschlossene, zwei edle Familien beglückende Verbindung, gegen diese von den heiligen Laren des Hauses gestützte Liebe, die eine hoffnungslose gewesen war, da Eveline nicht glauben konnte, bei Scharfeneck mit den Erscheinungen der großen Welt wetteifern zu dürfen, gegen dies dennoch erfolgte Erklären der Gefühle des Freundes an dem kleinen Brunnen des Bades, am Rande der eingefriedigten Stahlquelle, in den traulichen Schatten eines nahegelegenen Parkes, der einst Scharfeneck selber gehörte, gegen diese tiefe, gehaltvolle, innere Sittlichkeit des Glückes seiner einzigen Schwester trat sein Bund mit einem Mädchen der Vorstadt, einer Schwester verbrecherischer Brüder, einer Proletarierin, die vor der Bewerbung eines unheimlichen Menschen, der ihr, um seine Mittel zu zeigen, fünfhundert Thaler aufdringt, wie vor einem maskirten und fast in ernstliche Ueberlegung zu ziehenden reellen Eheantrage erschrecken mußte, entschieden in den Schatten. Er schwieg zwar nicht, als ihn Scharfeneck nach Ernestinen fragte, er verwies ihm seinen Spott, doch mußte er schweigen, als der Freund sagte: Deine Aeltern sind nicht wenig betrübt über diese Verirrung, wie ich sie nennen muß. Sie haben von mehr als einer Seite darüber die genauesten Erkundigungen eingezogen. Pfarrer Dämmer erzählt jeden Posttag Neues. Man glaubt dich verloren. Ich gab aber dem Vater Recht, der mir sagte, sein Stolz verböte ihm, dir über diese unglückselige Folge einer Bekanntschaft zu schreiben, die er leider selbst veranlaßt hätte. Ich erklärte Allen, daß du dich sammeln würdest. Und in der That komm' ich wieder auf meinen alten Satz zurück. Ich sprach von Goethe's Egmont vor länger als einem Jahre, denke an Jean Jacques Rousseau! Was wäre aus diesem großen Geiste geworden, wenn er sich von dem unwiderstehlichen Drange nach den untern Regionen der Gesellschaft hätte befreien können! Die Großen zogen ihn hervor und nur weil er linkisch war und eitel und sich nirgends benehmen konnte, erklärte er die Großen für falsch, hassenswürdig, erbärmlich und kehrte immer wieder in den Schmuz einer geringen Existenz zurück mit einem Weibe wie Therese Levasseur! Wohl, du willst kein Rousseau sein und ich will dich nicht kränken, wenn ich Ernestine Waldmann mit Therese Levasseur vergleiche. Es mag ein braves, mit einem starken Geist begabtes und anziehendes Wesen sein. Aber die Umgebung, Freund! Diese Menschen, die an ihr haften! Wie kannst du Das trennen von ihr, einen trunksüchtigen Vater, verbrecherische Brüder, sittenlose Freundinnen! Du sagst vielleicht, du trügest sie dir empor aus diesen Flam-

men wie Mahadöh der Gott der Erde beim Dichter das verlorene Kind der Sünde! Aber der Gott, der zu dem reinen Aether einer vorurtheilslosen Welt steigt, wirst du durch eine Heirath mit diesem Mädchen nie werden. Im Gegentheil, mit ihr verbunden, dann beginnt erst die irdische Bedingung, dann hört die Entwickelungsfähigkeit, die sich jetzt an deiner Hand zu bilden sucht, auf; dann tritt der Abschluß des Bisherher und nicht weiter! sogar unter dem Glorienschein der häuslichen Tugend und der bürgerlichen Einfachheit auf. Selbst dies Abwerfen der angeborenen verwandtschaftlichen Elemente würde mich an dem Mädchen erschrecken. Ich würde immer fürchten, ein solches Wesen büße etwas von der Reinheit ihres Herzens ein, wenn man sich vor den Besuchen eines unwürdigen Vaters verleugnen muß, wenn man nothgedrungen kalt und schroff gegen Brüder, Schwestern, Freundinnen aufzutreten hätte. Ich würde dich ewig bemitleiden, Freund, wenn du dir diese Zukunft bereitetest. Noch ist es Zeit, daß du dich aufraffst! Noch gelingt dir ein männlicher Entschluß und wenn du Liebe bedarfst, wenn du sehen mußt, daß deine Person mit klopfendem Herzen irgendwo erwartet wird, so knüpfe irgendwo ein Verhältniß an! Geh' von diesen kleinen Wiesenrainen fort! Die Wolmany, eine Mitvorsteherin des Frauenvereins, hat nicht gelacht, als man ihr sagte, eine gewisse Ernestine Waldmann würde von der Liste der Arbeiterinnen auszustreichen sein, seit sie die ihr übergebenen Arbeiten unregelmäßig abliefere und ihren Unterhalt von einem jungen Referendar Namens Ernst Oswald bestritten erhalte — sie ist bleich geworden wie die Wäsche, die sie zu controliren hatte; sie fuhr noch im Spätsommer nach Marienbad; ich wette, daß diese Frau Alles aufgäbe, ihr Literatur, Kunst, alle Musen, Goethe, Schiller, die Vorlesungen, Alles, Alles, wenn du dich entschließen könntest. . . .

Oswald unterbrach den Freund. Zücke Dolche auf mich, sagte er, aber vergifte sie nicht! . . Aufgeregt schritt er im Zimmer, sprach von Uebertreibung, schmollte sogar, aber dies neue Bild, — das mit der Näharbeit, dem Frauenverein und der Frau von Wolmany — das wirkte wie damals der Bericht Dankmar Wildungen's vom Blindekuh-Spiel im Walde. Er sah diese Arbeiten, er hörte seinen Namen genannt. Dies Gefühl, sich gegenständlich unter den Leuten zu wissen und im Munde Anderer und als Schatten an der Wand und besprochen und erörtert in einem verborgenen Verhältnisse — das war ihm furchtbar. Es verging wieder ein Tag, bis er sich entschließen konnte, Erneſtinen wiederzusehen.

Scharfeneck benutzte diese Stimmung. Die Nachmittage, die Abende schnitt er dem Freunde geradezu ab, bemächtigte sich seiner und gab ihn ohne Gewalt nicht mehr heraus. Ernst Oswald, ein Gemüthsmensch, verzweifelte an seiner eigenen Schwäche. Er wollte schreiben und zerriß die Briefe. Er wollte gehen und erschrak am fünften, sechsten Tage, wie er sein Ausbleiben bis zum vierten, fünften entschuldigen sollte. So gingen zehn Tage hin. Mit Gewalt legte er sich Entfernungen auf, die er zurücklegen hatte, er nahm Fiaker und fuhr weit über Land, um sich zu zwingen, zu Fuß zurückzukehren, Abends spät erst wieder in der Stadt einzutreffen. Dennoch erlag er. Bei einem dieser gezwungenen Spaziergänge überkam ihn in Mitten eines Waldes, an dem stillen Spiegel eines kleinen Sees, wo am Uferrand zwischen Schilf und Moos stillverborgen Vergißmeinnicht blühten, eine solche Wehmuth, daß er an sein zuckendes Herz greifen und fast laut ausrufen mußte: Ich ertrag' es nicht länger! Er rannte durch den Wald der Landstraße zu, rief den ersten Miethwagen an, den er leer zur Stadt zurückfahrend erblickte, sprang hinein und bezahlte für die beschleunigte Fahrt das Doppelte. Noch war die Sonne nicht untergegangen, als er am Eingang der Straße, wo Erneſtine wohnte, still halten ließ, den Wagen verließ und mit stürmischem Drange die Stufen zu dem bescheidenen Kämmerlein im Dache hinaufsprang. Er klopfte. Man öffnete nicht. Er klingelte. Man näherte sich drinnen schüchtern und behutsam. Die alte Frau, die den Kopf zwischen die kaum geöffnete Thürspalte steckte, fragte ängstlich: Wer da? Os-

wald nannte sich. Man öffnete und berichtete jetzt Dinge, die ihm das Haar zu Berge sträuben mußten. ... Erneſtine war gefänglich eingezogen. Ihr Zimmer war unterſucht, ihre kleinen Habſeligkeiten waren verſiegelt worden. Ludwig Wächter, den Lehrer Erneſtinens, hatte man auf einem der am Waſſer gelegenen Quais in verwichener Nacht ermordet gefunden.

(In der folgenden Nummer das fünfte Capitel: Ludwig Wächter.)

Das Waſſer und die Wolken.

Einleitung zu einer Reihe von Naturbildern von Karl Müller. *)

Den Bewohner des Binnenlandes ergreift ein eigenthümlich erhabenes Gefühl, ſobald er ſich aus ſeinen ſtarren Bergen herausriß und ſein Blick zum erſten male über den Ocean hinweg ſchweift. Eine unendliche Majeſtät iſt über die beiden mächtigen Factoren der Erde ausgebreitet, welche hier als Feſtland und Ocean, als zwei ſchroffe Gegenſätze, nebeneinander ruhen. Im einfachen kindlichen Naturgenuſſe fühlt ſich der Wanderer durch die Unermeßlichkeit des Meeres und ſeiner Einheit vielleicht ebenſo fortgeriſſen wie jene Völker der unendlichen Steppe, in denen ihnen, z. B. den Juden, vielleicht gerade durch den Eindruck des Unendlichen ihrer Wüſten der Gedanke eines einigen Gottes zuerſt aufging. Schüchtern — weil des Meeres noch unkundig — bleibt er weit von den mit Donnerbrauſen daherſtürmenden Meereswogen entfernt in tiefen Gedanken verſunken ſtehen und wagt es erſt ihm zu nahen, ſobald er den Bewohner des Meeresufers furchtlos an dem Saume der Wellen vorbeiſchreiten ſah. Das großartige Leben in den brauſenden Wogen und das Rieſige der Waſſermaſſe im Verhältniß zu ſeiner eigenen Winzigkeit hatten ihn unwillkürlich erſchreckt, ihn, der in ſeinen Gebirgen nur Bilder des Ewig-Starren ſah und der nun am Oceane die einſt ſo gefürchteten reißenden Gebirgsbäche ſeiner Heimat als ſo winzige Zwerge erkennt. Allmälig gewöhnt aber auch er ſich an das Großartige. Vielleicht nun gelagert in einem engen Dünenthale, wo rings um ihn her milde Meereslüfte durch den Dünenhafer ſäuſeln, ſchweift ſein Blick auch aufwärts zu den Wolken. Das Staunen hat einem ruhigen Sinnen Platz gemacht. Nun findet er in der unendlich mannichfaltigen Welt der Wolken die Wogen des Meeres wieder, die, wie reifgewordene Kinder, durch die erlöſenden Sonnenſtrahlen aus ihrer Wiege emporgetragen, auf den Fittichen der Winde ſich hinausſehnen in die weite Welt, wo es zu koſen gibt mit tauſenden und abertauſenden von Blumenkindern, welche ſie ſchon mit dürſtenden Lippen erwarten. In weiter Ferne, angezogen von mächtigen Bergſpitzen und grünenden Wäldern, ſieht er ſie im Geiſte als Regen herniederſtürzen auf die Fluren, Segen ſpendend den Pflanzen der Haine und der Fluren des ämſigen Ackerbauers. Lebende Quellen ſieht er aus dem Buſen bewaldeter Gebirge hervordringen, grüne Matten erzeugend, wo ſich fröhliche Heerden des Landwirthes umtummeln. Bäche ſieht er entſtehen, wo ſich Quellen mit ihren Wäſſern vereinten; Flüſſe, wo ſich Bäche verbanden; Ströme, wo ſich Flüſſe vermählten zur einigen Wanderung. Endlich ſieht er die ehemaligen Wogenfinder, die Wolken, wieder heimkehren zum großen Vaterhauſe, dem Meere, um vielleicht bald wieder eine ähnliche Wanderung über neue Länder zu beginnen und ſo fort in ewigem Wechſel, in ewigem Hinausweh und ewigem Heimweh, den Zugvögeln gleich,

*) Der Mitherausgeber der allgeſchätzten Zeitſchrift „Die Natur" beginnt hiermit eine Reihe von populären Darſtellungen aus der elementariſchen Welt und zunächſt der des Waſſers.

die der Sommer zu dem alten Neste und seinen Pflichten, wie der Winter wieder zur alten Heimat der Ruhe treibt.

Damit ist der Wanderer in seinem Sinnen an der Grenze des dichterischen Naturfühlens angekommen. Er fühlt, noch einmal zurückblickend, den großartigen Kreislauf des Oceans nicht allein um die Festlande, sondern auch über sie hinweg, in sie hinein und zum alten Bette zurück. Er fühlt die ganze Richtigkeit jenes Bildes, welches den Ocean als das Herz der Erde darstellte, von welchem die Seen, Bäche, Flüsse und Ströme der Continente wie Adern ausgingen und gleich den Adern des thierischen Leibes ihr Blut auch wieder zum Herzen zurückführen.

Aber wozu denn dieser ewige Kreislauf? Mit dieser Frage bahnt sich sein Geist den Weg zu einer neuen Welt der Anschauung. Sie ist es, zu der auch wir unsere Wanderung beginnen.

Wir möchten das Wasser bezeichnen als einen Erlöser und dies ist schon die Antwort auf jene Frage, wozu denn der ewige Kreislauf der Meereswogen diene. Für den Naturforscher bedarf es keines Beweises, wie man einen Stoff erlösend nennt. Wenn sich die Pflanze von den Stoffen der Erde nährt, so erlöst sie dieselben, indem sie die Erde zu etwas Höherem, zu einer Pflanze verklärt, indem sie die Erde frei macht von der untergeordneten Stufe des anorganischen Reiches, jenes Reiches, in welchem das Leben der chemischen Verwandtschaft an eine durch und durch gleiche Masse ohne besondere Organe oder Werkzeuge zu Stande kommt. Wenn das Thier sich von einer Pflanze ernährt, dann bildet sein Körper die Pflanzenstoffe zu thierischen Zellen um, verklärt sie also zu einem Wesen voll Empfindung und selbständiger Bewegung. So ist auch die scheinbar leblose Erde durch die Vermittelung der Pflanze im Thierkörper erlöst. Diese Naturbetrachtung ist eine so einfache und auf der Hand liegende, daß man darüber nichts weiter zu sagen nöthig hat. In dem großen Haushalte der Natur erlöst überall ein Stoff den andern, weil sich Alles nöthig hat zu seinem Bestehen. Es drängt sich jedoch daneben noch die andere Frage auf, ob diese Erlösung der Stoffe sich auch auf den Menschen und seine geistige Thätigkeit erstrecke? Wir beantworten sie schon im voraus mit einem lauten Ja! und werden uns bemühen, so kurz und klar als möglich die Beweise dafür beizubringen. Wir werden finden, wie die Erlösung der Stoffe untereinander gleichzeitig auch die Erlösung des Menschen zu höherem leiblichen Gedeihen und zur Bildung des höchsten Seelenadels bedinge. Wir haben hierzu als Beispiel der Erlösung durch die Stoffe das Wasser gewählt.

Betrachten wir die Wolken! . . . Schon der erste Ausflug der Meereswogen in Wolkengestalt greift tief in den Haushalt der Natur ein. Wir wissen, wie verschieden die Einwirkung der Sonne auf die Erde bei wolkenlosem und bedecktem Himmel ist. Wir fühlen es an dem Grade unsers eigenen Wohlbehagens; wir sehen es an unsern Ernten. Halten wir nun hier die Gegensätze der Erde nebeneinander, unsern nordischen, meist bewölkten Himmel neben den tiefblauen der warmen und heißen Länder zwischen den Wendekreisen, neben einen Himmel, von dessen Reinheit uns unsere Hundstage nur einen sehr schwachen Begriff geben: dann kann man sich alsbald eine kleine Vorstellung davon machen, wie verschieden die Länder in ihren Pflanzenerzeugnissen sein müssen, je nachdem die Sonne ihre Strahlen der Erde unmittelbar oder erst durch Wolkenschichten sendet. Jeder weiß, daß das Thermometer im Schatten tiefer steht als in der Sonne. Dem Schatten ähnlich wirkt auch der bedeckte Himmel; und wenn die im Schatten gewachsenen Früchte später reifen und weniger süß ausfallen als die in unmittelbarer Sonne, dann wird — weil auch dies Jeder weiß — kein ferneres Zeugniß für den Satz nöthig sein, daß die Wolkenbildung einen bedeutenden Einfluß auf das Pflanzenleben äußern müsse. Auf der einen Seite mag dieser Einfluß ein nachtheiliger sein; auf der andern ist er ein

unbedingt nothwendiger. So ist jedem gebildeten Gärtner nicht unbekannt, wie die Gewächse Westindiens in unsern Treibhäusern eine auffallende Reizbarkeit gegen directe Sonnenstrahlen zeigen. Dies erklärt sich leicht durch das Klima Westindiens, wo täglich leichte Federwolken vor der Sonne vorüberziehen und den Gewächsen des antillischen Archipels einen Schutz gegen die Sonnenglut bringen. Darum sieht sich der Gärtner genöthigt, seinen Treibhauspflanzen durch Bedeckung einen ähnlichen Schutz gegen die Mittagssonne zu verleihen. Dies ist die eine Art der Einwirkung der Wolken.

Es ist ferner bekannt, welche außerordentliche Mannichfaltigkeit in der Wolkenbildung herrsche. Howard unterschied zuerst drei besondere Arten von Wolken: 1. Die Federwolke, wenn die Wolken als feiner weißlicher Federpinsel oder wie gekräuselte Locken am blauen Himmel erscheinen; 2. die Haufenwolke, wenn die Wolken zusammengehäuft am Horizont, Gebirgen ähnelnd oder wie Halbkugeln über der Erdfläche erscheinen; 3. die Schichtwolke, wenn die Wolken als deutliche, oben und unten wagrechte Nebelschichten über Wiesen und Gewässern schweben. Die beiden ersten Arten vereinigt bilden die fedrigen Haufenwolken oder die Schäfchen, alle drei zusammen die Regenwolke. Es versteht sich von selbst, daß diese drei Arten und ihr gegenseitiges Ineinanderfließen nur die am deutlichsten zu erkennenden Formen sind. Mächtig trägt diese Wolkenbildung dazu bei, den Ländern ihre Eigenthümlichkeiten zu geben, an denen der aufwärts zu den Sternen blickende Mensch seine Heimat erkennt, zu der er so innig gehört; das beweist der heitere, sanglustige Italiener unter seiner reinen Himmelsbläue und der ernste Skandinavier unter meist bedecktem Himmel. „Welch einen Unterschied macht nicht das Klima in dem Lebensgenuß! Wie widersprechend sind unsere Gefühle, wenn wir auf schwarze, halb in Wolken eingehüllte Berge blicken und eine andere Kette durch den blauen Duft eines schönen Tages sehen! Auf eine Zeit lang können die einen einen sehr erhabenen Eindruck machen, aber die andern stimmen das Gemüth heiter und glücklich.“ So sagen auch wir mit dem erfahrenen Reisenden Darwin. Wie viel Schönes, aber auch wie viel Grauenhaftes hat nicht schon der Mensch in den Wolken gelesen, je nachdem sie sich ihm in jenen drei Arten vorstellten! Die Lieder der Dichter sind voll davon, dem unendlichen Einflusse der Wolken auf das fühlende Menschenherz Wort und Form zu verleihen und der Maler gesellt sich mit beredtem Pinsel an seine Seite. Hier gehen tausend Schäfchen auf der Weide; dort neckt sich die Sonne mit der Erde, indem die Wolke ihr Schleier wird; dort streckt sich die segnende Hand Gottes aus den Wolken über die Erde: es ist wiederum die Sonne, die mit ihren Wolkenfreundinnen der Erde üppige Weiden und Fluren verheißt. Das Auge Gottes lacht durch die Wolken mit freudestrahlendem Antlitze: auch heißt die Sonne das warme Mutterherz und treue Mutterauge. Hier ergrimmt der Herr über die sündige Menschheit und fährt donnernd, eingehüllt in Gewitterwolken, mahnend über den Erdkreis und zertrümmernd mit seinen Blitzen. Bei den nordischen Völkern ist es der Thor, der Donnergott mit seinem Hammer, mit wildem Gespann und Kupferwagen, bei den Griechen Zeus, und die Juno fährt auf Wolkenwagen durch die Lüfte. Dort in grauer Vorzeit der Griechen und Römer saß der Augur, der in dem Fluge der Vögel und dem Fluge der Wolken las, was das unaufhaltsame Geschick über den nichtigen Menschen beschlossen. Auf feurigem Wagen (Wolken) schwingt sich Elias zum Himmel empor. Hier singt warnend ein Dichter von Blitzen aus heiterer Luft; dort von dem Friedensbogen, den sein Gott ihm sendete durch die Hand der Sonne und auf Wolkenmänteln entfaltet. Aufmerksam ruht am Hange des waldigen Berges der Landschaftsmaler; die Bilder der Wolken ziehen an seinem Auge vorüber; tief prägt er sich die geheimnißvollen Gestalten in Seele und Mappe: er weiß, daß sein Gemälde ohne diese Bilder nur ein stummes, todtes sein würde. Ein echter Dichter, weiß er, wie das Herz des Liebenden süßes Hoffen in den Wolken zu lesen sucht, wenn er am Vorabend

seiner Brautfahrt noch einmal hinauseilt auf den Berg mit stummem Munde. Er hat auch den Landmann gesehen, der im Abendrothe des goldenen Wassersaumes den Propheten des nächsten Tages sucht. Er hat auch die stille Thräne gesehen im Auge des Geprüften, der gern seinen Kummer mit dem verhüllten Antlitze des Himmels vergleicht. Er hat in den Geschicken des Menschen gelesen, wie noch überall die Sonne in altem Strahlenglanze leuchtete, wenn sie auch schon verschwunden schien, durch dunkle Wolken verhüllt.

So greift die Wolkenbildung mächtig ein in den Haushalt der Natur; ist ein wesentlicher Factor des Klimas; hilft die Pflanzenkinder der Natur erziehen zur Seelenweide und Nahrung des Menschen; erweckt Tausende von Vorstellungen in seiner Seele; hat Theil gehabt an seiner Geschichte seit Beginn des Menschengeschlechts, und wird ihn darum auch haben bis in alle Ewigkeit. Wo solche Stimmen sprechen, darf man wol auch von einer Erlösung durch das Wasser reden? Hunderte von hierher gehörigen Vorstellungen werden sich dem Leser von selbst aufdrängen. Wir wollen ein nächstes mal vom Regen sprechen.

Schiller und Goethe.

Einleitung zu literarischen Unterhaltungen.

Schiller und Goethe — sind gewesen.

Die Möglichkeit, daß noch einmal wieder Dichter auftauchen, die wenn auch nur auf einige Zeit Deutschland so ergreifen und beschäftigen wie Schiller und Goethe oder wie noch jetzt etwa Humboldt die Naturwissenschaften, Liebig die Unterscheidung der Stoffe, Jakob Grimm die Sprachforschung beherrscht, eine solche Möglichkeit kann kein Deutscher, der die großen Entwickelungen seines Volkes und die Kraft der Schultern kennt, mit denen Einzelne unsers Stammes oft ganze Epochen trugen, in Abrede stellen wollen. Für den Augenblick aber stehen die goldenen großen olympischen Stühle leer.

Einige ältere Dichter leben noch. Immergrüne Kränze schmücken ihre greisen Schläfe. Arndt wirft noch manches kräftige, oft gereimte Wort in die Zeit; aber ein großer Ausdruck derselben ist sein sonst frischer und männlicher Genius nie gewesen. Tieck ist dem werdenden Geschlecht völlig abgewandt, sammelt nur und legt sich mit Behagen die schöne Vergangenheit zurecht. Uhland, der Dichter der Natur im Sonnenschein, reist wol noch durch deutsche Lande, aber mit dem beflissensten Incognito. Er forscht nach alten Volksliedern. Seine Bescheidenheit oder sein altschwäbisches Sichnichtgernbeengtfühlen entflieht, wo er nur kann, den nächtlichen Ständchen, die ihm wenigstens die Liederkränze noch bringen wollen. Diese Geister, die wir Aelteren jung verehrten, wie einsam stehen sie schon, wenn ein berliner Kritiker in der Voß'schen Zeitung bei Gelegenheit einer Besprechung eines auf der dortigen Kunstausstellung befindlichen Gemäldes über Uhland's Eberhard der Rauschebart vor der „Hauptstadt der deutschen Intelligenz" neulich drucken lassen konnte: „Wir haben diese Ballade leider nicht sogleich zur Hand." (Siehe Voß'sche Zeitung, Nr. 222.) Rückert endlich, der Kunstvollste der Poeten und auch zuweilen nur der goldenen Reimschmiede Einer, Rückert arbeitet gewiß, und wird uns wieder vom Parnaß die jetzt modegewordene sogenannte Hafisische Leierei durch gestähltere Damascenerpoesie, als solche, in der nichts wiederholt wird, als: Pereant die Bonzen! Vivat die Schenke! mit kräftiger Hand verjagen. Aber kein Einziger dieser Geister, selbst wenn sie in den Vordergrund träten, schwänge Scepter wie Schiller einst und Goethe.

Zum Trost für die Kleinen, die gern die Erbschaft von Weimar und Jena angetreten hätten, läßt sich zweierlei sagen.

Goethe und Schiller waren zu ihren Lebzeiten entweder nie oder nur kurze Zeit so bewundert, wie sie es jetzt sind. Geduldet euch also! Goethe und Schiller hatten Feinde und Rivale wie ihr! Es gab Zeitschriften und Musenalmanache, wo ihre Namen so klein neben denen von hundert Dilettanten standen, wie ihr jetzt ertragen müßt, daß man euch wie im Meßkatalog alphabetisch aneinanderreiht! Haltet nur aus, ihr Wackern! Wodurch ist Goethe so emporgestiegen? Man könnte vielleicht sagen: weil er trotz aller Kritik die volle Neugier, das Interesse, die Spannung (selbst der Feindschaft) für sich hatte; aber es gefällt euch gewiß besser, wenn wir hinzufügen: Es bildete sich eine Clique für ihn. Ja in der That, zwei, drei Namen allein hielten ihn auf ihrem Schilde empor. Zuletzt gab es endlich eine neue Richtung, die romantische Schule, die nirgends Anklang fand, die überall verspottet, überall zurückgewiesen, nicht gelesen wurde; diese konnte sich, um zu Anerkennung zu kommen, nicht anders helfen, als daß sie den seit dem anfangs wenig gewürdigten „Tasso", seit der an Einfachheit oft überreichen „Iphigenie" und Versen wie:

Seid überzeugt, der Wunsch, euch zu gefallen,
Belebt die Brust von Jedem, der vor euch
Auf diese Bühne tritt. Und sollt' es uns
Nicht stets gelingen, so bedenkt doch ja,
Daß unsre Kunst mit großen Schwierigkeiten
Zu kämpfen hat; u. s. w.

Oder:

Alles geht natürlich,
Als hätt' es keine Mühe, keinen Fleiß
Gekostet. Aber dann, wann eben das
Gelingt; wenn Alles geht, als müßt' es nur
So geh'n: dann hatte Mancher sich vorher
Den Kopf zerbrochen; u. s. w. *)

ich sage, eine Schule, die den damals etwas abwärtsgehenden großen Dichter des „Faust" zu ihrem König und Herrn, sich zu Schülern und Parteigängern machte und ihn mit einem Nachdruck pries, der von einer Minorität ausgehend endlich größere Kreise zog und zuletzt sich in die unbestrittene Thatsache der nationalen Bewunderung verlor. Ja, man darf euch verrathen, daß selbst Schiller, als er in Jena zu philosophiren anfing, in seiner schwebenden Grübel- und Selbstbelehrungskammer zwar nicht so verspottet wurde wie in seinem öffentlich zur Schau gestellten Phrontisterion Sokrates einst von Aristophanes, aber ungern und murrend sah man allgemein die Gefahr, in die Schiller durch die Nähe Weimars gerieth. Erst durch seine geschichtlichen Dramen wieder brach sich Schiller die Bahn zum alten Herzen des Volkes, dem er, auch vielleicht noch — ein neuer freilich bitterer Trost! — in unterstützender Folge seines frühen Todes, sein geliebtester Liebling geblieben ist. Es ist erwiesen, daß die in Literatursachen herrschende öffentliche Meinung, die Empfehlung der Literatur durch die Kritik, durch die Erziehung, durch die Geistlichkeit, die Schule, den Universitätskatheder und den sammelnden Literaturfreund um Schiller und Goethe Jahre lang prüfend und scheu herumging, während man sich mit Klopstock, Lessing, Voß, Bürger, Claudius, Jean Paul und Andern sogleich auf den Fuß einer fast unbedingten Bewunderung setzte.

Dies ist der eine Trost. Und der andere liegt darin, daß auch die Zeit der Alleinherrschaft großer Geister nicht mehr günstig ist. Ihr hörtet zuweilen von den gewaltigen Felsenwanderungen der Schweiz. Eine solche Wanderung, Schicht auf Schicht, Geschiebe auf Geschiebe rückend, ist nun bereits seit funfzig Jahren mit den Massen auch

*) Goethe's Werke, Bd. 6.

im Geschichtsleben eingetreten. Alles drängt beängstigt auf irgend einen Niedersturz und hoffend auf irgend eine Erhebung in neuer Lebensform. Was vermag in solchem Tumult die einzelne Geisteskraft, die, wenn sie wirken will, Gelegenheit finden muß, sich in der Welt ruhig auszuarbeiten und ihre eigenen Zuckungen in den Zeitgenossen zur Ruhe bringen zu können! Man kann jetzt wol einmal etwas, wie die Schießbaumwolle, den Schwefeläther und was nicht sonst erfinden und aufbringen; man kann diese große Felsenwanderung einen Moment sprengen oder bei Seite schieben oder den Ehrgeiz der Masse betäuben; man kann irgend einmal etwas Neues oder Ueberraschendes auf kurze Zeit der Welt in den Weg stellen; aber ein individuelles Leben, eine Entwickelung, ein Sichselberklar- und Insichselbstreifwerden anzulegen auf die Zeit hin, daß die dabei ruhig zusähe oder sich Ummodelung durch den Genius gefallen ließe, das scheint fast unmöglich geworden. In der Dichtkunst nun vollends muß Das, was die Herzen aller Hörer zwingt, immer doch aus jenem urkräftig glücklichen Behagen kommen, das unserer Zeit nicht gegeben ist und ihr wol noch lange versagt bleiben wird. Ein Einzelner kann nur in stiller Ruhe Welten bauen. Nicht in, sondern nach den Perserkriegen blühte die griechische Dichtkunst. Sie welkte mit dem Beginn der innern Kämpfe zwischen Sparta und Athen. In der Ruhe des Augusteischen Zeitalters, in der allgemeinen Sehnsucht nach endlicher Freiheit von der Willkür einzelner Parteiführer, sangen Virgil und Horaz. Unter Elisabeth's glücklicher Scepterführung dichtete Shakspeare. Unter Ludwig XIV., dessen äußere Kriege die innere französische Welt wenig berührten, schrieben Corneille und Racine. In der träumerisch-idyllischen Zeit von 1770—90, wo der Fürst im Ordenskleide den Bettler im „Leinwandkittel" an sein nur für philanthropische Ideen schlagendes Herz drückte, legten Schiller und Goethe die festesten Grundlagen ihres ewigen Ruhmes.

Anregungen.

Wahrsagung aus der Hand.

Wenn sonst vom Walde her eine kleine Trommel schallte und um das Heck der Dörfer her Zigeuner zogen, die aus Furcht vor dem rothen Hahn im Dorfe selbst sich nicht sehen lassen durften, so ging man, um sein künftig Schicksal zu hören, hinaus zu ihnen und reichte den „Herenmüttern" seine Hand, aus deren Lineamenten man erfuhr, was uns beschieden. Jetzt — nimmt man einen Thaler, einen Streifen Papier, den man selbst beschrieben, und schickt Beides nach Leipzig an die Illustrirte Zeitung. Dort gibt bereits seit einem Jahre ein sonst unbekannter, aber jedenfalls geistreicher und scharfsinniger Kopf (der Hentze heißen soll) über jede ihm vorgelegte Handschrift ein Urtheil ab, demzufolge man erfährt, was man von Lavater einst aus einer ihm zugesandten Silhouette erfuhr, von den Phrenologen noch jetzt aus seinem Schädel erfährt, welche Anlagen, welchen Charakter, welche Bedingungen unsers Schicksals wir in uns selbst besitzen. Der Zudrang zu dem leipziger Handschriftendeuter soll noch viel größer sein, als er sich in den Spalten jener Zeitung öffentlich zu erkennen gibt. Man schickt ihm Pasquille, um ihre verstellte Handschrift auf die wahre zurückzuführen; man frägt bei ihm an, ob man wol um die Hand einer Dame werben dürfe, welche diese oder jene Handschrift schriebe; man will Auskunft über den künftigen Beruf eines Sohnes haben; man hofft, durch eine Probe der Handschrift zu entdecken, ob man wichtige Angelegenheiten, Theilnahme an Geschäften, Anstellungen in die Hand von Menschen legen dürfte, die so oder so schrieben u. s. w. Man muß gestehen, unser Zeitalter hat noch immer etwas von den Dreifüßen zu Delphi, von den Hainen zu Dodona und jenen weissagenden Hühnern, von deren Appetit nach Gerste oft das Schicksal Roms und Griechenlands abhing.

Kleine Lebensregel für die „Gesellschaft".

Wir werden immer gut thun, Vorwürfe, die uns scheinbar nur im Scherz gemacht werden, ruhig als im Ernst gemeint hinzunehmen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 4.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Wirbel und Strudel des Bühnenlebens.

Wer von der gewaltigen Macht des Bühnenlebens einmal erfaßt wurde, bedarf der Hand des zwingenden Schicksals, um von ihr errettet zu werden, wenn die Kraft den ungünstigen Wogen Trotz zu bieten nicht ausreicht. Der eigene Wille, die eigene Selbstbeherrschung hat selten Jemanden zur Besinnung zurückgeführt, der im Bühnenleben seinen Anker werfen und nicht festen Grund gewinnen konnte. Die unglaublichsten Wandelungen erlebt und beobachtet man, wenn man diese dämonische Wirkung, welche die Bühne auf ihr einmal Verfallene ausübt, verfolgt. Talentlosigkeit schleppt sich ein ganzes Leben hindurch am Lampenlichte hin. Zurückgesetzt, geschmäht sogar kann mancher Darsteller in der Blüte seiner Jahre, wo ein neuer Erwerb noch mit männlichem Entschluß und männlicher Kraft sich anbahnen ließe, nicht die Kraft über sich gewinnen, sich loszureißen von diesem magischen Bann des Theaterlebens. Menschen hat man gesehen, die ihr Vermögen der Bühne opferten und doch den unwiderstehlichen Drang sogenannter Directionsführung nicht unterdrücken konnten. Man braucht nicht an den Vater der Gräfin Hahn zu erinnern, der seine vielen Rittergüter an Theatermanie vergeudete und noch jetzt eine kleine Pension, die ihm geblieben, dazu anwendet, in Stade, Flensburg, Itzehoe und ähnlichen kleinen Städten an der Niederelbe bei herumreisenden Gesellschaften die Rolle eines Inspicienten hinter der Bühne zu spielen, Statisten zu schminken und bei Gewitterscenen für Blitz und Donner zu sorgen. Es gibt Beispiele weniger abstoßender, Beispiele edlerer Art für den Beweis, wie scharfe harpyenartige Hände die theatralischen Musen unter ihren griechischen Gewändern verbergen.

Gerade darin, daß die Theaterwelt eine kleine Welt für sich, ein abgeschlossenes Leben ist mit dem ganzen Widerspiegel der großen Welt und des großen Lebens, gerade darin liegt der Zauber der Bühne. Es ist nicht der Reiz des Spiels, der Reiz der Wirkung auf die Masse, der allein so gefangen hält. Leider ist die eigentliche Aufgabe der Bühne so oft ihr Nebenzweck! Nein, die Macht liegt in dem abgeschlossenen Kleinstaate für sich selbst. Da gibt es Könige, Minister, Regierungen, Gesetze, Revolutionen, Katastrophen,

Alles für sich und auf sich selbst nur bezogen. Bei Hunderten von Schauspielern, die an großen Bühnen sich für kleine Fächer erhielten, ist ihr Dasein im Grunde ein organisirter Müßiggang; aber keiner von diesen, oft in acht Tagen kaum einmal mit einigen Worten auftretenden Schauspielern oder Sängern merkt seinen Müßiggang. Die Spannung der Maschine, der Hochdruck, der von oben oder von unten, von einem Rivalen, von einer Intrigue oder einer Cabale oder dem eigenen Ehrgeize kommt, hält den ganzen Menschen in einer elastischen Erregung. Wie viel mehr muß diese Erregung heben und in innersten Aufruhr versetzen, wenn man am Bühnenleben ein bedeutendes Glied des Ganzen ist oder wol gar das Ganze selbst geleitet, selbst eine Zeit lang den Herrscher dieser kleinen Königreiche gespielt hat!

Es gibt abschreckende, prosaische Beispiele dieser theatralischen Manie — die tägliche Erfahrung bietet deren —, ich will ein fast poetisches erzählen.

In den Zwanziger Jahren war die darmstädter Bühne eine der ersten Deutschlands. Der damalige Großherzog Ludwig leitete sie selbst. Nicht nur, daß er ihr seinen Schutz und eine gewisse, der Bühne so wohlthuende persönliche Theilnahme widmete, Großherzog Ludwig war der eigene Dirigent seiner Anstalt und verwandte unverhältnißmäßige Summen auf eine Pracht der Scenerie, welche die Opernvorstellungen Darmstadts in ganz Süddeutschland zu einem noch jetzt nicht verklungenen Ruhme erhoben. Der Großherzog leitete die Proben, gab die Tempi an und ließ Gesandte, Minister, Räthe in den Vorsälen des Theaters warten, während er noch mit einem Finale von Spontini oder Gluck beschäftigt war. Seiner Neigung, auf einem für Darmstadt unverhältnißmäßig großen Theater vorzugsweise in den Opern Glanz zu verbreiten, konnte kein Talent geeigneter entgegenkommen als das eines mittelmäßigen Schauspielers, Namens Franz Grüner, der kurz nach den Befreiungskriegen am Theater an der Wien Karl Moor und Abällino ohne besondern Erfolg gespielt hatte, jedoch Kenntnisse und Einsicht genug für die Stellung eines Regisseurs besaß. Vom Theater an der Wien, das durch Entfaltung äußerer Reizmittel der Scenerie mit den kaiserlichen Theatern in Wien zu wetteifern pflegte, brachte Grüner eine angeregte Phantasie und die Kunst, Massen auf der Bühne zu vertheilen und in gefällige Bewegung zu setzen, bereits mit, vervollkommnete aber dies Talent unter dem prachtliebenden Großherzog zu einer Meisterschaft, deren wahres Terrain die große Oper in Paris gewesen wäre. Auch verweilte er in Paris einige Zeit, als mit des Großherzogs Tode der für Darmstadt unverhältnißmäßige Theaterluxus aufhörte und eine Pension, die der leichtsinnige Mann jedoch sogleich verkaufte, seine Zukunft hätte sichern können. Sein Ruf als Arrangeur, seine glänzende Einrichtung der „Stummen von Portici" verschafften Grüner'n die Anstellung als Director des Stadttheaters in Frankfurt a. M. Was Darmstadt bisher besessen hatte, wollten die reichen Kaufleute Frankfurts besitzen. Ja sie überhoben sich sogar in dem Grade, daß sie Franz Grüner zum „Intendanten" ihres Theaters ernannten. Die Folge war Verlust auf Verlust. Der neue Intendant hatte nur seine darmstädter Erinnerungen im Kopfe, verschmähte Schauspiel und einfache Oper, träumte nur Ballet, Chöre, Triumphmärsche, dreifache Orchester, Feuerregen, bengalische Flammen und Massen, Massen! Einige Jahre währte die Herrschaft dieses theatralischen Sardanapal. Während darüber die Kasse leer war, die Zuschüsse sich mehren mußten, die Actionäre in Zank und wilde, ja böse Parteiung geriethen, übte der Intendant doch einen Zauber durch seine Künste der Scenirung aus. Er hatte Mozart's „Don Juan" neu eingerichtet und mit großen Kosten hinter der Bühne ein Reservoir von Wasser angebracht, aus welchem Röhren zur Bühne hinabgingen und natürliche Springbrunnen hervorbringen ließen. In der Gartensaalscene Don Juan's, während des Tanzes der berühmten Menuet, erhoben sich hinter den Bosquets natürliche Springbrunnen in der ganzen Höhe der Bühne und erzeugten jedesmal, zu den weichen Accorden der Musik, zu

dem Gewühl der Menschen, dem edeln Stil der Decoration, dem südlichen Charakter der darauf abgebildeten Natur durch ihr helles Plätschern stürmischen Applaus. Wenn der Intendant bei seinen Actionären einen Zweck erreichen wollte oder eine Untersuchung seiner Finanzverwaltung erwarten konnte, setzte er „Don Juan" an und ließ die Wasser springen. Plätscherte das so lustig, so spanisch, so romantisch, so bezaubernd südländisch, so hinreißend zum eigenen Antheil an dem bunten Maskenfest, so war Franz Grüner immer wieder im Vortheil. Die reichen Banquiers klatschten. Sie waren in Spanien. Sie vergaßen die Karlisten und Christinos, die Ardoins und die Dreiprocents, die ihnen auf der Börse so vielen Kummer machten; Franz Grüner zauberte ihnen spanische Poesie und seine Bücher wurden mit Nachsicht beurtheilt.

Endlich aber half das Wasserspringen doch nichts mehr. Der scenische Sardanapal ruinirte die Anstalt. Man entließ ihn.

Von da an führte Franz Grüner ein kummervolles Leben. Er war wie ein verarmter Timon. Sonst in Fülle und Herrlichkeit lebend, floh man ihn jetzt wie den Fluch jeder Bühne. Das ist der Kassenverwüster! war der Ruf, der hinter ihm herscholl und seine reichen Kenntnisse, seinen großen Vorrath vortrefflicher Ideen zu seinem Lebensfluche machte. Ein sogenannter Oekonom der Bühnenverwaltung, ein Sparer, ein Geizhals, selbst wenn er die Kunst mit Füßen träte und in prosaischer Illusionslosigkeit die eigentliche Aufgabe seines Berufs mishandelte, wird immer mit offenen Armen begrüßt werden — aber ein Verschwender, ein Liebhaber der Pracht und des Luxus, selbst wenn seinen Anschauungen eine poetische Genialität zum Grunde läge, wird geflohen. Franz Grüner trug die Pyramiden Aegyptens, das Parthenon Athens, das Colosseum Roms in seiner Phantasie und schleppte sich durch Armuth und Elend kümmerlich hindurch. Man gab ihm an den wiener Bühnen kleine Posten, die ihm zur Noth das Leben fristeten. Er durfte, wie Graf Hahn in Ischoe, mit dem Theaterbuche in der Hand auf dem Hofburgtheater hinter den Coulissen stehen und den Schauspielern sagen, wann sie aufträten und wo sie abgingen. Aber auch diesen Posten eines sogenannten „Nachlesers" verlor er und ging nach Pesth ins Elend.

Seine Erholung und sein Trost war ein Werk, das er über die Kunst der Scenerie schreiben und mit dem alten darmstädtischen Aufwande von Kupfern, Plänen, Rissen, Costumen erscheinen lassen wollte. Kein Verleger erklärte sich bereit dazu, ein von ihm wirklich vollendetes, aber zu prachtvoll angelegtes, vier oder fünf Kunstanstalten in Europa allein interessirendes Werk herauszugeben. So saß Grüner denn Tage lang unter seinen Plänen und Zeichnungen. Er grübelte aus, wie — soeben zu Gluck's „Alceste" der Vorhang aufgehen würde ... die leidenschaftliche Ouverture ist verhallt, die Trompete ertönt, ein Herold tritt auf, der Chor umsteht ihn in angemessener Gruppirung — der eine Sänger dort, der andere da — wir sind in Delphi — Alceste tritt auf — die Priester des Apollo in langen Schleppgewändern nahen sich in majestätischem Zuge, zwei auf zwei, in diesem Tempo, da auftretend, da abschwenkend, dort abgehend — so schwelgte Grüner allnächtlich in seiner Armuth, sah die Lichter, hörte die Musik, schrieb jeder Bewegung von Menschen, die er sich dachte, so und so viel Fuß nach links und rechts vor, zeichnete diese Anordnungen auf und träumte eine Ausführung in höchster Vollendung. Sonst, wenn ein solcher wirklich ausgeführter Abend in Darmstadt oder Frankfurt glücklich vorüber war, trank der Intendant Champagner; jetzt trank er Wasser. Aber die Wunderwelt der großen Oper, Gluck's mythologische Pracht, Mozart's „Titus", Spontini's „Vestalin" lebten um ihn und in ihm. Er hoffte auf eine Zeit, wo seine Pläne neu erstehen, seine Gedanken und Bühnenanweisungen Leben gewinnen und sein Werk wenn nicht im Druck erscheinen, doch noch einmal von einem Fürsten wie Großherzog Ludwig von Darmstadt in Ausführung würde gebracht werden.

Ein deutſcher Theaterfürſt beſuchte ihn einige Jahre vor ſeinem Tode in Peſth. Ein Theaterfürſt iſt ein Director. Dieſer Souverain ſuchte brauchbare Kräfte für ſein heimiſches Königreich. Als eines Tages beim Beſuch der Bühne ſeine Kleider ſich von Oel beſchmutzt hatten, erzählte man ihm von einem Fleckenreiniger, dem er ſeine Garderobe bringen ſollte; der Mann, ein Greis, liefere gute Arbeit und er verdiene ſich noch einen Gotteslohn, wenn er in des Fleckenreinigers Dachkammer ſtiege; es wäre der ſeit Jahren verſchollene ehemalige Intendant der frankfurter Bühne, Franz Grüner. Der Director, kaum an die Möglichkeit eines ſolchen Sturzes glaubend, ſtieg in die Dachkammer. Er fand einen abgezehrten kranken Greis, zuſammengekauert unter alten Kleidern, die er von Flecken reinigte. Erſchüttert redete er den einſt von Glanz umgebenen Unglücklichen an und bot ihm Hülfe, Unterſtützung nach Kräften, reichte ihm Geld, fragte nach ſeinen nächſten Bedürfniſſen. Aber er fand Timon. Kein Wort des Dankes, keine Entgegennahme des Mitleids, keine freundliche Erwiderung. Ich will Ihr Almoſen nicht! ſagte der Greis, kaum von ſeinen alten ſchmuzigen Kleidern aufblickend. Wenn Sie etwas für mich thun wollen als Director eines Theaters, da ſind meine Miſe=en=Scènen! Da iſt die „Alceſte" Gluck's! Da iſt „Iphigenia auf Tauris", „Orpheus und Eurydice!" Führen Sie meine Pläne aus! Laſſen Sie wenigſtens mein Werk auf Subſcription drucken! Für Ihr Almoſen dank' ich! Es kann mir nicht helfen!

Damit ſchob der auf der Erde ſitzende abgeſetzte Theater=Lear zornig die Brille auf die Naſe zurück, griff nach ſeinen Fleckſeifen, ſeinen Terpenthingläſern, rieb die auf Bällen verdorbenen Kleider, die auf Maskeraden, wie er ſie einſt unter ſeinen ſpringenden Waſſern angeordnet hatte, mit Champagner und Saucen köſtlicher Speiſen verunreinigten Gewänder der Damen und wies auf einen alten Ofen, hinter dem aufgeſchichtet die Träume ſeiner Phantaſie lagen. Er verachtete die wirkliche Welt. Ob er hier aus ſeidenen Kleidern Flecken wuſch, ob er hungerte und fror, er war ein König in ſeiner wahren Welt, ein Herrſcher der Welt des Lampenlichts. Hinter jenem Ofen lagen in Folianten alle ſeine Ideen über Scenerie. Er konnte ſich ſagen: Wer in Europa denkt z. B. über den zweiten Act von „Orpheus und Eurydice" nach! Wer weiß, wie da die Nähe des Tartarus anzudeuten, der Furienchor einzuführen, dieſer die vom 18. Jahrhundert bewunderte gewiſſe Septime mit dem erſchütternden Nein! mit einem Schritte vorwärts zu begleiten hat? Wer lebt wie ich mit Iphigenien am Thrazierſtrand? Wer weiß die Zelte der Griechen dort aufzubauen, wer die Krieger zu gruppiren? Wer hat über alles Das nachgedacht, Studien gemacht, Jahre lang geforſcht und Scene für Scene jede Stellung, jedes Coſtume, jeden Proſpect niedergeſchrieben ...? Er verachtete ſeine Mitwelt.

Franz Grüner iſt im Elend geſtorben; er hat ſicher gehofft, es käme noch eine Zeit, die ſeinen Directionsſtab und Arrangeurſcepter wieder hervorziehen würde, und wär' es auch erſt ſein Werk nach ſeinem Tode. Den Gedanken etwa an eine Nichtigkeit ſeiner geſammelten Schätze, die jeder Kundige, wo einmal beſchloſſen würde, Gluck zu geben, in wenigen Tagen neu hervorbringen würde, hat er nicht faſſen können. Es hätte ein Fortunatsſeckel einen Tag lang dem Armen zu Gebote ſtehen dürfen, er würde nur hineingegriffen haben, um ſich wieder ein Theater zu pachten, große Aufführungen zu geben, Trompeterchöre hinter die Bühne zu ſtellen, Statiſten marſchiren, Waſſer ſpringen zu laſſen. Die Macht der Bühnenmuſen iſt eine dämoniſche. Wer je in ihrem Reiche auch nur eine einzige glückliche Stunde verlebt hat, iſt ihrem Zauber auf ewig verfallen.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Fünftes Capitel.

Ludwig Wächter.

In großen Städten verdrängt ein Ereigniß das andere. Nur der Anfang und das Ende dunkler Verwicklungen beschäftigt eine Zeit lang die allgemeine Neugier. Der Anfang über den Tod Ludwig Wächter's brachte eine Darstellung, die, aus vielerlei abweichenden Meinungen herausgelesen, etwa so lautete: Ein Privatlehrer wäre in der Nacht auf offener Straße, am Kopfe mit einem scharfen Gegenstande stark verwundet, gefunden worden. Man hätte unter den Effecten seiner Behausung nach dem möglichen Anhalte irgend eines Verdachts gesucht und unter seinen Papieren die Bemerkung gefunden, daß von ihm ein Ersparniß, im Betrage von fünfhundert Thalern, an Ernestine Waldmann, eine von ihrer Hände Arbeit lebende Gärtnerstochter, die er, wie das Gerücht hinzusetzte, hätte ehelichen wollen, wäre anvertraut worden. Die Polizei stattete bei diesem Mädchen einen Besuch ab, fand sie auffallend bestürzt, verlangte das übergebene Geld und traf sie unvermögend, das Eigenthum des Erschlagenen auszuliefern. Da sie die Auskunft, wo das Geld geblieben, verweigerte, auch über den Tod des Lehrers bis zur Verzweiflung in Thränen ausbrach und nicht etwa über den Tod des Lehrers selbst so sehr, sondern über Umstände, die mit ihm zusammenzuhängen schienen, so hätte man kein Bedenken getragen, sich sogleich ihrer Person zu versichern. Die Untersuchung führte der kürzlich der Staatsanwaltschaft beigegebene Assessor Scharfeneck. Und wie sich in tragische Dinge oft ein komischer Zwischenfall drängt, eine derjenigen Störungen, die das öffentliche Verfahren für Verbrecher, die vielleicht binnen kurzem aus dem Leben zu scheiden haben, ganz besonders grausam steigern kann (wir erinnern nur an die komischen Wirkungen der Zeugenschaft in dem Processe des Grafen Bocarmé), so wurde auch bei dem Tode des allbekannten Lude, wie ihn das Volk nannte, ein zum Lachen reizendes Wort erzählt. Der bis zum Tod Verwundete hätte nämlich nur noch so viel Kraft gehabt, den Namen irgend eines Fisches auszusprechen. Seine letzte Besinnung, als man ihn aufhob, in einer Tragbahre von dannen trug, war mit dem Namen eines Fisches erfüllt, den er, wie die Leute sagten, vielleicht gern aß oder der, wie die Aerzte erklärten, ihm durch die Hallucinationen des erschütterten Gehirns kam, vielleicht auch durch die Ideenverbindung des Orts, wo ihn der mörderische Ueberfall traf; denn es war dicht am Wasser, in der Nähe der daselbst aufgestellten Fischkästen. Erst einer spätern Zeit sollte es aufbehalten bleiben, aus diesem letzten von Ludwig Wächter ausgesprochenen Worte ganz andere Schlüsse zu ziehen.

Für Oswald begann nun eine Zeit der Trauer. Er bot sich als Vertheidiger Ernestinens an. Da er aber selbst ein Zeuge im Processe werden mußte, konnte er als Vertheidiger nicht bestätigt werden. Er wünschte Einlaß zu ihr, Unterredung. Sie wurde ihm verweigert. Scharfeneck versicherte, daß die moralische Ueberzeugung vorhanden wäre, Ernestine wäre an der blutigen That selbst völlig unbetheiligt, aber ohne Zweifel wisse sie den Mörder. Bei ihren Verwandten hätte man nichts Auffallendes entdeckt; so lange sie aber die Auskunft über das ihr von dem Gemordeten anvertraut gewesene und bei ihr nicht gefundene Geld verweigerte, könnte sie nicht auf freien Fuß gestellt werden. Uebrigens würde sie gut gehalten und dürfte sich nach Wunsch beschäftigen. Sie nähe, läse, schriebe und befände sich meistens in einem brütenden Nachdenken. Scharfeneck verschwieg nicht,

daß sie auf seine Erinnerung an Oswald gerade diesen am wenigsten zu sehen und zu sprechen verlangt hätte.

Oswald hatte das Doppelgefühl des innern Vorwurfs, Erneſtinen zehn Tage aufgegeben zu haben und das des Schmerzes über den Vorfall ſelbſt. Er ſah Erneſtinen, wie ſchon einmal, wieder in ein Gewebe von räthſelhaft entſetzlichen Geheimniſſen verſtrickt, und doch ſtand ſie ihm rein und ſchuldlos da. In ſeinen eigenen Zeugniſſen für ſie hatte er Erklärungen gegeben, die über die Fragen des Richters hinausgingen, ja einem öffentlichen Geſtändniß ſeiner Liebe gleichkamen. Auch kannte man bereits ſein ganzes Verhältniß zur Angeſchuldigten. Begreifen läßt ſich, wie ihn dieſer Vorfall der Geſellſchaft gegenüber ungünſtig ſtellte. Nur das einzige Haus der Wolmany beſuchte er noch. Freiern Blicks die Menſchen und die Welt überſehend, zog ihn dieſe wohlwollende Frau ausdrücklich an ſich. Hier war es, wo er ſich allmälig ſammelte, allmälig für die Umgebungen wieder empfänglich wurde. Die alten Wintervorleſungen begannen. Man brachte, was Jeder bringen konnte, und nahm, was geboten wurde. Er ſelbſt kaufte ſich von der Nothwendigkeit, leſen zu müſſen, durch eine Anzahl Gedichte ab, die ſeine Stimmung in möglichſter Allgemeinheit ausſprachen. Scharfeneck dagegen gab wieder aus ſeiner Criminalpraxis eine Ueberraſchung. Bei der endlichen Oeffentlichkeitsreife des Proceſſes über den Tod Wächter's hatte er die Anklageacte abzufaſſen gehabt und durfte ſich eine Mittheilung über die Perſönlichkeit, um die es ſich vorzugsweiſe dabei handelte, und deren inzwiſchen näher bekanntgewordenen Ruf um ſo mehr erlauben, als die Oeffentlichkeit bald jede Verſchleierung aufhob. Oswald kannte die Discretion ſeines Freundes. Er durfte es wagen, einer Vorleſung beizuwohnen, zu der ſich ein außerordentlicher Zuſtrom, ja ſogar Menſchen gedrängt hatten, die ſonſt in die Kreiſe der Wolmany nicht für immer aufgenommen waren. Scharfeneck las die Geſchichte Ludwig Wächter's und nannte ſeinen Vortrag: Der Wahrheitstrieb.

An den Landrath eines der ſchleſiſchen Grenze nahegelegenen Verwaltungsbezirks, begann er, gelangte vor länger als dreißig Jahren eines Morgens die Meldung, daß einem benachbarten Gutsbeſitzer aus einem mit vielen Koſten angelegten Fiſchteiche die ſchwerſten Karpfen wären geſtohlen worden. Der Gutsbeſitzer bäte, Alles aufzubieten, den Dieb zu entdecken und natürlich wo möglich noch mit den Karpfen ſelbſt.

Der Landrath, nach einigen ſeiner üblichen Betrachtungen über die Sündhaftigkeit des Zeitalters und die verdorbenen Sitten ſogar der unſchuldigen Landbewohner, rief den ihm zu ſeiner praktiſchen Polizeipflege beigegebenen Gendarmen und trug ihm auf, ſein Pferd zu ſatteln und alle nur erdenkliche Liſt und Spürkraft anzuwenden, den Plünderer eines Fiſchteiches kennen zu lernen, deſſen leckern Inhalt der Landrath aus den Mahlzeiten, die der Gutsbeſitzer, Herr Semmler, den Standesperſonen der Umgegend zu geben pflegte, vollkommen zu würdigen wußte.

Der vom Landrath beauftragte Gendarm war in ſeiner Truppe ein Unteroffizier. Er nahm ſeiner Gewohnheit gemäß den ihm ertheilten Auftrag mit ruhiger Aufmerkſamkeit entgegen. Er bedurfte dieſer Zurückhaltung, denn ſein Chef hatte die Gewohnheit, ſtatt ſeinerſeits Winke über mögliche Verdachtsſpuren zu geben, immer die in Anzeige gebrachten Polizeifälle nur mit einer Fülle von allgemeinen Erwägungen zu begleiten, die bei jeder Contravention gegen die gute Ordnung und den allgemeinen Landfrieden, und wenn es ſich um einen ausgenommenen Karpfenteich handelte, Politiſches, Irreligiöſes und ſonſtig Himmelſchreiendes in einer Flut von Jeremiaden zur Rüge brachte. Kam dann noch die Frau Landräthin hinzu und ließ auch ſie ſich in Erörterungen über die nähern Umſtände ſolcher Begebenheiten ein, ſo konnte man, wie der Gendarm diesmal bei den auch im Hauſe des Gutsbeſitzers vortrefflich zubereiteten Karpfen mit Recht und ohne alle Figürlichkeit ſagen durfte, aus der Sauce gar nicht mehr herauskommen und verlor jenen Vorſprung, der bei allem „Gelingen der praktiſchen Polizei" das erſte und Haupterforderniß iſt.

Der Gendarm beschloß zuerst zu Herrn Semmler selbst zu reiten. Der Landrath hatte von der Art, wie sein Untergebener diesen wichtigen Fall behandeln wollte, zwar eine andere Auffassung, allein ein für allemal hatte sich der Unteroffizier schon bedungen, daß die Ausführung seiner Recherchen und Vigilationen seine eigene Sache wäre. Langheinrich hieß dieser Gendarm. Es war einer der eigenthümlichsten Menschen, die jemals einen grünen Rock mit blauem Kragen und ditto Aufschlägen getragen haben. In seiner frühen Jugend auf eine freiere Laufbahn angewiesen, hatte Langheinrich Militärdienste genommen und lange Zeit sich beflissen, in der Artillerie, die seine Waffe war, es bis zur silbernen Degenkoppel zu bringen. Leichtsinn, fröhlicher Jugendübermuth verdarben diese Pläne. Seines frühesten Zeichens Oekonom, hatte er nach mancher Störung der neun Jahre, die er im doppelten Tuche zugebracht, sich von dem letzten Reste eines kleinen Vermögens auf den Versuch einer Pachtung gelegt und Landwirthschaft getrieben. Verheirathet mit der Tochter eines armen Wirths konnte er bei seinem sorgsamen Eifer einige Erfolge voraussehen. Doch blühten sie ihm nicht. Mißwachs, üble Wahl der Pacht, Unglück mit dem angekauften Viehstand, offenbarer Betrug eines Capitalisten, der sich an Langheinrich's Gewinn betheiligen wollte, alle diese Umstände kamen zusammen und zwangen den auf einem gefährlichen Gebiete operirenden Neuling, von seinem Wagniß abzustehen. Langheinrich liquidirte. Rathlos, ohne Mittel, verlassen von jedem Beistand, ergriff er die ihm als Hülfsarbeiter der Polizei möglich gemachte Rückkehr in den Militärdienst und war bereits seit geraumer Zeit an der schlesischen Grenze als Unteroffizier eines Gendarmencorps postirt. Er fügte sich in diesen schweren, aber eine gewisse, beinahe möchte man sagen poetische Freiheit gestattenden Dienst mit einer zuweilen humoristischen Ergebung. Von seiner frohen Jugendlaune hatte er sich einen Rest leichter Lebensauffassung erhalten, die ihm leider durch manche häusliche Noth mit Weib und Kind, durch die dienstliche Abhängigkeit und gewisse, oft melancholische Anwandlungen getrübt wurde. Sein Amt selbst trug nicht wenig zu dieser jeweiligen Verstimmung bei, die ihn mitten unter den Seinigen und selbst bei gelungenen Untersuchungen und dem Lobe seiner Vorgesetzten überfiel. Langheinrich hatte ebenso viel Herz wie Verstand. Diese Charaktere sind nicht glücklich. Sie möchten Alles leicht nehmen und doch treibt sie ihr Eifer, ihre Gewissenhaftigkeit bis an das Ziel, das ihnen entweder ihre Pflicht oder ihr Ehrgeiz steckt. Er ruhte und rastete nicht, bis er ein Verbrechen entdeckt hatte, und wenn er den armen Sünder von seinem Weibe, seinen Kindern, seinen Aeltern und Geschwistern mit sich nehmen mußte, brach ihm das Herz. Die Nothwendigkeit, so Vieles gegen sein Gefühl unternehmen zu müssen, hatte ihn schwermüthig gemacht. Oft wenn er einsam durch die Föhrenwälder ritt und der Säbel an den Weichen seines Pferdes klirrte und klapperte, traten ihm Thränen in die Augen. Er gedachte dann der Vergangenheit, alter glücklicher Tage und verglich sie mit seiner Gegenwart, die ihn zum Knechte eines drückenden und schmerzlichen Berufs machte.

Bei Herrn Semmler hatte Langheinrich alle nur möglichen Untersuchungen angestellt. Der schöne, von Hängeweiden umschattete Teich war in einer stürmischen Nacht fast gänzlich ausgefischt. Die Spuren von Tritten, die wol im Wiesenrande des Teiches sichtbar waren, verloren sich zur Hinterpforte des Parkes, von da aber in das hier allgemeine Element, den Sand. Drei Tage lang spähte Langheinrich in der ganzen Gegend. Mit einer ihm, so lange sein Ehrgeiz gereizt war, eigenen Schlauheit und pfiffigen Umsicht wußte er auf die treuherzigste Art da und dort „auf den Busch zu klopfen". Gastwirthen, Müllern, einsamen Büdnern sah er fast wie zufällig im Vorbeireiten in die Küche. Mit Gesinde schäkerte er. Alles vergebens. Die gestohlenen dreißig bis vierzig Karpfen blieben unentdeckt. In den nahegelegenen Städten waren Karpfen verkauft worden, aber unter verdachtlosen Umständen. So blieb trotz der Prämie, die Herr Semmler ausgesetzt

hatte, trotz der nun immer unwirscher werdenden Mienen des Landrathes der Thäter unentdeckt. Langheinrich konnte nichts erwidern, wenn die Landräthin murrte und über die nächste Weihnacht klagte, wo sie seit Jahren gewohnt war, nach der Bescherung die ihnen vom Herrn Semmler verehrten Karpfen und eine aus ihrer ostpreußischen Heimat geschickte Schachtel Marzipan zu verzehren.

Am vierten Tage nach jener Anzeige ritt Langheinrich in der Abenddämmerung zum „Schloß" des Herrn Semmler, um den betrübenden Bericht von der Erfolglosigkeit aller seiner Bemühungen und das tiefste Beileid der Frau Landräthin abzustatten. Er ritt langsam und wollte nicht einmal, wie sonst gewohnt und jedem Gendarmen zukommt, rechts und links lugend und forschend um sich blicken. Schäme dich! sprach er zu sich selbst. Du hast die Bäume am Weg, die Aehren auf dem Felde in Verdacht, Böses zu thun! In jedem Busch schläft dir ein Verbrechen, bei jedem Lüftchen meldet sich dir eine Unthat! Du willst hier auf deinem Gaule thronen wie der einzige Gerechte, und wer weiß, ob du nicht noch Mistrauen in dich selber setzest und die Karpfen vielleicht in deinen eigenen Pistolenhalftern stecken!

Wie Langheinrich so mismuthig um sich herblickte, näherte er sich einem Dorfe, das er gleich am ersten Tage eines kleinen durch seine Gärten fließenden muntern Baches wegen, die Illritz genannt, mit Späheraugen durchsucht hatte. Wie er dicht bei den Hecken ist, welche die von der Illritz durchschnittenen Kohlgärten des Dorfes einfriedigen, sieht er einen Knaben daherlaufen, baarfuß, mit ärmlichen Kleidern. Der Knabe winkt ihm schon von ferne, duckt sich unter die Hecken und macht eine Miene, als wenn er ihm etwas zu sagen hätte. Langheinrich hält seinen Fuchs an. Der Knabe, sich umsehend, schleicht näher und steht mit geöffnetem Munde vor dem Gendarmen, bei dem er offenbar ein Anliegen hatte. „Was willst du, Junge?" frägt Langheinrich. Und als der Knabe, ein Kind von vielleicht neun Jahren, schweigt, frägt er wieder: „Wer bist du? Wie heißt du?" Der Knabe antwortete in offenbarer Aufregung: „Ich bin Wächter's Lude." „Nun? Was gibt's Lude?" fragte Langheinrich, betroffen von dem blitzenden unruhigen Auge des Knaben. Jetzt fiel dieser mit den Worten heraus: „Herr Gendarm! Ich weiß, wer die Karpfen gestohlen hat!" „Die Karpfen? Welche Karpfen? Aha! Nun, wer denn?" Es währte eine Secunde. Der Knabe sammelte Kraft zum Geständniß und sagte dann: „Mein Vater hat sie gestohlen."

Bei diesem überraschenden Worte eines Kindes, das seinen Vater als Dieb anklagte, war es Langheinrich, als hätte sein sonst so scharfes Ohr nicht recht gehört. „Wer?" wiederholte er mit aufgezogenem Augenlid. . . . „Mein Vater hat sie gestohlen!" wiederholte der Knabe mit einer wunderbaren Festigkeit. „Kommen Sie nur hinters Haus bei uns. In der Illritz . . . da sind sie alle." „Aber warum gibst du denn deinen eigenen Vater an?" fragte Langheinrich, seiner eigenen lieben Kinder gedenkend. „Weil sie mein Vater gestohlen hat!" sagte Lude. „Heut Nacht soll meine Mutter die Kufe nehmen und die Karpfen in die Stadt tragen auf den Markt. Sie will nicht. Da hat sie der Vater geschlagen. Er ist eben zum Müller gegangen. Kommt er wieder und die Mutter geht nicht, so hat er gesagt, wollt' er sie umbringen. Drum sag' ich's Ihnen, Herr Gendarm, daß der Vater die Karpfen gestohlen hat." „Also deine Mutter schickt dich?" fiel Langheinrich sich von seiner Bewegung allmälig sammelnd ein. „Ihr habt mich auch schon die Landstraße heraufreiten sehen und habt Angst gekriegt?" „Nein, ich wollte selbst zu Ihnen und allein, Herr Gendarm", sagte der Junge mit immer gleicher Festigkeit. „Die Mutter weiß es nicht."

Langheinrich mußte jetzt schweigen, mußte sich sammeln: es erschütterte ihn zu sehr, in Kind zu sehen, das seinen eigenen Vater zum Verbrecher machte, der nun der strafenden Gerechtigkeit anheimfiel! Da der Knabe still stand und mit ruhiger Gelassen-

hat zu dem Pferde hinaufsah, sagte Langheinrich noch: „Sind's denn noch alle Karpfen?" „Nein, sagte der Junge, vier hat der Vater an den Müller drüben verkauft. Die andern aber sind alle noch in der Illritz. Die Mutter soll sie nach der Stadt tragen oder er schlägt sie todt." „Geh nach Hause, Lude Wächter!" fiel der Gendarm ein. „Laß dir nichts vor deinem Vater merken, auch vor der Mutter nicht! Sei still oder sie schlagen dich jetzt alle Beide todt." Damit gab Langheinrich dem Pferde die Sporen und wie er sich noch einmal umsah, war Ludwig Wächter, der Angeber seines Vaters, hinter den Hecken verschwunden.

Erschüttert von dem Vorfall trabte Langheinrich zuerst zu dem bezeichneten Müller. Der wohnte in einsamer Abgelegenheit. Die Sonne war schon untergegangen, doch blieb es hell genug, um noch Untersuchungen und im Dorfe Verhaftung vorzunehmen. Unterwegs begegnete Langheinrich schon dem Vater Lude's, der eben vom Müller kam. Es war eine kurze stämmige Figur. Offenbar scheuen Blickes und eilfertigeren Ganges als die Landleute, wenn sie unter den Feldern wandeln, daherschreitend, bestätigte sein Erscheinen schon des Sohnes Angabe. Und doch hätte Langheinrich dem Mann, der ihn vermeiden zu wollen schien und gerade durch sein Gewissen doch gezwungen wurde, mit einem kräftigen Guten Abend! dicht an ihm vorüberzugehen, zurufen mögen: Wächter! dein eignes Kind hat dich verrathen! ... Er bezwang sich natürlich, grüßte sogar scherzend, machte Halt und fragte, ob der Müller daheim wäre, er hätte ihn wegen der Steuer zu fragen. „Der Müller nicht", stotterte Wächter, „aber seine Frau!" „Ist auch gut!" sagte Langheinrich und gab die Sporen. Mit befremdetem Blicke sah Wächter den Gendarmen über ein Brückchen der Illritz reiten und hinunter zur Mühle. ... An der Mühle bedurfte es für Langheinrich's scharfes Auge keiner langen Ueberlegung, wo er sich zuerst hinwenden sollte. Er stieg vom Pferde, band's an einen Zaun und ging die paar Schritte in das Haus zu Fuß, um, wie er sagte, sich einen Span aus der Küche zu holen, den er für sein Riemzeug bedurfte. Eine Magd der Müllerin war zugegen. Ein paar Scherze scheinbarer Galanterie, dabei einige Blicke auf die Töpfe und den Herd der Küche stellten sogleich heraus, daß heute und gestern hier Fische verzehrt waren. Die Magd lobte ganz unbefangen die Nase des Gendarmen, der sogleich von Fischen sprach und ließ ihn erst auf Hechte rathen. Dann sagte sie selbst, es wären Karpfen gewesen, und die hinzugekommene Müllerin konnte nicht anders als bestätigen, daß ihr Mann diese Karpfen von dem Büdner Wächter erstanden hätte; wo der sie her hätte, wisse sie nicht. „Aber doch wol aus einer reinen Quelle?" sagte Langheinrich scherzend, bestieg seinen Gaul, und ritt zum Dorfe hinauf. Spornstreichs. Seine Gedanken waren schon wie nur von der Sache selbst gehetzt. Er begriff nicht, wie sich Karpfen in der Illritz lebendig erhalten konnten, da ein rinnender Bach kein stilles Wasser ist, wie es jene bemoosten Häupter bedürfen. Der sogleich requirirte Ortsschulze erschrak nicht wenig und erklärte den Fall wegen der Illritz für unmöglich, folgte aber rasch und sogleich mit einem Zuge, der sich schon aus der jungen müßigen Dorfbewohnerschaft gebildet hatte. Es ging in des Büdner Wächter's Haus. Wächter war im Garten, die Frau in der Küche. Die wurde sofort bleich wie die Wand, als sie den Gendarmen und all die Leute sah. Wächter und Lude standen im Kohlfeld, durch das sich die schmale kleine Illritz schlängelte. Beide hatten eben Weidenzweige in der Hand, die der Vater von einem Baume schnitt und der Sohn über den Bach legen sollte. ... Langheinrich hatte immer einige harmlose Redensarten bereit, wenn er eben seinen Fang sicher schon in der Hand hatte. Hier brauchte er nur zu grüßen. „Wetter, sagte er, standet ihr einst bei den Kanonen? Macht ihr Faschinen, Wächter? Guten Abend! Wie geht's? Teufel, was habt ihr denn da mit der Illritz vor? Soll die nicht hinunter mehr nach Walddüren fließen? Das muß ich sagen! Der Teich da ist doch zu klein für die Karpfen! Da hättest du sie bei Semmler'n lassen sollen,

Wächter! Wächter, laßt nur Alles jetzt ruhig liegen und kommt nur in Gottes Namen mit mir!"

Es zeigte sich, daß Wächter der durch das Dorf ohnehin mit nur wenig Wasser fließenden Illritz — der Müller half sich unten durch Schleusenwerke, Abfallgitter und allerhand Wiesenrinnsale — ein eignes Bette abgegraben hatte, in dem zwei Sanddämme das Wasser in stiller gestauter Ruhe erhielten. In diesem künstlichen Tümpel wimmelte es von schwarzgoldglänzenden Karpfen. Die geschnittenen Weidenzweige sollten den Raub bedecken. Es war zu spät. Mit stummer Ergebung und wie zum Tod zusammenbrechend, folgte der überführte Dieb dem Ortsschulzen und der lautlosen Menge, welche die That des sonst unbescholtenen Mannes, eines ehemaligen und noch jetzt zur Landwehr verpflichteten Soldaten, nicht begreifen konnten. Man empfand nicht Hohn, man empfand Mitleid. Es gab Allen einen tiefinnern Schreck, als Wächter nur nach seiner Mütze fragte und ohne Abschied von seiner jammernden Frau und dem einzigen, abwärts gewandten, auf die Kohlfelder blickenden Knaben so von dannen gehen mußte. Man brachte seine Mütze; sie hatte eine Cocarde und ringsum einen rothen Streifen. Langheinrich duldete nicht, daß Wächter diese Mütze aufsetzte. Er behielt sie, als seiner unwürdig, in der Hand, während der Verbrecher durch das Dorf in den Gewahrsam des Schulzen geführt wurde. Man nahm ein Protokoll auf und noch in derselben Nacht ließ Langheinrich erst einen berittenen Amtsgenossen requiriren, dann geleiteten Beide den Karpfendieb in aller Frühe in das Inquisitoriat der nahegelegenen Stadt, wo man gerade am großen Wochenmarkte vorüber mußte, gerade an den Fischbehältern, wo es muntrer und fröhlicher herging als in dem Herzen Dessen, der seinen Fang hier geglaubt hatte heute verwerthen zu können.

Als Langheinrich dem Landrath den ganzen Vorgang, so wie er von mir erzählt wurde, mitgetheilt hatte, brach sein Chef in die Worte aus: „Wunderbar und ohne Gleichen! Soll man denn noch glauben, daß Sittlichkeit, Tugend, Moral und christliche Gesinnung in dieser Canaille wurzeln! Dieser unwürdige Landwehrmann! Und ein Kind, das jetzt auf Ruhe und Ordnung im Lande sehen muß! Merkwürdig! Ein Junge, der seinen eigenen Vater angibt! Ich lasse anspannen! Das hoffnungsvolle Kind muß ich kennen lernen." Langheinrich erlaubte sich eine Entgegnung. „Es ist ja gerade, Herr Landrath", sagte er, „als glaubten Sie, der Junge hätte die Anzeige uns zu Liebe gemacht?" „Wem denn sonst!" erwiderte der Landrath! „Alles, was Sie mir von dem Vorfalle auch bei der Arrestation des Taugenichts, der dem Kriegsheere Schande macht, erzählen, beweist ja die pure Seelengröße des Jungen, eine Conduite, wie mir so etwas unter solchen Umständen noch gar nicht vorgekommen ist! Sagen Sie selbst, Langheinrich, wenn der Junge eine entsprechende Erziehung erhielte, was könnte aus dem nicht werden!"

Langheinrich hatte den Muth nicht, seine Gedanken auszusprechen. Er strich sich seinen Knebelbart und bemerkte nur: „Der Junge wollte seine Mutter vor Schlägen behüten und gab deshalb lieber den Vater an." „Ach was!" fiel der in allen Lagen immer eines gewissen Schwunges bedürftige Landrath ein und ging dabei in seinem Zimmer auf und ab, daß die Tassen auf der Servante klapperten. „Die Prügel, die der Wächter seiner Frau angedroht hat, wenn sie die Karpfen nicht auf den Markt trüge, werden die ersten nicht gewesen sein, die die Frau schon besehen hat, ohne daß sie davon gestorben ist!" „Es soll gegen den Mann doch sonst nichts vorliegen." „Geprügelt hat er seine Frau! Längst! Ich weiß das! Hier zu Lande prügelt jeder seine Frau, bei den Deutschen wenigstens! Drüben bei Wenden weniger. Die glauben noch Heiden- und Hexenkram und wo dergleichen noch aufkommt, stehen sich die Frauen besser. Nein, Langheinrich, dafür haben Sie die Bildung nicht, das zu begreifen. Ich weiß es. Die Wächter hat alle Wochen ein paar mal ihren Dezem gekriegt, so gut wie jede andere deutsche Frau hier, und um die Mutter hat der Junge den heroischen Schritt nicht

gethan! Das war Seelengröße, Ordnungsliebe, Sinn fürs Gesetzliche, und ich lasse mir's nicht nehmen, ich muß das Kind sehen und drüber Bericht machen. Ohnehin haben wir Herrn Semmler zu seinen Karpfen zu gratuliren."

Der Landrath ließ anspannen. Langheinrich versprach bis zur Illritz ihn zu begleiten. Zu Herrn Semmler selbst mochte er nicht eintreten. Er wollte den Schein vermeiden, als beanspruche er eine Belohnung. Das Einzige versprach ihm noch der Landrath, das Geheimniß des Kindes hier in der Gegend vor aller Welt aufrecht zu erhalten. Niemand dürfte die That des Jungen erfahren, am wenigsten die Mutter; „denn", setzte der Gendarm hinzu, „ich habe es dem Kinde versprochen. Glauben Sie mir, die Mutter würde jetzt ruhig die Heblerin abgeben, wenn sie den Stehler aus dem Inquisitoriat wieder zurück hätte. Lude hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt."

Der Landrath ließ sich nicht irre machen. Mit den Worten: „Drum muß man ihm helfen! Von Staats wegen! Das verstehen Sie nicht, Langheinrich! Diese Geschichte liegt tief im Herzen und unter den Nieren! Da könnte ein Prediger einen Vers drüber machen!" bestieg er seinen Einspänner, den er gewohnt war selbst zu führen.

Im Hause des Büdners und Landwehrmannes Wächter an der muntern Illritz sah es inzwischen gar traurig aus. Die Dorfleute arbeiteten im Felde. Doch einige Alte und die Kinder, die daheimgeblieben, folgten dem im Dorfe einfahrenden Landrath und dem Gendarmen, um die Karpfengrube noch einmal mit betrachten zu können. Ein eigenes Urtheil, eigene Justiz wenn auch nur in Mienen und Worten hatten diese Dorfbewohner nicht. Diese Gegenden des Vaterlandes sind so seit Jahrhunderten gewohnt, nur regiert und geführt zu werden, daß sich überall da, wo die Autorität ihre Hand walten zu lassen hat, ein Schweigen und Gehenlassen zur Gewohnheit gebildet hat. Diesen militärisch-disciplinirten Stämmen geschah es schon zu oft, daß sie da, wo ihr Rechtsgefühl einmal sich in natürlichem Ausbruche gern Luft gemacht hätte, von der Autorität zurückgewiesen wurden mit Worten: Ob sie mitzureden hätten? Ob sie Dies oder Das was anginge? Ob sie Advocatensporteln bekämen oder Gerichtskosten zu bezahlen fürchteten? So sah man hier tausend mal, daß selbst das Urtheil über Diebe und Mörder dem Volke nicht gestattet wurde, und Diebe und Mörder gegen Die, die „ihre Nase in fremde Dinge steckten", von den Gendarmen und Ortsbehörden in Schutz genommen wurden. Genug! Die Frau des Büdners saß in der Küche und rührte stilltraurig in einem Topfe. Der Landrath polterte in der armen Hütte seine Verwünschungen aus, lechzte aber in alle Winkel mit sehnsüchtigen Augen nach Lude. Im Garten, in einem kleinen Kohlfelde stand der auch ganz geruhig und verlas von den blaugrünen Blättern die Raupen. „Wieder etwas Sauberes und Accurates!" sagte der Landrath zu Langheinrich, als er draußen an der Illritz die eigenthümliche Vorrichtung untersuchte und den Jungen so still da raupenlesend antraf. Der Ortsschulze, vom Felde requirirt, erklärte alles Geschehene noch einmal aufs deutlichste, während Langheinrich schwieg und seine Augenweide an seinem Chef, dem Ordnungsschwärmer hatte, der Lude Wächter wie einen Genius betrachtete. „Einzig! — Merkwürdig! — Baarfüßiger Junge — Verliest die Raupen! Schmeißt sie alle in einen alten Topfscherben! Bringt sie den paar Hühnern da auf dem Miste! Sieht und hört nichts! Gibt seinen Vater an! Lebt nur im Recht und in der Ordnung. Dem König möchte man privatim drüber schreiben. Was kann aus so einem Jungen noch, richtig angefaßt, Alles werden!..." Diese Worte brummte der Landrath zwischen seine Verwünschungen der Räuberbagage und die jammernden Klagen der Mutter immer zwischen durch. In die glänzendsten Zeugnisse, welche die Frau der sonstigen Solidität ihres Mannes gab, Noth und Armuth als Gründe seines Verbrechens geltend machen wollte und den Landrath bei allen Verheißungen des ewigen Lebens bat, für Wächter'n in der Stadt ein mildes Urtheil zu verwirken, polterte er: „Wird sich finden! Cocarde beschimpft! Mütze noch

tragen wollen! Sieh' mal! Ein Jahr Steine klopfen! Mit Schimpf ausgestoßen aus dem Bataillon, wo ich sein Major bin! Mir das anthun! Donner!" Und dann ganz sanft zu Lude, als dieser eben den Schüsselscherben in der Illritz ausschwenkte und in die Hütte zurücktragen wollte: „Thut dir's denn leid, daß sie deinen Vater geholt haben?.." Er winkte dabei dem Gendarmen, aufzuhorchen, was der Genius der Gesetzlichkeit erwidern würde. Lude schwieg. Er blinzelte nur zum Gendarmen hinüber, der polternd losbrach: „Junge, wenn der Herr Landrath was frägt, antwortet man." Die Geschwätzigkeit des Schulzen unterbrach des Kindes nähere landräthliche Seelenprüfung.

Der Landrath bestieg seinen Einspänner wieder und fuhr langsam zum Orte hinaus. Langheinrich gab ihm das Geleit bis zur Mühle, wo er abschwenken und heimreiten wollte. Die Gründe, warum sich sein Chef immer höher in seiner Bewunderung Lude Wächter's steigerte, konnte er nicht in Abrede stellen. In der That hatte das Kind sich in der schwierigen Situation mit Haltung, ja mit einer gewissen Würde benommen. Ohne Furcht zu verrathen, gab es kein Zeichen auch des Trotzes. Langheinrich hätte sich sagen dürfen: Das Kind vertraute eben dir, deiner Verschwiegenheit, deinem Schutze! Es konnte nicht wissen, ob der Landrath von seiner That unterrichtet war. Dieser aber war bei dem wiederholten Ausrufe geblieben: „Mann! Dieser Blick! Diese Festigkeit! Diese Ruhe! Dieser erhabene sittliche Stolz! Es war eine Conduite, die der König erfahren muß! Ich ruhe nicht eher, bis für den Jungen etwas geschehen ist! Aus Staatsmitteln! Hier würde man eine Sünde begehen, wenn man das so unterm Miste verkommen ließe! Wir sprechen noch davon."

Nach einigen Wochen überraschte der Landrath seinen Untergebenen mit einer Nachricht, die diesem die schon fast entschwundene Erinnerung an Ludwig Wächter zurückrief. Der Vater war zu acht Monaten Strafarbeit, Cocardenverlust, künftiger Einstellung in eine Strafcompagnie verurtheilt, die Mutter tagelöhnerte und „Luden hab' ich die Carrière eröffnet", sagte der Landrath. „Keinem Menschen hab' ich hier den Vorfall mitgetheilt, auch Herrn Semmler nicht, aber der Frau Oberpräsidentin hat meine Frau einen langen Brief geschrieben. Der Junge macht jetzt seinen Weg. In Erwägung, daß sein Taugenichts von Vater nichts für ihn wird thun können und die Mutter nicht das liebe Brot im Hause hat, wird Lude für älternlos angesehen und kommt drei Meilen von hier ins Militärwaisenhaus. Mit dem Schulzen und der Mutter ist Alles richtig gemacht. Die Mutter kann das Kind sehen so oft sie will. Ohnehin wird sie bei den Wenden drüben mehr Arbeit suchen müssen als in unserer Gegend, wo man ihr aus dem Wege geht. Heute noch holt meine Frau den Jungen ab. Wir bringen ihn selbst an den neuen Ort seiner Bestimmung. Jetzt geben Sie Acht, Mann! In drei Jahren sprechen wir uns wieder!"

Ich bin begierig! sagte Langheinrich voll wahrer Freude über diese Wendung. Es wehte ihn ein Trost an, als schützten unsichtbare Engel auch vielleicht einmal seine Kinder, wenn sie von ihrem Vater auch nicht angeben konnten, daß er gestohlen hätte.

Das Militärwaisenhaus lag noch in dem Bezirke des Landrathes, und Langheinrich, der inzwischen zum Wachtmeister befördert war, behielt die Umgebungen auch dieser berühmten und von der Regierung sehr großmüthig gepflegten Anstalt im Auge, wenn auch in dem Städtchen, an dessen Eingang das große stattliche Gebäude mit seinem von einem Eisengitter eingefriedigten Spiel- und Exercierplatze lag, andere Diener der öffentlichen Sicherheit die nächste Aufsicht hatten. Zwei Jahre waren vergangen, als Langheinrich zum ersten male wieder Lude Wächter's ansichtig wurde. Der Knabe grüßte ihn, als er eines Tages, im Begriff, eine Inspectionsronde zu halten, an dem zwischen den beiden mächtigen Flügeln des Militärwaisenhauses gelegenen Spielplatz vorüberritt. Obgleich Lude durch die gute und geregelte Ernährung sich fast bis zur Unkenntlichkeit statt-

sich entwickelt hatte, so konnte ihn doch der Gruß des uniformirten Knaben nicht irre führen. Er ritt heran und fragte nach seinem Befinden. Lude dankte und lobte die Anstalt. Von seinem Vater hatte er, wie er erzählte, einmal einen Besuch erhalten. Hinzugetretene Lehrer und Aufseher der Zöglinge schilderten dem Wachtmeister das Wiedersehen zwischen Lude und seinem Vater als eine besonders ergreifende Scene. Lude schlug dabei, auch bei dem vielen Lobe, das ihm gespendet wurde, die Augen nieder. Sein Geheimniß verstanden die Lehrer nicht; nur zwischen ihm und Langheinrich waltete es. Befragt, welche Laufbahn der Zögling denn einst einschlagen würde, antworteten die Lehrer, vielleicht daß er in den Kaufmannsstand treten würde. Es hätte sich nämlich der reichste Mann im Orte gefunden, der Ludwig Wächter seines Sohnes wegen mit besonderer Zuneigung behandle. Julius Handtke wäre zufällig in nähere Bekanntschaft mit dem immer stillen und zurückgezogenen Militärzögling getreten und hätte an ihm, wie eben die Schwärmerei und das Bedürfniß der Hingebung in solchen Kinderseelen wirke, einen so mächtigen Gefallen gefunden, daß man gern gestatte, oft Tagelang den Zögling in das Haus des Herrn Handtke zu geben, der auf dem Markte der kleinen Stadt die Haupt-Spezerei- und Materialwaarenhandlung inne hatte, gerade dem Schwarzen Adler gegenüber, einem Gasthofe, der von einem Bruder des Kaufmanns gehalten wurde. Die Gebrüder Handtke waren somit die Honoratioren der Stadt und die Auszeichnung, die Lude Wächter durch Julius Handtke fand, konnte für ein ausnehmend glückliches Loos gehalten werden. Der Vater seines Freundes war bereit, ihn als Lehrling in seine Handlung zu nehmen. ... Langheinrich wünschte Ludwig Wächter'n zu diesen Aussichten für seine Zukunft Glück, konnte aber doch nicht umhin, da er Julius Handtke als einen wilden, oft übermüthigen und verzogenen Knaben kannte, ihn zu warnen, sich von dem gefährlichen Beispiel seines Freundes anstecken zu lassen. Es war schon Manches mit Julius Handtke vorgekommen, was sogar in eine Berührung mit der öffentlichen Sicherheit geführt hatte. Er hatte Pulver abgebrannt, wo er nicht sollte, Nester ausgenommen, Laternen zerschlagen und galt im Orte für einen von den Seinigen, dem Vater und dem Onkel zwar ziemlich strenggehaltenen, aber auch naschhaften und vergnügungssüchtigen Knaben. Lude Wächter hörte die Warnung ruhig mit an und erklärte, daß er sich schon hüten wolle. Auf die Frage, ob er denn Julius Handtke gern hätte, blieb die Antwort nicht aus, daß er sein bester Freund wäre. Und diese Versicherung bekam noch mehr Bedeutung, da einer der Lehrer, den Wachtmeister begleitend, als Beide allein waren, hinzufügte: „Es ist auch sein einziger. In der Anstalt wollen die Kameraden keine gemeinschaftliche Sache mit ihm machen!" Dies auffallende Wort blieb ohne nähere Erläuterung; denn die Aufmerksamkeit Langheinrich's wurde schon wieder von einigen Grüßenden abgezogen, auf die er, mit seinem ohnehin unruhigen Gaule, zur Bewillkommnung ansprengen mußte.

Den Gendarmen des Ortes fand der Inspicient abwesend und zwar in Sachen eines Diebstahls, der kürzlich im Schwarzen Adler vorgekommen. Man hatte dem Bruder des Kaufmanns Handtke aus dem Nebenzimmer seiner eigenen Gaststube kürzlich seine goldene Uhr gestohlen. Der Ortsgendarm hatte viel Mühe, den Thäter zu entdecken und glaubte ihn jetzt in einem Handwerksburschen gefunden zu haben, der kürzlich im Schwarzen Adler übernachtete und in der Gaststube, in die er seiner Aermlichkeit wegen nicht hingehörte, einige Augenblicke verweilt hatte. Langheinrich wartete auf die Rückkehr seines Untergebenen, konnte sich aber dabei nicht erwehren, auch seinerseits wegen der mit dem Uhrschlüssel und einem Petschaft daran gestohlenen Uhr rechts und links seine Augen über Dieses und Jenes streifen zu lassen. Er besuchte den Gastwirth, sah sich die Localität, die Umgebungen an, die Hausbedienung, die üblichen Gäste. Nichts kam ihm verdächtig vor. Auch den Kaufmann gegenüber besuchte er, fand dort Ludwig Wächter wieder mit seinem Freunde und überzeugte sich, daß dessen Vater in der That die groß-

müthigsten Absichten mit einem Knaben hatte, dessen, wie er sagte, stilles und apartes Wesen ihm ausnehmend gefiel und ein wahrer Schatz für seinen etwas verwilderten Sohn und dessen fernere Zukunft wäre. Auch von der goldenen Uhr war die Rede und der Schrecken, in einem so gut gearteten Orte einen Dieb zu wissen, kam in entschiedensten Ausdrücken dabei zur Erörterung. Auf einige sonst achtbare Bürger war schon Verdacht gefallen, andere hatten erklärt, sie zögen vor, unter solchen Umständen den Schwarzen Adler nicht mehr zu besuchen, Allen lag daran, daß der Thäter jener Handwerksbursche gewesen sein möchte, nach dessen Verhaftnahme der Ortsgendarm ausgeritten war. Dieser kam am folgenden Tage zurück mit dem von ihm verhafteten muthmaßlichen Thäter. Diese Angelegenheit berührte Langheinrich nicht weiter. Nach einigen geschäftlichen Rücksprachen ritt er von dannen... Es war zeitig. Noch tiefe Morgenfrühe. Kaum war Langheinrich an dem Militärwaisenhause, den Kohl- und Kartoffelfeldern der Ackerbürger des Oertchens vorüber, als er hinter sich rufen hörte: „Herr Wachtmeister! Herr Wachtmeister!" Langheinrich sah sich um. Ein Zögling des Waisenhauses lief ihm nach und sein scharfes Auge ließ ihn sogleich aus der Uniform heraus Ludwig Wächter'n erkennen. Was will der? sagte er zu sich und hielt seinen Braunen an. Als der Knabe näher kam, rief Langheinrich: „Lude, was gibt's denn noch?" Stumm und sich ängstlich umspähend sprang Lude in den Chausseegraben, der ihn halb deckte, und kam so zu dem unter einem Baume haltenden Wachtmeister. „Ich will Ihnen sagen", begann er sogleich, „wer die Uhr gestohlen hat. Es ist Julius Handtke."

Langheinrich erschrak. Die Erinnerung an den Vorfall vor zwei Jahren erschütterte ihn. „Junge, bist du des Teufels?" rief er, faßte mit der Linken rasch die Mähne seines Gauls und war im Nu herunter. „Julius Handtke hat die Uhr gestohlen?" „Ja!" sagte Lude mit derselben Festigkeit, wie er einst seinen eigenen Vater angegeben. „Warum sagst du das?" fuhr ihn Langheinrich fast zornig an. Lude schwieg. Langheinrich besann sich, daß es seines Amtes nicht war, Jemanden zu schmähen, der das Gelingen der praktischen Polizei unterstützte; aber im ersten Gefühle hätt' er den Säbel ziehen und mit der Klinge den Angeber durchfuchteln mögen. Sich bekämpfend fragte er nur: „Weißt du denn das auch ganz gewiß?" Lude erwiderte: „Julius hat schon oft gestohlen. Er will bei seinem Vater noch einbrechen und dann nach Amerika gehen. Ich soll ihn begleiten. Die Uhr hab' ich bei ihm gesehen." „Aber Lude, deinen Freund verlierst du ja nun! Verlierst ja deine ganze glückliche Zukunft! Der Kaufmann wird dich ja nicht mehr ansehen wollen. ..." Lude schwieg und blickte nieder. Er schien an die Folgen seiner Entdeckung nicht im mindesten, sondern nur an die Wahrheit selbst gedacht zu haben. Nach einer Weile rathlosen Schweigens auch des erschütterten Wachtmeisters, der von diesem Knaben so viel Vertrauen genoß, sagte Lude nur noch: „Der Handwerksbursche ist's doch nicht gewesen, Julius Handtke ist's gewesen. Die Uhr steckt in seiner Tasche. Ich habe sie gesehen." Langheinrich überlegte, welches der wahre Grund dieser Anzeige war. Vielleicht selbst Liebe für den Freund? Vielleicht Besorgniß, der Verführung desselben nicht widerstehen zu können? Er war völlig ohne Entschluß, wußte nicht, was er mit dem Geständnisse machen sollte und blieb auch ohne Entschluß. Lude, um für seine Entfernung nicht bestraft zu werden, eilte inzwischen spornstreichs zurück. Er hatte sich versteckt nicht seiner Anzeige, sondern seiner Entfernung wegen. Und Langheinrich, einer der edelsten und gefühlvollsten Menschen, die je in die schwierigen Collisionen von Pflicht und Rücksicht gekommen sein mögen, sah ihm schwermüthig nach, bestieg seinen Gaul, ritt im Kreise auf und ab, ohne zu einem Gedanken zu kommen. Er wußte nicht wie, er hatte Lude Wächter'n jetzt selber lieb. Es schien ihm ein tragisches Geschick zu sein, das diesen Knaben ewig folterte und quälte, die Dinge, wie sie sind, nicht verschweigen zu können. Er sah einen Unschuldigen leiden und gab lieber seinen eigenen

Freund an! Er gab ihn an in der dunklen Ahnung, daß er dem Freunde und vielleicht seinem eigenen sittlichen Selbst nütze! — Und doch — sollte er das Bekenntniß brauchen? Sollte er ohne weiteres zurück in die Stadt, den Sohn eines angesehenen Kaufmannes auf offener Straße anhalten lassen, seine Kleider untersuchen, ihn, die Aeltern, den Angeber selbst unglücklich machen? Es waren zu viel und in der That zu ernste Vorstellungen, die ihn bestürmten. Er beschloß, sich Jemandem anzuvertrauen, der den Fall unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit ihm erörtern sollte; er wählte dazu diesmal nicht den Landrath, sondern den Pfarrer von Walddüren, dem Orte, wo auch der Landrath und in dessen Nähe er selber wohnte.

(Der Schluß dieses Capitels und der Anfang des sechsten: Die Brüder, in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus dem Leben der Pflanze.

Nach Roßmäßler's mikroskopischen Untersuchungen.

Die grüne Farbe.

Die wichtigste Farbe für das Pflanzenreich ist die grüne Farbe. Das Mikroskop sagt uns, daß sie stets in Form von Kügelchen im ungefärbten Zellensaft erscheint. Der Botaniker nennt diesen Farbstoff Blattgrün. Es ist der am weitesten verbreitete Stoff und steht in unmittelbarer Beziehung zum Sonnenlicht. Ohne Sonnenlicht kein Grün. Der Spargel erhält erst dann sein grünes Köpfchen, wenn er über der Oberfläche steht. Die Kartoffelkeime in den Kellern, die Graskeime unter einem Bret oder Ziegelstein sind weißlich, gelblich, weil ihnen das Sonnenlicht fehlt. Das Gold der Sonne macht die Erde grün, grün ist die Farbe der Hoffnung und hinauf zum Himmel, zum Lichte schauen auch wir, wenn die Hoffnung uns belebt.

Die Pflanze und das Wasser.

Das nothwendige Ernährungsmittel der Pflanze, Kieselerde, bedarf 1000 Theile Wasser, um aufgelöst zu werden. Dies angewendet auf die Pflanzenwelt eines ganzen Landes, begreift man, welch ungeheure Wassermenge fortwährend aus dem Boden aufgesogen werden muß, um die nöthige Quantität jenes Auflösungsmittels zu erhalten. So wird die Pflanzenwelt gleichsam der Schwamm, der das Wasser an der Erdoberfläche festhält. Es geht daraus deutlich der Nachtheil für eine Gegend und die Nothwendigkeit ihres Klimawechsels hervor, wenn ihre Wälder unvorsichtig ausgerottet werden. Schon im Verlaufe eines Menschenalters kann man dies bemerken. Unsere großen Ströme zeigen ein viel weiteres Bett, als sie jetzt ausfüllen, weil die Waldungen viel ärmlicher und spärlicher geworden sind in Vergleich zu den ungeheuern deutschen Waldungen früherer Jahrhunderte. Es ist ein Verbrechen an einem Lande und an seinen Bewohnern, die Waldungen leichtsinnig niederzuschlagen.

Die Pflanze und das Thier.

Die Pflanze bedarf zu ihrer Nahrung Kohlensäure, Ammoniak und Wasser. Die erstere ist überall in der Atmosphäre; das Wasser zieht die Pflanze zu sich heran und Ammoniak, eine Art Stickstoff, ist überall, wo organische und namentlich thierische Stoffe in Fäulniß übergehen. Die Kohlensäure, eine Verbindung von Kohlenstoff und Sauerstoff, ist eine dem thierischen Leben höchst schädliche Luftart; die Pflanzen aber saugen sie am Tage fortwährend ein und reinigen so die Luft, daß das thierische Leben den ihm so nöthigen Sauerstoff rein genießen kann, während der thierische Körper fortwährend Kohlensäure ausathmet und so der Pflanze Nahrung gibt. Wäre unsere Atmosphäre reicher an Kohlensäure als sie es ist, so würde das thierische Leben aufhören. Es gab eine Zeit, wo die Atmosphäre 8—9% Kohlensäure enthalten haben muß, während sie jetzt in reiner Gestalt nur ein Tausendtheil davon hat. Da wurde die Pflanzenwelt Erretter: sie wuchs in ungeheurer Macht auf und konnte so die Luft von der dem thierischen Leben so gefährlichen Kohlensäure reinigen. Die unermeßlichen Braun- und Steinkohlenlager der Erde geben uns von dem Reichthum vorweltlicher Pflanzenvegetation das sicherste Beispiel. Wir treiben jetzt unsere Dampfwerke, wir heizen unsere Wohnungen mit dem unermeßlichen Vorrathe von Verkohlung einer untergegangenen Welt.

Auch ein Auswandererbild.

Die Phantasiebilder des Elends, die man sich früher heraufbeschwor, wenn man in Havre, in Bremen, Rotterdam, Antwerpen deutschen Auswanderern begegnete, haben keine Wahrheit mehr. Nicht die Armen wandern aus,

nicht die Misvergnügten, mit Steuern Ueberladenen, sondern die vermöglichern Landbewohner, und was sie über die See zieht, wird nachgerade eine so gedankenlose, leere und nichtige Sucht der Neuerung, daß sich dem Auswandern endlich einmal ein gemeinsames deutsches Gesetz, ein Halt! der Besonnenen entgegenstellen sollte.

In Antwerpen sah ich viele Hunderte von Auswanderern. Sie zogen allerdings in den abgetragensten Kleidern ihres Dorfes durch die Straßen, sie hatten kranke Kinder und hinfällige Greise zu hüten, sie schliefen in den Herbergen auf Stroh, sie begnügten sich mit der elendesten Kost und wohl fühlte sich ein deutsches Herz gedrungen, zu ihnen heranzutreten und ihnen bewegt Lebewohl zu sagen. Aber die Männer gaben die Hände nicht gern, weil sie in ihren Taschen — die mit eingewechselten Sovereigns gefüllten Börsen hüten mußten.

Es sind zwei Dinge, die an den Auswanderern geradezu abstoßend und peinlich sind. Einmal der Mangel jenes allen Nationen tief einwohnenden Heimathsinns, dieser Mangel, den fast alle Deutsche theilen. Die Auswanderer treibt nicht die Noth, nicht eine Betrachtung über das deutsche Vaterland hinweg: nur die deutsche Abenteuerlust und der uralte Hang unsers Volks zum nichtsnutzigen Weltwandern. Ganze Länderstrecken bei uns leben jetzt in diesem amerikanischen Sehnsuchtstaumel, der sich auf nichts begründet als auf einen, nur den Deutschen eigenen Köhlerglauben an alles Fremde und Entfernte... Der zweite Schatten in den alten sentimentalen Auswanderergemälden ist die widerwärtige Vermischung der Lebensalter, der Geschlechter und der Sitten. Wir meinen hier nicht das wilde Durcheinander, das auf den Auswandererschiffen herrscht, allein; wir meinen schon auf der Wanderung zur See das Umspringen aller Ordnung, das aus Rand- und Band-Gehen jeder Rücksicht, das Umschütteln und Umrütteln aller naturgemäßen Beziehungen unter den Familien selbst. Wir beobachteten einen Naturzustand, der kläglich war. Junge Bursche still, traurig, ja feige; Greise wie Kinder hüpfend, faselnd, von den Kindern gestoßen und zurechtgewiesen, weil sie sich ungeberdig benahmen, frivol sogar und sittenlos. Frauen, weggenommen von ihrer Erdscholle, von ihren Pflichten und Gewohnheiten, ohne Anhalt und ohne Rücksicht, abenteuerlich gestimmt, ohne Verlaß. Die geöffnete Welt, der große blaue Horizont, das Meer, alle niegesehenen Wunder des Lebens bringen unter diesen Menschen dämonische Wirkungen hervor.

Man klagt über die Wildheit und Sittenlosigkeit des deutschen Volkes. Man kann einen Hauptgrund derselben in dieser luxurirenden und völlig gedankenlosen amerikanischen Sehnsucht finden.

Gespräche mit Dämonen.

Woher das Stillschweigen über eine Schrift, die der Phantasie und dem Charakter Bettinens von Arnim zu neuen Ehren gereicht? Unverkennbar sind es die in unserm öffentlichen Leben gemachten neuesten Erfahrungen, die ihrem merkwürdigen allegorischen Buche, das den obigen Titel trägt, seine Deutung geben. Der schlafende Fürst, den sie verhängnißvoll handeln, der Träumende, den sie Edleres, als er thut, denken läßt, Beides sind verkörperte Hoffnungen, getäuschte und immer neu sich belebende. Bettina beschwört in ihrer reichen, bildergeschmückten Sprache Erinnerungen herauf, die wie Banquo's Geist mitten unter der lachenden Gegenwart aus der Erde steigen. Sie scheint die Geschichte der letzten fünf Jahre in allen Nerven fast mit physischem Schmerze durchlebt zu haben; denn oft verläßt sie die Besinnung und mehr ein bewußtloses dunkles Tasten scheint sie dann zu leiten als klarer Gedanke. Dem großen Völkerturnier, womit sie ihr Buch wie mit einer prächtigen Vision beschließt, wird man nicht die ganze Berechtigung der Wahrheit einräumen können. Sie schmückt die Vorkämpfer einiger Nationen, die sie schildert, nach gemalten Bildern aus.

Victor Hugo.

Victor Hugo besitzt eine glänzende Phantasie, Witz und Scharfsinn, aber er gefällt sich zu sehr im Echo seiner Worte. Weil er zu viel sagen will, sagt er zu wenig. Selbst die Franzosen, die rhetorischen Pomp ertragen können, werden zugestehen müssen, daß Wiederholungen, die zwölf mal im Bilderschmuck Dasselbe sagen, von geringerer Wirkung sind als die einmal erzählte einfache Thatsache.

Eine Gefahr der Bescheidenheit.

Höre zu, wenn man dich tadelt! Höre aber auch zu, wenn man dich lobt! Vermeidest du deinen Tadel zu hören, so wird deine scheinbare Anmaßung eher als Das erkannt, was sie zuweilen ist, Furcht, muthlos zu werden, als daß der Schein von Anmaßung, wenn du dein Lob vermeidest, für Bescheidenheit genommen wird.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 5.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Anstandsbegriffe der Engländer.

Die Engländer sind wunderliche Leute. Sie haben zwar das Sprüchwort: „Thu' in Rom, was man in Rom thut!" aber wir Alle wissen, daß sie in Rom, Paris, Berlin, Dresden und Wien nichts Anderes thun, als was sie in Tatersall, Gainsborough und Tickshill thun. Sie müssen überall die Theebüchse zur Hand haben, überall hin folgt ihnen ihr Rasierspiegel, ihre übliche Eßzeit, ihre Dinner-Toilette, ihr langweiliger Sonntag und ihr System über Religion, Sitte und Anstand. Sie sind die Chinesen Europas, stabil und exclusiv. Voltaire hatte Recht, Japan und Großbritannien in eine Parallele zu bringen.

Ueber das Verhältniß der Sitte zum Gesetz hat Montesquieu vortrefflich geschrieben; mag man in seinem „Geist der Gesetze" nachlesen, wie sich die befohlenen Sitten, die Peter der Große in Rußland einführen wollte und eingeführt hat, zur russischen Nationalsitte verhielten. Die Geschichte der Sitten ist eine geheime. Man kann die Gebräuche nur schildern und weiß selten ihren Ursprung. Man kann seine eigenen Gebräuche verwerfen und vermag sich doch nicht von ihnen zu trennen. Die moralische Luft eines Volkes schreibt sich von den räthselhaftesten Bedingungen her. Höflichkeit, Anstand, Ceremoniel beruhen auf Veranlassungen, die bei dem einen Volke den bedeckten Kopf, bei dem andern den entblößten zum Zeichen der Achtung machen. Sittenforscher haben über diese Gegensätze viel lesenswerthe Untersuchungen angestellt.

Im Allgemeinen hat die europäische Bildung die Neigung, für die Formen des Umgangs immer mehr einer gewissen Wahrheit natürlicher Verhältnisse entgegenzukommen. Fast alle Völker Europas haben in dieser Beziehung Fortschritte gemacht. „Erlaubt ist, was gefällt", gilt schon lange für den einzigen moralischen Maßstab der Männer. „Erlaubt ist, was sich ziemt!" ist die Lebensregel der Frauen geworden. Freilich ist die Lehre sehr allgemein, und, angewandt auf die Erziehung, weiß manches junge Mädchen darum doch noch nicht, wie sie sich zu benehmen hat, wenn sie Mittags mit der Sonne allein ist und ihr eigener Schatten es wagt, dicht auf dem Sopha oder an ihrem Arbeitstische neben ihr zu sitzen. Vielleicht hat sie einen Anflug englischer Erziehung be-

kommen. Ihr unglücklichen Wesen dann, wenn ihr mit der Bewunderung vor Byron's süßem „Leb' wohl und wär's für immer!" auch in der Bewunderung vor Englands Anstandsgesetzen aufgewachsen seid! Die englische Umgangsmoral ist die beklemmendste, die es nächst der chinesischen nur geben kann.

Beschäftigen wir uns ein wenig mit den englischen Anstandsbegriffen.

Delicacy, Fashion und Respectability! Ihr schauerlichen Grenzpässe, die man erklimmen muß, um zur Höhe der englischen Sittlichkeit zu gelangen! Wie unerbittlich wird auf diesem Wege gerichtet über Jung und Alt, Sprache und Benehmen, Kleidung und Geschmack, Empfindung und Lebensphilosophie, Fortkommen in der Welt und Anwartschaft auf einen guten Namen auch dann noch, wenn man sie schon verlassen hat! Wer gegen die Fashion verstößt, gehört nicht in die Gesellschaft, wer gegen die Respectability verstößt, ist bürgerlich todt, wer gar gegen die Delicacy sündigt, der streicht sich aus dem Umgange mit der sittlichen Welt aus. Keine Nation ist in diesen drei Punkten so streng, keine hat auch mit solcher Einstimmigkeit hunderttausende von kleinen Scherben und Steinchen bereit, einen Verbrecher gegen diese drei Gesetze aus der Gesellschaft zu verbannen, wie man in Athen mit kleinen Scherben verbannte, in Palästina mit größern steinigte. Die Geschichte des englischen Genius ist eine Geschichte des Kampfes gegen die englischen Begriffe von Anstand. Von Swift, Milton, Sheridan, Fox an bis herab zu Shelley und Lord Byron erzählt die Geschichte Englands nur von den Opfern einer Moral, die dem freiesten, wildesten, zügellosesten Volke des Mittelalters, dem englischen, im Laufe der Zeiten wie angeflogen gekommen ist. Noch zu Shakspeare's Zeiten, noch unter der jungfräulichen Königin Elisabeth herrschte ein Geist in England, der wie in den Tagen Eduard's III. das Strumpfband einer Dame zu einem Orden für die Christenheit erheben und ausrufen konnte: Hony soit, qui mal y pense! Wer hätte glauben können, daß eine Nation, wo Frauen, wenn auch in Masken, den Ausgelassenheiten Shakspeare'scher Narren beiwohnen konnten, wo man die Geschichte der Päpstin Johanna auf öffentlicher Bühne darstellte, wo die Damen oft nicht anders zu Pferde saßen als mit einem Herrn hinter sich auf demselben Sattel, der sie mit beiden Armen umfangen hielt, und wo die Urgroßmütter der jetzigen mondscheinverklärten Misses des grünen England zum Frühstück Rinderbraten aßen und eine Kanne Bier tranken, jemals so weit kommen könnte wie jetzt, wo die Engländerinnen den Anstoß der Prüderie für die ganze europäische Frauenwelt zu geben drohen und dadurch ein verschwommener, weichlicher, seelenkettirender Geschmack sich gebildet hat, den der Herausgeber vor einiger Zeit im „Deutschen Museum" als die Romantik des Lovely bezeichnete.

Die englische Prüderie stammt von den Puritanern. Noch Königin Elisabeth war nicht im mindesten prüde. Aber bald mehrte sich die Herrschaft einer dumpfen Welt- und Lebensauffassung. Die Bühne wurde verpönt. Geistliche gaben den Ton des Hofes und der höhern Gesellschaft an. Immer enger schnürte sich die Brust mit der Herrschaft der spätern französischen Mode auch in geistigen Dingen zusammen. Die Bühne verspottete wol die Prüderie in vielen Lustspielen in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; Lady Malaprop in Sheridan's „Nebenbuhlern" ist eine Figur, die sich fast in allen Komödien jener Zeit wiederfindet (in dem Stücke „The country wife" — die Frau vom Lande — aus dem Jahre 1784, macht eine Lady ihrem Manne den Vorwurf, wie er so unanständige Ausdrücke, als „nackte Thatsachen" und dergleichen gebrauchen könne), und dennoch gab sich immer mehr selbst bei großen Geistern, wie z. B. Gibbon, das Bestreben kund, die Natürlichkeit zu verschleiern. Eine üble Folge dieser zu weit getriebenen Delicatesse ist der Verlust einer Menge von bezeichnenden Worten für den laufenden Sprachgebrauch. In diesem Augenblicke ist die Prüderie in England auf dem höchsten Gipfel. Die Herrschaft einer Königin, die fast abgöttisch mit der hohen Gemahlin des Prinzen Albert ge-

niedene Verehrung trägt nicht wenig dazu bei, die Gesetze des englischen Geschmacks und Lebenstaktes bis zum leersten Formalismus zu ätherisiren. Die englischen Gedichte sind schon gelispelte Wohllautsspiele nur noch zwischen den Begriffen von Blumen, Sternen, Herz, Auge, Seele u. s. w. Die Romane schließen Alles aus, was sich nicht innerhalb des Familienlebens abspinnt. In der Gesellschaft lacht man nicht, man lächelt nur; man spricht nicht, man flüstert nur; man tanzt, aber mit Auswahl der Tänze; einen Walzer gestattet man einem Mädchen nur mit ihrem Bruder. Man spricht von Liebe, aber nicht von Hochzeit. Die zarte Sitte corrigirt von Morgens bis Abends an den natürlichsten Aeußerungen des Menschen und die Schamhaftigkeit ist in dem Grade zur Regel aller Gedankenäußerungen gemacht, daß die Unschuld entweder gefährlich zu grübeln beginnt und ihre Unbefangenheit verliert, oder aus Furcht vor schlimmen Gedanken eine wahre Furcht bekommt vor allen Gedanken.

Hat die Delicacy sich einen Meilenzeiger errichtet, dessen Hände somit nach Himmel und Erde zugleich deuten, so athmet man etwas leichter auf, wenn man der zweiten schroffen Sittenklippe der Engländer, der Fashion, sich nähert. Woher die Fashion den Engländern zugekommen, ist nicht zu sagen. Der Normanne hat sie nicht mitgebracht; denn Mode ist nicht Fashion. Fashion müßte denn vielleicht Façon sein. Fashion kann man wahrlich einen mächtigen Götzen und Fetisch nennen. Fashion steht schon an der Wiege des Kindes, wenn es eben geboren ist. Fashion regiert in der Kinderstube, Fashion bestimmt die künftige Laufbahn und lehrt die Kinder in der Religion und Politik — diesen beiden Achsen des englischen Lebens — denjenigen Weg einschlagen, der der Ehre ihres Namens entsprechend ist. Ein Mann von Stande muß der Hochkirche angehören. Glaube, Ueberzeugung, was ist das Alles! Es ist fashionabel, zur anglikanischen Kirche sich in ordnungsmäßiger Observanz zu halten — Verdienst, Ehre, das Gold beider Indien, nichts kann locken, nichts bestimmen, was bei diesem oder jenem Sohne eines gemachten Mannes fashionabel ist. Wer mit dem Bewußtsein, fashionabel zu sein, in ein Gemach tritt, welche Würde leiht er seiner Haltung, welche Grazie seinen Bewegungen! Jedes Wort, das seiner Lippe entschlüpft, fällt wie geläutertes Gold unter die unwürdige Menschheit, die mit eifrigem Ohre lauscht und die Ersten gewesen zu sein sich rühmt, die mit dem Helden des Tages in einem günstigen Momente in Berührung kamen. Als Lord Byron, ein junger Mann in London, seine ersten Gesellschafts- und Dichterdebuts machte, war es sein Glück, daß er fashionabel auftrat. Nichts glich dem Drängen und Haschen, ihn kennen zu lernen und ihn zu seinen Festen zu laden. Freilich wie schnell wird ein solcher allbewunderter Held des Tages auch wieder vergessen! Eine Abwesenheit während einer Saison, eine Krankheit, irgend ein Hinderniß, in gewohnter Weise vor dem Publicum zu erscheinen, macht ihn vergessen. In London in der Mode zu sein ist every thing, und nicht in der Mode sein heißt unbekannt und unerkannt im Schatten seiner eigenen Verdienste ruhen.

Endlich — Respectability! Ob wir dafür Achtbarkeit setzen dürfen? Nein! Die Respectabilität hängt in England eng mit der öffentlichen Meinung zusammen. Sie bestimmt nicht das specifisch moralische Gewicht des Menschen, sondern nur das relative des Bürgers. Ein individueller Geschmack, ein selbständiges Urtheil darf sich nicht geltendmachen, wenn es die Würdigung eines respectabeln Mannes gilt. Vereinzelt dazustehen, mit seiner Denkweise gegen den Strom zu schwimmen, das ist höchst unrespectabel und wäre man ein zweiter Sokrates oder Cato von Utica. Respectabel sein heißt die Berechtigung der Gesellschaft achten und in der Ueberzeugung, nur ein Glied des Körpers zu sein, sich dem Allgemeinen, wenigstens einer Partei unterzuordnen. Wie man sich schon dem Staate gegenüber mit Pietät den Gesetzen unterwirft, so fügt man sich auch, angesichts der Gesellschaft, der Respectabilität eines Gegners. Mit dieser Geringschätzung

der Vereinzelung könnte man sich schon befreunden. Aber das Gefolge der Respectabilität! Man muß als respectabler Mann sich allen Gewohnheiten des Landes unterwerfen, muß seine Diener Morgens in sein Frühstückszimmer kommen lassen, um ihnen ein Morgengebet vorzulesen, das sie — hoffentlich — gegen die Versuchung des Begehrens, was eben der Herrschaft aufgetragen wird, unempfindlich macht. Am Sonntage geht der Respectable mit Frau und Kindern, in ihren besten Kleidern, in die Kirche, wo sie eine Predigt erbaut; der Respectable wandert Sonntags zu Fuße durch Regent's-Park, während seine Rosse, wenn er deren hat, daheim in Sonntagsruhe ihren Hafer fressen. Vor jedem Hause befindet sich der ganzen Länge nach ein Balcon, ein kühles Plätzchen sollte man meinen in der beengenden Atmosphäre einer Stadt, die der Athem von einer Million Sterblicher durchzieht. Nein! Die Respectabilität hat längst geboten, nie und unter keiner Bedingung hinauszutreten auf dies freie Plätzchen des Balcons, um von da den Blick über Himmel und Erde schweifen zu lassen. Kein Ausruhen von dem vis-à-vis der grauen Mauern gegenüber! Ein Haus in England ist einem Gefängniß gleich. Wollte irgend ein schönes Köpfchen sich aus dem Fenster wagen, ein wenig trällern, ein wenig lachen, so riefe die Respectabilität sogleich ihr gebieterisches: „Zurück!" und die Verwegene dürfte für ihr ganzes Leben nicht ungestraft dieser Mahnung Trotz geboten haben.

Die Respectabilität fodert allerlei Dinge in Betreff der Dienerschaft und geht mit der Zahl derselben, deren Alter, deren Wuchs Hand in Hand. Das Kleinste auf dieser Stufe ist ein Tiger — ein Knäbchen in enger Jacke mit blanken Knöpfen, der die Thür des Hauses öffnet. Die Köchin holt ein Pfund Reis von dem nächsten Gewürzkrämer. „Wie viel Leute hält Ihr Herr?" fragt der Gewürzkrämer. „Ich bin maid of all work." Hm! brummt der Mann und bedient sie künftig mit der gleichgültigsten Miene. Der Tiger trägt am Sonntage das Gebetbuch der Dame auf dem Wege zur Kirche ihr nach, ein Anblick, der stets erbaulich auf die Vorübergehenden wirkt. Es sieht dies ganz besonders respectabel aus. Der nächste Schritt auf dieser Leiter ist dann ein Gig, ein Einspänner, wodurch man des fatalen Gebrauchs eines Miethwagens überhoben wird. Wer indessen so unglücklich ist, kein eigenes Pferd halten zu können, der läßt wenigstens seinen Tiger neben dem Kutscher Platz nehmen, damit der Vorübergehende doch gewahre, daß man trotz des gemeinen Gebrauchs eines Fiakers eine gewisse Stellung in der Welt hat. Ein respectabler Mann kann auch Schulden machen; es ist sogar gewöhnlich und sehr unrespectabel, keine Rechnungen zu haben; unrespectabel, in einen Laden mit einer vollen Börse zu gehen und von dem Kaufmanne drei Procent auf der Rechnung gestrichen zu finden, weil man baar bezahlt hatte. „Wenn mich der Mensch nicht wenigstens noch ein Dutzend mal gemahnt hat, bezahl' ich ihm die zweihundert Pfund nicht, die ich ihm für Cigarren schulde", spricht ein junger Lord, der mit einundzwanzig Jahren in Besitz seiner unverschuldeten großen Güter getreten ist. Ein reicher Mann muß thun, als wenn ihn sein Credit nicht im mindesten beunruhige. Und das Schlimmste an der Respectabilität ist, daß kein Handwerker gute Arbeit liefert, sobald die Person, die sie gefodert, nicht respectabel ist; ob sie gut zahlt, macht ihm keinen Unterschied. Ich arbeite für Milady So und So, sagt der Schuhmacher mit Stolz und mißt herablassend den Fuß einer Bürgerin. Die Damenschneiderin wirft einen Blick durchs Fenster, und ist ihre neue eintretende Clientin zu Fuß gekommen, so entfernt sie sich und schickt eine Arbeiterin statt ihrer, um dem neuen Kunden zuzumessen. Will die Frau eines armen Poeten ein neues Kleid anständig gemacht haben, um unter ihres Gatten hohen Beschützern damit zu erscheinen, so borgt sie den Wagen einer ihr oder ihrem Manne freundlich gesinnten Milady und fährt damit bei einer Schneiderin vor. So erst wird sie nach Wunsch bedient werden.

Man sagt vielleicht: Das ist die Herrschaft des Geldes! Es ist nicht das Geld allein, das hier so entscheidende Wirkungen hervorbringt. Es ist die Sitte, die Ueberlieferung,

das Conventionelle, das Vorurtheil und der Anstand. Richtiger wäre vielleicht zu sagen: Das ist die Herrschaft des Credits! Und in der That, alle diese schönen Dinge über Delicacy, Fashion und Respectability schreiben sich aus den Zeiten her, wo die Engländer anfingen ein handeltreibendes Volk zu werden und sie gewissermaßen die Erbschaft der Spanier überkamen, die in den Zeiten, als der damals bekannte Welthandel diesen allein gehörte, gleichfalls ähnliche pedantische Casuisten des Credits und stolze Petitmaitres der Ehre waren, wie Jedem bekannt sein wird, der seinen Calderon oder Lope de Vega noch nicht vergessen hat.

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Fünftes Capitel.

Ludwig Wächter.

(Schluß.)

Unglücklicherweise wollte der Zufall, daß Herr von Werthern, Langheinrich's Landrath, bei dem Pfarrer von Walddüren gerade zugegen war. Seit einiger Zeit hatte der Landrath, der bei allen Sonderbarkeiten ein wahrheitsstrebender und sogar etwas schwärmerischer Mann war, mit dem Pfarrer mancherlei Streitigkeiten. Der Pfarrer, ein bejahrter Herr schon, gehörte der alten sächsischen Vernunftschule an, der Landrath aber, der in seiner Art gern auch etwas Theologie trieb, segelte mit dem Winde, der aus den frommen Kreisen der Residenz wehte, so wenig sein dialektischer Charakter, sein eigenwilliger und nächst dem Könige sich selbst am meisten vertrauender Sinn mit diesem Winde in seinem ganzen Wesen so zu sagen aus einer Ecke blies. Er mußte sich zur Auffassung der Oberkirchenbehörden mit Gewalt bekehren und ergriff nun jede Gelegenheit, wo sich etwas Räthselhaftes ereignete, davor still zu stehen, alle seine Logik und vernünftige Erklärung gefangen zu geben und auszurufen: „Nein, es ist etwas dran an dem Mystischen! Es ist etwas dahinter! Ich lasse mir's nicht nehmen!" Als Langheinrich seinen Landrath entdeckte, mochte er nun nicht in die Pfarrerswohnung. Herr von Werthern hatte jedoch ein scharfes Ohr und hörte den Säbel eines berittenen Waffenträgers schon in weitester Ferne. Er erblickte seinen Wachtmeister kaum im Dorfe, als er ihn auch schon von der Straße herüberrief und zum Zeugen eines lebhaften Streites machte, in dem er eben mit dem Pfarrer begriffen war. Der Pfarrer lachte über einen Vorfall, den der Landrath sehr ernst nehmen wollte. Sagen Sie selbst, Langheinrich, war es nicht merkwürdig, was uns Beiden in Wielka, drüben in dem Wendendorfe, neulich begegnet ist? „Die Geschichte mit der schwarzen Katze?" sagte Langheinrich. „Kommen Sie herunter und erzählen Sie, Wachtmeister!" befahl der Landrath und sah dabei rauchend auf seine Meerschaumpfeife mit der Bernsteinspitze fast wie ein Fakir herab, der andächtig seine Nase betrachtet. Er zwang also den Wachtmeister, abzusteigen, sein Pferd draußen anzubinden, in das niedrige, aber freundliche Haus des Geistlichen einzutreten und den Vorfall zu erzählen, wie er in Wielka, einem alten wendischen Stammorte mit allerhand wunderbaren Sitten, z. B. der, daß dort sogar die alten Frauen Taback rauchten, kürzlich ein Feuer hätte löschen helfen, das bei einem reichen Bauer ausgekommen war. Die Bauern, erzählte Langheinrich, wollten nicht löschen, einige wenige fremde Zuzüger ausgenommen, unter denen der degradirte Landwehrmann Wächter, der auf dem Hofe arbeitet, einer der eifrigsten war. Ich hörte von dem dummen Volk, es würde nicht viel helfen. Das Feuer wäre ja von dem Drachen gekommen, der dem Bauer das viele Geld brächte. Dem

Drachen, den er heimlich im Hause auffüttere, hätte der Bauer diesmal zu viel heiße Hirse gegeben; davon wär' ihm die Zunge angebrannt und nun hätt' er Flammen speien müssen und solche Drachenflammen lösche man vergebens. Als ich erwiderte, mit Hülfe Wächter's wäre man ja doch des Feuers Herr geworden, sagten sie: Das wol! Der Drache wäre auch aus dem Brande davongeflogen; sie hätten ihn Alle gesehen... Wohin denn, ihr Narren? fragt' ich. Einstimmig bezeichneten sie mir einen alten hohlen Baum in der Nähe, dem sich jetzt Niemand, und wenn man Geld geboten hätte, nähern wollte. Ich denke, ich mache es, wie ich einmal von dem alten Heidenbekehrer Bonifacius gelesen habe, und lasse den Baum umhauen. Für einen Wachtmeister der Gendarmen ziemt sich's, Aberglauben so mit Stumpf und Stiel auszurotten. Aber du liebe Zeit! Keiner erbietet sich, dazu auch nur eine Art oder eine Säge zu leihen. Alles weicht scheu und ergrimmt über meine Methode zurück. Dem Tagelöhner Wächter, der mich unterstützen wollte, verbot ich's, weil der seinen übeln Ruf wiederherstellen muß und Freunde bedarf. Ihr Taugenichtse! ruf' ich. Die Bäume im königlichen Forst sind euch nicht heilig, aber den da, wo euer Drache, der zu heiße Hirse gefressen hat, drinnen sitzt, den wollt ihr schonen, obgleich er keinen grünen Zweig mehr hat? Gebt Acht, ich will euern Drachen schon hervorlocken. Damit requirir' ich Leute aus Walddüren. Herr Landrath kommen selbst mit und eigentlich — unterbrach sich Langheinrich — eigentlich sehr ergrimmt auf mich — ...

Weil Sie Aberglauben ausrotten wollten? rief der Pfarrer lachend dazwischen.

Hören Sie nur! sagte der Landrath bedeutungsvoll und auf seine Tabackswolken voll erzwungener Andacht blickend.

Wir nahmen, fuhr Langheinrich fort, Sägen und Aexte und fingen die Arbeit an. Rings stehen die Wenden und schauern zusammen über unsere Tollkühnheit. Sie erwarten nicht anders, als daß der Drache uns sämmtlich verschlingen würde. Die Arbeit dauert eine halbe Stunde. Endlich ist der Baum zum Umstürzen durchsägt, wir stoßen ihn nieder, da fährt aus der Höhlung, die nun zu Tage kommt, eine dicke, große schwarze Katze heraus, rennt mitten durch die schreienden Wenden hindurch und verschwindet im nahestehenden Korn. Zu erwischen war sie nicht und freilich wir standen beschämt da. Die Wenden hatten Recht, der Drache hatte sich in die schwarze Katze verwandelt.

Und nun frag' ich, rief der Landrath, gibt's nicht Dinge, über die sich gar nicht reden läßt? Alle unsere Vernunft reicht dabei nicht aus und die Ober-Kirchenbehörden haben Recht: Man muß sich blindlings unterwerfen!

Ein Ausspruch, dem der Pfarrer Alles entgegenstellte, was man in einem solchen Falle nur von einem gesunden alten hallischen und leipziger Standpunkte erwidern konnte.

Die Erwähnung des gebesserten Wächter aber und die feierliche Stimmung des Landraths verführten den Wachtmeister, in des exaltirten Mannes Gegenwart sein neues Erlebniß mit Lude, Wächter's Sohne, nun dennoch anzubringen. Die Verwunderung war beim Pfarrer, der zum ersten male von diesem Knaben hörte, nicht minder groß als das erneute Erstaunen des Landraths. Dieser, noch erfüllt von dem Wunder des heiligen Wendenbaumes, sah jetzt geradezu in Lude Wächter ein Mysterium. Es geht nicht anders, schloß er, die Pfeife ausklopfend, diesem Knaben muß geholfen werden! Dieser Lude ist zu Großem berufen! Und auch der Pfarrer meinte, nach Langheinrich's Erzählung läge hier allerdings ein Fall vor, über den man nachdenken könnte. Er griff hinter sich, lüftete einen Vorhang und langte auf seine Bücherbreter, um Reinhard's „Moral" herunterzuholen. Alle Drei kamen darin überein, daß Lude-Wächter vor den Folgen seines Wahrheitstriebes am besten dadurch zu schützen wäre, daß auch Julius Handtke diesmal noch ohne Strafe bliebe und die Uhr so wiedergefunden würde, daß über den wahren Dieb im Orte ein ewiges Geheimniß bliebe. Wie das aber anfangen? fragte der Pfarrer. Da weiß unser pfiffiger Wachtmeister schon Rath, sagte der Landrath, klopfte Langheinrich auf

die Schulter und schickte sich zum Gehen an, denn es brannte ihn schon, seine Frau zu suchen, dieser wieder den merkwürdigen neuen Fall mit Lude zu erzählen, diesmal selbst an die Gemahlin des Oberpräsidenten zu schreiben und für Lude Wächter jetzt die weitere Carrière zu eröffnen. Aber, Herr Landrath, fiel Langheinrich ein und fand die Aufgabe, die er ihm zurücklassen wollte, schwierig. Sie wissen schon, sagte sein Chef. Fällt Ihnen nichts ein? Erinnern Sie sich nicht, wie Sie's damals auch in Wielka machten, als die zwanzig Thaler Classensteuer dem Schulzen gestohlen waren?

Damals beging ich, sagte Langheinrich, auch eine gottlose Sünde an dem heiligen Wendenthum. . . „An dem heiligen Wendenthum?" fragte der Pfarrer. Auch fremden Glauben muß man heilig halten. . . polterte der Landrath dazwischen. Wie war das damals? hieß es, und Langheinrich, sich orientirend über die Möglichkeit, die Uhr durch List herauszubekommen, erzählte, er hätte vom Schulzen in Wielka, der die Classensteuer nichtstimmend fand, einen Bauer bezeichnet erhalten, der die ihm fehlenden zwanzig Thaler wahrscheinlich gestohlen hätte. Er hätte darauf den Schulzen bestimmt, sämmtliche Bauern Abends in der Schenke zu versammeln und wohl darauf zu achten, daß auch der Verdächtige käme. Wie er dann wie durch Zufall eingetreten wäre, hätte er in gebrochenem Wendisch Allen den Fall erzählt und mit der Erklärung geschlossen, unfehlbar hole Den, der dies Verbrechen begangen, nächstens und vielleicht sogleich Czernebog, der schwarze Geist. Dann hätte er, da man über diese Erklärung still und kleinlaut wurde, seine Brieftasche hervorgezogen, sie geöffnet, einen glücklicherweise schwarzen Bleistift genommen, ihn drei mal angeblasen und dem Zunächststehenden anzufassen gegeben. Der hätte dann zugreifen müssen auf die Gefahr, wenn er der Thäter wäre, plötzlich durch Czernebog's heimliche Berührung schwarz zu werden. Der Erste blieb weiß, der Zweite auch, der Dritte auch; so ging es die Reihe herum, bis aus der engen, überfüllten Stube heimlich einer von den Zitterndbeklommenen verschwunden wäre. Langheinrich hätte gethan, als bemerkte er die Angst eines Menschen, der schwarz zu werden fürchtete, nicht und wäre mit seinem feierlichen Gottesgericht fortgefahren. Plötzlich hätte man die Thür aufgerissen, die Magd des Schulzen wäre hereingebrochen und hätte gerufen: Eben wäre ein Sack mit Geld durchs Fenster in die Küche geflogen. Sie brachte den Sack. Er enthielt die vermißten zwanzig Thaler. Das Geld wäre demnach dagewesen und die Bauern wüßten heute noch nicht, wer von ihnen es gewesen, der, um den Teufel durch Reue zu versöhnen, sich so still davongeschlichen.

Nun gut, sagte der Pfarrer, wenden Sie jetzt etwas Aehnliches an; nur bitte, incommodiren Sie dabei den Czernebog nicht wieder, der bei dem Herrn Landrath eine geweihte Person zu sein scheint.

Langheinrich bestieg sein Roß und sprengte ins Städtchen zurück. Es war fast Abend. Zuerst bestimmte er Lude Wächter'n, den er sich aus „Privatgründen" von der Direction des Waisenhauses frei erbat, zu seinem Freunde zu gehen und ihn einzuladen, zum Onkel in den Schwarzen Adler zu kommen, wo Abends auch sein Vater verkehrte und fast alle wohlhabenden Männer der Stadt. Vorerst sollte er sich wieder die Uhr von Julius zeigen lassen, sie mit dem daran befestigten Schlüssel aufziehen und dann, ohne etwas zu sagen, zurückgeben. So geschah es. Um acht Uhr trat Langheinrich in die von Tabacksrauch gefüllte Gaststube zum Schwarzen Adler, wo etwa zwölf Herren und auch bereits die Knaben Julius Handtke und Lude Wächter beisammen saßen. Nach einem Guten Abend! und dem Erstaunen über seine Rückkehr sagte Langheinrich: „Meine Herren, vor drei Tagen ist um diese Stunde aus dem Nebenzimmer dieses Saales in Gegenwart der meisten hier versammelten Anwesenden Herrn Handtke die goldene Uhr gestohlen, vielleicht ist sie aber auch nur verlegt worden. Wohl weiß ich, daß die geehrten Herren sämmtlich achtungswürdig sind; dennoch erlaub' ich mir, Sie zu bitten, mir Jeder die Uhr zu ge-

ben, die er bei sich trägt. Das Weitere wird sich dann schon finden.“ Man war bestürzt, nicht beleidigt. Wer sollte nicht selbst die Hand dazu bieten, daß ein Dieb, als der nicht zu erscheinen Jedem gelegen sein mußte, entdeckt oder die Uhr als nur verlegt betroffen würde? Als Langheinrich sämmtliche Uhren in Händen hatte, gab er sie dem Wirth zur Aufbewahrung außerhalb des Zimmers und zugleich ordnete er an, daß auch die Lichter hinweggenommen wurden und die Versammlung ganz im Dunkeln blieb. Man stand erschrocken auf und begriff nicht, was werden sollte. Als die Uhren und die Lichter fort waren und der Wirth noch die Bedeutung bekommen hatte, auf den ersten Ruf: Licht! sogleich mit einem brennenden Lichte hereinzutreten, bat Langheinrich die durcheinandergerathene, an Tischen und Stühlen sich in der Finsterniß stoßende Gesellschaft jetzt durchaus ruhig zu sein, aber auch so ruhig, daß man Mäuschen könnte wispern hören. Halb betroffen, halb lachend über das Beginnen des Wachtmeisters hielten die Gäste sämmtlich den Athem an. „Nun bitt' ich“, sagte Langheinrich, „daß Sie sich ganz auf mein Gehör verlassen! Befindet sich in diesem Zimmer noch irgendwo eine Uhr, so werd' ich sie unfehlbar entdecken. Ich höre jede Uhr auf zehn Schritte. Und nun still!“... Nach einigem Räuspern und Hin- und Hertreten wurde es feierlich still. Langheinrich horchte auf. Es währte geraume Zeit, bis er das Ticken einer Uhr vernahm. Endlich unterschied er deutlich den leisen, gleichmäßigen Schall einer Pendelschwingung. Pst! sagte er. Ich werde jetzt Licht! rufen, aber Alles bleibt still und an seinem Platze. Licht! rief er nun donnernd. Der Wirth trat herein; Langheinrich bezeichnete einen Platz am Fenster, wo die Uhr sich befinden müßte. Niemand war am Fenster als Julius Handtke. Dieser stand jedoch unerschrocken. Die Uhr tickte viel höher, weit über ihm. Langheinrich, der geahnt hatte, daß sie von dem Knaben in der Dunkelheit würde fortgeschafft werden, stieg auf einen Fenstertritt, hob einen daselbst befindlichen dichtverwachsenen Blumenstock in die Höhe und zeigte die Uhr. Die demnach „verlegt gewesene“ Uhr lag zwischen den Aesten eines Blumenstocks. Noch in demselben Augenblicke wurde Befehl ertheilt, dem armen Handwerksburschen die Freiheit zu geben. Man lachte viel, verwunderte sich, spöttelte auch wol der „lange nicht begossenen“ Blumen und deutete damit die Furcht oder Reue nach einem doch wol stattgehabten Diebstahl an; aber es genügte, daß die Uhr wieder da war. Dem eigentlichen Diebe konnte nicht weiter nachgeforscht werden.

Vierzehn Tage nach dieser Begebenheit wurde Lude Wächter in ein berühmtes Pädagogium als Alumnus gegeben. Zwei Jahre darauf wurde er aus dieser Anstalt in ein Schullehrerseminar versetzt. Schon ein Jahr darauf kam er als Hülfslehrer an eine öffentliche Lehranstalt. Als mehre Lehrer dieser Anstalt wegen ihrer Gesinnungen in eine Untersuchung geriethen, wurde die ganze Anstalt aufgelöst und Lude Wächter an eine neue als ordentlicher Lehrer versetzt. Von dieser Zeit an stockte äußerlich seine für einen armen Landtagelöhnerssohn immerhin glänzende Laufbahn; er kam in seinen Verhältnissen nicht recht weiter. Die Wahrer der öffentlichen Ordnung, die vier-, fünf mal auf seine Angaben hin wichtige Thatsachen entdeckt hatten, wollten sich seiner als eines Agenten bedienen und machten ihm Anträge, in die höhere Polizei einzutreten. Dem Staate zwar verpflichtet, der Alles für ihn gethan hatte, widerstand Wächter dennoch; aber er blieb der vereinsamteste Mensch von der Welt. Ueberall hin verfolgte ihn unklarer Haß und Mistrauen. Man hat Aeußerungen von Wächter, daß ihn auch als Lehrer jede aufgehobene Hand eines Kindes, das einen Mitschüler angeben wollte, erschreckte. Sie schien ihm eine aus dem Grabe wachsende Hand eines Kindes, das seine Aeltern gemordet hätte. Er hatte die Unbefangenheit des Umgangs mit allen Menschen, ganz besonders aber mit der Jugend verloren. Wer die Menschennatur in ihrer Lebendigkeit, wildwachsenen Frische und ihrem üppigen Aufwuchern nicht harmlos hinzunehmen gelernt hat,

wird sich nimmermehr unter der Jugend heimisch fühlen. Der Lehrer Wächter war ausgezeichnet mit dem Einzelnen, aber mit der Masse besinnungslos, feige sogar und ängstlich, schüchtern bis zum Kinderspott. Wer die geheimen Gründe jenes Schlusses einer in ihrem Lehrerbestande anstößig gewordenen Schule kannte, sagte, das böse Gewissen ließe Wächter'n keine Ruhe. Aber man irrte sich. Wächter war sich bewußt, damals, als durch ihn Menschen ihr Brot und ihre Freiheit verloren, nur einer gesetzlichen und verdienstvollen Pflicht gefolgt zu sein; aber in ihm selbst war es einsam und elend. Er zog vor, Privatstunden zu geben. Sein scheues ängstliches Wesen gefiel in der großen Welt nicht, an die er die glänzendsten Empfehlungen hatte; so sank er immer mehr zur kleinen herab, wurde Misanthrop, Geizhals, Cyniker. Man nannte ihn einen verdorbenen Lehrer, aber es war ein verdorbener Mensch, verdorben in dem Sinne, daß er ein Lebensziel gänzlich verfehlt hatte. Es war ein edler Stoff in ihm gewesen; denn der Wahrheitstrieb ist eine der schönsten Eigenschaften eines reinen Herzens. Aber die Bedingungen, die nicht nur die Welt, sondern gerade die Tugend stellt, verlangen, daß Jeder, *der die Wahrheit üben will, auch ein Zeuge oder Märtyrer dieser Wahrheit werden muß.* Nur da ist die Wahrheit groß und bewunderungswürdig, wo ihr Zeugniß mit dem Einsatz aller Gefahren, die nur zu oft in ihrem Gefolge gehen, abgelegt wird. Nur wer sich durch die Dornen seines Wahrheitstriebes hindurchringt, Mißachtung, Spott, Schande, Rache erträgt und doch im Leben immer bei der Wahrheit bleibt, nur der ist groß zu nennen. Ludwig Wächter war ein Kind von großer sittlicher Kraft, aber man *entzog ihn den Rückwirkungen* dieser sittlichen Kraft. Sein Heroismus wurde klein. Er war zu wohlfeil erkauft. Der Haß eines Vaters, die Züchtigung einer Mutter nach seinem ersten Wahrheitszeugnisse, die Mißgunst eines reichen Mannes, der ihn von sich gestoßen hätte, der Fluch eines Freundes nach seinem zweiten Wahrheitszeugnisse, wären Prüfungen für ihn geworden, an denen er seine sittliche Kraft hätte stählen müssen. So aber entzog falsche, einseitige und abstracte Lebensauffassung, die schon beim besten Willen soviel Unheil über die Welt gebracht hat, ihn regelmäßig den Rückwirkungen seines Wahrheitstriebes und die Folge war, daß ihn zuletzt die furchtbarste Rückwirkung traf; denn ohne Zweifel sind es nur Menschen aus dem Volke, in dem er sich zuletzt haltlos verlor, sind es Verbrecher gewesen, die von ihm eine Entdeckung fürchteten und ihn erschlugen. Und noch im Tode zeigte sich Merkwürdiges. ... Als ich von dem inzwischen längst aus Balddüren geschiedenen, jetzt in andern Sphären wirkenden Langheinrich die Geschichte Lude Wächter's bei gerichtlicher Aufnahme, so wie sie hier erzählt, erfuhr, war der Ausruf des Ermordeten: „*Bei den Karpfen!*" erklärt. Mit der Entdeckung jener Fische, die man auch aus ihrem Elemente genommen hatte, wie ihn, begann eine Laufbahn, die mit dem Tode endete, und wenn auch Langheinrich sagte: So sollte sich Lude verändert haben? So sollte er, wie unser braver, in trüber Andacht und fast religiösem Tiefsinn verstorbener Landrath es auch gedeutet haben würde, ordentlich mit Thränen im Auge gestorben sein und in seinem letzten Augenblicke an Herrn Semmler's Karpfenteich und die kleine künstliche Diebesgrube in der Illritz gedacht haben? Nein —

Bis hierher hatte Scharfeneck gelesen, als sein Vortrag von einem Diener unterbrochen wurde, der geräuschvoll eintrat und mit einem: Herr Assessor! die fast überreizte Spannung unterbrach. Es bedurfte nur eines einzigen zugeflüsterten Wortes, als auch schon Scharfeneck, ohne seinen Satz zu beenden, das Manuscript zusammenrollte und den Saal verließ. ... Die Gesellschaft stand befremdet auf, sah nach der Thür, folgte ins Vorzimmer, die Damen waren in ängstlicher Bewegung und ihre Nerven ohnehin ergriffen. Frau von Wolmany bedeutete Alles, sich zu beruhigen. Es war fast als wenn man den Ruf: Es brennt! fürchtete. Es hieß, draußen wären die Commissarien der Polizei. In die allgemeine Bestürzung, die sich indessen bei Erwägung der Stellung

des Vorlesers zur Staatsanwaltschaft löste und einer Erörterung der gehörten Lebensskizze Raum machte, kehrte Scharseneck zurück und erklärte laut:

Den Schluß meines Vortrages, Verehrteste, muß ich ändern. Ich kann es mit zwei Worten und thu' es aus dem Stegreif. Langheinrich zeigt mir soeben an, daß die wahrscheinlichen Mörder von ihm entdeckt sind. Der scharfsinnige Langheinrich wollte an meine sentimentale Deutung der von Lude Wächter gesprochenen letzten Worte nicht glauben. Er besichtigte noch einmal den Ort des Verbrechens. Es sind dies die Quais unserer Stadt. Sein Blick fiel auf die in dem ruhigen und schlammigen Wasser aufgestellten Fischkästen, in denen die Fischer der Vorstadt für die Marktzeit ihre Vorräthe aufbewahren Er ließ diejenigen durchlöcherten Kästen öffnen, in denen man gewöhnlich Karpfen aufbewahrt. Schon beim zweiten oder dritten Kasten entdeckte man einen schweren Beutel mit einigen Hundert Thalern. Der Besitzer desselben, ein leichtsinniger junger Fischer der Vorstadt, ist meinen vorjährigen Zuhörern schon bekannt. Er wurde gerade mit denselben Gärtnerssöhnen, die damals die Verwirrung im Tanzsaal zu Buchenau anrichteten und schon damals auf Wächter's Angabe verhaftet und bestraft wurden, zusammenbetroffen. Sie sind verhaftet und eben eil' ich einen Thatbestand aufzunehmen, der wahrscheinlich beweisen wird, daß noch das letzte Wort Lude Wächter's eine wahrscheinlich unwillkürliche Huldigung an die Wahrheit ist, die ihm aber zum ersten male in seinem Leben unmittelbar die Folgen eintrug, vor denen die alten Wahrheitspfleger zu seinem Verderben ihn bisher behütet hatten.

Scharseneck entfernte sich eiligst. Die Worte: Ich begleite dich! die er hinter sich auf der Stiege hörte, konnten nur von Oswald kommen, der den Hut ergriff und das Schmerzlichste, was er auch hören mochte, den Debatten vorzog, die sich wie aufgezogene Schleusen über die diesmalige, und wie es schien ansprechendere Darstellung seines Freundes ergießen mußten. Und war es denn schmerzlich, was er eben vernommen? Ernestinens Geheimniß lüftete sich. Schon am folgenden Tage, als sie die Gefangennehmung ihrer Brüder erfuhr, hörte, daß die Spuren eines Ruderhakens in Wächter's Kopfwunden paßten, und die Gemeinschaftlichkeit des begangenen Verbrechens zwischen fünf Ergriffenen auf der Hand lag, gab Ernestine eine Darstellung ihrer Schuld, die ihr nach der öffentlichen Verhandlung augenblicklich Freiheit erwirken mußte. Oswald hätte selbst zu ihr fliegen, selbst sie in dem unwürdigen Gewahrsam an sein Herz drücken mögen, aber Ernestine bat unter Thränen, gerade Ernst Oswald ihr nicht vorzuführen. Scharseneck schien andere Gründe für diese Bitte zu haben, als die der Freund aus dem Zartgefühl des Mädchens herleitete; doch begnügte man sich vorläufig mit der einfachen Thatsache: Ernestine ist unschuldig! Ihre Seelengröße stand noch reiner, ihr Charakter heroischer da als früher; denn gerade ihre schwesterliche Liebe war es gewesen, die das Opfer eines Gewebes von Schandthaten geworden war, das wir darzustellen im Folgenden versuchen wollen.

Sechstes Capitel.

Die Brüder.

Ernestine hatte fünf Brüder. Zwei davon, die älter als sie selbst waren, Heinrich und Wilhelm, sind uns in ihrem Leichtsinn bereits bekannt. Doch übertraf sie Alle ein, Ernestinen selbst gleichaltriger, Dritter, Namens Gustav, äußerlich fast liebenswürdig und von einem Schein gefälliger Solidität. In jener großen Fabrik, die Wilhelm und Heinrich, obgleich sie auf kurze Zeit schon in Gefängnissen gewesen waren, aus Nachsicht als Arbeiter duldete, stand Gustav, äußerlich unbescholten, als Comptorist. Seiner scheinbaren Treuherzigkeit war es immer gelungen, die Brüder dem reichen

Fabrikherrn wieder zu empfehlen, während seine eigene Gleißnerei, seine versteckten Ausschweifungen und Unredlichkeiten nicht zu Tage kamen. Erneſtine kannte dieſes Guſtav's ganze Keckheit. Sie verabſcheute ihn mehr als die beiden ältern Brüder, die nur aus Wildheit und ſchlechtem Umgang, beſonders mit den Söhnen eines wohlhabenden Fiſchers Namens Brunck, auf ihre unregelmäßige Bahn gezogen wurden.

An einem Morgen, wo lautloſe Stille um Erneſtinen herrſchte, ihre Miethsleute auf Arbeit ausgegangen waren, hatte es leiſe bei ihr angeklopft. Sie öffnete...

(Die Fortſetzung dieſes Capitels in nächſter Nummer.)

Der Regen.

Ein Naturbild von Karl Müller.

Man hört nicht ſelten im Munde des Volkes beim Ausbruche eines nächtlichen Gewitters den Ausſpruch: die Wolken überſteigen den Mond. Es iſt überflüſſig, denſelben zu widerlegen. Nach ziemlich verläßlichen Beobachtungen erheben ſich die Wolken auf ihrer großartigen Wanderung über den Erdkreis zu folgenden Höhen: Die Haufenwolken von 3000—10,000 Fuß, die Federwolken von 10,000—24,000 Fuß. Humboldt ſah noch über dem Gipfel des Chimboraſſo zarte weiße Schäfchenwolken. Durch dieſe bedeutende Erhebung werden die Wolken geſchickt, ſich über ſehr hohe Bergſpitzen zu erheben und in ferne Länder zu eilen, obwol dies ſeine Einſchränkung hat durch die Gebirgsketten und andere Urſachen. Je nachdem ſie nämlich auf ihrem Fluge in mehr oder minder kalte Luftſchichten gerathen, wird ihr nebelförmiger Zuſtand in einen dichten, in Regen verwandelt, der natürlich an dem Orte ſeiner Bildung niederfallen muß.

Dieſer einfache Vorgang greift wiederum tief in das Leben der Creaturen ein. Ohne Regen würde die ganze Erde nur Wüſte ſein. Erſt durch das Waſſer werden die Beſtandtheile der Erde gelöſt, durch welche ſich die Pflanze erhalten kann; denn die Stoffe wirken nur, wenn ſie — wie einer der älteſten Sätze der Chemiker ſagt — gelöſt ſind. Ohne Waſſer würde nichts leben; kein Leichnam würde verfaulen; aus dem Dünger würde keine Blume auferſtehen können. Dieſe Erfahrung iſt ſo einfach, daß ſie bereits den älteſten Menſchen aufflel. Daher ihre theilweiſe ſo ſchönen Vorſtellungen vom Waſſer. Schon der Verfaſſer der Moſaiſchen Schöpfungsgeſchichte dachte ſich den erſten Anfang der Erde als Waſſer, über welchem der Geiſt des ſchaffenden Gottes ſchwebte. Schöner noch dachten ſich die alten Indier die Bedeutung des Waſſers. Nach ihrer uralten Religion, dem Brahmanismus, gibt es drei ſchaffende Naturkräfte, die ſie ſich als Götter vorſtellten: Brahma, Siwa und Wiſchnu. Brahma war die Sonne, der Leuchtende, das Urweſen. Siwa oder Schiwa war die zerſtörende Urkraft der Natur, das Feuer. Wiſchnu endlich, d. h. der Durchdringer, war die eigentlich belebende Kraft, das Vorbild des Friedens: Luft und Waſſer. Daher dachten ſich die alten Indier auch dieſen Gott in einem Paradieſe ſchlafend und beſtimmten zu ſeiner Verehrung die vier Monate der indiſchen Regenzeit. Die Erben der altindiſchen Weisheit, die Griechen, ſchauten die Natur nicht beſſer und nicht ſchlechter an. Bei den Perſern war das Waſſer mit der Erde, den Bäumen und dem Monde weiblicher Natur, während Himmel, Metalle, Wind und Feuer als zeugende Väter gedacht wurden. Man ſieht in dieſer Anſchauung wenigſtens die Aufmerkſamkeit, welche dies alte Volk dem Waſſer ſchenkte. Naturwiſſenſchaftlich würde es richtiger ſein, das Meer oder das Waſſer als männlichen Geſchlechts zu denken, da das Waſſer der frei machende, befruchtende, löſende Stoff, und die Erde der aufnehmende, weibliche iſt.

Inſofern Feuer, Waſſer, Luft und Erde gerade die vier allgegenwärtigen Stoffe ſind, kann man ſie noch recht wol als Urſtoffe, Elemente gelten laſſen. Im Sinne der

Scheidekunst (Chemie) sind sie's sämmtlich nicht; denn diese nennt nur den Stoff ein Element, welchen sie selbst nicht mehr in andere Stoffe zerlegen kann. Vom Wasser fand schon im Jahre 1766 der Scheidekünstler Cavendish, daß dasselbe aus Wasserstoff und Sauerstoff bestehe, folglich kein einfacher, kein Urstoff sei. Die Rolle, welche das Wasser bei den chemischen Vorgängen im Erdenleben zu spielen hat, ist, wie schon gesagt, eine auflösende und insofern es damit gleichsam den Herd für die chemischen Vorgänge bildet, verdient es in diesem Sinne gleichfalls den Namen eines Elements oder Urbildners. Man muß genau diese Rolle des Wassers kennen, sonst kann man sich keine Vorstellung von seinem lösenden Wesen machen. Dies bewährt das Wasser nicht allein bei leicht löslichen Stoffen, wie bei Salz, Zucker u. s. w., sondern auch bei sehr festen. Auch Glas wird wie der härteste Kiesel allmälig in kleinen Mengen von ihm aufgelöst. Am deutlichsten kann man dies an den blinden Fensterscheiben gewahr werden, wo Regen in Verbindung mit Sonnenschein die überschüssige Potasche oder Soda des fehlerhaft zusammen gesetzten Glases herausgeschieden hat. Der Pfannenstein oder der fälschlich sogenannte Salpeter in den Kochtöpfen der Küche ist ähnlich vom Wasser aus den Felsen, durch welches die Quellen drangen, gelöst. Wir werden die Wichtigkeit dieser lösenden Kraft bei der Betrachtung der Quellen deutlich finden. Das Regenwasser hat dieselbe Bestimmung. Daneben übernimmt der Regen noch die wichtige Rolle, die Luft zu reinigen. Die atmosphärische Luft besteht an sich aus Sauerstoff und Stickstoff, mechanisch gemengt. Solche Luft ist die rechte zum Einathmen. Allein durch die unendlich vielen Vorgänge der Fäulniß und Ausdünstung verschiedener anderer Luftarten wird diese Luft auch wieder sehr verunreinigt. Hierher gehören z. B. Schwefelwasserstoff aus Schwefelquellen und Düngergruben; Kohlenstoffverbindungen aus Gasanstalten, Bierbrauereien, als Kohlensäure oft auch aus der Erde dringend wie in der Hundsgrotte bei Neapel, bei Pyrmont im Bückeburgschen, Mainberg im Lippeschen, in der Nähe des Laacher Sees in der Eifel, wo täglich gegen 600,000 Pfund Kohlensäuregas ausströmen sollen; hierher gehört Phosphorwasserstoff, aus den Leichen todter Thiere und Menschen ausgeschieden; das Sumpfgas, welches in den Pontinischen Sümpfen Italiens so tödtlich auf das thierische Leben wirkt. Alle diese Stoffe hat der Regen aus der atmosphärischen Luft niederzuschlagen. Darunter findet sich auch noch ein sehr wichtiger Stoff, das Ammoniak, welches wegen seines Stickstoffgehalts eine bedeutend ernährende Rolle im Pflanzenleben spielt und bei gewitterartigen Vorgängen in der Atmosphäre gebildet wird. Das Wasser sättigt sich vorzugsweise mit allen diesen Luftarten leicht und führt sie darum auch ebenso leicht dem Pflanzenleben zu, da es eine so große Verwandtschaft zu den meisten Stoffen der Erde hat. Das Regenwasser ist an sich selbst ziemlich rein, doch nicht so vollkommen, wie man noch vor kurzem allgemein annahm. Auch die aus dem Ocean emporsteigenden Wasserdünste reißen bei ihrer Verdunstung noch geringe Mengen eines im Salzwasser stets enthaltenen Metalls, des Jods, mit empor und führen dasselbe im Regen auch in unsere süßen Gewässer über, in denen es erst die allerneueste Zeit nachgewiesen hat.

Es leuchtet aus diesen Vorgängen die gewaltige Bedeutung des Regens für alles Erdenleben ein. Daher kommt es auch, daß nasses Wetter ungleich günstiger auf die menschliche Gesundheit einwirkt als anhaltende Dürre. Damit stimmen sämmtliche ärztliche Beobachtungen überein. Tritt die Dürre in ihrer ganzen Entsetzlichkeit auf, wie das nach Darwin in den Jahren 1827 und 1830 namentlich im nördlichen Theile von Buenos-Ayres und dem südlichen von Santa-Fe der Fall war, dann wirkt sie furchtbar. In dem ersten Lande schätzte man den Verlust an Rindvieh allein, gering gerechnet, auf eine Million. In Heerden stürzte sich das Rindvieh in die Sümpfe, ertrank in denselben, unfähig, sich ob seines Hungers, seiner Kraftlosigkeit zu retten. So starben Hunderttau-

ende und verpesteten die Luft der Art durch ihre auf den Fluten der Parana schwimmenden Leichname, daß man die Straße von San-Pedro nicht mehr passiren konnte. Andere Thiere retteten sich nach dem Süden, vermischten sich aber in solcher Anzahl, daß Niemand sein Eigenthum mehr herausfinden konnte und die Regierung sogar in die Streitigkeiten der Bewohner schlichtend eingreifen mußte. Der durch die anhaltende Trockenheit in die Luft emporgehobene Staub war so bedeutend, daß er die Grenzpfähle verschüttete und Niemand mehr die Grenzen seiner Güter kannte.

Der Regen ist darum eine große Wohlthat der Natur. Glücklich das Land, welches den Regen kennt! Nicht jedes besitzt ihn. Es gibt Länder, wo vielleicht noch kein Mensch den Regen sah, wie es andere gibt, wo noch Niemand eine Schneeflocke gesehen. Länder ohne Regen finden sich am Gary, dem größten Flusse Südafrikas, wo es oft fünf bis neun Jahre hindurch keinen Tropfen Regen gibt. Ebenso kennt die grauenvolle Wüste Sahara in Afrika diese Wohlthat nicht: die schreckliche Sonnenglut, die durch den heißen Wüstensand noch vermehrt wird, hindert jede Verdichtung der nahenden Regenwolken. Dieses entsetzliche Klima beginnt schon in Oberägypten, bei Kahira. Es bemerkt ein neuerer Schriftsteller sehr gut, wie hier im regenlosen Lande Gespräche über das Wetter, wie sie in Europa der gewöhnliche Beginn der Unterhaltung sind, nothwendig wegfallen müssen. Eine Menge von Vorstellungen in der Seele der Menschen, eine Menge von Anknüpfungspunkten des Gesprächs gehen also mit dem Regen verloren. Kein Wirth steht zwischen Furcht und Hoffen vor der Thür, wenn seine Kirmeß naht; Keiner, der zum Markte will, kein Reisender kennt diese Gefühle: es ist ein Leben ohne Abwechselung, einförmig, todt. Der Mensch trägt diesen Tod auf seiner Stirn, in seiner bedeutungslosen Geschichte. Es liegt ein tiefer Sinn darin, wenn der Dichter singt:

— Die ganze Natur
Mit all ihrer herrlichen Sonnenpracht
Wär' unerträglich ohne Nacht.

Sie muß es auch ohne den Regen sein. In Südafrika, im Caplande, regnet's oft drei Jahre lang keinen Tropfen; ganze Flüsse vertrocknen und mit ihnen verschwindet das Wunder der afrikanischen Flüsse, das Nilpferd. Ebenso befindet sich selbst an der Küste des Stillen Meers, vor der Spitze von Parilla bis an den Wendekreis von Chile hinaus, im Südwesten der Anden von Bolivia ein langer schmaler Streifen, fast 100 Meilen lang an der Küste gelegen, wo es fast nie regnet. Es ist die sogenannte Wüste von Atakama. Der Mensch fristet hier ein erbärmliches Leben. Seine Häuser sind so zerbrechlich gebaut, daß sie bei dem ersten Regenguße zusammenstürzen würden. An die Wüste gewöhnt, die ihnen in ihren Stoppelpflanzen einen so kärglichen Unterhalt gewährt, fürchten sie, was wir uns als Wohlthat herbeisehnen, entsetzt den Regen, wie jene Spanier aus Malaga, welche beim ersten Anblick eines Schneegestöbers in Hamburg in Schrecken geriethen. Und doch ist es wieder ein Glück für die Bewohner der Wüste von Atakama, daß sie des Regens Wohlthat nicht kennen. An der Küste eines großen Weltmeers, wo fort und fort der Ocean seine Wogenkinder auf die Wanderung sendet, müßten jene Bewohner, das tägliche Schauspiel der Wolkenzüge vor Augen, die Höllenqualen eines Tantalus erdulden, der hungrig und durstig nach den Aepfeln über sich greift und keinen erlangen kann, da sie sich ihm fort und fort entziehen. So werden auch jenem Wüstenbewohner die Wolken seiner eigenen Heimat von den ewig andauernden und regelmäßigen Passatwinden dieser Gegenden in weite Ferne entführt. In Wüsten kann der Mensch seine hohe geistige Aufgabe nicht verwirklichen. Er lernt keine Baukunst, weil sie ihm überflüssig ist. Er gründet keine Tempel für Kunst und Wissenschaft, weil er sich noch nicht einmal eine bequeme Hütte bauen kann. Kunst und Wissenschaft aber verlangen ein festes Haus. Ganz anders die Menschen im Regenlande. Hier zwingt

sie die Noth, der Regen, zu festen Wohnungen. Ist erst der erste Schritt gethan, folgt bald der zweite, ihn zu höhern Anstrengungen zu treiben. Die Freude an dem gelungenen kleinen Werke treibt ihn zum größern; Bequemlichkeit und Ueppigkeit, diese zwei mächtigen Triebfedern der Menschenbrust, thun darauf das Ihrige. Eine Kunst bedingt die andere; ebenso die Wissenschaft: der Mensch bildet sich nach allen Seiten. So erweckt wieder das Wasser in Regengestalt tausend neue Geisteskeime im Menschengeschlechte, führt ihn empor zum Throne des Beherrschers der Elemente.

Betrachten wir den Gegensatz. Wie ganz anders ist es da in den Ländern mit periodischem Regen! Gehen wir zum Nil nach Aegypten! Wie arm würde dies regenlose Land sein, wenn nicht das periodische Anschwellen und Ueberschwemmen des Nils wäre, während es dadurch die Kornkammer für den Orient und die benachbarten Wüstenbewohner geworden ist. Dieses Anschwellen verdankt der Nil nur den periodischen Regengüssen, die sich in den Ländern, wo seine Quellen liegen, alljährlich in Abyssinien und den benachbarten Ländern wiederholen. So ruht hier in Afrika der grauenvollste Tod der Wüste Sahara neben dem unendlichen Leben Aegyptens. Am wunderbarsten tritt aber die Erlösung der Creatur durch den Regen in den heißen Ländern auf, wo bekanntlich der ganze Winter nur aus täglich sich wiederholenden, mit der heißesten Sonnenglut abwechselnden Regengüssen besteht, wie in Indien und besonders in Südamerika, dem wasserreichsten Erdtheile. Man muß einen Meister der Schilderung, man muß Humboldt hören, wenn er die durch den Regen neubelebten Ebenen, Steppen (Llanos) Südamerikas schildert. Im Tropensommer erscheint die Steppe unter dem senkrechten Strahle der nie bewölkten Sonne wie verkohlt. Alles Gras ist in Staub zerfallen. Der Boden klafft. Dampfartig steigt der Sand der Steppe in trichterförmigen Wolken gen Himmel. Dem Höhenrauche gleich verfärbt der Sand den goldenen Sonnenschein, jetzt trüb und strohfarbig. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die Luft ist erstickend, backofengleich. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Glut herbei, wie er über den lang erhitzten Boden hinweht. Allmälig verschwinden die Lachen, welche die gelb gebleichte Fächerpalme vor der Verdunstung schützte. Ueberall verkündet Dürre den Tod. Tief vergraben schlummert im trockenen Thon das Krokodil und die Boa-Schlange. Bei all diesem Tode verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahles, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In finstere Staubwolken gehüllt, von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen Pferde und Rinder umher: diese dumpf aufbrüllend, jene mit lang gestrecktem Halse gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstromes die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Das Maulthier sucht eifrig den stachlichten Melonen-Cactus auf, unter seinen furchtbaren Dornen noch das wasserreiche Mark vorsichtig zu gewinnen. Folgt auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der hier immer gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde auch dann noch nicht sich der Ruhe erfreuen. Ungeheure Fledermäuse saugen ihnen, während des Schlafes, das Blut aus, oder hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in welchen Mosquitos und Scharen anderer stechender Insekten sich ansiedeln. „Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein, so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternenbild des Südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden, senkrecht aufsteigend am Horizonte. Nebelartig breiten allmälig die vermehrten Dünste sich über den Zenith aus. Den belebenden Regen verkündet der ferne Donner. Kaum ist die Oberfläche der

Erde benetzt, so überzieht sich die duftende Steppe mit den mannichfaltigsten Gräsern. Vom Lichte gereizt, entfalten krautartige Mimosen ihre gesenkt schlummernden Blätter und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüten der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genusse des Lebens. Das hoch aufschießende Gras birgt den schön gefleckten Jaguar. Im sichern Verstecke auflauernd und die Weite des einigen Sprunges vorsichtig messend, erhascht er die vorüberziehenden Thiere, katzenartig wie der asiatische Tiger. Bisweilen sieht man — so erzählen die Eingeborenen — an den Ufern der Sümpfe den befruchteten Thon sich langsam und schollenweise erheben. Mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruche kleiner Schlammvulkane, wird die aufgewühlte Erde hoch in die Luft geschleudert. Wer des Anblicks kundig, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange oder ein gepanzertes Krokodil steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintode erweckt." Bald erscheint die Steppe durch das Ueberschwellen der Flüsse wie ein unermeßliches Binnenmeer, welches die Thiere nun zwingt, als Amphibien zu leben, sie, die im Sommer vor Durst verschmachteten. Majestätisch stehen daneben in neuer Pracht die unendlichen Wälder Südamerikas, nur noch von Palmen überragt, welche wie Wächter der Tropen ihre Häupter zum Himmel emporsenden, leichtfüßigen Affen und Vögeln allein noch zugänglich. Ein üppiges Grün lacht wohlthätig dem Auge entgegen. Breiter entfalten sich die Blätter. Fleischiger ist ihr Mark. Unendliches Leben schließt sich in rankenden Pflanzen mit herrlicher Blütenpracht an ihnen empor. Von tausendjährigen Stämmen herab schaut die wunderbare Blütenwelt der Knabenkräuter, der Orchideen, mit lilienartigem Dufte. Auch die Vanille ist darunter. Wie verschieden im wasserarmen Australien! Mimosen mit dürren, lederartigen, stachlichten Blättern, Myrthen-Pflanzen mit hornartigem Laube. Das ist der allgemeine Anblick der Urwälder. Auf dem regenarmen Caplande Südafrikas daneben die Haidekräuter in unendlicher Fülle, mehre hundert Arten auf kleinem Raume! Wol ist auch die Haide schön, aber — fruchtbar ist sie nicht. Nur Europa, das Land der Mitte, der sanften Uebergänge, erfreut sich einer mäßigen Pracht. Es hat keine Palmenwälder, aber auch keine Wüsten. Es hat keine Llanos, aber auch keine Krokodile. So erweckt im rechten Maße das Herz der Erde, der Ocean, durch seine Regen Leben aus dem Schooße der Erde und tausendfältiges aus dem Busen des Menschen. Wie wahr dachten hierüber die alten Indier, wenn sie sich, wie am Eingange erwähnt, ihren Gott des Wassers, Wischnu, in einem Paradiese schlafend dachten! Sie kannten die Wohlthat des Regens, denn sie kannten auch die Wüste, deren Nachbarn sie waren. Ein neuer Schatz von Geist ging aus dieser Kenntniß der Wüste ihrer Seele und dem ganzen Menschengeschlechte auf. Die Indier am Indus, die Aegypter und die Völker der Ebene am Euphrat und Tigris sahen sich genöthigt, den Himmel zu beobachten, um die Zeit des Regens und der Ueberschwemmungen kennen zu lernen, nach denen sie ihre Ackerwirthschaft einzurichten hatten. Dadurch wurde der erste Grund zur Sternkunde gelegt. Wieder war es das Wasser gewesen, das den Menschen auf eine höhere Stufe vorwärts drängte.

Anregungen.

Eine galvanische Batterie auf dem Meere.

Wer hätte nicht schon einmal wenigstens zum Scherz versucht, wie ein Schlag thut, den man von einer mit Elektricität geladenen Leydener Flasche erhält, und wie oft hat nicht der experimentirende Physiker bei diesem Versuche hinzugesetzt, man würde mit Hülfe einer hinreichend starken Maschine die größten Thiere tödten können? Versucht hat es aber noch Niemand. Auch Dr. S. in Bremen, der im Winter physikalische Vorlesungen für das größere Publicum

hält, that bei jenem Experimente dieselbe Aeußerung. So fiel es einem der Zuhörer, dem Kaufmann R., ein, ob man nicht derartige elektrische Schläge vielleicht beim Walfischfang anwenden könnte. Er theilte seinen Einfall dem Dr. S. mit und Beide verfolgten die Sache. Nach anderthalbjährigen Berathungen und Versuchen waren sie von der Ausführbarkeit der Sache überzeugt, und vor einem Jahre ging von Bremen aus der erste Walfischfahrer mit galvanischer Batterie unter Segel. Bei den Azorischen Inseln wurden die glücklichsten Versuche mit Haifischen gemacht. Beim ersten Schlage, den ein Haifisch erhielt, schwamm das Thier todt auf den Wellen. Das Schiff fuhr nach der Südsee, wo die Versuche mit Walfischen einen ebenso günstigen Erfolg hatten. Die Erfinder haben noch nichts Näheres über die angewendete Methode bekannt gemacht; indessen kann jeder Physiker die wahrscheinliche Einrichtung sehr leicht selbst angeben. Wir erleben noch, daß man im Kriege galvanische Batterien statt der Vierundzwanzigpfünder auffährt.

Ein Selbstdenker.

Eine neuere Philosophie verspottete die Bezeichnung eines Selbstdenkers. Sie ließ zwar gelten, daß man selbst essen und selbst trinken müsse, um seinen Hunger und seinen Durst zu stillen, aber daß man, um sich und Andern klar zu werden, auch mit eigenem Geist denken müsse, schien ihr keines besondern Nachdrucks werth. Sie lehrte ohnehin sogenannte objective Gedanken, d. h. solche, die sich an den Dingen von selbst verständen.

Dennoch thut man wohl, einen Ausdruck beizubehalten, dessen Werth sich bei so vielen gedankenlosen und unselbständigen Schriften, denen wir vorzugsweise auf dem Gedankengebiete begegnen, in seiner ganzen Bedeutung kundgibt. Das Wiederholen der sogenannten objectiven Gedanken hat uns jene philosophische Trivialität geschaffen, die wir auf Kathedern genug von hochbesoldeten Professoren Jahr aus Jahr ein gelehrt finden.

Einer ursprünglichen Denkkraft begegnet man in der leider mit einem allzu gelehrten Titel eingeführten Schrift von Arthur Schopenhauer: „Parerga und Paralipomena" (zwei Bände, Berlin 1851). Nicht daß wir die Ansprüche des Verfassers auf ein eigenes philosophisches System, das er bereits seit dreißig Jahren unter dem ungünstigsten Widerstande, den ein Autor finden kann, dem des Ignorirens, lehrt, unterstützen mögen; die vorliegende Schrift beschäftigt sich nicht ausschließlich mit dem bekannten Gegenstande seiner Philosophie, die Welt als Wille und Vorstellung zu fassen. Er gibt vielmehr über einzelne Thatsachen und allerlei Denkgegenstände, die jeden Gebildeten interessiren müssen, eine Fülle der geistreichsten und scharfsinnigsten Eigengedanken, sodaß ihm der Name eines Selbstdenkers auf jedem Gebiete, selbst da, wo er über Liebe, Ehe, Frauen, Gesundheit, Träume, und ohnehin, wo er über Religion und Philosophie spricht, in höchstem Grade gebührt. Seine Polemik gegen die Universitätsphilosophie wird Manchem zurückstoßend, die Zuversicht, mit welcher der Verfasser seine Anerkennung von spätern Jahrhunderten erwartet, vielleicht anmaßend erscheinen. Diese Flecken lassen aber die glänzenden Verdienste der tiefen, immer auf den Grund der Erscheinung gehenden Forschung nicht im geringsten erblinden. Wer sich einmal von den üblichen Landstraßengedanken über Moral, Sitte, Leben, Tradition u. s. w. losreißen und durch einen freien Geist, der über den Vorurtheilen schwebt, erquicken oder wenigstens zu dem Muthe, im Wirrwarr unserer Verhältnisse und der nur künstlich aufrechtgehaltenen Lehren und Meinungen seine eigene Lebensanschauung zu behalten, stärken will, der schaffe sich dies Buch an und lese nur dann und wann in ihm. In einem Zuge wird man des oft polternden und cynischen Tones müde. Am schwächsten sind die Meinungen des Verfassers über den Staat. Vielleicht selbst ein Capitalist, der von seinen Renten lebt — er preist wenigstens dies Glück der Selbstständigkeit —, scheint er in der Beurtheilung politischer Verhältnisse nicht frei von persönlichen Besorgnissen. Da er die Aufgabe des Menschen, leben zu müssen, für eine große Qual hält, so fehlt ihm auch durchgängig Liebe. Sein starrer Stoicismus wird dann Egoismus. Doch bricht das Gemüth aus der Eisedecke seiner Weltverachtungslehre dann und wann in anderer Gestalt hervor. Er spricht mit Andacht von den Hindus und mit wahrer Zärtlichkeit von den Thieren.

Frohmuth und Sorglosigkeit.

Frohmuth ist die Freude eines Vogels auf dem Felde; Sorglosigkeit oft nur die Freude eines Vogels im Käfig.

Vor einem Kalender.

Hüte dich vor dem Ausfallenlassen der Tage! Diese Zwischentage zwischen den roth angestrichenen Tagen der Freude, der Erwartung, der Sehnsucht bringt dir kein Gott zurück!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 6.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

I. Die Kamelien-Dame.

Am ersten Tage eines Frühlingsaufenthalts in Paris sah ich ein Stück, das in einer einzigen Reihenfolge des verflossenen Winters mehr als hundert Vorstellungen erlebt hat. Man gab es an jedem Abend mit jener immer sich gleichen Hingebung an die Sache, die den französischen Schauspielern eigen ist. Jeden Abend war das Theater „Vaudeville" am Börsenplatze überfüllt. Jung und Alt, Vornehm und Gering, Männer und Frauen, Alles war ergriffen, hingerissen, weinte. Es war die „Kamelien-Dame" vom jungen Dumas, dem Sohn des jetzt in Brüssel lebenden Alexander.

Kein Uebersetzer hat es gewagt, dieses fünfactige Schauspiel einer deutschen Bühne darzubieten. Man wußte, daß die deutschen Sittengesetze ein solches Stück von unsern Bretern verbannen. Eine zweideutige Frau, in der sich Madame Doche mit großer Naturwahrheit, wie man sagt, selbst spielte, fodert in diesem Drama für ihr Geschick Theilnahme bis zu Thränen heraus. Jung, schön, geistreich, — wo sie in der Welt erscheint an einem sie immer begleitenden Strauße von Kamelien erkennbar, kündigt sie sich als eine jener verlorenen Existenzen an, die einmal die Sitten unsers Jahrhunderts mit sich brächten. Sie spricht durchweg in einem elegischen Tone und verräth ihre tiefste Sehnsucht nach wahrem Glück und reiner Liebe, die ihr versagt wären. Ein junger Mann fesselt sie endlich durch sein Herz, während sie Andere nur durch ihr Gold fesselten. Sie zieht mit ihm aufs Land und lebt mit ihm in einem Arkadien von Glück, das indessen weder ein Priester gesegnet noch der Maire irgend einer Commune zu Protokoll genommen hat. Die eigene bürgerliche Wohlfahrt des jungen Mannes zwingt sie endlich, diesem Glück zu entsagen. Sie nimmt einen Abschied vom Freunde, ohne daß er ihn merkt, vom Publicum, das ihn sehr wohl merkt; einen Abschied, der uns glauben läßt, sie würde sich mindestens mit Kohlendampf ersticken. Der Tod, den sie sich dem Freunde zu Liebe gibt, ist kein anderer, als daß sie wieder in die pariser Welt zurückkehrt und wieder am Arme

von Männern erscheint, die mit Gold zahlen. Diese „sociale Stellung" ist eben ihr Verhängniß. Der Verfasser muthet uns zu, daß diese Rückkehr zu dem Besitz einer Equipage, zweier Bedienten und einer eleganten Wohnung in der Straße du Helder ein Act des erhabensten Heroismus wäre und daß davon seiner Heldin das Herz bräche. Sie stirbt moralisch, aber nur einige Wochen lang, ihr Freund versöhnt sich mit ihr, sie wird wieder arm, Arkadien kann aufs neue beginnen; es ist zu spät, sie stirbt jetzt physisch. Sie verscheidet den ganzen fünften Act hindurch. Seit Adrienne von Lecouvreur stirbt man in Paris auf der Bühne nur noch nach pathologischen, am Krankenbett im Lazareth gemachten Studien. Es ist eine Folter, diese Zuckungen, diese Delirien, diesen wahnsinnigen Jubel zu sehen, wenn im Augenblicke des Verschwindens aller ihrer Kräfte der frühere Geliebte erscheint und sie in seinen Armen halb lachend, halb weinend unter seinen Küssen den endlich ruhefindenden und schreckhaft nur mit der Erde beschäftigten Geist aufgibt. Gott vollzieht vor unsern Augen eine förmliche Hinrichtung.

Die aufgebotenen Mittel, um diese bis zur äußersten Sentimentalität gehende Verschönerung von Dingen, die sich in der Wirklichkeit ganz anders machen, zur Wirkung zu bringen, sind an sich erschütternd. Man wird nicht rasenden Beifall spenden wie die Pariser, wird nicht Thränen vergießen, wie sie ringsum vergossen wurden, aber Entsetzen ergreift den deutschen Zuschauer jedenfalls über die Wahrheit des Spiels, über die bis zum Blick auf die Uhr und die Etikette am Medicinglase gehende Anatomie eines Sterbeacts, und zuletzt über die Möglichkeit, daß solche in der Luft schwebenden moralischen Voraussetzungen so auf eine ganze Bevölkerung wirken können. Dieser junge Dumas zeigt sich hier in jeder Beziehung als der Sohn seines Vaters. Er ist aufgewachsen in der Welt des neuen Romans und der neue Roman hat für ihn eine Wahrheit wie das Evangelium. Er ist der Zögling einer Schule der Willkür und der Phantasie, die sich Alles erlaubt, was darstellbar ist und die erlaubte Darstellbarkeit für die wirkliche Welt nimmt. Darin liegt etwas Erschreckendes. Der junge Autor hat diese tolle und willkürliche Welt der Ausnahme mit einer Art Andacht, ja mit einer einschmeichelnden Naivetät wie die Regel erfaßt. Es liegt eine Einfachheit in seinem Stücke, die vielleicht Talentlosigkeit ist, hier aber gerade wie ein Erguß der unmittelbarsten Natur und Empfindung sich gibt. Noch mehr, es liegt etwas Kindliches in seinem Stück. Kindlichkeit in diesem wilden Leben der regellosesten Gesellschaft! Kindlichkeit in der Voraussetzung, daß ein so illegitimes Arkadien (mag es Jeden auf seine Privatverantwortlichkeit glücklich machen, wir wollen hier keine Sittenrichter sein!) seine vollste, allgemein sociale Berechtigung hat! Kindlichkeit in dem mit ohne Zweifel ihm selbst geflossenen Thränen geschilderten Tode der Kamelien-Dame und dem Schlußworte des Stücks: „Denen, die viel geliebt haben, soll viel vergeben werden!" Es ist charakteristisch. Paris nimmt diese Naivetät als vollgültig an. Es läßt die Berechtigung gelten, daß zur Schilderung des von der Sitte Verbotenen alle die Motive genommen werden, die sonst nur der Schilderung des Erlaubten gehören. Die Ausnahme ist hier durch ihre Consequenzen wieder Regel, die Unmoral durch die Leidenschaften und bessern Gefühle, die auch bei ihr erregt werden können, Moral geworden. Die Kamelien-Dame rührt die Pariser, als wenn man ihnen „Paul und Virginie" vorgespielt hätte.

Charakteristisch auch für die gegenwärtigen Zustände Frankreichs hat der Herr Graf von Morny, der Vertraute des Präsidenten, dieses Stück von einem Verbote gerettet und vor ganz Frankreich die Widmung des Drucks angenommen. Kann man sich wundern, wenn man in Paris die Aeußerung hört: „Wir leben unter der Herrschaft der Kamelien-Damen?"

Machen wir (mit nächster Nummer) in der großen Oper nun zuvörderst die Bekanntschaft des Präsidenten, Prinzen Ludwig Bonaparte, worauf einige andere Capitel aus der Sitten-Chronik des gegenwärtigen Frankreich folgen mögen.

Die Erde als Tropfen.

I.

„Fest wie der Erde Grund" konnte Schiller zu unserer Zeit schon mit Recht sagen, wenn wir nicht gerade dabei an Erdbeben, Bergstürze und ähnliche Erscheinungen denken wollen. Es gab aber eine Zeit, freilich ohne lebende Zeugen, in welcher jener Ausspruch von unserer Erde durchaus nicht gelten konnte. Die Erde war einst flüssig. Sie war ein Tropfen, wie er von der benetzten Hand niederfällt, oder vielmehr, wie er von einer brennenden Kerze oder einem schmelzenden Bleiklumpen niederträufelt.

Woher hat die Erde ihre runde Gestalt? Die runde Gestalt ist in der Natur fast immer aus dem fließenden Zustande hervorgegangen. Sehen wir ab von runden Früchten, Eiern u. dgl., weil im Pflanzen- und Thierreiche noch eigenthümliche Bildungskräfte mitwirken, so finden wir, daß jede Flüssigkeit, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, runde Körper, Tropfen bildet. Sie würden sich von beliebiger Größe bilden können, wenn nicht immer die Schwere sie bald niederzöge zur Erde, an der sie sich gleichsam breitdrücken. Sollte die Erde wol auch als heißflüssiger Tropfen vorhanden gewesen und in diesem Zustande rund geworden sein? Sie wäre dabei nicht auf einen andern Körper gefallen und hätte sich also nicht breitdrücken können. Der Grund der Tropfenbildung, die allgemeine Anziehung, die aller Materie, allen körperlichen Stoffen innewohnt und, wo sie frei wirken kann, wie in Flüssigkeiten, allen vorhandenen Stoff um einen Mittelpunkt zusammenhäuft, mußte im Großen ebenso wirken wie im Kleinen, in einem flüssigen Erdballe ebenso wie im Wassertropfen. Wenn eine weiche Kugel oder ein Tropfen Flüssigkeit sich schnell um die eigene Achse dreht, so wird der runde Körper eine etwas breitgedrückte Form annehmen, er wird an den Achsenenden oder Polen abgeplattet. Man kann dies an jeder weichen Thonkugel sehen, die z. B. auf der Töpferscheibe schnell umgedreht wird. Man kann dies so weit treiben, daß die Kugel ziemlich linsenförmig erscheint. Nun zeigt aber die Erdkugel auch diese Abplattung an den Polen, sie ist mehr pomeranzenförmig. Stimmt das nicht mit der Annahme überein, daß sie einst flüssig war?

Wir kennen hauptsächlich zwei Mittel, die festen Körper in flüssigen Zustand zu versetzen, die Auflösung im Wasser oder in andern Flüssigkeiten, und die Schmelzung durch Feuer. Salze, Zucker, auch die gewöhnliche Erde lösen sich leicht im Wasser, Pech und Harze in Spiritus, Kautschuk in Terpenthinöl, Eisen und andere Metalle in Säuren, z. B. in Schwefelsäure, im sogenannten Vitriol. In der Hitze schmelzen nicht nur leicht die Fette, Wachs, viele Salze, Harze, sondern auch die Metalle, und selbst die strengflüssigsten, wie Platina, denen das gewöhnliche Ofenfeuer gar nichts anhaben kann, hat man in künstlich erzeugten höhern Hitzgraden schmelzen lernen. Sehr schwerflüssige Steine, z. B. Quarz, die sogenannten Kieselsteine, schmelzt man in den Glashütten leicht durch Zusatz von Salzen. Kurz, alle festen Körper lassen sich auf irgend eine Art flüssig machen. Ja alle festen Körper, die wir auf der Erde kennen, waren schon einmal wirklich flüssig, der Körper der Menschen und Thiere sogar zieht seine Nahrung nur aus einer Flüssigkeit, dem Blute, und die Pflanzen leben nur von flüssigen Nahrungsmitteln. Viele Körper überspringen sogar den flüssigen Zustand und gehen in der Hitze sogleich in einen noch höhern, den dampf- oder gasförmigen über, wie z. B. Arsenik, und eine noch größere Hitze, als wir gegenwärtig erzeugen können, würde wahrscheinlich alle Körper ohne Ausnahme in Dampf verwandeln; doch lassen wir den dampfförmigen Zustand bei unserer gegenwärtigen Betrachtung dahingestellt sein. Genug, daß wir wissen, alle festen Körper können flüssig werden, konnten es einst wirklich sein, und es frägt sich nun, ob auch die Bestandtheile unserer Erdkugel es einst wirklich waren.

Sehen wir uns die Bestandtheile der Erde näher an! Sie besteht, soweit wir

in ihre Tiefe gedrungen sind oder soweit vulkanische Ereignisse die innern Bestandtheile zu Tage gefördert haben, durchgängig aus den uns bekannten Mineralien, die wir gewöhnlich in die vier Classen der Metalle, der Erde und Steine, der Salze und der Brenze oder brennbaren Mineralien eintheilen. Sie sind zusammengesetzt aus etwa 60 einfachen Stoffen oder Elementen, wie sie uns die neuere Chemie kennen gelehrt hat. Einige wenige Erden, hauptsächlich Kieselerde, Kalkerde und Thonerde bilden bei weitem den größten Theil der Erdrinde, und viele Elemente kommen nur in sehr geringen Mengen vor. Gräbt man tief in die Erde hinein, so treffen wir zuerst auf lauter geschichtete Gesteine, Schichten von Lehm, Sand, Thon, Sandstein, Braun- und Steinkohlen, Kalk, Thonschiefer (der gewöhnliche Dachschiefer), Glimmerschiefer und Gneis. Außer diesen finden wir eine Anzahl nicht geschichteter Gesteine, Massengesteine, die gewöhnlich in großen formlosen Massen vorkommen, zu unterst immer den körnigen Granit, ferner Syenit, Basalt, Porphyr, Serpentin, Grünstein und andere. Diese Massengesteine sind oft von unten durch die Schichtgesteine heraufgedrungen, haben die Schichten durchbrochen, gehoben, und wir treffen sie daher, wie z. B. den Granit, oft auch an der Oberfläche zu Tage ausgehend, ja sogar auf den höchsten Bergen.

Fassen wir zunächst die Schichtgesteine näher ins Auge. Wir sehen häufig in Lehm- und Thongruben, beim Brunnengraben u. s. w., daß unter der gewöhnlichen Erde, der sogenannten Gartenerde, die eigentlich ein Gemenge aus vielerlei Bestandtheilen ist, Lagen von Sand, Grus oder Kies, Lehm, Thon, Mergel oder thon- und sandhaltigem Kalk so übereinander liegen, daß jeder dieser Bestandtheile eine eigene, horizontale, von den übrigen deutlich abgesonderte Schicht bildet. Wo man eine gerade, senkrechte Wand abgegraben hat, wie bei Brunnen, ist dies oft sehr deutlich zu sehen. Ebenso folgen nun aufeinander in größerer Tiefe die oben genannten Lagen von Kalk, Sandstein, Braun- und Steinkohlen, Thonschiefer, vielfach abwechselnd und sich wiederholend, bis man endlich auf Schichten von Glimmerschiefer und Gneis, zuletzt auf die ungeschichteten Massen des Granits stößt. In vielen Gegenden liegen diese Schichten alle noch vollkommen horizontal, wie die ruhige Fläche eines stehenden Wassers. An andern Orten liegen sie mehr oder weniger schief, geneigt, aber immer noch in parallellaufenden Schichten oder Platten und so, daß man gewöhnlich das emporgedrungene Massengestein, durch welches sie gehoben wurden, auch unter ihnen antrifft. Beim Brunnengraben, bei Kanal- und Uferbauten, in Steinbrüchen, namentlich aber in den Gruben der Bergwerke sind alle diese Verhältnisse vielfach beobachtet worden. Wie kömmt es nun, daß diese verschiedenen Bestandtheile der Erde sich voneinander sondern und diese horizontale oder wasserrechte, geschichtete Lage annehmen konnten? Es konnte dies nur im Wasser geschehen. Wir sehen noch täglich ähnliche schichtenartige Absonderungen entstehen, die im Kleinen ganz Dasselbe darstellen. Wo in Sümpfen, Lachen, beim Austreten der Flüsse, ja in Pfützen auf Straßen und Plätzen sich schmuziges Wasser sammelt, welches aus der Umgegend Sand, Staub, Schlamm, Steine und andere Bestandtheile der Erde zusammengeschwemmt hatte, sehen wir, wie sich der ganze Inhalt nach und nach zu Boden setzt, das Wasser hell wird und nach und nach vertrocknet. Es bleibt nun eine ebene, oft ganz glatte, trockene Fläche übrig. Graben wir hinein, so finden wir, daß alle die verschiedenen Bestandtheile des Gemisches sich in horizontale Schichten geordnet haben. Das Schwerste sank zuerst zu Boden, und die leichtern Bestandtheile folgten nach und nach, die unterste Schicht besteht vielleicht aus größern und kleinern Steinen, auf diesen liegt eine Schicht von Sand, dann folgt eine Lage von Lehm, Schlamm, und zu oberst vielleicht noch eine Decke von ganz leichten Körpern, Laub, Spreu u. dgl. Nur dadurch wurde diese Schichtung möglich, daß anfangs Alles frei im Wasser schwamm, in welchem sich die Bestandtheile nach ihrer verschiedenen Schwere sondern konnten. Hätte man dieselben Bestandtheile trocken auf

einen Haufen geworfen, so würde keine Schichtbildung eingetreten sein. Der flüssige Zustand war also nothwendige Bedingung. Man kann den ganzen Vorgang leicht im Kleinen nachahmen und wiederholen so oft man Lust hat. Man bringe in ein Arzneiglas z. B. Quecksilber, Sand, Wasser und Oel, schüttele Alles durcheinander und lasse es einige Augenblicke ruhig stehen, so wird man sehr bald Schichten entstehen sehen, das schwere Quecksilber zu unterst, dann nach der Reihe Sandschicht, Wasserschicht, Oelschicht. Beim Schlämmen von Kalk, Thon, Sand, Farbestoffen beobachtet man Aehnliches. Ja wir können Dasselbe jeden Tag in der Haushaltung an Speisen und Getränken beobachten, wo diese Erscheinung so gewöhnlich ist, daß man kaum darauf merkt. Jeder sogenannte Bodensatz ist ein Beispiel dazu. Jeder Topf mit erkalteter Fleischbrühe zeigt zu unterst eine Schicht von Fleisch- und Knochentheilen, darüber die noch flüssige oder gallertartig gewordene Brühe, oben eine geronnene Fettschicht. Daher pflegen wir überall, wo wir horizontale Schichtung sehen, sogleich den Schluß zu ziehen, daß hier der flüssige Zustand vorausgegangen ist. Sollten nun nicht die Schichten der Erdrinde sich auch aus dem Wasser niedergesetzt haben? Alles spricht dafür, nichts dagegen, und es mögen also wol einst alle diese Schichten im Wasser aufgelöst, also flüssig gewesen sein. Dieser soeben durchgeführte Beweis ist ein so augenscheinlicher und handgreiflicher, daß sich wol nichts dagegen sagen läßt.

Im Bernstein, der in Menge an den Ufern der Ostsee, im Meere wie in der Erde, seltener in Braunkohlenlagern vorzukommen pflegt, finden wir bekanntlich oft Insekten verschiedener Art, z. B. Fliegen, eingeschlossen und so deutlich erhalten, daß man alle einzelnen Theile, Kopf, Flügel, Beine noch ganz unverletzt sieht. Wie sind diese hineingekommen? Eine Oeffnung führt nicht hinein. Haben sie darin gelebt? — Unmöglich. Es bleibt uns keine andere Annahme übrig, als daß der Bernstein einst flüssig war. Da er eine harzähnliche Substanz ist, so läßt sich dies auch leicht denken. Wir finden derartige Einflüsse noch täglich in dem Harze unserer Nadelbäume, welches bekanntlich aus Oeffnungen in der Rinde des Baumes in fast vollkommen flüssigem Zustande heraustritt. Bleibt ein Insekt aus Versehen darauf kleben, so wird es bald in dem herabfließenden Harzstrome eingeschlossen sein, ganz so, wie wir die Fliegen im Bernstein sehen. Aehnliche Fälle lassen sich leicht in Menge aufzählen. Finden wir eine Fliege in geronnenem Fett, eine Biene mitten in eine feste Wachsmasse eingeschlossen, so nehmen wir sogleich an, daß diese Insekten nur in eine flüssige Masse gekommen sein können, die später fest geworden ist. Wenn das Insekt gut erhalten ist, so mußte die Masse schon sehr dünnflüssig sein. Fremdartige Einschlüsse von festerer Beschaffenheit, z. B. Stecknadeln in Pech, Mandeln im Kuchen, eiserne Nägel in Blei, erfoderten wenigstens einen dickflüssigen, teig- oder breiähnlichen Zustand. Ganz ähnliche Erscheinungen treten uns aber auch bei näherer Untersuchung der Erdschichten in Menge entgegen. Viele Schichten, auch zum Theil schon sehr tief in der Erde liegende, schließen eine Menge Körper ein, die ursprünglich nicht in der Masse, woraus die Schichten bestehen, vorhanden sein konnten. Es sind dies besonders Ueberreste aus dem Thier- und Pflanzenreiche, zum Theil so gut erhalten, daß wir genau die ganze äußere Form, z. B. die Muscheln und Fische, den innern zelligen oder faserigen Bau der Knochen und Zähne, die Fasern und Zellen im Innern des Holzes, die Adern der Blätter u. s. w. unterscheiden und bei den meisten die Arten bestimmen können, welchen sie angehörten und welche sich zum Theil gegenwärtig gar nicht mehr auf der Erde vorfinden. Diese Körper sind für die Kenntniß des Innern unserer Erde so wichtig geworden, daß sie den Gegenstand einer eigenen Wissenschaft, der Petrefactenkunde oder Versteinerungslehre bilden. Man findet mitten im festesten Kalkstein und Sandstein eine Menge Muscheln, so schön erhalten, wie wir sie am Ufer des Meeres auflesen, und oft in solcher Menge, daß mancher Kalkstein fast nur

aus Muscheln zu bestehen scheint. In den Thonschichten, welche die Steinkohlen begleiten, finden wir Abdrücke von Pflanzen, z. B. von Blättern vieler Farrenkräuter, so scharf und schön, daß man sich beim ersten Anblick überzeugt, hier muß wirklich ein solches Blatt gelegen haben, wenn auch die Substanz des Blattes selbst sich nicht mehr vorfinden sollte. Die Muscheln konnten aber doch gewiß nicht mitten im festen Kalk- oder Sandstein leben, sondern nur im Wasser, und diese Farrnkräuter und Schilfarten konnten nicht mitten in der Masse dieses Schieferthons grünen und gedeihen, sondern nur an der Oberfläche der Erde. Die Sache läßt sich durchaus auf keine andere Weise erklären als durch Annahme des flüssigen Zustandes. Alle diese Kalk-, Thon- und Sandmassen mußten einst aufgelöst oder fein zertheilt mit jenen Thier- und Pflanzenresten im Wasser schwimmen, aus welchem sie sich endlich schichtenweis zu Boden setzten. Unsere Altvordern, die noch im vorigen Jahrhunderte die Möglichkeit, daß ihr fester Erdball einst flüssig gewesen sei, nicht denken konnten und mochten, waren sehr geneigt, diese versteinerten Pflanzen und Thiere als Naturspiele anzusehen, wie etwa einen Kieselstein, den das Wasser kugel- oder eiförmig abgerieben hat, oder wie eine Wolke, die etwa eine fischähnliche Gestalt zeigt. Hätte man sie vor die Petrefactensammlung eines heutigen Geologen geführt, sie würden augenblicklich jeden Gedanken an Naturspiele aufgegeben haben. Wer nur einmal diesen Kalk- oder Sandstein mit den eingeschlossenen Muscheln, oder jenen Thon mit seinen schönen Pflanzenabdrücken gesehen hat, der wird jeden Zweifel schwinden lassen, daß jene Erdschichten einst flüssig gewesen.

Mit den Massengesteinen, denen die Schichten meistens ganz fehlen, ist die Sache freilich anders. Nicht nur, daß sie keine Schichtenbildung zeigen, sie bestehen auch größtentheils aus solchen Substanzen, die sich im Wasser gar nicht, oder nur in äußerst geringer Menge auflösen. Hier läßt sich also ein wasserflüssiger Zustand nicht voraussetzen, und wir müssen uns daher nach andern Beweismitteln umsehen. Hier müssen wir es „mit Feuer zwingen".

Wenn irgend ein fester, harter, nicht leicht verbrennlicher Körper dem Feuer ausgesetzt gewesen ist, so pflegt er uns dies schon durch sein bloßes Aussehen zu verrathen. Der gebrannte Thon ist hart geworden und hat gewöhnlich seine Farbe geändert, wie dies alle unsere gebrannten Thongefäße zeigen. Die Backsteine, die Ziegel kommen, an der Luft getrocknet, lehmfarbig in den Ofen, roth gefärbt und klingend hart werden sie herausgezogen. Läßt man sie noch länger in heftigem Feuer, so erscheinen sie angeschmolzen, verglast. Die Abgänge bei Schmelzprocessen in den Hüttenwerken, Glas- und Thonfabriken, welche unbrauchbar sind oder nicht vollständig schmelzen wollen, bilden Das, was wir Schlacken nennen. Sie sind hart, glänzend, von scharfem, eckigem Bruche, inwendig blasig, streifig gefärbt, rissig, schließen oft fremde, ungeschmolzene Körper ein, sodaß man eine solche Schlacke, auch wenn man sie fern von allen Feuerwerkstätten findet, auf den ersten Blick als solche erkennt und ihr den feurigen Ursprung ansieht. Dieselben Erscheinungen finden wir in der Erde wieder. In der Nähe der Vulkane kann man noch täglich Dasselbe beobachten. Die Lava besteht aus geschmolzenem Gestein, erkaltet können wir sie Schlacke nennen. Ebenso der Bimstein. Angeschmolzene, verschlackte Steine werfen die Vulkane in Menge aus. In Gegenden, wo längst keine Vulkane mehr wüthen, wie in Böhmen, am Rheine, hat man dennoch eine Menge alter, ausgebrannter entdeckt, und hat sie nicht nur an den noch vorhandenen Kratern erkannt, sondern auch an einer Menge dort vorkommender schlackiger, blasiger, bimstein- und lavaartiger Gesteine. Der Basalt, der durch seine oft vorkommende schön säulenförmige Zerklüftung bekannte schwarze Stein, zeigt sehr häufig ebenfalls das schlackige, blasige, geschmolzene Ansehen jener Feuerproducte, und eben seine Zerklüftung deutet auf allmälige Erkaltung hin. Die Thonlager in der Nähe des Basalts und des Porphyrs zeigen häufig sehr deutlich den

gebrannten Zustand, der sich in weiterer Entfernung davon verliert. Mit demselben Rechte wie bei den Schlacken schließt man daher auch beim Basalt, beim Porphyr, bei lava- und bimsteinähnlichen Gesteinen, daß sie einst sich im geschmolzenen Zustande befunden haben. Auch in der Nähe vorkommende Metalle und Erze zeigen sich oft an ihrer Oberfläche so deutlich geflossen, daß man sie ebenfalls für angeschmolzen halten muß.

Krystalle sind Körper, welche von geraden Flächen nach äußerst merkwürdigen, strengen Gesetzen eingeschlossen sind. Jedermann kennt wol wenigstens die schönen Krystalle des Zuckers, den sogenannten Kandies, und Krystalle dieses oder jenes Salzes, des Alauns, des Eisen- oder Kupfervitriols. Die Mineraliensammlungen zeigen solche in der Erde vorkommende Krystalle in Menge und von den verschiedensten Formen. Alle Körper können aber nur im flüssigen oder wenigstens fein zertheilten Zustande krystallisiren, weil nur dann ihre kleinsten Theilchen sich frei bewegen und zu jenen regelmäßigen Gestalten zusammenschießen können. Man kann sich sehr leicht selbst Krystalle bereiten, wenn man irgend ein Salz im Wasser auflöst, und langsam eintrocknen läßt. Wenn man gewisse Metalle, z. B. Wismuth, schmilzt und langsam erkalten läßt, die äußere harte Rinde auflöst und den noch flüssigen Inhalt herausgießt, so findet man beim Zerschlagen der Masse den ganzen innern Raum mit schönen Krystallen ausgekleidet. Solche Krystallhöhlen, Krystalldrusen genannt, finden sich in großer Menge auch im Innern der Erde. Wo kein freier Raum, keine derartige Höhlung sich bilden konnte, entstehen zwar auch keine vollkommenen Krystalle, wol aber zeigt uns dann die Masse immer noch im Innern einen Anfang des Krystallisirens, gleichsam eine Neigung dazu, indem sie sich in einzelne Körner absondert, die durchweg blätterig, spaltbar nach gewissen Richtungen sich zeigen, ganz wie die Masse im Innern der einzelnen vollständigen Krystalle, sodaß hier offenbar nur Mangel an Raum die Entstehung vollkommener Krystalle hinderte. Wir nennen solche unvollkommen krystallisirte Massen krystallinisch. So zeigt sich der gewöhnliche weiße Zucker, den man in thönernen Formen, welche vollgegossen werden, zu den bekannten Zuckerhüten erkalten läßt, nur krystallinisch, der Kandies hingegen, den man in mit Fäden durchzogene Töpfe tröpfeln läßt, vollständig krystallisirt. Nun finden sich aber in der Erde, und zwar nicht nur in den aus Wasser niedergeschlagenen Schichtgesteinen, sondern auch in den ungeschichteten Massen, die im Wasser unlöslich sind, Krystalle und krystallinische Massen in Menge und zeugen hier von dem einstigen geschmolzenen Zustande. So besteht der Granit aus krystallinischen Körnern von Feldspath, Quarz und Glimmer, die sich aber bisweilen, wo es gerade der Raum gestattete, zu vollkommenen Krystallen ausgebildet haben und zwischen denen sich hin und wieder noch einzelne Krystalle von fremden, zufällig damit gemengten Substanzen vorfinden. Ganz so verhält sich der Syenit, der, ebenfalls von körnigem Aussehen, aus Feldspath und Hornblende besteht. Im Basalt finden wir nicht selten gleichsam eingebacken, wie Mandeln im Kuchen, die schönsten schwarzen Krystalle von Augit oder Hornblende. Hier müssen erstlich die Krystalle in einer flüssigen Masse entstanden und dann, bereits fertig, in den ebenfalls noch flüssigen Basalt gekommen sein, wie die Mandeln in den Teig. Anders ist die Sache durchaus nicht denkbar. Auch die Porphyre enthalten in ihrer dichten, nicht krystallinischen Masse eine Menge von krystallinischen Körnern, häufig auch wirkliche Krystalle. Aehnliche Erscheinungen zeigen Gneis und Glimmerschiefer, die aber, wie es scheint, nicht mehr in ihrem ursprünglichen Zustande sich befinden, und bei deren Bildung vielleicht Wasser und Feuer wirksam gewesen sind. Alle diese Krystallisationsverhältnisse aber, der krystallinische Zustand der Massengesteine selbst, das Vorkommen vollständiger Krystalle und das Eingeschlossensein derselben in anderm Gestein beweisen, daß diese Massengesteine einst flüssig waren, und zwar heißflüssig, geschmolzen.

(Ein zweiter Artikel demnächst.)

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Sechstes Capitel.

Die Brüder.

(Fortsetzung und Schluß.)

Wilhelm trat ein. Er war noch unter Erneſtinens Brüdern der Treuherzigſte, während ſie dem ihr verhaßten Guſtav verbot, ſich je vor ihr blicken zu laſſen. Aber ſchlechte Geſellſchaft hatte auch Wilhelm verdorben. Erneſtine hatte ſchon oft Thränen, Worte der Liebe verſchwendet, ihn von dem Pfade, auf dem ſie ihn wandeln ſah, abzubringen, ihn vor böſer Geſellſchaft zu warnen. Wenn der junge, ſcherzende, lachende Menſch damals in dem Garten ſeines Vaters erſchien, hatte Oswald niemals Ahnung gehabt, was dieſen Jünglingen ſchon Alles an den Ferſen haftete.

An jenem Tage in der Frühe, als Alles um Erneſtinen ſtill war, tritt Wilhelm bleich, verſtört, düſter bei ihr ein, ſetzt ſich, ſtützt den Kopf auf und ſeufzt mit tiefſter Herzensangſt. Er erzählt, er würde die Stelle in der großen Fabrik, wo man ihn aus Freundlichkeit und durch die Fürſprache des ſchmeichelnden Guſtav wieder aufgenommen, bald für immer verlieren. Auch wär' es beſſer, er lebte nicht mehr! fuhr er fort. Wie? rief die Schweſter entſetzt und horchte auf. Seine Tage kämen ihm ohnehin gezählt vor, ſagte Wilhelm, und ſtieß dabei dumpfe Worte aus, die er mit den auffallendſten Geberden unterſtützte. Erneſtine erſchreckt, drängt nach der Urſache ſeines Kummers, räth auf ein böſes Gewiſſen, auf einen neuen Leichtſinn, deſſen Entdeckung Wilhelm fürchtete, auf ein Verbrechen wol gar. ... Wilhelm antwortete nicht und beſtätigte durch ſein düſteres Schweigen nur der Schweſter entſetzliche Ahnung. Nach langem Drängen ſtößt er endlich einen herzzerreißenden Seufzer aus und ſagt mit halb wahnſinnigem Lachen: Das wird nun Zuchthaus und mindeſtens zehn Jahre! Um Gotteswillen! ſchreit Erneſtine auf, ſchließt alle Fenſter, ſieht nach den Thüren auf dem Vorplatze. Alles ſtill, Alles hinlänglich ruhig, um die Verwünſchungen auszuſprechen, die ſich ihr zwiſchen ihre Thränen drängten. Elender! rief ſie voll Verzweiflung. Was haſt du begangen? Wilhelm ſchwieg und ſagte nur: Du kannſt mir und uns Allen doch nicht helfen! Als ſie dies Wort und die Andeutung eines ganzen Complots hörte, war es ihr erſt, als wenn das ein Wort wäre, hervorgegangen aus einer erlangten Wiſſenſchaft von dem anvertrauten Gelde Ludwig Wächter's. Es war ihr geradezu geweſen, als wenn bei dieſem Worte: „Du kannſt uns doch nicht helfen!" die Augen des jungen Wüſtlings einen unheimlichen Blitz entſendet hätten auf die Thür des Schlafkämmerchens nebenan, wo in einer Truhe dicht an ihrem Bette über eine Woche ſchon fünfhundert Thaler verſchloſſen lagen; Wächter hatte ſie wieder abholen wollen. Der Gedanke an das Geld gab ihr Kraft. „Bube!" rief ſie. „Wenn du unverbeſſerlich biſt, ſo verlaß meine reine Schwelle, wirf dich ins Waſſer wo du willſt, ein Mühlſtein an den Hals eines Diebes!" Es war die Sprache der Verzweiflung, die ſo ſchon mit dem Aeußerſten ſich gegen Schreckliches wehrte. ... Wilhelm, ſtatt ſich zu erzürnen, breitete die Arme kreuzweiſe auf den Tiſch, legte den Kopf auf und fing zu weinen an. Das Schluchzen eines feigen Mannes kann für Frauen erkältend wirken bis zur Verachtung. Hier untergrub es aber ihren Widerſtand und lockte ſelbſt Thränen hervor. Erneſtine, außer ſich über die Dinge, die einer ſolchen Verzweiflung, ſolch einer plötzlichen Furcht eines verwegenen Menſchen zum Grunde liegen konnten, wehrte ſich noch gegen ihr Mitleid. Sie ließ hellauf wieder ihren Zorn lodern, trat an Wilhelm heran und rüttelte ihn, faßte ihn

am Kragen seines Rocks, tobte die ganze Entrüstung einer sittlichen Natur aus, die mit den furchtbarsten Anstrengungen sich wehrt gegen den Gedanken an Entsetzliches und nicht glauben will, nicht glauben kann und die tiefste Verzweiflung empfindet vor der dennoch bestehenden Wahrheit. Wilhelm ließ Alles geschehen und brachte sie eben dadurch in Verzweiflung bis zum Weinen. Er bewahrte sein Geheimniß. Als kennte er die Natur eines Weibes, ließ er Ernestinen sich erst in ihrem Zorne auskämpfen und wußte dann wohl, daß die Erschöpfung mildere Saiten aufziehen würde. Mitten in diesem Aufruhre aller Gefühle der durch die ohnehin durch Oswald's fast zehntägiges Ausbleiben und den offen ihr damit ausgesprochenen Bruch im Zustande kraftlosester Erschöpfung Befindlichen hörte sie Geräusch auf dem Vorplatze. Sie öffnete. Wie auf Verabredung kam leise die Treppen heraufgeschlichen Heinrich, der älteste Bruder. Schüchtern grüßte er die Schwester, die über den Anblick des ohne Zweifel Betheiligten erstarrte. Heinrich that, als wisse Ernestine nichts von der Verlegenheit der Brüder. Er wollte Wilhelm nur, wie er sagte, herausrufen und endlich mit ihm gehen heißen. Wilhelm stand auf und wollte gehen. „Du bleibst!" rief Ernestine entschieden und drückte mit einer sie wie ein Krampf überkommenden Gewalt der Hände den Bruder nieder. „Du kommst herein!" herrschte sie den Andern an, warf die Thür zu und drückte Heinrich fest an die Wand. „Was habt ihr vor?" stöhnte sie. „Was gibt's unter euch!" Heinrich war sonst kurz und bündig. Heute ließ er Alles mit sich geschehen und nur wie mit bösem Gewissen sagte er: „Was ist denn? Was willst du denn? Wilhelm soll herunter kommen, Hartmann ist da. Wir haben mit ihm zu sprechen." „Hartmann?" rief Ernestine außer sich und ein neuer Schauder überfiel sie; denn sie sah einen Zusammenhang von Menschen und Verhältnissen, die ihr entsetzlich waren. Sie sah wie damals, als sie Oswald verlassen hatte, den Grund in ihren Umgebungen, sie sah jetzt, wo sie wieder ihres Looses, von Oswald eines Tages vergessen, preisgegeben zu sein, inne war, Menschen in ihrer Nähe, die reine Naturen von ihr entfernen mußten. Dieser Hartmann! Sie wußte nichts von ihm, als daß er zu den vielen Bureaukräften der Fabrik gehörte, wie ihr Bruder Gustav, dabei ein eitler Prahler, ein Elegant war, den Malvina Wilde liebte, dieselbe Malvina, die schon einmal so verhängnißvoll in ihr Leben eingegriffen hatte. Als Malvina an jenem Abend einer Landpartie, die wir kennen, ermüdet und ohne Halt (in sich oder in einem eitlen jungen Manne, dem ihr Herz gehörte), ein Opfer des Zufalls und der Intrigue geworden war, hatte sie das Loos, das ihr der junge Graf Edgar — Luchsfuchs war nur ein scherzender von Scharfeneck erfundener Name für den Sproß einer großen und reichen Familie — auf kurze Zeit, bis seine Aeltern Einsprache thaten, bereitete, als Uebertäubung ihrer Scham benutzt. Als der junge Graf sie aufgeben mußte, die gemietheten Bediente und Pferde von seinen Angehörigen untersagt erhielt, er selbst verheirathet wurde, hatte sie die Demüthigung eines so schnellen Sturzes nicht ertragen mögen und dennoch ihre schimmernde Existenz fortsetzen wollen. Die Gerichte machten diesem Beginnen ein Ende. Für einige Zeit, die sie theils im Gefängnisse, theils auswärts zubrachte, verschwand sie. Sie kehrte zurück mit aller List und Verschlagenheit, die allmälig die Folge eines solchen immer tiefer gehenden Verfalls, selbst bei sonst nicht gerade schlimmen Naturen, ist; doch war ihr die Anhänglichkeit an jenen Siegmund Hartmann geblieben, den sie, fast möchte man sagen gerade seiner Sprödigkeit und Herzlosigkeit wegen, nicht in ihrem bessern Innern hatte aufgeben mögen. Sie traf mit dem jungen Manne wieder zusammen. Wie ihr näheres Verhältniß war, wußte Ernestine nicht. Sie hatte die verlorene Jugendfreundin mit Strenge von sich abgewiesen, so viel auch Wächter, der sie noch öfter sah, von ihr erzählte. Mit einem, tief aus gepreßter Brust wie ein Hülferuf sich lösenden und schon mit Thränen, die von ihrer nachlassenden Kraft kamen, gemischten Seufzer, sagte sie auf einen Stuhl sinkend: „Was soll Hart-

mann? Was habt ihr? Redet!“ ... Heinrich wollte Wilhelm nun wegziehen und meinte trotzig: „Das ginge sie ja all nichts an! Was Wilhelm sich hier aufhalte!“ Wilhelm aber erwiderte: „Die Schwester könnte helfen; sie hätte einen Freund, der reich wäre!“ „Freilich“, setzte er hinzu, „anders als mit etwas Ordentlichem ist uns nicht geholfen!“ Oswald also sollte Geld geben! Das war das Ziel! Diese Erwähnung Oswald's mehrte Erneſtinens Schmerz. Schon konnte ſie unter erſtickten Thränen nicht mehr als wiederholen, was es mit Hartmann ſolle, und ſo erfuhr ſie denn:

Seit geraumer Zeit hätte ſich, freilich unter ganz neuen Bedingungen, wieder jener Kreis zuſammengefunden, der ſich vor Jahr und Tag wegen der Kartoffelausſaat und auf dem Tanzſaale in Buchenau erzürnte. Dieſe Ausſöhnungen ſind im Volksleben charakteriſtiſch. Der Kreis von Bekannten iſt bei geringen Leuten ſo klein und doch ſind die Leidenſchaften und der Egoismus groß. So kommt das Ende immer wieder in den Anfang zurück. Frau Peltzer, trotz eines Proceſſes, regierte wieder und veranſtaltete wieder Partien. Hartmann, Malvina, die Brüder Wilhelm, Heinrich und Guſtav Waldmann, die Brunck's, das wäre, erfuhr ſie, ein Verkehr geworden, wo Einer den Andern im Wetteifer überbot. Man hätte mehr Geld ausgegeben, als man durfte. Man hätte geborgt, Einer vom Andern. Man hätte ſich zu helfen geſucht wie es eben ging, bis die anvertrauten Geſchäfte der Fabrik wären veruntreut worden. Seit einigen Wochen ſchon hätte man Zahlungen nicht eingetragen, in den Büchern Irrthümer verdeckt, ja ſogar einen Wechſel gefälſcht. ... Die Entdeckung ſtünde jeden Augenblick bevor und nur zwei Wege der Rettung gäbe es, entweder Flucht aller Betheiligten oder ein verſteckter, die Unordnungen deckender Einbruch in die Kaſſe der Fabrik, zu der die Brüder riethen. ... „Allmächtiger Gott!“ unterbrach Erneſtine; „ihr geht mit Tollkühnheit an ein zweites Verbrechen, um ein erſtes gut zu machen!“ ... „Was bleibt uns übrig!“ ſagte Heinrich. „Auf meinen Theil könnt' ich wol hundert Thaler wieder zur Stelle ſchaffen.“ „Und ich durch Brunck's zweihundert Thaler“, ſagte Wilhelm. Aber Beide ſetzten hinzu, daß Guſtav, der die Seele dieſer Comtorverbrechen war, ſich nicht helfen könnte, wenn er nicht ſechshundert Thaler ſogleich zur Hand hätte. Hartmann hätte ſich durch Malvinen geholfen. Sie könnten den Bruder nicht im Stiche laſſen, umſoweniger, als ſie ſelbſt verſchuldet wären und nicht wüßten, wie frei bleiben. So müſſe denn Rath geſchafft werden! So oder ſo! Wollte ſie die Schweſter angeben, wär's Recht. Sie hätten mit dem Leben längſt ihre Rechnung gemacht. Neulich hätten ſie im Fluſſe geſchwommen, Wilhelm hätte einen Krampf im Fuß bekommen und wäre geſunken. Fritz Brunck hätte ihn nur ſollen ſinken laſſen ... ſie müßten ſich jetzt ordentlich helfen und (Heinrich ſtieß Wilhelm's Kopf gegen die Wand als den eines Feiglings, der ſie hier an die Schweſter verrieth) ... es bleibe dabei ... in der Nacht käm' es zur Ausführung ... was der Schwager, Herr Oswald, ſolle, Geizhals wäre der immer geweſen ... Guſtav's falſcher Wechſel wird heute entdeckt. — „Komm! Komm!“ herrſchte Heinrich und riß den Bruder an ſich, um ihn mit fortzuziehen. — Erneſtine ſprang dazwiſchen. Sie hatte ein anvertrautes Pfand von fünfhundert blanken Thalern im Nebenzimmer liegen. Gab ſie dies Geld zur Deckung des Deficits her, ſo beſaß ſie die Mittel nicht, durch ihrer eigenen Hände Arbeit ſie Ludwig Wächter'n je wieder zu erſtatten! Oswald um ein Darlehn anzugehen? Wie konnte ſie das über ſich gewinnen, ſelbſt wenn ſie nicht von ihm verlaſſen geweſen wäre! Der älteſte Bruder drängte, tobte, ſah zum Fenſter hinaus, ſprach von Guſtav's Verzweiflung und Hartmann's Ungeduld, dem ſie ſchuldeten. Heinrich ſagte: man könnte ſie alle heraufrufen, ſie ſtänden unten. ...: Nein! ſchrie die verzweifelnde Schweſter. Eine Herberge von Räubern und Dieben hier? Sie kannte Hartmann nicht, ſie mochte ihn nicht ſehen und nun hörte ſie draußen ſchon Tritte. Sie öffnete. Guſtav ſtand auf der Treppe, bleich wie die Wand, ſcheu wie das böſe Gewiſſen und, als Er-

neſtine öffnete, wie auf der Flucht. Sprachlos winkte ſie ihm. Das Wort im Munde ſchien auch ihm zu ſtocken. Er deutete auf Jemanden, der unten warte.... So ließ ſie die Thür der Hand entgleiten und verlor die Beſinnung. Sie ſah ſich mit allen dieſen Menſchen ſchon vor Gericht, ſah ſich nicht mehr herauskommen aus dem Fluche ihrer niedern und ſo unglücklich bedingten Herkunft, ſie ſchwankte zurück, taumelte, ſie wußte nicht, was ſie that, als ſie die Kammerthür öffnete, die Truhe aufſchloß und den ſtammenden Brüdern, die in der That nur einen Brief an Oswald, den reichen Sohn eines Gutsbeſitzers erwartet hatten, den ſchweren Beutel mit Geld übergab. Die Brüder waren ſtarr. Sie umarmten Erneſtinen. Wilhelm küßte der Schweſter die Hände. Heinrich wandte ſich abwärts und ſchien ſeine Gedanken zu verbergen. Das Geld gehört Wächter'n, ſagte Erneſtine, ich werde ſchon ſehen, wie ich mit ihm fertig werde.... Draußen hinter der geſchloſſenen Vorplatzthür näherte ſich Guſtav, ſie rief aber: „Fort! fort! Laßt mich allein!" In wenig Augenblicken waren die Brüder verſchwunden und Erneſtine war allein — mit dem furchtbaren Gefühl, was ſie Ludwig Wächter'n ſagen würde... Und vierundzwanzig Stunden darauf wurde dieſer ermordet gefunden.

Oswald hätte den Namen eines Rechtskundigen nicht verdient, wenn er nicht nach dieſer, ihm allerdings ſogleich nicht im Ganzen vorliegenden Aufklärung geſagt hätte: Dieſe Schurken ſind dreifach ſtrafbar! Sie ſind Mörder, Diebe und Betrüger! Sie wußten, daß Wächter, der ſich mit ihnen hielt, das Geld ihrer Schweſter gegeben und waren uneinig, ob ſie es einfach ihr rauben oder durch Liſt abgewinnen ſollten.... Er fuhr fort: Jenem Siegmund Hartmann trau' ich die Theilnahme an dieſem Ueberfalle kaum zu. Malvina iſt bei dem ganzen Streich nur genannt worden, weil man von Erneſtinen wußte, daß ſie eher Alles thun würde, als ſich etwa bei ihr erſt nach dem Zuſammenhang erkundigen — und ſo ſprach Oswald dieſe und jene Vermuthung aus und gab auch zu, daß man vielleicht auf ihn ſelbſt und ſeine eigene Kaſſe es abgeſehen hatte; wie aber Wächter's Tod? Erfuhr Wächter das Schickſal Erneſtinens? Was ſagte der zu dem verlorenen Gelde? Er ſuchte es ſich wahrſcheinlich ſelbſt wieder, vermuthete Scharfeneck; denn nur Vermuthungen ließen ſich ausſprechen, da Wächter auf ewig ſtumm war. Ob er die wahre Geſchichte der nothgedrungenen Veruntreuung Erneſtinens erfuhr, kann zweifelhaft erſcheinen: fuhr Scharfeneck fort; ſicher blieben ihm die Namen verborgen. Doch ſuchte er ſie ſich ſelbſt. Sein Inſtinct konnte ihn, als Erneſtine ſich ihm offenbart hatte, nur auf die Brüder führen. Ich denke ſo. Er paßte dieſen Menſchen auf, ſchlich ſich nächtlicherweile ſie irgendwo entdeckend nach, fand ſie mit den Söhnen des Fiſchermeiſters Brunck auf einem gemeinſchaftlichen Wege. Wohin? Zu deſſen Fiſchbehältern. Konnten ſie der Schweſter trauen? Mußten ſie nicht eine Unterſuchung gewärtigen? Erſchreckten ſie nicht, als Wächter genannt wurde, dem ſie ſchon einmal Gefängniß verdankten? Wo das Geld verbergen? Bei ſich ſelbſt? Irgendwo vergraben? Sie trugen es in die verſchloſſenen Fiſchbehälter, deren Schlüſſel die jungen Brunck's führten. Dort muß er ſie beobachtet haben. Als ſie von den Fiſchbehältern zurückkehrten, begab ſich Wächter ohne Zweifel ſelbſt an die Käſten, wo man einen ſchweren Gegenſtand eingeſenkt hatte. Die Räuber kehren noch einmal zurück, entdecken ihn, ſie ſehen ſich verrathen, verfolgen den Fliehenden und ſchlagen ihn nieder. Das einzige Wort, das er noch ſprechen konnte, verrieth ſie.

O, rief Oswald aus, gibſt du nun nicht zu, Freund, daß Erneſtine ſich aus allen dieſen Schrecken wie ein Phönix von ſeinem Flammenneſte erhebt? Könnteſt du noch einen Funken von Achtung vor mir haben, wenn ich dies edle und ſeltene Mädchen ihr grauſames Schickſal entgelten ließe, ſie nicht vielmehr wie eine gehetzte Unglückliche an mein Herz zöge und ſie in meiner Liebe die Ruhe finden ließe, welche die Arme nach ſo vielen Leiden verdient?

Scharfeneck schwieg. Der Freund wallte in schmerzlicher Empfindung auf. Sprich nicht mehr vom Emporblick! sagte er, ich würde mich selbst nicht mehr achten, wenn ich die Hoffnungen täuschte, die das Mädchen auf mich setzen darf. . . .

Scharfeneck erwiderte nichts, zog sein Portefeuille, öffnete es und gab Oswald ein von seiner eigenen Hand geschriebenes Blatt.

Was soll das? fragte Oswald.

Hier, Ernst! sagte Scharfeneck. Dieser Brief von Erneſtine Waldmann wurde in der Brieftasche des Erschlagenen gefunden. Das Original mit Blut bespritzt liegt bei den Acten und wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen. Die Abschrift ist von mir. Ich kann dir die Kenntnißnahme dieser Zeilen nicht ersparen.

Oswald las einen Brief, den Erneſtine Waldmann einige Stunden nach dem Ueberfalle, den die Brüder auf ihr gläubiges und schwesterliches Herz versucht und glücklich ausgeführt hatten, mit gewandter, zierlicher Handschrift an Ludwig Wächter gerichtet hatte. Er lautete, auch in stilistischer Hinsicht überraschend, folgendermaßen:

„Lieber Herr Wächter! Sie haben mir durch allzu großes Vertrauen den Muth gegeben, in einem der qualvollsten Augenblicke meines Lebens die Feder zu ergreifen und nach Fassung ringend mich mit Ihnen schriftlich auszusprechen. Ihr Leben haben Sie mir seit dem letzten Jahre unserer Bekanntschaft so oft erzählt, daß ich es wage, die gute Meinung, die ich immer von Ihnen hegte und die ich oft genug gegen Ihre Feinde vertheidigte, heute zu meinen Gunsten sprechen zu lassen; denn ich habe Ihnen Schmerzliches anzuzeigen. Die Summe, die Sie mir anvertrauten, besitz' ich nicht mehr. — — Wie ich dazugekommen, ohne Sie zu fragen, die Ersparnisse Ihres freudlosen Lebens an Jemanden auszuleihen, der nicht im Stande ist, mir auch nur die geringste Bürgschaft der Wiedererstattung zu leisten und sie auch schwerlich jemals wiedererstatten wird, darüber lassen Sie mich mit Stillschweigen hinweggehen. Sie kennen mich zu gut, lieber Herr Wächter, als daß Sie nicht glauben sollten, ich hätte Ihr Vertrauen nur erst nach den fürchterlichsten Prüfungen getäuscht, nach Prüfungen, die mir das Schicksal auferlegen wollte. — — Ich fühle mich jetzt Ihre Schuldnerin. Was Sie seit länger als einem Jahre zu meiner Ausbildung thaten und ferner noch ohne Ansprüche auf Entgeltung thun wollten, das hab' ich dennoch immer mit meiner Hände Arbeit und nach Ihren geringen Foderungen gutgemacht. Wie ich aber den Verlust Ihres Eigenthums gutmachen und die Ersparnisse Ihres Lebens, die Hoffnung Ihrer Zukunft Ihnen ersetzen soll, das ist ein Gedanke, der mich vernichtet. Erwerben kann ich es nicht; noch weniger kann ich den Freund, den Sie kennen, um Beistand angehen; denn Sie wissen, daß ich seit dem Tage, wo er zum ersten male nicht wieder in unsere bescheidene Hütte, damals in der Vorstadt, die leider nicht die Hütte der Unschuld und Tugend war, zurückkehrte, die Ueberzeugung gewann, ein so Hochstehender könnte ein armes Dasein wie das meinige durch Freundschaft nur dann auszeichnen, wenn es ihm nicht verpflichtet ist. Ich fühle oft, daß es doch wol ein unreiner Geist war, der mir einflüsterte: Du mußt die Spuren deiner Armuth und deinen Mangel an Bildung verwischen, wenn du die Freundschaft eines solchen Mannes verdienen willst! Ach, Sie wissen, lieber Herr Wächter, wie ich, von thörichter Verblendung getrieben, gerungen habe, aus meinen häuslichen Verhältnissen mich frei zu machen und meinen Mangel an Bildung zu verdecken! Wenn ich mir die Schreckensaugenblicke vergegenwärtige, wo ich das mir von Ihrem Vertrauen übergebene Pfand aus meinen Händen geben konnte, so muß ich mir zu meiner tiefsten Beschämung gestehen, daß es wieder nur die Furcht war, vor dem Freunde im düstern Lichte zu erscheinen, umgeben von Verhältnissen, die ihn in der That auch jetzt schon wieder von mir entfernt haben. Er wird nicht mehr zurückkehren. Seit zehn Tagen von ihm gemieden, fühl' ich, daß der Augenblick gekommen ist, wo ich von einer thörichten Einbildung, die meine

Einkeit mir schon seit zwei Jahren gefangen nahm, mich auf ewig trennen muß. Ach, welch eine Verblendung! Seit einigen Wochen erhielt ich Briefe aus Oswald's Heimat, von Beauftragten seiner Aeltern, welche die Trennung mir zur Pflicht machen. Die Berufung auf meine Vernunft hat mich bestimmt. Ich raubte edlen Aeltern einen edlen Sohn! Ich habe das Vertrauen eines Geistlichen, der mir aus Oswald's Heimat schrieb, nicht täuschen wollen, habe die Briefe des Herrn Dämmer dem Freunde nicht mitgetheilt. Aber unwürdig wie ich bin, jemals Oswald's Gattin zu werden, muß ich meinem Wahne ein Opfer bringen und endlich, endlich mit Gewalt selbst der Möglichkeit vorbeugen, daß der Freund, wie schon einmal, so auch jetzt aus alter Gewohnheit je wieder zu mir zurückkehrt. Ich muß diesen Wahn aus meinem Herzen reißen und ginge damit mein Leben hin und — — auch aus seinem; denn er gehört andern, edlern Verhältnissen! ... Sie sehen, lieber Wächter, wie es in meinem Herzen aussieht! Ich bin nicht im Stande, Ihr Vermögen Ihnen zurückzugeben. Ich muß Sie beschwören, fußfällig beschwören, es nicht zu fodern. Ich muß Sie bei Allem, was Sie mir je über Ihre Zuneigung zu mir und Ihre Wünsche seit drei Jahren schon gesagt haben, anflehen: Lassen Sie jede Untersuchung! Fragen Sie mich nie, was aus diesem Gelde geworden ist! Ich kann es Ihnen nicht wiedergeben, ich kann Ihnen auch nicht sagen, wem ich es geben mußte. — — Ich bin arm und habe nichts, womit ich Sie einigermaßen zufrieden stellen kann. Seit drei Jahren schon sagen Sie mir, daß Sie mich lieben. Sie haben mir oft gesagt, daß ich das einzige Glück Ihres Lebens werden könnte. Seit drei Jahren folgen Sie mir auf Schritt und Tritt und duldeten ruhig, daß ich Sie zurückwies, Ihrer anfangs spottete, dann Ihnen die Huldigung eines Jüngern und Reichern vorzog. Sie störten nie diesen unglücklichen Bund; Sie harrten aus und behüteten mich, wie ein Vater sein Kind behütet! Sie bildeten mich aus, soweit meine Anlagen reichen. Daß ich diese Zeilen niederschreiben kann, wem verdank' ich es denn anders als Ihnen? Mitleid und Dankbarkeit sind es, die ich für Sie gefühlt habe in jeder Stunde meines Lebens, seit ich Sie kenne. Sie hofften auf Liebe! Ich kann Ihnen schwärmerische Liebe nicht geben. Aber wär' es möglich, ganz mit diesem Leben hier zu brechen, wär's möglich, das Meer zu gewinnen und in Amerika irgend ein ehrliches Gewerbe gemeinschaftlich zu treiben, so könnt' ich mich entschließen, mich loszureißen und, um alle Brücken mit der Vergangenheit abzubrechen, Ihnen, Herr Wächter, in Geduld und im Vertrauen auf Gott, der helfen wird, zu folgen."

Als Oswald diesen Brief, den offenbar nicht die Verzweiflung, sondern eine ruhige, ergebene Fassung in die Feder dictirt hatte, gelesen, mußte sein Herz zucken. Was half es ihm, während dem er las, in Zorn gegen Pfarrer Dämmer, ja seine eigenen Aeltern aufzulodern! Was half es ihm auszurufen: Herr des Himmels, bin ich denn verdammt, der ewig Getäuschte der Dinge zu sein, die sich ohne mich hinter meinem Rücken machen? Was half es ihm, von dem Todten auszurufen: Mit dieser wie fußfälligen Bitte um Verschwiegenheit in Händen konnte dieser Elende nach dem ihm verlorenen Gelde dennoch forschen, dennoch spüren! Was half es ihm endlich, sich zu sagen: Wächter suchte aber vielleicht das Geld, um nach Amerika zu gehen, mit seinem Rettungsengel, meiner verlorenen Liebe? Es half nichts. Seine Kraft war gebrochen. Scham und Wehmuth, beide warfen ihn in einen Zustand, aus dessen rathlosesten und ohnmächtigsten Entschlüssen er sich nicht aufraffen konnte. ...

Ueber die Fischersöhne und die drei Gebrüder Waldmann wurde in Folge geschickter Vertheidigung nur eine dreijährige Zuchthausstrafe ausgesprochen. Erneſtine, die vor Gericht nur noch als Zeugin zu erscheinen hatte und durch die Sicherheit ihres Auftretens, die Bestimmtheit ihrer Antworten allgemeine Bewunderung erregte, wurde sofort in Freiheit gesetzt. Oswald kämpfte mit sich, ob er ihr dennoch trotz dieses Briefes an

Ludwig Wächter seinen Schutz und Beistand anbieten sollte. Aber noch ehe er wagte, dem unwiderstehlichen Drange seiner noch immer nicht erloschenen Liebe Gehör zu geben, war Ernestine verschwunden. Niemand wußte, wohin sie sich begeben. Es währte lange, bis man erfuhr, daß sie nach Osten zu gereist, in Stettin ein Schiff bestiegen und sich nach Petersburg begeben hatte, von wo sie aller Nachforschungen ungeachtet spurlos im Innern Rußlands sich verloren.

(In der folgenden Nummer das siebente und letzte Capitel: Der Himmelsblick.)

Anregungen.

Ein Toast zum Schillertage.

Den 11. November.

Es lebe ein Mann, den ich mit Namen nicht zu nennen weiß! Es lebe ein Unbekannter, ein räthselhaft Namenloser, von dem ich, um ihn kenntlich zu machen, nichts zu sagen vermag, als daß er irgendwo, an einem bestimmten Orte, bei einem bestimmten Anlaß erschien, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief in die Augen gedrückt, einer Huldigung der Liebe und des Schmerzes anwohnte und dann spurlos verschwand.

Als sie Friedrich Schiller in die Gruft senkten — die nähern Umstände seiner Bestattung sind Gegenstand einer ganzen Literatur geworden —, folgte dem Sarge in nächtlicher Weile nur eine geringe Zahl von Leidtragenden. Man hat ihre Namen verzeichnet. Es sind schlichte Bürger und mittlere Beamte Weimars gewesen, die Schiller'n einst das letzte Geleite gaben, und so hoch hat sich seit funfzig Jahren der Schmerz um die geringen Ehren, die man damals dem großen Todten widmete, gesteigert, daß deren Namen wie in Erz verzeichnet stehen gleich alten Griechen oder Römern, die bei einer Waffenthat sich opferten. Zu dem Leichengefolge, dessen kleine Zahl man entschuldigt, wenn man den zu wenig hervorgehobenen Umstand bedenkt, daß in Weimar damals ein pestartiges Sterben herrschte — und von Perikles bis in die Tage der Cholera kennt man die Gemüthswirkung der Epidemien —, gesellte sich, als der Zug auf den Platz bei der Stiftskirche einbog, ein Unbekannter, folgte dem Sarge tiefverhüllt und verschwand nach der feierlichen Beisetzung. Sonst schloß sich Niemand an. Alles schlief, als die Fackel dem Zuge voranleuchtete. Kein Sängerchor, keine Marschälle mit Trauerstäben, kein Zudrang des Volks; zwanzig Männer, deren Namen man kennt — und ein einziger Unbekannter!

Oft schlug schon deutschen Herzen in bebender Ahnungswonne die Brust bei dem Gedanken: Das war Goethe! Die Sänger des kurzen Augusteischen Zeitalters unserer Literatur gaben uns selbst das Recht, mit einer andern Hoffnung die Ahnung zu wagen: Das war Karl August! Bande des Bluts, vermuthet man jetzt, waren es, die den unbekannten Leidträger an den dahingegangenen Unsterblichen fesselten, und man nannte Karl von Wolzogen... Laßt uns sagen: Es war der Genius des deutschen Volks, der in irdischer Gestalt dem Liebling der Nation die letzte Ehre erwies für uns Alle! Der verhüllte Träger einer Jahrhundertspflicht! Der stumme Vollstrecker einer Volkshuldigung! Der Unbekannte von der Stiftskirche!

Die geistige Bewegung.

Zu allen Zeiten gab es in der Geschichte neben den großen Begebenheiten des Zufalls und den Bestrebungen des persönlichen Ehrgeizes noch eine große Strömung der Gemüther, die neben den geschichtlichen Thatsachen den Epochen ihren wahren Ausdruck verlieh. Unabhängig von der Politik, regelte diese Strömung die Politik. Von Moses an, der ein Gesetzgeber für Zustände war, die sich factisch fast von selber machten, von allen den mythischen Namen an, die nur als Gesetz zusammenfaßten, was sich durch die Sitte inzwischen als nothwendig gebildet hatte, bis zur neuesten Zeit, immer gab es neben den großen Thaten und Ereignissen, die von Personen oder dem Zusammenstoße der Völker herrührten, geistige Strömungen des Universalgeistes der Menschheit.

Wenn man sagen wollte, daß jede Periode der Geschichte ihren Zeitgeist hatte, so würde dies Wort noch nicht vollkommen ausreichen. Der Zeitgeist ist sehr oft nur ein Schleppenträger der großen Begebenheiten gewesen. Wenn Goethe den Geist der Zeiten „der Herren eigenen Geist, der in den Zeiten sich bespiegelt", nannte, so weiß man, daß an diesem wie an ähnlichen Sprüchen sich nur eine unverbesserliche Kaste des geistigen Hochmuths erfreut, deren Reihe von Tag zu Tag sich in Deutschland lichtet; aber daß der Zeitgeist der Mode huldigt, daß er nach der Sonne des Glücks, nach der

kraft der Erfolge geht, werden wir durch die tägliche Erfahrung belehrt. Dem Zeitgeiste sind die größten Märtyrer geopfert worden, der Zeitgeist war in Irrthümern befangen, die späterer Erkenntniß weichen mußten; man gedenke nur der Begriffe, die das Mittelalter als sich von selbst verstehend hinnahm und selbst in Sachen der willkürlichen Gewalt und des Blutes in der Ordnung fand. Der Zeitgeist brachte Vieles mit sich, was die vorhin angedeutete große Geistesströmung verwerfen mußte. Diese Geistesströmung ist vielleicht noch etwas Höheres, als was Tacitus im Gegensatze zur leidenschaftlichen Willkür und zum täglichen Rechtsbruche seiner Zeit „Säculum", das Jahrhundert, nannte. Sein Säculum opferte mit voller Zustimmung der „öffentlichen Meinung" die ersten christlichen Märtyrer, während doch das Christenthum oder, was fast gleichbedeutend, die damalige, fast möchte man sagen pietistische Anklammerung an das Heidenthum eben die tiefe, geheime, immer mächtiger umsichgreifende Geistesströmung seiner Zeit wurde.

In den Zeiten der Reformation unterscheidet man ganz besonders deutlich die doppelte Strömung der Geschichte. Die eine ganz auf die Außenseite gerichtet und ganz dem Zeitgeiste angehörend; die Reformation selbst. Die tiefere, geheimere aber; die Wiedererweckung des Alterthums und die Sehnsucht nach Kunst und Natur. Die Reformation war schon eine historische Trübung. Leidenschaften und Einseitigkeiten aller Art gingen in ihrem Gefolge. Die große gemeinsame geistige Bewegung jener Zeit und das eigentliche Förderniß der Reformation war jener religiöse Indifferentismus, jene antike Lebenssehnsucht, jener sinnliche Schönheitsdrang, dessen großartigster Ausdruck gerade in den Häuptern der alten Welt, die man stürzen wollte, in den Päpsten jener Zeit, selber lag. Italien, wo Pietro Bembo von den Pergamenten der Klöster die Gebete löschte und unter dem Ave und Confiteor Lucrez, Virgil und Ovid erstanden; Italien, wo Rafael malte, Tasso dichtete, seine Lebenssitte von den Höfen mildernd auf die Sitten des Volkes überging, Italien war die Sehnsucht der Zeit. Antike Erinnerung und philosophischer Drang zur Erkenntniß der allgemeinen Menschennatur und der Denkgesetze wurde damals jenes Dritte, in dem sich zwei Gegensätze wenn nicht vereinten, doch abmilderten; jenes Dritte, das sicher die Geschichte unsers Erdtheils vor einem großen Umwege zu dem Ziele, das sie dennoch erreichen wird, behütet haben würde, wenn nicht Ignaz Loyola damals die römische Kirche vor einem ihr so gefährlichen Indifferentismus gerettet hätte.

Im Zeitalter der Revolution ging es nicht anders. Die Heere der Verbündeten, die mit dem Manifeste des Herzogs von Braunschweig nach Frankreich kamen, waren selbst von einem Geiste beherrscht, der erst sämmtlicher nationaler Demüthigungen, die Napoleon später über die Völker verhängte, bedurfte, um von der Bewunderung des französischen Aufschwungs zur Besinnung zu kommen. Auch hier gab es ein gemeinsames Drittes, eine Strömung der Geschichte, die Alles mit fortraffte, eine Zeit lang wol einen scheinbaren Widerspruch im Interesse Einzelner ordnungsmäßig herstellte, aber nach kurzer Zeit die Siegenden selbst besiegte und die Befehlenden selbst gehorchen ließ.

Es früge sich nun, was wol in diesem Augenblicke durch alle Lande als ein Gemeinsames geht und über der so künstlichen und mislichen Gestaltung der ersichtlichen Thatbestände als wahrer Ausdruck unserer Epoche genommen werden kann? Legt man sein Ohr an die Erde und wollte horchen, wo der alte Maulwurf des Weltgeistes sein Schwöre! ruft, man wird etwas lange irre geführt werden, bis man ihn dicht unter sich fühlt. Man wird bald bei schon moosbedeckten Trümmern kaum angefangener Neubauten stehen, bald im Kriegslager unter jubelnden Soldaten, bald in Wahlstuben, wo man Den wählt, dessen Wahl dem herrschenden Augenblick entspricht; bald bei Kathedern, wo eine blasirte und gleichgültige Jugend „nachzuschreiben sich befleißt, als dictir' ihr der heilig Geist"; bald in Versammlungen, wo man für die protestantische Kirche die Privatbeichte verlangt; bald auf staubigen Landstraßen, wo entzückte Hörer Wanderpredigern folgen; bald in den Räumen der großen Industrieausstellung, wo unter Blumen und Springbrunnen die Erzeugnisse mühevollen Fleißes fernster Zonen sich begegnen; bald auf jenem Dampfboot, das den elektrischen Draht in die Tiefen des Weltmeers auswirft; ... tausend auffallende Erscheinungen unsers großen Culturlebens ... und wo ist ihre Deutung, welches ihr Ziel, welches ihr geheimer innerster Zusammenhang?

Ich will die Meinung Derer nicht bestreiten, die von Monarchie oder Republik, von Kirche und Glauben, von Besinnung nach langem Schwindel, von Rückkehr zur Ordnung, von der Herrschaft der materiellen Interessen, vom Wohl der arbeitenden Classen, von Frieden oder Krieg, von Barbarei oder Cultur, vom Hereinbrechen gewaltsamer Katastrophen, von der Möglichkeit verbrecherischer Geltendmachung internationaler Leidenschaften und einer Wiederanknüpfung unserer Tage geradezu an die verlorene Schlacht von Waterloo denken — unsere Blätter sind nur einer allgemeinen Zeitbetrachtung gewidmet. Aber wäre es widersinnig, wenn man das geistige

Band aller vereinzelten Thatsachen, die der Augenblick darbietet, darin fände, daß die wahre Bewegung unserer Epoche die Disciplin des Massengeistes ist? Die Geschichte hat ihre Heroenzeit gehabt, den Glanz und die Schrecken derselben; die Heroenzeit wird (gegen Thomas Carlyle's Vergötterung der Menschengötter) nicht sobald wiederkehren. Die Herrschaft des Massengeistes bezeichnet die neuere Geschichte. Wir haben bis jetzt nur die Schrecken des Massengeistes gehabt, die groben Schrecken schon seit den Bauernkriegen und der Reformation, die subtileren bis in die neuesten Tage; denn schreckhaft ist der Massengeist, wenn die Masse in sich wie Schiefer sogleich zerbröckelt, Ehrgeiz den Untersten treibt, sich wo möglich oben geltend zu machen und, kaum sich fühlend, schon vor dem Nebenmann sich auszuzeichnen. Der undisciplinirte Massengeist ist das Chaos und eine Schule der Anti-Isolirung scheint mir die Richtung dieser Tage. Dieser Disciplin des Massengeistes dient, was ihr gebieten will. Ihr nützt, wer sich ihr zu schaden einbildet. Die Berufung auf die Kriegsheere und die Berufung auf sieben Millionen fünfmalhunderttausend Stimmen haben im großen Rath der Weltgeschichte den gleichen Sinn. Die Geschichte muß lernen mit großen Zahlen rechnen. Die Menschen, zurückgeführt auf die Natur, das Gegebene, das sie selbst Bindende, werden die Kraft der Uebereinstimmung kennen lernen, die sie bis jetzt an den Concentrirungen des Dampfes ohne Nutzen für sich selbst betrachtet zu haben scheinen. Es würde zu weit führen, für die Symptome dieser Zeitrichtung alle Beweise anzuführen und nur noch den jetzt so außerordentlich betriebsamen Herren und Frauen von der „innern Mission" möchten wir in Betreff Deutschlands zu erkennen geben, daß alle ihre Mühe etwas Anderes hervorbringen wird, als sie zunächst bezwecken. Sie werden keine unduldsame Form des Christenthums, kein Phantom einer unmöglichen sichtbaren Kirche, keine „Zucht" der Gefangennahme seiner gesunden Vernunft befördern, sondern nur anbahnen mithelfen den Organisationstrieb des Gemeinwirkens und die, wie es scheint, welthistorisch zu werden bestimmte Kunst der Unterordnung.

Zauber der Oertlichkeit.

In großen Bildergalerien geschieht es wol, daß man mit geringerm Interesse an Gemälden vorübergeht, die uns an dem Orte, wo sie entweder gemalt wurden oder für den sie ihre erste Bestimmung erhielten, eine viel größere und nicht selten überraschende Bedeutung gewinnen.

Es ergeht gewiß Jedem so, wenn er die Wirkung vergleicht, die ein Bild von Albrecht Dürer in der Brera von Mailand oder in der Moritzkapelle von Nürnberg auf ihn macht. Diesen Zauber der Oertlichkeit empfanden wir jüngst bei den Bildern der Brüder van Eyck und Johann Memling's. Im berliner Museum und in der St.-Bavokirche zu Gent ist die „Anbetung des Lamms" geradezu Zweierlei. Dort, wo sich sechs Tafeln dieses berühmten Bildes befinden, hat uns die Leistung der Brüder Hubert und Johann van Eyck nur einen kunstgeschichtlichen Werth; dort wird das Auge von der verlockenden Formenschönheit der italienischen Säle angezogen und auch die Theorie stört uns, die nazarenische, altdeutsche, sonderthümliche Schule, die uns an diesen Anfängen der Kunst immer sogleich eine Vorlesung über den wahren Geschmack, die wahre Vertiefung und das eigentliche Ziel der Malerei halten will. Wie anders aber wirken die Ergänzungstafeln jener allegorischen Composition an dem Orte, wo die Meister lebten! Wie ist da die richtige Anschauung so schon vorbereitet durch Alles, was man von Ueberbleibseln der alten Zeit an einem Tage dort reisend gesehen hat! Wie lenken Häuser, Paläste, Kirchen, geschichtliche Erinnerungen und die jetzt noch waltenden Sitten zurück auf die stille Betrachtung solcher alten Kunstwerke, wie auch ein solches der Schrein der h. Ursula in Brügge ist! Nun erst, im Zusammenhang der Zeiten und der Oertlichkeiten, entdeckt man die wahren Schönheiten, nun erhebt sich das so Anspruchslosscheinende zu einer staunenswerthen Bedeutung und man sieht diesen ersten Anfängen der wiedererwachten Kunst das bewußte Vermögen, schon absichtliche Wollen und treufleißige, gemüthvolle Ausführen an. Die Traulichkeit in den Bildern van Eyck's ist bezaubernd. Die gefällige Anordnung der Figuren, die Gewissenhaftigkeit des Beiwerks, die wohlthuende, in der Perspective überraschende Zuthat der landschaftlichen Staffage, Alles tritt uns wie niegesehen vors Auge. Die Oertlichkeit verklärte diese Bilder oder, will man es richtiger sagen, sie verklärte die Gerechtigkeit unsers Urtheils.

Der Preußische Thaler.

Wenn wir etwas für unsere Bildung verausgaben sollen, so hat uns der Thaler immer dreihundertundsechzig Pfennige. Geben wir etwas für unser Vergnügen aus, hat er nur 30 Silbergroschen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 7. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Onkel Tom's Hütte.

Ein Glück, daß die deutsche Flotte verkauft ist; ein Glück, daß wir keine Colonien haben; ein Glück, daß uns die Frage über die Nothwendigkeit oder die Abscheulichkeit der Sklaverei nicht im mindesten persönlich berührt. Wir dürfen somit das Werk der Frau Stowe in Deutschland mit der ganzen Gemüthsruhe lesen, die unser Buchhandel voraussetzt, seitdem wir von ihm mit „Onkel-Tom's-Hütten" in allen möglichen Formaten und Schriftsorten überschwemmt werden. In Amerika wird dies mit dem ganzen leidenschaftlichen Feuer und der nachdrücklich kaltblütigen Entschiedenheit, deren in solchen polemischen Dingen auch nur Frauenherzen fähig sind, geschriebene Buch mannichfachen Widerspruch gefunden haben; die Engländer und Engländerinnen dagegen fanden hier eine vortreffliche Tröstung, erstens für die enormen Summen Geldes, die ihnen — wie manche gemüthlose Nationalökonomen versichern, etwas übereilt und im Ganzen genommen, wie sie sagen, zum Fenster hinausgeworfen — die Emancipation der Neger kostete, und zweitens Trost für die geringen Wirkungen, welche die gründliche Verachtung Nordamerikas von Seiten aller englischen Ladies und Misses bisher noch immer auf die nordamerikanischen Zustände selbst hervorgebracht hat. Eine Amerikanerin bietet ihnen hier die Waffen des Angriffs gegen ihre eigenen Landsleute dar und wie werden sie geschwungen! Auch die englische Buchhändlerwelt ist außer sich; schon hat sich in London dieses farbigen Stoffes die Bühne bemächtigt, „Punch" wird nächstens Herrn d'Israeli als den Sklavenhändler Haley kenntlich machen.

Für uns Deutsche aber ist es zuvörderst sehr angenehm, dies Buch ohne alle nationalökonomische Kritik lesen zu können. Würde Einer bei uns mit gleicher Schonungslosigkeit Proletarierleben, Judenfrage, politische Gefängnißzustände darstellen wollen, wir würden von Uebertreibung, von raffinirter Absichtlichkeit sprechen oder mindestens getheilter Meinung sein, während die Negerfrage ganz entschieden nur unser Herz, nicht im mindesten unsern Kopf beschäftigt, ja uns die Versicherung, unsere Kattunkleider, Cigarren und Zuckerbäckereien hingen mit dieser schwarzen Frage sehr eng zusammen, auch nicht die mindeste Wahrscheinlichkeit hat, einige berühmte Gelehrte und Staatsmänner vielleicht

ausgenommen, die zu der bekannten Schule gehören: „Dem Reichen ist sein Genuß Arbeit und dem Armen seine Arbeit Genuß."

Genießen wir also das Werk der Mistreß Stowe mit derselben ungestörten glücklichen Uebereinstimmung wie eine norwegische Wintergeschichte der Frederike Bremer, bei der unser warmer Ofen uns alle schrecklichen Schneegestöber behaglich wegthaut, oder einen Seesturm von Achenbach, bei dem wir nicht nöthig haben, in Verzweiflung auf einem scheiternden Schiffe dem überfüllten Rettungsboote nachzurufen: Barmherzigkeit! Nehmt uns auch noch mit! Wir sehen an dem Buche dieser talentvollen und trefflichen Frau nur Das, was menschlich ist und davon ist jede Seite so vollbeschrieben mit Charakterzügen, daß sie unsere ganze Liebe und Bewunderung verdient. Wir sagten schon, so leidenschaftlich streng, so begeistert parteiisch, so unverhohlen und nicht selten grausam einseitig kann auch nur ein Frauenherz sich äußern, wenn das einmal ein Uebel der Sitte, der Zeit, des Vorurtheils, des Misbrauchs sich zu bekämpfen vorgenommen hat. Wir Männer würden dem Hasse hundert kleine Ausnahmen gestatten, wir würden zehn mal wieder unsern Verstand zeigen wollen, wenn wir ein mal unser Herz zeigten, wir würden so viel Ja's! und Aber's! Freilich's! und Wenn's! mit in unsern Plan, immerhin streng und polemisch sein zu wollen, mit aufnehmen, daß wir die Frage statt aufzuhellen wie immer nur erst recht verwirrten. Jene Frau thut das nicht. Sie geht dem Gegner ohne Gnade zu Leibe, sie duldet keinen Einwand, sie zieht alle Verschleierungen unbarmherzig von der Blöße Dessen, was ihr als Lüge und Verbrechen erschienen ist, hinweg, sie ist von einer Unerschrockenheit, die Consequenzen ihres Themas zu ziehen, daß sie die Uebel bis an die Wurzel verfolgt. Sie kennt die Anwandlungen der Schwäche nicht, die uns Männer mitten in den muthigsten Entschlüssen überkommen. Gebt den Frauen Gelegenheit, mehre solcher Misbräuche, wie die Sklaverei der „Niggers" auszurotten, sie werden wahrlich und in kürzerer Zeit mehr zu Stande bringen als, in allem Ernste gesagt, je wir sogenannten thatkräftigen Männer.

Neben der Tendenz des „Onkel Tom" ist auch die Charakteristik vortrefflich. Diese Gestalten sind nicht, wie wir deutschen Autoren leider fast alle schreiben, im Zwielicht einer dämmernden Studirlampe erfunden oder um Gotteswillen auf Fußwanderungen von der Landstraße, aus den Wirthshäusern und von einigen plauderhaften mittheilsamen Landbewohnern zusammengelesen. Wir wollen darum unsere Stubenfiguren nicht verachten. Sie entsprechen einem Volke, das seine Bildung aus Büchern schöpft und seine Anweisungen zum Handeln meistens nur aus den Instructionen einer Anstellung nimmt oder aus sonstigen Motiven der europäischen Civilisation, die uns Alle doppelleibig macht, Amphibien halb auf dem Continent unserer Pflichten, halb im stillen Ocean der Sehnsucht oder auf den lilienbedeckten Waldseen unserer romantischen Phantasien. Noch mehr, wir haben Augenblicke, wo wir die träumerische Abstraction unserer Romangestalten dem Uebermaße englischer und nordamerikanischer Realität vorziehen und uns nur verwundern müssen, wie unsere empfindsamen englisirten deutschen Damen Gefallen finden können an Figuren, die wie Mister Wilson, des Mulatten Georg früherer Herr, jede seiner nachdrücklichern Meinungsäußerungen mit einer gesprützten Ladung „Jauche" aus dem im Munde gekauten Tabacks-Priemen begleitet. Indessen bei so viel Leben und Wirklichkeit geht das Derbste leicht und gefällig mit. Es ist wunderbar, wie diese resolute Verfasserin das Dasein der Menschen in Küche, Keller, Wirthschaft, Frühstückszimmer, bei Mittag- und Abendessen, Toilette, Plätten, Bügeln, Nähen beobachtet hat. Das übrige Leben, die Kirche und die geistlichen Thees etwa ausgenommen, scheint der Verfasserin etwas verschlossener zu sein. Ihr Mister Shelby thut nicht viel und ihr Mister St.-Clare noch weniger. Man lernt Beide nur in ihren Beziehungen zu Gattinnen, Kindern und zum Gesinde kennen. Die Welt des Mannes, der vor seinen Rechnungsbüchern sitzt oder von

Morgens acht bis vier, auch sieben Uhr Abends arbeitet, fehlt in ihrem Buche, wie sie auch das Loos der Sklaven immer nur schildert, wenn sie gerade gepeitscht werden oder verkauft oder in der Küche, im Hauswesen ab- und zugehen, aber wenig in der Plantage, wo sie eigentlich hingehören, als arbeitende und, wie die südlichen Staaten der Union behaupten, unerläßliche Hülfskraft. Es thut uns leid, von einer so ausgezeichneten, edlen, geistreichen und muthigen Frau, wie Mistreß Stowe ist, wiederum doch auch die alte Erfahrung bestätigt zu sehen, daß wenig Frauen den Mann unter dem Drucke seiner Pflichten, den Mann des Berufs kennen. Auch bei ihr gibt der Mann immer nur aus dem Schreibbureau das Wochengeld heraus; wie es aber hineinkommt, das ist eben die zweite den Frauen meist verschlossene Hälfte des Männerlebens, die Rückseite der Medaille, die man wol auch, ein wenig anderslautend, bei Mistreß Stowe's feuriger Advocatenschrift der Humanität und der christlichen Liebe wird gelten lassen müssen.

Mistreß Stowe wird uns fortan schon deshalb ein herzgewonnener Name bleiben, weil ihr Buch so außerordentlich reich ist an den lieblichsten Charakterzügen und den rührendsten Situationen. Wir wagen kein Urtheil über sie zu fällen als Dichterin im höhern Sinne des Worts. Es gilt vorläufig von ihr: Pectus erat, quod disertam fecit, der mit Begeisterung erfaßte Gegenstand machte sie zur Dichterin. Die Verknüpfung ihrer Genrebilder ist nicht eben bedeutend. Es strickt sich Scene an Scene etwas lose an. Auch der Sklavenjargon ermüdet und die Versuche, aus dem Bereiche der Camera obscura und des bloßen Auffangens der Wirklichkeit herauszutreten und mehr zu geben, als die mit unglaublicher Treue aufgefaßten Lichtbilder der Erfahrung, scheinen nicht ganz gelungen zu sein. Miß Evangeline wenigstens ist eine etwas haltlose Erfindung, eine Art Mignon des Pietismus, ein altkluges Kind, das in ihrer evangelischen Weise Dinge sagt, die sehr kostbar und jedenfalls unmöglich sind. Es ist glaublich, daß die frommen Misses Englands gerade in Evangelinen, namentlich, da sie so rührend sterben muß, ihre ganze Seele befriedigt finden; indessen geht dies kleine verkörperte Gebetbuch mit Goldschnitt, besonders wenn man die nervenschwache Herzlosigkeit ihrer Mutter und den — beiläufig gesagt meisterhaft geschilderten — Indifferentismus ihres Vaters bedenkt, über die Grenzlinie der Natur hinaus und wirkt schon gerade wieder so, wie nur irgend unsere deutschen Kritiker unsere eigene Dachstuben-Romanenwelt mit Vorliebe willkürlich und gemacht finden können.

Alles in Allem genommen hat „Onkel Tom's Hütte" die vollsten Ansprüche, von aller Welt, was hier im eigentlichen Sinne zu nehmen ist, verschlungen zu werden. Nur die französischen Autoren werden es wahrscheinlich für Frankreich nicht aufkommen lassen; die Franzosen haben einen merkwürdigen Stolz auf ihre eigene Literatur und würden diesen deutschen Pfennigs- und Silbergroschen-Industrialismus für ein fremdes Buch nicht begreifen, ja geradezu abscheulich finden. Wir Deutsche indessen, bekanntlich die Hansnarren aller Welt, schließen an diese kleinen Randbemerkungen unsers nach guter Kritikerart tadelgemischten, sonst feurigen Lobes nur noch den einen Wunsch, daß sich die vielen höchst zarten und frommen Seelen, die sich an der heldenmüthigen Sprache dieser freien Amerikanerin jetzt erbauen, doch auch bereitwillig finden möchten, andere, namentlich deutsche Mißbräuche, als verwerflich anzuerkennen, falls sich denken ließe, daß eine Feder verstünde, sie so lebendig darzustellen, wie in „Onkel Tom's Hütte" eine Frau verstanden hat, der ganzen gesitteten Welt die Leiden der Neger ans Herz zu legen.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

II. Ein Abend in der Grossen Oper.

Man gab den „Ewigen Juden" von Halevy.

Die Franzosen sind, mindestens gesagt, mit ihrem Ewigen Juden nicht recht gescheut. Die Manie für Alles, was sie vom Ewigen Juden nur in Erfahrung bringen können, will nicht aufhören. Kläng' es nicht zu zweideutig, es gäbe bei ihnen schon Kaffeehäuser, Verkaufsmagazine, Läden „Zum ewigen Juden", wie es eine große Kleiderhandlung auf den Boulevards zum „Propheten" gibt, wahrscheinlich weil Bockolt, einer der Wiedertäufer, ein Schneider war. Wie wir Deutsche, auch vielleicht zu oft, den „Faust" im Munde führen, so die Franzosen den Ewigen Juden. Er drückt ihnen die ganze Philosophie der Geschichte aus. Ahasver ist ihnen die leidende Menschheit, die achtzehnhundert Jahre unter dem Drucke der großen Thatsachen, unter den Kriegen und Eroberungen, den Blutbädern und Verheerungen zwar unversehrt, aber auch nicht besonders glücklich hindurchgekommen ist. An die Juden selbst, etwa an Herrn Fould oder Herrn James von Rothschild, denken sie dabei nicht; um so weniger, als bei ihnen die Juden bereits den übrigen Menschen gleichgestellt sind.

Den Halevy'schen Ahasver wollen wir den Franzosen lassen. Weder die Fabel des Textes, noch die Ausschmückung desselben mit Musik kann die Mühe belohnen, die es kosten würde, ein so auf massenhafte Hülfsmittel, auf Glanz und Seltsamkeit der Decorationen berechnetes Werk über unsere Bretter zu bringen. Für unsere Theatercensur würde auch der Schluß der Oper, der Uebergang in die jenseitige Welt, die seraphische Ruhe, die der ruhelose arme Jude endlich unter den Heerscharen des Himmels findet, etwas nahe an Blasphemie streifen und der vierten Abtheilung des Criminalgerichts in Berlin oder sonst einem Tribunal unserer Preßgesetzgebung anheimfallen. Allein Idee und Musik verlohnen die Mühe des Einstudirens und den Schutz einer rettenden Cabinetsordre nicht. Idee und Musik gehören dem Decorationsmaler. Herr Déplechin schlug die Prospecte vor, die man malen konnte, die Versatzstücke, die sich aufschlagen ließen, die Verwandlungen, die in ihrer Aufeinanderfolge am meisten überraschen würden, und die Herren Scribe und Halevy gaben dazu die Illustration, jener von Worten und Scenen, dieser von einem unbestimmten Nebel und Flimmer haltloser und unabgerundeter Musik.

Die kleine anmuthige, zum Herzen singende Dresdnerin, Emmy La Grua, gab die Tochter Ahasver's. Sie wurde ausgezeichnet, konnte jedoch nicht ganz gegen ihre Mutter aufkommen. Keine Oper mehr ohne Mutter. Seit Fides muß jedes Opernsujet eine Mutter haben. Dies ist ein Glück für unsere lebenslänglich engagirten deutschen Hofopernsängerinnen. Es wird von jetzt an doch immer Opern geben, wo neben jungen, noch nicht der Scene ganz kundigen Anfängerinnen — der große Mangel an Stimmen hat die Pariser mit der talentvollen und liebreizenden Emmy La Grua trotz aller Spuren der Anfängerschaft befreundet — sich auch bewährte, gediente, geprüfte Damen halten können, Sängerinnen, die man nach der Höhe ihrer Tonlage, nicht ihrer Jahre schätzen muß. Die Fides des „Ewigen Juden" ist eine Flamänderin, mit der Ahasver im vierzehnten Jahrhundert in einer Ehe begriffen war, die er verlassen mußte, weil ihm Familienglück nicht beschieden ist — ganz im Gegensatz zum wirklichen Judenthum, das achtzehnhundert Jahre lang im Familienglück für seine Leiden einen Trost gefunden hat und nie anders auswanderte als mit Weib und Kind. Daß jene

Gattin des „Ewigen Juden" gerade eine Flamänderin sein mußte, beweist, wie in Paris die Dichter sich an die gerade vorgeschriebenen Bedingungen anzupassen verstehen. Madame Tedesco, die Rivalin der Emmy La Grua, ist sehr groß und stark, ja man könnte bei ihr von Embonpoint sprechen wie bei einer deutschen lebenslänglichen Hofopernsängerin. Diesem Embonpoint zu Liebe ist Theodora, die Gemahlin Ahasver's, eine Dame flämischer Geburt.... Daß alle diese Bedingungen zusammenstimmen, Embonpoint, Sujet, Musik u. s. w., wird in Paris weise vorgesehn. Die Poeten, Componisten, Regisseure, Decorationsmaler, Costümiers, Balletmeister sitzen am grünen Tische eines Conferenzzimmers und Melpomene oder Euterpe führen in Ergebenheit nur das Protokoll. Den Parisern gefielen die „kolossalen Gliedermassen" und schwarzen Augen der Tedesco mehr als die zartern Formen und braunen Augen der La Grua. Doch gab es auch Hände genug, die sich für die mildere und sanfte Leistung der Debütantin in Bewegung setzten. Das gewaltigere Aussichherausgehen, das der Pariser verlangt, wird die junge Dame schon noch lernen, wenn sie bei der Aufgabe, ein ganzes Jahr lang wöchentlich zwei mal immer nur eine und dieselbe Rolle zu singen, nicht zu Grunde geht.

Man gab den „Ewigen Juden". Man gab ihn in den Solis vortrefflich, schlaffer in den Chören und in der Belebung der Scene lange nicht mit der Umsicht und dem Eifer, der auf diesen Bretern sonst herrschte. Bei dem besten Willen, von den republikanischen Formen Gutes zu berichten — Polonius sagt: Wahr ist's, es ist Schade und Schade, daß es wahr ist: — von der Bühne muß man eingestehen, daß ihr die Monarchie besser ist. In der Monarchie spielt, singt, arrangirt man fleißiger als in der Republik. Die Republik hat die Volkssouveränetät an Orte gebracht, wo sie nicht hingehört. Sie hat sie erstens in die Restaurants gebracht. Kein Kellner hebt einem Gaste die Serviette auf, wenn diese ihm gerade von den Knien fallen sollte. Sie hat sie zweitens in die Kaffeehäuser gebracht; kein Journal wird dir mit der Bereitwilligkeit vom Garçon entgegengebracht, wie dies unter Ludwig Philipp I. und Einzigen geschah. Sie hat sie drittens auf die Straße gebracht; kein Fiaker, falls nicht ein freundlicheres Naturel bei ihm unabhängig von allen Staatsformen Sitten und Manieren schon angebahnt haben, geht aus einer phlegmatischen Gleichgültigkeit heraus, wenn man von ihm gefahren sein will. Die Republik hat die Volkssouveränetät auch viertens unter die Frauen gebracht, wo sie am wenigsten hingehört — davon ein andermal. Aber auf den Bretern taugt die Volkssouveränetät gar nichts. Dies schlaffe Spiel der Massen, diese Zerstreutheit der Statisten, diese Gleichgültigkeit der Comparsen, diese Verachtung des Publicums und jedenfalls des Regisseurs, der doch sicher seine Aufträge mit demselben Eifer ertheilte, wie vor fünf Jahren unter den Königen, überraschen. Man führt auf der Scene nichts mehr so aus, wie man Dergleichen sonst ausgezeichnet in „Robert", den „Hugenotten", der „Jüdin" und der „Stummen von Portici" ausgeführt sah.

Ob Ludwig Napoleon auch der Bühne helfen wird, wie er allen Leiden der Gesellschaft helfen zu können vorgibt? Wir lauschten auch darauf, als er endlich erschien...

Ein Platz in der Großen Oper ist eine Art umgekehrten Lotterieeinsatzes. Man weiß, wie man herauskommt, aber nicht wie hinein. Es gibt Plätze aller Art, so viele fast wie Gerichte auf einem Speisezettel. Und in demselben Range wieder fünferlei Schattirungen. Die allerschlechteste Schattirung ist unfehlbar die, in des Hufeisens äußerste Spitze zu gerathen und vom „Ewigen Juden" nur alles Das zu sehen, was nach Osten liegt. Glücklicherweise war das die natürliche Tendenz des Ahasver. Die Klage aber um den Platz verwandelte sich plötzlich in eitel Lobgesang, als die Menschen im Corridor sich häuften und sich an die kleinen Fenster unserer Loge drängten. Gerade gegenüber saß der Präsident. Er war eben mit zwei Begleitern gekommen. Die Damen nebenan, die mit sehr vielem Aufwande von Edelsteinen und Blumen, aber sehr wenig

Aufwand wenigstens von germanischer Würde in ihrer Loge hin- und herrannten und oft den Publicum den Rücken kehrten, gehörten gleichfalls dem Elysée an. Im Hintergrunde erblickte man General Magnan. Man hatte somit den ganzen siegreichen Zweiten December beisammen.

Ein scharfes Glas mit mehrfacher Lichtbrechung brachte das Bild des Mannes, der vor einigen Tagen die Napoleonischen Adler an die Truppen vertheilt hatte, sehr nahe. Von allen Porträts sind die, welche früher im „Charivari" standen, die gelungensten, nur die Locken an den Schläfen sind nicht so kühn gedreht wie vom Griffel des Satirikers; sonst aber stehen Nase und Bart zu den übrigen Gesichtsflächen in jenem eigenthümlichen Verhältniß, das dem Ganzen ein etwas groteskes Ansehen gibt und an italienische Bühnenmasken erinnert. Weiße Halsbinde, schwarzer Frack, ein rothes Ordensband über der weißen Weste, gelbe Handschuhe. Ein Eckfessel, angelehnt an die von der Bühne entferntere Logenseite, verbirgt den Gegenstand der allgemeinen Neugier vor einem Publicum, das zum großen Theile aus Fremden besteht, die noch von den Maifesten zurückgeblieben sind. Nur von der Bühne und jenen Logen aus, die man nur nimmt, wenn alle Plätze vergriffen sind, kann man den durch die Umstände interessant gewordenen Anblick ganz genießen.

Ein Phrenolog hätte nur auf der Stirn, die allein ganz sichtbar war, seine Zeichensprache lesen können, der Physiognomiker mußte ihm zu Hülfe kommen. Was drückte diese Persönlichkeit aus? Etwas Unbedeutendes? Keineswegs. Die Distanz, in der sich die beiden Begleiter hielten, war allerdings vielleicht eine künstliche. Man konnte zuweilen glauben, daß diese drei Männer Komödie spielten. Man konnte glauben, sie hätten sich gesagt: Lieber Persigny, du sitzest dort, lieber Edgar Ney, du sitzest da, ich euer guter Freund sitze hier, wir haben keine Geheimnisse untereinander, wir haben unsere Schwärmereien Alle drei schon so oft in die Feuerfluten einer großen Arrac-Bowle getaucht, die Damen nebenan kennen unsere sämmtlichen Schwächen und Eigenheiten, es ist ein reines Incognito, das wir hier aufführen! Das denkt man eine Zeit lang. Dies Bild verschwand aber, wenn es auch wiederkehrte. Es ging und kam. Die unruhigen Damen nebenan, die steife Haltung der beiden weißen Halsbinden, ein seltsames Lächeln, das zuweilen über den Prinzen streifte und von den Gesellschaftern erwidert wurde, das jeweilige Aufstehen, das behaglichere Ausruhen in einem Vorzimmer der Loge, alles Das konnte auf die Vermuthung führen, der Präsident gäbe nur den Namen her zu einem Vereintwirken, das man die Gesellschaft des Elysée nennt. Und doch würde man, glaub' ich, Unrecht thun, diese Meinung festzuhalten.

Jener düstere Mann, der nicht gut geruht zu haben scheint, weil er unaufhörlich gähnt, gehört sich, scheint es, in den wichtigsten Dingen allein an. Er hat Rückhaltsgedanken, die er nicht Jedem ausspricht. Beim ersten Anblick glaubt man einem jener jungen modernen Hidalgos zu begegnen, wie wir deren in neuester Zeit, wo der Adel sich auf manche alte Ritterkünste verlegte, seit der Schilderhebung des Don Carlos Viele sahen. Man denkt eine Weile an Felix Lichnowsky und seine Genossenschaft, die in Homburg und Baden-Baden Diplomatie und Romantik trieb, sich später in den Zeiten der Paulskirche einen Schwung von geschichtsbefruchtender Thatkraft gab und in kritischen Augenblicken ebenso kühn ein Va banque! in der Politik gerufen haben würde, wie am grünen Tische der Herren Blanc und Benazet. Die Umgebungen des Präsidenten gehören noch jetzt dem Anschein dieser modernen Cavalierperspective an. Er selbst aber hat sich ohne Zweifel aus ihr herausgearbeitet. Man sieht ihm Ernst und brütenden Eifer an; denn Frankreich ist keine Kleinigkeit. Der Stoff des Denkens adelt das Denken. Es sind die Interessen eines Volks, der Ruhm einer Nation, die Fragen der Kirche und der Sittlichkeit, die man nicht wie Billardqueues bewegen oder wie Rouge et Noir poin-

tiren kann: es bleibt Etwas haften von der Würde der Aufgabe. Ich kannte einen König Philipp aus Schiller's „Don Carlos". Wenn dieser nach Hause kam, setzte ihm seine Gattin den immer bereiten Lorberkranz auf und in demselben Tone, mit dem er eben gesprochen hatte: „Madame, dafür geb' ich Ihnen Zeit, zehn Jahre entfernt von Madrid darüber nachzudenken", sagte er jetzt: „Madame, Ihre Coteletes erfreuen sich heute Abend nicht meines allerhöchsten Beifalls!" Wer tausend Menschen in die Verbannung schickte und in dem Augenblicke, wo er eben da die Locke an seinen Schläfen kräuselt, an die von den heutigen Morgenblättern veröffentlichten Briefe Changarnier's und Lamoricière's denken muß, kann sein Leben nicht mehr gering fassen. Die Situation hebt. Wenn nicht alle Zeichen trügen, so liegt hinter diesen ausdruckslosen Augen, die nur deshalb ausdruckslos scheinen, weil sie die Gedanken nicht verrathen und nur Schildwacht vor dem innern Palast des Geistes stehen, ein großer, fatalistischer Glaube an sich selbst. Man sieht ein Va banque! ein Aeußerstes, das ihm nicht etwa die Befestigung einer Dynastie, die ihm persönlich gleichgültig ist, sondern ein Va banque! der Geschichte ist. Er wird nicht ruhen, bis er nicht gewagt hat, sich den Namen Alexander's, Cäsar's, Cromwell's und seines Oheims anzureihen. Tief in seinen Augen knistern die Funken eines Weltbrandes, aus dem ihm wenn nichts, doch Klio's unverbrennliche Tafeln sicher bleiben. Warum sollte er sich durch Benutzung seiner Stellung nicht einen Namen in der Geschichte erwerben wollen? Jener Mann da träumt eine Zukunft Europas, gegen die der Zweite December, die Deportationen nach Cayenne und die Debatten des Augenblicks kleine Bagatellen sind.

Man wird jenes Händeklatschen kennen, das vom Klatschen nur die Gesticulation macht. Man schont dabei seine Handschuhe. Aber nicht mitzuklatschen, wenn Alles klatscht, sieht wie eine Kritik aus. Den Schein dieser Kritik vermied der Prinz. Fürstliche Personen pflegen in solchen Fällen zwei oder drei mal in Wirklichkeit die Hände anzuschlagen und den übrigen Lärm dem Enthusiasmus zu überlassen. Unser vis-à-vis that weder das Eine noch das Andere. Er klatschte unausgesetzt, so lange das Publicum klatschte, aber nur scheinbar. Er schlug den ganzen Tintamarre, wie der Franzose sagt, mit, aber nur mit aneinandergelegten Händen, die still waren. Er klatschte: Es lebe die Republik! Es lebe Napoleon! Es lebe der Frieden! er machte Alles mit, was die öffentliche Meinung eben an der flamländischen Madame Tedesco oder der zarten sächsischen Italienerin La Grua beklatschenswerth fand; aber er selbst that es nur scheinbar, verfiel sogleich wieder in seine brütende Geistesabwesenheit, sah und hörte nichts, so voll der handgreiflichsten Schmeicheleien auch das Textbuch der Oper war und eine Kaiserkrönung ihm dicht vor den Augen aufgeführt wurde. Nur als zuletzt Roger auch zu außerordentlich schön sang, machte er einige mal Miene, ernstlich in den Beifall mit einzustimmen. Es schien, als hätte er den Beweis geben wollen, daß er das Talent dieses Sängers seine bekannten Gesinnungen nicht entgelten ließe. Dieser Prinz hat den Cultus der Namen zerstört, er hat die großen Männer und ihren Ehrgeiz als die Ursache aller Leiden der Völker darzustellen gewußt und ihnen das Piedestal ihres Ruhms, die Rednerbühne, genommen. Aber er berechnet doch, daß er für seine Zukunft einst Talente und besonders die Feder der Geschichtschreiber und die Leier der Dichter wird brauchen können. Ludwig Napoleon würde Victor Hugo sein Buch über ihn vergeben, wenn sich der Sänger der Orientalen entschließen könnte, die Saiten seiner Leier schon jetzt für die Thaten zu stimmen, die er versuchen wird auszuführen, trotz aller Versicherungen des Friedens. Wer in der Artillerie eine Entdeckung gemacht hat, ruht nicht, sie anzuwenden.

Einige Deutsche wollten aus der Physiognomie unsers Gegenübers alles Mögliche herauslesen. Der Eine sprach von Grausamkeit, der Andere von Verstellung, Der sah Alba, Jener Heliogabal. Wer sagt das Alles? Was läßt sich aus stummen Mienen Sicheres entneh-

men? Nicht viel mehr als aus den telegraphischen Depeschen des „Moniteur". Ein Jeder übertrug auf jene Mienen nur den Eindruck des Erlebten. Man fand nur drei Dinge für gewiß bestätigt: Zerstreutheit, Schweigen und große Ermüdung. Die Ermüdung des Körpers bürgt oft für die desto frischere Kraft des Geistes; denn der Mensch gleicht gern in sich aus; Beweis dafür die Bekehrungen früherer Lebemenschen. Eine frische Körperkraft denkt nicht daran, über eine Compensation ihres bessern Werthes zu grübeln; sie lebt im Augenblick, verschönert denselben sich und Andern, genießt ihn und schafft Genuß; der Erschöpfte aber raffinirt. Unser ganzer Mensch da gegenüber raffinirt und ist raffinirt. Auch sein Schweigen ist Raffinement oder vielleicht Erschöpfung. Denn warum Schweigen? Ein Mann, der Strasburg und Boulogne erlebte, kann nicht schweigen. Er muß das Bedürfniß haben, sich zu rechtfertigen; er muß sprechen, er muß schreiben, wenn er nicht sprechen kann; und wer schreibt, liebt die Mittheilung. Daß unser Gegenüber schweigt, ist die Folge einer zweiten Eigenschaft, die sich zur Erschöpfung gesellt: der Furcht. Auch der dritten Eigenschaft, der Zerstreutheit, liegt die Furcht zum Grunde. Nicht etwa die gemeine Furcht. Charaktere wie Ludwig Napoleon drücken sich in eine Logenecke nicht aus Furcht etwa vor einem Pistolenschuß. Ueberhaupt mitten in einer historischen Laufbahn fallen ist ja Heldenthum und nur Heldenthum scheint es, was er anstrebt. Die Furcht dieses wühlenden, grüblerischen und sichtlich erschöpften Geistes ist die Furcht vor dem Erfolg. Alle Geister dieser Art, die produciren, fürchten die Erfolge. Sie unternehmen etwas, das in drei Tagen erst fertig werden kann, und in diesen drei Tagen werden sie nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, nicht reden. Sie athmen erst auf an dem dritten Tag, wo eine telegraphische Depesche kommt und sagt: Die Sache ist so ausgefallen, wie du gehofft und gewollt hast! Dann athmen sie auf, dann werden sie redselig, trinken Champagner und strafen alle Physiognomiker Lügen, die in den drei Tagen sie beurtheilen wollten. Nun denke man sich ein Leben, zusammengesetzt aus lauter solchen dreitägigen Terminen. Immer von drei zu drei Tagen, von drei zu drei Monaten, von drei zu drei Jahren etwas Neues. Da hört man auf, sich selbst noch anzugehören, man redet nichts, man lacht nicht, man lebt nicht in der Wirklichkeit, man ist verstimmt, immer gespannt, immer furchtsam. Das leise Schleichen zu einem Ziele hin (in unserm Falle die Eroberung Europas vermittels französischer Nationalthorheit und jener verbesserten Entdeckung in der Artillerie) nimmt den ganzen Menschen in Beschlag und modelt ihn in seinem Charakter.

Wer von jenem grüblerischen Antlitz sagen wollte, es gehörte einem Manne, der mit der Geschichte experimentirte, um Clichy, d. h. den Schuldthurm, zu vermeiden, würde sich erstens sehr irren und zweitens eine große Thorheit begehen; denn nichts kann diesen Herren dort in der Loge willkommener sein, als dem übrigen Europa vorläufig für völlig unbedeutend zu erscheinen. Im Gegentheil, zu dem Machiavellismus in den Zügen des Prinzen gesellt sich etwas Contemplatives, Mystisches. Man ist vollkommen berechtigt, ihn einen Ideologen zu nennen. Er besitzt einen großen und anerkennenswerthen Respect vor Allem, was die Zeit „an Blasen" aufwirft. Wenn man den Ehrgeiz eines Schriftstellers hat, lacht man nicht, wie vielleicht Herr Persigny und Edgar Ney da thun würden, falls von Creditkassen, Volkswohl, Capitalienherrschaft gesprochen wird. Und Herr Persigny und Herr Ney haben sich auch schon daran gewöhnt, diese Grillen ihres Freundes gewähren zu lassen; sie schriftstellerten nie. Sie achten sein Talent der Lucubration. Und jener Mann da ist ein Mann der Feder. Er wird Schlachten schlagen mit der Feder hinterm Ohr. Wenn man jetzt, wo endlich das „Jüngste Gericht" von den Posaunen Halevy's eingeleitet ist, für eine Zeitung von ihm verlangen würde: Mein Herr, schreiben Sie mir eine Kritik über diese Vorstellung! so würde die Hauptperson dieser beiden Logen wie elektrisirt auffahren und eine vortreffliche Abhandlung über eine Vorstellung

schreiben, die er nicht gehört hat. Es ist eine merkwürdige Mischung von Bedeutung und Nichtbedeutung in diesen Gesichtszügen. Wachen und Schlaf, Geist und Beschränkung, Anspannung und Erschöpfung. Denkt euch etwa einen Recensenten, der, wie Ludwig Rellstab in Berlin, seit dreißig Jahren dieselben Vorstellungen, in demselben Theater, mit denselben Kriterien beurtheilen muß und von Langeweile, Abspannung, Verachtung aller lächerlichen Kunstillusionen gemartert, nur noch mit einem Ohre zuhört und nur über zwei Dinge grübelt: erstens über seinen eigenen Ruhm als ein zweiter Lessing (in unserm Falle Napoleon der Große, im Allgemeinen), und zweitens über sein Nachtessen zu Hause und sein Bett. So erschien uns der Präsident in der Großen Oper.

Dem Ewigen Juden hatte endlich auch der Erzengel Michael die Augen zugedrückt zum ewigen Schlummer. Es war weit über zwölf Uhr. Draußen in der Straße Lepelletier wimmelte es von Gendarmen, Lanzenreitern, Commissarien. Ein Rufen, Säbelklappern, Pferdetrappeln durcheinander. Man hätte kaum geglaubt, daß es eines solchen kriegerischen Aufwandes bedurfte, um drinnen in dem Lichtmeer der Großen Oper diese stillen Träume über Musik und Weltgeschichte möglich zu machen. Es ist eine abscheuliche Eigenschaft der Menschen, die uns dienen, daß sie immer thun, als schützten sie uns vor Gefahren, die gar nicht vorhanden sind oder die sie übertreiben. Dieser Waffenlärm vor der Großen Oper war eine Schmeichelei. Drückte Ludwig Napoleon nicht in Frankreich etwas aus, was eine Zeit lang sowol jenseit des Rheins wie in der Geschichte überhaupt nothwendig ist, er würde sich nicht halten können . . doch ist dies ein Thema, über dessen Erörterung wir abbrechen. Wir wollten zu unsern Pariser Erinnerungen nur den nothwendigen äußern Rahmen geben.

(Der dritte Artikel: Pariser Frauenwelt, in einer folgenden Nummer.)

Ein Mädchen aus dem Volke.

Erzählung in sieben Capiteln.

Siebentes Capitel.

Der Himmelsblick.

Die Jugend schmollt mit dem Leben, das ihr nicht nach Wunsch gehen will, länger als das reifere Alter. In gesetzten Jahren weiß man die Flucht der Zeiten mehr zu schätzen und findet sich mit ihrer Ungunst gelassener ab. Die jungen Jahre gehen mit sich verschwenderisch um und geben auch ihrem Kummer mehr Raum, als sich der kühlere Sinn späterer Zeit gestattet, ja sich zuweilen kaum noch erklären kann.

Oswald ergriff mit Eifer seinen Beruf, besuchte seine Heimat, sah die frohen, entwölkten Mienen seiner Aeltern, denen er nach ihrem Sinne für die vom Pfarrer Dämmer gewagten Schritte eher hätte danken als von ihnen eine Abbitte dafür verlangen sollen, feierte die Verbindung Scharfeneck's und seiner Schwester mit, aber es lag ein Druck auf seiner Seele, der nicht weichen wollte. Scharfeneck, vor ihm zur Residenz zurückkehrend, begründete sich eine Häuslichkeit, die seinem Weltsinn entsprach. Er sah viel Menschen um sich und erzog seine junge Frau mit Geschick für die nicht leichte Aufgabe, ein Haus zu machen. Oft ermunterte er den Schwager, ihrem Beispiele zu folgen und sich zu verehelichen. Oswald lehnte die Zumuthung fast verletzt ab.

Scharfeneck kam selbst nach einigen Jahren noch auf manche Ausläufe der Verirrungen, die sein Schwager durchlebt hatte, zurück. Während er Ernestinens Entschluß, sich der Ehre Oswald's und dem Rufe seiner Aeltern zum Opfer zu bringen, in einer für dessen Gefühl fast übertreibenden Weise pries und sich jetzt, seit Ernestine verschollen war, fast mit ihr ausgesöhnt hatte, häufte er über die Dinge, welche sich rings um Oswald's verblendete Sinne, wie er sagte, damals so behaglich ausgebreitet hatten, allen Spott, dessen seine scharfe Beobachtungsgabe nur fähig war. Um dir ein Bild von deinem edeln Volke zu geben, sagte er, geh' einmal in eine der Nebenstraßen des Schloßplatzes! Dort findest du ein Modegeschäft unter der Firma: „Sigmund Hartmann und Comp." Eine reizende junge Frau sitzt am Fenster und nimmt die Bestellungen an. Es ist Malvina. Das Geld, das zu diesem Geschäfte nöthig war, hat einen Ursprung, der dir die eigenthümliche Vorstellung, die alle diese Menschen mit Macht und Besitz verbinden, vergegenwärtigen wird. Ernestinens Brüder wußten nichts von Wächter's bei ihr aufbewahrtem Gelde. Sie kamen nur in der Absicht, durch ein Gewebe von Lüge die Schwester zu bestimmen, ihre Verbindung mit dir zu ihrem Vortheil auszubeuten. Exploitiren! Das ist nach oben eine Kunst, die doch noch manchmal Ueberwindung kostet; nach unten versteht sich das Exploitiren von selbst. „Wie machen wir's, daß Der einmal herausrückt!" war das Thema ihres verschmitzten Planes. Hartmann würde sich viel zu vornehm gedünkt haben, mit diesen Leuten gemeinschaftliche Sache zu machen. Sie nannten ihn um Malvina's und der Schwester willen, die vor diesen Namen schauderte. Hartmann war nur schlecht in einem ganz andern Stil. Woher bekommen wir Juristen unsere allerdings traurige Verachtung und Gleichgültigkeit vor den menschlichen Charakteren? Kann man sie uns verargen, wenn wir Thatsachen erfahren wie die: Hartmann nimmt die Liebe der in seine Vernisstiefeln und seine Cravattenknoten vernarrten und auf eine, wie man nach Verirrungen dieser Art oft findet, geregelte Ehe fast mit einer Art Prüderie bedachten Malvina mit ruhigem Hochmuth an und beschließt, seine pariser Erfahrungen und sein Hé! Holà! Houp! dadurch zu nutzen, daß er ein Modemagazin anlegt. Woher aber das Geld dazu nehmen? Rathe! Er, verlobt mit Malvina Wilde, schreibt an den jungen Grafen Luchsfuchs! Dieser schickt verächtlich für einmal einen Beitrag zur Ehe und zum Etablissement. Jean Morbiller, sein Kammerdiener, der Wuchergeschäfte macht, oft mit seinem jungen Herrn selbst, schießt ein Capital vor und macht sich nunmehr zum Herrn der ganzen, jetzt eröffneten Firma „Sigmund Hartmann und Comp." Ob da nun früher ein Schimmer von Poesie vorhanden war, den ich in meiner Skizze, wie oft ein junges Wesen in diesen Sphären der raffinirtesten Verführung unterliegen muß, andeutete, das mildert sich nun Alles ab in Täuschung und löst sich in Verhältnisse auf, wie sie leider eben dazu dienen müssen, die Großen so unverbesserlich hochmüthig und von den Kleinen so unverbesserlich geringschätzend denken zu machen.

Du hast Recht, sagte Oswald mit Bitterkeit, ich werde mir auch deshalb lieber eine Fürstin zum täglichen Umgang wählen. Frau von Wolmany empfahl mich wenigstens in ein Haus, wo ich solche Erfahrungen, wie du sie schilderst und ich selbst erlebte, nicht wieder machen werde.

Thu' das! fiel Scharfeneck ein. Besuche die Cirkel der jungen Fürsten Bagrantion! Schade, daß sie nicht aus Petersburg, sondern aus Italien kommen. Feodore Bagrantion, die berühmte Bildhauerin, meißelt ihre Amor's und Psyche's nicht, um sie nur vom Hofe bewundern zu lassen. Sie rafft Künstler und Gelehrte, Civil und Militär, Alles durcheinander auf, um ein Haus zu machen, in welchem dir vielleicht einmal ein Reisender aus Petersburg begegnet, der dir von der guten und vortrefflichen Ausnahme Ernestine Waldmann Nachricht bringt.

Und wirklich erlebte Scharfeneck, daß sein Schwager ein eifriger Besucher einer zahl-

reichen russischen Familie wurde, deren jüngere Mitglieder aus Italien zurückgekehrt waren, um sich mit den ältern, die aus Petersburg kamen, in dieser Residenz ein Rendezvous zu geben. Das ehrwürdige Haupt dieser reichen und kunstsinnigen Familie war eine Matrone, die von Moskau eintraf. Es war eine geborene Deutsche, eine hochgebildete, wohlwollende Frau, leider seit Jahren erblindet. Scharfeneck erfuhr, daß sich Oswald, eingeführt von Frau von Wolmany, gerade am liebsten in dem engern Kreise dieser greisen Fürstin bewegte und oft in der Woche zwei bis drei mal bei ihr den Thee trank. Die Schwester wurde fast eifersüchtig, wenn Oswald die Behaglichkeit dieser Abende rühmte. Die greise Fürstin ordnete, als sie ankam, sogleich ihren Kreis für sich an. Ihre Enkel und Enkelinnen waren ihr zu erregt, zu lärmend. Sie hatte eine kleine erlesene Gesellschaft für sich, eine Gesellschaft, die ihr mit etwas Umständlichkeit angemeldet wurde, dann auf wollenen Teppichen nahte, in dem matterhellten Zimmer Platz nahm und sich die Gespräche gefallen lassen mußte, die die eigenthümliche und etwas strenge erblindete Dame nach ihrem Wunsche angab oder nach Gefallen abschnitt. Wenn Oswald's seitdem merkwürdigerweise fast wie umgewandeltes Wesen, seine fast zurückgekehrt scheinende Heiterkeit erwähnt wurde, pflegte Scharfeneck in seinem illusionslosen Eifer zu äußern: Sage man, was man wolle, es liegt etwas Veredelndes, Erhebendes, Läuterndes im Umgang mit den bevorzugten Ständen! Geringe Anschauungen mögen da am allerwenigsten fehlen, aber sie werden entweder verborgen oder nur nach dem Maßstabe irgend eines allgemeingültigen Gesetzes ausgesprochen. Immer sucht man doch die Vermittelung mit dem Ueblichen und Ueberlieferten. Und welche unaussprechlichen Wirkungen liegen schon im Takte! Ist der Takt schon die eigentliche Seele der Musik, ohne die all' ihre sonstige Harmonie nicht bestehen kann, so ist der Takt im Umgang geradezu die wahre Seele des Handelns. Wie schleift sich in solcher Umgebung alles Schroffe und Spröde ab! Wie sind die Menschen aufeinander angewiesen und tauschen nur ihr Bestes und ihren wahren Reichthum miteinander aus! Ernst ist jetzt erst in die Bahn getreten, in die ich ihn von Anfang an drängen wollte. Er wird jetzt seinen Werth zu schätzen lernen und sich nur an Das verlieren, was seiner würdig ist.

Eine Störung dieser glücklichen Zeit brachten häusliche Trauerkunden. Die Aeltern Oswald's und Evelinens erkrankten und schieden in kurzen Zwischenräumen rasch nacheinander. Der Fall war erschütternd. Der Schmerz, zwei so theure Wesen so kurz hintereinander zu verlieren, schien anfangs kaum zu ertragen; aber in die Trauer mischte sich, wie gewöhnlich, sogleich die Umständlichkeit der Erbschaftsanordnungen. Wenn Menschen, die uns theuer sind, aus dem Leben gehen, will nur unser Herz klagen, und sogleich wird unser Verstand, nicht selten unsere Leidenschaft in Bewegung gesetzt. Es ist dies traurig genug, aber es ist so. Ueber diese Zwischenfälle, erst der Trauer, dann der Erbschaftstheilung, ging der Winter hin. Als die ersten Lerchen stiegen und eines Tages Oswald nur mit Mühe zu bewegen war, einen Spaziergang durch die vom Eise befreiten Felder vor den Thoren der Stadt mit seiner Schwester und dem Schwager zu unternehmen, mußte er, da er wieder das Haus der Fürstin vorschützte, den Vorwurf hören, daß ihn jetzt diese Welt des vornehmen Scheins denn doch auch zu sehr in Anspruch nähme; ja Scharfeneck ließ sogar in der Laune des Nachtisches — Oswald hatte wie oft bei seinem Schwager zu Mittag gegessen — das Wort fallen: Ich glaubte wahrhaftig, du liebtest die Prinzessin Feodore und spieltest, wie sich für einen jungen bürgerlichen Advocaten kaum anders ziemt, bei dieser Dame die Rolle eines Toggenburg; aber ich höre ja ganz anders! Ich höre, daß du ganz der treue Bologneser der alten blinden Fürstin bist und ohne die Wärme ihres Kamins und die Stille ihrer Teppiche nicht mehr leben kannst. Wer hätte das gedacht!

Oswald hatte schon den noch mit Flor umbundenen Hut in der Hand. Er stockte

einen Augenblick, dann zog er sein Portefeuille und fragte den Schwager — wo er seine Verlobungskarten hätte stechen lassen?.. Verlobungskarten? fragte man erstaunt. Und zur Bestätigung, daß auch er ein solches verhängnißvolles Blättchen wollte vervielfältigen lassen, reichte er Beiden ein Papier. Man ergriff es und las:

Ernestine Waldmann,
Ernst Oswald.

Sprachlos stand die Schwester. Sie mußte an dem sonnenbeschienenen, mit Hyazinthen geschmückten Fenster, das sie eben öffnen wollte, um die erquickendste Märzluft ins Zimmer einzulassen, sich festhalten. Man rieth auf einen Scherz. Oswald aber erwiderte feierlich: Zu allen Zeiten wären mir diese Erinnerungen zu heilig gewesen, um mit ihnen zu scherzen. Es ist Ernst! Hört, was in diesen sechs Monaten der Trauer um unsere Theuern mich aufrecht erhalten hat, was mir die Kraft gab, mit der Fassung, die Ihr sonst an mir kaum gewohnt seid, unter dem Druck der schwierigsten Pflichten nicht zu wanken!

Und so erzählte er:

Im Hause der blinden Fürstin Bagrantion, in dem grünen verhangenen Zimmer, auf den stillen Teppichen, beim Schimmer eines mattgeschliffenen Lampenglases hab' ich Ernestine Waldmann wiedergefunden! Nach der wilden Schreckenszeit, die sie durchlebt hatte, war sie dem Norden zugeflüchtet, erst in der Absicht, dort in untergeordneten Verhältnissen zu dienen. Aber bald wurde ihr Werth erkannt. Man zog sie nach Moskau, wo sie in eine Familie aufgenommen wurde, die ihre Bildungsfähigkeit nicht nur, sondern ihre wirklichen schon erworbenen geistigen Besitzthümer mehr zu schätzen wußte, als nur ihr Herz, dessen stiller Druck, dessen noch immer nicht ausgerungener Schmerz ihr auch nicht die Miene gegeben haben würde, um in der Salonwelt zu gefallen. Man stellte sie bei der erblindeten Fürstin Bagrantion, einer geborenen Deutschen, als Vorleserin an. Ihr reines, zum Herzen sprechendes Organ, ihre gewählte Aussprache, ihre unermüdliche Geduld im Ertragen der vielen Launen einer mismuthigen und verwöhnten hohen Frau und ihrer noch verwöhntern Umgebungen erwarben ihr, wie ja das nicht anders geschieht, zwar nicht die wahre volle Anerkennung ihrer Trefflichkeit, aber brauchbar erschien sie und sehr nützlich und zuletzt, wie die vornehme Kälte dafür immer vom gerechtern Schicksal bestraft wird, nothwendig. Nach zwei Jahren sprach man von einer Reise nach Deutschland. Die Rückkehr nach der Heimat konnte Ernestinen nicht erlassen bleiben, denn eine Weigerung, dorthin zu folgen, würde von diesen starkwilligen Menschen nicht angenommen worden sein. So fügte es der versöhnendste Zufall, daß ich sie wiedersah, als beim Eintreten zur Fürstin gerade eine sanfte Stimme aus Humboldt's „Kosmos" vorlas und mein Auge nicht sogleich auf die weißgekleidete junge Vorleserin fiel. Die Stimme versagte der Lesenden schon, als ich gemeldet wurde. Aber die Fürstin zwang sie, dem ihr von ihren Enkeln vorgestellten Neuling ihres Cirkels noch einmal einige Stellen mitzutheilen, über die sie sogleich ein Gespräch mit mir anknüpfen wollte. Ich erkannte weder sogleich die Gesichtszüge der Vorleserin, noch ihre bebende, nach Fassung ringende Stimme. Erst als sie schweigen, als sie leise sich entfernen durfte, erst da war es mir, als hätte ich eine alte Melodie in meinem Gedächtnisse anklingen gehört, als zöge etwas Geisterhaftes, Fremdes und doch so unendlich Bekanntes durchs Zimmer. Ich wagte es, nach dem blassen jungen Mädchen, das so sicher die schwierigsten Worte und in so vollkommener Aussprache vorgetragen, eine schon die Wahrheit ahnende Frage zu stellen. Ich hörte, schon zitternd, von der blinden Fürstin den Namen Ernestine und Ernestinens Schicksal. Einen Besuch zu ihr selbst, im obern Stockwerke, durfte ich nicht wagen. Aber zwei Tage darauf, an demselben Kamin, in derselben Beleuchtung gab ich Ernestinen zum Gruße meine zitternde Hand. Die Für-

stin sah es nicht ... sie war blind. Sie sah die stumme Begrüßung zweier Menschen nicht, die das Schicksal füreinander bestimmt hat. Was haben Sie? fragte die Fürstin in französischer Sprache, als Ernestine eine Antwort auf eine von ihr gewünschte Auskunft geben sollte. Ernestine wußte, daß in dieser Umgebung ihr Leid und ihre Freude nicht gelten durften. Sie bezwang ihr Gefühl und erwiderte in gleicher Sprache, ... ihr wäre nicht wohl. ... Sie haben zu viel gearbeitet, sagte die Fürstin; wissen Sie, fuhr sie zu ihrem Besuche sich wendend fort — wissen Sie, Herr Oswald, diese junge Dame hat den Fanatismus der Bildung. Ich erlebe noch, daß sie Griechisch lernt!... Ernestine lächelte und sagte nur mit verweisender Bitte: Durchlaucht!.. Ja, ja! Warum soll ich es nicht verrathen, fuhr die Fürstin fort, ich habe Fräulein Waldmann als eine junge Dame kennen gelernt, die vor den Wissenschaften zwar schon viel Achtung hatte, aber nicht gewagt haben würde, den „Kosmos" zu lesen, aus Furcht, über die schweren Ausdrücke in ihm zu straucheln. Sie faßte Muth und strauchelt jetzt nicht mehr. Aber, fuhr die Fürstin fort, ich höre, daß ihre Wangen bleicher sind, als sich für so viel Jugend und wie ich höre Schönheit ziemt. Nicht von Andern hör' ich's, daß Sie schön sind, Ernestine; wer anmuthig ist, das hört sich an der Stimme. Wir Blinden sehen mit allen den Organen, die bei euch nur hören und fühlen können. Und dann begann die Fürstin wieder von sich selbst. ...

Oswald erzählte, er hätte während dieser Worte Ernestinens zitternde Hand in der seinen gehabt, hätte sie mit Küssen bedeckt und mit Thränen. Darauf wäre ein Besuch gemeldet worden und der Abend in jener Selbstbeherrschung vorübergegangen, die einen neuen Reiz, einen neuen Zauber über dies wunderbare Wiederfinden ausgebreitet hätte. Ach, erzählte Oswald mit leuchtenden Augen, es begann jetzt ein Glück, dem ich oft versucht war, in Eurer Gegenwart Worte zu leihen. Aber ich begnügte mich, Euch nur die strahlenden Mienen meines Antlitzes zu zeigen. Gibt es denn einen süßern Reiz als das Geheimniß der Liebe? So sich entbehren müssen und sich dennoch besitzen, so unter Fremden verweilen, sich scheinbar fremd und doch so fest sich angehören, so unter dem schützenden Deckmantel der Formen und des Taktes sein theuerstes Besitzthum nicht an Die verrathen, die es ganz zu würdigen doch nie verstehen würden! Ich war glücklich selbst in diesem Zwange, den wir uns auferlegen mußten. Ein Briefwechsel entspann sich statt der persönlichen Begegnung, die nicht zu oft stattfinden durfte. Und wie sprach sich Ernestine in diesen Ergüssen einer gebildeten, bewußtgewordenen Seele aus! Noch immer war sie ein Mädchen aus dem Volke, sie stand über den Formen dieser conventionellen Welt, die sie sich nur angeeignet hatte als eine leider unerläßliche Bedingung ihrer neuen Existenz. Sie ging nicht in diesen Formen auf, nahm sie nicht für mehr, als was sie sind. Sie blieb das frohe Geschöpf der Natur, harmloses Kind bei aller grausamen Zweideutigkeit, in der das Leben schon mit ihr gesprochen und ihr die von Träumen aufschreckende Wahrheit unserer gesunkenen Civilisation gezeigt hatte. Diese Briefe sollt ihr lesen. Wenn ich eintrat zur Fürstin, wechselten wir unsere Empfindungen aus, Rückblicke, Erlebnisse, aufgeschrieben in Blättern, die wir uns beim ersten Gruße in die Hand drückten. Ihr werdet den Antheil lesen, den sie an unsern herben Verlusten nahm! Sie, die Mutterliebe und Vaterwürde nicht aus eigener Erfahrung kannte, wie rührend spricht sie von beiden! Ernestine hat mir während des ganzen Winters, wo der Tod eine Ausgleichung zwischen dem allzu vielen Glücke, das mir werden sollte, herstellte, nur drei oder vier mal Gelegenheit geben können, sie auf offener Straße, frei vom Zwange der Formen, in denen sie lebte, zu sehen. Wir wanderten in die Vorstadt, sahen mit Rührung das älterliche Haus, das in andern Händen sich befindet; ihr Vater arbeitet mit den Kindern bei andern Gärtnern, empfängt Unterstützung von Ernestinen, und hat trotz seines Alters und seiner vielen Kinder zum zweiten male geheirathet! Wir sahen

das Haus, wo Ernestine in ihrem einsamen Zimmerchen die Schrecken mit den drei nach der Gefängnißstrafe wenigstens vor ihr verschollenen Brüdern erlebte. Die Erinnerung an Ludwig Wächter zuckte in ihr schmerzvoll auf. Sie sagte: Schon ein mal bin ich gestorben, als ich mich von dir losreißen und dem unglücklichen Manne mich zum Opfer und Ersatz darbieten mußte. Aufleben in dieser Welt, die ich auf ewig fliehen mußte, konnt' ich nur durch dich! Aber zu selten, fuhr Oswald fort, zu selten wurden mir diese Augenblicke der Vertraulichkeit mit meiner wiedergefundenen Liebe. Der Zwang eines so vornehmen Hauses ist fürchterlich. Ernestine ist das Augenlicht jener Fürstin, die mit Geist und einer nicht zu leugnenden Herzensgüte doch auch die ganze Strenge ihrer Kastenansprüche verbindet und Ernestinen wie ein Instrument behandelt. Immer muß sie in ihrer Nähe sein, immer bereit, der Dolmetscher ihrer Unruhe und Wißbegier zu werden. Sie muß es die Fürstin gleichsam vergessen lassen, daß sie blind ist. Mit meiner Verlobung endet ein Verhältniß, das an Ernestinen wie ein Fieber zehrt. Sie bedarf der Erholung, der Pflege, und ich hoffe, wenn noch ein Funke von Freundschaft für mich in Euren Herzen lodert —

Scharfeneck ließ Oswald nicht ausreden und versicherte ihn seiner innigsten Theilnahme. Oswald blickte fragend auf die Schwester, die gerührt schien, aber doch nicht einem von ihrem Bruder angedeuteten Wunsche eher entgegenzukommen wagte, bis nicht ein Blick auf ihren Gatten ihr die Bahn des Rechten angewiesen. Scharfeneck sagte: Du willst, daß wir sie bis zu deiner Vermählung bei uns aufnehmen? Oswald bejahte. Man erwog die Möglichkeit, Ernestinen ein Zimmer einzuräumen.

Es geschah nicht ganz in der raschen Freudigkeit, die Oswald gehofft hatte. Er grollte. Aufdrängen wollte er nicht, was er mit liebendem Entgegenkommen begrüßt und mit Sehnsucht an sich gezogen wünschte. Scharfeneck befreite ihn aber von allen Verlegenheiten. Er überholte alle seine anderweiten Entschlüsse, indem er noch am selben Tage selbst zur Fürstin ging, von ihr selbst, fast wie ein Brautwerber, Ernestinen für seinen Schwager als künftige Gattin erbat und sie aus dem staunenden hohen Familienkreise nach einigen Tagen in der That in die Arme seiner Gattin führte. Oswald war glücklich, als er endlich die Umarmung dieser Menschen sah, die ihm über Alles gingen. Ernestine weinte — ihre Thränen rührten alle. Nicht so sehr der Rückblick auf ihre Vergangenheit that weh, als der Gedanke an ihre Zukunft. Sie war von hoher schlanker Gestalt, von edlen Formen, die blonden sich niederwärts senkenden Locken standen ihr wie einer stillen Abendlandschaft der Mondenschein. Aber sie war krank. Die Bläße ihres Antlitzes verrieth, welche Anstrengungen es sie gekostet hatte, sich die Bildung zu erwerben, die man in der That bei ihr antraf. Um diese Augen, die so hell, so geisterhaft glänzten, lagen die düstern Schatten nächtlicher Stunden, die an der Lampe hingebracht waren. Die Stimme so wohltönend und kräftig, und der Körper, den sie beseelte, so hinfällig und erschöpft. Oswald konnte sich nicht verschweigen, daß Ernestine, wie sie beim Lampenschein in dem dunklen Zimmer der blinden Fürstin vorlas, und wie sie hier unter den frischen Eindrücken des gesunden Lebens am hellen Sonnenlichte stand, zwei verschiedene Wesen war. Es bekümmerte ihn, als er in den Augen der Seinigen trotz der Theilnahme mehr Wehmuth als Freude entdeckte. Selbst Abneigung würde ihn nicht so geschmerzt haben wie die Rührung, mit der die Schwester dem weinenden Mädchen zusprach.

Die Verbindung wurde angesetzt, dann wieder aufgeschoben. Ernestine kränkelte. Sie war wie eine Blume, die im Treibhause sich entwickelt hatte, aber dort gewachsen und erstarkt, die Luft des wirklichen Lebens nicht ertragen konnte. Ihre Bescheidenheit machte niemals den Umfang ihres Wissens geltend. Sie hatte der Fürstin mehr Bücher vorgelesen, als Oswald's Schwester je hatte nennen hören. Und nicht blos äußerlich kannte

sie alle diese, den verschiedensten Bereichen angehörenden Werke, sie hatte sie auch in sich aufgenommen. Sie verstand Französisch und Englisch. Nur die Musik fehlte ihr, um ihre Ausbildung ganz vollkommen zu machen. Oswald stand oft vor ihr mit gefaltenen Händen. Er betrachtete sie wie eine Heilige. Er nannte ihr Leben ein Wunder.

Die Wunder dieser Welt sind nur kurze Geschenke des Himmels. Ernestine litt an allen offenen und geheimen Zeichen jener Krankheit, die man ein schon auf Erden sichtbares Engelwerden nennen kann. Diese zunehmende Reife der Seele, diese glänzenden Augen der Verklärung, diese wachsende Stärke des Gemüths, die feste, ruhige Vorbereitung auf den endlichen Abschied vom Leben, das Verschwinden aller Zeichen des physischen gesunden Seins, der beschleunigte Puls, die magernde Hand, die sich zuspitzenden Formen des Antlitzes, — Alles verrieth die Zehrung, die Ernestinen dem Grabe zuführte. Das einst so blühende, frische Mädchen verschwand zum Schatten. An einem frühen Herbstmorgen hauchte sie die vielgeprüfte Seele im Arme des Verlobten aus.

Als sie zur Ruhe bestattet und ihr Grab mit Blumen geschmückt war und Oswald zum ersten male die Kraft gewann, selbst zu reden, nicht den tröstenden Zuspruch nur der Andern zu hören, sagte er zu Scharfeneck, des Freundes Hand ergreifend:

Nun versprech' ich dir, nur noch nach oben zu sehen. Dein Emporblick ist Himmelsblick geworden. Mein Stern dort oben glänzt so hell, daß ich ihn nicht mehr verlieren werde.

Der sanfte, stille, junge Mann schied auf einige Zeit aus dem Kreise der Freunde. Er kehrte zurück nicht ohne die Tröstungen, welche die Schönheit der Erde wol bieten darf; doch blieb er bei seinem Worte. Alle seine Anschauungen, alle seine Gedanken leben nur wie in einer jenseitigen Anknüpfung. Was um ihn her ist, das erfaßt wol sein Auge, zumal wenn sich mahnende Foderungen der Pflicht an ihn richten; aber sein eigentliches Leben und Sein fesselt nichts Niederes mehr. Was ihn wahrhaft erhebt, muß in die Höhe gehen. Um mit dem Leben abzuschließen noch zu jung, pflegt er wol zu Scharfeneck zu sagen: Was ich auch beginne oder erfahre, ich verlasse mich auf eine Hand, die aus den Wolken zu mir niederlangt. Mein Freund, der rechte Emporblick muß über diese Erde hinaus nach Oben gehen!

Anregungen.

Schweizerheimweh.

Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre 1830 von den Tuilerien — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab uns von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung:

Ein junger Rekrut hatte in bestem Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte, wie Alle, sich zu beklagen keine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dies schreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Desertion oder zu einer Selbsthülfe um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es ist ein Weh unerklärlichster Art, eine still und oft unheilbar sich einschleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist stand zuweilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann setzte er sich wieder und aß zerstreut. Die Kameraden kannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an... „Jakob, was hast? Mußt vernünftig sein!“.. Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie somnambul. Sollt' er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder zu sagen: „Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!“ Das nicht; nur bei Tische entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr aussprach: „Mutter! Mutter!“ Stand er irgendwo in Versailles Schildwacht, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und flü-

sterte immer vor sich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!“ Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon stieß er das Wort „Muotter“ zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken ins Lazareth bringen. Diese innere Herzensangst war nicht zu bewältigen mehr und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kaum war er aber eine Weile still oder wollte sich mit irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und rief nun schon wie ein brüllender Stier: „Muot-ter!“ Der ganze Nachdruck des Schmerzes war dabei immer auf die letzte Silbe gelegt. Am zurückgepreßten Krampf des Herzens und dem namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muot-ter!“ schrie er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er auf seinem Bette todt zusammensank.

Schnorr gegen Kaulbach.

Leider sind wir mit den neuen münchener Fresken noch nicht bekannt, die Schnorr von Carolsfeld bestimmt haben, in einer geharnischten Rüge gegen Kaulbach aufzutreten. Die Veranlassung muß schon sehr herausfodernd sein. Denn wer die ganze Abneigung der Malerwelt gegen die Feder kennt, wer die zwischen den Koryphäen der Kunst herrschende, fast diplomatische Zurückhaltung und ihren Takt in öffentlichen Urtheilskundgebungen beobachtet hat, wird die ganze Bedeutung eines solchen Schritts, zu dem sich Schnorr gedrungen fühlte, zu würdigen wissen.

Jedenfalls würde man aber doch Unrecht thun, wenn man bei Kaulbach herzlose Satire nennen wollte, was übertriebener und schon seit lange zu weit gehender Auswuchs seines Humors ist. Wer in Berlin die Arabeskenzeichnungen des Neuen Museums gesehen hat, die kleinen Jungen, die die vorzüglichsten Momente der alten Geschichte vergegenwärtigen sollen, diese Kinder, die sich, um z. B. die That Cato's von Utica zu vergegenwärtigen, nürnberger Säbelchen in die Brust stoßen, und ähnliche, jedes Geschichtsgefühl tiefverletzende Spielereien, der kann den genialen Erfinder und Zeichner allerdings nur auf einer Bahn erblicken, wo ihm die Einsprache der Besonnenheit und des guten Geschmacks unerläßlich wird. Aber es sind keine satirischen, Großes geringschätzenden Absichtlichkeiten, die diesen Verirrungen zum Grunde liegen; es sind nur die falschen und unerlaubten Consequenzen eines Humors, der sich von den überlieferten Formen unserer modernen Kunst, dem Todten, dem Nachgeahmten, dem Schattenhaften, Frömmelnden, Gesuchten freimachen wollte und ein unbefangenes, frisches, glaubhaftes Leben anstrebte. In der Hauptsache seines Wollens und Schaffens mag sich der auch durch den Geschmack der hohen Besteller oft gebundene Künstler nicht irre machen lassen; aber besser wäre es, wenn er offen erklärte, er könnte dieser oder jener Idee die gewünschte Huldigung seines Genius nicht geben, als daß er durch allerhand Hinterthüren des Humors dem Ernst der ihm gestellten Aufgaben zu entfliehen sucht und nachgerade selbst in manchen kleinern Momenten seiner großen berliner Bilder, z. B. der Sachsentaufe, in die Caricatur verfällt.

Lessing und Nathan.

Wir sahen kürzlich Lessing's „Hoheslied der Humanität“ wieder, den unsterblichen Lobgesang der religiösen Duldung. Lessing nannte sich keinen Dichter! Wüßten wir nicht, daß die Zeit, in der Lessing lebte, nicht so krampfhaft versessen war auf das Prädicat des Dichters, mit dem jetzt Hunderte von Dichterlingen wie die leipziger Lerchen sich in Musenalmanachen und Anthologien, wenn ihnen ein paar Reime gelangen, sprenkel- oder wie man sagt spießweise aufhängen lassen; wüßten wir ferner nicht, daß man 1780 im Namen eines Dichters beinahe etwas Geringeres erblickte als im Namen eines Denkers, wir würden nicht fassen können, warum Lessing einen Kranz ablehnte, der unverwelklich ihm allein schon für diese kunstvolle, aus tiefstem Herzen geflossene und vom mildesten Hauche des Orients angewehte Schöpfung seines Nathan, seines Derwischs, des Klosterbruders, des milden Saladin und des Tempelherrn gebührt. Es ist wol an der Zeit, der Gegenwart dies gemüthvolle Gedicht zu jeder Stunde vorzuführen. Stehen wir doch leider wieder am Vorabend von Debatten, die wir über die bürgerliche Gleichstellung der Glaubensbekenntnisse in unsern Tagen kaum noch für möglich gehalten hätten.

Ein überglücklicher Zufall.

Ein glücklicher Zufall, der aber auch zu glücklich ist, gehört zu den bedenklichen Dingen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 8. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein seltener Fall.

Es war ein sonnenheller Morgen des diesjährigen Sommers, als zwei junge Reisende zum Besuche eines der schönsten Wasserfälle in Canada aufbrachen. Sie hatten, von Neuyork aus dem mit unserm Rheine wetteifernden Hudson anfangs folgend, schon die Riesen-Katarakte des Niagara gesehen, auf dem mächtigen St.-Lorenzstrome herab Quebec erreicht und den letzten Tag damit zugebracht, auf beiden mit steilen Felsen überall eingefaßten Ufern des gewaltigen Stroms jenes reiche Panorama zu überblicken, welches die nächsten Umgebungen von Quebec mit den Vorgebirgen Cap-Diamant und Pointe-Levi, mit dem weitgedehnten schiffreichen Bassin, der üppig grünenden Insel Orléans und der majestätischen Cascade des Montmorency rundum darbieten. Ihre heutige Wanderung galt dem Sturze des Flusses Chaudière, der jenseit des Dorfes Pont-Levi durch hohe und theilweise unersteigliche Klippen sich herandrängend auf einmal in einen über 200 Fuß tieferen Abgrund sich wirft. Die ganze Umgebung dieses berühmten Wasserfalls ist eine der wildesten von Nordamerika, und man erreicht den Ueberblick über denselben nur, indem man einen Felsen besteigt, dessen vom Flusse abwärts gekehrte Seite ein nicht allzu beschwerliches Ersteigen zuläßt, während die dem Wasser angrenzende selbst über den obern Theil des Sturzes mehr als 300 Fuß, über den untern aber gegen 600 Fuß fast senkrecht emporragt, sodaß man auf diesem vielbesuchten Felsenvorsprunge gerade über dem Wasserfalle steht. Dahin wendeten sich an jenem Morgen die beiden jungen Männer, von denen der Voranschreitende, ein fünfundzwanzigjähriger Deutscher, welcher neun Monate früher als junger Kaufmann in Neuyork eingetroffen, und jetzt seinem Begleiter und Freunde um einige Dutzend Schritte voraus war, zuerst an den Rand des Abgrunds trat, aus welchem die Donner der sich überstürzenden Wogen und die den untern Theil des Falls überschleiernden Wasserwolken emporstiegen. Der Platz, auf welchem er, wie vor ihm schon Tausende von Beschauern, jetzt bewundernd stand, war der Vorsprung des oben flachen und scheinbar in festester Masse emporgewachsenen Kalksteinfelsens. Der langsamer nachsteigende Begleiter war jetzt bis auf wenige Schritte

nahe gekommen, als er plötzlich die Felsplatte vor sich zusammenbrechen und mit dem darauf stehenden Freunde in den Abgrund hinabstürzen sah.

Verfolgen wir, statt beim erstarrenden Schrecken des oben Stehenden zu verweilen, Empfindung und Gedanken des Hinabstürzenden, obschon es dort nur Blitze des Moments waren, was hier nothwendig zu längerer Betrachtung sich ausdehnt. Die Richtung des mit und unter ihm stürzenden Felsens ging gerade nach dem Katarakte hin, und mit dem ersten Gefühl des Sturzes durchzuckte ihn die Nothwendigkeit, mit letzter Kraft sich linkshin zu werfen, wo er zwar des Chaudière Rand unter sich nicht hatte erblicken können, wo aber die obern Felsen etwas minder senkrecht nach dem höhern Theil des Falles hinabglitten. So folgte sein Sturz nicht der voran abstürzenden Felsplatte, sondern in der durch seinen letzten Sprung begonnenen Seitenrichtung und mit einer durch den Fall selbst verzehnfachten Gewalt, sodaß er sich mehrmals überschlagend und über die schrägern Theile der Klippe rollend, dann wieder kopfüberstürzend und endlich vom letzten Vorsprunge abprallend und durch die Luft geschleudert im Chaudière selbst, oberhalb seines Falls, aufschlug. Beim letzten Theil seines Sturzes war das Bewußtsein von ihm gewichen, das ihm aber gleich nach dem Aufschlagen unten zurückkehrte. Und wie wunderbar war diese Rückkehr zum Leben! Mitten zwischen die gleich Haifischzähnen aus dem rauschenden Gewässer aufstarrenden Felsklippen war er gestürzt, ins Wasser gestürzt, welches die Gewalt des Falls gebrochen und die Betäubung schnell verdrängt hatte. Wenige Zoll weiter rechts oder links und die Felsen wären von seinem Gehirn gefärbt worden! Und doch mußten gerade diese so nahe stehenden Klippen die Lebensrettung vollenden! Denn das hier mehre Fuß tiefe und dem nahen Falle pfeilschnell zueilende Gewässer würde ihn unrettbar in den Abgrund hinabgerissen haben ohne jene eng nebeneinander aufsteigenden Klippen, welche zwischen sich wol das aufschäumende Wasser, nicht aber einen noch lebenden menschlichen Körper durchließen. Obschon er aus mehr als funfzig Wunden blutete, während seine Kleidung zerfetzt um ihn hing, so gewann er, an eine der Klippen sich stemmend, doch bald die Ueberzeugung, daß er Arme und Füße noch bewegen, daß er frei aufathmen, daß er seine Glieder brauchen könne, und kein Knochen, nicht einmal der eines Fingers, ihm zerbrochen sei. Diesem seinem nächsten Dankgefühle gegen Gott folgten aber schnell trübere Betrachtungen. Noch färbte sich von seinem Blute das Wasser, dessen vorbeijagende Wogen ihm Schwindel erregten. Die Höhe, wo er gestanden, konnte er von hieraus nicht erblicken, ja er wußte nicht, ob seinen Freund ein gleiches Schicksal getroffen. Und wenn auch dieser noch oben stand, wie konnte er helfen?! Zwischen ihm und dem nächsten Uferrande schoß ungehindert von Klippen eine tiefere Wassermasse vorüber, und jene Ränder, unterspült und abgeglättet emporsteigend, ummauerten weithin das Flußbett als ein für jeden Menschenfuß unnahbares.

Als nach langem Harren seine Lebenshoffnung wieder zu schwinden begann, vernahm er plötzlich den Ruf vereinter Menschenstimmen, der sich von Zeit zu Zeit wiederholte und allmälig näher kam. Aber es vergingen vier tödtlich lange Stunden, ehe die Bewohner des nächsten canadischen Dorfs, von seinem Freunde herbeigeholt, mit Hülfe von Leitern, Seilen und Stangen sich bis zu ihm heranarbeiten konnten; und dann bedurfte es wiederum einer sechsstündigen gewaltigen Anstrengung unter steter Lebensgefahr für Alle, um an schrofffsten Abhängen hin, über nasse Felsen kriechend und schiebend bis zu einer offenen Stelle hinzugelangen, wo für Alle das Wort Gerettet! gelten konnte. — Sieben Tage lang erholte sich der junge Deutsche in jenem canadischen Dorfe unter ärztlicher Behandlung, während die Erzählung seines unerhörten Sturzes und der wunderbaren Rettung die canadischen, bald auch die Zeitungen der Vereinigten Staaten durchflog; und als er drei Wochen später völlig genesen in Neuyork eintraf, umdrängte

ihn die lebendigste Theilnahme und Neugier. In jenen nordamerikanischen Berichten, welche später auch in englische und deutsche Zeitungen übergingen, findet sich auch Ungenaues und Uebertriebenes; deshalb diese gedrängte aber treue Darstellung, deren Wahrheit der unterzeichnete Vater des Geretteten bezeugen kann.

Dresden. Professor W. Ackermann.

Die Frauen im deutschen Räuberleben.

Vom Advocaten Dr. Hänle in Würzburg.

Ich habe dem Schicksale jener Frauen nachgespürt, welche die Wahl oder das Verhängniß an die Seite berüchtigter Räuber gefesselt hat. Auch bei den Geächteten der Gesellschaft steht die Frau mit ihrem Herzen immer noch dem Manne mit seinem Verstande gegenüber. Gerade bei diesen hinausgestoßenen Genossinnen von Verbrechern, wo der Wille und die Neigung nicht mehr gezügelt wird durch die Herrschaft des Geziemens, zeigt sich die Größe der Liebe und des Hasses, die Standhaftigkeit im Dulden der Frau charakteristischer als im gewöhnlichen Gesellschaftsleben. Und auch die Herrschaft, welche die Frau über den Mann ausübt, tritt bezeichnender hervor. Wir werden ihr mehrmals begegnen in dem Augenblicke, wo die Laufbahn ihres Mannes das Gesetz zu durchkreuzen im Begriff steht.

Allein zu diesen Endpunkten der Cultur führt keine geebnete Straße. Von den Geschichten des Waldes und der Diebsherbergen dringt nichts in die Welt als die Protokolle der Criminalgerichtshöfe und die aus diesen zuweilen zusammengestellten Lebensbeschreibungen. Darin findet sich aber nur Weniges für unsern Zweck. Nur einzelne Anekdoten werfen spärliche Streiflichter auf das Schicksal und das Wollen der Räuberfrauen; wir werden diese Geschichten aneinanderzureihen versuchen. Natürlich, daß dabei der leitende Faden die Geschichte des Räubers selbst ist, mit dem das Weib sich verbunden hat. Oft gewahren wir von der Frau auch nur die verhängnißvolle Hand derselben, mit der sie ihren Mann in den Abgrund stößt.

Aus der Geschichte der Banden, die in ihren Ausläufen und Verbindungen von Paris bis an die Donau sich erstreckten und deren Thaten mit einer Verschlagenheit erfunden und mit einer Kühnheit ausgeführt wurden, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre, haben wir für heute die Frauenbilder entnommen, die wir unsern Lesern vorführen werden, und nur noch aus dem Räuberleben der Banden an der Mosel und dem Hundsrücken fügten wir einige Skizzen bei. Vor Allem aber ist nöthig, daß wir einige der Männer, um welche sich das Schicksal dieser Frauen gruppirt, kennen lernen. Nehmen wir an der Tafelrunde Platz, wie sie manchmal bei dem Baldoverer (Auskundschafter) stattgehabt.

Wir können da alle die Namen hören, die jetzt noch nach Jahrzehnden gefürchtet und gehaßt im Munde des Volks fortleben... Die zwei, die da nebeneinander sitzen, sind Schwäger. Der eine läßt das schwarze Haar wild um den Kopf herunterhängen. Das magere Gesicht wird von ein paar schwarzen, düsteres Feuer verkündenden Augen gehoben und umschattet wird es von einem struppigen, buschigen Barte. Es ist ein Jude. Der Andere, ein Christ, ist von gedrungener Figur. Grausamkeit und List spricht aus seinen Zügen. Jener heißt Pikard, der verschlagenste und kühnste unter den Räubern der damaligen Zeit, der Andere ist „das Schifferchen" Franz Bosbeck, einer der tollkühnsten und grausamsten Chefs der niederländer Bande. Der ihnen zur Seite sitzt, ein

Jüngling kaum in den Zwanzigen, mit der nach Mohrenart aufgestülpten Nase, klein, schwächlich aussehend, mit wenigen Haaren auf dem Kopfe, würde unsere Aufmerksamkeit kaum erregen, wäre das beständige sarkastische Lächeln und das unheimliche Feuer in seinen Augen nicht der Bote einer tiefen und sicher furchtbar bewegten innern Welt. Es ist dies der gewaltige Mathias Weber, Fetzer genannt. Weiter gewahren wir einen mittelgroßen jungen Mann, aus dessen Zügen mehr Falschheit als Kühnheit spricht. Süßlich-freundlich mit den Mienen eines Weltmanns, die jedoch von Zeit zu Zeit einen hämischen Ausdruck annehmen, betrachtet er mit seinen grauen stechenden Augen die Anwesenden. Der schön gekleidete junge Mann, dessen Haare in einen Zopf zierlich gewunden sind, ist „das Studentchen", der gefürchtete Damian Hessel. Der Dreißigjährige endlich mit dem offenen, fast würdigen Gesichte, den vorzeitigen Runzeln in demselben, dem verwirrten Blick nennt sich Streitmatter.

Wein, Bier, gebranntes Wasser kreisen an der Tafel. Das flüssige Feuer wird hinuntergeschüttet, bis das Feuer der Thatenlust und der Grausamkeit immer heller blitzt aus den Augen der Verbrecher. Auch die schöne Sara und ihr eifersüchtiger Mann, Afron Mai, kennen und verstehen diese glühenden Blicke. Sie künden einen Entschluß an. Man wird sich erheben, ausziehen mit dem Brecheisen und dem Rennbaum; man wird in der Nacht zum Schrecken des Orts vor dem Hause dieses oder jenes Reichen erscheinen. „Formez les bataillons!" heißt der kriegerische Ruf, Schüsse begleiten ihn, die Thür bricht, ermordet liegt der muthige Beschützer des Hauses, die Plünderung beginnt. . . Doch wenden wir uns ab von den Männern und gedenken nur der Frauen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts lebte zu Winoshoot bei Gröningen eine Judenfamilie, die man als die fruchtbare Mutter aller der Räuberhauptleute nennen kann, deren Banden damals Deutschland, Holland und Frankreich unsicher machten. Unter den tausend jener gewaltthätigen Diebstähle, von deren Kunde damals diese Länder widerhallten, nahm diese Judenfamilie vielleicht an 950 wenigstens durch eins ihrer Glieder Theil. Pikard, der Chef einer niederländer Bande, und „das Schifferchen", wie der Räuber Franz Bosbeck genannt wurde, hatten zwei Töchter dieser Familie zu Frauen. Von Pikard's Weibe wissen wir nicht viel mehr als ihren Namen: Dina Jakob. Nur ein einziger Zug aus ihrem Leben ward uns überliefert, aber ein bedeutungsvoller, der darzuthun genügt, daß im Innern dieses Weibes, das unter den Traditionen von Mord und Raub aufgewachsen war, die Stimme des Gewissens doch nicht völlig getödtet wurde. Im Jahre 1796 saß ein kriegsgefangener österreichischer Feldwundarzt in dem Kerker einer rheinischen Stadt. Neben seiner Zelle war die eines Juden, der sich dem Gefangenen immer zutraulicher und freundlicher zu machen wußte und endlich durch die Wand hindurch mit der Bitte herausrückte, der Wundarzt möchte ihm einen Schlaftrunk verschaffen, damit der Wärter damit eingeschläfert und von Beiden die Freiheit wieder erlangt werden könne. Dafür erbot sich der Nebengefangene, er wollte dem Wundarzte den Versteck von Waaren verrathen, deren Werth nicht geringer als 20,000 Thaler betrüge. Auf diese Anerbietung hin ahnte der Chirurg, daß er ein Mitglied jener Räubergesellschaft, die damals den Rhein bedrängte, vor sich hatte, und versuchte es, jedoch vergebens, die Geheimnisse seines Mitgefangenen näher zu erlauschen. Nur so viel konnte er erfahren, daß der Jude eine Frau in der Stadt hatte. Als später der Chirurg seine Freiheit erlangte, suchte er diese Frau auf. Der eindringlichen Rede des rechtschaffenen Mannes gelang es, sie dahin zu bringen, dem Gerichte Geständnisse zu machen und Alles zu offenbaren, was sie über die Verbindungen der Räuber wußte. Der Jude war Pikard selbst, und Dina Pikard war es, die so, durch ihr Gewissen gedrängt, die ersten Aufhellungen über das Verbrechergewirre verbreitete, das nach einigen sichern Fäden, an die man sich halten konnte, endlich leichter gelüftet wurde.

Pikard rettete sich damals und noch oft aus den Händen der Gerechtigkeit. Noch viele Jahre trug er Raub und Verheerungen in die verschiedenen Gegenden des westlichen Theils unsers Vaterlandes, bis er endlich in Bergen ergriffen wurde und in einem hessischen Kerker im Jahre 1807 seinen Tod fand.

Wie Dina Jakob, so ward auch Rebekka Jakob die Verrätherin ihres Mannes; aber das Motiv, welches sie leitete, war, wenn auch minder edel, doch menschlicher. Auch hier haben wir nur ein paar Andeutungen über das gegenseitige Verhältniß zwischen Rebekka und ihrem Manne, allein diese Andeutungen lassen es in einem eigenthümlichen, romanhaften Lichte erscheinen. Franz Bosbeck, der früher unter den holländischen Truppen Joseph's II. bis zum Offizier sich emporgeschwungen hatte, war die zäheste Räubernatur, die vielleicht die Annalen der Verbrecher kennen. Er saß in Nimwegen neunzehn Monate lang in einem Thurme, den kein Sonnenstrahl durchdrang. Seine Füße standen bis an die Knöchel im faulen Wasser. Als er befreit wurde, schreckte die Erinnerung an seine Leiden ihn nicht ab, am ersten Tage von neuem ein neues Verbrechen zu begehen. Er hatte die schrecklichsten Qualen der Folter ausgestanden, ohne daß sie fähig waren, ihn zum Geständniß zu bringen oder ihn einem andern Lebenswandel zuzuführen. Dieser Bosbeck trat Rebekka zu Liebe sogar zum Judenthum über. Von seinen Streifzügen brachte er ihr zu Gefallen mancherlei Schmuck nach Hause; er wagte deshalb sogar die Feindschaft der Seinen. Die Bande trennte sich in Hader und Zwietracht, als er bei der Theilung eines Raubes eine Brillantuhr heimlich für sein Weib bei Seite geschafft hatte. Sie dagegen war ihm auch mit aufopfernder Anhänglichkeit ergeben. Aus jenem Kerker zu Nimwegen rettete sie ihn, dabei ihr eigenes Leben einsetzend. Bald aber sah sie ihre Zuneigung schlecht belohnt. Als sie das Opfer grausamer Mishandlungen wurde und endlich sich von ihrem Manne verlassen und einer Andern nachgesetzt fand, wurde die Befreierin zur Angeberin. Während man einen neuen Raub verübte, traten dem Bosbeck Häscher, geführt von seiner eigenen Frau, entgegen. Er entrann nicht mehr. Sein Leben endete 1800 am Galgen.

Frauen standen am Eingange der Verbrecherlaufbahn Damian Hessel's und Streitmatter's. Jenen leitete die Liebe, diesen die Untreue über die Grenzen des Gesetzes hinaus. Damian Hessel's Jugendjahre geben uns ein Stück Culturgeschichte der sogenannten Zopfperiode. Wir kommen da in eine adelige Familie, die von den Diebstählen des Herrn Vetters lebt. Wir lernen ein adeliges Fräulein kennen, das den Herrn Vetter zu Schelmenstreichen ermuntert, seine Führerin wird auf den Wegen der Gaunerei, nur — um eine Uhr zu erhalten oder eine Lustbarkeit mitmachen zu können! Der Arm der Geliebten zu einem Spaziergange oder höchstens ein Kuß war der ganze Lohn, den er erhielt, nachdem er die frankfurter Karmeliterkirche, um Geld zu einem gemeinschaftlichen Redoutenbesuche zu erhalten, bestohlen und die goldene Uhr eines Marquis für seine Cousine aus dem Schlosse zu Hanau geholt hatte.

Damian Hessel selbst war der Sohn eines paderborner Tabacksfabrikanten und von seinen Aeltern auf die gelehrten Schulen geschickt worden, von denen er nach einem rohen Excesse gegen ein Judenhaus ausschied. Als die Sache strenger untersucht werden sollte, entfloh er der Schule und aus der Heimat. Von dieser Zeit an führte er ein unstetes Leben, das ihn zu schlechten Gesellen mancherlei Art brachte. Eine Weile zog er mit einem Hochstappler herum, das heißt mit einem Menschen, der durch falsche Brand- und Bettelbriefe auf betrügerische Weise das Mitleid zu erregen sucht; dann ging er unters Militär, wo er mit einem wegen Unterschlagung cassirten Offizier Freundschaft schloß, und endlich kam er zu jenem Verwandten nach Hanau, der die Fortschritte seines Vetters in der Gaunerkunst zu entwickeln und zu befördern verstand. Der Flor des adeligen Standes war nur leicht über das armselige und abenteuerische Leben des von P.'schen Hauses

gebreitet und Damian Hessel wäre wol nicht lange in Hanau geblieben, wo der größte Theil seiner Beute in die Hände und Börse seiner Verwandten überging, hätte ihn die reizende Karoline, seine Cousine, nicht gefesselt. Von Hanau aus machte er seine Ausflüge in die Umgebung. So kam er nach Mainz in den Dom, wo ein goldenes Gefäß seine Aufmerksamkeit und Lüsternheit erregte; aber während er mit dessen Entwendung beschäftigt war, ereilte ihn die Hand der Gerechtigkeit. Er wurde in jenen „Holzthurm" gebracht, von dem er später — den Gang zur Guillotine antreten mußte. Diesmal noch öffnete ihm die Liebe die Riegel des Kerkers. Die Cousine kam schleunigst von Hanau herüber. Es waren zu jener Zeit die Franzosen und Republikaner die Herren in Mainz. Sie wußte den Clubisten Blau und Dorsch die That als einen Jugendstreich, Damian Hessel als einen unbesonnenen Jüngling hinzustellen und erlangte es, daß sie den Geliebten aus dem Gefängniß führen durfte. Aber noch hatte sie nicht vollständig gesiegt. Der Gefangenaufseher vom Holzthurm hatte von kurfürstlicher Zeit her die Gewohnheit, bevor er Jemand entließ, ihm ein Lebewohl von 25 Stockprügeln zu geben. Die Thränen der schönen Flehenden erweichten das Herz des harten Mannes und Damian Hessel ging ohne Stockprügel von dannen. Ihm selbst traten die Thränen ins Auge, als er an einem bekannten Weinhause die Schar der Gäste am Fenster liegen und auf ihn blicken sah: „Vor Scham vernichtet" — sagte er später in seiner eigenen Biographie — „war ich kaum meiner noch mächtig und erst bei der Brücke gewann ich mein Bewußtsein wieder." Es war dies die letzte Warnung seines Gewissens. Er hörte nicht auf sie.

Das Erste, was Damian Hessel natürlich nun zu thun hatte, war, sich seiner Geliebten dankbar zu erzeigen. Da geschahen denn die Diebstähle in der Karmeliterkirche zu Frankfurt und auf dem Schlosse zu Hanau, durch welche er ihr Schmuck und die Mittel verschaffte, sich auf den Bällen der Umgegend in Glanz und Staat zu zeigen. Immer kühner ward der jugendliche Dieb. Seine Wanderungen dehnen sich immer weiter aus und immer kehrt er, die Börse wohlgefüllt mit Goldstücken, heim. Aber bald hatte ihn doch wieder die rächende Hand des Gesetzes ereilt. Wie Karoline früher bei den Bürgern-Republikanern, so verwendete sich ihre Mutter bei des Kurfürsten Hoheit in Kassel. Die Verwendung hatte alle Aussicht, eine Begnadigung herbeizuführen, hätte sich nicht indessen Hessel selbst davongemacht. Von da an suchte er sich eine andere Bühne seiner Wirksamkeit. Er mischte sich, um mit seinen eigenen Worten zu reden, in die „großen Angelegenheiten". Bald wird er einer der Listigsten, Blutdürstigsten und Genußsüchtigsten der großen Bande am Rhein. Karoline von P. verschwindet von dieser Zeit an aus seinem Leben. Wir haben uns vergebens bemüht, ihren ganzen Namen und ihr späteres Schicksal zu erfahren. Auf Damian's letztem Gang ins Gefängniß begleitete ihn Elisabeth Michel, „ein von Grund aus verdorbenes Geschöpf". Ihr zu Liebe hatte sich Damian während seiner Haft in eine Correspondenz eingelassen und sich dabei bloßgestellt. Der Briefwechsel war, wie bei Mördern und Räubern seltsamerweise häufig genug gefunden wird, „anfangs lächerlich sentimental". Nebenbei enthielten die Briefe freilich auch Gesprächsgegenstände anderer Art, die dann zu Entdeckungen führten. Es ist bekannt, daß Hessel feig zusammensank, als das Todesurtheil ihm verkündet wurde. Unter Wuth und Toben, unter Racheversicherungen und schamlosen Aeußerungen verbrachte er die letzten Tage seines Lebens und kaum mehr athmend betrat er 1810 das Schaffot.

Nicht die Liebe, die Verzweiflung war es, die den Schweizer Streitmatter zum Räuber machte. Während Damian Hessel, ein leichtsinniger Jüngling, unter Lachen und Neckereien auf die Bahn des Verbrechens geführt wurde — er nennt die Schelmenstücke, die er Karolinen zu Liebe ausführte, in seiner Biographie „Studentenstreiche" — war es ein furchtbares Verhängniß, dem Streitmatter unterlegen war, nachdem seine Frau

und sein Freund und der Rathgeber seines Gewissens, vereint mit dem Dämon des Aberglaubens, ihm den Untergang seines Glücks bereitet hatten. Der Sohn eines wohlhabenden Müllers bei Aarau, der Gatte eines liebenswürdigen Weibes, führte Streitmatter ein zufriedenes Leben, bis der Zufall ihn eines Tags unter altem Gerümpel ein geheimnißvoll verschlossenes Buch finden ließ. Die Neugierde wird in ihm rege und nachdem er das Buch geöffnet und mit Mühe den Sinn aus dem barbarischen Gemisch von lateinischen und deutschen Wörtern halb errathen, erwacht in dem abergläubischen jungen Manne eine unendliche Begier, die „schwarze und weiße Magie", von welcher das Werk handelte, kennen zu lernen. Der Reiz des Geheimnißvollen und Wunderbaren hatte sich Streitmatter's so sehr bemächtigt, daß er alles Andere darüber vergaß, die Pflichten gegen sein Hauswesen und gegen seine junge Gattin. Sein Vermögen schmolz unter den wucherischen Manipulationen eines angeblichen Freundes, der zuletzt Herr seines Anwesens wurde; seine Frau suchte sich wegen ihrer Vernachlässigung Raths bei einem Mönche und da war sie gut berathen. Vom Hause verjagt, von seiner Frau betrogen, hatte Streitmatter die Wahl der Verzweiflung. Er wurde Spion, dann Räuber. Die Ueberzeugung, daß über dem Menschen ein unabwendbares Geschick walte, war von dieser Zeit an in seinem Innern festgewurzelt. In dem Glauben ging er in vollkommenem Gleichmuth und sogar heiterer Stirn 1810 zum Tode.

Wir haben nur noch das Schicksal und den Tod des armen Weibes von Mathias Weber zu erzählen. Dieses unglückliche Weib, das durch die Hand des eigenen Mannes fiel, hatte nicht einmal jene bluterkauften Momente der Räuberherrlichkeiten genossen, unter welchen die Frauen Pikard's und Bosbeck's und die spätern Gefährtinnen von Hessel und Streitmatter auf kurze Zeit das Entsetzliche ihrer Lage, die furchtbare Stimme ihres Gewissens vergessen konnten. Wo wir diese Frau treffen, finden wir Mangel und Entbehrung auf ihrem Lebenspfade. Es ist eigenthümlich, daß gerade der Räuber, der von seinen Richtern fast als liebenswürdig geschildert wird, ein Jüngling, welchem man wegen seines Muthes und seiner Consequenz bis zu seinem traurigen Ende Theilnahme nicht versagen kann; der endlich noch am meisten Menschlichkeit bewahrt hatte bei seinem verwildernden Gewerbe, daß gerade dieser gegen seine Frau sich nicht allein mit Härte und grausamem Spott benommen, sondern auch die mörderische Hand gegen sie erhoben hat. Es ist aber auch Das eigenthümlich, daß diese letzte That aus Liebe geschah, aus Liebe zu seinem Kinde. Das Benehmen Weber's, genannt Fetzer, gegen sein Kind bildet einen merkwürdigen Contrast zu dem gegen seine Frau, und auch darin liegt etwas Merkwürdiges, daß Gertrude für ihren Mann dabei doch die unerklärlichste Zuneigung hatte, eine Zuneigung, die ohne allen äußern Anhaltpunkt wie eine Art von Zauber und Bann erscheint und unwillkürlich an die Sage von Fastraden's Ring erinnert. Mehrmals von ihm verlassen, folgt sie ihm immer wieder, bis sie endlich den Tod von seiner Hand empfängt. Solche Resignation in das einmal gewählte Loos, solche Zuneigung, ohne sich über das Weshalb Rechenschaft geben zu können, trifft man häufig bei den Weibern der Verbrecher. Es ist dies eine Erscheinung, die für den Criminalisten wie für den Psychologen einer weitern Erforschung werth ist. Doch hören wir ihr näheres Loos.

Gertrude Stukin war die Tochter eines Scharfrichters, der mit den Räubern in Verbindung stand. Fetzer lernte sie am Galgen, im Hause ihres Vaters kennen und verliebte sich in sie. Als das Mädchen von ihm ein Kind unterm Herzen trug, drang der Vater auf Heirath; aber Fetzer liebte seine Ungebundenheit mehr als seine Geliebte und entfloh. Nach einiger Zeit kehrt er wieder. Mit offenen Armen empfängt ihn das Mädchen, mit Zürnen der Vater, der sich hoch und theuer unter schweren Drohungen vermißt, die Bekanntschaft dürfe nicht wieder erneut werden. Gerade diese Weigerung

mochte den Widerstand Fetzer's geweckt und gereizt haben; er überredet sie, mit ihm zu fliehen, und nun begann für Gertrud ein Leben voll der bittersten Entbehrung. Aber standhaft ertrug sie es. Oft suchte er sich von ihr loszureißen und ließ sie im Stich; sie kam ihm immer wieder nach. Eines Morgens, als sie ihn auch plötzlich nicht mehr erblickte, eilte sie zur Maas und mußte sehen, wie er ohne sie den Strom dahinfuhr. Sie ruhte aber nicht, bis sie wieder bei ihm war. Einstmals ließ er sie bei Neus zurück, mit ihrer Zustimmung, um auf einen Fang auszugehen. Unmuthig kehrt er heim; die Mühe war fruchtlos gewesen; für das Kind hatte er nur einige Johannisbeeren mitgebracht. Beerchen für Beerchen wurden sie dem verschmachtenden Kinde gereicht; auf einmal bricht das Kind, um mehr zu bekommen, in lautes Weinen aus. Fetzer's Weib, in einer Minute der Ungeduld, schlägt es deshalb. Wie Fetzer dessen ansichtig wird, ergreift ihn Zorn, der schon in ihm kochte. Seiner selbst nicht mehr mächtig, überhäuft er die Frau mit Mishandlungen, bis diese weinend aufs Stroh niederfällt. Er rüttelte sie vergebens auf, er hatte sie todtgeschlagen. In einem Anfalle von Verzweiflung will er nun auch sich das Messer durch den Leib rennen, allein seine Gefährten kommen, werfen sich dazwischen und verhindern es. So erzählte Fetzer die That in seinen letzten Geständnissen selbst und fügte hinzu: „Ich liebte meine Frau, aber noch weit mehr mein Kind." — Diese Liebe zu seinem Kinde begleitete ihn in der That bis zu seinem letzten Gange. Es ist charakteristisch, auf welche Weise sie sich in dieser verwahrlosten Natur noch kurz vor seinem Tode aussprach. Schon hatte man Anstalten zu seiner Hinrichtung getroffen, als er zu seinem Beichtvater sagte: „Wenn ich nur noch einmal frei sein könnte!" Warum das, Weber? fragte ihn der Beichtvater. „Ich möchte noch einmal etwas Großes stehlen", antwortete Fetzer. Natürlich, daß der Geistliche über diesen Wunsch sehr verwundert war. Kopfschüttelnd sagte er mit strafendem Tone: Das wolltest Du, Weber? „Ja, das wollte ich!" entgegnete Weber; „ich würde das Geld nehmen und dafür mein armes Kind hier bei den Ursulinerinnen erziehen lassen. Es wird doch zu Grunde gehen!"

Wenden wir uns nun zu einer andern Gruppe: zu den Räubern an der Mosel und dem Hundsrück.

Gleichzeitig mit den Banden am Rhein hauste in diesen Gegenden Johann Bückler, mit dem Beinamen Schinderhannes bis zur Stunde wohlbekannt in deutschen Landen. Sage und Tradition haben diesem wilden Menschen eine romantische Gestalt verliehen. Noch aus meinen Knabenjahren erinnere ich mich, daß, wenn Rinaldo oder irgend ein anderer — ini in meine Hände fiel, ich ihn sogleich auf deutschen Boden verpflanzte und mit dem Schinderhannes in Verbindung brachte. Und dennoch sind die Thaten dieses berufenen und besungenen Räubers minder gewaltig und minder kühn als die eines Pikard oder Fetzer. Als einmal die beiden Banden zusammen handelten, war Bückler ein ganz untergeordnetes Werkzeug, während Pikard an der Spitze stand.

Um das fast heitere Hauptbild von „Hannes und seinem Julchen" haben wir Nischenbilder zu setzen, die schauervolle Scenen darstellen, wenn wir auch absehen von dem Hintergrunde, der dort und hier immer wieder das Schaffot ist. Das Weib erscheint in der ganzen Verbrechergeschichte dieser Bande fast immer nur leidend, als die Sklavin ihres Genossen, aber auch leichtfertig wie eine Sklavin, obgleich die Untreue oft genug mit dem Dolche gerächt wurde. Das Messer wurde nicht allein zum Schutze des Raubes geschwungen, es lag auch neben dem Becher des Trinkgelags. In der Regel war es eine „Helena", wegen der der Kampf entbrannte. So war Iltis Jakob oder, wie er wirklich hieß, Johann Jakob Krämer, der eifersüchtige Mann einer schönen Frau, immer bereit, Jeden, der sich seinem Weibe nahte, niederzustechen. Einst, während eines lustigen Schmauses, wagte es dennoch Einer, mit ihr zu schäkern, und sogleich stieß er ihm das Messer mitten in die Brust. Ein sechzehnjähriges Mädchen, Elisa Werner,

die Geliebte eines wüsten Gesellen, Rauschenberger, oder Plackemklos, wie ihn die Bande nannte, war Zeugin dieser That; sie trat auf dem Leichnam herum, „weil der Ermordete die Krämer schöner gefunden hatte als sie". Kurze Zeit darauf war Krämer mit seiner Frau zu einem Raubgenossen, dem „Schwarzen Peter", zur Kindtaufe nach Lipshausen geladen. Bei der Rückkehr durch den Sonnwald blieb Krämer zufällig etwas zurück, während Peter mit der Frau vorausging; ein Jude begegnet Krämer'n und erzählt ihm, daß Die, welche vorangingen, schäkerten. Bald darauf fand man die Leiche der Frau im Walde; sie hatte elf Dolchwunden. Krämer schrieb an die Gerichte zu Seibershausen: „Ich habe den Mord begangen." Die Geschworenen erklärten ihn sonderbarerweise später dieses Mordes für — nicht schuldig. Sie waren — setzt unser Gewährsmann hinzu — lauter Ehemänner. Diesem Morde folgte noch ein Nachspiel. Dem vorwitzigen Angeber, dem Juden, wurde vom Schwarzen Peter auch der Mund auf immer verschlossen.

Auf noch furchtbarere Weise wurde der Räuber Müller „der Arzt seiner Ehre". Müller war der Sohn wohlhabender Aeltern und hatte in den untern Classen der gelehrten Schulen einige Bildung genossen. Plötzlich wurde er durch Verhältnisse in den Bauernstand zurückgedrängt, ohne daß er sich jedoch an die Arbeit mehr gewöhnen und die Begriffe von einem bessern Leben verbannen konnte. Während die letzten Trümmer seines Vermögens zusammenschmolzen, kamen die Franzosen ins Land. Eines Tags kehrt er von einem Ausfluge nach Hause zurück und man raunte ihm ins Ohr, ein französischer Dragoner, der bei ihm einquartiert gewesen, hätte eine Gewaltthat an seiner Frau verübt. Von Wuth entflammt eilt er nach Münstereifel, kauft sich dort ein Gewehr und faßt den Vorsatz, aus Rache den ersten besten Franzosen, den er antreffen würde, niederzuschießen. In der That lauerte er zwischen Schönau und Münstereifel einigen französischen Militärs auf und nur ein glücklicher Zufall rettete diese. Monate vergingen, bis er einen französischen Fuhrknecht in Schönau trifft. Das Gefühl über die seiner Frau angethane Unbill ergriff — so erzählt er selbst — bei dem Anblicke dieses Menschen ihn wieder mit allen Furien. Drei Tage lang schlich er dem Fuhrmanne nach, sogar bis in die Kirche. Während der Eine in frommer Andacht niederkniete, brütete der Andere Gedanken des Mords gegen einen schuldlosen Menschen. Tags darauf reiste der Fuhrknecht ab. Müller folgte; hinter Schönau gibt er ihm von hinten die erste Ladung. Der Getroffene sucht zu entspringen, aber der Mörder holt ihn ein und kündigt ihm unter kaltem Hohngelächter an, er müsse sterben. Der Verwundete bittet in den rührendsten Ausdrücken um sein Leben, stellt ihm vor, daß er ihn nie beleidigt, führt ihm den Schmerz seiner Aeltern vor, erinnert ihn daran, daß er ein Elsässer, also ein Deutscher sei — Alles vergebens; die einzige Antwort war: „Du mußt sterben!" Der Unglückliche wälzte sich auf den Knien, bald seinen Mörder anflehend, bald die Hände zum Himmel hebend; Müller lud indessen seine Flinte wieder, trat einige Schritte zurück und erschoß den Betenden. Auf dem Grabe des Ermordeten — sprach der offenbar halbverrückte Mensch fünf Vaterunser. . . Der Sicherheitsbeamte B. Becker berichtet: „Als uns Müller diese beispiellose Geschichte nach seinem Todesurtheile im Kerker erzählte, sahen wir einen alten Criminalisten, der schon oft auf Rad und Galgen erkannt hatte, Thränen vergießen. Nur der Mörder blieb ungerührt und zeigte bis zur letzten Minute keine Spur von Reue über diese Freveltat, die er mit vielen andern auf dem Schaffot büßte."

Auch Karl Benzel wurde zum Verbrecher, weil er seine Geliebte aufgeben mußte. Ein lustiger, unsteter Musikant, der aus kleinen Prellereien und Entwendungen sich von jeher kein Gewissen gemacht hatte, ein Taugenichts, den ein mächtiger Hang zum Stehlen trieb, lernte er Bückler'n kennen, und gern wäre er unter dessen Bande getreten, wenn er nicht ein Mädchen geliebt hätte, das ihn mit Thränen beschworen hatte, Verbrechen und Umgang mit Verbrechern zu fliehen. Er versprach es ihr „Vor der" — es sind

dies seine eigenen Worte — „vor der hab' ich mich mehr als vor meinem eigenen Gott gefürchtet. Bei jedem kleinen Diebstahle, deren ich viele verübte, habe ich mich immer gefragt, ob es möglich sein könnte, daß sie's erführe." — So kämpfte in ihm die Liebe mit den Dämonen des Lasters. Von der Stunde an, als der Vater dem Burschen das Mädchen abgeschlagen, wurde er ein Mitglied der Bande.

Nachdem wir den Geheimnissen der Glieder gehorcht, hören wir auf die Liebesgeschichte ihres Hauptes. Zu Kirn zechte Hans Bückler, der Schinderhannes, mit seinen Genossen. Unter den Musikanten war ein Mädchen, Margarethe Bläsius, das seine Aufmerksamkeit, sein Wohlgefallen erregte. Seit der Zeit streifte er am liebsten um Bodenweiherbach, dem Wohnorte derselben. Feldschütz im Dorfe war Philipp Klein, auch ein Genosse der Gesellschaft. Er mußte den Boten machen und einen Vorwand ersinnen, Margarethen in den Wald zu locken, wo sie dann Hans mitnehmen wollte. Sie kam, aber sie brachte ihre Schwester Juliana mit sich. Und Juliana war weit schöner als Margarethe. Juliana gefiel dem Räuber besser als Margarethe. Bückler wußte seine Worte wohl zu stellen; der unbekannte „Herr" war ein schöner Mann, gab sich für einen ehrsamen Handelsmann aus, versprach ihr das schönste Leben von der Welt; in seiner Gewalt war sie bereits, was that Juliana? Sie willigte in die Flucht. Bückler war nicht allein erschienen. Margarethe ging mit Dalheimer, einem Gefährten Bückler's.

Juliana, ein munteres, leichtes Naturell, wußte den bisher flatterhaften Räuber zu fesseln. Wirkliche treue Liebe zu ihr und seinem Kinde wich von da ab nicht mehr aus seinem Herzen. Ein abenteuerliches Leben begann für Beide. Zuweilen begleitete sie Bückler'n auf seinen Raubzügen, zuweilen reiste sie über den Rhein und half die gestohlenen Waaren absetzen; oder auch beide Liebesleute vergnügten sich ungenirt in der oder jener Dorfschenke; sie wußten ja, daß man sich wohl hütete, sie zu verrathen. So saß Schinderhannes einmal zehn Tage in dem Hofe von Rallenbach, während die Gendarmen von Kirn die Gegend durchsuchten. Er war nur damit beschäftigt, seine Frau und sich neu kleiden zu lassen. Drei Schneider waren in voller Arbeit; einer auf dem rallenbacher Hof, der andere in Hahnenbach und der dritte auf der Birkenmühle. Juliana wurde ganz in Seide gehüllt. Der Räuber selbst machte sich das Vergnügen, eine Zeit lang in diesem Putze mit ihr auf der Landstraße auf und ab zu marschiren und höhnisch zu rufen: „He, Gendarmen, kommt, holt den Schinderhannes!" Kurze Zeit darauf veranstaltete er Juliana zu Gefallen einen offenen Ball zu Kribelscheid und der Einladung wurde Folge geleistet. Die schönen Mädchen aus der ganzen Gegend stellten sich ein! Die Räuber vergnügten sich mit Tanz und Zechen bis in die Nacht und zogen dann ruhig auf den rallenbacher Hof zurück. Dort hielt Schinderhannes mit Julianen förmlich Hof. Von hier wurden die Expeditionen abgeschickt. Die Juden ordneten dorthin förmliche Gesandtschaften ab. Wie in Rallenbach, so schlug auch in Meddersheim das Paar eine Zeit Residenz auf. Hier war es, wo Bückler den reichen Handelsmann Isaak Herz zu Schobernheim zu sich beschied. Isaak Herz erschien am bestimmten Tage zur Mittagszeit. An der Thür des Hauses stand eine bewaffnete Räuber-Schildwache, die den Juden empfing und die Treppe hinaufführte; oben war eine zweite Wache postirt, die ihn in das Audienzzimmer geleitete, wo Bückler unter Gewehren und mit einem Perspectiv in der Hand neben seinem prächtig gekleideten Weibe saß. „Warum gehst du immer in Begleitung von Gendarmen?" fuhr der Hauptmann den zitternden Juden an; „das wird dir wenig helfen, denn es wird nur von mir abhängen, dich aus ihrer Mitte herauszuschießen." Isaak Herz machte seine Entschuldigungen, zahlte für die gnädige Audienz sechs Kronenthaler und war froh, als er das Haus mit seinen Schildwachen im Rücken hatte. Auch zum Dichter wurde der Räuber seinem Lieb zu gefallen. Es existirt ein Lied, in welchem er Julianen besang.

Mit der Liebe zu Weib und Kind scheint mitten im Glück seiner Beutezüge ihm die Reue genaht zu sein. Der Salineninspector Lichtenberger in Münster, der einmal nächtlicher Weile in die Hände der Räuber gerathen und nur durch ihn gerettet worden war, erzählt, daß Bückler, dieses Lebens müde, seine ganze Bande auflösen versprach, wenn man ihm Verzeihung angedeihen und ihn unter das Militär aufnehmen wolle: „man wird nie mehr einen schlechten Streich von mir hören.“ Als der Staat diese Bedingungen abschlug und die Gefahren dieser verwegenen Menschen sich mehrten, entschloß sich Bückler, sich unter den Soldaten heimlich anwerben zu lassen. Bei diesem Vorhaben wurde er verhaftet, erkannt und mit Julianen nach Mainz abgeliefert. Anfangs täuschte er sich über den Ausgang des gegen ihn eingeleiteten Processes, bald aber erkannte er in den Zeugen der öffentlichen Verhandlung „seine Todtenvögel“. Von nun an ging sein einziges Bestreben dahin, seinen Vater und Julianen, deren Verführer er sich nannte, so viel als möglich zu retten; sich selbst gab er auf. Es gelang ihm, ihre Anwesenheit bei einem Raube ungewiß zu machen. Die Zeugen wurden unsicher. Er rettete so seinem Mädchen in der That das Leben. Bückler hatte noch nicht das vierundzwanzigste Lebensjahr überschritten, als er 1803 vor Mainz im Bereiche der ehemaligen Favorite hingerichtet wurde. Vierzigtausend Menschen sollen bei der Hinrichtung gegenwärtig gewesen sein. Juliana Bläsius, die leicht sein Schicksal hätte theilen können, wurde nach zweijähriger Gefängnißstrafe entlassen. Kühne Menschen, die auch für ihr Kind gesorgt hatten, erboten sich, sie als Magd bei sich zu behalten, aber Präsident Rebmann erzählt: „Das prosaische gemeine Leben war dieser Person zuwider. Sie verließ es, um Gott weiß wohin zu gehen.“

Der Raub ist zwar seitdem nicht ausgestorben in Deutschland, aber die goldene Zeit der Räuber hatte mit der Vernichtung dieser Banden ein Ende. Im Odenwalde sammelten sich die zersprengten Flüchtlinge der Niederländer, der Rhein- und Mosel-Bande, Andere gesellten sich zu ihnen, bis wiederum Bluturtheile auch ihrem Unwesen ein Ende machten. Die Lebensgeschichten dieser wüsten Verbrecher enthalten nur dürre, trockene Notizen, aus denen für die Menschenkunde nichts aufzulesen ist. Nur ein Einziger, der „Heiden-Peter“, ist geeignet, Interesse zu erregen. Vielleicht, daß ich in den nächsten Blättern Einiges aus Heiden-Peter's Leben und seinen Poesieen (in jenischer, d. i. Gauner-Sprache) mitzutheilen Gelegenheit finde.

Die Erde als Tropfen.

II.

Ein nicht minder starkes Zeugniß des geschmolzenen Zustandes der Erde bietet die Art und Weise dar, wie die Massengesteine vorkommen. Basalt, Porphyr, Granit und ähnliche Massen liegen eigentlich in der Tiefe, unter den geschichteten Gesteinen. Sie finden sich aber oft auch an der Oberfläche der Erde, sogar auf den höchsten Bergen, und bedecken hier und da die Schichtgesteine. Bei näherer Untersuchung erscheinen sie dann wie aus der Tiefe emporgedrungen, gleichsam heraufgequollen. Sie mußten dabei die Schichtgesteine emporheben, daher die Schichten oft sehr schief geneigt liegen, mußten die Schichten mit Gewalt durchbrechen und die entstehenden Spalten ausfüllen. Daher sind diese ausgefüllten Spalten auch oben am engsten und werden nach unten immer weiter. Die Seitenwände der Spalten zeigen oft an dem geschichteten Gesteine deutliche Spuren von der Hitze der emporsteigenden flüssigen Masse, sie erscheinen angeschmolzen, verkalkt, der Thon wie verbrannt. Der große Mineralog Werner erklärte schon die Entstehung

dieser ausgefüllten Spalten, bei geringerer Ausdehnung Gänge genannt, ebenfalls durch Eindringen flüssiger Massen, aber von oben, was jedoch durch die nach unten erweiterte Gestalt der Spalten widerlegt wird. Höchst auffallend und charakteristisch ist oft das Vorkommen des Basalts. Man findet ihn bisweilen auf der höchsten Spitze der Berge, die außerdem aus ganz anderm Gestein, z. B. Sandstein bestehen, und in deren Nähe sonst kein Basalt vorhanden ist. Aber von der Spitze reicht er im Innern des Berges hinab in die Tiefe, wo sich nun große Basaltmassen vorfinden. Er ist dort offenbar von unten im flüssigen Zustande durch einen Kanal im Innern des Berges emporgedrungen, ist oben herausgequollen, gleichsam übergelaufen, und hat nun ungefähr die Form eines Pilzes, dessen Hut die Spitze des Bergs bedeckt und dessen Stiel im Innern des Berges hinabreicht bis auf die große unterirdische Basaltmasse. Ein Apfel, der um ihn zu braten auf den Ofen gelegt wird und der dabei eine Oeffnung in der Schale bekommt, durch welchen ein Theil des weichen Inhalts herausquillt, ahmt diese Erscheinung ziemlich getreu nach. Dieses Empordringen der Massengesteine, diese Ausfüllung von Spalten, dieses Hervorquellen an der obern Oeffnung beweisen unwiderleglich, daß jene Massen einst flüssig, und zwar feuerflüssig, geschmolzen waren. Stellen wir dies zusammen mit ihrem krystallinischen Zustande und mit dem Vorkommen wirklicher Krystalle, sowie mit ihrem, die Spuren des Feuers oft so deutlich zeigenden Aussehen, so wird gewiß jeder Zweifel schwinden. Die aufgeführten Beweise erscheinen so unwiderleglich und so vollkommen ausreichend, daß wir Alles, was sich noch für unsere Behauptung anführen ließe, übergehen und es für eine ausgemachte Sache ansehen können, daß unsere Erde, soweit wir ihr Inneres kennen, einst theils durch Auflösung im Wasser, theils durch Schmelzen im Feuer flüssig war.

Soweit wir es kennen. Das ist denn nun freilich noch nicht sehr weit. Nur wenige tausend Fuß tief ist man bis jetzt ins Innere der Erde gedrungen, und es bildet der uns bekannte Theil eigentlich nur eine dünne Rinde oder Schale der Erdkugel. Bei weitem der größte Theil ist uns unbekannt. Die uns bekannte Erdrinde ist nicht so dick als verhältnißmäßig der Papierüberzug eines Globus von einem Fuß Durchmesser. Es ist noch lange nicht der achthundertste Theil von der Dicke der Erde bis in ihrem Mittelpunkt. Kitzbühl in Tirol hat den tiefsten Schacht, den man kennt, 3000 Fuß tief. Er liegt aber mit seiner Oeffnung so hoch, daß diese 3000 Fuß noch nicht bis zur Tiefe der Meeresfläche reichen. Die englischen und französischen Steinkohlengruben sind weniger tief, reichen aber wegen ihrer niedrigen Lage allerdings bis unter den Meeresspiegel, zu Anzin bei Valenciennes bis 1100 Fuß. Das tiefere Vordringen wird theils durch die zunehmende Schwierigkeit der Arbeit, theils durch das Einströmen der Wässer verhindert, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es gelingen werde, in eine bedeutend größere Tiefe zu gelangen als gegenwärtig. Wohin aber Hand und Auge nicht mehr dringen können, dahin dringt noch der Geist und sucht auch solche Regionen zu ergründen, die uns außerdem auf ewig verschlossen bleiben würden. Und so wissen wir denn mit ziemlicher Gewißheit, daß unsere Erde in größerer Tiefe nicht nur ebenfalls flüssig gewesen sein muß, sondern es wahrscheinlich auch noch heute ist. Hören wir, welche Betrachtungen man noch weiter über den muthmaßlichen Zustand des Innern unsers Erdballs angestellt hat.

Noch jetzt gibt es Feuer in der Erde, Vulkane und Erdbeben sind unverwerfliche Zeugen. Die Vulkane senden noch täglich ihre Rauchwolken und Flammen empor, und werfen noch täglich Asche, halb und ganz geschmolzene Steinmassen aus, die in glühenden Strömen die Umgegend verheeren. Sie müssen den Herd ihrer Thätigkeit tief in der Erde haben, gewiß weit tiefer, als etwa unsere Schachte und Bohrlöcher hinabgedrungen sind. Dafür spricht die Verbindung, in welcher Vulkane und Erdbeben oft auf mehre hundert Meilen weit stehen. Da unten muß es also Feuer und geschmolzene Massen

geben. Ferner macht man überall beim Vordringen in die Tiefe der Erde die Erfahrung, daß mit der Tiefe die Erdwärme zunimmt. Für jede achtzig Fuß Tiefe mehr steigt das Thermometer um einen Grad. Das kann nicht von oben eindringende Wärme sein, sonst könnte sie nicht nach unten zunehmen. Sie muß also aus dem Innern der Erde stammen. In der Tiefe von einer halben Meile muß schon die Siedhitze des Wassers herrschen, und in einer Tiefe von vier Meilen muß die Hitze schon so groß sein, daß selbst die schwerflüssigsten Körper, wie Kieselerde, schmelzen müssen. In noch größerer Tiefe muß endlich, wenn die Erde nicht dort aus andern uns unbekannten Bestandtheilen zusammengesetzt ist, Alles ohne Ausnahme geschmolzen sein, und wir müssen uns also immerhin mit dem Gedanken befreunden, daß wir einen glühend flüssigen Tropfen bewohnen, dessen äußere Rinde nur bis auf eine geringe Tiefe erstarrt ist.

Mit diesen Resultaten war aber der Forschergeist der neuern Zeit noch nicht zufrieden, sondern er ging noch viel weiter zurück. Eine Menge Körper werden durch Hitze in Dampf oder Gas verwandelt, so Wasser und alle Flüssigkeiten, das Quecksilber, ferner Schwefel, Antimon, Arsenik und viele andere feste Körper. Mit andern, die sich bis jetzt noch widerspänstig zeigen, wird es noch gelingen, wenn wir gelernt haben werden, größere Hitzgrade hervorzubringen, als wir es jetzt im Stande sind. Bei einem Hitzgrade von hinreichender Höhe würde ohne Zweifel unsere ganze Erde sich in Dampf verwandeln. Da sie offenbar die Merkmale des Erkaltens an sich trägt, so ist sie folglich früher heißer gewesen und war wahrscheinlich einmal wirklich dampfförmig. Da aber Sonne, Mond und Planeten unserer Erde ähnliche Körper sind, so mag unser ganzes Sonnensystem, Sonne, Erde und Planeten, einst eine große Dampf- oder Nebelmasse gewesen sein. Wie aus dieser Nebelmasse sich allmälig einzelne Körper, Sonne und Planeten absondern, abrunden, dabei aber in drehende Bewegung gerathen und sich an den Polen abplatten mußten, das hat besonders der französische Mathematiker Laplace zuerst in so einleuchtender Weise dargestellt, daß sich gegen die Richtigkeit dieser sogenannten Nebeltheorie kaum etwas Vernünftiges einwenden läßt.

Damit haben wir aber schon unser Ziel überholt. Begnügen wir uns mit der Ueberzeugung, daß unsere Erde einst ein heißflüssiger Tropfen war, der allmälig erkaltete, dadurch an der Oberfläche eine feste Rinde erhielt, die gegenwärtig eben noch ganz geeignet ist, uns zum Wohnplatze zu dienen, und die am weitern Erkalten durch den Einfluß der Sonne gehindert wird. Wenigstens seit der historischen Zeit, also seit einigen Jahrtausenden ist die Erkaltung nicht mehr fortgeschritten. Man würde dies an der Zusammenziehung der Erde und der dadurch bedingten Aenderung ihrer Umdrehungsgeschwindigkeit sehr bald bemerkt haben. So lange das Gleichgewicht zwischen Erkaltung und Erwärmung ungestört bleibt, so lange also, als in der bisherigen Weise die erwärmende Sonne unsere freundliche Erde bestrahlt, wird auch wenigstens eine großartige, tief eingreifende Veränderung der Beschaffenheit unserer Erdoberfläche nicht zu erwarten sein.

K.

Die Herrschaft der Jahreszeiten.

Im Winterschnee, wenn am gefrorenen Fenster der Sonnenstrahl die Palmenblätter und Farrenkräuter thaut, die sich wie von einer unsichtbaren Pflanzenwelt der Lüfte auf ihnen abdrückten, im Winterschnee, wenn der gleichmäßige Strom der Luft im wärmenden Ofen behaglichen Takt hämmert und der ganze Lebenstrieb des Menschen sich zusammenfaßt in sich selbst, schürend auch tiefsinnen die erwärmenden Flammen seines Seins, im Winterschnee regiert im Menschen der Geist. Was belebend und entfesselnd auf die Menschheit

wirkte, was die gebundene Wärme des Nachdenkens, der Betrachtung und des erfindenden Schaffens je hervorgebracht hat, das verdankt sicher seine Entstehung der Macht des Winters.

Der Frühling aber zwingt den Geist, seine Herrschaft dem Körper abzugeben. Wenn die milden Lüfte wieder über die Erde wehen, wenn aus halbgeschmolzenen Schneedecken schon die Keime der Wintersaat blicken, wenn sich aus grauen Nebeln allmälig grün und sangbelebt die auferstehende Natur enthüllt, dann werfe der Forscher Buch oder Feder hinter den ausgedienten Ofen und drücke die treibende Kraft nicht nieder, die sich auch ihm durch die Adern drängt! Der Frühling gehört dem Erdgeiste; er entfesselt die Leidenschaft, setzt die Sinne in Aufruhr. Frühling will vom Menschen nichts als das Zugeständniß, eine erschaffene Creatur zu sein. Frühling weckt neues Leben und tödtet auch. Die aus ihren Bändern gehende Kraft der Gährung sprengt die Bänder. Die Lüfte, die so mild über die Fluren wehen, bergen Leben und Tod in sich. Der Erdgeist, wie eine riesige Walkyre, zieht im Frühling über die Erde mit mächtigen Flügeln und geschwungenem Schwerte. Mild scheint Alles und zum Leben verlockend, was der Frühling bringt; sichre sich aber Jeder die ganze Kraft seines physischen Seins am meisten, — wenn die Veilchen blühen.

Im Winter herrscht der Geist, im Lenz der Körper, im Sommer die Seele. Im Sommer strecke dich aus am blühenden Geländer auch deines Innern. Pflanze dir Blumen im Herzen, schlinge die Bänder der Liebe und Freundschaft um all' deine Gedanken, ströme dich aus in Hingebung und glücklichem Empfangen! Wer wird schaffen im Sommer? Sammle! Genieße! Gibbon hat gesagt, im Sommer wär' ihm nie ein vernünftiger Satz, nie eine Zeile gelungen. Im Sommer finden sich die Herzen, im Sommer schweigen die Sorgen, im Sommer vergessen sich die gescheiterten Werke des Winters.

Im Winter der Geist, im Frühling der Leib, im Sommer die Seele. Und im Herbste? ... Wenn die Blätter fallen, die Sonne früher und früher sich einhüllt in ihre malerischen gelbrothen und violetten Wolkengewänder, wenn Nordost auf den dunklern Strömen die Wellen in tausend kleine Hügelchen rippt, wenn die schlanken Pappeln sich ächzend biegen vor demselben Föhn, der eben auf dem Meere Masten bricht, von den Alpen Lawinen stürzt, dann treten uns die Bilder der Vergänglichkeit entgegen. Wie der Mensch im Lenze, seinem gefährlichsten Feinde, nur an das Leben denkt, so umschleichen ihn im Herbste, wo die größte physische Kraft ihm zu Gebote steht, die Ahnungen des Todes. Dem Herbste gehört das Gemüth. Im Herbste singen auch ihr Bestes die Dichter.

Anregungen.

Richard Wagner'sche Musik.

Alte Zeit:
Im Anfang war das Wort.
R. Wagner:
Im Anfang war die Note.

Richard Wagner, der Componist des „Rienzi", des „Fliegenden Holländer", des „Tannhäuser" und „Lohengrin", der Verfasser einer reichen Anzahl ästhetischer Schriften, hat bekanntlich den Ausspruch gethan: Eine Stunde Grieche wiege ein ganzes modernes Leben auf! Diese Ueberzeugung, die Wenige theilen werden, entspricht den Anschauungen, die Richard Wagner vom antiken Leben und von der Stellung der damaligen Kunst zum Staate hat. Immer aber, wenn wir Musik von ihm hörten, mußten wir uns sagen: Hätte dieser Maestro wirklich im Alterthum gelebt und damals ebenso componirt wie er jetzt componirt, seine bewunderten Griechen würden ihn zum Tode verurtheilt haben. Ehe wir unsern Ausspruch beweisen, erlaube man uns die Bemerkung, daß ein Mann, der somit zwei mal sein Leben verwirkte, einmal im Alterthum und einmal in dem Jahrhundert, wo er unglücklicherweise nur Kapellmeister eines deutschen Hoftheaters sein mußte, eine außerordentliche und höchst merkwürdige Erscheinung sein muß.

Die Alten zählten vierzehn Tonarten auf. Was sie unter Tonarten verstanden, das anzugeben würde hier zu weit führen. Es genüge, daß sie unsere Begriffe von Dur und Moll vollkommen kannten, wenigstens nach der Wirkung derselben auf die Gemüther. Sagte: Willst du die Freiheit verbannen, so befördere Musik! Plato schloß von seiner Republik einige weichliche und erschlaffende Tonarten aus und in Athen gab es ein Gesetz, das eine Tonart, ich glaube die hypomixolydische, geradezu mit dem Tode bestrafte. Und wir gestehen, so oft wir Richard Wagner'sche Musik hörten, wurde uns immer, so zu sagen, hypomixolydisch zu Muthe.

Was kann wol anders bei den Alten ein hypomixolydisches Staatsverbrechen gewesen sein, als eine Musik, welche die Seele des Menschen mit Wohllaut überströmt und sie gleichsam mit dem Schönen berauscht bis zur Erschöpfung und Ohnmacht, bis zur Erschlaffung und zum Tode? Die Musik Richard Wagner's ist etwas ganz Anderes als die gewöhnliche Musik. Wenn man Gluck hört, so hat man auch die Bedeutsamkeit der Absicht, aber einen kräftigen Strich der Geigen, eine in der menschlichen Seele männlich befruchtende Wirkung seiner Tonfiguren. Gluck strebte nach Plastik; er formte Tonsätze, die gleichsam ihre Freude an sich selbst hatten, eine spielende Freude, Kommen und Gehen, Haschen und Necken zuweilen, aber sogleich wieder ein Rückkehren in sich selbst, mit einem Wort Melodie. Beethoven besaß die wunderbare Beherrschung der seither vervollkommneten und bereicherten Instrumente. Er setzte alle Kräfte des Orchesters in Wetteifer. Er lauschte jedem Instrumente seinen schönsten Ton, seine mächtigste Wirkung ab und setzte sie alle in Bewegung in dem großen Concertante seiner innersten Sangnatur. Sangnatur, trällernde, jodelnde, jauchzende, weinende, lachende, trompetende, paukende, stötende Sangnatur ist Beethoven. Man folgt, man ist gefangen, man wächst mit dem Meister. Beethoven zieht uns zu den Himmeln empor und setzt uns zuletzt in Frieden und Ruhe wieder auf unsere Erde herab oder zeigt uns wenigstens den Weg, wo wir zu ihr zurückkommen können. Richard Wagner aber? Auch er ist ein Componist im großen Stil; genial immerhin und das Höchste anstrebend; aber er durchwühlt unser Inneres ohne Befriedigung. Er kennt all' unsere Schwächen, er ahnt all' unsere Ahnungen, er löst uns in all' unserm geheimen Seelenleben auf, er zieht uns in einem Strudel von wonnevoller Musik auf und ab und macht uns zu Sklaven dieser Musik und zu Leibeigenen unserer Sinne. Richard Wagner nennt diese Art Musik „das musikalische Wort", die eigentliche höhere Musik, die Musik, welche die Metaphysik des Worts ist, die Seele der That, die wahre dramatische Action, wo sich Oper und Schauspiel in einem Dritten vermählen, in einem neuen Kunststil. Er hat die Meinung, daß sich dieser Kunststil geradezu an die Antike anreihe. Allein gestehen müssen wir, daß er bis jetzt auf uns nur den Eindruck gemacht hat, als wenn wir bei ihm vom Bedeutenden ewig zum Peinlichen hin und her geschleudert werden. Wir befinden uns bei ihm auf einer Folter der Lust, auf Montezuma's glühenden Kohlen, die nach seiner Ansicht auch uns Rosen sein sollen. Aus Rosen können glühende Kohlen werden, wenn man sich auf ihnen auch dann noch strecken soll, wenn man gerade genug hat. Man will auch von Rosen endlich wieder auf, will Mann werden, will freikommen vom Kitzel der Musik, will aufathmen von dieser ewigen Absichtlichkeit der Töne, will eine Objectivität der Musik, die endlich auch außer uns liegt. Da geschieht es aber, daß man bei Richard Wagner um Hülfe rufen muß vor dem raffinirenden Maestro, der uns mit seinen Geigen, Flöten, Harfen, Posaunen, Trompeten von unten bis oben revolutionirt. Es mag ein Gewöhnen auch an solche Musik geben. Dresden und Weimar sind ein Beweis dafür. Aber zum ersten male gehört, macht die Ouverture zum „Tannhäuser" Brustschmerzen. Es gibt chromatische Läufe in ihr, die krank machen. Die Introduction zum „Lohengrin", die wir in Weimar hörten, verursachte einigen Freunden die Wirkung, die Shakspeare von jenem Kanon beschreibt, der Leinewebern die Seele aus dem Leibe ziehen kann. Möglich, daß das Ganglienssystem moderner Schriftsteller und Alt-Shakspeare'scher Leineweber schlecht beschaffen, aber ich glaube doch, daß selbst die im Freien und im Gehen schaffenden griechischen Geisteserarbeiter nicht ertragen hätten, daß ihnen Violinen die Seelenfäden in schmerzendster Endlosigkeit und geradezu krankhaft wie aus dem Tiefinnersten gezogen hätten. Es ist ganz wahr, ein unendliches Entzücken, eine Wonne der Ahnung, ein Zauber von Poesie liegt in dieser unarticulirten Musik, in einer nur vergeistigten Naturlautssprache, aber des Tondichters dämonischer Genius drückt zu viel aus. Er gibt mehr als er geben sollte. Er bringt unsere Sinne in wilden Aufruhr und beansprucht sie ewig. Er kann keine Melodieen schaffen, thut deshalb, als wenn Melodieen alter Zopf wären, fängt etwas an wie Melodie und hört gerade auf, wenn unser Herz nur ganz nach Melodie verlangt; auf Melodie ruht sich das von der dramatischen Musik angeregte Ohr und Herz aus. Bei Wagner gibt es nur dramatische Musik, nur Recitativ, nur Handlung, nur Tonmalerei der Situation.

Und so wunderbar schön, so überraschend poetisch die Absichten des Componisten sind (gibt es Reizenderes als die Gegensätze des Venusberges und des thüringischen Idyllenlebens im ersten Act des „Tannhäuser"?), sein Uebermaß erdrückt, erschlafft, und wir haben Alles bei ihm, nur kein Resultat, das erhebt und erkräftigt.

Richard Wagner ist ein Meister der Dialektik. Seine Musik ist dialektisch. Sie tönt bedeutsam, aber man hat nie etwas, woran man sich mit ganzer Seele bei ihm halten kann. Ebenso spricht und schreibt er immer mit bewunderungswürdiger, aber resultatloser Rhetorik. Vom Verstande geht es bei Naturen, wie die seinige, immer eher zur Phantasie hinüber als zum Herzen; und Verstand und Phantasie sind bei ihm von seltener Größe und innigster Verbindung. Eine Wirkung, die das Herz ergreift (und wir sind so zopfig, sogar von Herzensgüte zu sprechen) findet sich bei ihm selten. Er kitzelt wol auch auf unser Herz los, unendlich süß, oft mit Engelszungen, er gewinnt uns auch; dann aber läßt er uns auch nicht mehr los, macht aus der Ueberredung Betäubung, zuletzt Vernichtung. Frauen von sensueller Complexion haben wir in Richard Wagner'scher Musik wahrhaft schwelgen gesehen und sie glaubten, ihr Herz wär' es, das von ihr so mächtig ergriffen. Sie wußten es nur nicht, diese Schwärmerinnen. Ihr Herz waren ihre Sinne. In Richard Wagner's Musik liegt ein tiefgeheimes Gift. Es ist nicht Griechenland, wie er uns in seinen Schriften glauben machen will, in ihm, sondern der Orient. In Ekbatana componirte man so, oder schwimmend auf dem Ganges in Lotosblumen und von Mohnsaft betäubt. In Richard Wagner ist orientalische Wonne, hypomixolydische Wonne, und der Areopag in Athen hätte ihn ohne Gnade zum Tode verurtheilt.

Noch einmal die englischen Anstandsbegriffe.

Gegen unsere Darstellung des obigen Themas in Nr. 5 reclamirt ein englischer Freund. Wir wollen seine mündlichen Aeußerungen wiederholen.

Es ist richtig, sagt er, daß wir in England an den Folgen des Puritanismus leiden und den ganzen Vorwurf der Prüderie in Geschmackssachen verdienen. Etwas Anderes aber ist es mit dem Begriff der Respectabilität. Eine Nation, die etwa im Ganzen nur sechshundert echt- und altadelige Namen besitzt, eine Nation, die sich, unabhängig von diesen, durch ihr Blut sich besser dünkenden Namen, im Uebrigen der größten bürgerlichen Freiheit rühmen darf, mußte sich einen Begriff schaffen, der Dasjenige ausdrückt, was in Deutschland durch Titel ausgedrückt wird. Der Begriff des Gentleman ist das einzige Reagens, das in England aus der freien, unabhängigen, aber zu großen Masse den Menschen der Bildung und der Gesellschaft ausscheidet. Mag bei dieser Unterscheidung viel Lächerliches mitunterlaufen, aber ich frage, ist unsere Respectabilität so lächerlich, wie eure deutsche Hoch-, Wohl-, Edel- und Hochedelgeborenheit? Eure Frau Vicesupernumerarassistenzräthin? Eure Frau Kammerherrin u. s. w.? Haben wir Engländer die lächerliche Courtoisie, alle Titel des Mannes auf die Frau zu übertragen, in Gesellschaften uns mit langen Herr Geheimer-, Ober u. s. w. -rath zu quälen, auf unserm Rocke bunte Ordensläppchen und alles mögliche Geflunker und Geflick zu tragen? In Deutschland gibt es fünferlei Gesellschaftsschichten in einer einzigen kleinen Stadt, während in England die Respectabilität nur eine einzige Gesellschaftsclasse macht, die des bürgerlich unbescholtenen Rufs. Bei euch schließt eine Kaste die andere aus und so tief ist euch die Ehrfurcht vor den Unterschieden derselben eingeboren, daß bei euch ein Baron Schulden über Schulden machen kann und doch nur innerhalb seiner eigenen Sphäre für unrespectabel gilt, außerhalb ihrer aber mit tiefster Devotion verehrt wird.

Wir können unserm englischen Freunde nicht Unrecht geben, um so mehr, als er einräumt, daß seine Nation in der allgemeinen Bildung und Volksaufklärung gegen uns zurücksteht; die Orthodoxie der Katheder regiere in England leider zu sehr und aus ihr vorzugsweise entspringe der Charakter von Beschränktheit oder Engherzigkeit, der einigen englischen Sittengesetzen nach unserer Schilderung, die er im Uebrigen vollkommen billigt, aufgedrückt wäre.

Das Alterthum.

Der große Schatz des Alterthums liegt für die Menschheit im Großen und Ganzen fast noch unangebrochen da. Man wird ihn erst nutzen, wenn man auf den Schulen die alten Classiker in Uebersetzungen liest und das Studium des Urtextes den Gelehrten allein überläßt.

Zorn der Liebe.

Kränkst du in der Liebe Zorn,
Liebe, die vergibt dir schon,
War's nur nicht mit kaltem Hohn,
Stachel nicht vom Skorpion!
Von der Ros' einmal den Dorn,
Den vergibt die Liebe schon.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 9.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Seelsorger.

Ein Lebensbild.

Vor Kurzem berichteten die Blätter, daß im ***schen ein protestantischer Geistlicher, der sich die unverantwortlichsten Vergehen hätte zu Schulden kommen lassen, gefänglich eingezogen wäre. Der Proceß gegen ihn ist gegenwärtig im vollen Gange. Die nachstehende Skizze gibt nach Thatsachen ein Bild, welches ungefähr der Misbrauch war, den sich ein Seelsorger mit dem Vertrauen seiner Gemeinde erlaubte.

* * *

Es ist Frühling. Eine heilige Sabbathruhe liegt über der Natur. Wie ein goldener Segen ruht der milde Sonnenschein auf den Giebeln der Häuser und auf den Spitzen der Bäume, die, von einem gelinden Hauche geschüttelt, ihre Blüten unter sich streuen. In den Gassen des Dorfs fliegen die Schwalben hin und her, während auf dem Wallnußbaume vor dem Hause des Häuslings eine muntere Schar von Sperlingen ihr Wesen treibt, von den schwankenden Zweigen auf das Strohdach und von da in die wogenden Kornfelder schwirrt und auf dem Hause des Schultheißen der gravitätische Storch auf einem Beine steht und mit ernstem Blicke vor sich hinschaut.

Die Bauern des Dorfs kommen aus der Kirche. Im langen Tuchrocke und die Pelzmütze auf dem Haupte schreiten die Männer, indeß die Frauen, in kurze bunte Röcke gekleidet, das Haar hoch hinaufgestrichen und in einem kleinen Mützchen verborgen, dessen lange schwarze Bänder im Winde fliegen, mit dem Gesangbuche in der Hand eilig nach Hause gehen, um noch den Mittagstisch zu bereiten.

Der Mittag ist vorüber. Anne Marie, die Frau eines Häuslings, hat ihre beiden Kinder schon längst geputzt und geschmückt. Der kleine Hannes hält sein Schwesterchen an der Hand, das von der Mutter ein Blumensträuschen erhielt. Anne Marie küßt die Kinder auf die Stirn und beide trippeln die Gasse entlang, dem Hause des Bäckers zu, um das Sträuschen dem Pathen zu bringen. Anne Marie beugt sich über die halbe Thür hinaus, um ihren Kindern nachzusehen. Ihre Augen glänzen in Freude, wie sie die Kleinen bedächtig ihres Weges gehen sieht, Hand in Hand, so recht geschwisterlich. Und wie sie da steht,

über die Thür gelehnt, ist sie ein hübsches Weibchen. Die braunen Haare, die so voll sind, daß sie das Mützchen kaum fassen kann, die blitzenden Augen, die blühende Gesichtsfarbe, die vollen Wangen machen sie zum hübschesten Weibe im Dorfe, wie sie früher das hübscheste Mädchen war.

Anne Marie ist die einzige Tochter des Schneidergörgen, der schon vor ein paar Jahren seiner Frau in die Ewigkeit folgte. Als sie noch Mädchen war, flattirten sie alle jungen Bursche im Dorfe. Beim Tanze hatte sie die besten Tänzer, bei jeder Festlichkeit war sie am meisten gefeiert. Anne Marie war die Rose des Dorfs. Wenn man von ihr sprach, so wußte man an ihr nichts auszusetzen, als daß sie arm war. Dafür konnte sie nicht; aber dennoch hätte sich nun keiner der Bauernsöhne entschließen können, die arme Dirne zur Trau zu führen. Das ist ein altes Lied, das ebenso gut in der Stadt wie auf dem Lande gesungen wird. Es frägt sich noch, ob die Anne Marie zugesagt hätte, wenn ihr einer der reichen Bauernsöhne die Hand geboten. Es wußte auch schon Jeder, daß sie handelseins mit dem Christian war.

Der Christian war ein schlanker Bursch. Er war damals Knecht auf dem Amte und von seinem Herrn wohlgelitten, da keiner besser die Sense führte als er und im Pflügen ihm so leicht keiner nachkam. Er war ein gewitzigter Kopf. Die neuen Methoden, die der Amtmann in seinem Hofe und auf seinen Aeckern einführte, begriff er am schnellsten. Daher entließ ihn sein Herr auch nicht gern, als er endlich seine Militärzeit antreten mußte. Er wurde Husar. Von Zeit zu Zeit kam er auf Urlaub ins Dorf. Die Erscheinung des stattlichen Reiters war stets ein Ereigniß. Alles bewillkommnete ihn freundlich, aber wessen Gruß ihm der liebste war, wird sich Jeder erklären können. Der alte Schneider hatte seine Freude an dem schmucken Burschen. Das ist ein echter Husar, wie sie der alte Ziethen hatte, sagte er oft, und Anne Marie stimmte ihm heimlich bei. Es gab ein hübsches Bild, diese beiden blühenden Menschen tanzen zu sehen. Er in seiner Reiterpelzjacke, seiner lederbesetzten Hose und mit den klingenden Sporen, wie er im militärischen Anstande seinen Arm um ihren schönen Leib gelegt hatte und die frische, in voller Lust glühende Gestalt im Kreise wirbelte, daß die bunten Röcke und die langen Bänder hoch im Winde flogen, und ein Jeder gestehen mußte, das gäbe ein schönes Paar. Und das gab es auch. Als Christian ausgedient hatte, kehrte er in das Dorf zurück. Er trat nicht wieder in den Dienst ein, obgleich der Amtmann Alles versuchte, ihn wieder zu gewinnen. Als er vernahm, was Christian vorhatte, unterstützte er ihn aufs eifrigste. So dauerte es nicht lange und Christian und Anne Marie waren Eheleute und selbständig. Nach Jahresfrist hatten sie schon einen kleinen Verzehrer, auf den noch ein Mädchen folgte, und es mußte rüstig geschafft werden, wenn man etwas erübrigen wollte. Der Schneidergörgen war unter der Zeit gestorben und auch der Amtmann, der dem Christian gut war, hatte das Zeitliche gesegnet. Unsere Leute standen allein in der Welt. Dafür schlossen sie sich auch eng aneinander an und wenn eins etwas auf der Seele hatte, so wußte es das Andere auch. Es war nicht eine solche Tuschelei unter ihnen, wie sie oft unter Eheleuten ist und wie sie meist das Eheleben verbittert, daß Jedes seine kleinen Geheimnisse hat, von denen das Andere nichts wissen soll. Bei ihnen war Alles gegenseitig kund und offen, und so soll es auch sein.

Aber seit einiger Zeit schien es, als ob Christian doch etwas Geheimes vor seiner Frau verbarg. Er war oft nachdenkend und grübelnd, ohne daß sie begreifen konnte, um was es sich handle, und fragte sie ihn darum, so schüttelte er ihre Fragen auf irgend eine Weise ab und entwischte. Anne Marie war bekümmert, aber sie ließ es nicht merken und hoffte mit der Zeit schon zu erfahren, was der Grund seines Nachdenkens war.

Christian hatte richtig einen Plan und wie jeder rechte Mann, wollte er erst mit sich im Reinen sein, um dann damit vor seine Frau zu treten. Es gibt Dinge, die Jeder

ordentlich in sich selber verarbeiten muß, daß sie gleichsam in Fleisch und Blut übergehen. Ein großer Plan, der fürs Leben entscheidet, gehört hierzu. Ein Augenblick läßt ihn entstehen. Da ist's, als ob der dichte Nebel plötzlich entzweirisse und eine herrliche Gegend vor uns erschiene, gegen die Alles, was uns umgibt, einer dürren Wüste gleicht. Es ist, als faßte uns ein Heimweh und als müßten wir dahin oder sterben. Wenn solch ein großer Plan in wenigen Minuten auszuführen wäre, so hätte Alles sogleich ein Ende; denn die Sehnsucht nach dem neuen Ziele kann Berge versetzen. Aber solch ein Werk will Zeit haben und allmälig verschwindet der schimmernde Glanz von dem Bilde und hier und da treten Mängel und Uebel hervor und was früher ohne Frage war, das hat nun zwei Seiten, die beide zu bedenken sind. Dann geht es an ein Grübeln, Sinnen und Wägen. Der Entschluß ist wie das Zünglein an einer Wage, er schwankt hin und her, bis endlich eine Seite den Ausschlag erhält und alle Schattenseiten des Plans wie böse Geister vor dem Lichte des Tags verschwinden. So war es auch mit Christian. Eines Tags nahm er die Pfeife aus dem Mund und sagte zu Anne Marien, als sie unterm Wallnußbaum saßen: „Frau, du weißt, wie es uns geht. Wir haben Gottlob bis jetzt noch immer keine Noth gelitten, aber wir haben auch arbeiten müssen und tüchtig. Was wir erwarben, ist blutwenig. Wie das künftig gehen wird, weiß ich nicht. Der Kinder werden mehr und die wir haben, werden größer und kosten. Stärker arbeiten können wir nicht, oder wir gehen drauf. Dazu werden die Zeiten immer schlechter. Jetzt ducken wir uns schon; kommt aber einmal das Wetter, wo sollen wir hin? Da ist's vorbei, und es mag Unrecht haben wer will, hüben und drüben, wir werden's leiden müssen. Kurz, ich denke, wenn wir nach Amerika gingen — es gehen so Viele."

Wie ein Stein fiel Anne Marien das Wort auf die Brust; sie athmete tief auf. „Wir nach Amerika?" rief sie, „was denkst du!"

Aber Christian hatte Courage. Das Wort war gesprochen, und nun wurde er Feuer. Er setzte seiner Frau die Vortheile einer Auswanderung auseinander; über die Nachtheile schwieg er, oder er sah sie nicht, da er sich ganz in den Plan hineingelebt hatte.

„Denkst wol auch, da wird Alles verschenkt", sagte Anne Marie.

„Lange nicht! arbeiten müssen wir hier wie dort; da erwirbt man was, das man seinen Kindern läßt, hier aber — Sieh!" rief er aus, „da kommt der Schmied!"

Der Schmied kam ihm just willkommen. Der Schmied dachte auch an Auswanderung, hatte aber theilweise einen andern Grund als Christian. Er hatte sein Auskommen reichlich. Ums Brot ging der nicht fort. Aber er hatte drei Mädchen, die städtisch erzogen waren und die Freier für Stadtmädchen waren auf dem Lande rar. So kam's, daß die älteste schon einen Bart besaß, ehe sie einen Mann hatte. Die andern beiden fürchteten dasselbe Schicksal. In Amerika, hatten sie sich sagen lassen, wüchsen die Ehemänner auf den Bäumen und die heirathslustigen Mädchen brauchten sie nur abzunehmen. Nun hatte der Schmied den sechs Weiberlippen unterliegen müssen. Das war vorauszusehen; sind dazu doch oft schon zwei genug.

Der Schmied war ein großer Mann mit langem, weißem Barte, auf den er sich viel zugute that. Studirte nannten ihn den Patriarchen und er glich auch einem aufs Haar. Er hatte ein kleines Sammetkäppchen auf; in schneeweißen, prangenden Hemdsärmeln, die glühende Pfeife im Munde, kam er des Wegs.

„Gevatter!" rief Christian, „wir sprechen eben von Amerika."

Der Schmied trat hinzu, setzte sich neben den Häusling und fragte: „Weiß's deine Frau?" Als Christian nickte, fuhr er fort: „Ja, Gevatterin! das ist so jetzt das Beste. Hier kommt ihr zu nichts, drüben kann Eins zu zwei Thalern den besten Morgen Ackers kaufen; das ist ein Unterschied, mein' ich." Als Anne Marie herzbang schwieg und nach-

denkend vor sich hinsah, fuhr er fort, er hätte sich entschlossen aus den und den Gründen und da gab's nun so viel plausible Ueberredung, daß Anne Marie sich fügte, nicht, weil sie's einsah, daß es besser sei, sondern weil sie wußte, daß es nun doch nicht anders wurde. Und auch Das mußte sie erleben, daß es hieß, am besten wäre es, wenn ihr Mann erst allein mit der Schmiedsfamilie ginge, und wenn's gut sei, sollte sie mit den Kindern nachkommen. Sie wollte auch diesen Jammer erst nicht. Aber am Ende mußte sie ihn auch zugeben und es wurde festgesetzt, daß man noch im Herbst abreisen wollte.

Christian und der Schmied machten nun Anstalt. Der Schmied sah sich nach einem Käufer der Schmiede um und Christian arbeitete noch mehr wie gewöhnlich, um das Reisegeld zu erschwingen. Die zweite Tochter des Schmieds hatte sich schon einen „Führer zum Auswandern", ein fingerdickes Buch, in der Stadt gekauft und Sonntags ging Christian in die Schmiede und beide Männer studirten in dem Buch und erörterten Amerika capitelweise. Kam der Häusling dann heim, so redete er über das gemeinschaftliche Studium. So ging der Sommer hin. Die Frucht reifte, die Ernte kam heran, man ließ sie Andern. Schon waren beim Agenten Plätze gedingt. Das ging Alles prächtig, aber doch beklommen. Christian sah ein, daß der Abschied ihm gar weh thun würde und wenn Anne Marie seine Wäsche und seine Kleider zur Reise einrichtete, so fiel oft eine stille Thräne auf die weiße Leinwand. Es war, als hinge eine schwere Wolke über dem Hause und als sei sogar die Luft so dicht, daß sie aufs Herz drückte. Oft war es Anne Marien, als verhalte es ihr den Athem; dann setzte sie sich in einen Winkel und weinte sich bitterlich aus, ohne daß Jemand etwas erfuhr. Das machte sie leichter, aber nur auf kurze Zeit. Christian ging es auch oft so; er biß aber seinen Schmerz hinein, arbeitete, daß die Funken davonflogen. Das half ihm. Es ist eine Wohlthat für den Mann, jeden Schmerz mit Arbeit ersticken zu können. Es ist ein probates Mittel für starke Naturen, aber bitter ist's.

Eines Tags kam Christian vom Felde, als ihm der Herr Pfarrer begegnete. Man erzählte sich vom Herrn Pfarrer, er wäre auf der Hochschule ein flotter Student gewesen, voller Schelmstreiche und Wildheiten. Man wußte noch, wie er als junger Candidat auf einem Nachbarsdorfe zum Erstaunen der Bauern mit einem rothen Zwickelbarte die Kanzel bestiegen, um eine Interimspredigt zu halten. Sonst flüsterte man sich in die Ohren, er hätte eine Braut sitzen lassen, von deren Gelde er studirt, um seine jetzige Frau, die bedeutendes Vermögen besaß, heirathen zu können. Aber die Bessern im Dorfe glaubten das nicht, wenn sie ihren Pfarrer auch nicht für einen Heiligen hielten. Als er ins Amt kam, war er ziemlich schmächtig gewesen; jetzt hatte er sich abgerundet, die feisten Backen ließen auf Wohlleben schließen. Sein Amt und seine Würde drückten ihn nicht sehr und seine Gelehrsamkeit gewiß noch weniger. Er wußte sich seiner Predigten und sonstigen Functionen ohne besondere Mühe zu entledigen, aber seine Sporteln zur gehörigen Zeit zu erheben, das schien ihm mehr der Anstrengung würdig. Der Richtung nach war er außerordentlich rechtgläubig und Demokrat und Antichrist kam bei ihm aus derselben Gegend her. Mit bedächtigem Schritte ging der Mann Gottes auf Christian zu und sagte: „Wollt nach Amerika?"

„Ja, Herr Pfarrer!"

„Es ist eine wichtige Angelegenheit, die erwogen sein will."

„Es ist Alles erwogen."

„Thut nicht recht! Männer wie Ihr müßten hier bleiben; sind vielleicht bald nöthig; der Staat würde so was danken."

„Der Staat?" sagte Christian und sprach seine Ansichten über den Staat aus und was man vom Staat für Dank erwarten könne. Er mäßigte sich dabei übrigens, denn er hatte eine Bitte an den Pfarrer in Betreff seiner Familie. Er sagte das auch.

„Eine Bitte? die wäre?" sprach der Pfarrer.

„Ja, Herr Pfarrer", meinte Christian, „wenn Ihr derweil ein wenig achtetet auf Frau und Kind. Es gibt so Manches zu rathen und zu weisen, wo die Frauensleute nicht daheim sind und nicht wissen wo ein. Meine Briefe möchte ich auch ins Pfarrhaus schicken, es ist doch sicherer. Und wenn's so weit kommt, mag die Frau Alles verkaufen. Ich denke, bis da auch was erworben zu haben und will ihr zur Reise schicken; dann mag sie kommen."

Der Pfarrer gab dem Manne die Hand; lächelnd und voller Güte sagte er: „Ihr braucht keine Bange zu haben; ich will thun, was ich kann, es ist auch meine Pflicht, und mit den Briefen macht's nur so. Ich will sie Eurer Frau schon bringen."

Christian drückte dem Pfarrer voll Dank die Hand, sein Herz strömte über. In diesem Augenblicke verschwand, was er früher wol an dem Geistlichen getadelt hatte, vor seinen Augen und nur die Gefälligkeit und die Güte des Mannes blieb zurück. Er sprach: „Ich kann's wol sagen, Herr Pfarrer, im Grunde geh' ich nicht gern; aber es muß sein und es ist nun fest."

Als er nach Hause kam, erzählte er seiner Frau, was er mit dem Pfarrer gesprochen. Anne Marien war es gar lieb; sie hatte doch nun Jemand, an den sie sich künftig wenden konnte und der Theil an ihr nahm.

Der Schmied hatte sein Haus und seine Aecker verkauft und der Tag der Abreise war jetzt bestimmt. Zu den Zusammenkünften Christian's mit dem Schmiede waren allmälig Mehre hinzugetreten, die später auch auszuwandern gedachten. Das Thema in diesen Versammlungen war immer Amerika, sodaß die Leute sich nach und nach mit dem Auswanderungsgedanken vertrautmachten und ihm all sein Herbes genommen wurde. Ja sie wurden wol übermüthig. Wenn Christian vorüberging, riefen sie ihn in die Schenke hinein und reichten ihm das Glas entgegen. „Trink aufs freie Amerika! wir kommen Alle nach; nächstes Jahr schon." Der Schmied hatte versprochen, bald nach seiner Ankunft drüben den Harrenden Bericht abzustatten. Sie wollten eine Colonie gründen; der Alte und seine drei Töchter sollten den Stamm bilden. Der Patriarch saß und sprach, als könnte er das Glück eines Jeden machen und als hinge es nur von ihm ab, ob sie Alle drüben in Gold schwämmen oder nicht.

Endlich kam der Tag der Abreise heran. Früh am Morgen ging es fort. Die Sachen der Auswanderer waren auf einen Wagen geladen. Die Frauen saßen oben auf und die beiden Männer gingen hinterher. Anne Marie und ihre Kinder begleiteten den Vater weit vors Dorf hinaus. Als der Zug durch die Gassen ging, kamen die Leute überall vor die Thüren. Jeder wollte ihn noch einmal sehen und ihm Lebewohl sprechen. Die Kinder des Dorfs liefen schreiend und springend hinter dem Wagen her. Endlich waren sie draußen. Anne Marie weinte den ganzen Weg über und die Kinder hängten sich an sie und den Vater. Als man an den Ort kam, wo man scheiden mußte, konnte sie vor Schluchzen nicht sprechen. Der kleine Hannes verlangte mit und die Marie wollte den Vater nicht lassen und schrie und weinte. Wäre es noch möglich gewesen, Christian wäre umgekehrt; sein Herz verging vor Wehmuth. Der Schmied mußte dem Abschiede ein Ende machen. „Vorwärts!" rief er lustig, indem er seinen Schmerz verbiß, „vorwärts! Vivat Amerika!" Ein lautes Weinen seiner Töchter wurde ihm zur Antwort. Aber der Fuhrmann klatschte mit der Peitsche, die Pferde zogen an und dahin rasselte der Wagen. Der Schmied riß Christian hinweg und mit schnellen Schritten eilten sie dem Fuhrwerk nach. Noch lange wehte er mit dem Hute und noch lange stand Anne Marie auf dem Hügel und sah dem Zuge nach, bis er endlich hinter einer Waldecke verschwand. Langsam kehrte sie mit ihren Kindern ins Dorf zurück.

Da war Alles wieder in sein Geleise getreten. Jedes ging seinen Geschäften nach.

Und die Sperlinge zwitscherten und flogen wie früher und die goldene Sonne lag milde über dem Orte und in ihren Strahlen tanzten und spielten die Mücken und die Schwalben strichen im Bogen durch die Luft und oben auf dem Dache saß der Storch auf seinem Neste und breitete über seine Jungen die Flügel. Bemerkbar blieb's, daß die Beiden fort waren. Christian und der Schmied waren die Häupter der Auswanderungsgesellschaft gewesen. Ihr Beispiel hatte die Andern gespornt; sie hatten eine Art von Begeisterung für die Sache entzündet, die durch ihre Versammlungen und Besprechungen stets wach erhalten war. Diese waren zeither ein Bedürfniß gewesen und obgleich man sie fortzusetzen suchte, wollte es sich doch nicht recht machen. Man fühlte die Lücke, man merkte, daß die stille Energie Christian's und der redefertige Mund des Schmieds fehlten. Der Reisefeifer der Beiden war wie eine Sturmflut gewesen, deren Wellenschlag auch die kleinsten Bäche in sprudelnde Bewegung setzt; nur allmälig konnte sich die Strömung legen und ins alte Bett zurückkehren.

Anne Marie hatte nun einen schweren Stand. Was früher mit vier Armen gethan war, das mußte sie nun versuchen allein zu schaffen, und so blieb ihr für den Kummer nur wenig Zeit über. Aber wenn sie mähte, Heu machte oder sonst etwas that, was früher ihres Christian Arbeit gewesen, so mußte sie an ihn denken und oft lief bei der Arbeit eine stille Thräne über ihre Wangen.

Der Herbst kam heran. Die Bäume färbten sich gelb. Die Schwalben traten ihre Reise in die Winterquartiere an, sie flogen nach Süden; auf den Tennen des Dorfs klang der Taktschlag der Dreschers. Von Christian war noch keine Nachricht angekommen. Von Zeit zu Zeit redete der Pfarrer mit Anne Marie und sprach ihr Muth ein, indem er versicherte, daß man noch keinen Brief erwarten könnte. So kam allmälig der Winter und die Frau mußte tüchtig arbeiten, um die Noth von ihrer Thür fern zu halten. Es wurde ihr schwer, aber die Hoffnung auf bessere Zeit und auf baldige Vereinigung mit Christian hielt sie aufrecht, und Alles wurde überwunden.

Endlich erschien der Frühling und mit ihm ein Brief aus Amerika. Anne Marie saß mit den Kindern bei ihrem einfachen Abendessen, als der Pfarrer mit dem Schreiben in der Hand in das Haus trat. Das war eine Freude für sie, es war eine Belohnung für alle erlittene Mühseligkeit. Mit pochendem Herzen und leuchtenden Augen hörte sie, was ihr der Pfarrer vorlas.

So hieß es denn nun: Die Seereise wäre von den Auswanderern glücklich überstanden worden; freilich die gewöhnlichen Uebel dieser Fahrt hätten auch sie nicht verschont, wären ihnen aber lange nicht so erschienen, als sie es vorher gefürchtet. Von der Schmiedsfamilie hatte sich Christian bald getrennt und wußte nur wenig von ihr zu berichten. Dem Alten war in Neuyork die Nachricht geworden, daß Leute seines Gewerks im Staate Missouri sehr gesucht würden und so wäre er dahin aufgebrochen. Den Plan mit der Colonie hätte der Schmied ganz aufgegeben, da er an Ort und Stelle eingesehen, daß es ein verunglücktes Unternehmen sein würde. Dies war gewiß auch der Grund, weshalb der Schmied nichts von sich hören ließ. So viel Christian erfahren hatte, sollte er und seine Töchter sich in Jefferson in Missouri aufhalten. Christian selbst war bei Harmony im Staate Indiana und arbeitete auf einer Farm. Wer auswandern wolle, schrieb er, müsse sich aus einer Handvoll Arbeit nicht viel machen und gesonnen sein, wenigstens bei der Hälfte derselben mehr auf den Nutzen seiner Nachkommen als auf den eigenen zu rechnen. Schlummerer und Lungerer, die nur so aus einem Tag in den andern zu kommen gedächten, sollten lieber daheim bleiben; und vorm Zulernen dürfe man sich auch nicht schämen und wenn man auch noch so alt sei. Ihm gefiele es drüben und wenn er auch oft für Zwei arbeiten müsse, so wisse er auch warum. Er hätte sich schon etwas erspart, er dächte aber auf mehr und wenn es so weit sei, daß er sich ankaufen könne, so würde

er ſchon das Weitere ſchreiben und Anne Marie und die Kinder ſollten dann herüberkommen. Denn das bilde ſeine einzige Sorge, ſie allein und vielleicht* nothleidend zu wiſſen und ehe ſie nicht drüben wären, hätte er auch keine frohe Minute. Wenn er es nicht für ſie thäte, ſo würde ihm das Leben doch nicht gefallen können. Da fehle es ihm freilich an nichts und die Leute wären recht gut; aber manchmal käme es ihm doch vor, als ob er ganz einſam und verlaſſen auf einer öden Inſel ſitze und ſeine Hände nach der Heimat ausſtrecken müſſe. Aber noch ein halbes Jahr Zeit und Alles werde gut ſein.

Als die Ankunft des Briefs im Dorfe bekannt wurde, wollte Jeder ihn leſen; die Frau gab ihn nicht aus den Augen. Er hätte verloren gehen können und ſie wäre untröſtlich geweſen. So mußten die Neugierigen in ihr Haus kommen, und wenn er geleſen wurde, ſo hörte ſie jedesmal mit einer Achtſamkeit zu, als wiſſe ſie von dem Allen noch nichts. Und dieſer Brief brachte im Dorfe zweierlei Wirkung hervor. Ein kleiner Theil der Auswanderungsluſtigen wurde in ſeinem Vorhaben beſtärkt. Sie machten Ernſt und bereiteten ihr Unternehmen vor. Die große Maſſe aber, deren Eifer ſchon bedeutend erkaltet war, hatte eine glänzendere Schilderung erwartet, ſie meinte nun: es müſſe doch ſo golden drüben nicht ſein, und die Meiſten lenkten langſam zurück und blieben zuletzt an Ort und Stelle. Ihre Begeiſterung war eben nur ein Flackerfeuer geweſen, wie wir es leider ſo oft entflammen und erlöſchen ſehen, ſelbſt in den heiligſten und wichtigſten Dingen. Solche Menſchen bringen es zu nichts, und wo ſie eine große Sache unternehmen, iſt es im voraus gewiß, daß ſie untergeht.

Für Anne Marie war dieſer Brief ein Evangelium; er war ihr wie ein herübergewehtes Blatt aus ihrem künftigen Lebensfrühling; er wurde ihr eine Quelle des Troſts und der Erquickung. Wenn ſie Abends die Kinder zur Ruhe gebracht hatte, zog ſie oft das ſchon ganz zerleſene Blatt hervor, las es wieder und wieder und milden Frieden wehten ihr die tröſtenden Worte ins Herz; dann trat ſie damit vor das Bett der ſchlafenden Kleinen, küßte ſie auf die Stirn, und friſche Kraft zu jeder neuen Anſtrengung ergoß ſich in ihre Adern.

So ging allmälig der Sommer vorüber. Anne Marie hatte ihr kleines Feld bebaut und dabei noch auf dem Amte gearbeitet. Die Kinder ſchickte ſie in die Schule. War dieſe vorbei, ſo gingen ſie meiſtens zum Bäcker und ſpielten mit den Kindern des Pathen. Im einförmigen Wandel ſchwand eine Woche nach der andern. Ehe man ſich's verſah, war die Ernte vor der Thür und die goldenen Halme und das duftende Heu wurde in den weiten Tennen aufgeſpeichert. Schon ſtrich der kalte Herbſtwind über die Stoppeln und noch immer war kein zweiter Brief angekommen, obgleich Chriſtian's Verſprechen nach ſchon längſt wieder einer da ſein mußte. Jedesmal wenn der Poſtbote durch das Dorf ging, zitterte ſie vor Erwartung, aber ſtets ſah ſie ſich getäuſcht. Es wollte kein Brief aus Amerika kommen und quälende Gedanken erfüllten wiederum ihre Seele.

Da ließ eines Tags der Pfarrer die Frau zu ſich rufen. Er war in ſeinem Studirzimmer. Als ſie eintrat, lud er ſie ein, ſich zu ſetzen. „Ich habe Nachricht," ſagte er. Bei dieſen Worten flog ein Freudenſtrahl durch ihr Antlitz, verſchwand aber ebenſo raſch wieder, als ſie in das Geſicht des Pfarrers blickte, das ihr keine Freudenbotſchaft zu verheißen ſchien.

„Ich muß Euch bitten, nicht zu erſchrecken", fuhr der Geiſtliche bedächtig fort, „ich habe Euch leider nichts Gutes zu berichten."

Anne Marie wurde leichenblaß.

„Hier dieſer Brief in engliſcher Sprache", und damit wies er der Frau ein Schreiben, „meldet mir, daß Euer Mann in Cincinnati im Staate Ohio am gelben Fieber geſtorben iſt. Er iſt von Harmony dort hingegangen, weil er größern Verdienſt zu be-

kommen hoffte; die Krankheit ergriff ihn und im Verlauf derselben und durch die Kosten nach seinem Tode sind seine ganzen Ersparnisse verlorengegangen."

Der Pfarrer hätte noch lange so reden können, Anne Marie hätte keine Silbe davon gehört. Sie hatte nichts verstanden als das Wort „gestorben". Ihre Glieder zitterten, ihre Kniee wankten, die Augen umflorten sich ihr und ihrer Sinne nicht mächtig, sank sie auf dem Stuhle zusammen. Der Pfarrer rief nach Hülfe; man kam herzu und spritzte ihr Wasser ins Gesicht. Sie schlug die Augen auf, richtete sich matt empor und ließ sich willenlos nach Hause führen. Da beim Anblick ihrer Kinder schien sie sich des Verlusts wieder bewußt zu werden. Mit einem lauten Schrei riß sie die Kleinen an ihre Brust, und indem sie auf der Erde kniete, entstürzte ein Thränenstrom ihren Augen.

Ach, was war das für eine Veränderung! Wo ihr früher in ihrem kärglichen und beschwerdevollen Dasein, bei ihrem Quälen und Placken die goldenen Strahlen einer schönen Hoffnung geleuchtet und die öde Welt um sie mit lichtem Glanze sich bekleidet hatte, da umgab sie jetzt eine dichte, schaurige Finsterniß. Wenn ein großer König oder ein bedeutender Heerführer oder mächtiger Eroberer, der seine Hand über dem Erdkreis hatte, plötzlich von der Höhe seines Ansehens herunterstürzt, so nennt man das tragisch. Tausende von Herzen beklagen ihn, manche Thräne fließt seinem Unglücke, und hört man über ihn reden, so kann seines Elends kein gleiches auf Erden sein. Und doch bleiben ihm noch seine Treuesten. Es bleiben ihm Busen, an die er sein müdes Haupt lehnen, es bleiben ihm Herzen, in die er seinen Gram schütten und Geliebte, die mit ihm weinen können. Gleich dem rosenfarbenen Schleier des Abendroths legt sich der Schatten seines Unglücks über seine frühern Fehler und die Größe seines Falls macht ihm oft aus alten Feinden eifrige Freunde. Aber wie nennt man die Lage des Unglücklichen, der sein kleines Theil von Glück, sein Einziges und sein Alles in ein winziges Schifflein geflüchtet, dessen Masten nun sein brennendes Auge im bodenlosen Meere des Unglücks versinken sieht und der jetzt dem Geschicke mit zitternder Stimme entgegenrufen kann wie Lear seinen Töchtern: Ich gab dir Alles! Für diesen Schmerz gibt es kein prunkendes, hohltönendes Wort; er ist zu tief.

Anne Marie's Hände waren lässig geworden; nur die Noth stieß die Frau gleichsam vor sich hin und zwang sie zur Arbeit; die freudige Lust daran war vorbei. Ihre Wangen waren bleich geworden und ihre Augen matt. Nur allmälig erholte sie sich von diesem Schlage und wenn sie ihm nicht unterlegen war, so hatte der Gedanke, sich ihren Kindern erhalten zu müssen, das Meiste gethan.

So waren anderthalb Jahre ihrer Witwenschaft verflossen.

Es war wieder Sommer. Die Lerche sang ihr Lied hoch in der blauen Luft, die Sonne schien heiß, ein leichter Wind strich über die Spitzen der Halme und schlug grüne Wellen in den Kornfeldern, aus denen der Ruf der Wachtel ertönte. Anne Marie trug einen schweren Korb mit Klee in das Dorf. Da wo der schmale Feldweg, den sie herunterkam, auf die breite Fahrstraße mündete, welche zum Dorfe führte, befand sich ein Ruhestein. Erschöpft setzte Anne Marie ihre Last ab. Ihre Stirn glühte; von der schweren Bürde und der schwülen Sonnenhitze flossen ihr große Schweißtropfen die Schläfen herab. Als sie so dasaß, kam ein Mann vom Dorfe herauf.

Der Mann hieß Justus und war mit Christian Knecht auf dem Amte gewesen. Es gab eine Zeit, wo man glaubte, er hätte Absichten auf Anne Marie. War nie etwas daran gewesen oder hatte er sich zurückgezogen, als er Christian's Bewerbung vernahm, genug, man hatte später nichts mehr davon gehört. Justus war nach wie vor Knecht auf dem Amte und hatte nicht mehr ans Heirathen gedacht. Er sprach nicht viel und Rühmens war seine Sache nicht. Wenn Andere prahlten und erzählten, was sie oft gemäht oder gedroschen, so mischte er sich nie ein; man wußte aber, daß er seine Arbeit

verstand und wol besser als Mancher von den Prahlhänsen. Es war eins von jenen stillen Gemüthern, wie sie meistens wenig erkannt werden, die mehr schaffen als reden und treu sind wie Gold.

Als er Anne Marie erblickte, trat er zu ihr heran und sagte: „Ihr müßt es Euch sauer werden lassen!"

„'s ist nicht anders!" erwiderte sie.

„Ich habe es bedacht", fuhr Justus ruhig fort, „es könnte wol anders sein, wenn Ihr nur wolltet."

Anne Marie sah ihn erstaunt an.

„Ja! ich denke", fuhr er fort, „es möchte uns Beiden geholfen werden, wenn Ihr mich zum Manne nehmt."

„Wie denkt Ihr?" stieß die Frau überrascht hervor.

„Das will bedacht sein!" sagte Justus; „ich bin fest. Jugendblut treibt mich nimmer, aber ich möchte nicht gern Knecht bleiben; da seid Ihr mir eine rechte Frau und anzuschaffen thät's auch nicht Noth und Euch wäre besser. Zwei Manneshände sind besser als sechs Frauenhände, und daß ich Euren Kindern gut wäre, versteht sich ja wohl!"

Anne Marie saß wie im Traume.

„Ich will Euch nicht treiben", fuhr Justus fort, „bedenkt's Euch! Am Sonntag will ich kommen und Antwort holen. Adieu derweil!" — und damit bog er in den Feldweg und verschwand.

Anne Marie hatte an einen gleichen Vorschlag nie gedacht, und wäre das gewesen, so würde sie im Stillen beschlossen haben, ihn nie anzunehmen. Aber Justus' bescheidenes Wesen und die schlichte Art seines Antrags hatte auf sie Eindruck gemacht und sie mußte gestehen, daß sie eigentlich keine Wahl hatte. Dennoch wußte sie am Sonntag noch nicht, was sie ihm erwidern sollte, wenn er vor ihr erschiene.

Sie war in der Kirche gewesen. Als sie zurückkam, saß Justus in ihrer Stube. Er hatte die Kleine auf dem Schoose, sie schmiegte sich vertraut an ihn; der Hannes lehnte auf seinen Knieen.

„Die Kinder wollen mich zum Vater", sagte Justus, indem er Anne Marie die Hand gab, „da werdet Ihr schon müssen!"

Anne Marie beugte sich zu den Kindern und weinte still. Er legte seine Hand sanft auf ihre Schulter. „Wollt Ihr?" sagte er und seine Augen leuchteten. „Ich muß ja!" sprach sie leise und sah auf ihre Kinder, die sie erstaunt anblickten. Da preßte er sie heftig an sich und drückte einen Kuß auf ihren Mund; dann sprang er auf und küßte die Kinder und rief: „Es ist gut so! es ist gut!"

Im Dorfe verdachten es Viele dem Justus, daß er die Häuslingswitwe nahm. Er hatte sich im Dienste etwas erspart und war ein tüchtiger Bursche. Der hätte ganz anders ankommen können, meinte man. Dem Justus schien es aber schon recht zu sein; er war seelenvergnügt. Wenn man ihn sah, so pfiff und sang er leise vor sich hin, was man früher an ihm nie geschaut. Hatte er Zeit, so führte er die beiden Kinder an der Hand und trieb tausend Possen mit ihnen, sodaß Beide wie Kletten an ihm hingen.

Bald führte er Anne Marie zum Altare. Die Feierlichkeit wurde still und einfach abgemacht; es war ja auch nur eine Armenhochzeit. Der Pfarrer legte dem Justus ans Herz, ein rechter Vater der armen Waisen zu sein und sprach: „Was Gott zusammenfügt, das muß sich finden!"

Die neuen Eheleute lebten still für sich hin. Fühlte Anne Marie auch, daß Justus ihr Das nie werden konnte, was ihr Christian gewesen, so war er durch sein treues und liebreiches Gemüth ihr dennoch werth geworden und oft dachte sie, was ihr für eine düstere Zukunft ohne denselben bevorgestanden hätte. Den seligen Christian vergaß sie

nicht und Justus schien es ihr auch nicht übel zu deuten, wenn sie seiner gedachte. Der Verstorbene war für sie wie ein lieber Freund, welcher segnend seine Hände über sie gebreitet hielt.

Anne Marie war in der Zeit ihres Alleinstehens bedeutend zurückgekommen; das änderte sich nun. Unter Justus' Händen verbesserte sich ihr kleines Feldchen, dieser kaufte von seinem Gelde noch dazu und bald war ihr Hausstand im besten Gedeihen. So ging ein Jahr hin und am Ende desselben hatte Anne Marie schon ihr Drittes. Das befestigte den Bund der Gatten. Hätte sie früher ihrem Mann nicht gut sein können, dem Vater ihres Kindes hätte sie's sein müssen, so sorgenvoll und liebreich war er an Mutter und Kind. So hatte sich nun ein neues festeres Band um die Beiden geschlungen; in Anne Marie's Herz war die Ruhe wieder eingekehrt und das Glück schien ihr auf eine Art zu lächeln, wie sie es früher nicht mehr für möglich gehalten hätte.

Eines Abends war die Familie in der Stube. Die Kinder saßen beisammen und schrieben und kritzelten auf der Schiefertafel; Justus las bei der flackernden Lampe in einem Zeitungsblatte, das im Dorfe von Einigen gehalten wurde und Anne Marie schaukelte die Wiege ihres Säuglings und beugte sich über das schlummernde Kind: da kamen schwere eilende Tritte auf das Haus zu, die Thür öffnete sich und in ihr erschien —

Der Leser muß mir erlauben, etwas zurückzugehen.

Ehe Christian übers Meer gefahren, hatte er den Pfarrer ersucht, sich seiner Familie anzunehmen; dieser hatte es ihm zugelobt und wie es schien erst auch sein Versprechen gehalten. Er war von Zeit zu Zeit bei Anne Marie gewesen und sein tröstendes Wort hatte nie gefehlt. Als Christian's erster Brief angekommen, wurde er von ihm der Zurückgebliebenen überbracht. Ein halbes Jahr später kam ein anderes Schreiben von Christian, das Werthpapiere im Belauf von zweihundert Thalern enthielt, mit dem Auftrage, dies Geld Anne Marie einzuhändigen und mit der Bitte, ihr nun bei der Uebersiedelung behülflich zu sein. Diesen Brief unterschlug der Geistliche. Irgend ein Schreiben in einer fremden Sprache mußte bei der unkundigen und erschreckten Frau die Stelle eines Todtenbriefs vertreten. Dem seine Familie schmerzlich erwartenden Manne, der mit pochendem Herzen den Tag ihrer Ankunft sich herbeisehnte, schickte er die Nachricht gleichfalls von dem erfundenen Tode seiner Frau mit der Bemerkung, daß für die Kinder des Ausgewanderten gesorgt sei und jene zweihundert Thaler zu ihrer Erziehung verwandt werden sollten. Als Christian diesen Brief gelesen hatte, verlor er alle Lust am Leben, das Dasein wurde ihm gleichgültig, die Welt und ihr Schaffen hatte keinen Reiz mehr für ihn, denn Die, für welche er gearbeitet, von der er den Lohn seines Werks erwartet hatte, war todt. Zwei Jahre siechte er so hin, dann trieb ihn die Sehnsucht nach seinen Kindern wieder zurück nach Europa. Er wandte sich seinem Dorfe zu, um seine Kinder zu holen und auf dem Grabe seiner Frau zu weinen. Spät am Abend langte er an. Er ging in den Krug, um da zu übernachten und den Aufenthalt seiner Kinder zu erfahren. Man staunte ihn an wie einen aus dem Grabe Erstandenen. Er fragte, er erfuhr Alles. Wie ein Donnerschlag fuhr es ihm in die Seele; seine Lippen zitterten, matt fiel er zusammen und krampfhaft preßte er die Hände vor die Stirn. Dann erhob er sich fest, seine Lippen zitterten noch, sein Gesicht war bleich, aber in seinen Augen leuchtete eine wilde, unheimliche Glut. Er riß gewaltsam seinen Mantelsack auseinander, steckte Einiges daraus in seine Taschen und eilte mit hastigen Schritten seiner frühern Wohnung zu. Bleich, mit fliegenden Haaren und funkelnden Augen, die Hände krampfhaft in die Brust gesenkt erschien er in der Thür. Anne Marie sah empor, stieß einen grellen Schrei aus und sank ohnmächtig über die Wiege; Justus sprang auf; die Kinder schrieen laut. Christian's wilde Blicke fielen auf die Wiege, dann sah er auf Justus. „Du bist ihr Mann?!" ächzte er. Justus antwortete nicht; er stand bleich an den Tisch ge-

lehnt. „Ich wollte nur meine Kinder sehen", murmelte Christian und küßte heftig die widerstrebenden Kleinen. Dann riß er sich los. „Ade Kinder! Justus ade! Ade Alle!" rief er schluchzend. Noch einmal sah er auf Anne Marie und die Kinder, dann stürzte er fort. Einige Minuten später fiel ein Schuß im Pfarrhause; man hörte Hülferuf, eilte herbei. Als Einige ins Haus drangen, entlief ein Mann aus der Thür; man setzte ihm nach, er bekam einen Vorsprung und entging seinen Verfolgern im Dunkel der Nacht.

Den Geistlichen fand man in seinem Studirzimmer blutend am Boden liegen. Der Kinnbacken war ihm verwundet. Auf seinem Pulte lag das Concept einer Predigt für den kommenden Sonntag. Es war der Text: zweites Buch Samuelis, zwölftes Capitel: „Es waren zween Männer in einer Stadt, einer reich, der andere arm. Der Reiche hatte sehr viele Schafe und Rinder; aber der Arme hatte nichts, denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte; und er nährete es, daß es groß ward bei ihm und bei seinen Kindern zugleich; es aß von seinen Bissen und trank von seinem Becher — — Da aber dem reichen Mann ein Gast kam — — nahm er das Schaf des armen Mannes — — Da ergrimmete David — —"

Bis hierher hatte er geschrieben, als der Schuß fiel. Der Pfarrer ist wieder geheilt, die Gerichte werden sein Schicksal bestimmen.

Von Christian hat man nichts mehr vernommen.

Wilhelm Dunker.

Das gegenwärtige Paris.

Erinnerungen einer Frühlingsreise.

III. Die Frauenwelt.

Es ist ein alter Satz der Männer, die wir bisher die Geschichte, die Philosophie und in der Hauptsache auch die Poesie allein verantwortet haben, daß die weibliche Natur sich auf einige Thatsachen der Erfahrung zurückführen ließe, die in allen Jahrhunderten und bei allen Nationen dieselben wären. Wir pflegen gewöhnlich nichts zu sagen als: die Frauen wollen geliebt sein. Indessen haben die Frauen in älterer und neuerer Zeit immer gegen diese einseitige und, wie sie behaupten, falsche Meinung Einspruch gethan. Ihr eigentliches Geheimniß wäre noch nicht entdeckt und noch hätte sie kein Mann verstanden oder ganz ergründet. Und leicht möglich das; denn vor einigen Jahren begann ein geistreicher Schriftsteller, der Doctor Georg Jung in Köln, eine „Geschichte der Frauen" herauszugeben; nur ein erster Band ist von diesem Werke, wo man die wahren Aufschlüsse über die eigentlichen Ansprüche der Frauen an uns Männer zu finden hoffen durfte, bis jetzt erschienen. Es ging Herrn Jung ganz bestimmt, wie es uns immer geht, wenn wir uns mit den Frauen zu tief einlassen: er verlor die Besinnung, sein Gegenstand wuchs ihm über den Kopf.

Ich glaube, die Geschichte der Frauen, aufgefaßt als ein Theil der Weltgeschichte, genügt ihnen nicht. Sie sind nicht einmal befriedigt, wenn diese Geschichte nur die Geschichte ihrer Leiden ist, nur von Sklavinnen, Dulderinnen, von den abgeschlossenen Gynäceen, der griechischen Nichtachtung und erst der christlichen allmäligen Verklärung ihres Wesens spricht. Die wahren Wünsche der Frauen, behaupten sie, würden wir nie begreifen, und die Geschichte der Frauen wird also nach ihnen die Geschichte des Weibes sein, das man nicht zu Wort kommen läßt. Das ewig wenn nicht Unaussprechliche, doch Unausgesprochene

des Weibes, das ist das Thema, das sich Herr Dr. Georg Jung in Köln hätte stellen sollen. Auch er blieb in dem alten Vorurtheil der Liebe stecken. Auch er wollte nur Duldrinnen schildern. Wir bilden uns Wunder ein, wie zart wir die Frauen auffassen, und sie bleiben unzufrieden. Hoffentlich wird die zunehmende Frauenschriftstellerei ein Mittel endlicher Verständigung werden.

Welcher Wandelungen wirklich die Frauennatur z. B. schon durch Staatsformen fähig ist, beweist das gegenwärtige Paris. Die Republik hat in dem Charakter der Pariserinnen unglaubliche Veränderungen hervorgebracht. Wenn man sagen wollte, die verzogensten aller Evastöchter wären durch die vierjährige Republik besonders liebenswürdig geworden, so wäre das ein relatives Wort und es käme auf den Geschmack an. Die Französin ist schon an sich eine andere Natur als die Deutsche. Unsere gewöhnliche Vorstellung von dem heißen Blute, von der Liebessehnsucht, von der gesteigerten Lebenswärme der Französinnen ist — rathe, liebe Leserin, wahr oder falsch? Ich behandle einen geheimnißvollen Gegenstand. Vergebt, wenn ich etwas schüchtern Anstand nehme, über diesen Gegenstand Alles zu sagen, was ich denke. Ich will aber einige kleine Umwege machen. Vielleicht verräth sich meine wahre Meinung durch den Schleier der Discretion.

Wenn die Frauen bescheiden sein sollen, müssen sie große Männer sehen. Die Gegenwart bietet ihnen leider diesen Anblick selten. Viel kluge, aber wenig große Männer. Der Zufall schafft zuweilen noch manchen überraschenden Charakter, zuweilen stampft er sogar eine große That aus der Erde; auch begibt sich ohne Zweifel Tragisches und viel Schmerzliches. Manches davon wird auch mit antiker Würde ertragen, aber im Ganzen genommen geht Keiner mehr recht auf große Thaten aus. Wer wollte auch! Man hat den Massengeist, man hat das Jahrhundert, die öffentliche Meinung; arbeiten, kämpfen die nicht für uns? Der Kummer und die Sorge der immer schwierigern Existenz nimmt ohnehin schon alle Mühe und Thatkraft des Mannes in Anspruch. Wozu da noch in die Spalten des Curtius springen oder vors Thor gehen und an einsamen Felsen die Räthsel der Sphinx lösen wollen? Genug — wie verhalten sich zu unserm Mangel an großen Männern die Frauen? Wenn sie sehen, daß sich Männer Das gefallen lassen, was sie kränken, aufreizen, zu einer That spornen sollte, so werden sie unfehlbar die Gründe der Selbstbeherrschung, falls sie diese Männer auch um ihrer Kinder willen lieben, entschieden billigen; sie werden, in die geheime Berathung des Mannes aufgenommen, im stillen Plauderstübchen ihm ohne Zweifel sagen: „Alterchen, du hast Recht, dich nicht zu exponiren, wo Gefahr ist!" Aber — diese Zugeständnisse sind nicht ohne Folgen auf die Frauennatur. Eine Frau, die einen Arnold von Winkelried zum Manne hat, und eine Frau, die beim Lärm der Nationalgardentrommel ihren Mann ins Bett steckt, können ohne Zweifel dieselben holdesten Wesen sein, die aus Adam's Rippe nur hervorgingen, aber ihre Stellung zum Männerleben überhaupt wird eine verschiedenartige werden. Ein männliches Heldengeschlecht hat bescheidene Frauen, ein männliches Pygmäengeschlecht hat anspruchsvolle Frauen. Frauen, die nicht mehr nöthig haben zu bitten, daß der Mann sie auf den goldenen Triumphwagen seiner Thaten um Gotteswillen doch auch mitnehme, werden vergessen zu schmeicheln, werden sich keine Mühe geben zu gefallen, werden, wie es in Paris geschieht, die Grazien, deutsch: Huldgöttinnen, in die Fabelwelt oder in die Reime der Dichter verweisen.

Und so sei es denn verrathen! Die Französinnen waren erstens nie so biegsam-schmiegsam-hold-süß-sirenenhafte Geschöpfe, wie sie den Ruf haben; fünf Jahrhunderte schon haben ihnen dafür viel zu sehr geschmeichelt. Ihr Selbstgefühl machte sie schon längst kalt, schon längst bitter; aber jetzt — jetzt haben sie vollends einen Trotz, eine Sprödigkeit, die sie dem Amazonengeschlechte einreiht. Ich sage noch mehr, sie sind nicht nur kälter, sondern tugendhafter geworden. In Paris haben sich die Laster verringert, die sitt-

lichen Begriffe haben sich gehoben, durch Stolz gesteigert. Nicht gerade aus Liebe zur Tugend, sondern aus Selbstschätzung, Verachtung des Mannes sind die Französinnen tugendhaft geworden. Die Französin von heute ist ernst, reflectiv, im glücklichsten Falle apathisch. Neben jeder Blume ihrer Liebenswürdigkeit liegt eine Drohung wie ein Dolch. Auf diesem Dolche steht eingegraben ein furchtbares Entweder-Oder. Was mit diesem kategorischen Entweder-Oder gemeint ist, mag etwa so lauten: Es ist eine Tradition, mein Herr, daß unsere Bestimmung die Liebe ist; wir fügen uns dieser Bedingung, wir fügen uns kalt und leidenschaftlos, aber wehe Dem, der ein Frauenherz wie ein paar Handschuhe behandelt oder wie ein armes Insekt unter der Luftpumpe zum Experimentiren oder wie eine Genoveva des Mittelalters, eine Griseldis oder sonst eine fabelhafte Person, die sich alle möglichen Chicanen gefallen ließ, möchten diese Chicanen auch Romantik heißen oder Poesie! So wenig Mademoiselle Rachel in der Tragödie romantisch sein kann, ebenso wenig kann es eine Pariserin von heute. Seht sie an! Das rollt die Augen, das knirscht, das lacht Dolchstiche, das runzelt Gewitter, das wirft die Lippen auf und weiß seine Rosen immer sogleich wieder durch sibirisches Eis zu verbergen. Ihr lieben Frauen und sinnigen Mägdelein Deutschlands! Ihr minniglichen Amaranthenleserinnen! Wenn euer Gatte oder euer Vater oder euer Bruder mit schlechtem Humor Abends von seiner Spielpartie oder vom Kaffeehause heim kommt, in Aschaffenburg, Bockenheim, Fritzlar, Schöppenstädt, Landsberg an der Warthe alle Kaiser und Könige und Minister der Welt bei einem Schoppen Wein oder einem Seidel Bier mit Händen und Füßen massacrirt hat und dabei Flüche ausstößt, als wenn unter Umständen jeder Actuar (wenigstens hat er außerhalb Darmstadts dazu den Schnurrbart) ein Wallenstein und Tilly werden könnte, so zittert ihr und bebt vor diesen Tyrannen, diesen Giganten, Titanen und übt euch in allen zarten Pflichten edler Weiblichkeit! Ihr wißt wol, daß hinter diesen Actursschnurrbärten und den Schoppenflüchen eigentlich ganz sanfte Gemüther verborgen liegen, die um eine Nase von ihrem Vorgesetzten wochenlang in stille Wehmuth versinken können, aber dulden, wißt ihr, ist nun einmal euer Erbtheil und die Dichter haben Recht, wenn sie sich eure blonden Locken, eure engelgleichen sanften Züge zu den Idealen ihrer Lieder wählen! In Paris aber gehört diese Romantik zu den verklungensten aller verklungenen Dinge. In Paris ist Alles Contract. Contrat social auch in der Liebe. Bist du so, dann bin ich so. Si, si; no, no. Mitten in der excentrischen Liebe unserer ueulich geschilderten Kamelien-Dame zu dem jungen Manne, dessen Schulden sie bezahlt, sagt sie ihm bei einer Gelegenheit die ganze romantische Geschichte auf. Der junge Mann hatte nichts verbrochen, als etwas Mistrauen gezeigt. Mistrauen? ruft sie. O mein Freund, du bist mistrauisch? Ah so! Da ist die Thür, geh! Ich bin Ich! Ich liebe, wenn ich liebe! Ich liebe auch nicht, wenn ich nicht liebe! Adieu, entferne dich, Mistrauen ist der Tod meiner Liebe! Und nur weil Arthur bittet, weint, sich auf die Kniee wirft und das Publicum auch sogar gerührt klatscht, nur deshalb nimmt ihn die große Tragödin des „modernen Frauenlooses" wieder an, auf Discretion, Probe, Contract mit viertelstündiger Kündigung. Das ist auf der Bühne und innerhalb der unerlaubten Welt; aber diese unerlaubte Welt hat hunderttausend Pariser zu Thränen gerührt. Auch innerhalb der erlaubten herrscht in Paris dies Contractverhältniß. Die Männer ordnen sich unter. Sie haben in der Republik ohnehin ein größeres Verlangen, die Form der Sitte zu wahren, als in der Monarchie. Die Republik drohte die Familie zu zerstören. Desto mehr nahm sich die Familie zusammen. Sie stemmte sich mit Verzweiflung gegen die gefährlichen Lehren. Von dem Tage an, wo in Frankreich das Kaiserthum herrschen wird, werden alle diese vielleicht sehr nützlichen Hebel der Sitte aufhören, werden die Pariserinnen sich vielleicht wieder mehr durch Grazie und Liebenswürdigkeit die Gunst ihrer Männer erwerben.

Was soll man vorziehen? Die Republik mit ängstlichen, um die Sitte verzweifelnden, gehorsamen Männern und kalten, bequemen und strengen Frauen, oder — das Kaiserthum mit Männern, die für die Erhaltung der Sitte die Polizei und die Armee sorgen lassen, und dabei Frauen, die nicht mehr die Stirn runzeln, nicht mehr nach den Dolchen der Rachel greifen, wieder bescheidene, leichte, fröhliche Kinder der Natur, Libellen, schaukelnd wie auf Blumenbeeten, werden? Traurig, daß jedes Gute in der Welt immer eine Unvollkommenheit im Gefolge hat.

Man kann nach mancherlei Gründen forschen, warum die gegenwärtigen Pariserinnen auch so gar eingebildet, kalt und mürrisch aussehen. Nicht nur das allgemeine Rette sich, wer kann! das gerufen wird, wenn Sitte und Halt der Gesellschaft in Gefahr kommen, nicht nur die Angst der Ehemänner, die Furcht vor den Ereignissen und die gerade bei republikanischen Regierungsformen immer sich kundgebende größere Strenge und fast conservative Zähigkeit innerhalb des Familienlebens mögen Veranlassung jener auffallenden Erscheinung sein, auch vielleicht der Mangel einer poetischen Lebensrichtung, einer idealen Kunst und Literatur ist kein unwesentliches Moment, um die blasirte Kälte der jetzigen Pariserinnen zu erklären. Wo ist in Frankreich auch in diesem Augenblicke ein einziger schwärmerischer Poet, der das Frauenherz in seiner milden Verklärung darstellte? Die großen Sänger von einst, Victor Hugo und Lamartine, sind alt geworden, verstimmt und in ihren Tönen rauh und verdrießlich. Balzac's romantische und chevalereske Muse folgte ihm selbst ins Grab. Wie blaustrümpfig, berechnet, industriell ist Georges Sand geworden! Wer zu seinem Zeitalter durch die Bühne sprechen will, durch die Anfoderungen der Schauspielerinnen und derjenigen Censur, die nicht nur der Staat, sondern die „Masse in corpore" übt (das Schiller'sche Wort), der hat die Möglichkeit, durch einen freien Genius auf seine Zeit zu wirken, verloren. Der Schwung der freien Phantasie ist hin, die Bedingungen der Scene spitzen die Moral der vorgeführten kleinen Anekdoten auf das Bedürfniß der Alltäglichkeit zu, machen das Talent zum Sklaven von Rücksichten, die auf der Bühne noch ohnehin die eigene Wirkung haben, uns zuletzt nothwendig und berechtigt zu erscheinen. Eine phrasenhafte Concession an die herrschenden Vorurtheile, einmal beklatscht, ist der gefährlichste Erfolg und der Anfang einer ganzen Umwandlung freier und denkender Selbständigkeit. Georges Sand ist so philisterhaft geworden, als hätte sie nie eine Indiana oder Valentine geschrieben. Die Herren Augier und Ponsard dienen den Zwecken ihrer Eitelkeit oder den Damen, für die sie Rollen schreiben. Nirgendwo jetzt in Paris ein rosiges Erblühen von Idealität, ein Leuchten und Prangen im reinen Lichte der Schönheit. Ueberall Berechnung, Anknüpfung an den Augenblick, Schmeichelei, Altklugheit, Furcht selbst bei der Jugend. Wo kann da noch etwas schalkhaft, graziös, witzig bleiben? Eine düstere, aschgraue, farblose Welt, diese Welt der Furcht und der Lüge. Alles will predigen; Jeder will Weisheit und Behutsamkeit lehren. Man gibt seine Ideale auf und zwingt sich, die Dinge, wie sie sind, nicht nur für nothwendig, sondern selbst für vortrefflich zu nehmen. Jede poetische Illusion wird von dem Zorne der geängsteten Menschheit für Tollhäuslerei erklärt. Man drängt sich, man stößt sich, man liefert Alles, was eine Meinung hat oder von einer Meinung spricht, an den ersten besten Wachtposten als Störer der öffentlichen Ordnung aus, man hat den Fanatismus der Ruhe um jeden Preis — und so bedeutsam diese Erscheinung ist, so beweisführend für unsere neulich (in Nr. 6) angegebene Grundidee unserer Zeit, „die Disciplin des Massengeistes", so ist doch so viel erwiesen, daß eine solche dem Staatsleben vielleicht sehr ersprießliche Gesinnung doch weder für die Musen noch für die Grazien ein besonderes Resultat abwirft. In der That haben die Franzosen in diesem Augenblicke keinen einzigen beredten lyrischen Dichter (Alfred de Musset wurde gerade im Monate Mai in die Akademie, d. h. in die Gesellschaft der

Männer aufgenommen, die berühmt sind, auch wenn sie schweigen), kein einziges erhebliches Bühnenstück, keinen einzigen in die Tiefe gehenden Roman, und unter solchen Umständen kann es denn natürlich auch nur Frauen geben, die ewig gelangweilt scheinen oder ewig verstimmt, die erbittert oder gleichgültig sind, gleichgültig für Alles, ausgenommen für die Mode, für den Sammet, die Seide und die Juwelen. Der Luxus in Paris übertrifft in diesem Augenblicke alle Vorstellung.

Anregungen.

Der Flachs.

„Es ging einmal zur Johannisnacht ein Mann aus Tilleda im Kyffhäusergebirge. Düster schauten die Mauern der alten Pfalz herab in die Goldene Aue. Die Wipfel des Laubwaldes rauschten. Der Mond warf sein bleiches Licht über Wald und Erde. Die Eule schrie. Der Arme zitterte, als er den Mauern nahte. Da rauschte es in den dichten Hollunderbüschen und heraus trat mit grimmiger Geberde ein Kobold, fürchterlich zu schauen wie die unheimliche Nacht. Was willst du? rief er dem Armen zu. Hast du nicht Hände zur Arbeit? Soll ich euch faules Volk denn immer mit Wundern überschütten, immer mit meiner Gutmüthigkeit, mit meinen Schätzen euch helfen? Oder meintest du vielleicht, daß ich dir dein Begehr nicht auf den ersten Blick ansah? Fort mit dir! Fort! sag' ich. Niemals werd' ich euch undankbarem Volke helfen. Helft euch selber! Der Arme wagte nicht zu reden; er war erstarrt. Er hatte keine Zeit zu verlieren, denn der Kobold schnaubte mit grimmiger Geberde. Hier hast du Schätze! So rief er und warf ihn mit Kugeln. Der Arme fühlte die Kugeln über sich herab hageln, über seinen Kopf, seine Kleider, in seine Taschen, überall hin. Er sah sie herabfallen und erkannte sie als die Früchte des Leins. So kam der Getäuschte flüchtig und keuchend zu seiner Hütte. Er mochte nicht reden, so sehr sein Weib ihn auch drängte. Er suchte das Lager und träumte im Fieber bis zum Morgenroth. Als er aber aufstand und seine Kleider anzog, waren sie so schwer, als ob Blei in seinen Taschen läge. Was für ein Wunder hatte ihn betroffen? Siehe da, die Leinfrüchte, mit denen der grimmige Kobold ihn überschüttet, hatten sich über Nacht in seinen Taschen — in Gold verwandelt. Darum waren sie so schwer. Dem Armen war geholfen; aber den Kobold hat Niemand wieder gesehen, so Mancher ihn auch wieder zu sehen ging in finstrer Mitternacht."

So ähnlich erzählte der Großvater aus alter Zeit dem aufmerksam lauschenden Enkel. Beide glaubten an das Wunder. Waren sie doch Beide Kinder. Wie ganz anders erscheint mir heute dein Kyffhäusermärchen, du alter wundergläubiger Großpapa mit dem langen blauen Ueberrocke, mit den großen Taschen, dem langen spanischen Rohre mit vergoldetem Messingknopfe, den kurzen ledernen Beinkleidern und den großen Schuhen mit blanken silbernen Schnallen! Erinnert mich dein Märchen doch lebendig wieder an die Spinnstube der Goldenen Aue, wo die Nachbarn kamen und die Nachbarinnen mit ihren schnurrenden Rädchen; wo ich still hinter dem Ofen saß und den wunderbaren Märchen lauschte, die ich hier vernahm! Erinnert es mich doch lebendig wieder an die wunschreichen Jungfern der Spinnstube, welche in dem Flachse des Spinnrockens ihre Orakel suchten, das ihnen, wenn das Flachsknäulchen brennend mit reißender Schnelle zur Decke stieg, Gewährung der Liebe verhieß, dagegen Kummer weissagte, wenn es zur Erde sich senkte. So wurden ja von jeher tausend Leiden, tausend Freuden mit dem Flachse versponnen und verwebt. Wer weiß, ob nicht die Ritterfräulein Kyffhausens, die alten Kaisertöchter, so gut wie einst Karl's des Großen Töchter spannen und webten und den Flachs weissagen ließen! Das war in ihrer Art eine schöne Zeit. Sie gehört dir besonders an, du großes deutsches Vaterland! Der Flachs hatte dich groß gemacht. Der Flachs war dein Eden, der deine Kinder um das Kamin sammelte. Dein Linnen suchte der Fremde von jenem fernen Lande, wo der alte Nibelungenheld Hagen erschlagen ward, bis zum schönen Spanien. Deine Kinder füllten Seckel und Truhe, denn sie webten unablässig. So wurden deine Weber Fürsten und der Name der Fugger in Augsburg ist uns wohlbekannt. Es lag ein tiefer Sinn darin, wie einst einer deiner Herrscher vor dem königlichen Schatze in Paris mit gleichgültiger Miene sprach: „Zu Augsburg sitzt ein Weber, der das Alles mit eigenem Gelde bezahlen kann." Doch ich will schweigen von Alledem, was nachher kam und leider noch ist; ich will schweigen über den Untergang deiner

Leinenindustrie, deines einstigen Stolzes und Ruhmes! Karl Müller.

Ein empfehlenswerther Roman.

Wir können unsern Lesern die Versicherung geben, daß sie vor einem Schicksal bewahrt bleiben sollen, dem ihr Vertrauen und ihr Interesse an der Literatur in den meisten Zeitschriften ausgesetzt ist. Es werden ihnen nämlich meist nur die Werke empfohlen, welche die HH. Buchhändler unentgeltlich den Herausgebern der Zeitschriften zugesandt hatten. Wenn man die Unmasse von Titeln neugedruckter Bücher in manchen Zeitschriften sieht, so kann man sich der Ueberzeugung nicht erwehren, daß das offenbare Uebermaß von Buchproduction, das in Deutschland herrscht, von diesen Zeitschriften mit unterstützt wird. Gäben sie sich nur einige Jahre lang das Wort, nicht jedes zugesandte Werk, wenn auch meist ungelesen und nur mit einigen Zeilen als empfangen (respective sogleich an einen Antiquar verkauft) einzuregistriren, man würde ganz bestimmt zwei sehr nützliche Dinge erreichen: einmal, daß die Verleger und Buchdrucker anfingen ihre Pressen zu schonen, und zweitens, daß Das, was man loben und eindringlich empfehlen kann, wirklich von der Lesewelt aufgegriffen und mit Vertrauen auf die gegebene Empfehlung beachtet wird.

Ein Buch, das jeder Gatte und Vater seinem Hause nicht nur unbedenklich, sondern ganz ausdrücklich und rathsamlichst in die Hand geben kann, ist das soeben erschienene Werkchen: „Lisettens Tagebuch" (Leipzig 1852). Der Titel ist nicht eben ansprechend, aber auch das ganze Werkchen entstand nicht eigentlich, um ästhetisch zu gefallen. Es existirt, so viel wir wissen, von einer unbekannten Verfasserin schon seit Jahren. Von Hand zu Hand wanderte es in einigen Theilen Deutschlands in Abschriften. Viele schon haben über diese närrische Lisette gelacht, die, in eitelster Sentimentalität zwischen Gut und Böse schwankend, in ihrem Tagebuch ein sprechendes Spiegelbild für Tausende junger Frauen und Mädchen aufstellt. Das Colorit des Werkchens ist freilich etwas veraltet. Für die Schwärmerei hat man gegenwärtig in Deutschland andere Ausdrücke als Walter Scott oder Tiedge's Urania. Indessen wird jeder Gebildete sich diese kleinen altmodischen Partien selbst verbessern oder nach dem neuen Geschmack ändern können. Die Wahrheit der Entwickelung einer eiteln kleinen gefallsüchtigen Frau bleibt darum doch dieselbe, und so gelungen ist sie einer humoristischen und scharfblickenden Mitschwester, daß wir „Lisettens Tagebuch" eine Popularität prophezeien, die es wenigstens mehr verdienen würde als „Rosaliens Nachlaß" oder „Herseliens erster Lebensmorgen".

Daß dies Buch eine Frau geschrieben hat, sieht man an der Schärfe und Strenge der zwei ersten Drittel des Werks, aber auch an der schwächern Entwickelung des letzten Drittels. Diese scheint uns nicht besonders geglückt. Die scharfen Spitzen der Erzählung werden hier plötzlich abgebogen und die Selbsterkenntniß kommt über Lisetten unter Umständen, die man bei einiger Kenntniß der Psychologie nicht ganz folgerichtig finden wird. Es ist auch da die Frauenspur ersichtlich, die uns die Verfasserin als einen Schalk erkennen läßt, der eine Zeit lang unerbittlich spotten und strafen kann, zuletzt aber doch, von angeborener Herzensgüte bestimmt, nicht in Unfrieden vom Leser und von ihrem Gegenstande scheiden will. Nachdem sie Lisetten tüchtig abgestraft hat, nimmt sie ihr Kindlein wieder ans Herz und liebkost es mit aller Mutterliebe.

Nahrungssorgen.

Nahrungssorgen sind in einem sonst gleichmäßigen Flußbette plötzlich eintretende Felseneinschnitte, die Wirbel und Stromschnellen veranlassen. Sie ziehen Alles in ihre beschleunigte Bewegung. Jedes Leid, das einen von Nahrungssorgen Gepeinigten trifft, wird ihm drei mal größer erscheinen, als an sich nöthig wäre.

Aufruf zum Lebensmuth.

Nimm an der Welt dein ganzes Theil!
Nimm es mit vollen Händen!
Was du verschmähst, wird nicht zum Heil,
Nicht zum Gewinn sich wenden.
Blick nicht zur Erde stumm herab,
Wenn Götter dich umschweben!
Für Jeden ist das dunkle Grab,
Für Jeden erst das Leben.
Die Freude, überreich gesä't,
Reift rings in gold'nen Garben.
Ein Thor, der scheu vorübergeht
Und dächte: Besser, darben!
Im Frühling kannst du auf der Flur
Frühlingsverschwendung sehen,
Wie viele tausend Blüten nur
An Einem Tag verwehen
Und wie viel dennoch bleiben muß,
Daß immer Herbst noch werde!
Es wogt ein sel'ger Ueberfluß
Der Freude durch die Erde.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 10.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Curstauben.

Novelle in drei Capiteln vom Herausgeber.

Erstes Capitel.

Blumen und Blüten aus dem Ghetto.

Lea, oder wie sie gewöhnlicher genannt wurde, Leontine Simonis, war eine junge, reiche und liebenswürdige Jüdin. Klein nur von Gestalt, fesselte sie um so lebhafter durch die Zierlichkeit ihrer Formen und vorzugsweise durch die Anmuth ihrer fast immer lächelnden Gesichtszüge. Frisch von Farbe hoben sich die lieblich gerundeten Wangen. Die Nase von seltenem Ebenmaße und mit der kleinen gedankenvollen Stirn so in eine Linie verbunden, wie das Profil einer Griechin. Vom germanischen Stamme waren Leontinens Augen; blau, schwärmerisch, romantisch. Die Zähne untadelig und das Haar von einer Fülle, daß es, aufgelöst, wenn nicht die Ferſen der kleinen Füße, doch die Kniee hätte erreichen können. Es gab in der Residenz Gestalten von einer beim ersten Anblicke eindrucksvollern Schönheit, Musterbilder des Wuchses und der Formvollendung, aber wenige von Leontinens einschmeichelndem Zauber im Gesammteindrucke. Und sie hatte auch den Namen dafür. Die junge Welt streifte am sogenannten Hohen Graben, dem Quartier der Banquiers, vor den Fenstern der „schönen Simonis", wie man sie nannte, mit allen Ausdrücken der Huldigung vorüber, die für ein meist unter hohen tropischen Pflanzen am Fenster stickendes oder lesendes junges Mädchen nur im Aufblicke gesunder oder in der Schärfung schwacher Augen durch vorwitzige Lorgnetten liegen kann. Dies war Leontinens äußere Erscheinung.

Nach ihrem Innern war sie Schwärmerin. Sie übte zuvörderst nur melancholische Musik. In Liedern ohne Worte, Rêverieen und ähnlich benannten Tonstücken suchte sie ihre ganze unbestimmte Sehnsucht auszuhauchen. Sodann sprach die Poesie aller Nationen zu ihrem geistigen Ohre. Das waren ihr Engelzungen, während ihr leibliches nur zu sehr, wie sie sagte, mit den rauhen Tönen der Wirklichkeit belästigt wurde. Ihr Vater, Nathan Simonis, besaß die übliche praktische Lebensauffassung. Man konnte von ihm

sagen, er hätte des weisen Nathan Namen deshalb gehabt, weil, wie der Derwisch sagt, seinem Volke eben der Reiche der Weise ist. Die Mutter, wenn sie mehr Bildung besessen hätte, würde das Leben schon mehr nach Leontinens Art gefaßt haben. Der prächtige Name, den sie ihrem Kinde statt des ursprünglichen Lea zugestanden hatte, war eine Huldigung der guten Frau an die Welt des Schönen, ein Act der Anerkennung wenigstens für manche Sprachkenntnisse, die Madame Simonis aus ihrem Jugendunterrichte gerettet hatte. Leontinens Brüder, Vettern, Oheime freilich lebten nur unter materiellen Lebensbedingungen, Eisenbahnactien, Curszetteln, Bankausweisen; doch sorgte schon die Mutter dafür, daß diese Grundlagen ihrer zu größtem Vertrauen des Publicums behaupteten Namen nicht auch gar zu breit sich ausdehnen durften. Man ließ sich immer zwischendurch auch einmal auf geistige Fragen, Theater, Musik und die Lieder ohne Worte ein, doch leider immer mit einem zu kühlen Tone, der der kleinen Leontine durch die Seele schnitt. Sie nannte diesen Ton „die kalte Verständigkeit und ihres Volkes Erbtheil". Leontine Simonis war jene einsam träumende Palme aus dem Morgenlande ihres Lieblingsdichters Heinrich Heine, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst bereits tief im Lande der Fichtenbäume wohnte und unter dem scharfen Luftzuge des Nordens oft, wie sie wenigstens sagte, unbeschreiblich frieren mußte.

Wir könnten für den Abstich, in dem Leontine Simonis gegen ihre Umgebung lebte, noch reichere und poetischere Citate geben, wenn wir die Sammlungen von Gedichten aufschlügen, die in einer Nebengasse des Hohen Grabens, nämlich im Barfußgäßchen Nr. 3, zwei Treppen hoch in Morgen- und Abendstunden auf sie gemacht wurden. Ihr Sänger war ein junger Mann, der sie liebte. Er hieß von Hause aus Moses Sancho, doch nannte auch er sich Moritz. Moritz Sancho, wie der Name zeigt, alten portugiesischen Erinnerungen angehörend, war etwas über fünf Jahre älter als Leontine, die bereits zwanzig zählte. Es ist und bleibt eine schöne Eigenthümlichkeit bei Leontinens Glaubensgenossen, daß sie junge Mädchen die Freiheit und Poesie ihres älterlichen Hauses möglichst lange genießen lassen. Sie verträumen meist alle ziemlich lange ein glückliches von Liebe gehegtes Dasein im Aelternhause, bis sie einem inzwischen meist leider durch kaufmännische Berechnungen vermittelten Loose anheimfallen. Leontine war eine gefeierte Schönheit; hundert christliche Bewerber würden sich schon längst und schon von ihrem sechszehnten Jahre an für sie gefunden haben; aber da sie unter den Ihrigen, oder wie Moritz Sancho, der Dichter, gesagt haben würde, innerhalb des Ghetto, verheirathet werden mußte, so zog sich die Entscheidung über die Bestimmung ihres Schicksals jetzt schon bis in ihr zwanzigstes Lebensjahr hinaus. Die geheimen Hindernisse, die es für diese Entscheidung innerhalb der Sphäre, wo man gläubig nur über Eisenbahnen, zweifelnd über Poesie sprach, geben mochte und die sich wahrscheinlich auf einige tausend Gulden mehr oder weniger zurückführen lassen konnten, kennen wir nicht. Leontine ahnte so etwas von den unheimlichen Kreisen, die manchmal um sie her sich zogen, bald näher kamen, bald sich entfernten und ihr immer ein tiefes Aufathmen der Freude verursachten, so oft wieder eine Gefahr, ihre Freiheit zu verlieren, verschwunden war. Man glaube ja nicht, daß Leontine, wenn sie von Freiheit sprach, Ideen hatte im Geiste der neuen materialistischen Philosophie! Sie kümmerte sich zwar mit einem Eifer, mit dem Jüdinnen so oft junge Christinnen beschämen, um Alles, was auf dem Gedankengebiete neu und anregend war, aber Das, was gerade sie Freiheit nannte, war ihr nur die Musik, die Poesie, der milde Schimmer der Sternennächte, das Mondenlicht, der Ruderschlag auf dem Golde jener italienischen Seen, zu denen sich ihre ganze Seele hingezogen fühlte. Ihre Freiheit war ihr die unendliche Sehnsucht nach Schönheit, ein namenloses Zerfließen in Idealen, die sie oft mit irdischen Namen nicht zu nennen wußte. Nur geographische wußte sie dafür anzugeben. Für den Anblick des Comersees z. B. hätte sie alle Partieen auf-

gegeben, von denen um sie her doch zuweilen geflüstert wurde ... ein Flüstern, das ihr immer den Eindruck machte, als wenn sie, sitzend in ihrem Zimmer unter den breiten Blättern eines riesigen Gummibaums, blätternd in Gottfried Kinkel's „Otto der Schütz", vom drei oder vier Zimmer weit entfernten Comptoir ihres Vaters herüber das Ausschütten von Geldsäcken vernahm. Dieser Silberklang an sich war nicht unpoetisch, er war ihr auch nicht verhaßt, aber er war außerordentlich gewöhnlich. Er drückte bei ihr das Alltägliche aus. Das Geldeinnehmen und Geldgewinnen klang ihr fast so, als wenn sie jeden Morgen die tiefernsten Forschungen ihrer Mutter beobachten mußte, wenn diese mit einer fast contemplativen innern Mystik den täglichen Küchenzettel erfand.

Leontinens geheimste Gedanken verriethen, daß ihr auf jenem Nachen, mit dem sie durch den Comersee ihrer Ideale ruderte, regelmäßig nur Moritz Sancho das Steuer führte. Moritz Sancho war Doctor der Philosophie. Von gleicher Schwärmerei wie Leontine Simonis hätte er in der That mit ihr auch ein Paar gegeben, an dem Apollo sowol in Rücksicht auf die Grazien wie auf die Musen Freude gehabt hätte. Hier hätten geistige und körperliche Vorzüge sich verbunden. Doctor Sancho besaß alle Merkmale des südlichen Ursprungs seiner Familie. Eine mittlere Figur, zart, schmächtig, behend, wie wir die Italiener kennen und von Spaniern und Portugiesen die Vorstellung haben. Das braune Auge blitzend von Leidenschaft, öfter aber auch, in Folge germanischer Einflüsse, in ein mildes Leuchten und träumerisches Umirren sich verlierend, das sogar ihr gewöhnlicher Ausdruck war und für Jeden etwas Anziehendes und Gewinnendes haben mußte. Sancho's ganze Erscheinung war, was man interessant nennt. Ein großes Selbstgefühl konnte nicht fehlen — werden doch seine Glaubensgenossen erzogen, die Freude und der Stolz der Ihrigen zu sein — aber eine ausgesuchte Bildung hatte doch über den Stolz des jungen Mannes die Formen der Grazie gelegt. Sancho's Selbstgefühl verletzte nicht. Es gab ihm nur Schwung, nur vertrauenerweckende Haltung. Wenn der junge Doctor in einen Salon trat, mußte er alle Herzen gewinnen. Sein blasses Antlitz, das glänzend schwarze Haar, der tief von innen kommende Blick aus den schwarz beschatteten Augen, all' jene Eigenthümlichkeiten nazarenischer Schönheit, von denen wir undankbaren Christen nur zu oft vergessen, daß sie die Vorbilder jener Gestalten sind, die wir auf Gemälden zu Gegenständen unserer Anbetung gemacht haben, lagen auch reichlich in der Erscheinung dieses jungen Mannes, der sich zu den Vorzügen seines südlichen Temperaments auch die Ergebnisse der germanischen Romantik zueigen gemacht hatte. Wie auch sein Lieblingsdichter Heinrich Heine sich vorzugsweise vom Judenthume dadurch zu befreien suchte, daß er eine etwas zu weit getriebene und nur äußerliche Verehrung vor unserer romantischen Märchenwelt zur Schau stellt, so kann man sich wol auch beim Israeliten ein nach innen gehendes wirkliches Verschmelzen mit dem Charakter der germanischen Poesie denken, ein gläubiges und im Gemüth ergriffenes Heimatsgefühl unter dem Banne der schönen Lorelei, unter dem Zauber der Nibelungen und sogar dem Einfluß der christlichen Baukunst und Malerei. Moritz Sancho gehörte zu den ganz germanischen Israeliten des Dr. Gabriel Rießer in Hamburg und keineswegs zu den Ironikern seiner Bildung. Er dichtete von Blumen, Sternen, Sonnen, Palmen, Mondscheinnächten vielleicht ohne Berechtigung eines Sitzes auf dem Parnaß, aber er ironisirte wenigstens diese seine neue Heimat nicht, sank nicht, wie Heinrich Heine, von Lotosblumen und Feenträumen immer zu Schalet-Witzen herab. Wir wollen keine Kritik über die Poesieen des Dr. Sancho schreiben. Jedes Gedicht, welches einem Mädchen huldigt, das man liebt, steht an und für sich den Gedichten des Petrarca gleich und Leontine belohnte ohnehin ihren Sänger freundlicher als Jenen die kalte Laura.

Wie sich die Herzen dieser beiden Liebenden fanden, ist schwer zu sagen. Das Barfußgäßchen liegt nur in seinen auf den Hohen Graben mündenden ersten Häusern so, daß

Leontine die glühenden Blicke des Doctors hätte allenfalls am Versengtwerden ihrer Lectüre unter den Blumen bemerken können. Die Hausnummer „drei" gab mit dem Hause ihres Vaters schon einen stumpfen Winkel. Auch das Ausschütten der Geldsäcke im Parterre-Comptoir hatte den Doctor nicht begeistert. Er war zwar arm, sehr arm — sein guter Vater hatte in einer großen Hansastadt sich vom einfachen, einst mit einer Karre hausirenden Büchertrödler mühevoll und mehr aus Liebe zu seinem gabenreichen Sohne, als aus eigenem Triebe nach Vervornehmung seiner Existenz, zum Besitzer einer „antiquarischen Buchhandlung" emporgeschwungen — aber materielle Berechnungen lagen ihm fern. Er hatte Philosophie studirt auf das Schöne und Wahre im Allgemeinen hin, in der Hoffnung, die deutsche Nation würde sich binnen Kurzem zu einem möglichst idealen und freien Leben entwickeln und von den Professoren der Aesthetik, die man bei Universitäten anstellt, keinen Taufschein mehr verlangen. Er hatte auch den andern Glauben an einen gewissen idealen Umschwung seiner eigenen Glaubensgenossen — Manche sprachen in diesem Betracht von Köhlerglauben — aber waren nicht große Geister der Wissenschaften und Künste aus dem Kreise, den er den Ghetto nannte, neuerdings hervorgegangen? Hatten nicht Heirathen stattgefunden selbst in den reichsten Familien mit Söhnen ärmerer, ja sogar in den orthodoxesten mit christlichen Söhnen und christlichen Töchtern? Ist nicht die Zeit angebrochen, dachte er, wo die Vorurtheile schwinden wollen, die Schranken unnatürlicher Zurückhaltung in allen Gebieten fallen? Und konnte es durch Beispiele anderer Art, die schon statthatten, nicht sanctionirt werden, daß der schöne, liebenswürdige, geistreiche und mit der Zeit auch berühmte Doctor der Philosophie Moritz Sancho die schöne Leontine Simonis, den Augapfel ihrer reichen Aeltern, wirklich heirathete? Auf diesen Glauben hin dichtete und liebte wenigstens der Eine und duldete seine Anbetung die Andere. Der junge Doctor war unbeschadet seines Vaters, der daheim mit den gangbarsten Schulbüchern handelte, in die vornehmere Gesellschaft seines Glaubens eingeführt und außerordentlich gern gesehen, namentlich von Madame Simonis, protegirt sogar vom Vater und von den Brüdern Leontinens. Alles hatte ihn lieb. Die Brüder berichteten ihm zuvorkommend, wo irgend über ihn eine ungünstige Recension zu lesen war. Der Doctor war nicht nur äußerlich dem Hause willkommen und ein Hebel des Werthes, den sich jedes Mitglied desselben selber zuschrieb, sondern Leontine liebte ihn auch. Sie erwiderte auf Bällen im Tanze seinen Händedruck, sie verrieth ihm die Thränen nicht, die ihr in das dunkle blaue Auge traten, wenn der Freund leise ein Gedicht in ihr Stickerei-Körbchen schob, sie duldete, daß er im raschen Benutzen einer günstigen Gelegenheit ihr die Hand küßte, diese Hand, die zuweilen selbst einen Vers versuchte, wenigstens Phantasieen in ihr Tagebuch niederschrieb und dann ihren Freund lesen ließ, was sie Alles von den Sternen, den Mondnächten und den Gondelfahrten auf dem Comersee träumte. So verflossen einige Jahre des zartesten Seelenaustausches und Moritz Sancho hatte wol ein Recht zu hoffen, diese Verbindung würde ihm die Muße schaffen, einst der deutschen Nation große, gereifte, gefeilte Werke anbieten zu können, ein Recht zu hoffen, er würde das höchste Dichterglück gewinnen, seine Muse gleich dicht nebenan im Zimmer in seinem angetrauten Weibe zu besitzen, oder wie er es seinem alten Vater in dessen Sprache ausdrücken mußte, eine gute Partie zu machen.

Ein heißer Sommer führte fast die ganze Familie des Herrn Simonis in ein Bad. Von dem Bade aus machte man noch eine Rheinreise. Als Leontine mit ihren Aeltern zurückkehrte, hatte Moritz gerade die Absicht, einmal seinen alten Vater zu besuchen. So gab es eine Trennung von länger als einem Vierteljahre. Von einem Briefwechsel konnte natürlich keine Rede sein. Leontine hätte nimmer gewagt, eine Zeile anzunehmen, die ihr von Sancho durch die Post zugekommen oder wenigstens von der Mutter ungelesen geblieben wäre. Alles Das verstand sich ja von selbst. Sancho täuschte sich auch nicht

über die Schwierigkeiten seines Vorhabens. Er wußte, daß ihm sein Herz eine fast unerreichbare Aufgabe gestellt hatte und daß es ihm nur durch ein langes Dulden und langes Werben, wie dem Jakob einst um Rahel, möglich werden würde, den einzigen Gedanken, der ihn nächst seinem Ruhme erfüllte, möglich zu machen. Ja dieser Ruhm, diese Sehnsucht sogar, seinem alten Vater noch einst solche Bücher von ihm zu zeigen, welche die zweite Auflage erlebten und nicht zu herabgesetzten Preisen verkauft wurden, trat sogar gegen seine Liebe vorläufig in den Hintergrund.

Wie furchtbar mußte es ihn daher niederschmettern, als er nach der großen Residenz eines schönen Herbstmorgens zurückkehrte und die Nachricht empfing, Leontine Simonis wäre die verlobte Braut eines fremden Mannes, der um sie angehalten und nach den üblichen Weitläufigkeiten als ihm bald vermählte Gattin gewonnen hätte!

Sancho war in Verzweiflung. Sein ganzer Lebensfrühling war wie von einem Sturme geknickt. Das Gerücht war kein Gerücht; er sah die Verlobungskarte, sah dies verhängnißvolle glänzende kleine Blatt, das inzwischen auch ihm war geschickt worden. Leontine verlobt! Mit einem fremden reichen Manne! Wahrheit, Wahrheit war's! Er schloß sich in sein Zimmer und weinte. An Sammlung, Fassung war nicht zu denken. Er ging nicht aus, schon vor Furcht, man möchte ihm begegnen, von dieser Verbindung mit ihm sprechen und seiner getäuschten Hoffnungen erwähnen; er ging nicht aus, weil er krank wurde. Er bot einen Anblick, der Mitleid erregte. Er aß und trank nichts. Er saß nur starr und stützte das Haupt auf. Sein Bart wuchs ihm, wie nach den Vorschriften der Trauer, die seinem Volke geboten sind. Das Feuer seiner Augen erlosch. Er saß da, stumm und starr. Wehmuth machte ihn ohnmächtig zu einem Entschlusse. Es rührte ihn Alles. Der Gedanke an sich selbst am meisten. Seine Gedichte, die in so schönem Goldschnitt neben ihm sauber geschrieben lagen, blickten ihn wie bittend, wie selbst hülflos, nicht einmal mitleidig und tröstend an; bedurften nicht auch sie erst des Fortkommens in dieser kalten Welt, bis sie selbst anerkannt Andern Trost spenden konnten? Alles stand so still, so geisterhaft um ihn. Diese Verlobungskarte war das Einzige, was redete. Die schwatzte und lachte oder „kicherte", wie sein Heinrich Heine gesagt haben würde. Er saß wie in Dämmerung einen Tag und den zweiten halben noch. Die Sonne schien nicht und doch ließ er alle Vorhänge herab, nur um nichts zu sehen, nichts als seinen Schmerz, der keineswegs Goethe'scher, die Poesie befruchtender Schmerz war. Er stöhnte laut. Er warf sich vom Sopha bald auf seine drei alten gepolsterten Stühle mit Kattunüberzügen, bald aufs harte Bett, bald wieder auf das noch härtere Sopha. Der Schmerz trieb ihn immer wieder auf. Seine Nachbarn mußten ihn seufzen hören. Es war der ganze bekannte furchtbare Druck, den der Mensch im Unglück so recht mitten auf dem Sonnengeflechte fühlt, derselbe Druck, der ihn das Leben in jener ganzen Schalheit und Unersprießlichkeit empfinden ließ, die schon Hamlet fühlte, als er sich umbringen wollte und auch dies, um ganz vergessen zu können, für einen unnützen Ausweg erklärte.

Na, was haben Sie denn, Doctor? sagte seine Wirthin und pflegte ihn mit heißem Thee und zuthunlicher Liebe und erfuhr seinen ganzen Schmerz. So freundliche Frauenworte und Frauenhülfe lindern schon gar sehr. Am zweiten Tage Abends mußte er sich sagen: Es gibt doch im Menschengemüthe ganz wunderbare Heilquellen. Sie fließen so tief geheimnißvoll, unbekannt und räthselhaft. Wir wissen gar nicht, wo sie herkommen, wissen nicht, wo den furchtbaren Druck des Kummers plötzlich von unten her ein so treu Geheimes emporhebt. Man vergeht im Schmerze wie vor Durst und es sickert plötzlich ein Trost herauf mitten in der Wüste. Es wird warm an einer Stelle, irgendwo, vielleicht im Auge oder es klingt ein Rauschen am Ohr, vielleicht ein Heimatsgefühl, eine Jugenderinnerung. Meist ist es Heimat und Jugend, die wie plötzlich lebendig anklopfen

und wir machen auf und sehen erst Niemanden, dann aber Aeltern und Geschwister, denen wir trotz aller Verachtung der Welt dennoch lieb bleiben, wir fühlen etwas, das von ihnen wie eine belebende Wärme uns entgegenströmt. O die Heilkraft der Natur ist ein Geschenk des Himmels, für das wir knieend danken sollten! Es bewahrt uns vor Verzweiflung, reicht uns in düsterster Finsterniß die warme treue Hand des unsichtbaren Führers, der uns schon manches Jahr gehalten hat, und hebt uns wieder empor und läßt uns sogar reifer erstehen von unserm Kummerlager, als wir uns mit tausend geistigen Schmerzen niederlegten. Dann ergreift wol ein Vater die Feder und schreibt seinen Kindern oder eine Mutter nimmt ein Briefblatt und schreibt einer Freundin, und hier ergriff ein Sohn die Feder und schrieb an seinen alten Vater Levi Ezechiel Sancho, Bücherhändler, einst auf der Karre, jetzt in einem Laden nicht weit von der lateinischen Schule der alten Hansastadt. Moritz schrieb einen Brief mit der schlichten Anrede: „Lieber Vater!“ und der schlichten Unterschrift: „Dein treuer Sohn Moses“ und die einfachste Sprache, deren Inhalt zwar dem Vater Kummer machte, wurde eine Stärkung für den Sohn. Als er Licht angezündet, das Siegelwachs erwärmt, die Adresse auf den zusammengelegten Brief geschrieben hatte und noch spät Abends zur Post ging, um dem Vater sein Unglück zu melden, wurde es Sancho'n viel leichter. Er mußte sich ja finden. Es half nichts; denn es gab in vier Wochen keine Leontine Simonis mehr, sondern nur noch eine Leontine Herz.

Leontine Herz hatte ihren Aeltern große Freude gemacht. Einmal, daß sie sich nach einigem Weigern in Pyrmont zu dieser Partie entschloß, dann, daß sie bei den Heirathspacten es durchsetzte, daß ihr Gemahl in die Residenz ziehen mußte. Der Schwiegersohn, Michael Herz, hatte früher in einer andern Residenz unsers residenzenreichen Vaterlandes gewohnt, war daselbst der Sohn eines Hoffinanzagenten und ein außerordentlich geschliffener, weit schon in der Welt herumgekommener Geschäftsmann. Er hatte — doch es wird nothwendig sein, diesem Gemahl Leontinens mindestens dieselbe Aufmerksamkeit zu schenken wie dem Doctor Moritz Sancho, der sich durch das Studium der Künste und Wissenschaften einstweilen für seinen Verlust zu trösten sucht. Was er erlebt hatte, gehört zu Heinrich Heine's „alten Geschichten“, die sich täglich ereignen und eigentlich Dem nur interessant sind, dem sie „just passiren“.

Zweites Capitel.

Michael Herz.

Michael Herz konnte beim ersten Anblick für Das gelten, was man oft und nicht selten mit Grund eine „gewöhnliche Geldseele“ nennt. Sein Aeußeres deutete allerdings auf enge Grundsätze. Er war klein, nicht gerade häßlich, aber für die Rolle eines Schiffers auf dem Comersee der Ideale ziemlich ungeeignet. Michael Herz hatte stechende, ausdrucksvolle Augen, eine große Stirn, die an den Schläfen schon graue, auf dem Wirbel gar keine Haare mehr zeigte. Er trug zwar einen sehr großen modernen Bart, den er aber nur im ersten Jahre seiner Ehe mit einiger Sorgfalt behandelte, färbte und pflegte, später vernachlässigte und nur zuweilen noch, wenn die Schwiegeraltern ein Diner gaben oder das junge Paar irgendwo ausgebeten war, zum Gegenstand philokomischer Studien machte. Seine Gesichtszüge waren markant, mager, schon mit Furchen durchzogen. Sein Gang, wenn er mit der Cigarre auf sein in einem andern Theile der Stadt gelegenes Comptoir — er hatte sich eine eigene Speculation fast mehr zur Unterhaltung als aus Bedürfniß zugelegt — wanderte, war von den Grazien verlassen und nur durch eine gewisse Sicherheit sich auszeichnend; Sicherheit war überhaupt der Charakter seines ganzen Wesens. Er war so sicher, daß er sogar Witz und Scharfsinn be-

saß. Er hatte die Welt schon mannichfach kennen gelernt und viel beobachtet. Michael Herz trieb Nationalökonomie, höhern Mercantilismus, Freihandel, Politik mit Leidenschaft und man würde ein himmelschreiendes Unrecht thun, wenn man ihn dabei einen Verächter des Schönen genannt hätte. In den Wissenschaften hatte er solide Grundlagen gelegt. Er las vielerlei in Morgenstunden und oft bis spät des Abends. Am liebsten Englisch und Französisch. Der Geschmack seiner alten und neuen Freunde war nicht immer der seinige. Er lächelte anfangs über die Schwärmerei seiner verlobten Braut, aber auch über die scherzhaften Einfälle der Oberflächlichkeit, die dem Witze auch Alles opfern wollte. Er ließ sich wol die Späße munden, die auf der Börse am glücklichsten zufällig, minderglücklich privilegirt gemacht werden, aber mit bannalen Phrasen war doch nicht Alles bei ihm abgemacht. Michael Herz forschte den Quellen nach. Vieles, was auf der Börse bespöttelt wurde, erfüllte ihn mit Achtung, wenn er die Abneigung des Geschäftsmannes auch vollkommen theilte. Wir fürchten endlos zu werden, wenn wir fortfahren wollten, alle diese Eigenthümlichkeiten zu schildern. Nur die eine Eigenschaft wollen wir noch erwähnen, daß er in den ersten gröbern Umrissen seiner Toilette genau war, den Luxus der weißen Wäsche und die, wie Manche sagen könnten, Pedanterie der Reinlichkeit bis zum Excess trieb und nur in der übrigen elegantern Toilette, in Westen, Halsbinden, Slips, Röcken und Paletots den Cyniker spielte. Ein paar schwarze freilich englische doppelnähtige Handschuhe trug er oft mehre Monate. Er pflegte überhaupt zu sagen: „Ich war einige Jahre in Paris und London ein Elegant und habe daselbst die unsinnigsten Depensen gemacht. Ich putzte mich heraus, als wenn es niemals Spiegel oder eine Antikensammlung im Louvre gegeben hätte. Ich bildete mir ein, mit neuen Cravatten, seidenen Westen, Slipsen, Burnussen, Abdelkaders und troddelnbehängten Paletots unwiderstehlich zu sein und merkte nicht, daß jede Grisette mir sagte, wie lächerlich ich war. Meine pygmäische Figur, mein confiscirtes Gesicht, meine Policinell-Manieren, nichts von Alledem ließ sich durch die Rechnungen der ersten Schneider und Modehändler verbessern. Ich glaubte für jährlich 3000 Francs ein Adonis zu sein und war nur komisch. Seitdem hab' ich diese Methode, Interesse zu erwecken, aufgegeben. Ich fing an, Eindruck zu machen, seitdem ich jeden Rock so lange trug, bis an den Aermelspitzen sich eine hellere Schattirung einstellte. Meine Ehe fang' ich wahrscheinlich auch erst in diesem Systeme der Adonisirung an. Komm' ich aber zu Leontinen zum Kaffee, in einem Schlafrock von blauem Sammet, mit gelben Schnüren und hängenden Troddeln, komm' ich mit einem türkischen Fez von rother Seide mit silbernen Franzen und ich erlebe nicht, daß sie augenblicklich vor Lachen in Ohnmacht fällt, so will ich mich anheischig machen, Zeitlebens im Hause den Hanswurst zu spielen. Meine Lieblingstoilette, grau in grau, wird mich ihr vorläufig im Comptoir bedeutender erscheinen lassen. Auch werden vielleicht die Cigarren meinen Eindruck unterstützen oder man wird mich eines Tages eine lebendige Mumie nennen, mich des Besitzes einer jungen blühenden Frau, die eine Haut wie Pfirsiche hat, für unwürdig erklären und in allem Ernste, ich ahne, daß man mit Schrecken an meine Zukunft denkt."

Sollte sich Leontine Simonis nun in die Natur eines solchen Gemahls haben finden können? Sind hier keine Kämpfe vorgekommen? Ging das Alles in der gemüthlichen Gewöhnung so rasch von statten, wie es sich jetzt geebnet zu haben scheint? Lassen wir die Thatsachen reden.

Schon in Pyrmont verrieth Leontine, wie wenig dieser Michael der eigentliche Mann ihres Herzens war. Der scharfblickende, schon in die Dreißiger Jahre eingerückte Mann bemerkte eine ihm, wenn auch nicht bis zur Verweigerung der Hand, doch bis zu einer gewissen sogleich hörbaren Dissonanz ungünstige Stimmung sehr bald. Er hatte zwar in Pyrmont und später in der Residenz, wo das Aeltern-paar Leontinens wohnte, einige Sorgfalt auf sich verwendet; sein Schicksal war aber eben das, dann gerade ge-

ringfügig zu erscheinen, wenn er es andern Männern an Sorgfalt und Geschmack nachthun wollte. Sich so zu geben, wie es sein zweites Pariser System war, konnte er der Aeltern und der Neuheit wegen nicht wagen und dennoch besaß er Ehrgeiz. Er besaß nicht den Ehrgeiz, sich schwärmerisch geliebt sehen zu wollen; er besaß aber den Ehrgeiz, seiner Gattin nicht zu gestatten, daß sie sich ihm gegenüber als etwas Apartes gab, eine Welt für sich beanspruchte, ein Dasein für sich oder wenigstens eine Lebensauffassung, in die er etwa wie ein Heiligthum nicht eintreten durfte. Schon die erste Bekanntschaft gab eine Menge von Gegensätzen. Leontine phantasirte am Flügel in schwärmerischen Accorden; Michael konnte nicht in Abrede stellen, daß er fröhlichern Weisen den Vorzug gab. Sie sprach von Büchern, die er nie gelesen hatte, auch nicht lesen mochte, so schön sie in Goldschnitt eingebunden dalagen. Leontine sprach Französisch und Englisch lange nicht mit der Gewandtheit, die ihm wünschenswerth erschien, um so mehr, da er Pläne hegte, in Zukunft vielleicht im Auslande zu wohnen und an den Plätzen Geschäfte zu machen, wo man die Handelschancen in erster Hand hat. Ihr ganzes Wesen war ihm zu zerflossen und zu sentimental. Und wie dies der geheime Schaden immer bei den Allzugefühlvollen ist, so entging auch seinem Scharfsinne nicht, daß dieser Schwärmerei eine große und ihm gefährliche Einbildung von sich selbst zum Grunde lag.

Michael Herz erfuhr auch von dem Verhältnisse des Doctor Moritz Sancho. Man hatte ihm nicht sagen können, daß zwischen diesem jungen Gelehrten und seiner Verlobten ein unverbrüchliches Band gegenseitiger Verpflichtung bestand, aber die Art, mit der die Aeltern diesen Namen aus den Listen etwaiger Einladungen ausstrichen, die satirischen Anmerkungen, mit denen Leontinens Brüder den dichterischen Genius des schönen und, wie er bald bemerkte, in der Gesellschaft bevorzugten jungen Mannes zuweilen zur Erwähnung brachten, öffneten ihm doch sehr bald die Augen. Unverkennbar wurde ihm, daß ihm Leontine auf diesem Wege, den sie schon einschlug, eine Zukunft bereiten würde, die ihn auf die Stufe der geduldeten Ehemänner stellte. Ehrgeiz kämpfte dagegen bei ihm ebenso sehr wie wirkliche Liebe. Er hatte ein tiefes Gefallen an seinem Weibe. Er liebte Leontinen. Gerade die Verschiedenartigkeit ihres Wesens von dem seinigen hatte ihn angezogen. Er fand nach seinem Systeme ihre Entzückungen über den gestirnten Himmel und die Mondnächte auf dem Comersee zwar komisch, aber solche Art von Poesie hat zu allen Zeiten selbst die Verständigsten immer verlockt und angezogen. Er beherrschte sich; er verrieth nicht ganz, was er fühlte. Die tiefe Ablehnung, die in „Madame Michael Herz" für ihn lebte, that ihm weh. Er sann hin und her, wie er es durchsetzen sollte, daß sich Leontinens ganze Seele in ihm zurechtfände, ihn und sein Lebensprincip gelten ließe und sich von einer geistigen und gefühligen Vornehmheit trennte, die etwas Drückendes für ihn hatte. Er wußte, daß die äußere Treue seines Weibes in allen Lagen rein wie Gold sein würde, er wußte, daß ihr nimmermehr einfallen könnte, an den jungen Dichter anders zurückzudenken als wie eine Fürstin etwa an einen Knaben vom Lande zurückdenkt, mit dem sie einst Popularitätsstudien machen mußte; er wußte, daß die Israeliten alle Vorurtheile des Standesunterschiedes haben — sie waren nicht umsonst in Spanien und Portugal die Beobachter reiner und fleckenloser Ritterschaft. Er wußte, daß der Sohn eines Antiquars von Salamanca und wenn er der unbekannte Dichter des Cid Campeador gewesen wäre, nie daran in Wahrheit hätte denken dürfen, die Tochter irgend eines christlichen Don Juda ben Kimchi de Simonis zu gewinnen. Aber das Alles hinderte nicht, daß er sich unglücklich fühlte und vor seinen Verwandten daheim nicht mit der Miene bestand, die sie an ihm zu sehen wünschten.

Die Hochzeitreise aber, welche die jungen Eheleute machten, hatte das Gute, daß Leontine wenigstens vor der praktischen Umsicht ihres Mannes etwas Achtung gewann. Sie erkannte sehr bald, daß ein so sicheres und dabei nicht vorlautes und eine zarte Na-

tur in Verlegenheit bringendes Auftreten in Gasthöfen und auf Eisenbahnen, wie es Michael Herz eigen war, nur die Folge der Lebenserfahrung und Weltroutine sein konnte. Es gewann ihr zuweilen ein wenig Bewunderung ab, wie sicher und planmäßig diese Reise nach der Schweiz und den schönsten Theilen des deutschen Oesterreich angeordnet war im Vergleich zu dem Geschrei und dem Durcheinander, wenn sie mit ihren Aeltern reiste. Auf einer so kurzen Fahrt wie nach Pyrmont war sie jährlich gewohnt gewesen, daß die Familie Simonis mindestens drei Rückenkissen, ebenso viel Handtaschen, oft noch wichtigere Dinge liegen ließ, dann mitten im Fluge des Dampfwagens von Anhaltenlassen sprach, nach allen Conducteuren rief und sich nicht selten entschließen mußte, telegraphische Depeschen um gestickte Sacktücher und lederne Luftkissen hin und her spielen zu lassen. Diese bodenlose Unsicherheit, die mitten im schönsten Genusse bei den älterlichen Reisen Aufschreie und Schrecken aller Art zu verursachen pflegte und ihr das Reisen unter solchen Umständen eigentlich schon längst verleidet hatte, fiel bei Michael Herz gänzlich weg. Das junge Ehepaar reiste allein, nur in Begleitung einer einzigen Dienerin und Alles ging vortrefflich von Statten. Michael rauchte seine Cigarren, fand Alles, was man besichtigte, anregend, mehr oder minder auch merkwürdig und verbreitete dabei ein so behagliches Gefühl der Sicherheit, daß sie ihm im Stillen das Zugeständniß eines praktischen Mannes, mit dem wenigstens äußerlich sich leben ließ, nicht verweigern konnte.

Nach Hause zurückgekehrt stellte sich das Gewonnene aber bald in Frage. Michael Herz war in seinem neuen Wohnorte fremd, hatte ein neues Etablissement zu begründen und fühlte, daß die Verwandtschaft ihm nicht diejenige Selbständigkeit einräumen wollte, die er gewinnen mußte, um sich behaglich zu wissen. Sein verständiger Sinn hatte sich früh im Leben zurechtgefunden. Er sah älter aus, als er war, aber er hatte noch mehr Klarheit seines Wollens, als man selbst seinem Aussehen hätte einräumen mögen. Solche halbblasirte Naturen sind zähe in ihren Vorstellungen von Dem, was man gemeiniglich Glück nennt. Michael Herz schwieg zu Allem, was er sich von Schwiegerältern, Schwägern, ja selbst seiner Gattin gefallen lassen mußte, war aber nicht im mindesten gewillt, die Dinge so gehen zu lassen, wie sie in den ersten Monaten seiner Ehe und neuen Niederlassung gingen. Er trällerte, scherzte, lachte, spielte den Unbefangenen, sah aber wohl, wie in seiner glänzenden, kostbar eingerichteten Wohnung ganz andere Geister herrschten als die, die sich seiner Botmäßigkeit unterworfen fühlten. Von einer innigeren Vertraulichkeit Leontinens mit ihm selbst war keine Rede. Man gab sich die Miene, ihn erziehen zu wollen, schrieb ihm eine Menge von Regeln seines Verhaltens sowol in der Geschäftswelt wie in der Gesellschaft vor und wenn er gar beobachten mußte, daß die Hoffnung, die Leontine gewann, Mutter zu werden, wie eine Angelegenheit betrachtet wurde, die mehr die Familie als ihn selbst beträfe, so hatte er Augenblicke des Schmerzes und konnte sogar, weil er die Verstimmung nicht wegheuchelte, Anlaß geben, sich ernstlich über ihn zu beklagen.

Als nach der Geburt eines Sohnes es den Anschein hatte, als wenn Leontine mit jetzt noch gesteigerterer Gleichgültigkeit für ihn und sein Bedürfen nach Gemüthlichkeit sich wieder alleinstellen und die Nahrung ihres geistigen Daseins aus tausend andern Hülfsquellen, nur nicht aus ihm, suchen würde, nahm er sich ernstlich vor, dieser Gefahr der Unterordnung endlich für immer vorzubeugen. Er hatte sich dazu manches Mittel überlegt. Ein ernstes gemüthliches Wort mit Leontinen, eine Bitte um Verständigung, die Betheurung seiner Liebe, alles Das schien ihm sehr gefährlich, seinem Charakter widersprechend und fruchtlos. Denn, sagte er sich, wie selten überlegen die Männer, daß sie mit Allem, was sie um Gotteswillen von den Frauen verlangen, Fiasco machen. Die Lehre vom Hebel schon sagt uns, daß wir die Mittel, Wirkungen hervorzubringen, nicht an die Stelle setzen müssen, wo die Wirkungen selbst stattfinden sollen. Die Liebe und ganze

Hingebung meiner Frau muß an einer ganz andern Stelle hervorgebracht werden als auf dem Boden, wo ich mich ihr etwa zu Füßen würfe. Er sann, was beginnen. Die Zerstreuungssucht seiner Gattin war im besten Zuge, das Zerfließen, Schwärmen, Musiciren, Lesen, Alles hatte wieder einen Anstrich geistiger Vornehmheit und exclusiver Nichtachtung gewonnen; spotten wollte er nicht, reizen, opponiren noch weniger. Ein Ende nehmen aber mußte dieser Zustand. Er liebte seine Gattin, er durfte sich sagen, daß sein ganzes Wesen wol der Mühe werth war, erforscht und zur Richtschnur des Hauses genommen zu werden. Er wollte Vertraulichkeit, Herzlichkeit, Hingebung desselben Gemüthes, das sich für Alles in der Welt erwärmen konnte, nur für ihn nicht. Und um zu diesem Ziele zu gelangen, verfiel er denn endlich auf ein in dieser Art mit Bewußtsein wol noch nie ausgeführtes Mittel. Es bestand in folgendem eigenthümlichen und gewagten Seelenexperiment:

(Die Fortsetzung dieses Capitels in nächster Nummer.)

Die Quellen.

Ein Naturbild von Karl Müller.

Es liegt ein hoher und dankbarer Sinn darin, wenn die alten Griechen ihre Quellen mit Marmor umgaben, wenn sie ihre Tempel in die quellenreichen Haine bauten. In jeder Quelle lebte eine liebliche Göttin. Sie hatten Recht. Aus den Quellen strömt das Leben der Völker. Auch die alten Römer, die Erben der griechischen Weisheit, wußten es. Auch sie umgaben ihre Quellen mit Marmor, mit Götterbildern, mit Röhren und beschattenden Bäumen.

Man kann jedoch nicht an die Quellen denken und der Wälder vergessen. Beide gehören innig zusammen, bedingen sich gegenseitig. Es ist bekannt, daß die Wälder die Regenwolken anziehen, weil in den Wäldern sich eine stets kühlere Temperatur erhält, welche die Regenwolken verdichtet. Jedes Blatt nimmt seine bestimmte Anzahl von Regentropfen auf. Was von den Blättern nicht aufgesogen wird, fällt zu Boden oder verdunstet und erhält somit im dichteren Walde eine immer feuchte Atmosphäre. Das zum Boden gesunkene Wasser hält die dichte Moosdecke auf und verhindert seine vollständige Verdünstung. Die Erde tränkt sich mit diesem Wasser. Das Wasser sickert allmälig tiefer hinein und vereinigt sich in tiefer gelegenen Becken, aus denen es nun als Quelle entströmt. Man braucht die Beweise für diese Quellenbildung durch die Wälder, welche überdies den sengenden Sonnenstrahlen keinen unmittelbaren Zutritt zu den Wassern der Erde gestatten, nicht weit zu holen. Sie sind da, beweisend und warnend! Der Wolfsbrunnen in der Gemeinde Soubey in der Schweiz, sagt Marchand, liefert ein merkwürdiges Beispiel vom Einflusse der Wälder auf die Quellen. Vor 90 Jahren war dieser Brunnen nicht vorhanden. An dem Platze, wo jetzt die Quelle ist, sah man bei sehr anhaltendem Regenwetter einen kleinen Wasserstreifen, der mit dem Regen verschwand. Dieser Platz befindet sich mitten in einer sehr abschüssigen Weide, die sich gegen Süden neigt. Vor etwa 80 Jahren beschloß der Eigenthümer des Bodens, da er den obern Theil ganz mit Rothtannen besetzt sah, dieselben wachsen zu lassen, was bald einen prächtigen Wald gab. Sobald der Wald gewachsen war, trat an die Stelle des nur zeitweise erschienenen Wasserstrichs eine tüchtige Quelle, die selbst während der längsten Trockenheiten Wasser genug behielt. Vierzig bis funfzig Jahre lang galt dieser Brunnen für einen der besten im Clos-du-Doubs. Vor etlichen Jahren wurde der oben erwähnte Wald abgeholzt und der Boden von Neuem in eine Weide verwandelt. Mit den Bäu-

men verschwanden die Wasser, und die Quelle ist jetzt ungefähr Das, was sie vor 90 Jahren war. Denselben Fall liefert nach Marchand die Quelle von Combefoulat und St.-Ursanne. Durch das theilweise Verschwinden der letztern durch Abholzung mußte sogar eine Spinnerei, welche dieses Wasser benutzte, ihr Geschäft einstellen. Dies Alles wollte aber wenig sagen, wenn nicht durch das Verschwinden der Quellen noch andere Nachtheile für die Volkswirthschaft entstünden. Wo Quellen, gibt es auch Weiden und wo diese, auch Heerden, der Segen des Landwirths; und umgekehrt. Die Quellen sind die Erzeuger der Bäche, diese der Flüsse und wieder umgekehrt. Bedeutende Flüsse versiegen, andere werden seicht. Der Nachtheil für Bewässerung und Schiffahrt liegt auf der Hand. Wir werden später bei den Flüssen darauf zurückkehren. Weniger wichtig ist, daß die Quellen den Teichen ihr Wasser geben, in denen sich ein neuer Industriezweig, die Fischerei, geltend macht.

Wo eine Quelle, klappert oft eine Mühle und die Gegend erhält durch sie einen eigenen Charakter. Da erscheint der Flieder im Schatten der Gebäude, vielleicht ein Obstgarten daneben und der Fischteich ist meist auch nicht fern. Im brotarmen Gebirge beruht das Leben oft vieler Hunderte auf dem Dasein einer Quelle; denn es ist vielleicht irgend ein Pochwerk, eine Spinnerei oder Dergleichen an ihr angelegt, die ihnen Verdienst gibt. Die Quelle bevölkert das arme Gebirge und erhält die Gemeinden. Wenn auch vielleicht kärglich, verschafft sie ihnen durch den blühenden Industriezweig doch die Mittel zum geistigen Vorwärtsschreiten. So kann eine Quelle das Ansehen der Gegend und den Charakter des Menschen bestimmen, den dieser immer durch seine Heimat und seine Handthierung annimmt. Wir haben schon beim Wolfsbrunnen von Soubey gesehen, wie von dieser eine Spinnerei abhing und mit ihr zu Grunde ging. Bouffingault, dieser berühmte landwirthschaftliche Naturforscher, erwähnt auch eines Pochwerks in Südamerika, dem es ähnlich erging. Dasselbe befand sich in dem metallführenden Gebirge von Marmato in der Provinz Popayan, in der Mitte unermeßlicher Wälder. Das Flüßchen, an welchem die Pochwerke errichtet sind, entsteht aus der Vereinigung mehrer kleiner Bäche. 1830 waren daselbst große Maschinen zur Gewinnung des Goldes und eine Goldschmelzhütte angelegt. Eine freie Bevölkerung von fast 3000 Seelen fand sich in verschiedener Höhe auf dem Abhange des Gebirgs. Zahlreiche Holzschläge fanden statt, sowol zur Erbauung der Maschinen und Wohnungen, als zur Gewinnung von Kohlen. Der Abtrieb hatte jedoch kaum zwei Jahre gedauert, als man bemerkte, daß die Wassermasse, deren man für den Betrieb der Maschinen bedurfte, fühlbar abgenommen hatte. Die Maschinen selbst hatten das Wasser gemessen. Man kann sagen, daß jeder zu viel abgeschlagene Baum, indem er eine Abnahme in der Goldgewinnung hier nach sich zog, einen Werth besaß, der dem Antheile des nicht gewonnenen Goldes gleich kommen mußte.

Quellen im großen Maßstabe sind die Seen. Auch sie wechseln wie die fließenden Quellen ihren Wassergehalt, und zwar durch dieselben Ursachen. Man hat dies an dem großen See von Genf bemerkt, am Neuenburger-, Bieler- und Murtener-See, welche jetzt voneinander getrennt liegen und früher zusammen hingen. Humboldt wies das Sinken des Sees von Tacarigue in Venezuela gleichfalls in der Entwaldung der Gebirge nach. Von vielen andern kann man Dasselbe sagen. Unendlich ist die Bedeutung der Seen in der Volkswirthschaft. Man denke an die Schiffahrt auf den schweizer Seen, denen in Skandinavien, Canada. In diesen Ländern, vorzüglich im hohen Gebirge, sind sie dieselben ungeheuern Communicationsmittel wie auf dem Festlande die Eisenbahnen. Man nehme nun dem See sein Wasser und ein unermeßlicher Schatz von Mitteln für Volkswirthschaft wird damit verloren gehen; mit ihm die Fischerei und ein großer Reiz der Landschaft. Die Pflanzenwelt wird sich gleichzeitig umändern.

Die ganze Bedeutung eines Dinges lernt man im schroffsten Falle am besten kennen.

Ein solcher findet sich in der Wüste Sahara Afrikas. Diese schreckliche Einöde ist über 650 Meilen lang, 200 breit und enthält einen Flächeninhalt von 118,500 Quadratmeilen, fast zehn mal größer als Deutschland. Sie ist ein wirkliches Sandmeer ohne Wasser, zwischen dem 16. und 32. Grade nördlicher Breite gelegen. Das, was wir über die Llanos zur trockenen Jahreszeit, bei der Besprechung des Regens angeführt haben, ist gegen diese Wüste noch ein Paradies. Man denke sich jene Sandstrecke unter einer Sonnenwärme, welche schon die furchtbare Höhe von 38 Grad 2 Linien Reaumur erreichte. Man denke sich einen tiefblauen, nie bewölkten Himmel über ihr; nirgends die mindeste Abwechselung, nirgends ein Baum, ein Busch; überall die trostloseste Einförmigkeit; man höre im Geiste den gefürchteten, tödtlichen Wind Samum oder den südöstlichen Chamsin durch die Wüste stürmen; man denke sich dazu, was Humboldt über die Llanos im Sommergewande sagte und vergesse daneben nicht, daß die Sahara keinen Regenwinter hat — dann hat man eine kleine Vorstellung von jener Wüste. Wenn man ferner dazu weiß, daß im Jahre 1805 in ihr eine Karavane von 2000 Menschen und 1800 Kameelen *verschmachtete*, dann hat man auch einen Begriff von ihrer Furchtbarkeit. Dieselbe beruht nur auf dem Mangel an Quellen. Nur durch das Kameel, das Schiff der Wüste, wie es sinnreich die Dichter des Orients nennen, gelang es den Menschen seit früher Zeit, in diese schaudervolle Einöde als der einzigen Handelsstraße von Aegypten nach dem Innern von Afrika vorzudringen. Ohne das Kameel, d. h. ohne seine ungeheure Ausdauer im Dursten und Tragen, ohne seine Mäßigkeit, welche noch mit den harten, holzigen Wüstenpflanzen vorliebnimmt, ohne seine mit frischem Wasser lang angefüllt bleibende Wasserblase würde diese Wüste das Bild des ewigen Todes geblieben sein. So legte aber die Natur wieder so weise in ein armes Thier den Keim zur Erlösung des Menschen durch das Wasser. Erst durch das Kameel wurde der Handel zwischen dem Orient und dem Innern von Afrika möglich. Durch den Handel wurden sich die entferntesten Völker wie Brüder näher gerückt. Sie lernten sich kennen und die göttliche Wissenschaft der Erdkunde gewann neue Schätze, neue Gedanken.

Derselbe Schrecken der Reisenden wie die Sahara war auch die Nubische Wüste. Drei Tage lang fand man keinen Tropfen Wasser, wol aber überall am Wege die gebleichten Gebeine der Verschmachteten als die schrecklichsten Wahrzeichen des Quellenmangels. Erst seit Mohammed-Ali, dem verstorbenen Vicekönig von Aegypten, ist sie leicht zugänglich geworden und zwar dadurch, daß er in bestimmten Entfernungen von einander 14 Brunnen graben ließ.

Grauenvoll ist das Leben des Menschen der Wüste. Nur auf seine Selbsterhaltung bedacht, wie der Bettler, der, weil er nichts hat, nur immer nach Brot geht und keinen höhern Zweck kennt als sich zu erhalten, wird jedes höhere, edlere Gefühl in seiner Brust erstickt. Der Beduine wird Räuber und Mörder aus Noth. Er verhält sich — sagt der Franzose Raffenel — zum Menschen wie der Tiger zur Katze. Er beginnt die blutigsten Streitigkeiten um eine Quelle in der Wüste.

In der That, die Wüste ermangelt nicht ganz der Quellen. Wenn auch in großen Zwischenräumen, finden sich doch in ihr einzelne grüne Inseln, Oasen genannt. Sie finden sich augenblicklich da, wo Quellen aus der Erde hervor sprudeln, mit Feigen und Citronen im südlichen Theile, mit Dattelpalmen, Weizen- und Kornfeldern im nördlichen besäet. Jede dieser Oasen bildet augenblicklich eine Station für die Karavanen. Nun versteht man erst leicht, wenn der französische General Lamoricière an den Kriegsminister nach Paris von Algier aus schrieb: „Senden Sie mir Bohrgeräthe und ich werde hier mehr mit der Sonde als mit dem Degen ausrichten.“ Man begreift dies leicht, wenn man dazu weiß, wie Algerien eine Menge unterirdischer Gewässer in seinem Boden verbirgt, die nur durch artesische Brunnen zu Tage treten und liebliche Oasen bilden.

Man begreift es aber noch mehr, wie sich die Herrschaft eines Volks über die Eingeborenen befestigen könne, wenn man endlich weiß, daß die Eingeborenen der Wüste oft 200 Meilen weit nach Südalgerien mit ihren Heerden wandern müssen, wenn zur Zeit der völligen Trockenheit in den Oasen auch hier Alles versengt ist und daß selbst die Antilopen in Hunderttausenden zur Auswanderung gezwungen sind. Die Noth zwingt den Menschen, herumzuschweifen, Nomade zu bleiben. Da wird nie eine ordentliche, feste Gemeinde entstehen, nie der Anfang zur höhern Ausbildung des innern Menschen gegeben werden, wo der Mensch nicht durch die Quellen, durch das Wasser von seiner niedern Lebensstufe gehoben wird.

Das wußten auch nach Gumprecht's Mittheilungen die Herrnhuter Missionäre, welche das Christenthum im Südafrika zu verbreiten gingen, sehr gut. Die Beweise lagen zu offen am Tage. So wird im Caplande eine Quelle alsbald die Stätte für einen Ansiedler. Die Colonisten europäischer Abkunft, welche in diesem Lande die Pflege der Quellen versäumten, sanken allmälig zu Nomaden herab. Jene Missionäre thaten das Gegentheil; sie pflegten die Quellen für Ackerbau, gewöhnten so ihre wilden Volksstämme an feste Wohnsitze, durch diese an ein geregeltes Leben und legten somit den Grund zu der Civilisation des Menschen, welche nur in festen Wohnsitzen ermöglicht wird, wie schon erwähnt wurde, als wir über die Wüste von Atacama sprachen. Unter vielen Beispielen rühmt man, wie der Bischof Halbek in Gnadenthal, der Hauptstation der Herrnhuter Missionäre im Caplande, jene Gegend nur dadurch zu einem Paradiese umschuf, daß er das Wasser auf jene Anhöhe hinauf künstlich zu schaffen wußte. Ebenso rühmt man dem Missionär Anderson nach, wie er den ehemals völlig wilden Stamm der Griquas und Beschuanen an der Nordseite des Gariep-Flusses, dem Nomadenleben durch die Benutzung der natürlichen Quellen des Landes entriß; wie er allmälig eine volkreiche, für Handel, Wandel und Civilisation höchst wichtige Stadt, die er Griquatown nannte, für Südafrika hervorrief; wie dieselbe ganz nach europäischem Geschmacke eingerichtet und sogar mit einer Schule versehen wurde, in welcher 800 Kinder regelmäßigen Schulunterricht empfangen. Das ist das rechte Christenthum, das den Menschen durch die Natur zur sittlichen Freiheit emporhebt! Je mehr Naturkenntniß, um so größer diese Freiheit. Wie könnte uns auch eine solche Naturbetrachtung, wie wir sie im Laufe dieser ganzen Unterhaltung gepflogen, anders hinführen als zur Religion, wo Alles, wo die Naturkenntniß selbst schon Religionsausübung ist, da wir überall, auch im Kleinsten Erlösung der Creatur und unsere eigene wieder finden?

Wir können aber unmöglich von den Quellen Abschied nehmen, ohne noch der Mineralquellen zu erwähnen. Ein neues wichtiges Leben beruht auf ihnen. Gedenken wir zuerst der Salzquellen. Auf sie ist die wichtige Salinenwirthschaft gegründet, durch welche Tausende Beschäftigung, die Staaten durch die Salzsteuer und den Salzhandel eine bedeutende Einnahme, der Mensch eine unerläßliche, dem Blute äußerst nützliche Würze erhalten. In den Gewerben schon ebenso vielfach wie in der Küche angewendet, verspricht das Salz nach den Versuchen der neuesten Zeit auch in der Landwirthschaft eine bedeutende Rolle zu spielen. Schon hat man den günstigen Einfluß des Salzes auf das Wohlsein des Viehstandes von allen Seiten bemerkt. Noch mehr: auch als Dünger verheißt das Salz die herrlichsten Erfolge. Schon im Jahre 1793 theilte der deutsche Reichsanzeiger Versuche von dem Engländer Cadwallader Ford mit, nach denen eine Düngung mit Salz einen Flachs hervorbrachte, welcher jenen auf Stalldünger gewachsenen an Kräftigkeit, an Masse, an Güte des Fadens und vollerem Samen so übertraf, daß sich die Salzdüngung um 10 mal höher verwerthete. Die Salinen bedingen als eigener Industriezweig eine eigene Kunst, eigene Wissenschaft. Es liegt auf der Hand, daß demnach die Salzquellen auch in geistiger Beziehung zur Civilisation des Menschen

beitragen, wie sie schon in leiblicher Beziehung segensreich für Pflanze und Thier wirkten.

Ein Gleiches gilt endlich von den warmen Quellen und Gesundbrunnen. Zu den erstern gehören z. B. die Quellen von Karlsbad, Teplitz, Warmbrunn in Schlesien, Aachen, der Geyser auf Island. Zu den letztern z. B. die Bitterwasserquellen von Saidschütz, die Schwefelquellen, die Quelle von Selters mit kohlensaurem Gase und Kochsalze geschwängert, die Eisenquelle von Pyrmont, die Brunnen von Kissingen. Tausende von Pilgern wandern wie Zugvögel alljährlich, oft aus entfernten Gegenden, zu diesen Quellen. Diese Wanderungen bedingen einen neuen Umtausch des Geldes, bringen sich die Menschen näher, tragen somit gleichfalls zum Fortschritte der Menschheit ebenso bei, wie sie die Wohlthäter des Kranken sind, der oft in ihnen seinen letzten Retter sucht. In Pyrmont waren schon im Jahre 1556 gegen 10,000 Gäste daselbst. Ja es ging so weit, daß man ein förmliches Verbot ergehen lassen mußte, dem Brunnen göttliche Ehre zu erweisen, wie es der dankbare Mensch that. Ein neuer Handel und Umtausch geschieht durch Versendung dieser Wässer, welche oft großartig genug ist. So versendete Pyrmont alljährlich 300,000 Flaschen, Eger 180,000, Selters gegen Anderthalbmillionen mit 80,000 Gulden reinem Gewinn. Dieser Handel bedingt wieder die Töpferkunst, und so greift unversehens ein Industriezweig in den andern ein, jeder einen neuen Aufschwung des Menschen bedingend. Eine andere wunderbare Art von Quellen sind die kalkhaltigen, wie z. B. die von Karlsbad, welche so viel Kalk enthält, daß sie in kurzer Zeit jeden Gegenstand, den man in sie hinein bringt, mit Kalk überzieht und den sogenannten Sprudel- oder Erbsenstein bildet. In Südamerika, zu Guancavelica, 30 Meilen von Lima, benutzt man eine solche Quelle, um ihr Wasser in Formen strömen zu lassen, in denen sie ihren Kalk in Backsteinformen absetzt, die man zu Häuserbauten benutzt. Unsere Tuffsteinbildungen gehören auch hierher. Es würde nicht schwer sein, diese Beispiele ins Unendliche auszuführen. Diese genügen indeß, um uns zu zeigen, wie gerechtfertigt die anmuthige That des alten Griechen war, der seine Quellen in goldwerthen Marmor faßte.

Anregungen.

Das jüngste Nordlicht.

Wie wenig beobachtet! In den meisten Ländern Europas gar nicht, als hätte die Welt keine Augen zum Beschauen des Schönen, Großartigen und Wunderbaren mehr. Die Aurora borealis neulich vom 11. November war einzig in ihrer Art. Sie ward in Schottland, in Dänemark und im südlichsten Deutschland — im württembergischen Donaukreise — gesehen, in Dänemark mit dem flüchtigsten und gleichgültigsten Blick, denn nur ein einziges dänisches Blatt meldete am 13. November: „Am Donnerstag Abend hatten wir hier ein sehr starkes Nordlicht". Eine süddeutsche Zeitung veröffentlichte die Erscheinung bei Gelegenheit und in Folge einer praktischen Erfahrung während des Telegraphirens irdischer Dinge, auf welche die überirdische Macht der Aurora störend und hemmend eingewirkt. Und auch nicht eher als am 13. November ward aus Stuttgart geschrieben, daß die Telegraphenstation Göppingen am 11. November Abends hierher gemeldet, man beobachtete dort ein Nordlicht und von der Zeit an sei Störung auf den Linien Stuttgart-Bruchsal und Stuttgart-Ulm eingetreten; bis 8½ Uhr habe noch mit Mühe mit Ulm und Bruchsal telegraphirt werden können, von jetzt an aber bis 9 Uhr sei die Einwirkung der atmosphärischen Elektricität so stark gewesen, daß vollständige Unterbrechung eingetreten. Doch — (gottlob!) — um 9 Uhr habe wieder mit allen Stationen telegraphirt werden können. Die Wissenschaft hat zufällig durch diese telegraphische Annonce einen interessanten Gewinn gehabt, aber die schöne Aurora selbst ist unbeachtet geblieben. Nur von Schottland aus wird sie in all' ihrer seltenen Pracht geschildert, obwol der Glanz der Aurora borealis herrlicher über den Wogen des Oceans strahlt als über Fest- und Binnenland. In Deutschland auf 48 Grad Breite hat es sich handgreiflich erwiesen, daß das Nordlicht vom 11. November ein ungewöhnliches war, und es ist nicht ungereimt anzunehmen, daß es mit dem

Erdbeben in England und Irland in Zusammenhang gestanden. Am 9. November war ein Erdbeben, am 10. November stiegen in Irland und in Mittelengland die Flüsse über ihre Ufer, am 11. November begannen sie mit entsetzlicher Gewalt und Verwüstung allenthalben die Thallande in fast unabsehbare Seen zu verwandeln. Am Abend desselben Tages, des 11. Novembers, als halb Mittelengland anfing in Wasser zu versinken, erschien, wie nie, das himmlische Phänomen, welches im Dundee Courier in folgender Weise geschildert wird: „Am Donnerstag Abend (11. Nov.), einige Minuten vor 7 Uhr, zog eine von der Aurora borealis beleuchtete breite und glänzende Strecke des östlichen Himmels die Aufmerksamkeit vieler Leute auf sich in Folge des ausgeströmten Lichts, welches dem des Viertelmondes fast gleich war. In einigen Minuten sah man einen dunkelrothen Strom inmitten vieler Farben, so schön als die des Regenbogens, und während er zum Zenith hinaufschoß, verwandelte sich ein breiter Gürtel des Himmelsgewölbes in Blutfarbe und das seltsame Phänomen dehnte sich in einem Bogen aus, der anscheinlich auf den Wolken ruhte, etwa 30° über dem östlichen und westlichen Horizont. Auf einmal zerbrach der Bogen im Zenith, doch in einem Augenblick stellte er sich wieder her und die Röthe ward heller und schimmernder, sodaß einige der Zuschauer ausriefen: Der Himmel wäre in Brand! In kaum 10 Minuten war die vorbedeutende Scharlachfarbe des Firmaments vergangen und nichts mehr zu sehen als nur die zitternd schwindenden Strahlen des Mondes."

Hamburg. Dr. H. J. Clement.

Die Poesie des Mittelalters.

Will man sich ein wahres Bild des Mittelalters entwerfen, so lese man des geistreichen und scharfsinnigen Prosper Merimée „Geschichte Don Pedro's des Grausamen" (Leipzig 1852). Der Schauplatz dieser romantischen Biographie eines Fürsten, der nicht einmal der Grausame, sondern eher der Richter oder Don Pedro der Eiserne genannt zu werden verdient, ist Spanien in seiner schönsten und ritterlichsten Blütezeit. Es ist Spanien mit seinen maurischen Palästen, gothischen Kirchen und Kapellen, mit seinen Begriffen von ritterlicher Ehre, seinen Sagen vom Cid Campeador, seinen Mandolinen, Fandangos und den romantischen Frauenschleiern, die man damals trug, wie jetzt. Schon erhoben sich an den felsenumgürteten Strömen Städte mit bürgerlichem Gemeingeist, schon durchfurchte auf kunstvolleren Schiffen, wetteifernd mit den Genuesen, die Gewässer des Mittelmeers spanische Handelslust und der sich regende Entdeckungseifer; schon trieben die Schulen Keime des Wissens und der Christ wetteiferte mit dem Juden, der Jude mit dem Mauren in der Kenntniß der Kräuter, der Gestirne und dem Studium des Aristoteles. Und dennoch welch eine Welt! Menschenalter hindurch reihte sich Schrecken an Schrecken. Die Pest des schwarzen Todes ist von ihnen noch der gelindeste und kann allen Zeiten angehören, alten und neuern; aber verheerender als die Pest sind die Flammen des Bürgerkriegs, unentrinnbarer ist das blutende Schwert der Könige, der großen Vasallen, Kriegsknechte und der Henker. Rache, Mord, Verwüstung! lautet das Feldgeschrei, das von den schneebedeckten Gipfeln der Pyrenäen herab in die brennende Ebene von Valencia, von der Meeresbrandung an den Gebirgsbuchten Biscayas, über die kahlen Sierren und die öden Hochebenen Estremaduras bis zur Abdachung an die Bai von Tarifa hinunter drei Jahrhunderte lang ertönt. Don Pedro von Castilien will diesen Zustand ändern und liegt in einem blutigen Kampfe mit seinen Brüdern und seinen Granden. Jede Burg ein kleines Königreich. Kein Herr und Gebieter und doch Alles Sklave, Sklave des Zufalls, des Waffenglücks, das bald für den Einen entscheidet, dem man eben die Thore verschloß, bald gegen den Andern, dem man sie eben aufthat. Kaum hat die Plünderung den Unglücklichen, die sich in den Erfolgen verrechneten, wenig mehr als das nackte Leben gelassen, so kommt der Schatzmeister des Königs und holt den noch versteckten letzten Rest der Habe; und wie oft müssen ganze Städte in Feuer aufgehen, müssen Bewohner auswandern, um in fremden Gegenden sich neue Hütten zu bauen! Der Fürst will die Vasallen demüthigen. Er ladet sie zu Tisch, sie speisen mit ihm; plötzlich erhebt sich einer seiner Kriegshauptleute, winkt und Bewaffnete treten ein, die die sorglosen Gäste mit den geschwungenen Streitkolben niederschlagen. Das Ergreifen einer Partei bei so viel Rache und Wuth der Vergeltung ist da nur noch blinde Ergebung in den blutigen Tod, der Jeden früher oder später unausweichbar ereilte.

Wir empfehlen dies vortreffliche Geschichtswerk zur Beherzigung auch jener Schule, die man neuerdings die Schule des Ver rongeur, des Bohr- oder Holzwurms genannt hat. Man wird sich entsinnen, daß die Anhänger dieser Schule (in Deutschland gehört zu ihr der in seinem Die-Dinge-auf-den-Kopf-stellen so renommirte Professor Leo in Halle) kürzlich die Entfernung der griechischen und römischen Classiker aus dem Unterricht verlangten und auch von dem Mittelalter behaupteten, es wäre die glücklichste Periode der Geschichte gewesen.

Gerstäcker, der Weltreisende.

Man sieht mit großer Spannung den Veröffentlichungen entgegen, die nun in ganzer Vollständigkeit die Berichte über die abenteuerlichen Fahrten eines Reisenden bringen werden, der mit ebenso viel Gründlichkeit wie Humor und poetischem Geschmack zu reisen versteht. Wäre Gerstäcker ein Engländer gewesen und nach so langen, durch die gelesensten Blätter aller Welt bekanntgewordenen Irrfahrten in seine Heimat zurückgekehrt, es hätten ihn aller Orten Gerstäcker-Banketts empfangen, überall hätte man ihm einen ersichtlichen Dank für seine lebensvollen und nicht ohne Mühseligkeit erworbenen Mittheilungen gebracht. In Deutschland aber begrüßt man einen solchen Weltwanderer erst, wenn er bei jedem Einzelnen seine Visitenkarte abgegeben hat.

Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß wir unsern Lesern binnen Kurzem einen Besuch in Honolulu und bei Sr. Majestät Kamehameha III., der über einen Ländercomplex herrscht so groß wie die Hälfte Deutschlands, mittheilen werden, der neuern Datums und vollständiger und unterhaltender als der Gerstäcker'sche Bericht ist.

Berthold Auerbach's neueste Dorfgeschichten.

Nach mancherlei, nicht ganz vom gewohnten Erfolge begleitet gewesenen Ausflügen theils auf das Gebiet des Dramas, theils auf das Gebiet des Entwickelungsromans kehrt B. Auerbach jetzt auf diejenige Form poetischer Darstellung zurück, in der er Meister ist.

Im soeben erschienenen dritten Bande seiner „Dorfgeschichten" findet man zwei neue Erzählungen, von denen die erste: „Diethelm von Buchenberg", ein hohes und durchweg spannendes Interesse einflößt. Es ist die Geschichte eines Brandstifters, der sich unter eigenthümlichen Umständen bei einem öffentlichen Schwurgerichte als Verbrecher selbst eingesteht, obgleich er dem Gerichte nur als Geschworener beiwohnt. Der ganze schauerliche Reiz eines Criminalfalls verbindet sich in dieser Erzählung mit einer bis in die kleinsten Einzelheiten gehenden bewundrungswürdigen Analyse. Die Verlegenheiten, aus denen der Gedanke der Brandstiftung bei einem für reich geltenden, doch nur prahlerischen und verschwenderischen Bauern hervorgeht, sind ebenso lebenstreu dargestellt wie die dem dämonischen Gedanken folgenden Momente der Vorbereitung zur That, ihrer Ausführung selbst und ihrer Folgen. Nirgends wird auch nur eine Spanne Zeit in der aufgerollten Chronik übersprungen, überall Factum, treu aus dem Studium nicht etwa blos der Verbrecherannalen, sondern der Geheimnisse der menschlichen Seele entnommen. Nirgends Abstraction, überall fester Grund und Boden bis zur Eröffnung des Zuchthauses. Man könnte einwenden, daß dieser große Aufwand poetischer und psychologischer Analyse zuletzt an einen unwürdigen Gegenstand verschwendet ist; man könnte ferner die Frage aufwerfen, ob nicht nach dem scheußlichen Morde, den Diethelm an dem Schäfer Medard begeht, sein Anrecht an eine zu liebevolle und jedenfalls mit unverdienten poetischen Lichtern ausstattende Darstellung verwirkt war; indessen verschwinden solche und ähnliche Bedenken, die ohnehin nur bei einer Erörterung über das Endergebniß der ganzen Erzählung in Frage kommen könnten, gegen das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst der trefflichsten Detailmalerei und eines bis in die kleinsten Dinge gehenden treufleißigen Ausführens seiner Motive, wie diese Vorzüge auch nur bei einer solchen innern Befriedigung durch seine Gegenstände, wie sie bei B. Auerbach immer anzutreffen ist, möglich werden.

Von der zweiten Erzählung: „Brosi und Moni", müssen wir leider eingestehen, nicht in gleichem Maße befriedigt zu sein. Sie enthält nicht minder eine Fülle der trefflichsten Charakterzüge aus dem ländlichen Idyllleben, bewegt sich gleichfalls zwischen einigen, dem Leben entnommenen Figuren mit einer fast lichtbildnerischen Wahrheit, die uns immer auf factischem Boden erhält; indessen scheinen uns diesmal die Figuren zu niedrig gegriffen. Die Beschränktheit derselben erzeugt auf die Länge das Gefühl einer unendlichen Leere. Für solche Fälle, wo die Dorfgeschichte absolut Unzurechnungsfähiges schildert, hat Jeremias Gotthelf das vortreffliche Auskunftsmittel, trotz seines völligen Heimischseins im Leben dieser Menschen, doch über ihnen zu stehen entweder als Strafredner oder als Ironiker. Wir sind sowol gegen Didaktik wie gegen Ironie, wo es sich um Stoffe handelt, die der Poesie Stand halten sollen; aber unerläßlich wird irgend eine Form von beiden da, wo die Seele vor der drückenden Schwere der geschilderten Kleinwelt kaum aufathmen kann. Hätte der Verfasser das Leben Severin's entwickelt und dazu die beschränkten Aeltern als Hintergrund benutzt, so hätte das ohne Zweifel jene bei Auerbach immer vorhandene Erhebung und Kräftigung des Geistes gegeben, die wir bei „Brosi und Moni" entbehren, so sehr sich auch der Dichter in sein Haldenbrunner Philemon und Baucis-Paar gemüthlich und innig vertieft hat.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 11.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Curstauben.

Novelle in drei Capiteln vom Herausgeber.

Zweites Capitel.

Michael Herz.

(Fortsetzung und Schluß.)

Michael Herz hatte sich gesagt: Es muß in Leontinens Seele etwas einziehen, das Kraft genug besitzt, die bösen Geister der Eitelkeit, des geistigen Hochmuths und der Gefühlsschwelgerei zu bannen. Vernunft ist ein schönes Wort, aber man kann sie unmittelbar Niemanden einreden. Zank und Lärm ist verdrießlich; die Nachbarn hätten den meisten Vortheil davon. Eine Vorspiegelung, daß wir uns einzuschränken hätten, könnte meinem Credit schaden. Ueberhaupt wird Alles vergebens sein, was nach der Nothwendigkeit aussieht, Leontine sollte in sich eine Tugend ausbilden. Tugenden sind meist nur die Resultate glücklich zusammentreffender Umstände. Das Beste ist, was als gut schon angeboren wurde. Wo das Angeborene nicht gut ist, da muß man sich eingestehen: Auf die Tugend hin erziehen kann man nicht. Man muß nur den Unarten begegnen oder den Unarten eine bessere Wendung geben. Und wie begegnet man den Unarten? So, wie man Krankheiten bekämpft. Die Arzneikunde gibt Aufschlüsse darüber. Um den Verheerungen ansteckender Krankheiten zu begegnen, impft man die Neigung dazu ein. Man gibt Gift, um Gift auszutreiben. Das Gift würde einen gesunden Zustand zerstören, aber einen kranken heilt es. Das Gift und die Krankheit kommen in Conflict und über den Kampf beider Gegensätze gewinnt die Heilkraft der Natur hinlänglich Oberhand, um sich zwischen beide Mächte zu werfen und ihrem Streite durch die wiedererwachte Gesundheit ein Ende zu machen.

Darauf hin impfte Michael Herz seiner Gattin etwas nicht besonders Schlimmes, aber auch nicht besonders Gutes ein — — nämlich den Geiz.

Michael hatte zwar bemerkt, daß in seiner Frau auch nicht das mindeste Talent der Wirthschaftlichkeit lag. Man hatte ihr den Bestand eines Hauswesens so bequem wie möglich

eingerichtet. Es war ihr eine Maschine übergeben worden, die, einmal angestoßen und durch das aufgeschüttete Wochengeld in Bewegung gesetzt, seit geraumer Zeit schon von selbst ging. Dennoch war ihm an Leontinen auffallend, daß er einen gewissen Charakterzug nicht gerade des Neides oder der Misgunst, aber doch etwas Dem Aehnliches entdeckte. Richtiger ausgedrückt war diese Eigenschaft vielleicht eine angeborene — Gerechtigkeitsliebe. Sie hatte Sinn für das Billige, Richtige, für das Maß. Ihr Schönheitssinn brachte diese Anlage mit sich. Schon bei den Aeltern polterte sie oft ins Wirthschaftliche hinein und später, wenn es bei ihnen Gesellschaft gegeben hatte, fiel Michael auf, daß Leontine die Speisen, die man abtrug, listig überwachte, von bessern Gerichten nur ganz geringe Antheile an die Dienstboten gab. Ihm selbst, der einen angeborenen großmüthigen Sinn hatte, waren diese kleinen Charakterzüge bei erster Beobachtung ärgerlich gewesen. Er schalt darüber oder verlachte Leontinen; bei ernsterer Ueberlegung aber entdeckte er, daß diesem Fehler scheinbarer Misgunst doch ein guter Trieb zum Grunde lag, der in Leontinens Erziehung nur nicht war ausgebildet worden. Das junge Mädchen hatte Notentakte, nicht Geld zählen gelernt, und doch hatte sie einen hohen Begriff vom Gelde. Kam sie in die Lage, schon als Kind, einmal einen Gegenstand nach seinem Werthe anzuschlagen, so taxirte sie ihn sicher immer geringer, als er werth war und erschrak über die hohe Summe, wenn man die rechte nannte. Ihren Brüdern hielt sie fortwährend ihre Verschwendungen vor. Sie mußte von deren Zorne viel leiden, wenn sie sich in die Streitigkeiten mischte, die oft genug mit ihnen über den Bedarf an Geldmitteln ausbrachen.

Michael Herz begann nun sein System. Die junge, nach ihrem ersten Kinde sich zur Schönheitsfülle erst recht entfaltende Frau gab Gesellschaften und liebte sie. Sie scherzte und lachte dabei. Man hatte einen Kreis von bekannten Namen um sich versammelt, man lud Jeden, von dem man nur einmal eine Auszeichnung empfangen, zwei mal wieder ein. Leontine war die Frau von Geist, Poesie, Gemüth, Seele, die große Pianoschlägerin, die verschämte Dichterin, während Michael Herz nur die Honneurs der Aeußerlichkeiten machte. Sie war so in einen Strudel gerathen, daß nur die Anmeldung fehlte: Herr Dr. Moritz Sancho wünscht seine Aufwartung zu machen! sie wäre aufgesprungen, in ein Cabinet geeilt, hätte bald ihr klopfendes Herz mit der Linken gehalten, bald mit der Rechten an ihrer Haube die langen rothseidenen Bänder geordnet. Im Theater, in Concerten hatte Sancho auch oft sie mit Augen wieder beobachtet, welche die volle Glut seiner alten Liebe aussprachen. Er grüßte nicht — denn einem tiefen Grolle seines Gemüths, der verflogen war, mußte er doch wenigstens den äußern Anschein nicht entziehen; aber die kleine unscheinbare Gestalt Michael Herzen's mit der kahlen Glatze und der nachlässigen Haltung neben der reizenden jungen Frau hätte ihn an sich nicht gehindert, seine Gefühle deutlicher zu erkennen zu geben. Es war nur ein inneres Zagen, die Scheu vor Leontinens Glanz und Reichthum, die ihn von dem wieder mächtig auftauchenden Ideale seiner Träume entfernt hielt. Und in dieser Zeit begannen Michael Herzen's seelenkünstlerische Experimente. Sie gelangen ihm mit überraschendem Erfolge. Sonst hatte er Fülle und Reichlichkeit befördert, hatte geschmollt, wenn die Reste eines Balls oder Diners zu rasch verschlossen oder kleinlich und ängstlich gehütet wurden; jetzt fing er an, unscheinbar seine Gattin darin gewähren zu lassen. Damit nicht genug, brachte er eine ökonomische Frage nach der andern aufs Tapet. Auf die harmloseste Art warf er kleine Alternativen von Mehr- oder Minderausgaben hin, ließ Aussichten über Gewinn oder Verlust fallen und schilderte wie zufällig die Vortheile, die sich ihm im Geschäft wie von ungefähr gemacht hätten. Es erschreckte ihn fast, wie diese geheime in Leontinens Seele gelegte Mine nun Fortschritte machte. Sie zündete immer weiter, Explosion der in ihr aufgehäuften geheimen Stoffe folgte auf Explosion. Zum Glück war Michael Herz selbst

so von aller Kleinlichkeit entfernt, daß er mit der Zeit der immer mehr sich steigernden Entwickelung zum Geize seiner Gattin steuern mußte. Er sagte sich: Ich wollte das Uebermaß der Sentimentalität aus dem Herzen saugen, ganz austrocknen wollt' ich es nicht! Er hütete sich, wie das in tausend Fällen geschieht, mit seinem Weibe in einem gleichen Triebe der Mißgunst und des Geizes zusammenzuschrumpfen. Wer hätte nicht schon mit Bedauern jene jungen Eheleute bemerkt, die eben noch lieblich und poetisch waren und plötzlich nach wenig Jahren etwas Pedantisches, Gemessenes, Peinliches, Lauerndes bekamen? Herz begnügte sich mit der überraschenden Vertraulichkeit, die sich plötzlich wenigstens in einem Punkte zwischen ihm und seiner Gattin herstellte. Leontine hatte nun ewig kleine Pläne, immer im Geheimen etwas zu betuscheln, bald gegen diese, bald gegen jene Tradition der Küche oder der Wäsche oder des übrigen Hausverbrauchs etwas anzulegen. Für diese Pläne bedurfte sie dann der Anlehnung, eines Mitverschworenen, eines geheimen Verbündeten. Es geschah mit klügstem Takte, daß Michael den Reiz des Geheimnisses, der ihn plötzlich mit seiner Gattin verband, nicht misbrauchte.

Indessen trat hier eine Gefahr ein. Die Grazien konnten verloren gehen — —

In die gewaltige Gährung, in die Leontine durch die Seelenkünste ihres Mannes versetzt war, fiel die Geburt ihres zweiten Kindes. Es war dies ein Mädchen. Die Aeltern waren glücklich über das Pärchen. Es ging Alles nach Wunsch. Michael klagte schon nicht mehr. Leontine hatte sich plötzlich auffallend verändert, ohne daß es die Aeltern recht begreifen konnten. Ob Leontine — es selbst begriff? ... Sechs Wochen nach Ankunft der kleinen Rahel fuhr die Mutter aus. ... Es war ein wundervoller Frühlingstag. Der Wagen zog langsam. Die Promenaden um die Stadt blühten und grünten. Leontine sog die balsamische Luft mit Entzücken und nicht ohne Wehmuth ein. Es war seit einem Jahre nun so Vieles unklar in ihrem Innersten, so Vieles plötzlich unvermittelt eingedrungen, so Vieles, was ihr Freude — und Schmerz bereitete. Ihre Stimmung war die einer Genesenden. Sie wurde durch Alles, was sie wiedersah, gerührt. Und wenn sie die beiden holden Kinder sich vergegenwärtigte, die ihr, eigentlich ohne besondere Sehnsucht danach, wie kleine Engel zugeflogen gekommen waren, wenn sie zurückblickte auf Das, was früher die Goldländer ihrer Sehnsucht gewesen und sie sich doch nicht sagen konnte, daß die Gegenwart sie ganz unbefriedigt ließ, so konnte sie sich nicht wundern, daß ihr Thränen in die Augen traten. Die Gegenwart klammerte sich ihr so fest, so krampfhaft an, und war diese Gegenwart denn ganz würdig? Sie prüfte, sie forschte und sich auffassend aus dieser weichen Stimmung erblickte sie plötzlich hinter Hollundersträuchen aus einem entlegenern Wege hervortretend Jemanden, der sie grüßte. Es war der Sohn jenes armen Bücherhändlers. Der erste Gruß von Moritz Sancho nach drei Jahren! Gerade heute! Gerade in dieser Stimmung! Sie erwiderte erblassend; sie befahl, rascher zu fahren. Sie gerieth in eine Bewegung, die sie zwang, sich das Herz zu halten. Sie war in einer Stimmung der Verzweiflung wie damals, als sie in Pyrmont ihren Gemahl zum ersten male sah und erfuhr, daß ihr die Aeltern diese Zukunft so ohne Weiteres erwählt hatten; sie hatte ein Gefühl, als müßte sie, um die wahre Freiheit zu gewinnen, sogar aus sich selbst heraus und doch waren es nicht Todesgedanken, die sie durchrieselten, sondern die mächtigsten Lebenstriebe pulsten und trieben das Blut in Frühlingswallungen durch ihre Adern. Den ganzen Tag war sie besinnungslos. ... Am folgenden Tage meldete man wirklich Herrn Dr. Moritz Sancho. Sie besann sich einen Augenblick, ob sie ihn annehmen sollte. ... Sie nahm ihn an wie einen längsterssehnten, Hülfe bringenden Freund.

Drittes Capitel.

Poesie und Leben.

Was Moritz Sancho ermuthigt hatte, sich nun endlich doch in einem Hause wieder vorzustellen, wo ihn nur die peinlichsten Erinnerungen hätten begrüßen sollen, Das auszuführen würde mehre Capitel zur praktischen Seelenkunde kosten. Er selbst, als er eingetreten, sich verbeugt und Platz genommen hatte, sprach von einer in der Nähe gelegenen Wohnung eines Freundes, von wo aus er die freie Uebersicht aller Spaziergänge gehabt hätte, die Madame Herz in ihrem kleinen Garten machte. Schon im vorigen Jahre wär' er fast mit allen Vorgängen des Hauses bekannt gewesen. Er hätte den kleinen Oskar austragen sehen, hätte die Besuche mustern können, als die kleine Rahel gekommen, hätte von seines Freundes Wohnung aus immer rathen und träumen können, welches wol die warme innere lebendige Seele dieser kalten Steine, die Herrn Herzen's Haus bildeten, gewesen wäre — Michael Herz bewohnte vor dem Thore ein Landhaus — kurz er hätte, seitdem er des abgereisten Freundes Wohnung selbst übernommen, sich nicht als Nachbar wissen können, ohne dem Drange Folge zu geben, sich wieder bei dieser hochgeehrten Familie ins Gedächtniß zurückzurufen.

Diese Erklärung war besonnen und zustatten kam ihm auch ohne die Krisis in Leontinen jene bekannte Thatsache, daß eine junge Frau zwar in den ersten Jahren ihrer Ehe ihre Vergangenheit für zu geringfügig hält, um sich mit ihr noch besonders viel zu befassen; sind aber erst zwei Jahre vergangen, kommt mit zwei Kindern mehr oder weniger der Druck der Pflichten und löst zuweilen die Freuden selbst des glücklichsten Besitzes mit Sorgen ab, so drängt sich auch durch die leis geöffnete Pforte der Reflexion die Vergangenheit wieder in das sich selbst schon unklar gewordene Herz und zu gern hat es eine junge Frau dann, Gespielen, alte Freundinnen, alte Plätze der Träumerei und des unschuldigen Spiels oder, wie sie es vielleicht jetzt schon nennt, des Glücks zu begrüßen. Leontine mußte sich eingestehen, daß ihr Sancho's Besuch in mancher Beziehung wohlthat. An seinem Zartgefühle hatte sie nie Ursache gehabt zu zweifeln und eine schwere Schuld lag ihm gegenüber doch auf ihrem Herzen! Sie hatte ihm nie Hoffnungen ihres Besitzes gegeben, aber angenommen hatte sie seine Huldigungen; sie hatte Alles, was sie auf Erden schön und poetisch fand, mit dem Namen dieses Freundes in Verbindung gesetzt. Und nun vollends war sie von ihrem innern Doppelleben beunruhigt. Die alte verklärte Welt- und Lebensauffassung drohte sie zu verlassen. Es waren Geister in ihr Herz gezogen, die ihr unrein dünkten. Sie war niedergehalten, zur Erde nieder und so tief, daß sie zuweilen vor sich selbst erschrak, wenn sie die Aufwallungen bemerkte, deren ihr Innerstes um Kleinstes fähig war. Sich um eine Frage der Wirthschaft zu erzürnen, zanken, auf einer Hetzjagd die Umgebungen ihrer Existenz verfolgen, mit allen Gedanken spioniren, das erschien ihr oft so unwürdig, so klein, so beklagenswerth, daß sie wol begreifen konnte, wie sie oft eine Stunde lang am Klavier gesessen und gespielt und nicht eine einzige Note gehört hatte. Wenn sie etwas las, war sie zerstreut gewesen und wußte nicht, was sie las. Mitten in den Schilderungen, die ihr ein Dichter von dem Zauber schöner Gegenden oder den Weiheaugenblicken der Gefühlswelt entworfen, kam ihr die Sorge und Angst um einige kleine speculirende Spiele, in die sie sich auf Michael's scherzende Auffoderung eingelassen. Sie nahm seit einem halben Jahre an den Schwankungen der Börse Theil. Kleine Gewinne, die ihr der Seelenkünstler in Aussicht gestellt hatte und für deren Anwendung sie allerlei praktischen Rath wußte, nahmen sie mit fieberhafter Ungeduld in Anspruch. Sie fühlte, daß ihr in dieser neuen Wendung ihres Gemüths etwas Altes verloren ging und so konnte sie dem Drange nicht widerstehen, Moritz Sancho wieder in ihrer Nähe zu wissen, ihn

sogar öfter zu sehen, als er selbst gewagt haben würde, aus eigenem Antriebe zu kommen.

Und welch ein räthselhaftes Ding ein Frauenherz ist, wußte Niemand besser als Michael Herz. Er hatte die Wiederannäherung Sancho's fast vorausgesehen und im Scherze, wenn von den frühern Verehrern seiner Gemahlin gesprochen wurde, die Rückkehr des Doctors für nahebevorstehend prophezeit. Dennoch erschrak er, als er den Besuch mitgetheilt erhielt. Er stellte sich die weiche Stimmung Leontinens nach dem Kindbett vor, die Erschöpfung ihres Gemüths, den Zwiespalt, in dem sie schon längst tiefinnerlich begriffen war. Gelang es dem Doctor, ihr wieder eine Verachtung der materiellen Bedingungen des Lebens beizubringen und zu spotten über die Pflichten eines Hauswesens, über Geld und Gut, so war mit der Erneuerung dieser Bekanntschaft Gefahr verbunden. Dennoch, trotz der aufwallenden Eifersucht, wagte Michael Herz nicht, die Besuche des Doctors zu verbieten. Er nahm die Nachricht scheinbar gleichgültig und zerstreut auf, ja trug sogar Sorge für eine förmliche Einladung. Es blieb ihm später nicht im mindesten verborgen, daß Sancho viel öfter, als schicklich war, kam, und Morgen- und Nachmittagsbesuche bei Leontinen abstattete. Er wußte, daß Beide in solchen Augenblicken wol über Alles zurückhaltend und ehrerbietig sprachen, immer in einer gemessenen Entfernung, mit Anerkennung der gegenseitigen Rücksichten, sich hielten, aber die Gefahr für eine weiland Schwärmerin, die jetzt schon etwas heuchelte, blieb doch; Heuchelei war es wenigstens, daß Leontine wieder die alte Begeisterung für Mondnächte und Comerseefahrten affectirte, Heuchelei, daß sie von Interesse für Dinge sprach, die sie im Drange ihrer schon lange nur reinpraktischen Gedanken nicht mehr verfolgte. Dies Stadium einer jungen Frauenentwickelung ist gefahrvoll. Man hängt Empfindungen heraus, die man nicht besitzt. Man will nicht gering erscheinen, man will den Duft der Bedeutsamkeit nicht verlieren, man wird deshalb tiefinnerlich kalt und äußerlich kokett. Man lügt eine Scene der Empfindsamkeit und ist sie vorüber, rächt man sich an seiner Umgebung, wird rücksichtslos, wirrt Alles durcheinander und gibt den Grazien den Abschied. Michael Herz traf Leontinen, nachdem eben der Doctor sich entfernt hatte, schon oft in vollem Lachen, in vollem Spotte über Sancho. Sie that vor ihrem Gemahle, als wenn sie den Schwärmer aufzöge und die wiedererwachte Huldigung des Dichters wie eine Narrheit ansähe, aber Michael Herz pflegte über solche Geständnisse zu lächeln, pflegte von der Wirthschaft, vom Gelde, von den Staatspapieren und der Politik zu sprechen, innerlich wußte er, was er denken mußte. Er hatte in frühern Jahren zu eifrig seinen Balzac gelesen, um sich mit der Außenseite, welche die Frauen zeigen, zu begnügen. Die Form von Vertraulichkeit, die er jetzt mit Leontinen nur in materiellen Interessen, in Fragen des Geldes, des Ehrgeizes, der Gesellschaftsbeziehungen gewonnen hatte, genügte ihm noch weniger. Eine auf Moquerie und Lüge gebaute Vertraulichkeit ist nie wohlthuend. Er sah zu deutlich, daß ebenso wie Leontine in seiner Gegenwart die Witzige und Vernünftige spielte, sie so in des Doctors Gegenwart die Sentimentale und Poetische spielte. Was sollte er thun? Sollte er sich nicht entschließen, sein wahres Gefühl auszusprechen? Den Eifersüchtigen entschieden verrathen? Einstweilen zog er vor, Moritz Sancho liebenswürdig zu finden, sich ihm anzuschließen, nach seinen Plänen, Absichten zu fragen, ihm seine Hülfe und Förderung anzubieten. Er fühlte die ganze Lächerlichkeit dieser Handlungsweise. Er fühlte sie, wie alle besonnenen Männer in einem solchen Falle, wenn sie mit der einen Hand einem eingebildeten und verblendeten Manne, der sich unterfängt, den Frieden eines Hauses untergraben zu wollen, die Rechte schütteln, mit der andern einen Dolch im Busen verbergen. Er lachte mit Moritz Sancho wie mit seinem besten Freunde, er rauchte Cigarren mit ihm, machte Spaziergänge; aber ein Friede war das wie über einem Pulverfasse.

Moritz Sancho aber handelte wie fast alle jungen Männer, die unter dem Einflusse ihrer Vortheile stehen. Es war eine stadtkundige Thatsache, daß Michael Herz nur durch sein Geld und seinen Namen die schöne Leontine Simonis gewonnen haben konnte. Allen Denen, die nach Sancho's Auffassung die Welt beurtheilten — er fand deren nicht viel — war Michael Herz völlig unwürdig, diese reizende junge Frau zu besitzen. Der nähere Umgang mußte ihm allerdings zeigen, daß dieser kleine Mann Vorzüge des Geistes besaß, die sein anspruchloses Aeußere vergessen ließen; allein schwach ist die Einsprache der Gerechtigkeit, wo Leidenschaft waltet. Sancho lebte nur wieder für die schöne junge Frau, der er sein ganzes Dichten und Trachten widmete. Er hatte noch nie gewagt, an die alte Vergangenheit zu erinnern, er hatte sich niemals auch nur die geringste Vertraulichkeit erlaubt; da sich immer Gegenstände der Unterhaltung fanden, die eine neutrale Discussion erlaubten, so gährte und braute es vorläufig nur in ihm, den Versuch zu wagen, wieder Saiten der Vergangenheit zu berühren und zu hören, wie sie anklingen würden. Endlich nach zwei Monaten der erneuerten Bekanntschaft wagte er, das Eis zu brechen. Er wagte es in der Form eines Gedichts. ...

Von seiner Wohnung aus hatte Sancho beobachtet, daß Leontine täglich einen kleinen an ihrer Villa angebrachten Thurm bestieg, in welchem sie eine Anzahl von Tauben hielt. Diese Taubenzucht war ihm das Symbol einer dauernd in Leontinens Seele verbliebenen Poesie. Wenn sie Mittags auf der Galerie des kleinen Thurms erschien, die Täubchen rief, herzte, an sich zog, sie aus ihrem Munde mit dem Schnäbelchen Erbsen oder andere kleine Körner picken ließ, verwandelte sich ihm die seit ihrer Ehe in doppeltem Reize strahlende junge Frau in ein feenhaftes Zauberbild, das nach Erlösung schmachtete. Hundert mal schon hatte ihr Sancho gesagt, daß ihre Erscheinung auf dem Taubenhause ihm geradezu den Eindruck eines Märchens, eines Bildes aus der Fabelwelt mache. Leontine war darüber jedes mal erröthet und hatte gesucht, diesen Gegenstand abzubrechen und auf Anderes überzugehen. Dennoch knüpfte Sancho den Versuch, endlich einmal wieder das Herz der jungen Frau zu befragen, an ihre Erscheinung unter den Tauben an und entwarf ein Gedicht, das er bemüht war, ihr auf irgend eine verschwiegene und sichere Art in die Hand zu spielen.

Sancho war an einem Sonntage bei Michael Herz zu Tische geladen. Vor seinem Eintreten fand er Zeit, der ihn empfangenden Leontine sein gewagtes Gedicht zu übergeben, mit der Bitte, es zu lesen, es zu beurtheilen. Sie zögerte einen Augenblick, doch nahm sie es. In diesem Augenblicke öffnete Michael Herz die Thür, um Sancho zu sich zu rufen, dem er eine Neuigkeit aus den pariser Blättern mittheilen wollte. Herz sah nicht die Uebergabe des Gedichts. Leontine fand nun Zeit, es zu lesen. Kaum hatte sie, in ein Nebenzimmer schlüpfend, die Lectüre beendigt, kaum in aller Eile das Blatt wieder zu sich gesteckt, als Herz mit Sancho wiederkam. Herz, scheinbar ganz besonders gut angeregt, Sancho mit sichtlicher Befangenheit, aber voll banger Hoffnung.

Was hast du, liebes Kind? fragte Herz, die Unruhe und Verlegenheit seiner Frau bemerkend.

Statt eine Antwort zu geben, eilte Leontine mit ihren rauschenden seidenen Gewändern aus dem Zimmer.

Sancho erschrak. Himmel! dachte er. Was hast du gethan! Das wird eine Scene geben.

Sie wird noch eine Anordnung für den Tisch treffen, sagte Herz und freute sich des Diners, das er wie immer schon am Abend vorher mit seiner Frau besprochen hatte; denn sein Satz war der, daß es bei ökonomischen Frauen besser wäre, immer schon vorher zu wissen, was man bekomme, man könnte sonst zuweilen auch zu sehr enttäuscht werden.

Nach wenig Augenblicken kam Leontine zurück, jetzt ganz heiter, lachend, in angenehmster Laune und beinahe freudestrahlend.

Sancho schwamm in Entzücken. Wie war er so angeregt, wie ging er heute so sich unterordnend auf die Scherze Michael Herzen's ein, wie stieß er mit so absichtlicher Freundschaft für Den, wie er ihn unter Dichtern und Dichtergenossen nannte, häßlichen Geldsack an, wenn ihm dieser das Glas entgegenhielt. ...

Leontine schwieg, legte vor, war von Zeit zu Zeit nachdenklich, aber mit einer gewissen innern Befriedigung. Ob in Folge der Freude über Sancho's Gedicht, ob in Folge einer noch in der Küche getroffenen Anordnung, ließ sich nicht sagen. Sancho hoffte das Beste.

Michael Herz sprach von der Politik, von den Staatseffecten, heute sogar von der Lyrik, von den Musenalmanachen, von der Emancipation und den künftigen Anstellungen, die sich endlich auch den jungen Musensöhnen jüdischen Glaubens eröffnen würden. Er zog Béranger und Robert Burns dem Meisten vor, was man so auf dem deutschen Parnaß seit Jahren hätte zu hören bekommen, und ließ sich, wenn ihn Sancho dafür einen herzlosen Yankee nannte, diese Bezeichnung gefallen. Er würzte das Gespräch mit allerhand Drôlerieen, die ihm eigen waren und seine kleine Figur schon oft an einer großen Tafel zur Hauptperson gemacht hatten. Dabei schenkte er dem „Freunde" fleißiger ein, als es Leontine liebte. Sie hatte die Sitte des Nöthigens immer kleinstädtisch gefunden, die des Zutrinkens vollends matrosenhaft und englisch. An Sparen konnte die reiche junge Frau dabei nicht denken; vielleicht hatte Michael Herz Recht, wenn er sich im Stillen sagte: Es ist das jene Engherzigkeit der Frauen, die auf einem Sinne für das Maßvolle beruht und die beste Garantie ihrer Tugend ist.

Die Suppe, das Rostbeef waren vorüber. Man kam an die Gemüse. Es gab junge Erbsen. Michael Herz, der den Küchenzettel vollständig vorauskannte, freute sich der schönen Ordnung. Es ging Alles am Schnürchen und doch wurden die Fäden, die das Alles vom Tische zur Küche, von der Küche zum Tische lenkten, niemals sichtbar.

Jetzt aber, beinahe wie um ihn zu zerstreuen, richtete Leontine an Herz einige lebhafte Fragen. Herz antwortete nicht sogleich, denn es fesselte ihn etwas, ein Fehler im Serviren, eine auffallende Lücke des Gemüseganges. Man hatte zwei Gemüse und nur eine Beilage. Es fehlten junge Tauben, die zu den grünen Erbsen hätten gegeben werden sollen. Hätte er ahnen können, daß gerade diese jungen Tauben draußen in der Küche eben von Leontinen waren abbestellt worden!

Mit dem ihm eigenen Humor sagte Michael Herz:

Bester Doctor! Sie müssen heute mit Pasteten vorlieb nehmen, die ein wenig trocken sind! Liebe Leontine, warum haben wir zu den jungen Erbsen nicht Tauben, die man bei uns so vortrefflich zuzubereiten versteht?

Sancho, dessen Seele immer zwischen Poesie und Tauben und Tauben und Poesie und Poesie und Leontinen hin und her schwärmte, biß sich bei Erwähnung der Tauben auf die Lippen und Leontine gerieth in sichtliche Verlegenheit —

Tauben? sagte sie fast tonlos und mit einem blinzelnden Auge, dessen Aufforderung zum Schweigen Herz entweder übersah oder nicht verstand. ... Er wandte sich zu dem aufwartenden Diener und erinnerte an die Tauben — Tauben! welche Tauben? fragte Leontine.

Unsere binnen acht Tagen mit Eröffnung des elektrischen Telegraphen ausgedienten lieben Curstauben, sagte Herz und wandte sich nochmals an die Bedienung: Habt ihr die Tauben vergessen?

Die Bedienung schwieg und sah nieder.

Brav Leontine, sagte Herz in aller Unbefangenheit, brav, jetzt versteh' ich! brav, daß du mir den Schmerz ersparst. Was sagen Sie, Doctor? Sie wissen doch, daß ich mir seit einem Jahre Curstauben hielt?

Curstauben? fragte Sancho mit einem bedeutsamen Blicke auf Leontinen, die auf den Teller niedersah und keines Worts fähig war.

Haben Sie nie meine Frau gesehen, fuhr Herz fort, wenn sie Mittags um zwölf Uhr auf unsern kleinen Thurm stieg und die Curse abwartete, die mir meine Tauben von Brüssel brachten? Von Paris nach Brüssel signalisirt sie der Telegraph, von dort bis hierher ist jetzt erst endlich der elektrische Draht fertig geworden. Jeden Mittag hatt' ich meine Curse durch eine Taubenpost, die ein Relais am Rhein, ein zweites an der Weser und ein drittes an der Elbe hatten. Kamen die Curse Mittags auf unserm Thürmchen an, so empfing sie meine gute Leontine, schrieb sie rasch auf und schickte sie mir aufs Comptoir, wo sie gerade noch zur rechten Zeit ankamen, um damit auf der Börse sicherer zu operiren.

So! So! sagte Sancho in einem Tone, der einem aus allen Himmeln Gefallenen, Enttäuschten oder eher noch Demjenigen gleichkam, der sich bewußt war, eine große Albernheit begangen zu haben. Die poetischen Illusionen, die er sich von Leontinens kindlichem und noch wie in alter Zeit auf dem Hohen Graben rein in idealsten Anschauungen lebenden Sinne gemacht hatte, sollten wenn nicht zu seiner, doch zur Verzweiflung Leontinens noch mehr zerstört werden; denn Michael Herz fuhr fort:

Sie sind Dichter, Doctor! Was sagen Sie von einer so praktischen Frau wie die meinige! Ich esse gern Tauben, aber unsere in acht Tagen ausgedienten guten treuen Thierchen zu schlachten und die auf dem Tische zubereitet vor sich zu sehen, nachdem sie in unserm Dienste hin und her flogen und unter den Fittichen die geheimnißvollen Zeichen aus der Ferne trugen, ist das nicht selbst einem kalten Geschäftsmanne wie mir zuviel zugemuthet? Aber mein gutes Weibchen demonstrirte mir — und eigentlich sehr richtig, daß die Fortsetzung der Taubenzucht nunmehr ein sehr lästiges Vergnügen sein würde. Wie billig, was soll man mit den Tauben machen? Doch ich sehe sie immer vor mir mit ihren Häubchen und Hörnchen auf dem Kopfe, mit ihren kleinen Sporen an dem befranzten Fuße, die Boten des Friedens auch in unserer Zeit, — denn ohne Frieden keine angenehmen Curse — aber das Alles — gebraten, gespickt, au gratin in geriebenem Zwieback vor sich haben zu sollen? Nein, nein! Ich danke dir, liebe Seele, daß du mir den gebratenen Anblick meines weißbraunen Lolo und meiner blaugrünen Pretty und des zierlichen, fast wie ein kleiner Pfau glänzenden Krakelfüßchens Fidy erspart hast! Nehmen Sie vorlieb, Doctor! Wir Geldsäcke sind nicht ganz so unpoetisch, wie ihr Dichter euch einbildet! Zum Beweis dafür haben Sie heute zu zwei Gemüsen nur eine Beilage.

Michael Herz sprach diese Worte in der größten Unbefangenheit. Er ahnte nicht, welche Wirkung sie hervorbrachten. Leontine sprach während der übrigen Gänge kein Wort mehr, Sancho saß in Erinnerung seines Gedichts da wie auf der Folter und zeigte in seinen Mienen nur ein Lächeln, das beinahe etwas Bornirtes hatte, wenn man dies Wort bei einem sonst so geistreichen Manne anwenden konnte.

Michael Herz wußte nicht, was diese Veränderung hervorgebracht hatte. Daß seine Gattin bis zu dem Grade die poetische Empfindlerin spielen wollte, ihm übelzunehmen, wenn er die Geschichte seiner Curstauben erzählte, mochte er anfangs nicht glauben. Doch war ihr Benehmen zu auffallend. Er bereute schon bitter, ihre Oekonomie bloßgestellt zu haben; denn sie hatte in der That am Abend vorher zu ihm gesagt: Lieber Mann, das sind curiose Scrupel! Der elektrische Telegraph macht die Tauben überflüssig. Die Curse weiß jetzt alle Welt. Wir haben einen Gewinn weniger, aber auch einen Vortheil mehr. Eine Ausgabe vermindert sich. Ich sehe nicht ein, was ich nun noch mit den Tauben soll! Sie zu verschenken, wäre Thorheit. Magst du selbst sie nicht essen — von mir weißt du, daß ich nach dem Rostbeef mit meinem Appetit zu Ende bin — so mögen die Leute sie essen!... Mit Aufrichtigkeit mußte Herz sich sagen, daß das die

Sprache einer ganz vernünftigen Hausfrau und einer so guten Oekonomie gewesen war, wie sie eben auch nur die Frauen mit allen Ansprüchen an Poesie verbinden können.

Sancho war gegangen, nicht wenig bestürzt über die Einsilbigkeit Leontinens. Ihr Abschied war kalt zu nennen.

Als Michael Herz mit seiner Gemahlin allein war, machte er sich auf Vorwürfe gefaßt. Wie erstaunte er aber, als Leontine auf dem Sopha sitzen blieb, erst schweigend, dann immer ernster wurde, zuletzt das Haupt aufstützte, endlich in Thränen ausbrach. Herz hatte gerade die französische Zeitung in der Hand....

Um Himmelswillen, was ist dir Kind? fragte er und ließ das Papier fallen.

Statt aller Antwort wieder nur Thränen.

Das war ein seltener Anblick für Herz. Bewegt trat er zu Leontinen....

Bist du unzufrieden mit mir? fragte er voll gutmüthiger Zärtlichkeit. Hab' ich dich mit irgend Etwas verletzt? Vergib mir! Ich ahne, ich hätte wol von den Tauben schweigen sollen?

Leontine verbarg das mit Thränen bedeckte Antlitz und bückte sich auf die Sophalehne.

Aber mein Gott, rief ihr Gatte, was ist dir nur? Gute, liebe Leontine!

Und so drängte er denn in sie, sich auszusprechen. Sie schwieg lange, kämpfte sichtlich mit sich, endlich aber reichte sie ihm das Papier, worauf das Gedicht des Doctor Moritz Sancho sauber abgeschrieben stand.

Staunend ergriff er das Blatt, ahnte sogleich den Zusammenhang, wollte ihr Vertrauen ablehnen; aber sie zwang ihn, zu lesen und so las er denn:

Mit Adlerflügeln glaubt' ich aufzusteigen
Einst in ein Reich des höchsten Erdenglücks!
Der Traum war kurz! Wandt' ich mich hinterrücks,
So saß ich, ach! in dunkeln Waldeszweigen
Allein mit meinem Schmerz und meinem Schweigen.

Und daß ich dennoch wieder aus dem Laube,
Das mich verbarg, mich wage hoffnungsbang,
Ist nicht mehr Adlers kühner Schwung und Drang —
Nein! Zu dem Zagen sprach: Vertraue! Glaube!
Ein Bild der Schüchternheit, die zarte Taube.

Wenn ich dich sah mit holder Frauenmilde
Hoch auf dem Söller deines Hauses steh'n,
Des Windes Hauch in deinen Locken weh'n —
Und um dich her im anmuthvollsten Bilde
Geleit der Venus, eine Taubengilde —

Wie flatterte, wie schwirrte das im Kreise
Um deine Gunst! Die Eine sucht die Hand,
Die And're fliegt dir auf der Schultern Rand,
Die Dritte, die ist ganz besonders weise,
Sie streift dir schnäbelnd deine Lippen leise —

Und jede hört dich schelten, hört dich loben:
Du bist bescheiden! Du da allzugier!
Noch blickst du auf zum hohen Luftrevier,
Ob nicht ein Spätling angstvoll ruft von oben:
Ihr habt den Tisch doch noch nicht aufgehoben?

Wie hast du treu gesorgt! Die besten Körnchen
Hast du dem Spätling liebend aufbewahrt.
Wie drückst du ihn ans Herz so mild und zart,
Den Friedensboten, ob er gleich ein Hörnchen
Am Köpfchen trägt, am Fuß ein trutzig Spörnchen....

Ach! Wär' ich Noah doch und könnte wagen
Zu hoffen, wenn verrauscht die Leidensflut,
Es kämen Boten mir der Himmelshut,
Es brächten Tauben mir nach Schreckenstagen
Ein grünes Friedens-Oelblatt so getragen!

An alte Sagen denk' ich, an Geschichten,
Die aus des Südens Landen allbekannt,
Wie Liebende sich ihrer Liebe Stand,
Ihr Hoffen, die Gefahren, Wünsche, Pflichten
Verschwiegen durch der Tauben Flug berichten.

Von meinem Auge will es nimmer schwinden
Das Bild: Gefang'ner Troubadour,
Dem noch die Hoffnung einer Taube nur!
Sie kommt! Ein Blatt! Es flattert in den Winden —
Was würd' ich wol auf ihm geschrieben finden?

O Himmelslicht, wenn Sonn' und Stern' erblinden!
Strahlst du mir noch in meines Lebens Nacht?
Wirst du in deiner Schönheit Pracht
Mir nimmer, Göttin, wie schon einst entschwinden?
Ach! Lasse Lieb' ein Wort der Liebe finden!

Es wallte in dem verletzten Gatten erst wie ein Gefühl auf, das ihn zwingen mußte, Leben und Tod über sich und den Schreiber solcher Worte entscheiden zu lassen.

Um Gotteswillen! rief Leontine. Vergessen wir den Vorfall! Ich trage die ganze Schuld. Kein Wort zu Sancho — Ich beschwöre dich!

Michael Herz sammelte sich.

Endlich sagte er:

Liebst du den Dichter?

Leontine lehnte die Frage mit bittender Miene ab.

Dann schmerzt dich, sagte Michael, der Widerspruch Dessen, was man von dir glaubt und Dessen, was die Wirklichkeit bietet. Du glaubtest ein Gegenstand der Poesie zu sein und fühlst dich gedemüthigt, es nicht mehr zu sein. Ist das aber der Thränen werth?

Leontine erwiderte mit erstickter Stimme, sie wisse nicht, wie sie es nennen solle, aber sie fühle schon lange einen schmerzlichen Zwiespalt in sich selbst, sie könne nicht mehr sagen, was Wahrheit oder Lüge in ihr wäre, sie hasse und verachte sich.

Michael, überrascht von einer solchen Sprache, von einer solchen ungewohnten Aufrichtigkeit, setzte sich traulich zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte mit milder Stimme:

Leontine! Es sind zwei Seelen in dir! Du hast einen unwiderstehlichen Hang, jetzt vernünftig und praktisch zu sein und zu gleicher Zeit gefällt dir der Reiz des Schönen. Nun kommst du dir, wenn du dich dabei selber betrachtest, wie sich das wol an dir ausnähme, nicht mehr so vor, wie du dich lieben magst. Du ertappst dich auf Regungen, die unschön sind, das ist der Geiz, den ich leider selbst geschürt habe. Du ertappst dich auf etwas Anderm, was ganz allein aus deinem Innern kommt; das ist die Gefallsucht. Beide Richtungen würden, wenn sie die Oberhand in dir gewönnen, dich zu einem bemitleidenswerthen Geschöpf machen. Dies Gedicht spricht den ganzen Contrast aus, wie in deinem Innern zwei Seile gleichsam befestigt sind, an denen du gezogen wirst. Aber warum sollte dein Gefallen am Schönen nicht auch jetzt noch edle Früchte tragen können? Strebe nach einem gewissen Gleichgewicht in deinem Innern! Bring' an Alles den Maßstab des Schönen, dann wird sich jeder andere gefährliche Ueberhang in dir zurücklegen und dir selbst nicht Schwindel erregen.

Leontine blickte nieder, ergriff des Gatten Hand und sprach: Vergib mir!

Der wohlwollende Mann war gerührt. Er küßte die dargereichte Hand und um rasch, wie es seine Natur erforderte, ein solches zu weiches Thema zu verlassen, sagte er: Also das Gedicht wirst du ohne ein Wort zurücksenden. Dann benutzen wir die Jahreszeit und reisen. Der Comersee war deine Jugendsehnsucht. Wir wollen ihn sehen und dabei so viel schwärmen, als es in meinen Kräften liegt. Ein praktischer Verstand, der bei den Gondelfahrten die Taxen nachsieht, ein Rechner, der in den italienischen Wirthshäusern die üblichen Münzfüße im Auge behält, ist bei allen diesen Schönheiten, die wir genießen werden, denk' ich, nicht zu verachten.

Der Comersee! rief Leontine aus. O, schon hier gesteh' ich dir, mein Freund, daß die tiefe Beschämung, die ich heute erfahren habe, für mein ganzes Leben ein unverlorener Gewinn sein soll!

In einigen Tagen schon reiste das Paar nach Italien. Leontine hatte von diesem Augenblicke an den Mittelpunkt ihres Lebens in ihrem Gatten gefunden, den sie betrachtete wie ein ihr bisher verschlossen gewesenes Buch, dessen seltsamer und edler Inhalt sie überraschte, hob und ihr die Möglichkeit eröffnete, Poesie und Leben zu vereinigen.

Das Athmen in seelischer Beziehung.

I.

Das Athmen ist der Anfang und das Ende des Stoffwechsels im Menschen; es ist die Hauptquelle der thierischen Wärme, es ist das Leben selbst. Ihr betrachtet das Kind, welches leblos in die Welt tritt, unter den bangsten Sorgen, ob es auch lebensfähig sein werde, und ihr jauchzt, wenn ihr an dem vorgehaltenen Spiegel den ersten Hauch des Athems bemerkt, — ihr lauscht dem Röcheln des Sterbenden und die Verzweiflung bricht aus in Jammer und Thränen, wenn der letzte langgehaltene Zug des Athems verweht ist, — aber ihr wißt nicht, daß dieses ganze liebe Leben, diese „freundliche Gewohnheit des Daseins" an einigen Atomen Luft, an der Wechselwirkung einiger Gase: der Kohlensäure und des Sauerstoffs, hängt und daß wir nicht Staub und Erde allein, sondern in Wahrheit ein bloßer Lufthauch sind. Große, wunderbare Einfachheit der Natur!

Die wichtige Bedeutung der Athmung, durch welche sie sich uns im Vergleich zu der mehr stofflichen Zufuhr von Lebensmitteln gewissermaßen als eine vergeistigte Ernährung darstellt, läßt uns ihre tiefe Beziehung zu allen durch das Blutleben bedingten leiblichen und seelischen Erscheinungen erkennen. Und dies um so mehr, als durch das Einathmen nicht blos die Luft, sondern auch das Blut der Venen, der sonst zufließende Nahrungssaft und das Blut des rechten Herzens angezogen wird. Es ist daher begreiflich, daß von einem gesunden Athmen die ganze Blutbeschaffenheit abhängt und daß dadurch nicht allein die Nerven- und Muskelthätigkeit, sondern auch die höhere sinnliche und geistige Function des Gehirns, welche des Blutzuflusses bedarf, bedingt ist. Insbesondere aber ist die vorzüglich mit im Blute wurzelnde und agirende **Gemüthssphäre** an das Athmen gebunden. Wir finden daher, wenn alle Bedingungen eines gesunden Athmens gegeben sind: ein normaler Bau der Brust, reine Luft, zweckmäßige Unterstützung durch Nahrung, Bewegung, jenes Gefühl der Gesundheit ausgeprägt, welches sich als **Heiterkeit** und **Wohlbehagen** kundgibt. Das gleichmäßige und ruhige Athmen kann der Psychologe als ein Symptom der **Zufriedenheit** und der **Gemüthsruhe** getrost hinstellen. — Wenn man die **Temperamente** als ein Ergebniß des ganzen körperlich-geistigen Wesens

betrachten muß, deren Grund ebensowol in Gehirnanlagen, als in dem Vorwiegen einzelner Organe, als im Blute selbst zu suchen ist, so dürfte es nicht schwer fallen, auch einen, wenngleich oft nur secundären Antheil des Athmens dabei festzustellen. Die phlegmatische Persönlichkeit mit ihrer langsamen Athmung, trägem Blutlauf, zögernder Muskelthätigkeit wird gegen die sanguinischen, schnell athmenden und aufflackernden Naturen einen entschiedenen Gegensatz bilden, und ebenso könnte man die letztern als geflügelte Athmungsgeschöpfe den cholerischen Leber- und melancholischen Unterleibsnaturen gegenüberstellen, wenn die Natur nicht oft die strengen Gegensätze durch Uebergänge vermittelte.

Betrachte man doch auch die Jugend, in welcher Zeit die Entwickelung der Brustorgane, wie gesunde und krankhafte Erscheinungen lehren, überwiegt. Erzeugt nicht die Lebendigkeit und ungehinderte Leichtigkeit des Stoffwechsels, die immer frische Gewalt des kreisenden Blutstroms jene Lebhaftigkeit der Bewegungen, jene Elasticität und Springkraft des Willens, welche wir mit Recht, weil sie nur diesem Alter zukommen, eine jugendliche nennen? Jenen Muth der Unternehmung, der oft zum Uebermuth der Ausführung wird; jenen Hoffnungsreichthum, der alle Hinderniſſe der Sorgen überspringt; jenen leichten Sinn, der die Glücklichen in den blauen Aether des Ueberwindlichen emporhebt; jene poetische Anschauung mit einem Worte, die, schwärmend in Gefühlen und Idealen, nichts davon wissen mag, daß einst diese lebendig pulsirende und brausende Welle im ruhigen Strome matt und gleichförmig einherschleichen wird? — Aber auch die Thatkraft, der männliche Muth, die Entschiedenheit und Hochherzigkeit der Gesinnung, welche schon der Mund des Volks in die Brust verlegt, finden, wenn nicht ihren Quell (wir suchen diesen anderswo), doch eine wesentliche Bedingung in einem gesunden, tiefen Athmen, in einem kräftig belebten Kreislauf. Von da aus strömt die Kraft der Ausführung in die gehorsamen Werkzeuge des Willens, und ohne diese Grundlage bleibt jeder Antrieb wirkungslos. Die Vorstellung von Kraft und Männlichkeit ist eng gebunden an hohe, kräftige Gestalten mit einer breiten gewölbten Brust. Die Kunst der Alten hat das wohl begriffen. Sie stellt uns die durch Thatkraft und Muth ausgezeichneten Heroen stets mit voller Brustwölbung dar und unterscheidet weislich dadurch die thatsächlich wirkende und beherrschende Macht des Zeus von der mehr idealen und empfangenden Apollogestalt mit der weichen, fast weiblichen Rundung der Brust. — Im Durchschnitt (denn Ausnahmen genug kennt die Geschichte und das Leben) waltet auch zwischen Mann und Weib ein Gegensatz dieser Beziehungen zur Außenwelt ob, dort das äußerliche, gestaltende, hier mehr das innerliche, aufnehmende Leben, — ein Gegensatz, der in der Art der Ausathmung sich bis in das Kindesalter zurückerstreckt (das männliche Geschlecht soll mehr Kohlensäure ausathmen als das weibliche) und der in der Verschiedenheit der Größenverhältnisse der Brust nach Tiefe und Höhe, in der breiten, gewölbten Wandung beim Manne, in der geringern Spannung und mehr concentrischen Richtung beim Weibe so tief eingeprägt ist, daß oft das knöcherne Gerüst schon aus diesem Unterschiede das Geschlecht errathen läßt. Fügen wir aber, um das Bild zu ergänzen, auch den Schatten, die Kehrseite des Lebens hinzu! Diese findet sich leider schon in dem natürlichen Verlaufe. Schon nach dem 15. Lebensjahre nimmt die Menge der ausgeathmeten Kohlensäure ab. Später erfolgen die ernstern Rückbildungen des Alters. Mit dem Verluſt der Elasticität sinkt das Lungengewebe zusammen, es folgt ihm die einfallende Brustwandung, die Bogenspannung der einzelnen Luftzellen setzt der eindringenden Luft nicht mehr Widerstand entgegen, sie ziehen sich nicht hinreichend zusammen, bleiben erschlafft, verlieren ihre Wände, fließen ineinander, die Blutgefäße vernarben; die Lunge wird blutleer. Dadurch leidet die ganze Blutbereitung. Die kurze, keuchende Athmung der Alten ist es, welche gleichsam das Maß des Lebens verkürzt, welche die Tage zählen lehrt, in-

dem sie gewissermaßen dem Tode die Pforten zeigt. Daher jener Kleinmuth, jenes Unbehagen, das sich in mürrischer Stimmung kundgibt; jener Mangel an Unternehmungsgeist, jene Kleinigkeitssucht und Engherzigkeit der Anschauung, die eine fast stereotype Eigenschaft des Alters ist und mit der räumlichen Abnahme der körperlichen Verhältnisse (besonders des Gehirns) gleichen Schritt zu halten scheint. — Trauriger ist es freilich, wenn die Lebensverhältnisse schon in dem jüngern Alter zu Krankheiten führende Abweichungen der Lungenthätigkeit bedingen. Wir rechnen dahin: eine schlechte Kost (die chemische Natur der Mahlzeiten hat großen Einfluß auf die Athmung; bei Pflanzennahrung wird mehr Sauerstoff zur Kohlensäurebildung in den Organen verwendet als bei Fleischkost), Hunger, Aufenthalt in zu warmen Räumen (hier nimmt das Athembedürfniß, Größe und Zahl der Athembewegungen sowie der Kohlensäuregehalt der ausgeathmeten Luft ab), überhaupt Aufenthalt in feuchten, dumpfen, geschlossenen Räumen bei wenig Luftzufuhr, oder wo viele Menschen zusammen, oder wo die Luft wenig erneuert wird (mit der Zunahme der ausgeathmeten Kohlensäure und der durch die Einathmung bedingten Abnahme des Sauerstoffs in der umgebenden Luft wird der Erfolg des Athmens immer schlechter); ferner Mangel an Bewegung, sitzende Lebensweise (Bewegung vermehrt die Ausscheidung der Kohlensäure; in der aufrechten Stellung faßt die Lunge am meisten Luft und Blut, in der sitzenden weniger, am wenigsten in der liegenden) und endlich eine die Athembewegung hemmende Kleidung. Das sind jene leider nur zu zahlreichen Bedingungen, die uns nicht ein Proletariat des Staats, sondern der Menschheit bringen; die allerdings häufiger in den sogenannten niedern, aber auch in allen andern Ständen jene Jammergestalten erzeugen mit dem eigenthümlichen Gesichtsausdruck, der den Stempel eines verkümmerten Daseins trägt. Betrachtet den muthigen Krieger, den arbeitsamen Landmann, welche sich im Freien bewegen, und nehmt dagegen den Fabrikarbeiter, der im eingeschlossenen Raume arbeitet. Vergleicht das fröhliche, bewegliche Dienstmädchen und die gedrückt einherschleichende Näherin; den Touristen, den wandernden Naturforscher und den hockenden Stubengelehrten, den am grünen Tisch gefesselten Staatsdiener; ja vergleicht, um in einem und demselben Kreise zu bleiben, den muskelstarken praktischen Feuerarbeiter und den schwächlichen, mystisch-träumerischen Schuhmacher. Dort Fülle der Gesundheit, ein kräftig und fröhlich kreisendes Blut, heitere Lebensanschauung, Zufriedenheit, frischer Muth, lebendige Thatkraft, — hier Siechthum, bleiche Wangen, Blutarmuth, gedrückte Stimmung, Mismuth, schleichende Unternehmung, Unlust und Erschlaffung. Das ist ein Feld, wo das Leben grellere Zeichnungen entwirft, als die Feder auszuführen vermag. Und wie leicht wäre es oft möglich gewesen, die im Gefolge dieser Einflüsse eintretenden krankhaften Zustände, besonders die Knotenbildung in der Lunge (Tuberkelschwindsucht), zu verhüten und eine ganze Generation vor dieser grauenvollen Erbschaft zu bewahren! Es ist bekannt, daß dieses im Blute wurzelnde und in der Lunge ausgeschiedene Siechthum oft angeboren ist und daß die Natur als einzigen Trost den armen Leidenden die Unkenntniß ihres Zustandes verlieh. Doch ist diese letztere, mit unserer Beweisführung scheinbar im Widerspruch stehende Erscheinung nicht so allgemein, als man gewöhnlich glaubt. Nur zu oft kennen die Tuberkelkranken ihre wahre Lage (wir könnten Beweise dafür bringen) und täuschen sich selbst. Jene, den Athembeschwerden eigene gedrückte Stimmung, jener Kleinmuth befällt sie oft überwältigend und Angst und Verzweiflung bricht in Momenten durch. Wenn gerade in den letzten Zeiten der Krankheit öfters die Hoffnung wieder auftaucht und die Oberhand behält, so rührt dies vielleicht von der durch die Zerstörung der Lunge bedingten Oberflächlichkeit und Leichtheit des Luftaustausches her, oder von einem mit dem fieberhaften Kreislauf zusammenhängenden Gefühl der Erregung, welches der Leidende für ein Zeichen der zunehmenden Gesundheit hält, während es mit der Schmelzung der organischen Masse zum Tode

führt. — Wir könnten aus diesem Gebiete des krankhaften Lebens, durch welches sich das Bild des gesunden ergänzt, weitere Belege für den Einfluß des Athmens auf Seelenzustände bringen, wir könnten die Unruhe, die Verzagtheit, die ärgerliche Gemüthsstimmung, die Angst, den Lebensüberdruß bei Entzündung, Blutungen, Wassererguß, Aftergebilden der Lunge schildern — aber man wird uns die Ausführung eines Gemäldes erlassen, das sich für diesen Zweck vielleicht schon zu düstere Farben gewählt hat.

(Ein zweiter Artikel demnächst.)

Anregungen.

Adam und Eva.

Ob es ursprünglich nur ein einziges Menschenpaar auf der Erde gab, von dem also das ganze Menschengeschlecht abstammen müßte? Oder waren schon ursprünglich mehre voneinander verschiedene Stammpaare vorhanden, welche die Stammältern der verschiedenen Racen wurden? Diese Frage ist noch bis heute ein sehr streitiger Punkt der Naturforschung. Moses erzählt von der Schöpfung nur Eines Paares, was aber wol nicht unbedingt die Schöpfung anderer zu anderer Zeit und an andern Orten ausschließen würde. Oken meint: „Der Mensch ist ein Kind der warmen und seichten Meeresstellen in der Nähe des Landes. Es ist möglich, daß der Mensch nur an Einer Stelle, und zwar am indischen Hochgebirge, entstanden ist. Es ist sogar möglich, daß es nur einen günstigen Moment gab, in dem Menschen entstehen konnten; bestimmte Mischung des Wassers, bestimmte Wärme, bestimmter Lichteinfluß mußten zu seiner Erzeugung zusammentreffen und dieses ist vielleicht nur an einer gewissen Stelle und zu einer gewissen Zeit der Fall gewesen.“ Man liest aus dieser Stelle freilich leicht heraus, daß die Phantasie des Naturphilosophen nicht über Thatsachen der Natur entscheiden kann. Obige Frage dürfte auch wol kaum zu entscheiden sein. Wir wollen uns mit der Erörterung nur Eines Punktes begnügen und blos fragen, ob es denkbar sei, daß von einem einzigen Menschenpaare alle die verschiedenen Menschenracen ihre Abstammung herleiten könnten. Freilich, wenn man nebeneinanderstellt einen Europäer, einen rothen Indianer Amerikas, einen gelben Chinesen mit seinem platten Gesichte, einen braunen Malaien der Südseeinseln und endlich gar den schwarzen Neger mit seinem krausen Haar, der Stumpfnase und den wulstigen Lippen, dann scheinen die fünf Racen Blumenbach's allerdings so weit verschieden, daß man lieber an wenigstens fünf mal Adam und Eva glauben möchte. Auch wird z. B. der Mohr, wenn er nach Europa kommt, nicht weiß, der Europäer in Afrika nicht schwarz. Und dennoch sprechen die meisten Gründe wirklich nur für ein einziges Stammpaar. Namentlich führt uns die Natur selbst eine Menge Erscheinungen vor, welche ganz von derselben Art, nicht weniger sonderbar und dennoch außer Zweifel sind. Man denke — (Vergebung für den Sprung!) nicht an die Affen, nein, noch tiefer gehend, an die Menge von Hunderacen. Ist der Unterschied zwischen Mops und Windhund, zwischen Bulldogg und Bologneser kleiner als zwischen Mohr und Europäer? Dennoch ist man überzeugt, daß alle Hunderacen von einer einzigen wilden Race abstammen, und zwar wahrscheinlich vom Wolf. Der Pferdekenner findet vielleicht den Abstand der verschiedenen Pferderacen nicht minder groß, wenn er uns auch nicht so leicht die feinen Unterschiede wird herzählen können; dennoch nimmt man nur eine Stammrace an. Aehnliche Verschiedenheiten zeigen die Rinder, Hühner und die meisten Hausthiere. Im Pflanzenreiche fehlt es ebenfalls an derartigen Erscheinungen nicht. Wie viel gibt es nicht Aepfel- und Birnensorten! Welcher Unterschied in Gestalt, Farbe und Geschmack! Und doch gibt es nur Einen Stammapfel und Eine Stammbirne. Ebenso ist es bei den Pflaumen, Kirschen, auch bei den Kartoffeln. Wie viel zählt wol ein Nelkenzüchter Sorten? Hunderte reichen nicht aus. Und doch ist die einfache rothe Gartennelke die Stammnelke Aller. Als Alexander von Humboldt 1804 die Georgine mit aus Mexico brachte, war sie eine einfache rothe Blume, etwa der Studentenblume oder der Zinnie ähnlich. 1832 zählte ein genfer Katalog 1500 verschiedene Sorten auf, alle aus jener einfachen Stamm-Georgine entstanden. Und welche Schönheit der verschiedenen Formen, welche Pracht der Farben bewundern wir an ihnen! So weit kann eine Pflanze oder ein Thier sich von dem ursprünglichen Naturzustande entfernen und so große Verschiedenheiten können Platz greifen. Warum sollte sich nun nicht auch der ursprüngliche Stamm-Mensch in Europäer, Chinesen und Mohren umgeändert haben, die noch keine so

große Verschiedenheit zeigen als die verschiedenen Arten von — Hunden, Aepfeln, Nelken oder Georginen? Auch die Ursache der Veränderung können wir errathen. Jene verschiedenen Abänderungen mancher Thier- und Pflanzengattungen sind lediglich Folge der Cultur. Klima, Pflege, Nahrung, Bodenbeschaffenheit, Wohn- und Standort, das sind die Bedingungen, welche jene Verschiedenheiten hervorriefen, und die Gärtner legen sich so auf Erzeugung neuer Sorten, daß viele wirklich bloße Gärtnerkunststücke sind. Um den Naturforschern die Sache nicht allzu schwer zu machen, hat die vorsichtige Natur die Einrichtung getroffen, daß alle diese Varietäten der Thiere durch Verwilderung allmälig — in ihren Urzustand zurückkehren und die Pflanzen oft schon nach ein- oder zweimaligem Aussäen ihre ursprüngliche Form wieder annehmen und z. B. aus dem gefüllten, unnatürlichen Zustande in den einfachen Naturzustand zurückkehren, daher man auch viele Sorten gar nicht durch Samen, sondern nur durch Senker, Ableger, Oculiren u. s. w. fortpflanzt. So bringen z. B. Aepfel- und Birnenkerne nur Holzäpfel und Holzbirnen hervor, die bessertragenden Bäume müssen erst gepfropft werden. Die Naturforscher haben sich daher auch um alle jene Spielarten nicht viel bekümmert, obgleich die Beobachtung dieser Umbildungen oft sehr lehrreiche Blicke in das Leben der Natur thun läßt. Nun hat aber der Mensch unter so verschiedenen Zuständen Jahrtausende hindurch auf der Erde gelebt, daß wir uns beinahe wundern müssen, warum er nicht längst ebenso viel Spielarten zeigt als jene Parallelen, für die wir hiermit die Urenkel Adam's und Eva's nochmals um Verzeihung bitten.

Die Kriegskunst des Mittelalters.

Einen kleinen Beitrag zu dem bekannten Streite zwischen Dem, was wahr, und Dem, was schön ist, hat man bei dem Anblick jedes gemalten oder gezeichneten Schlachtenbildes aus der Ritterzeit. Sie sind fast alle falsch. Wo sich unter dem kämpfenden, drängenden Fußvolke Reiter zu Pferde bewegen, sind diese Pferde und Reiter Erfindungen der Phantasie. Die alten Ritter kämpften in den Schlachten nie zu Pferde. Auf dem Marsche war man beritten, selbst die Bogenschützen ritten; aber vor Beginn der Schlacht stiegen die Reisigen vom Pferd, nahmen sich ihre Sporen ab und verkürzten die Speere. Jeder Ritter erhob sein Banner, um das sich die Lehnsmannen scharten, alle zu Fuß. Erst wenn der Sieg entschieden war, bestieg man die Pferde wieder, entweder zum Verfolgen oder zum Fliehen. Hinter der Schlacht verweilten die Pferde mit den Edelknechten.

Ueberhaupt war die Kriegskunst im Mittelalter sehr in Verfall gerathen. An die Stelle der gelehrten Taktik der Römer, sagt ein Kenner, war eine ungelenke und der feudalen Anarchie angemessene Taktik getreten. Jetzt hing die Entscheidung der Schlachten nicht mehr von der Geschicklichkeit des Feldherrn, sondern von dem Muth und hauptsächlich von der körperlichen Kraft seiner Krieger ab. Man manoeuvrirte nicht mehr; man gab sich ein Stelldichein auf einem Felde wie zu einem Turniere, und eine Schlacht war nichts weiter als ein großer Zweikampf, wo die Geschicklichkeit im Fechten und die physische Kraft den Sieg entschieden. Meistens aus Reiterei zusammengesetzt, besaßen die mittelalterlichen Heere weder die Beweglichkeit noch die Festigkeit der römischen, und die Schwierigkeit, Futter für die Pferde zu finden, ließ oft einen mit großen Kosten bereiteten Kriegszug fehlschlagen. Der Ehrenposten war den abgestiegenen Reisigen anvertraut, plumpen Eisenmassen, die einen Augenblick zusammenrannten, zu ungeschickt zum Fechten und unzugänglich dem Streiche des Schwertes. Selten war der erste Zusammenstoß zwischen Kriegern, die von Kopf bis zu den Füßen mit dicken Platten von Stahl oder Eisen bedeckt waren, blutig; aber diese dicht zusammengedrängten Haufen geriethen bald in Unordnung. Einige Anführer fielen, einige Banner sanken zu Boden; der schwächste oder der am schnellsten entmuthigte Theil wendete den Rücken und ergriff die Flucht, und jetzt begann die Metzelei. Jeder zu Boden sinkende Krieger war todt oder gefangen. Ehe er, unter der Last seines Panzers erliegend, wieder aufstehen konnte, schlug man ihn todt wie ein Thier auf der Schlachtbank, wenn nicht der Reichthum seiner Rüstung oder das Wappen auf seinem Waffenrock dem Sieger sagte, daß hier ein Lösegeld zu erringen sei.

Tendenzbilder.

Wir hatten solche in neuerer Zeit von Karl Hübner in Düsseldorf. Sie standen auf der äußersten Linken. Soeben sind Zeichnungen von der äußersten Rechten erschienen. Die vor einigen Jahren in Deutschland auf der Wanderung gewesenen Gruppendarstellungen aus der deutschen Geschichte, von K. H. Hermann, sind jetzt im Erscheinen begriffen, begleitet von einem erläuternden Texte, den Professor Stahl in Berlin durch eine Vorrede eingeführt hat. Man wird die mühsame Arbeit des Künstlers nicht verkennen dürfen, wird ihm langjähriges Studium und grübelnde Vertiefung in seine Aufgabe, die Geschichte der Deutschen in funfzehn Bildern nach allen Richtungen hin übersichtlich

darzustellen, nachrühmen müssen, dennoch thut weder der Mangel einer wirklich bedeutenden Künstlerschaft noch die Absichtlichkeit seiner Tendenz wohl. Die Zeichnungen sind unfrei, wie der Geist, in dem sie entworfen wurden. Aengstlich nur nachahmend bewegt sich der Bleistift des Künstlers, erzwungen ist die Verknüpfung, die, nach Stahl's Worten, sowol eine patriotische wie eine religiöse sein soll. Niemand wird leugnen, daß das Christenthum eine große Bedeutung in der deutschen Geschichte hatte und daß es Perioden gab, wo sich jede Aeußerung des germanischen Geistes, ob im Leben draußen oder im Hause daheim, in einem christlichen Gedanken zusammenfassen ließ, aber unwahr und erzwungen ist es, wenn man für sämmtliche funfzehn Bilder, von der heidnischen Urzeit an bis zu den Erscheinungen unserer Tage, der leitenden, ordnenden und verklärenden Idee auch jeder Periode einen frömmelnden Ausdruck gibt. Grund und Ziel all' unsers Strebens ist Gott; aber die Geschichte ist Unmittelbarkeit, Leben und Weben im endlichen Menschengeist, Leidenschaft und Zufall, ein Chaos, dessen göttliche Harmonie nicht fehlen kann, aber nicht in den Begebenheiten unmittelbar so wiederklingt, wie in der einsamen Betrachtung des Denkers, dem alles Irdische gering ist. Ein Künstler soll nicht deciren, sondern sich an die lebendige, menschliche Erscheinungswelt halten.

Julie Burow.

„Die Liebe des Mannes gleicht dem Thautropfen, der alle Farben des Regenbogens in sich trägt, aber auch durch das Sonnenlicht, das ihn verklärt, bald verzehrt wird. Die Liebe des Weibes gleicht dem Brillanten, dessen Hauptvorzug seine Unzerstörbarkeit ist. Thautropfen aber oder Brillant, beide sind Spiegel des göttlichen Sonnenstrahls und tragen in sich das ewige Licht, zerlegt in die irdischen Farben."

Diesem ebenso tiefen wie schön ausgedrückten Gedanken begegneten wir kürzlich bei der ersten Bekanntschaft, die wir mit einer Schriftstellerin machen wollten, die sich durch die Entscheidung eines Wiener Novellen-Preisgerichts in letzter Zeit einen so vortheilhaften Ruf erworben hat: Julie Burow. Zwei von ihr vorhandene Romane: „Frauenloos" und „Aus dem Leben eines Glücklichen", sind Proben eines nicht gewöhnlichen Talents. Ein freudiges lebendiges Schaffen, Lust am dargestellten Gegenstande und eine große Beweglichkeit der Phantasie thun an ihren ersten Probeversuchen wohl, während ihr Mittheilungseifer auf der andern Seite leider Regionen bestreift, wo es so viel Klippen und gefährliche Abstürze gibt, daß man eine Frau auf ihnen wandeln zu sehen nur mit Schrecken beobachten kann. Wollten wir von den Familien- und Herzensconflicten, die Julie Burow in ihrem bisherigen Schaffen darstellte, eine Befriedigung des guten Geschmacks einräumen, so würden wir, bestochen von ihren vielen Vorzügen, eine Unwahrheit sagen; dennoch bietet ihre Darstellungsweise gerade auf jeder Seite immer etwas Fesselndes, was um so tiefer die Wahl ihrer Gegenstände beklagen läßt. Bald ist es ein scharfes Streiflicht, das sie mit geistreicher Beobachtung auf Sitte und Leben fallen läßt, bald ein überraschender Beweis ungewöhnlicher wissenschaftlicher Bildung, bald ein solches, tief aus dem Gemüthe quellendes und in sinnige Form gekleidetes Wort, wie das oben angeführte. Es steht ohne Zweifel zu erwarten, daß Julie Burow durch die plötzlich ihr gewordene Aufmerksamkeit sich von einem gewissen kleinen, wir möchten es nennen Provinzialstandpunkte ihrer Muse und ganz entschieden von den Schilderungen abstoßender Sittenverhältnisse lossagen wird. In dem erhebenden Gefühl, nur für das große deutsche Publicum zu schreiben, wird sie ihrer Phantasie und außerordentlich reichen Erfindungsgabe gewisse Rücksichten auferlegen, die unbedingt eingehalten werden müssen, will man eine beliebte und in all seinem Wollen und Wirken namentlich in der Frauenwelt beachtete Schriftstellerin werden.

Welch ein warmes und edles Herz in Julie Burow schlägt, beweisen wir nächstens durch einige neue Arbeiten, die wir unsern Lesern aus ihrer Feder als Beiträge zu unsern Unterhaltungen mittheilen können.

Wahre Kritik.

Man beurtheile den wahren Werth eines Schriftstellers nicht immer nach den gerade von ihm vorliegenden Leistungen! Die meisten Autoren geben selten Das, was sie eigentlich wollten, noch seltener Das, was sie überhaupt können; sie geben meist nur immer Das, was sie um dieses oder jenes Grundes willen glaubten geben zu müssen. Nichts ist z. B. zwingender als ein einmal gewählter Stoff.

Geistes- und Herzensreichthum.

Je mehr unser Geist erfährt, desto mehr empfängt er. Je mehr unser Herz erfährt, desto mehr muß es hingeben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 12. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Weihnachtabend.

Als Kind feierte man Weihnachten wie die lebendiggewordene Märchenzeit. Die Augen zu! sonst bläst Christkindchen sie dir aus! Das war schon die hundertste Stufe auf der Wanderung in den hellen lichten Himmel hinein; vorher kamen die niedern Stockwerke. An der untern Sprosse dieser Jakobstraumleiter der Freude stand im umgewandten Pelzrock mit langer, frisch aus Besenreisern gewundener Ruthe der schauerliche Knecht Ruprecht im nördlichen Deutschland oder St.-Niklas im südlichen und fragte mit drohender Stimme: Kannst du auch beten? Gebetet wurde dann mit kläglicher, zähnklappernder Angst, aber doch mit Herzensandacht; denn das neugeborene Jesulein, die bescheidene Krippe, der wandernde Morgenstern, die Weisen mit Myrrhen und Aloe, das ganze blühende, orientalische Nachtgedicht der Heilandsgeburt mit den Hirten auf dem Felde, den Engeln, die ihnen aus der Höhe den Weg wiesen, dem immerdar gläubigen Joseph und der glückseligen Maria, das lebte im Herzen wie linde, milde, duftende Sommernacht, wenn auch die Hände froren, die Nase blau anlief und die Füße in Schnee gesteckt werden mußten, weil sie die completeste Erstarrung von der Eisbahn mitgebracht hatten. Die Wochen wurden schon von der ersten Gans zu Martini nach den Sonntagen gezählt und zwar Trinitatisweise, dann wurden es nur noch die Tage, zuletzt die Stunden. Adventszeit hieß die ganze höchst merkwürdige Periode. Die „Currendejungen" sangen des Abends auf den Straßen und sammelten in blechernen Büchsen; Nüsse und Aepfel wurden an Markttagen in Vorräthen eingekauft, aber noch nicht gezeigt, sie rasselten und dufteten nur; die ganze Erde war ein großes flüsterndes und tuschelndes Geheimniß.

Auf die Märchenzeit kam dann die rationalistische. Für Säbel, Flinten, bleierne Soldaten gab es nun Schulmappen, Reißfedern, Schreibebücher und neue Hosenträger. Man nahm schon mit größerer Kühle den Kalender in die Hand und rechnete die mystischen Begebenheiten nach der üblichen Chronologie ab, wie die Zerstörung Karthagos und die Hinrichtung Konradin's von Hohenstaufen, dieses Hauptfactum der deutschen Geschichte im Kopfe jedes gefühlvollen Untertertianers. Man sah schon das Märchen in seiner künstlichen Veranstaltung, die groben Drähte der Komödie; man lachte schon über

das Wispern der Aeltern wie ein Neolog oder ein Geolog über die Schöpfungsgeschichte. Bekanntlich sind das die Jahre, wo, wie in dem Raimund'schen Märchen, oft schon ausgerufen wird: Ach, was haben doch die Kinder nicht Alles mit ihren Aeltern auszustehen! Die guten Aeltern sind dann über die Weihnachtzeit schon vergnügter als die aufgeklärten Jungen, die bei all' der Freude ihre Ferienarbeiten im Kopfe haben und zur Bescherung ohnehin nur Das bekommen, was sie „auch so" erhalten würden, Dinge, die alle nach Leder riechen oder nach Tuch und dem ewigen Papier.

Dann aber die Jünglingszeit. Ach! Der Weihnachtabend war dann schon oft nicht mehr der lustigste, sondern der traurigste Tag im Jahr. Man war von seinen Aeltern entfernt, entweder durch Entfernungen der Erde oder Entfernungen des Himmels schon. Die Lichter wurden nicht mehr angezündet; man hörte nur die Weihnachtlust im Nachbarhause, sah fremde Fenster schimmern, hörte fremde Kinder jauchzen, man machte einen Gang durch die Straßen, um das wehmüthige Herz zu stillen. Du liebe ernste Jünglingszeit! Du verschwiegene heilige Knospe der ersten freiern Lebensentfaltung! Du erste heilige Sabbathstille und Morgenfrühe des Menschenthums, eingeläutet meist von trauernden Glocken! Denn welche Erfüllung wird wol schon den allgewaltigen Jugendträumen? Welcher erste Gruß des Lebens, des wirklichen, des rauhen Lebens der Pflichten und der Geschicke, ist wol ein liebevoller und freundlicher? Bereits bildet sich auch schon das ganze Jahr hindurch um das Jünglingsherz die harte Schale, die das junge Leben braucht, um in der stoßenden Welt mit fortzukommen. Starr, kalt werden die Grundsätze. Große, schroffe, spartanische Gesetzestafeln werden aufgehängt in der innern Brust. Mancher Zug um die Lippe lächelt schon dämonisch und spröde wirft sich der Mund auf, sieht der Jüngling was er zu hoffen hat und vergleicht es mit Dem, was er gewinnen möchte. Am Weihnachtabend bricht dann noch ein mal die Eisdecke des Jahres. Auf einige Stunden sinken noch ein mal alle gefrorenen Eisspaläste der Seele, in deren bunten Lichtbrechungen sich der Jüngling schon gefällt. Das unsterbliche Anrecht auf Glück, das wir tief und unauslöschbar und durch keine Philosophie hinwegzureden in unserer Brust tragen, meldet sich noch ein mal wieder in diesem Weiheaugenblick — und dann mit so unwiderstehlicher Macht, daß manchem Jüngling die Weihnachtzeit oft nichts beschert als Thränen, ein Geschenk freilich, das auch seinen Werth hat und geradezu vom Himmel kommt.

Darauf die Zeit der Liebe! Die Liebe will nichts mehr zu Weihnachten empfangen, sondern nur noch geben. Auch der Jüngling, dessen Herz in Flammen steht, grübelt und forscht, was wol gefallen, rechnet, was anzuschaffen er bestreiten könnte. Da nimmt man der geplagten Vorsehung von ihren Mühen ab und spielt selbst Schicksal und kommt schon in der Adventszeit zu den Geschwistern seiner Angebeteten, die Taschen voller Aepfel und Lebkuchen. Da glättet man wieder um der Liebe willen die Mephistophelesfalten aus, macht den Knecht Ruprecht oder gar das Weihnachtkind und übersieht sogar in seinem Bescherungseifer, daß auch an uns gedacht wird, heimlich für uns gearbeitet wird, in unbelauschten Stunden und selbst Abends noch, wenn uns die Geliebte entlassen hat, sie den zärtlichsten Abschiedskuß draußen an der Thür gab und zurückkehrend bis tief um Mitternacht noch bunte Blumen und Guirlanden stickt! In jungen Gemüthern ist der erste Eifer des Gebens ein Wetteifern mit dem Füllhorn Fortuna's. Ja recht viel und für Alle. Jeder bekommt. Der Großvater, die Großmutter, die Aeltern, die Geschwister, die Mägde, sogar der Vogel bekommt einen neuen Vogelbauer; Alles was um unser Mädchen lebt und webt, wird besonders beschenkt und Jedem hofft man auch seine liebsten Wünsche abgelauscht zu haben. Freilich! Man trifft es meist bei Allen, leider! aber oft bei Derjenigen nicht, der zu Liebe alle diese kindlichen Naivetäten in unser, schon „dem Jahrhundert" angehöriges Herz zurückkehren durften. Auch verdrießliche und ver-

stimmte Weihnachten gibt es. Der Mensch wird ohnehin dann immer am launenhaftesten, wenn gerade die meisten Umstände gemacht werden, ihn glücklich zu sehen. Auch diese lange Vorbereitung auf eine einzige lichterfüllte Stunde, die zu Ende geht, wenn die kleinen, kurzen Wachsendchen niedergebrannt sind und hie und da in der grünen Tannenherrlichkeit schon Feuer ausbricht, auch diese wochenlange Betriebsamkeit läßt schon an sich ein Gefühl der Ermüdung und Erschöpfung zurück, denen die bekanntlich launenhaftesten Menschen, die es gibt, die Liebenden, nicht selten Gründe unterlegen, die gerade bei solchen Extra-Festen von unsichtbaren bösen Plagegeistern wie zugeflüstert scheinen. Wochenlange Vorbereitung, ämsigste stille Arbeit, Entsagung mancher Freude um ein Werk, das, endlich fertig, vielleicht nicht ein mal die gehoffte Würdigung findet.... Auch Das kommt vor. Wunderliche Heilige stehen in diesen Jahren um die frohe Weihnachtkrippe. Es folgen selbst dem schönsten Tage des Jahres Verdruß und Kriegszustände, die glücklicherweise in der nahegelegenen Sylvesternacht beseitigt werden können.

Dann kommen ganz eigene neue Perioden. Ging' es von jeder ersten Liebe gleich zum Traualtar, so hätte man von seinen fernern Weihnachterinnerungen leichter erzählen. Die ersten Weihnachten der Ehe, wo man ungeduldig die oft noch lallenden Kinder schon zur Freude am Lichterbaum zwingen möchte und nicht die Zeit erwarten kann, die Kinder so gespannt zu sehen in ihrer Hoffnung, wie wir es selbst, freilich erst in drei Jahren später, waren, diese Weihnachten sind gewiß die schönsten, die es geben kann. Aber zwischen der ersten Liebe und der Ehe ... welches wilde, zerrissene, zerklüftete Gebirg liegt dazwischen! Welche Schluchten der Verzweiflung, schroffen Brüche des Misverständnisses, oft auch welche einsamen stillen Plätze, nur bepflanzt mit Trauerweiden! Von diesen Jahren des Prüfens und des Hoffens, oft der Qual und der Täuschung, wäre mancher Weihnachtabend zu erzählen und manche Geschichte daran anzureihen, manche, die an unserm häuslichen Herde würde Zuhörer finden dürfen — indessen schließen wir mit der Bemerkung, daß man an Weihnachtabenden sein ganzes Leben wie einen Rosenkranz an seinen Kugeln abzählen kann. Jedes Jahr bietet eine andere Erinnerung. Unsere Freuden und Leiden, unser Besitz und unser Verlorenes führt Weihnachten uns am unmittelbarsten entgegen, all' unsere Lebenden läßt es uns zählen und unsere Todten. Am Christabend erinnert man sich, wie man fremd einst stand als Gast an einem Lichterbaum, vielleicht bei Menschen, die unsere Freunde schienen und wol Feinde wurden — in jenem Jahre ward uns Das beschieden, in diesem ein Anderes, da zündete man den eigenen Baum an in seiner jungen Ehe und die Sorge war vielleicht der einzige Gast, der an dem kargen Tische stand, der nur der Liebe reichlich schien. Da zählte man noch der Häupter wenige, die uns gehörten, dann drängten sich zahlreichere um die hellen Lichter; manches Antlitz strahlte vor Freude, und es fehlte schon bei dem Erinnerungsbilde des folgenden Jahres. Augen der Wonne, die empfingen — noch glücklichere, die spendeten, sind erloschen ... Je älter man wird, desto mehr wird uns der Weihnachtabend nur noch der Erinnerung geweiht bleiben und ein rechter Tag Aller-Seelen werden.

Kindesträume.

Von Ludwig Steub in München.

In Süddeutschland liegt eine kleine Stadt, nicht ferne vom Gebirge, am Gestade eines grünen Stroms, in einer heitern Gegend. An diesem Orte lebte vor manchen Jahren ein angesehener Würdenträger aus guter, alter Familie. Er hatte zu seiner Zeit ein adeliges Fräulein geehelicht, das ihm zwar keine Schätze, aber bald einen braunlockigen

Knaben einbrachte, den die Aeltern um so inniger liebten, als er das einzige Kind des Hauses blieb.

In der That hatten sie auch viele Freude an dem Jungen. Es war eine stille, innerlich geschäftige Natur, äußerlich zumeist in seltsame Fährten verloren, dabei jedoch oft Laut gebend von einem geheimen Leben, das die Aeltern nicht verstanden, aber bewundernd ahnten. So merkten sie bei vergehender Kindheit mehr und mehr, wie der Knabe Haus und Garten und die alterthümlichen Gassen für sich eigens erbaute und ergrünen ließ und einen Flor von Dichtung darüber warf, der zu schön war, um kindisch zu heißen, und als er mit zunehmenden Jahren öfter und öfter vor die Thore kam, so hatte er auch sein eigenes Schauen für die Landschaft, und der Wiesenbach, der Wald und das Hochgebirge waren Dinge, die ihm offenbar mehr bedeuteten als den andern Leuten in dem Städtchen.

Der Landrichter von Bolzen bewohnte ein landesfürstliches Haus, das, vor Jahrhunderten als festes Schloß zu Schutz und Trutz erbaut, noch den gothischen Giebel, die dicken Wände mit schmalen Fenstern, im Innern dunkle Gänge, hinter sich aber einen lachenden Burggarten hatte, der zwischen bezinnten Mauern in sicherm Verschlusse lag. Er endigte in einem halbverfallenen Thurm, aus dessen Schießscharten man über Wies' und Feld auf ferne Dörfer sah, deren spitzige Kirchthürme über den Wäldern erglänzten, während am Horizonte die Alpen mächtig hinabzogen.

Es war dem Knaben lieb, wenn er oben im Vaterhause auf dem breternen Speicher, der manches sonderbare Geräth, manch' altverbrauchtes Zeug bewahrte, wenn er da einsam und vergessen von dem Giebelfenster hinunter schauen konnte auf die schwarzen Dächer der Stadt, wo verschiedene heimliche Hofstätten erschienen, mancher hölzerne Gang, den er unten nicht mehr finden konnte, wo unbekannte Männer und Frauen wandelten und oft halbverhallende Stimmen herüberklangen, die er nicht verstand, wo er weit über das Land hinsehen und den Alleebäumen nachgehen konnte, bis sie auf fernen Hügeln verschwanden, wo entlegene Weiher glänzten und hohe Wälder dunkelten, hinter denen er sich die Fremde dachte. Auch freute er sich oft in den finstern Gängen seines Schlosses, die von seinem Fußtritte erschallten und seine Stimme in starkem Widerhalle zurückgaben, an den alten schwarzen Bildnissen, deren Namen Niemand mehr wußte — er glaubte, es wären verstorbene Kaiser der deutschen Nation. Neben ihnen hingen auch noch hin und wieder alte Pickelhauben oder ein verrostetes Schwert aus vergangenen Zeiten, die ihm aber noch immer zu groß und zu gewichtig waren, so oft er sie auch versuchte — mit der Zeit, war seine Hoffnung, würde er auch noch hinein wachsen.

Und so saß er auch manche Abendstunde in den Fensterbrüstungen auf den eingemauerten Bänken und blickte in die stillen Gassen hinunter, spähend, als erwarte er eine wichtige Begebenheit — aber lieber als dies Alles war ihm der alte Thurm an der Stadtmauer, der in der Ecke des Gartens stand, und zwar da, wo die Bäume immer mächtiger wurden, das Gras immer höher und die Haselbüsche immer dichter. Auch der Epheu zeigte hier den reichsten Wuchs und wand sich an dem morschen Treppengeländer hinauf und über dem Dache spielten die leichten Ranken im Winde, wobei der Wetterhahn zuweilen seltsam knarrte. In diesen Thurm verlegte Jörg seine Kinderstube; da las er seine ersten Bücher und träumte seine schönsten Träume. Da schleppte er allerlei zusammen, was ihm werthvoll dünkte, Geschichten blondhaariger Ritter, die Beschreibungen ferner Länder, alte schmuckreiche Landkarten und die herrlichen Leiden Robinson's.

So stieg er am Abend immer hinauf in sein Thurmstübchen und las, oft weinend, oft in lautem Jubel, in seinen alten Historien oder in den Erzählungen von der Neuen Welt. Abwechselnd lag er dann auch über den vergilbten Landkarten und betrachtete die großen Städte, wie sie mit ihren eckigen Bastionen an den Flüssen liegen oder an der

See. Da weilte sein Blick gern auf Köln am Rhein, oder auf Danzig in Polnisch-Preußen, oder auf Augsburg am Lech im Herzogthum Schwaben. Er meinte in ihre Gassen hineinzusehen und das Volk gewahr zu werden, wie es ehrenfest und mannhaft mit leisem Summen darin herum wimmelt. Er erschaute die ehrenfesten Patricier, die aus dem Rathhause kommen, die schönen Frauen, die aus der Kirche gehen und wenn sein Auge auf die niederländischen Städte fiel, so glaubte er den Freiheitsdonner der Kanonen zu hören aus dem Kriege gegen den spanischen Philipp. Dann betrachtete er auch die schwarzen reißenden Ströme, die durch den großen Bogen hinrieseln, bis sie sich ins Meer stürzen, wo die Delphine spielen und die holländischen Fregatten mit grüßenden Schüssen vorüberseglen. Er wäre ihnen gern nachgezogen in den großen Ocean und über diesen hinüber, um in der Neuen Welt zu landen, zu Valparaiso in Neuspanien. Nebenbei dachte er sich oft als Einsiedler in einem warmen Lande mit einer Hütte an der Felsenwand und einem Garten von Palmen und Brotfruchtbäumen, unter denen sich seltsame Blumen wiegen und vertraute Lamas weiden. An den Garten stieß der Urwald und durch die Palmen sah man auf das Meer, an dessen anderm Ufer seine Heimat lag. Zuweilen dachte er sich auch in den sonnigen Orient und ritt auf arabischem Hengste mit den Karavanen nach Mekka, oder er meinte, er ziehe im Lande Hindostan als indischer Fürstensohn auf weißem Elefanten über den Bazar zu Madras. Er liebte sein Vaterland, die alten Herzogthümer, die großen Ströme, die mächtigen Städte, die ehemaligen Kaiser und die deutschen Ritter, aber doch gab er Allem ausländische, ferne Namen. Die Flur seiner Geburtsstadt nannte er das Thal von Quito und die beschneiten Alpen hieß er die Cordilleras de los Andes. Wenn er aber nicht auf den deutschen Strömen hinunter ruderte, so träumte er sich ins Gebirge, wo die stille Herrlichkeit der Gletscher ruht und weit hinten im Forste die ewigen Quellen entspringen und von dort schlug er sich durch Drachen und böse Greifen seinen Weg hinunter nach Italien, in die grünen Ebenen der Lombardei und zog hinab im Gefolge des großen Barbarossa durch die Mark Ancona, um in Apulien auszuruhen, im paradiesischen Tarent.

Selige Stunden, die der Knabe an seiner Schießscharte verlebte, im Thale von Quito, am Fuße der Cordilleras, im neunten, im zehnten, vielleicht auch im elften Jahre seiner Jugend!

Doch saß er nicht immer gedankenvoll auf seiner Warte, sondern oft auch trug er seine Träume herunter in den Garten und webte die Lilien und die Rosen hinein, die da an der Mauer hin erblühten. Er dachte oft, wenn nur Eine verzauberte darunter wäre, legte sich ins Gras und beobachtete ihr Walten, ihr leises Regen in dem Winde. Er gab ihnen Namen, nannte die Rose Florismund, die Lilie Blancheflur und lauschte, ob der Rosenprinz nicht zum Lilienfräulein spreche. Auf dem Bache aber, der hell und klar in ungedämmtem Bette durch den Garten floß, erbaute er seine Flotten und richtete manchen schönen Hafen ein für seine Galeeren, die er aus dicken Tannenrinden geschnitten hatte. Auch gab er dem Gewässer wieder jene klingenden fremden Namen, bei deren Klange seine Sehnsucht mitklang und zuweilen ließ er eine Galeere mit vollen Segeln auf dem Bache fortwogen, der sie dann durch die Wiesen in den Strom trug. Wenn so das Schiff mit fliegenden Wimpeln durch Hochburgund und Aragonien dahinzog, sagte er zu sich selber, es geht nach den Inseln der Seligen. Er wäre zu gern Admiral gewesen, um in den Indischen Ocean zu schiffen und ins Stille Meer oder um die Schlacht von Lepanto zu schlagen oder den bedrängten Rhodisern zu helfen, die ihm so herrlich vorkamen auf ihrer asiatischen Insel. Es konnte ihn sehr inniglich betrüben, daß die alten Ritter untergegangen bis auf die großen Grabsteine in der Pfarrkirche, wo sie knieend ausgehauen waren; aber manchmal dachte er, er könnte doch noch einer werden und dann ging er hin und nahm seine Armbrust, lehnte sich an die Gartenmauer und

ſchoß einen Pfeil hinaus durch den Epheu in das Abendroth, um Alles zu vertilgen, was ſchlecht und niederträchtig auf dieſer Erde.

Von allen dieſen Dingen wußte der alte Herr von Bolzen ſehr wenig und ſeine Gemahlin nicht viel mehr. Sie ſahen zwar, wenn ſie etwa in den Thurm hinaufſtiegen, die Bücher und die Landkarten des Knaben, aber er hat ihnen nie geſagt, daß die Ebene um ſeine Vaterſtadt das Thal von Quito und die Tirolerberge die Cordilleras de los Andes ſeien. Auch bemerkten ſie wol ſeine Schiffe in dem Gartenbache und die Mutter gab ihm zuweilen verſchiedenes Zeug zu ihrer Betakelung, aber ſie hatte keine Ahnung davon, daß von Zeit zu Zeit eine Galeere nach den Inſeln der Seligen ſegle. Etwas Näheres hätte vielleicht des Amtmanns Marie, Jörg's Schulfreundin, erfahren können, allein ſie erkundigte ſich nicht darum. Ihres Vaters Garten ſtieß an den des Landrichters und manchen ſchönen Sommerabend, wenn ſie auf die Scheidemauer geſtiegen war und in die Bäume hineingerufen hatte: Jörg, wie geht's! erſchien dieſer, reichte ihr die Hand, ließ ſie in ſein Gebiet herunterſpringen und ging dann mit ihr an dem Bache luſtwandelnd auf und ab. Dabei ſagte er ihr, ſie ſei eine Prinzeſſin oder ein Ritterfräulein und hieße Bertha von der Reismühle oder Roſamunde von Plantagenet oder Theophania von Byzanz. Auch ſprach er zuweilen verſchiedene unbekannte Sprachen mit ihr, die er ſelber nicht verſtand, die ſie aber ſehr gern zu hören behauptete. Ebenſo nannte er ihr die Namen aller ſeiner Galeeren, allein wenn ſie auch da war, zu den Zeiten, als wieder ein Segel nach dem fernen Ocean entſandt wurde, er ſagte ihr nicht, wohin es beſtimmt war, und auch nicht, was er in den Brief geſchrieben hatte, der für ſeinen überſeeiſchen Freund darin lag. Hätte ſie ihn gefragt, ſie konnte es vielleicht erfahren, allein ſie war nicht neugierig.

Eines Abends aber, als Jörg auf den Ruf ihrer Stimme aus ſeinem Dickicht heraustrat, ſah er auf der Gartenmauer neben Marien noch eine andere jugendliche Geſtalt, welche er freundlich einlud herabzuſpringen, während er ſelbſt der Dame ritterlich ſeine Hand bot. Dieſe ſagte, ihr Begleiter ſei des Förſters Erſtgeborener mit Namen Kunz, dem ſie ſo viel Schönes von ſeinen Galeeren erzählt, und der nun gekommen ſei, ſie zu ſehen. Vor jungen Leuten hatte Jörg keine Scheu; er nahm den Knaben an der Hand, führte ihn durch die Laubgänge, welche er ihm als Urwald bezeichnete, zu ſeinen Wäſſern und zu ſeinen Flotten und erklärte ihm das Meiſte ohne Rückhalt. Er ſagte ihm, dies ſei der Strom Guadalquivir, welcher von verſchiedenen ſeefahrenden Nationen umwohnt werde. Dort unter den Apfelbäumen läge Hochburgund, die Freigrafſchaft, und da an den Haſelſträuchen ſei das Reich Aragonien. Unter dem Schutze dieſer Krone habe er hier einen Hafen angelegt, welchen man Tarteſſus heiße, weiter oben aber den Platz zu einer Stadt ausgeſteckt, welche wegen ihrer geſunden Luft Buenos-Ayres genannt werden würde. Seine Flotte ferner ſei die anſehnlichſte in dieſen Meeren und er unterhalte damit Verbindungen bis in den Ocean. Als des Förſters Kunz dieſe Dinge hörte, fingen ſeine Augen an vor Freude zu glänzen. Er ſagte ſchüchtern, auch er habe ſchon in Büchern geleſen, wo von ſolchen Geſchichten die Rede ſei, was ihn bei Jörg ſo ſehr empfahl, daß ihm dieſer eröffnete, er brauche nachgerade einen Admiral und wollte ihm gern dieſe Stelle verleihen. Förſters Kunz empfing die Würde mit hohen Freuden und hat ſie von dem Tage an mit Ehren getragen.

Es war viel Kunſtſinn in dem jungen Admiral. Schnitzen und Zimmern verſtand er weit beſſer als ſein Herr und Meiſter und ſein Vater hatte auch das ſchönſte Werkzeug dazu. So ſtellte er bald in dem Hafen zu Tarteſſus ſtatt der Rindenflotte, die er einſt feierlich verbrannte, ein kleines Geſchwader aus, das ſeemänniſch hergezimmert war — weitbäuchige Schiffchen, ſchwarz angeſtrichen, innerhalb kalfatert, die Maſten und das Takelwerk in ſchönſter Ordnung. Auch die Waffen zu Schutz und Trutz mußten

spüren, daß ein tüchtiger Schmied über sie gekommen. Die Schwerter legten sich besser in die Hände. Helm und Schild wurden zierlicher.

Die Knaben verstanden sich immer mehr und hielten immer fester zusammen. Was Jörg oben im Thurme ersonnen hatte, das führte Kunz unten im Garten aus. Manche Stunde aber saßen sie in der Thurmstube ruhig nebeneinander oder an einer Schießscharte des Gartens und schauten auf das Thal von Quito hin, über dem die Sonne unterging, sprachen dabei von den Reichen jenseit des Oceans, von Valparaiso und von ihrer Insel in der Südsee, oder sie wünschten sich hinüber, auf die andere Seite der Cordilleras de los Andes und meinten, wenn jetzt die Zinnen von Ravenna oder von Tarent so schön im Abendroth glänzten, da müßte es herrlich sein, als Belagerer davor zu liegen mit einem Heere von hunderttausend Mann.

Die schönsten Tage aber gingen ihnen auf am Schluß der Kinderjahre, wenn immer der Treuenfelser Heinz zum Pfarrer in die Vacanz kam. Dieser war eigentlich ein junger Freiherr, der auf einem Landsitze von einer klugen Mutter erzogen wurde und hatte deshalb vor den Knaben in dem Städtchen Verschiedenes voraus. Er konnte sich rühmen, schon etliche male Sporen getragen und beim Heueinfahren den Sattelgaul geritten zu haben, auch ging er zuweilen mit dem alten Forstwart auf die Jagd. Dabei war er auch voll großer Träume und trat gläubig ein in die märchenhafte Welt, die Jörg um sich erschaffen hatte. Doch war ihm der Garten fast zu klein und er zog lieber in den Wald und durch die Felder oder führte seine Gespielen in dem kleinen Nachen auf dem Teich. Er war sonst freundlich und guten Herzens, aber streitbar und wild, wenn's zum Schlagen kam. Er hatte wol auch eine eigene Luft an seinen jungen Fäuften und mit dem Treuenfelser Heinz zog jeweils der Krieg in die kleine Landstadt ein. Da wurden unter den Bürgerskindern die wehrhaften ausgehoben und mächtige Schlachten geschlagen, auf den Wiesen vor der Stadt oder selbst unter den Fenstern des Pfarrhofs. Das war ausgemacht, der Treuenfelser führte die besten Streiche und kümmerte sich am wenigsten um seine Haut. Wenn er dann in der grünen Au seine Scharen musterte, so sagte er ihnen, der Kampf gehe um das Heilige Grab, er sei Richard Löwenherz von England, Jörg stelle Ludwig den Heiligen von Frankreich vor und Försters Kunz nenne sich Tankred von Sicilien. Darauf schwenkte er kampflustig das Banner und führte seine Reisigen mit gewaltigem Kriegsgeschrei gegen die Sarazenen unter Sultan Saladin, in denen man die tapfere Jugend der Vorstadt erkennen konnte.

Sie mußten manchen Strauß verloren geben die Ungläubigen, und manche ihrer Standarten wurde in dem Thurme aufgehängt als Erinnerungsmal an die glorreichen Tage König Richard's, bis er wieder kam im Herbste und wieder seine Getreuen sammelte und wieder gegen Jerusalem zog oder Askalon stürmte. Freilich gerieth er auch zuweilen in Noth, wie ja die besten, und als er einmal Ludwig den Heiligen aus einem starken Fähnlein Seldschuken, das ihn im Siegesjubel davon führen wollte, herauszuhauen unternahm, da geschah es, daß er zwar den König rettete, aber nur mit seinem eigenen Blut, denn als der Kampf geschlagen war, hatte er lange zu thun, um im Quadalquivir sein Stirnwunden zu stillen, und Ludwig der Heilige sagte ihm mit einem Spruche, den er vielleicht auch in einem Buche gelesen hatte: Lieber Vetter, ich will's euch stets gedenken.

Solche Thaten machten den Treuenfelser fast zum Wunder für die Knaben, und auch die Mädchen dachten gut von dem blonden Helden, seit er einst Amtmanns Marie an dem verwegenen Thürmerseppel so ritterlich gerächt. Dieser hatte sich nämlich bei einem Spiele auf dem Friedhofe an dem Mädchen, das den christlichen Kreuzfahrern zugethan war, vergriffen und wollte es an den Haaren zu Boden reißen, als Heinz in edlem Zorne herbeiflog, den Frechen ins Gras warf, ihn bei den Füßen in den Pfarrhof zog

und dort in den Schafstall sperrte. So, Seppel, sagte er, jetzt bist du Sultan Bajazet, und darfst froh sein, daß du es so weit gebracht.

Wenn dann an solchen Tagen der Kampf vorüber und die Abendsonne im Sinken war, dann zogen die Kämpen mit den Trophäen in den Thurm hinauf, trockneten sich den Schweiß von der Stirn und beriethen in ernster Versammlung — den hohen Rath von Indien nannten sie es — die kriegerischen Geschäfte des nächsten Tages. Und wenn die Zeit gekommen war, wo der Treuenfelser Heinz wieder auf sein Stammschloß gehen mußte, dann nahmen sie mit nassen Augen Abschied von dem edeln und festen, und zählten die Tage ab bis er wiederkommen würde und mit ihm die Tage der Abenteuer der Kriegslust und der Schlachten.

So vergingen die Jahre und mit der Zeit kam auch der Tag heran, wo der alte Herr von Bolzen sterben mußte. Jörg drückte ihm sanft die Augen zu und schluchzte: Du hast auch nicht mehr erleben können, lieber Vater, wie aus deinem Kinde etwas wurde! Frau von Bolzen war zu den Füßen des Todtenlagers niedergesunken, unfähig ihren Thränen zu gebieten. Er fiel ihr um den Hals und weinte fast noch stärker als sie. Sei ruhig, Mutter, sagte er, — uns wird geholfen werden — ich geh' nach Indien. — Sie verstand ihn nicht.

Als der Vater begraben war, zog Frau von Bolzen aus dem alten Schlosse, verließ die Landstadt und schlug ihren Witwensitz in einer größern auf, wo sie einfach und in stillem Frieden lebte. Jörg hatte Försters Kunz und dem Treuenfelser Heinz Lebewohl sagen und den Thurm, den Garten, seine Waffen und seine Flotten alle verlassen müssen. Der jähe Sprung aus den Kinderjahren in das Jünglingsalter hatte ihm ziemlich weh' gethan in seinem Herzen. Das Thal von Quito sah er nimmer mehr, die Cordilleras nur noch am fernen Horizonte — aber oft an schönen Abenden dachte er wehmüthig zurück an jene Freuden seiner Jugend.*)

Das Drama und die Bühne des Tages.

Es wird Jedem erinnerlich sein, daß kurz nach der Februarrevolution die Theater leer standen, viele Schauspieler ohne Beschäftigung reisten, manche Hoftheater sogar sich gänzlich auflösten. Diese Folgen einer aufgeregten Zeit dauerten nur einige Monate. Als sich in den Hauptstädten Deutschlands festere Formen gebildet hatten und meistentheils durch militärische Hülfe die ältern Zustände wiederhergestellt waren, zeigte sich die gegentheilige Erscheinung eines Zudrangs zu den Theatern, wie ein solcher nicht einmal vor 1848 stattgefunden hatte. Bei den unbedeutendsten kleinen Stücken waren die Theatersäle überfüllt, der Antheil gab sich freudiger denn je, die Nachsicht gegen Alles, was vorgeführt wurde, war beispiellos. Man sagte damals, diese auffallende Erscheinung beruhe auf dem Wunsche, sich in den Wirren der Zeit wenigstens irgendwo mit Behagen zurechtzufinden; man wolle sich unterhalten, das Leid, das entweder vorüber war oder noch draußen andauerte, vergessen und in der That wurde das Publicum der gewähltern und besitzenden Classen, die sich zum ersten male wieder in den Logen zusammensahen, das Publicum des Militärs, der Börse, der Capitalien, der Beamten, so mild und harmlos in seiner Freude, daß man zu jedem Einfalle, der vor einem Jahre noch frostig erschien,

*) Vielleicht erfahren wir in Zukunft von den fernern Schicksalen des lieben phantastischen Knaben mehr.

Der Herausgeber.

lachte und den Schauspielern und einigen harmlosen Poeten den Beifall mit vollen Händen spendete.

Im Allgemeinen dauert dieser Zustand noch gegenwärtig an. Noch immer ist von der größten Anzahl unserer Theater Alles verbannt, was alte Wunden aufreißen, Demonstrationen und Tendenzermunterungen veranlassen könnte. Noch ist die besitzende Classe, für die ohnehin in Deutschland (mit Ausnahme Wiens und Hamburgs) die Bühne allein existirt, in vollem Zuge, sich den Genuß nicht stören zu lassen, den sie in einem möglichst harmlosen, rein auf Unterhaltung gerichteten Theaterrepertoire findet. Aller Orten begegnet man einer fast unglaublichen Vereinfachung der Ansprüche, die man früher an die Bühne richtete. Kleine ein-, zwei-, dreiactige Stücke gefallen, die Wiener Posse breitet auch schon wieder sich aus, alten verschollenen Singspielen, die man aus dem großen Vorrath an froher Musik des vorigen Jahrhunderts hervorgesucht hat, trägt man wie den holdesten Jugenderinnerungen ein kindliches Gemüth entgegen und mit Ausnahme einiger classischen Stücke, die man hier und da mit um so gesteigerterer Verehrung besucht, scheint die deutsche Bühne nahe daran, im eigentlichsten Sinne des Worts eine Vergnügungsanstalt zu werden und den Zusammenhang mit den ernstern Strebungen der Nation zu verlieren.

Es ist auch fast, als kämen alle äußern Umstände dieser auffallenden Erscheinung zu Hülfe.

Seit einer Reihe von Jahren sind die Tivoli-Theater oder sogenannten Arenen errichtet. Dies sind Bühnen, wo man, obgleich wir durchaus keinen italienischen Himmel haben, doch in italienischer Weise am hellen Tage spielt. In Italien ist mit diesen Tagtheatern die sonst in besserm Schwunge gewesene italienische Kunst der Darstellung (besonders im komischen Fache) in dem Grade zu Grunde gegangen, daß der Begriff der Bühne sich dort unmittelbar nur an die Oper anschließt und der Schauspieler einen niedrigen und sogar gemeinen Grad öffentlicher Schaustellung seiner Person bezeichnet. Es ist diese Erniedrigung eine natürliche Folge der Veränderungen, welche die Darstellungskunst durch die öffentliche tageshelle Scene erfährt. Diese geschminkten Gesichter, diese werthlosen Stoffe des Costüms, diese grobe Malerei der Decorationen, die bei Beleuchtung in geschlossenem Raume eine viel täuschendere Nachahmung der Wirklichkeit geben, sinken beim Tageslichte zu einer widerlichen Lüge herab und entwürdigen den Aufwand von Scherz oder Ernst, den der vernünftige Mensch macht, um diese Armseligkeiten zu beleben. Man trinkt zu diesen Kunstgenüssen Erfrischungen, strickt Strümpfe oder raucht Cigarren. Seit Eröffnung dieser Tivoli-Theater oder Arenen ist ein Theil des Schauspielerstandes wieder wahrhaft bemitleidenswerth geworden; er ist auch in Folge des Mismuths über die Nothwendigkeit, um des lieben Brotes Willen sich zu diesen Entwürdigungen hergeben zu müssen, an Talent zurückgegangen.

Unter solchen Umständen hätte man in Ländern, wo eine gewisse Pflege solcher und ähnlicher Dinge stattfindet (man wird hier leider nur an Frankreich, Rußland, Dänemark, Schweden, Spanien und in gewisser Hinsicht auch Oesterreich erinnern können), voraussetzen sollen, es würde über einen Einhalt nachgedacht werden, den man etwa der einreißenden Verwilderung des Schauspielwesens thun sollte. Im Gegentheil. Wir finden, daß man weder das Uebel an der Wurzel angreift, noch ihm durch andere Einrichtungen heilend zu begegnen sucht. Die Tivoli-Theater und Arenen an sich werden schwerlich zu entfernen sein. Es liegt ihnen die Neigung der Deutschen, ein Volkstheater zu besitzen, zum Grunde und die Sommerzeit ist oft die einzige, wo in einem öffentlichen Locale bei einem Glase Bier der „gemeine Mann" etwas von der Komödie absieht. Ohne uns auf die neuern, theilweise chimärischen Vorschläge, diesen Theatertrieb der Deutschen zu einer neuen Entfaltung der Dramatik im antiken Stile auszubilden, einzulassen, bemerken wir

nur, wie nothwendig sich unter solchen Umständen eine andere Festigung der Schauspielkunst dargeboten hätte, die auszuführen möglicher war. Dieser einreißenden Würdelosigkeit des Berufs gegenüber mußte eine Institution ins Leben gerufen werden, deren Nothwendigkeit und mögliche Einrichtung theoretisch schon seit Jahren so offen auf der Hand liegt, daß es nur eines guten Willens oder eines gemeinschaftlichen Angriffs bedurfte, um sie fertig hinzustellen. Es ist dies die Schauspielerschule. Wie weit entfernt man aber von einer Verwirklichung einer Schauspielerschule oder Schauspielakademie ist, beweist, daß diejenige deutsche Hauptstadt, die vorzugsweise für die Begründung derselben das Recht oder richtiger gesagt die Pflicht hätte, Berlin, seit einigen Jahren Alles thun durfte, um die Entwürdigung der Bühne und der Schauspielkunst zu vermehren. Während in Berlin das große Theater des Hofs nicht mit besonderm Erfolge sich bemüht, eine sturmfeste Mitte in dem spielenden Geplänkel der Nebentheater vorzustellen, ist Das, was das Hoftheater von anderm Bühnenwesen umgibt, die kläglichste Parodie Dessen, was der wahre Kunstfreund gerade von Berlin aus erwarten konnte. Diese Stadt, die notorisch fast die Hälfte der in Deutschland spielenden Schauspieler stellt, hat den Begriff einer Bühnenführung nachgerade zu den gewöhnlichen Anfoderungen der allgemeinen Gewerbefreiheit herabsinken sehen. Noch kürzlich erhielt ein Tabackhandlungscommis daselbst die Erlaubniß, eine Bühne zu errichten, miethete eine Reiterbude, raffte sich allerlei Matadore der kleinen jetzt üblichen Theaterpraxis zusammen und spielt täglich kleine Komödien, welche die Referenten der ohnehin immer nur mit dem berliner Straßenpflaster beschäftigten berliner Zeitungen mit derselben Gewissenhaftigkeit beurtheilen wie die Gemälde der dortigen Kunstausstellungen. Ein Wirth führt das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater, eine Wirthin darf die Vorstellungen des Kroll'schen Etablissements leiten, während rings in Gärten und neben Kegelbahnen der Vorstädte die erbarmungswürdige Muse der Tagestheater bettelnd mit dem zinnernen Teller umhergeht. Achtungswürdig gegen diese berliner Anarchie in Sachen eines sittlichen Hebels der Volkscultur steht Wien da, wo jedes Theater die Garantie nicht nur reichlich vorhandener Geldmittel und erprobter Bühnenerfahrungen, sondern auch die Garantie der Pflege eines vorzugsweise ihm anvertrauten Zweiges der dramatischen Kunst bieten muß; von Paris zu schweigen, wo zwanzig Theater nebeneinander bestehen, aber keins die gedankenlose Wiederholung der Zwecke seines Nachbars ist, sondern jedes eine Specialität der darstellenden Kunst zu pflegen hat, das eine die lyrische Oper, das andere das kleine Singspiel, jenes die großen Schauspiele und Melodramen, dieses das feine Lustspiel bis jenseit der Seine zum Odeon hinüber, einem von der Regierung unterstützten Theater für junge aufkeimende Talente der dramatischen Muse, einem Theater, das man mit seinen experimentirenden Zwecken und der jugendlichen Regsamkeit wegen, deren es bedarf, mit sinnigem Takte in das Quartier der Universität, mitten unter die Studenten verlegt hat. Alle diese Theater werden nur dramatischen Künstlern ersten Ranges oder Schriftstellern, wie Arsène Houssaye, Roqueplan, Véron u. s. w. anvertraut, und überdies hat jedes mindestens ein Trifolium von beliebten Dramatikern des Tags nachzuweisen, die sein Repertoire vor allen Zufälligkeiten und den zu grellen Mängeln der kommenden und gehenden Production zu schützen haben.

Eine natürliche Folge dieser Misverhältnisse konnte nicht ausbleiben. Es ist dies die immer mehr zunehmende Macht des Schauspielerstandes in der innern Verwaltung des Bühnenwesens überhaupt. Es wird unsern Lesern nicht unbekannt sein, daß vor einigen fünf bis zehn Jahren eine feststehende Thatsache zu werden schien, daß die Bühnen vorzugsweise dem literarischen Einflusse zu überweisen wären. Immermann hatte sich für das Vertrauen, das man zur Bühnenleitung durch einen intelligenten und poetischen Kopf fassen durfte, zu viel Credit erworben, zu viel der Schauspieler gab es, die sich unter der Empfehlung, Schüler aus Düsseldorf zu sein, einen glücklichern Weg bahnten. Dies

Verhältniß hat sich im Augenblick umgewendet. Nicht nur, daß nur noch an zwei Orten, Wien und München, die höhere Bühnenleitung in der Hand der Literatur sich befindet, auch theoretisch soll es für ausgemacht gelten, daß die Bühnenwelt einen Selbstzweck hätte und die Literatur bei sich nur Gastrollen geben ließe. Es ist besonders Eduard Devrient, der in Anregung der Februarrevolution die Volkssouveränetät auch auf die Bühne übertragen wissen wollte und den Grundsatz aufstellte: „Alles durch die Schauspieler". Wir müssen bei aller Achtung vor den Verdiensten des jetzt nach Karlsruhe berufenenen Theaterdirectors diese Lehre entschieden falsch und gefährlich nennen. Sie ist an sich die Consequenz der einem Nationalschauspiele so feindlichen factischen Zustände, geschichtlich sowol wie nach dem gegebenen Augenblicke. Die Geschichte des deutschen Theaters zeigt uns allerdings auf den ersten Blick eine Jahrhunderte lang durch sie hindurchgehende Selbstregierung der Schauspieler; Banden von Gauklern reisten schon im Mittelalter durch Deutschland auf eigene Rechnung und von den Dichtern und Gelehrten jener Zeit haben sie allerdings nicht viel lernen können; auch in späterer Zeit war die Gesellschaftsverfassung ohne Zweifel ein sehr förderliches Bindemittel einer zerfahrenen und fast für unehrlich gehaltenen Menschenclasse. Der Director, dem selten Verstandeskräfte, öfter seine zufälligen Mittel die Veranlassung gaben, eine Truppe zusammenzubringen, eine Truppe, die oft sogar nur durch Vererbung sich einer ein mal vorhandenen Coincidenz von Credit, Concessionen, Garderobe, Coulissen u. s. w. unterwarf, der Director einer solchen Truppe war ihr Nährvater, ein Condottiere der Musen, sich durcharbeitend durch eine rohe Zeit und auf seinem Posten so lange ausharrend, als seine Mittel an Geld oder physischer Kraft ausreichten. Es war ein abenteuerlicher Zustand, der seinen poetischen Reiz gehabt haben mag, aber auch gewaltsame Formen bedingte, die bei uns nicht mehr stattfinden können. Die stabile Bühne des neunzehnten Jahrhunderts, unterstützt vom Vertrauen ganzer Städte, emporgehalten über den alten Jammer des gesellschaftlichen Variastandes durch die Großmuth oder Kunstliebe der Höfe, ja nicht selten aus landständischen Kassen wie ein öffentliches Amtswesen unterstützt, ist eine Institution, die nicht in die Zufälligkeiten der Wildheit alter Zustände zurückfallen darf. Es ist eine romantische Täuschung, wenn Eduard Devrient glaubt, die dramatische Darstellung gedeihe besser, wenn die Schauspieler so unter sich lebten und walteten, wie sie es bei Schuch, Ackermann, Seconda u. s. w. thaten. Shakspeare, Molière, Schröder und Iffland gehörten als Theaterdirectoren weit weniger der Schauspielkunst als der Literatur an, in deren Blättern sie sich unvergeßlich eingeschrieben haben. Was Shakspeare zum Director des Globus machte, war nicht der zufällige Schauspieler, sondern der Dichter, der seinen Mitgliedern durch die Feder Beschäftigung zu bieten wußte.

Wenn so geistreiche und unterrichtete, durch eigene Productionen der Literatur angehörende Schauspieler wie Eduard Devrient Theaterdirectoren werden, so kann darin an und für sich nur ein Gewinn für die gute Sache der Kunst liegen. Es handelt sich aber um das Princip. Es handelt sich um ein Mittel, der Verwilderung vorzubeugen, die zu auffallend in unsern Bühnenzuständen wieder einzureißen droht. Haben wir erst die Tivoli-Theater und Arenen, haben wir erst die Tabackhandlungscommis als Concessionsinhaber in deutschen Hauptstädten, so kann es nicht auffallen, daß sich auch die Schauspieler überall selbst genug scheinen und einige ehrgeizige, zufällig mit Schulkenntnissen ausgestattete Regisseure allmälig an allen Theatern das Ruder an sich reißen. Die Parole: „Alles durch die Schauspieler", hat innerhalb der Schauspielerwelt hier und da schon den begeisterten Widerklang gefunden, wie wenn vor vier Jahren im Handwerkerstande gerufen wurde: „Alles durch die Gesellen!" Das Princip ist falsch und gefährlich. Wir wollen nicht Namen nennen, könnten aber einige gefeierte zu Directionsführung neuerdings erhobene Regisseure nennen, die den Erwartungen, die man thörichterweise auf ihre von

langjähriger Schauspielerei bis zur Pensionsfähigkeit schon erschöpften geistigen und moralischen Mittel setzte, nicht im mindesten entsprechen.

Bei allen Regeln, die man ob in praktischen oder in geistigen Dingen aufstellt, kommt es darauf an, daß sie sich auf normale Voraussetzungen stützen. Wenn man von neuen Lehrmethoden spricht, so muß man die Bürgschaft haben, daß innerhalb der vorhandenen Lehrerwelt auch die Befähigung anzutreffen ist, diese Methoden ohne Schaden für die Jugend ganz so auszuführen, wie der Urheber sie sich gedacht hat. Wir hatten diesen Einwand schon einmal an einem andern Orte gegen die eine seltene Virtuosität voraussetzenden Fröbel'schen Kindergärten gemacht. Es kann bei jeder Neuerung einzelne hervorragende Köpfe geben, die eine Vorschrift ganz so ausführen, wie sie gemeint war. Wer wird aber dem Heizer einer Locomotive ihre Führung anvertrauen, mag der Heizer auch längst Witz genug gezeigt haben, dem Führer seine Künste abzusehen? Wer greift die Feldherren blindlings aus den Unterlieutenants, wenn auch in dreißig Fällen auf Hundert sich ergeben könnte, daß ein Unterlieutenant Beruf zeigen könnte, Schlachten zu befehligen? Es ist dies mit der Schauspielkunst derselbe Fall. Wir finden unter den darstellenden Künstlern Köpfe von Bildung, Herzen von Mäßigung, wir könnten geistreiche, edle, jeder intellectuellen Aufgabe gewachsene Schauspieler wie Seydelmann, Baison, einst Lenz in Hamburg, Schmidt, wir könnten noch zahlreiche Lebende oder noch wirkende Namen nennen, und würden von Wien bis Hamburg, von Königsberg bis Basel eine Reihe intelligenter, gebildeter, zum Theil auch wohlwollender Schauspieler aufzählen können; aber wie stark ist selbst in ihnen, ich will nicht sagen der persönliche Anspruch auf ihr nächstes Künstlerinteresse vertreten, sondern selbst innerhalb ihrer Bildung eine gewisse autodidaktische Unsicherheit! Ist ihre Bildung nicht etwas Zufälliges? Kommt sie in Betracht bei der Würdigung ihres nächsten Werthes, der sich nur auf die Scene in ihrer dargestellten Rolle zu bewähren hat? Wird man etwas Anderes thun können, als ihnen die zufällige Bildung, die sie besitzen, als ein Privatverdienst zugute rechnen, im Uebrigen aber sie nur als Das fassen müssen, worin sie zunächst ihr Lebensziel suchten, nämlich Glieder eines Ganzen zu sein? Wäre dies nicht, wie könnte man in der Ordnung finden, daß einige unter ihnen ausgezeichnet als Darsteller sind und für die Stützen einer ganzen Anstalt gelten können und doch nicht einmal die Versuchung haben würden, sich zu Lenkern ihres gemeinsamen Interesses aufzuwerfen? Und geben sie ihre Zustimmung, einen Nebenmann zu wählen, wie bedenklich wird dessen Stellung, wenn es ihm einfiele, zwei oder drei Matadoren der Gesellschaft Zumuthungen der gemeinsamen Pflicht zu stellen!

Wer in das innere Getriebe der Theaterwelt geblickt hat, wird, um nur das Nächste zu nehmen, die Proben kennen, wo man eine halbe Stunde lang über eine kurze oder lange Silbe, über Penêlope oder Penelôpe streitet, Proben, wo man nach allen in der Nähe befindlichen Conversations-Lexiken herumschickte, um sich zu überzeugen, ob man in einer Rolle richtig geschrieben: „Culminationspunkt" oder „Calumniationspunkt," wie der verstorbene erste Held und Liebhaber und Regisseur Becker in Frankfurt am Main durchaus lesen wollte; Proben, wo wieder einem mächtigen Regisseur (dem verstorbenen Alleinherrscher der kasseler Bühne Bolzmann) begreiflich gemacht werden mußte, daß es lächerlich wäre, wenn er bei den Worten Fiesco's: „Genua müsse in diesem Augenblicke seine Freude theilen", Pagen von der Scene wegschickte, um die Genueser von Fiesco's Wünschen zu unterrichten!... Kurz es mögen einzelne Schauspieler aus ihrer Collegenschaft heraustreten, mögen der Schminke und den Perücken Lebewohl sagen, mögen, wenn sie nicht schon zu erschöpft, illusionsmüde und verdrießlich geworden sind, die Theater leiten; aber der Satz: „Alles durch die Schauspieler!" als neues, alten Zuständen nachahmendes Princip aufgestellt, ist unhaltbar und muß selbst dann bekämpft werden, wenn

man einzuräumen hätte, daß die Befähigungen zur Bühnenleitung außerhalb des Theaterkreises selbst allerdings sparsam anzutreffen sind.

Wir haben uns bei der Schilderung der Gefahren, die unserer Literatur von Seiten sowol der Verwilderung wie der Selbstüberhebung der Schauspielkunst drohen, etwas lange aufgehalten und versparen daher die Fortsetzung unserer Betrachtungen sowol über die fast bedeutungslos scheinende Gegenwart unserer Bühne wie über die hier und da schon keimenden Hoffnungen, sie werde sich aus unerfreulichen Zuständen bald wieder aufraffen, für ein nächstes mal.

Wie erzieht man in England?

I. Die Mädchen.

Mancher deutsche Künstler, der nach Rom pilgerte, ging von dort nach London und versicherte, die Töchter Albions überträfen an Schönheit die Abkömmlinge der alten Römer. In der That ist die englische weibliche Aristokratie außerordentlich schön. Der Schwanenhals, die niedrigen Schultern, der flache Rücken, die spitzzulaufenden Finger mit den langen Nägeln sind durchaus Merkmale dieser exclusiven Abkunft und der ihr entsprechenden Erziehung. Und wenn man weiß, daß man in britischen Adelsfamilien durchaus kein „reines Blut" findet, daß der Adel sich immer wieder durch die Vermischung mit dem Bürgerstande ergänzt, sowie die jüngern Söhne der ältesten Familien wieder in den Geschäftsstand treten und den Sitz im Unterhause suchen, so muß man die Schönheit der Engländerinnen mehr eine Folge der Erziehung als der Abkunft nennen. Wie bei den Griechen schön zu sein ein Verdienst war und jede Mühe angewendet wurde, die höchste Schönheit zu erzielen, so auch bei der englischen Aristokratie. Eine unendliche Sorgfalt wird hier auf das Aeußere verwendet und das Resultat stellt sich im Laufe der Generationen wunderbar heraus. Wir wollen einmal das System der physischen Pflege eines vornehmen englischen Mädchens hier aufführen.

Eine kleine englische Aristokratin nimmt sich bei ihrer Geburt an sich nicht viel anders aus wie jedes andere Menschenkind. Das kleine Wesen erhält ein hartes Bettchen, wird mit einer Decke bedeckt, weiß nichts von Federkissen und darf seine Glieder frei bewegen. Nirgends wird es eingeengt. Das erste Gesetz, das der Wärterin gegeben wird, ist: die Kleine unter keiner Bedingung aufrecht auf ihrem Arme zu tragen. Der Rückgrat, dieser langsam sich entwickelnde Theil des Menschen, ist noch nicht kräftig genug, den Kopf zu stützen. Durch zu frühes Aufrechthalten desselben wird häufig der Keim zu den künftigen Verkrümmungen gelegt. Das Kind ruht flach wie im Bettchen so auf den Armen der Wärterin und darf erst nach vier bis fünf Monaten aufgerichtet werden. Ebenso wenig ermuthigt man es später zum Gehen. Es mag sitzen, sich auf dem Teppich wälzen und seine Füße versuchen, wenn es selbst die Kraft dazu fühlt; aber die deutsche Ungeduld, ein Kind zum Laufen zu bringen, fehlt gänzlich. Von seiner Geburt an wird das Kind täglich gebadet und das nie warm. Vom ersten Jahre an sind seine Mahlzeiten täglich auf drei beschränkt, und diese Regel ist so unumstößlich, daß kein Kind daran denkt, außer der Zeit zu begehren. Gleich nach dem Frühstück geht es zwei Stunden in die Luft, dann wird geschlafen; der ganze Nachmittag wird wieder draußen zugebracht. Von Klein auf tragen die Kinder der Aristokratie ausgeschnittene Kleider und kurze Aermel; durch dies Entblößen der Glieder wird ihre Abhärtung und eine schöne Rundung befördert. Sobald das Kind des Schlafs am Tage nicht mehr bedarf, wird es nach seiner Rückkehr von der Promenade auf die Erde gelegt, wo es ganz gerade

ausgestreckt eine Stunde liegen mag, damit die Muskeln wieder Spannkraft gewinnen. Dies Strecken auf einer geraden Fläche hat außerdem noch den Vortheil, daß dadurch der Rücken ganz flach liegt und die Schulterblätter eingedrückt werden. Die Haare sind besonderer Gegenstand der Sorgfalt. Sie werden von Klein auf gelockt. Selten läßt man sie vor dem zwölften Jahre lang wachsen. Zunächst kommt dann der Gang und die Haltung. Vom fünften Jahre an muß das Mädchen tanzen lernen und dies alljährlich wiederholen; ist dies noch nicht hinreichend, um ihr einen festen Gang zu geben, so muß ein Exercirmeister diesem Mangel nachhelfen und sie förmlich marschiren lassen. Nun kommen auch die Zähne an die Reihe. Alle drei Monate führt man die Mädchen zu einem geschickten Zahnarzte. Macht ein neuer Zahn sich zu breit, so läßt man ihn unbedingt ausreißen. Wollen die Zähne dennoch nicht gleichmäßig wachsen, so erhält man die Vorschrift, dem Kinde ein Stück Holz in die Hand zu geben, womit es täglich, unter Erlernen seiner Aufgabe, diesen Zahn herunterdrücke. Ja manchmal findet es sich sogar, daß die ganze obere Reihe zu sehr zurücktritt, was man an under-jaw nennt; dann muß das Kinn hereingeschoben und die obere Zahnreihe erweitert werden, was eine schwierige Aufgabe ist und die dennoch gelöst wird.

Wenn ein Mädchen täglich zwei mal eine lange Promenade macht, tanzen lernt, ein bis zwei Stunden gestreckt auf der Erde liegt, so verkürzen sich dadurch die Tage und sie ist nicht im Stande, viele Stunden Unterricht zu haben. Dafür aber bleibt eine Engländerin auch bis zu ihrem achtzehnten Jahre in der Schulstube und holt dadurch Vieles wieder ein, außerdem daß sie dem Körper die Zeit gönnt, sich völlig zu entwickeln, bevor sie ihn durch Bälle, heiße Zimmer und späte Abendstunden erschöpft. Ihre Haltung ist dabei ein beständiger Gegenstand der größten Aufmerksamkeit. Ein junges Mädchen darf nie gebückt sitzen. Hält sie ein Buch, so mag sie sich zurücklehnen; schreibt sie, so darf der Kopf darum noch nicht auf die Hand sinken. „Mein Kind wächst nur einmal", sagt eine englische Mutter, „und darum ist mir in diesen Jahren nichts so wichtig als das Auge, das von früh bis spät in diesem Sinne über sie wacht. Alles Andere kann später eingeholt werden." — Wie anders bei uns! Statt des kalten Bades, des gesunden Frühstücks, der stärkenden Promenade in der frischen Morgenluft eilt bei uns das junge Mädchen gleich an ihren Anzug, an ihren Unterricht, schlürft dann den heißen Kaffee, macht Musik und sitzt von acht bis zwölf in einer heißen Stube, wol gar hinter dem Schultisch, wo ihre ermüdeten Muskeln keinen Anlehnepunkt suchen dürfen, wo Niemand darauf sieht, wie die Pflanze auch ihres physischen Wachsthums in diesen Stunden gedeihe. Bei Tische mag sie essen was ihr beliebt, nicht was eine gesündere Nahrung ist. Der Nachmittag sieht sie wieder beim Unterricht, der Abend erfodert eine Vorbereitung auf den nächsten Tag, eine Promenade ist nur des besondern Vergnügens halber da und kommt selten vor, ihr Abendessen ist vielleicht der unglückselige schwache Thee, das ungesundeste aller Getränke, die Stunde des Zubettegehens bestimmt ihre Müdigkeit und die Nacht bringt diese erhitzte, entnervte, überreizte Entwickelung auf weichen Federbetten zu, um am folgenden Morgen erschlafft denselben Kreislauf zu beginnen! Wohin soll uns dies führen? Was ist die jetzige Generation und was wird die nächstfolgende sein? Ein krankes, unschönes Geschlecht, reizbar, ewiger Anregung bedürftig und alle seine Unarten durch seine Nerven entschuldigend.

Wir wollen keineswegs behaupten, daß die schönen Aristokratinnen Altenglands in der Gesundheit immer auch einer Römerin der Republik ähnlich seien! Dagegen sträubt sich leider die Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts, die das ganze vornehme Leben auf eine Basis der Unnatur gestellt hat, die später wieder Allem widerspricht, was die erste Erziehung gelehrt hat. Die junge Aristokratin Englands verläßt mit dem achtzehnten Jahre ihre Schulstube, sie speist dann erst mit ihren Aeltern und wird in die Welt eingeführt. Sie

ist frisch und blühend wie eine Rose, mit leichtem Schritte tanzt sie über die Erde hin, ihr Auge leuchtet von Lust und Leben, ihr reiches Haar ringelt sich in Fülle, die schönen Zähne entblößt jedes Lächeln, die zierlichste Toilette hebt die schöne Fülle ihrer Formen. Bis dahin ging sie mit dem Schlage zehn zu Bett, erhob sich um sieben, frühstückte um acht und speiste um ein Uhr. Jetzt aber kommt die Civilisation, die Gesellschaft, die neue Ordnung des Lebens! Warum soll sie früh aufstehen, da man nun erst um zehn frühstückt? Um ein Uhr kann sie unmöglich schon wieder Appetit haben; sie wartet also bis um acht Uhr Abends, wo die Aeltern speisen, geht dann mit diesen in die Oper, trinkt tief um Mitternacht Thee und erwacht am nächsten Morgen — gähnend wie eine Pariserin. Diese neue Lebensweise wird dann leider die stärkste Gesundheit untergraben und einen Zustand hervorbringen, den man languid nennt, wo künstliche Reizmittel dem Körper die Spannkraft geben, die die Natur nicht mehr zu erzwingen vermag. Porter, starke Weine und andere Getränke der Art müssen dann auch den zartesten Aristokratinnen zu Hülfe kommen, und es ist oft zum Erstaunen, wie viel dergleichen sie zu sich nehmen können, ohne daß sie eine andere Wirkung spüren als daß sie sich behaglich fühlen. Die erste Erziehung hilft hier nach. Wenn auch ihr Tagleben bei Nacht an ihrer Gesundheit zehrt, so kann es doch die Schönheit nicht ganz vernichten und auch den Keim einer guten Gesundheit nicht, den jede Mutter wieder mit einem auf das Höchste getriebenen Pflichtgefühl in ihre Kleinen gleich anfangs zu verpflanzen bemüht war. Ihr zerstreutes Leben, ihre geselligen „Pflichten" erlauben ihr freilich nicht, mit eigenen Augen über den Lebensmorgen ihrer Töchter zu wachen; dafür aber beruhigt sie sich nicht, bis sie nicht für gutes Geld eine tüchtige Aufseherin ihrer Kinderstube gefunden hat, die oft wie ein Cerberus über die Kindermägde wacht und in der physischen Beaufsichtigung der Kleinen unter einer ähnlichen Duenna auch ihre Lehrjahre durchgemacht hat. Mit dieser speisen die Kleinen. Wachsen sie heran und brauchen des Unterrichts, so kommen sie zu einer Erzieherin in ein anderes Zimmer, aber ihre körperliche Pflege bleibt stets in den Händen der ersten alten erfahrenen Frau. Bedeutend kostbar freilich ist dies Alles, aber annähernd kann auch der Mittelstand folgen. Und der Reichthum erkauft ja nur die Sorgfalt. Welche *erkaufte* Sorgfalt kann dem sorgenden Auge einer Mutter gleichkommen, das mit hellsehendem Auge das Wohl ihres Kindes im Herzen trägt?

(Ein zweiter Artikel über die Knabenerziehung in nächster Nummer.)

Zwei jüngste Naturerscheinungen.

Abends am 28. November zeigte sich am Sunde ein besonders schönes Phänomen, indem der Mond in einem hellgelben Dunstkreise schwebte und von verschiedenen *Ringen von den herrlichsten Regenbogenfarben* umgeben war. Im Allgemeinen sind diese Ringe groß, mattfarbig und schlecht begrenzt, aber an dem erwähnten Abend hatten sie an den Orten, wo sie beobachtet wurden, eine auffallende Schärfe und Reinheit der Farben und schlossen sich dicht um den Mond herum. Dieser hübsche Kranz von mancherlei farbigen Ringen — sagt ein Referent vom Sunde — ist ohne Zweifel eine Folge von Lichtstrahlenbrechung und läßt sich im Kleinen ganz nachahmen, wenn man auf ein Stück gewöhnliches Scheibenglas eine so geringe Portion Hexenmehl streut, daß es kaum auf dem Glase zu sehen ist und wie feiner Staub aussieht, und dann durch dasselbe hin ein Licht betrachtet. Je weiter (natürlich bis zu einer gewissen Grenze) man sich von dem Lichte entfernt, desto deutlicher zeigen sich die regenbogenfarbigen Ringe.

Am Tage vorher begab sich ein zweites Phänomen.

Am Sund, dem Kattegat und an den Ufern der Ostsee war man in Erstaunen gesetzt über einen unerhört niedrigen Wasserstand. Der Spiegel der See lag um neun Uhr Morgens bei Kopenhagen 3¾ Fuß tiefer als beim täglichen Niveau, ja die Steine auf dem dortigen Riffsteert lagen bloßgeebbet. Zu Helsingör war ungeachtet des starken Abendwindes der Wasserstand an dem Tage niedriger als er seit Menschengedenken gewesen und der Strand lag weit hinaus selbst bis zu den Badehäusern südlich von der Stadt trocken. Auch zu Odense auf Fünen war das Wasser im Kanal so ungewöhnlich niedrig, daß die Fahrzeuge auf dem Grund saßen. Was war die Ursache dieser Erscheinung?

Bekanntlich ist die Ostsee ein Meer ohne Ebbe und Flut, und daher mit faulendem Grund und todtem Wasser. Diesen Sommer über stand die Ostsee niedrig und selbst im November ist sie nicht durch die Flüsse und Ströme, die in ihr münden, angeschwellt worden. Das Ostseewasser strömt bekanntlich so lange die Welt steht immer hinaus, und zwar unter Skandinaviens Küsten in einem sehr tiefen Bett, welches Stromthal gegenwärtig 10, 15 bis 20 Meilen breit und 600—1200 Fuß tief ist, in der Urzeit aber, ehe jene die Doverstraße genannte englische Seepforte offen brach und die Massen des mitten in der Nordsee untergegangenen Landes in die Ostsee hineinspülten, eine Tiefe von 1800 bis 3000 Fuß gehabt haben muß. Einige Zeit nun vor Eintritt des niedrigen Wasserstandes in der Ostsee wehte es lange und stark aus Südost, das Wasser der Ostsee also wogte hinaus, immer hinaus, während das Meer selbst von den Gewässern des Landes aus verhältnißweise unbedeutenden Zuwachs erfuhr. So mußten sich denn endlich jene großen Strecken Meeresgrund an den Küsten der skandinavischen Festlande und Inseln zeigen, welche wegen ihrer außerordentlichen Seltenheit in der Zeit eines Menschenalters als wahre Wunderdinge vor die Augen der Beschauer traten.

Hamburg. Dr. K. J. Clement.

Anregungen.

Pyrker, ein Classiker?

Die Buchhandlungen Cotta und Göschen wollen die in ihrem Verlage befindlichen Werke von Schiller, Goethe, Lessing, Herder, Klopstock u. s. w. in einer wohlfeilen Nationalbibliothek herausgeben. Zu wünschen wäre dabei, daß sie die Schriften auch von solchen Classikern, die sich zufällig nicht in ihrem Verlage befinden, zu diesem Zweck erworben oder deren Verleger aufgefodert hätten, sich ihrem Beginnen anzuschließen. Entschiedenen Einspruch aber verdient es, wenn sie der deutschen Literatur Classiker octroyiren, die diese zurückweisen muß. Dem ehrwürdigen greisen Erzbischof von Erlau, Ladislaus Pyrker, wurde bis zu seinem Tode die Freundlichkeit erwiesen, ihn mit seinen epischen Productionen milde zu beurtheilen. Seit einigen Jahren ist der edle Herr aber nicht mehr unter den Lebenden und nun sollte die Schmeichelei aufhören. Pyrker's Gedichte gehören nicht einmal ebenbürtig neben Kosegarten, geschweige in eine Serie, die mit Goethe und Schiller beginnt.

Die versunkene Insel.

In einer soeben erschienenen Sammlung von Gedichten in plattdeutsch-dithmarscher Mundart von Klaus Groth findet sich folgende schöne poetische Sage, die in hochdeutscher Uebertragung so lauten würde:

Alt Büsem sauk ins Meer hinab,
Die Flut die kam und wühlt' ein Grab.
Die Flut die kam und spült' und spült',
Bis sie die Insel unterwühlt.
Da blieb kein Stein, da blieb kein Pfahl,
Die See verschlang es allzumal.
Da war kein Roß, kein treuer Hund,
Sie liegen all' in tiefem Grund.
Und Alles, was da lebt' und lacht',
Das deckt die See mit tiefer Nacht.
Die Häuserfirste sieht man wol
Noch manchmal, wenn die Ebbe hohl.
Dann taucht der Thurm heraus aus Sand,
Als wär's der Finger einer Hand,
Dann hört man sacht' die Glocken klingen,
Dann hört man sacht' den Küster singen,
Dann geht es leise durch die Luft:
„Begrabt den Leib in seine Gruft!"

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 13. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Honolulu.

— Das von den Kanaken bewohnte hawaiische Königreich auf den Sandwich-Eilanden in der Südsee besteht aus acht bewohnten Inseln. Von Cook bis auf die neueste Zeit, wo Gerstäcker's Berichte noch im Andenken sein werden, waren diese von den Missionaren der Amerikaner zum Christenthum bekehrten Länder der Gegenstand allgemeinen Interesses. Dr. K. J. Clement, dem wir die nachfolgenden, für jeden Freund der Völkerkunde interessanten Mittheilungen verdanken, schreibt uns; „Die ganze Wichtigkeit Honolulus wird erst dann ersichtlich sein, wenn die eisernen Pforten der civilisirten Barbarei von Japan gesprengt sein werden. Honolulu, durch amerikanische Presbyterianer aus thierischer Wildheit zu menschlicher Gesittung gebracht, wird vielleicht schon bald amerikanisch werden und ein Gedeihen haben ohne Gleichen als Hauptstation des ganzen Verkehrs der Südsee, deren Geschichte jetzt so großartig sich zu entfalten beginnt." Vor dreißig Jahren fesselten noch die Finsternisse des Heidenthums diese Länder; Menschenopfer häuften sich, Götzen wurden verehrt. Jetzt hat man hier eine Art Priesterstaats, den die Franzosen vergeblich angriffen, die Engländer nicht behaupten mochten, sondern der Unabhängigkeit überließen. Kamehameha III., der jetzige König, ist 38 Jahre alt. Sein Vater starb bekanntlich bei einem Besuche in London, wo man ihm Ehren erwies wie europäischen Souveränen. Hören wir den neuesten Bericht des Schweden Anderson!

* * *

— — Am 2. Juni (1852) ward Land gewahrt und am folgenden Tage ankerten wir mit unserer Fregatte Eugenie vor Honolulu auf Hawaii. Von der See aus in ziemlichem Abstand gesehen, schießt die Insel wie eine gigantische Klippe empor, ihre kahlen grauen Kuppen in den hellblauen Himmel erhebend. Kommt man näher, so tritt Alles deutlicher heraus. Rings am Strande hin reihen sich eine Menge erloschener Vulkane mit verstümmelten kegelförmigen Kratern, deren Seiten von Lavaströmen gefurcht erscheinen. Die Unebenheiten der Berge treten wie merkliche Rippen hervor und zeigen

tiefe Thäler und zwischenliegende Flächen, und wenn man endlich ankert, so kann man nicht leugnen, daß die Scene, welche sich jetzt darbietet, schön ist. Bis an die Gipfel hinauf erscheinen die hohen Berge mit dichten grünenden Wäldern bekleidet. Die tiefern Thäler winden sich schlank und kokett zwischen den ernsten und steifen Höhen hindurch, vollgesäet von Wohnungen und Plantagen, die insgesammt von Gedeihen und Arbeit der Menschen zeugen, und unten am Strande breitet Honolulu seine weißen Häuserreihen aus, zwar nicht in europäischer Pracht, Größe und Weite, aber doch mit einem gewissen pittoresken und städtischen Aussehen, welches leichter aufzufassen als zu beschreiben ist. Gleich oberhalb der Stadt steigt ein erloschener Vulkan, der Punch-Bowle-Hill, empor, der aller Vegetation gänzlich beraubt ist, aber doch eben durch seine rothe Nacktheit gegen die darüber liegenden Gebirgsmassen stark absticht. Rechts davon beim Strande selbst wird das Auge von einem mächtigen Cocospalmenhain gefesselt, der seine schlanken Stämme und fächelnden Kronen in die Luft erhebt. Weithin gegen Osten weilt der Blick auf der ausspringenden Landspitze Diamond-Point mit ihrem alten Krater, deren Lage zu der Schönheit des Gemäldes nicht wenig beiträgt. Weiter westwärts sind die großen Salzseen, wo das Salz wie eine Eisrinde liegt. Nächst diesen folgen die bekannten Perlenfischereien.

Das Ganze stellt ein Bild von reicher Abwechselung dar, dessen Grundwesen etwas ganz Eigenthümliches ist, was keineswegs durch die Korallenriffe geschwächt wird, welche draußen in einigem Abstand vom Strande die vortrefflichste Hafenanlage bilden, die eine Stadt aufweisen kann. Die Wogen des Weltmeers brechen sich daran mit gewaltiger Wuth. Eine Rinne oder Fahrwasser von 400 Fuß Breite bildet den Zugang zu dem darinnenliegenden, ziemlich geräumigen Hafenbecken. Auf dem Korallenriff hatten wir ein eigenes Schauspiel. Dasselbe lag größtentheils trocken geebbet und eine große Schar Kanaken oder Eingeborene hatten sich darauf versammelt und schrieen und lärmten, während sie dem Einholen des großen fremden Schiffs mit zusahen, und mehre Canoes von ungewöhnlicher Kleinheit, deren beide Enden spitz in die Höhe liefen, außer daß sie noch an der einen Seite mit einem vorm Umstülpen schützenden Anhang versehen waren, schaufelten um uns herum.

So waren wir denn nun zwischen den Sandwichinseln und damit auch zum ersten mal auf unserer Reise in einem Lande, wo noch ein Schimmer von einem immer mehr verschwindenden Naturzustande bemerkbar sein sollte, jedoch zu gleicher Zeit in einem frischen Königreiche mit seinen jungen Formen, worin es noch nicht vollgewachsen, einer neuen Religion, kaum gewurzelt im Sinne der Menschen, noch im Besitz eines guten Theils von ursprünglicher Einfachheit und ungehemmt von der Zwangsjacke der Civilisation, einer Aufklärung, die Heidenthum und Barbarei mit Macht zu verdrängen strebt. Der Reisende, insonderheit derjenige, welcher eine Reise um die Erde unternimmt, ist in unsern Tagen nicht wie früher gestellt. Er hat so unendlich viel Neues vor sich, so unendlich viel Neues zu berichten. Die Erde rollt wol nicht stärker als sie immer gethan, aber Alles geht wie mit Dampf in schwindelnder Fahrt, es verschwinden Zeit und Abstand, in Dunst und Dampf fliegt das Eigenthümliche fort und mit demselben das uns wahrhaft Interessante.

Wenn man in Honolulu nun eintrifft, so ist es nicht leicht zu sagen, inwieweit man sich in einer europäischen oder in einer Kanakenstadt befindet. Die Straßen sind ganz regelmäßig und durchschneiden einander regelrecht, sind nach einem ziemlich großen Maßstabe angelegt, mit einer Art Trottoire versehen und stets mit englischen Namen, als: Fort-Street, Queen-Street, King-Street u. s. w.; doch diese Straßen sind nie gepflastert, sondern wie unsere gewöhnlichen Landwege tief von wirbelndem Staub und oft mit Alleen von Aleurites trilobi, Cordia, Hibiscus tiliaceus und Acacia ausgestattet. Sie

werden Abends nicht mit Lampen erleuchtet, außer an gewissen einzelnen Häusern, deren Inhaber ihre höhere gesellschaftliche Stellung zu erkennen geben wollen. Die Häuser sind von mancherlei Art, sehr wenige von Stein und gehauenen Lavablöcken gebaut, die hübsch und dauerhaft aussehen. Die meisten sind von Holz und von mannichfacher Form, einige massiv und stattlich, viele haben Balcons oder Belvederes auf dem Dache, zu welchen eine Treppe hinaufführt; die meisten liegen in grünen Gärten oder vielmehr in kleinen Parks. Alle diese Häuser laufen mit weiten gewöhnlichen Straßen in gleicher Reihe fort, aber in dem leeren Raume dazwischen erstrecken sich vier Fuß hohe, größere oder kleinere Baustellen einschließende, aus großen Lehmblöcken gebaute Mauern, innerhalb welcher die Wohnungen der Eingeborenen liegen. Diese haben ganz das Aussehen von enormen Heuschobern, sind in Form großer Dreiecke ganz und gar von Binsen gebaut und haben ein Dach, das bis auf den Grund herunterlänft, eine niedrige Oeffnung, die zur Thür dient und ein einziges Schauloch oben auf dem Hause. Nur bei einigen Wenigen, den Allervornehmsten, besteht ein solches Haus aus vier niedrigen Wänden von ein paar Ellen Höhe, auf welchen sich das hohe Dach erhebt, dessen Seiten in Gestalt eines Schirms auslaufen und einen sehr schattigen Raum vor dem Hause bilden. Auf diese Weise ist die Stadt ein buntes Gemisch von Wohnungen, die in höchst ungleichen Stilen erbaut sind, und ganz unregelmäßig, ungeachtet ihrer schnurgeraden Straßen, und blos auf einzelnen Punkten haben sich Häuser von einer und derselben Gattung zusammengehäuft, die bald ein völlig europäisches, bald ein mehr hawaiisches Gepräge tragen.

An Läden aller Art ist kein Mangel. Die der Chinesen sind vielleicht die elegantesten. Im Allgemeinen sind die meisten Waaren, die hier abgesetzt werden, mit sonderlich gutem Vortheil aus China geholt, sodaß es in hohem Grade lohnend ist, ein Schiff mit dergleichen Artikeln zu befrachten und bei seiner hiesigen Ankunft dieselben auf öffentlicher Auction zu verkaufen, ein Geschäft, welches mehrentheils 50 Procent Gewinn einträgt. Am Hafen, wo auf einmal 150 Schiffe ankerten, wie man mir erzählt hat, ist eine Art hölzerner Schiffbrücke, an welcher eine Menge Schiffe vertaut liegen. Drinnen ist das Zollhaus, ein wackeres Gebäude mit dem Brot-, Frucht-, Fleisch- und Waarenmarkt, oberhalb dessen eine Art öffentlichen Speiselocals sich findet — eine Garküche in großem Stil — mit großen Tischen, beladen mit wenig appetitlichen Gerichten und von zahlreichen Kunden umgeben. Hier um die Melonenhaufen, Fischreihen, Kürbisspeisen und andere genießbare Leckerbissen herum schart sich zu allen Zeiten am Tage eine unglaublich gemischte Menschenmasse in lauter Verwirrung und hier ist unleugbar die beste Gelegenheit, das Volksleben in aller seiner Freiheit und Rührigkeit zu studiren.

Das Innere der Wohnungen zeigt noch größere Ungleichheiten als ihre Außenseite. Bei den Europäern und den Vornehmen prunken die luftigen sonnigen Zimmer, welche zu einem ewigen Sommer berechnet zu sein scheinen, größtentheils mit denselben Luxusartikeln wie daheim, superben Matten und eleganten Möbeln, doch Alles mit Modificationen nach Stand und Willkür der Besitzer bestimmt. Selbst die größern Kanakenhäuser haben ihren Comfort und Luxus. Sie sind gewöhnlich durch dünne Rohrwände oder Vorhänge in mehre Kammern getheilt, ganz nach jedesmaligem Bedarf, haben mehre massivere Möbeln, Betten und Tische, und sind im Allgemeinen Beides geräumig und bequem, obgleich nicht ohne ihren Anstrich von neuerdings eingeführten und nicht selten mislungenen Versuchen zur Eleganz.

Gasthöfe gibt es in Honolulu in nicht geringer Anzahl, wovon die meisten recht bequem und gastfrei sind gegen ordentliche, das will hier sagen übertrieben hohe Zahlung. Man wird hier europäisch mit Allem, dem ein hungeriger und durstiger Gaumen nachstreben kann, bewirthet, von Garçons bedient, welche Französisch oder Englisch sprechen,

und findet sich in keiner Hinsicht eher auf einer fremden Küste, als bis der Wirth so artig ist, seine Rechnung zu präsentiren.

Der öffentlichen Gebäude sind wenige. Am Hafen liegen das Gouvernementshaus und das Repräsentantenhaus. Beide sind von Korallenblöcken, ersteres eher einer luftigen Sommerwohnung gleich, von grünen Rankengewächsen umwoben und mit Spaliersenstern und einem hohen Altan auf dem Dache versehen, überdies vorn von einer Mauer umgürtet, über deren Portal eine goldene Krone zeigt, daß hier die Regierungsminister und deren Bureaux ihren Sitz haben. Letzteres, den Sammelplatz für die Notabeln und die Deputirten und außerdem die Polizei und andere öffentliche amtliche Arbeitszimmer enthaltend, ist ein im europäischen Stil gebautes, weißgetünchtes Haus und wird weit hinaus auf der Rhede gesehen, von wo aus es sich wohl ausnimmt. Das Palais des Königs liegt im östlichen Theile der Stadt mitten in einer weitläufigen, aber dünnen Parkanlage innerhalb einer gewaltigen Mauer und besteht aus einem großen einstöckigen Gebäude mit hohem Dach und einer galerieartigen Veranda darauf, von wo aus man eine sehr weite Aussicht haben muß. Doch benutzt Se. Majestät dieses Palais blos bei feierlichen Gelegenheiten und zieht in seinem Privatleben gewisse einfachere, aber in Kanakenmanier erbaute Aufenthaltsorte vor, welche weiter nach hinten liegen und eine ungestörtere und freiere Bequemlichkeit in Ausübung der angeborenen und ererbten Lebensgewohnheiten darbieten. Außerdem gibt es einen botanischen Garten, dessen Dasein zwar erst nur ein Jahr zählt, der aber bei seinem anfänglichen Anschlag (8000 Thlr. Schwed.) gewiß gut und durch seine vortreffliche Lage von ausgezeichnetem Nutzen werden muß.

Von Kirchen habe ich drei bemerkt. Eine, The Royal church, in der Nähe des Palais, war ein großes und sehr geräumiges Korallenblockgebäude von höchst einfacher Bauart und mit einigen plumpen Pfeilern vor dem Haupteingange, zwei Stock löcherartigen Fenstern an den großen Wänden und einem unmäßig kleinen Thurme über dem Westende, worin die Glocken kaum Platz haben. Dies war inzwischen das größte Gebäude in ganz Honolulu, das schon von weitem über die andern Häusermassen hervorragt. Nicht weit davon lag die Kirche der Katholiken, The French church, ein viel kleineres, aber im Ganzen mehr proportionirtes und hübscheres Gebäude, welches auch hier zeigte, wie sehr die Katholiken Dem anhängen, was auf den äußern Sinn einen angenehmen Eindruck machen kann und, ganz verschieden von dem Puritanismus der Protestanten, nichts unbenutzt lässen, womit sie Eindruck machen können. Weiter in die Stadt hinein stieg ein anderer protestantischer Tempel empor — die Kanakenkirche —, ein weißes hölzernes Gebäude von bedeutendem Umfang mit einem ungeheuer kolossalen Dache und der Bauart der Eingeborenen sich nähernd. Der strenge Sinn der Methodisten hat unnöthiges Gepränge verbannt.

Schließlich muß ich noch die Festung erwähnen, The Fort, ein großes Viereck am Hafen mit etwas verfallenen Mauern, mit Kanonen bepflanzt und zum Gefängniß eingerichtet, außerdem die Wohnung des Gouverneurs, die Provianthäuser u. s. w. einschließend. Ihre militärische Bedeutung soll nicht groß sein, ebenso wenig als die Batterie von 11 Kanonen, welche auf den hohen Kanten von Punch-bowl-Hill angelegt und allzu entlegen von der Stadt ist, um derselben irgend einen wesentlichen Schutz gewähren zu können.

Von solcher Beschaffenheit ist die Stadt Honolulu. Nach Norden von der Stadt hinauf erstreckt sich ein Thal, in dessen ebengleicher Oeffnung Honolulu liegt; weiter hinauf nach den Bergen geht es in die Höhe und schmälert sich zu gleicher Zeit immer mehr, sodaß man sich endlich eingeengt findet zwischen den über 3000 Fuß hohen Kuppen neben einem entsetzlich steilen Abhange, wo der Bergrücken auf die untenliegende Ebene hinabstürzt. Etwas Angenehmeres als eine Spaziertour in diesem Thale, genannt das Nuuanuthal, läßt sich kaum denken. Allenthalben liegen Gruppen bald von jenen schon

geschilderten Kanakenhäusern mit ihren ungeirrten menschlichen und thierischen Bewohnern, die dem Gemälde Leben und Frische geben, bald von höchst reizenden kleinen Villen im Stil englischer Cottages, zierlich und sauber innerhalb ihrer größern oder kleinern Gartenanlagen, und zwischen diesen Wohnungen von äußerst reicher Mannichfaltigkeit und ebenso pittoresker Gruppirung in lächelndem Farbenwechsel schimmern die grünen Tarropflanzungen hervor, große Vierecke bildend, über welche hin das Wasser von dem ins Thal hinabströmenden Bache geleitet wird und der ganzen umliegenden Fläche das Aussehen einer wassererfüllten Wiese gibt, auf welcher das Tarrogewächs (Caladium esculentum) nebst seinen andern Gattungen vortrefflich gedeiht. Weiter im Thal hinauf liegen die Villen des Königs, der Chefs und der vermögendern Kaufleute, besser gebaut und feiner gehalten, von dichtbelaubten Parks umschlossen; der reißende Strom macht hier mehre Wasserfälle, die von Aleurites in Silber und Grün wechselnden Waldungen drängen sich von den Bergwänden immer näher an den Weg heran und verleihen dem engen Thale eine unbeschreiblich angenehme Beschattung und Kühle, welche mit Rücksicht auf den Reichthum an Busch- und Baumgruppen allerdings eine tropische heißen kann. Erreicht man endlich den jähen Abgrund auf der Höhe, wo der Berg endet, so hat man einen so majestätischen und prachtvollen Anblick vor sich, daß ich vergebens unter meinen frühern Reiseeindrücken nach etwas Aehnlichem suche, so gewaltig und doch so schön, so groß und doch so reizend. Zur Rechten und zur Linken steigen die schroffen Spitzen auf, zuerst buchstäblich eingewickelt in die dichteste Hülle von grünen Wäldern mit ihren wogenden Kronen und glänzenden Blüten, wo die Dracaena terminalis, mehre Lobelien und zahlreiche Rubiaceen sich dermaßen zusammendrängen, daß sie über den Boden hin ein mehre Ellen hohes Netzwerk von sich schlingenden Zweigen und Sprossen bilden, sodaß man sich draußen herumschleppen oder auch die Waldung mittels Kletterns auf den Zweigen durchbrechen muß, denn bis zum Boden reicht man nicht. Aeußerst drüben schießen die schwarzen Lavagipfel tief in die Wolken, wo keine Blume duftet, kein Leben mehr gedeiht und von wo sich die Nässe ergießt, die sich unaufhörlich dem untenliegenden Lande mittheilt. Nach hinten liegt das abhängige Thal mit dem Wege, der sich zwischen Parks, Villen, Hütten und Pflanzungen hindurchwindet, bis er die Stadt mit ihren weißen Häusern und Kirchen am Rande des unermeßlichen blauenden Oceans erreicht, der mächtig gegen das Korallenriff schäumt. Und vorn der gähnende Schlund von Tausenden von Fuß, worin die Bergwand jählings herunterstürzt und längs welcher ein mit großer Mühe und Kosten angebrachter Weg sich schlängelt; dann die horizontale Klippenmasse, in ihrer schwarzen Glätte wie eine riesige Mauer dastehend, gegen welche der pfeifende Sturm mit Ohnmacht anführt, und dort unten die weitgeöffnete Ebene mit ihren Bächen, Hügeln und Horsten von Pandanen und Brotfruchtbäumen, ganz nach dem andern Strande des Meeres hin, und endlich die Bergmassen im Hintergrunde, welche blauend gegen den Horizont sich schwach vertonen und ihre hohen Scheitel in die bleichen nebeligen Wolken hüllen.

An diesem Abgrunde war es, wo eine jener Thaten der Verzweiflung geschah, wovon jedes Landes wilde Geschichte einen ähnlichen Beweis liefert. Als Kamehameha I. im Begriff stand, Oahu zu erobern, leistete der Häuptling Kalanikupulo, unterstützt von den andern gegen die Zerstörungsplane des Eroberers feindselig gesinnten Königen, heftigen Widerstand. Dennoch trieben die Kanonen des Königs die Widersacher immer mehr zurück ins Nucanbethal, bis sie sich plötzlich hier bei Pali befanden. Da stürzte sich der Häuptling, einen schleunigen Heldentod einer langwierigen Knechtschaft vorziehend, mit seinem ganzen Heere in den Abgrund — und noch jetzt erblickt man zwischen den grünenden Waldungen, welche dastehen in ewiger Kraft und Jugend, die weißgebleichten zahllosen Gebeine des Herrschers und seiner Schar.

Noch einmal wiederhole ich es: Nuuanuthal soll mir in der Erinnerung bewahrt bleiben als etwas Paradiesisches; dessen Schönheit soll nicht vergessen sein von Dem, der sie sah, und die Freuden, welche die Natur des Thals gewährten, sollen länger dauern als die fliegenden Augenblicke, in welchen sie genossen worden sind.

Oahu oder Woahu — die unter den Inseln, auf welcher die Hauptstadt liegt — besitzt mehre solche Punkte, nämlich überall zwischen den Bergen, wo sich dergleichen Thäler erstrecken. Die Insel wird durchweg von einem hohen Bergrücken durchschnitten, ungleich durch eine Menge scharfer Spitzen von schönen Formen. Gegen Norden fällt dieser Bergrücken steil herab gegen eine bis an den Meeresstrand ausgebreitete, ziemlich fruchtbare und ebene Fläche, aber nach Süden flacht sich derselbe abwärts allmälig ab und wird der Ursprung jener Thäler, welche in dieser Richtung nach dem Strande zu laufen, der immer mehr in doppeltem Sinne eine schlichtere Natur annimmt. Da unten ist die Hitze groß, das Gras verbrannt und die Bäume sparsamer, während drüben gegen die Berge zu beständige Kühle und Feuchtigkeit herrscht. Der immer wehende Nordostwind treibt das Gewölk gegen die Berge, der Regen strömt in Ueberfluß herab und von da stürzen sich die reißenden Bäche herunter mit tausend Wasserfällen und werden auf dem tiefern Boden mit großem Vortheil bei den Pflanzungen benutzt.

Daß die Bevölkerung mehr als irgend etwas Anderes hier gemischter Art sein wird, erhellt aus dem oben Gesagten. Obgleich die Europäer hier einen bedeutenden Theil bilden, sind sie doch nicht so zahlreich, daß nicht noch eine Art Eigenthümlichkeit im Aussehen und in der innern geistigen Natur der Einwohner übrig bleibt. Doch hat selbst unter den echten Kanaken das Nivellirungssystem der Alten Welt in Kleidertrachten und Lebensweisen sich sehr zu befestigen und all' das Seltsame und in seiner Art Interessante zu verdrängen angefangen, wovon man aus frühern Beschreibungen weiß. Weit entfernt davon, daß bei unserer Ankunft unsere Fregatte wie andern Orts umschwärmt ward von schwimmenden Nymphen oder von Solchen, welche mit Ferkeln und allerlei Mattenwaaren handelten, in natürlicher Nacktheit das Schauspiel halbwilder Neuheit darbietend, hielten sich die einsamen Canoes eine Weile in respectabler Entfernung, und als sie endlich mit ihren schwimmenden Fruchtläden zugelassen wurden, war es nichts Anderes als wir in allen vorhergehenden exotischen Häfen erlebt hatten. Erst als wir ans Land stiegen, begegnete uns das Geräusch und Gedräng einer Schar Kanaken unten am Strande, und hier wollen wir einen Augenblick verweilen, um das Neue des Wirrwarrs und der Buntscheckigkeit ein wenig zu betrachten.

Auf dem Bugspriet der naheliegenden Schiffe stehen nackte Knaben, welche lustig ins Meer hinabspringen zwischen einem andern Schwarme von badenden Männern und Weibern, und Niemand genirt sich vor des Andern Gesellschaft und Costüm. Um den Tisch herum, auf welchem sich allerlei Sachen reicher als appetitlich geordnet finden, drängt sich die größte Masse. Hier sieht man athletische Gestalten, dunkel in ihrem ganzen Colorit, größtentheils mit Kleidern versehen, nicht ganz ungewöhnlich für geringere Besucher solcherlei Orte selbst daheim bei unsern öffentlichen Verkaufsplätzen. Nur Wenige sind ohne Beinkleider oder Kopfbedeckung und Einige stolziren einher in recht hübschem Anzug. Dahingegen sind die Frauenzimmer ein wenig eigenthümlicher ausgeputzt. Ein Theil trägt prächtige Sonnenschirme, aber die Meisten geniren sich ganz und gar nicht vor der brennenden Sonne. Das rabenschwarze Haar ist bald etwas wollig kraus, bald fast straff in hübschen Locken zurechtgemacht, aber immer dick, zuweilen sehr buschig und bei einem Theil in ungehemmter Freiheit mit frischen Schlangengraskränzen oder Blumen in reichlicher Sammlung (zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen), bei Andern mit gelben oder rothen Kränzen anderer Gattung umwickelt. Das Angesicht ist breit bei breiter Nase, hervorstehendem Munde und kurzem Kinn, also nicht so ganz nach den Schönheitsregeln,

aber der Ausdruck der Augen hat etwas Gutmüthiges und Freundliches, was seine kleine Einwirkung zum Vortheil des schönen Geschlechts mit sich zu führen nicht verfehlt. Während die Männer eher ernsthaft und keineswegs zuvorkommend aussehen bei ihrem verworrenen, zu allen Seiten glorienähnlich ausstehenden Haar, ihren rothgesprenkelten Augen, was früher zu den Schönheitseigenschaften gerechnet ward, ihrer sehr breiten Nase und ihrer abgerundet viereckigen Gesichtsform, haben die Frauenzimmer im Allgemeinen eine mildere Physiognomie, wo sich die Fröhlichkeit beständig in ihrem vortheilhaftesten Lichte zu zeigen sucht. Ueber ihren Körper von Mittelhöhe haben sie ein Kleidungsstück geworfen, welches am passendsten als eine Blouse bezeichnet werden dürfte, von immer äußerst brillanten Farben, meistens in Gelb, danach in Rosenroth, Grün, Himmelblau oder Weiß. Dieses Kleid verbirgt innerhalb seiner losen Weite die starken Formen — denn Fettigkeit gehört hier wie überall außer Europa zu den Schönheitsmustern und eine unserer schmächtigen Damen würde hier unrettbar Jedermanns Urtheil verfallen — und verleiht neben den Barfüßen und den strumpflosen Beinen eine gewisse luftige Leichtigkeit, die in hohem Grade mit der Milde des Klimas übereinstimmt. Unter dieser Menge bewegt sich der eine oder andere Chinese in seinen hochsohligen Schuhen, seinen weißen kurzen Hosen und seinem reinen feinen langen Wamms; ferner Polizeidiener mit grünen Hosen und blauen Jacken, nebst Distinctionszeichen; Chefs in grotesker Größe und in feinerer Manier gekleidet; Reiter von verschiedener Gestalt und halbnackte Kinder; verschiedene Varietäten von Europäern, und das Ganze ist ein solches Gerühr von buntscheckigen Farben, worunter doch Gelb überwiegend ist, und von schneidenden, fast bellenden Lauten, daß es Einem schwer wird, die besondern Einzelheiten zu entwirren, welche einer nähern Forschung würdig sind.

Blickt man in die *Häuser* der Stadt hinein, so herrscht da dasselbe Gemisch von Leuten, Farben und Lauten, nur daß man etwas freier vom Kleiderzwang ist und als Folge davon unabhängiger in Stellung und Verhalten. Außerhalb der Stadt, allenthalben auf den Wegen ist die Menschenströmung, die Einem begegnet, wenig geringer: Kanaken mit ihrer Last auf einer Stange und in ihren Kürbissen allerlei Waaren zum Verkauf tragend; reitende Männer und Weiber, erstere, mit ungewöhnlicher Festigkeit im Sattel, Wildheit in ihrem maßlosen Verfahren vereinigend (denn Alles muß im Galopp gehen), letztere nicht minder verwegen zu Pferde in einer eigenen Stellung und in eigenem Costüm. Sie sitzen nämlich wie die Mannsleute rittlings und haben um die Beine bis über die Füße hinab ein gelbes, rothes, blaues oder grünes Stück Zeug geschlagen, das um die Weichen eng ansitzt, aber nach unten zu weiter ist und beim Galoppiren wie ein Paar Flügel flattert. Auf dem Kopfe tragen sie den kleinen, mit gelben oder rothen Kränzen umwundenen Zeuch- oder Sammethut über dem mit grünen Blättern oder lebhaft-farbigen Blumen geschmückten Haar. Außerhalb der Häuser sieht man da und dort die auch anderer Orten gewöhnlichen Plauderkränzchen von belferuden und redseligen Frau Nachbarinnen, in den Tarropflanzungen wandern arbeitende Kanaken und in den reißenden Bächen bei den öffentlichen Landwegen baden sich ganz ungenirt Männer und Weiber miteinander zu jeder Stunde des Tags. Allenthalben sieht man die weißen Blousenkleider flattern und zwischen den grünen Pflanzanlagen die lebhaftesten Punkte in einem regen und lebendigen Gemälde darstellen. Alles deutet an, daß man sich in einem Klima befindet, welches mehr das Leben außerhalb der Ecken des Hauses und eine daraus hervorgehende Oeffentlichkeit und Geselligkeit begünstigt, als zur Eingezogenheit innerhalb der engen Wände der Hütte und zu einer hieraus folgenden häuslichen Stille und Arbeitsamkeit mahnt.

Die Freundlichkeit, welche sich in den Gesichtszügen ausspricht, zeigte sich uns, so oft wir unsere Besuche in den Kanakenhäusern machten. Ohne im Stande zu sein, uns mündlich mit ihnen zu unterhalten, luden uns doch die Hauswirthe zur Theilnahme an

ihren Spielen und Mahlzeiten ein und nöthigten uns überdies, uns nach Gutdünken der Vortheile des Hauses zu bedienen. So sonderbar ihnen unsere Sprache, unsere Geberden, Bemerkungen und Neugier vorkamen, so lächerlich fanden wir ihre Sprache, welche nur zwölf Buchstaben hat und eine überwiegende Masse Vocallaute, die ungefähr wie das Belfern junger Hunde anzuhören sind, in welcher es nie zwei Consonanten beieinander gibt (man sagt z. B. Beretania, Sepania für Britannien, Spanien) und alle Silben mit Vocalen enden. Bemerkenswerth ist auch, daß sie immer k und t, r und l zusammenmischen und somit ohne Unterschied ihren König Kamehameha und Tamehameha nennen, Tarro und Kalo, Honolulu und Honoruru u. s. w. sagen, was eben die Verwirrung im Buchstabiren hawaiischer Namen verursacht, die in Büchern und auf Karten gefunden wird. Daß wir ihrer Bewirthung keinen großen Schaden zufügten, brauche ich kaum zu sagen, obgleich wir im Uebrigen niemals vergebliche Besuche machten.

Während der elf Tage, die wir hier lagen, machte ich manche Ausflüge nach mehr oder weniger entlegenen Orten. Zwei dieser Excursionen will ich näher erwähnen, indem sie mit Verschiedenem in Verbindung stehen, besonders weil wir dabei die Bekanntschaft der königlichen und prinzlichen Herrschaften machten.

Auf dem ersten Ausfluge begab ich mich nach dem oben beschriebenen Paß und Abgrund hinauf, und um von da in die unten nach der Meeresküste hin belegene Ebene zu gehen und auf die umgebenden Berge mit ihren höhern Regionen und der daraus folgenden eigenen Pflanzennatur, miethete ich mich auf vier Tage und Nächte in einer Kanakenhütte ein und zwar für einen theuern Preis, der mir daheim während einer ebenso langen Zeit in einem jeden unserer bessern Gasthöfe alle Bequemlichkeiten verschafft haben würde. Die Kanaken scheinen keinen großen Begriff von der Bedeutung des Geldes zu haben, wenigstens sind sie in ihren Foderungen übertrieben. Dienstfertigkeit, außer gegen comptante Erkenntlichkeit, scheint nicht zu ihren Tugenden zu gehören. Ein Monsieur Remy, der sich hier befand und von der französischen Regierung zur botanischen Untersuchung der Inseln abgeschickt war, erzählte mir, daß bei einer Gelegenheit, als sein Esel in einem Sumpfloche eingesunken und hart daran gewesen unterzusinken, die zahlreich herumstehenden Kanaken nicht hätten vermocht werden können, ihm aufzuhelfen, außer durch den wohlbekannten Klang von Piastern, und man hat Beispiele, daß sie neben ertrinkenden Menschen schwammen und mit ihnen erst ums Rettungsgeld accordirten. Sie konnten mich lange Strecken begleiten, mir sehr eifrig Blumen pflücken, alle möglichen Hindernisse wegräumen und sich auf alle erdenkliche Weise dienstwillig erweisen, ohne daß ich es wünschte oder verlangte; aber plötzlich blieben sie stehen, streckten zwei Finger in die Höhe und riefen aus: „Zwei Thaler!" und schienen sehr verwundert zu sein, als ich natürlich diesen Landestarif nicht verstand.

Mein Wirth war dem Aussehen nach etwas wohlhabender als die meisten Umwohnenden, obwol es schwerlich danach aussah, als ob sein Vermögen von Arbeit herrührte. Denn faulere Creaturen als in dieser Familie habe ich kaum gesehen. Sie lagen ganze Tage gemächlich in ihrer Hütte ausgestreckt, ganz nackt, blos in einen Filz gehüllt, schlafend und essend wechselsweise, und mit Mühe gingen sie einmal jeden andern Tag, um sich einige Tarroknollen heraufzuholen und davon ihren Poi zu bereiten. Dieser faule Müßiggang ist überdies bei Allen etwas Charakteristisches. Mein Wirth war Eigner vieler Hütten drinnen in der Waldung unterhalb der Berge auf hübschem Flachland. Die eine und größte war dem Anschein nach die Staatswohnung oder das Herrenhaus, die zweite enthielt den Herd und ward als Küche und Speisesaal benutzt, und die dritte diente als allgemeiner Aufbewahrungsplatz. Ihre einzige Speise sind frische Fische und Poi. Erstere werden leicht und bequem in größter Quantität aus dem umliegenden Meere geholt und bedürfen selbstverständlich keiner großen Zubereitungsanstalten. Das letztere Ge-

richt dagegen muß einen weitläufigern Proceß bestehen. Die Tarropflanze, die im Sumpf gedeiht, bildet am untersten Stielende eine knollige Verdickung, welche der Kartoffel am vergleichbarsten, aber süßer ist. Diese Knollen werden abgeschnitten, in das Loch des Feuerherds zwischen glühende Steine gelegt und auf mehre Tage mit Stengeln und großen Blättern der Pflanze bedeckt. Auf solche Weise in condensirtem Dampf geröstet, werden sie herausgenommen, mit einer steinernen Keule zerstoßen und, während unabläßig Wasser zugethan wird, zu einem weißgrauen Brei verarbeitet, welcher gutem Kleister gleicht. Dies ist eine anstrengende Arbeit, die blos von Mannspersonen gethan wird. Jetzt wird der Brei in die großen hohlen Kürbisse, die als Aufbehälter dienen, gegossen und in den meisten Fällen bei Seite gestellt, um ein wenig zu säuern, bis er einen süßlich-sauern Geschmack annimmt, den man leidenschaftlich liebt. Man gießt nunmehr Wasser darauf, der Hausherr steckt seinen ganzen bloßen Arm in die Masse hinunter und rührt fleißig um, worauf die Tischgesellschaft sich versammelt und mit aufgebogenen Knieen niedergekauert die Leckerbissen in sich schlingt, indem ein Jeder mit zwei Fingern hineinfährt und sie so zu Munde führt. Es ist ganz unglaublich, welche Massen Poi und Fische sie hineinessen können, und das zu allen Zeiten, bei Tage und bei Nacht, wo sie auch oft wach sind. Denn weder für die Mahlzeit noch für den Schlaf scheinen bestimmte Stunden gegeben zu sein, sondern diese wechseln ab, so wie sich die Natur zu erkennen gibt.

Während dieses Einwohnens hatte ich Gelegenheit, ihre häuslichen Sitten zu bemerken. Meistens rauchten sie, wenn sie wach waren, aus einem kleinen, zwei Zoll langen hölzernen Stummel, welcher tourweise die Runde unter ihnen machte, als ein anderes commune bonum, Beides unter Mannsleuten und Frauenzimmern. Man that drei Züge daraus und gab ihn dann dem Nachbar, darauf spie man in einen leeren Kürbis, gähnte, streckte und reckte sich und — schlummerte ein. Während der Augenblicke, da die Gesellschaft sich wach hielt, wurden lange Geschichtchen erzählt, die unendlich interessant gewesen sein mögen, wie aus den Gelächtersalven, welche folgten, zu schließen war. Zwischenein sang man eine abscheulich eintönige und einschläfernde Musik von zwei bis drei Stimmen, was ganze Stunden anhielt. Bei Einbruch der Dämmerung ward die Lampe angesteckt — in mehren armen Hütten bediente man sich der Wurzeln der allgemeinen Aleurites triloba zum Leuchtstoff — und nun ging es ans Kartenspielen, ein höchst einfaches Spiel, nicht mehr und weniger als das gute ehrliche schwedische „Hungerfuchs" — dies hielt die Gesellschaft eine Zeit lang wach. Manchmal versammelten sich die Nachbarn von andern Hütten, Damen von geringer Enthaltsamkeit in ihren Liebkosungen, alte Mütterchen und Greise in Menge nebst Kindern und plauderten viel, und die auf uns Fremden gehefteten Blicke gaben deutlich zu erkennen, daß wir der Gegenstand ihrer Deliberationen und Verwunderung waren. Der Eine und Andere konnte ein wenig Englisch, kannte mindestens den Münzwerth und mit ihrer Beihülfe gab es denn dann und wann eine pantomimische Conversation zur großen beiderseitigen Erbauung. Auf besondere Lebensart machte man keine übertriebenen Ansprüche.

Sie waren allenthalben tättowirt oder, wie die Seeleute sagen, „ausgestochen" — nicht selten sogar auf der Zunge —, aber meistens auf den Beinen, Armen und der Brust, und zwar mit den zierlichsten Farben, gewöhnlich blau, und in den sonderbarsten Formen, zuweilen mit Jahrzahl und Namen in lateinischer Schrift, und diese Figuren auf dem dunkeln schwarzbraunen Körpergrunde machten einen ganz eigenen Eindruck. Das Tättowiren geschieht auf eine gräßliche Weise mittels Aufschlitzens der Haut mit einem scharfen Instrumente. Perlenschnüre waren etwas sehr Gesuchtes und wurden von beiden Geschlechtern getragen. Wenn man sie mit diesen und andern solchen Zierathen beschenkte, schienen sie immer äußerst entzückt zu sein, äußerten aber niemals ein Wort des Dankes, sondern hielten dies schweigsam zugute, sodaß mindestens hierorts die Zeiten unrettbar

verloren sind, wo man sich gegen eine Glasperle allermindestens einen ihrer Götzen eintauschen konnte, um nicht zu reden von irdischen Schätzen. In Ermangelung anderer Perlenschnüre schnitt man Pandanusfrüchte ab und reihte sie an einem Faden auf, der um den Hals gehängt ward. Von ihren alten Spielen sah ich blos das Verstecken kleiner Kugeln auf verwundernswürdig schnelle Weise nach Art der Taschenspieler. Gymnastische Uebungen, früherhin hier so allgemein, sah ich nicht. Ich muß hinzufügen, daß wir während unsers Zusammenlebens ungeachtet alles Dessen gute Freunde wurden und am Ende in der vertraulichsten Stimmung voneinander schieden, aber doch leider ohne irgend eine Zähre von den Augen der holden Schönen.

Ein Besuch auf der untenliegenden Ebene gab keine Gelegenheit zu neuern Beobachtungen. Dieselbe war in hohem Grade von wechselnden Höhen und zwischenliegenden Thälchen zerschnitten, wo an den Bächen reiche Pandanusstrecken und Haine von Brotfruchtbäumen kühle schattige Plätze bildeten. Die hohe Bergmauer, die sich schwarz und düster im Norden gegen die Ebene erhob, zeigte von hier aus einen unvergleichlich schönen und imponirenden Anblick mit ihren kolossalen Massen und ihrer grünen, reichen Pflanzenwelt. Hier traf ich ganz unerwartet auf einen Landsmann aus Gothenburg, welcher nun in 19 Jahren hier still und glücklich mit seiner Kanakenfrau und seinen wohlgezeugten (nicht wohlgeborenen) Kindern gelebt und seine Muttersprache fast vergessen hatte, aber noch immer sein altes Pflegeland liebte, von dessen Natur ihm, wie er sagte, die vornliegenden Berge ein kleines liebes Andenken waren. Zahlreiche Viehheerden weideten auf den außerordentlich üppigen Wiesen, aber übrigens lag der Boden, scheinbar bis zur Verwöhnung fruchtbar, gänzlich unbenutzt. Die müßigen Eingeborenen sind zu träge, um das Korn zu säen, das ihnen reichliche Ernten würde bringen können.

Bei einem andern Ausfluge wurden uns Ehren zu Theil, deren Bedeutung es verlangt, einen neuen Abschnitt zu beginnen. Wir lernten die königlichen Majestäten und prinzlichen Hoheiten kennen.

Als wir zum Nuuanuthale ausflogen, begrüßte uns sogleich die angenehmste Ueberraschung. Wir hörten plötzlich Strauß'sche Walzer. . .

(Wir ziehen vor, den weitern Verlauf und den Schluß in nächster Nummer zu geben.)

Wie erzieht man in England?

II. Die Knaben.

Wir machen uns im Allgemeinen keinen hohen Begriff von der Schulbildung in England, und mit Recht. Für uns wären diese Collegien nicht, die alle mehr oder minder darauf hinausgehen, den Knaben für das praktische Leben zu bilden, während er die Wissenschaft und was er sonst zu einem höhern Lebensberufe braucht, nebenher gewinnen muß. Ein praktischer Mann zu werden, ist in England immer der Hauptpunkt.

Die ganze moralische Erziehung basirt sich in England auf die Wahrheit. Den Muth der Wahrheit zu erzeugen, ist jedes Vaters Bemühen, und dieser Muth, wie unberechenbar ist seine Wirkung auf den ganzen übrigen Menschen! Welche Selbstüberwindung, welche Stärke des Willens heischt das feste Beharren bei der Wahrheit! Der Muth der Wahrheit hat einen goldenen Boden, auf dem der Mensch zu einem höhern Wesen reift, auf dem er sich selbst überwinden, seiner zagenden Schwäche des Willens Herr werden lernt. Der Muth der Wahrheit stählt den Charakter und macht den Mann. Wo der Muth der Wahrheit ist, da lernt man vertrauen, da fühlt man den sichern Halt, den

keine Allmacht des Moments umreißen kann, den weder Sonnenschein noch Sturm zu vernichten vermögen.

Wie aber erweckt man in England diesen Trieb der Wahrheit? Leider liegt derselbe nicht in unserer Menschennatur begründet. Die Lüge ist uns näher als die Wahrheit. Und, leider, wie sollte man auch nicht? Auf Selbstrettung ist die ganze Natur angewiesen. Wie sollte man nicht den Zweig ergreifen, der uns rettend ans Ufer treibt? Aber erst wenn das sittliche Bewußtsein jenen Höhepunkt erreicht hat, wo es zur Selbstrettung ein schlechtes Mittel verschmäht — nur dann erst wird es mit offener Stirn den Folgen seiner Thaten begegnen.

Es wird selbst dem kleinsten Kinde unendlich schwer, die Wahrheit zu bekennen. Ist es die Erbsünde Adam's, ich weiß es nicht; aber ein Kind freut sich innerlich ganz unbeschreiblich, wenn es, wo es gestehen soll, auf eine Ausrede verfällt, welche die gläubigen Hörer täuscht. Immer ist aber wol hier die Furcht, die bleiche Furcht im Hintergrunde der Seele, die ein unzufriedenes Wort, eine böse Miene erwartet. Der Engländer sorgt, daß dies Gespenst nicht die junge Seele schon zu früh fasse und jung zerknicke... Der kleine Knabe hat sich in den Salon geschlichen und mit einer kostbaren Vase gespielt. Sie ist zerbrochen gefunden. Die Diener klagen den kleinen Master Herbert des Vergehens an. Der Sünder wird in das Ankleidezimmer seines Vaters geführt. „Mein Sohn", fragt ihn dieser, „hast du die Vase zerbrochen?" — Der Kleine blickt ihm einige Secunden lang gerade ins Auge. Er sieht weder Zorn noch Unwillen in dem Gesichte seines Vaters. „Ja, Papa!" sagt er vertrauensvoll. „Ein anderes mal komm gleich zu mir, wenn dir ein solches Unglück begegnet und sage es, damit die Diener dich nicht anklagen. Sie meinen sonst, du fürchtest dich, es selbst zu gestehen, und das wäre dir doch nicht lieb! Künftig aber gehst du nicht mehr in den Salon und spielst dort, wenn Niemand dabei ist. Verstehst du? Und nun gib mir einen Kuß und lauf!" — Der Knabe wird nie wieder den Salon betreten, sobald er ihn leer findet, denn seines Vaters Gebot ist ihm heilig. Hat er wieder eine Unvorsichtigkeit begangen, so wird er sich entschließen, dem Vater die erste Mittheilung zu machen, nicht ohne großen Kampf. Das Geständniß kommt nicht leicht über seine Lippen; es kostet ihm eine unendliche Selbstüberwindung, dies Wort zu sprechen. Der Vater weiß das. Statt ihm zu zürnen, drückt er ihn mit Herzlichkeit an seine Brust und der Kleine fühlt, wenn er gestanden, daß er ihm lieber geworden. Der Vater wird bei keiner Gelegenheit sein Wort bezweifeln und nie in der Gegenwart eines Dritten. Mit dem Vertrauen, das ich in das Kind setze, wecke ich bei ihm den Wunsch, diesem Vertrauen auch zu entsprechen... Ein Knabe von zwölf Jahren ist in England fast selbständig. Er darf allein ausgehen und wohin er will; gilt es eine Reise, so denkt man nicht daran, ihm eine Begleitung mitzugeben. Weil man ihm früh vertraute, hat er gelernt sich selbst vertrauen und mag gern sein eigener Beschützer sein. Von zartester Jugend an ist sein moralischer Muth gestählt worden, er hat das Selbstgefühl gewonnen, das auf sich selbst rechnen kann und nöthigenfalls sein eigener Vertheidiger sein würde. So tritt er hinaus in den Kampf mit der Welt und dem Leben. Den Glauben und das Vertrauen, das man ihm geschenkt, hegt er jetzt auch gegen Andere; zugleich aber ordnet er sich Niemanden unter, er hat Vertrauen in die eigene Meinung, er hat früh sein eigenes Ich behaupten gelernt und würde dieselbe nun auch einer Welt gegenüber geltend zu machen wissen. Auf das ganze sociale Leben, auf alle Beziehungen des Menschen zum Menschen hat dieser Cultus der Wahrheit vorbereitet. Man vertraut dem Andern, wenn man selbst die Wahrheit redet; man sieht den ehrlichen Mann, wenn er aus dem eigenen Auge herausschaut. Man ist weniger höflich, weniger geschmeidig, weil man der Wahrheit nicht abgewinnen kann, Das zu scheinen, was man nicht ist. Aber man verschließt in seinem Hause nur das Nöthigste, denn das Mistrauen

darf über keiner Schwelle geschrieben stehen. Man rechnet auf die unbedingte Befolgung seines Gebotes, das der Vater seinem Sohne ertheilt, und ebenso rechnet der Herr auf die pünktliche Ausrichtung eines Befehls. Jeder rechnet auf den Andern und vertraut ihm. Ein Wort ein Mann! Die goldene Wahrheit ist die Grundlage dieser socialen Tugenden, dieses Geltenlassens des Andern, dies Vertrauen in das Wort, das ein Mann gesprochen. Ob wir Deutsche auch in der Knabenerziehung von den Engländern lernen könnten?

Schiller und Goethe als Doppelstandbild.

In einer Gesellschaft streitlustiger Männer warf man kürzlich die Frage auf: Wer Recht hätte, ob Rauch in Berlin, der Goethe und Schiller auf einem Piedestal verbunden in griechischer Tracht dargestellt wissen wollte, oder Rietschel in Dresden, der jetzt den Auftrag bekommen hat, die Rauch'sche Idee wirklich auszuführen und seinerseits nur die Bedingung stellte, die beiden großen Heroen im Costüm ihrer Zeit darzustellen?

Es gaben sich mehrfache Meinungen kund ... Am schroffsten sprach sich gegen die Rietschel'sche Bedingung eine Stimme aus, die dem Heimchengreifer angehörte, wenn wir den plattdeutschen Namen Heemkengrieper für einen Streithahn wählen wollen, den man in der Gesellschaft schon als einen Haarspalter und Graswuchshörer kannte.

Der Heimchengreifer sagte:

Unserm Meister Rietschel ist für Braunschweig sein Lessing vortrefflich gelungen. Es ist allerdings nicht ganz Lessing, den er uns gegeben (es ist im Grunde eigentlich schon weit mehr Goethe als Lessing), indessen das Costüm der Zeit ist für die Plastik erobert, wir haben den Glauben an die Idealität des Fracks, der Weste und der Beinkleider gewonnen; der Mantel, der Faltenwurf und die Lailach-Drapirungen sind entfernt; wir verdanken somit sogar dem todten Lessing eine der vielen großen Anregungen, die er für die Kunsttheorie im Leben gab. Indessen, was bei einer einzelnen Person nun erlaubt ist, wird sich das bei einer Gruppe ziemen? Goethe und Schiller, jeder für sich allein aufgefaßt, können, gekleidet im Costüm der Zeit, auf zwei Piedestalen herrliche Werke der Plastik werden und die so wenig gelungenen Standbilder von Stuttgart und Frankfurt am Main leicht vergessen machen. Aber nur für den Einzelnen ist überhaupt das Standbild. Es gibt die ganze ureigenste Persönlichkeit wieder. Deshalb wäre z. B. ein Schiller im Costüm von 1790 mit der großen Klappenweste, den Stulpstiefeln, dem hohen Rockkragen, allen ersten Lineamenten der spätern sogenannten Jakobinertracht eine prächtige Aufgabe. Allein Schiller und Goethe? Beide verbunden — hören sie nicht auf Personen zu sein? Sie sind durch ihre Einigung eine Idee. Sie sind ihr gemeinsames Wirken für unsere Nationalität, der Begriff jener classischen Periode, die wir durch Zusammennennung ihrer Namen bezeichnen. Auf diese Zusammenstellung angewandt, vermehrt das Costüm der Zeit jenen Act, der, so einfach ihn der Künstler auch auffassen und wiedergeben möge, über die nothwendige Ruhe eines plastischen Standbildes hinausgeht. Zwei in solcher vollen Realität nebeneinander gestellte Menschen führen eine Scene auf. Sie werden theatralisch wirken. Sollten sie in gleicher Linie nebeneinander stehen, so muß man ihre Realität abmildern, muß ihnen das Costüm der Zeit nehmen und beide nur so wiedergeben, daß sie in einem gemeinsamen Gedanken aufgehen, dem, — im Allgemeinen die Vorstellung auszudrücken, die der Deutsche mit den Worten „Schiller und Goethe" verbindet.

Diese Meinung des Heimchengreifers fand den lebhaftesten Widerspruch. Der Versuch mit Lessing war so wunderbar gelungen. Warum sollte er nicht mit Schiller und Goethe gemeinsam auch gelingen! Man suchte zuvörderst nach ähnlichen Vorgängen in der Kunstgeschichte. Der Archäolog und Kunstkritiker der Gesellschaft gab scharfe und witzige Andeutungen über die Kunstphilosophie des Leders, des Tuchs, der Stiefeln, der Schuhe, der Beinkleider überhaupt, aber man fand doch immer nur Standbilder, die vorzugsweise Einem angehörten, wenn sie auch mehre Personen unter- oder nebeneinander gruppirt brachten. Und so sprang denn der lyrische Dichter der Gesellschaft auf und rief voll edelster Begeisterung:

Was streiten wir! Ich sehe Rietschel's Standbild vor mir! Goethe, vorschreitend in einer geraden Linie, den Blick nicht nach unten, nicht nach oben gewandt, sondern fest die Welt, wie sie ist, im Auge behaltend! Schiller mit einer ansteigenden Geberde, gen Himmel blickend, leise vielleicht die Hand erhebend! Beide im Hintergrund durch einen Baumstamm getrennt, auf den sie sich entweder stützen mögen oder sonst anlehnen. Selbst die Hände könnten sie verschränken. Ruhe und Bewegung in dem ganzen Anblick. Ein einziger Zauber des glücklichsten Moments und Beide, wie wenn sie eben ihr Größtes und Herrlichstes ersonnen hätten und es ausführen wollten!

Des Dichters Aug' „im schönen Wahne rollend", brachte einen augenblicklichen Waffenstillstand hervor. Man kam von der eigentlichen Streitfrage, die das Costüm betraf, durch so begeisterte Worte ab und Heimchengreifer, der Unverbesserliche, rüstete sich schon, allerhand neue Scrupel gegen Baumstamm, Ausschreiten, Blickerheben einzuwerfen; er murmelte schon von Lorberkranzhalten, Theaterscene, Herausgerufenwerden, Schiller und Goethe sich vor dem Publicum verneigen und an Bescheidenheit sich gegenseitig übertreffen, Alles in möglichster Costümtreue, nur ohne Zopf und Puder — Doch erhob sich jetzt eine Stentorstimme und ein berühmter Dicht-Denker und edelster Denk-Dichter begann:

Meine Herren, es gibt nur einen Gedanken, den die weimarische Gruppe aussprechen soll, muß und kann; das ist der: Seht da, ihr Deutschen, uns Beide, uns Schiller und Goethe, verbunden durch die innigsten Bande der Freundschaft! Wo ist sie denn hin, die schöne Himmelsschwester der Liebe, die göttliche Freundschaft, die von Achill und Patroklus und von Jonathan und David alte Kunde brachte und nur unserer kalten und egoistischen Zeit verlorengegangen scheint? Freundschaft der geistig Strebenden, Freundschaft auch der im Wettkampf Ringenden, Freundschaft auch unter großen Geistern, das sei der Gedanke, den Schiller und Goethe im Bunde aussprechen mögen! Zur Freundschaft aber gehört der ureigenste Mensch. Nicht die ideale Verwandtschaft der Bestrebungen nur soll sich in Schiller und Goethe gefunden haben, sondern das ganze Ich, Einer dem Andern traulich angeschmiegt. Darum keine Allegorie! Keine Drapirung! Keine Leintücher! Sondern die costümtreuen Abbilder der beiden großen Männer nebeneinandergestellt! Das ganze Werk werde ein Standbild der Freundschaft!

Diese frischen, lebendigen Worte fanden den allgemeinsten Anklang. Der energische Redner hatte das rechte Wort gefunden. Er hatte alle Zweifel niedergeschlagen. Das schöne Wort von der Freundschaft hatte Alle besiegt. Nur der böse Heimchengreifer brummte und knurrte, wenn auch nur inwendig. Er wollte gegen die Realität der wahren Freundschaft zwischen Schiller und Goethe protestiren, wollte sie nur eine edlere conventionelle Freundschaft nennen, einen später erst sauber ausgearbeiteten und redigirten Briefwechsel von sechs weitläuftig gedruckten Bänden. Er wollte sagen: Diese Idee paßt allenfalls für Weimar, aber auch dort müßte nothwendigerweise sie nun Goethe'n zum Protector Schiller's machen. Er wollte sagen: Und eigentlich kommen wir damit immer noch nicht weiter; Plastik ist Plastik; zwei große kolossale Figuren können nicht starr nebeneinander

stehen; Handlung wird doch eintreten müssen, Geberde, Gestus und ein plastisches Genrebild ist fertig statt eines Monuments, ein kolossaler Briefbeschwerer, eine riesenhafte Nipptisch-Zierde. Er wollte ferner sagen: Ich glaube nicht an diese Doppelverherrlichung im Costüm der Zeit, — ich will diesen Bund ideal gehalten; — Schiller ist Schiller und Goethe ist Goethe — Jeder für sich — sie Beide aber, wie sie leibten und lebten, auf einem Postament zusammengestellt, was wird das? Eine Zumuthung der Selbsterhebung, eine Reflexion des auch gar zu stolzen Bewußtseins, eine Eingebung, die der Pietät alle Ehre macht, aber durch Costümtreue nun gleichsam aus Schiller und Goethe selbst herauszukommen scheint! Ich bin Ich — das ist die unsterbliche große stolze Wahrheit jedes Monuments, welches man großen Genien setzt; aber wir Beide sind wir Beide? Das ist eine Anmaßung. Wir, wir nur als andächtig gläubige Verehrer, wir können sagen: Ihr Beide seid uns Ihr Beide! Das drückt sich aber nur allegorisch aus. Der Stolz der beiden Gestalten muß durch Idealität gemildert werden; kurz, ich bin — u. s. w. Dennoch schwieg Heimchengreifer. Er schwieg im Angedenken der Thatsache, daß, wer mit einem schönen und kräftigen Worte ein mal so den Nagel auf den Kopf getroffen wie eben der begeisterte Lobredner der Freundschaft, immer im Vortheil ist und den Ausschlag gibt — wie die Clubreden und Club-Abstimmungen von 1848 genugsam bewiesen haben — er begnügte sich, als Antragsteller auf die ganze Frage zwar noch ein mal zurückkommend, doch nur die einfachen Worte zu sagen:

Wir streiten und streiten! Und kommt der Künstler und nimmt seinen Thon und wirft ihn mit schöpferischer Hand hin und wieder und knetet ihn rechts und links nach Herzenslust und das Gebild wächst unter seinen Händen und steht da, als Zeugniß für sich selbst, aller Theorieen, aller Voraussetzungen und guten Rathschläge spottend, wie Minerva aus Jupiter's Haupte, fertig und geharnischt, so sind wir sämmtlich geschlagen, ich der kalte Verstandesklügler sowol wie da unser scharfsinniger Archäolog, dort unser schwärmerischer Lyriker, hier unser sieggekrönter vorläufig für heute lorbergeschmückter Freundschaftstriumphator!

In diesem Sinne wurde Friede geschlossen. Im Aschenbecher streifte man die Cigarren ab und zündete sie neu an behaglicher Flamme.

Anregungen.

Die Natur kann nur bis fünf zählen.

In der Natur ist Alles geordnet nach Zahl, Maß und Gewicht. So alt dieser Spruch ist, so ist doch heute noch die Erkenntniß der Naturgesetze das Ziel aller Naturforschung. Jedes Erzeugniß der Natur und jede Erscheinung derselben ist der Ausfluß irgend eines Gesetzes. Die Zahlengesetze der Natur gehören ohne Zweifel zu den auffallendsten und zugleich zu den merkwürdigsten Naturgesetzen. Sie springen auch Dem in die Augen, für den die Natur sonst nur ein Chaos der verschiedenartigsten Vorgänge und Erscheinungen ist. Für eine Menge von Vorgängen hat die Natur ein für alle mal feste Zahlen aufgestellt, von denen sie nur bisweilen scheinbar abweicht, gleichsam um uns durch die Ausnahme auf das Gesetz hinzuweisen. Die weitere Betrachtung dieser Gesetze führt uns freilich in das weitläufige, wundervolle Gebäude der Mathematik, diesen Schrecken Aller; die es nicht näher kennen. Aber auch ohne dasselbe zu betreten, läßt sich jenes Gesetz der Natur, bestimmte Zahlen festzuhalten, Jedem begreiflich machen. Es gilt einen kleinen Versuch. Von der Zahl Eins ist kaum zu reden nöthig, da Alles, was überhaupt ist, vor allen Dingen ein mal da sein muß. Bekanntlich gilt auch die Eins vielen Mathematikern gar nicht als eine Zahl, sondern als Grundlage aller Zahlen, die durch Wiederholung und Theilung alle andern erzeugt. Schon die Zahl Zwei aber liefert uns ein schönes Beispiel für unsere Behauptung. Sie übt ihre Herrschaft namentlich in den organischen Reichen der Natur und ist dort so häufig, daß sie uns kaum mehr auffällt. Viele Organe der Menschen und Thiere sind fast stets zu zweien vor-

handen, als: Augen, Ohren, Hände, Füße, oder sie wiederholen sich bis auf vier, sechs, acht. Es gibt als Ausnahme ein kleines Thierchen mit einem Auge, Monoculus, Cyklops, genannt; das Auge ist aber, wie es scheint, aus mehren zusammengesetzt. — Warum nun immer zwei? Es lassen sich zwei Gründe denken, die wir anführen wollen, ohne daß wir uns verpflichten können, jedesmal die Zahlengründe anzugeben, da die Natur sich nicht überall ihre Gründe nachrechnen läßt. Die Augen z. B. mußten offen vorstehen und sehr zart organisirt sein, wenn sie die Eindrücke der feinen Lichtwellen empfinden sollten. Wie leicht kann da eins verloren gehen! Darum aus Vorsorge zwei. Auch die Symmetrie scheint ein Grund zu sein, denn der Mensch würde sich doch wol sonderbar ausnehmen, wenn er an der Stirn Ein Auge, darunter Ein Ohr, Eine Nase, Einen Mund, Einen Arm und Ein Bein nur hätte, welches letztere zugleich ganz unnütz sein würde. Auch bei den Pflanzen ist die Zahl Zwei sehr häufig. An vielen Pflanzen, wie z. B. bei dem sogenannten türkischen Hollunder, stehen immer zwei Blätter einander gegenüber. Viele Blumen haben zwei Staubfäden, noch mehre zwei Pistille und darum auch zwei Samen. — Die Drei ist namentlich als Blätterzahl sehr häufig, und die vierblätterigen Kleeblätter gelten eben als Seltenheit, die uns erinnern soll, daß der Klee immer dreiblätterig ist, wenn wir es stumpfsinnig übersehen sollten. Auch als Zahl der Kelch- und Blumenblätter figurirt die Drei sehr häufig, z. B. bei dem niedlichen Schneeglöckchen, der Schwertlilie. Im Thierreiche ist die Zahl Drei seltener, ohne Zweifel, weil sie sich nicht mit der Symmetrie vertragen wollte. — Desto häufiger ist die Vier, die als Fußzahl sogar der Classe der größten und nützlichsten Thiere den Namen gab. Als Zahl der Stengelblätter, Kelch- und Blumenblätter, der Staubfäden und Pistille ist die Vier ebenfalls auffallend häufig. Man untersuche z. B. Wegebreit, Scabiose, Wassernuß, Corneliuskirsche, Einbeere, Galinm, Rübsen. — Die Fünf ist eine merkwürdige Zahl. Wir möchten kaum die fünf Finger und Zehen erwähnen, da man uns einwenden könnte, der Mensch habe nicht fünf Finger, sondern vier Finger und einen Daumen; auch nicht die fünf Sinne, weil diese unter sich doch fünf ganz verschiedene Dinge sind. Aber bei einer großen Menge von Pflanzen ist die Fünf herrschend als Zahl der Blumentheile. Man betrachte z. B. Vergißmeinnicht, Primel, Winde, Stechapfel, Bilsenkraut, Belladonna, Taback, Kartoffel, Immergrün, Jelängerjelieber, Wein, Pfaffenhütchen, Veilchen, Epheu, Gentiana, Möhre und alle Doldenpflanzen, Flieder, Flachs, Schneeball.

Warum ist die Natur so freigebig mit der Zahl Fünf gewesen? Mir scheint, weil sie ihre letzte war. Wir sind nämlich zu Ende. Ueber fünf hinaus konnte oder mochte die Natur nicht zählen, wenigstens blieben die darüber hinaus gemachten Versuche ohne entschiedenen Erfolg. Wir wollen sie noch ein wenig beleuchten. Zwar haben die Zwiebelgewächse, die Tulpen und Lilien sechs Staubfäden und sechs Blumenblätter, aber die Zahl 6 ist eigentlich gar keine selbständige Zahl, sondern aus 3 mal-2 oder 2 mal 3 zusammengesetzt. Oft verräth sich auch diese ihre zweideutige Natur selbst, indem z. B. von den sechs Blumenblättern drei nach innen und etwas höher, drei nach außen und etwas tiefer befestigt sind, welche letztere man daher wol auch als Kelch ansieht. Es sind also nicht sechs Blätter, sondern drei und drei. Der Versuch der Natur, die Zahl Sechs aufzustellen und festzuhalten, kann also als mißglückter gelten. Die Zahl Sieben kommt nur äußerst selten vor. Das niedliche Dreifaltigkeitsblümchen hat sieben Blätter und sieben Staubfäden; die Blüte der Roßkastanie ist ebenfalls mit sieben Staubfäden versehen. Weiter kommt die Zahl Sieben bei den bekanntern Pflanzenarten nicht vor. Bei den gefiederten Blättern, welche an einem langen Stiele kleine Blättchen paarweise rechts und links und gewöhnlich eins an der Spitze tragen, wie z. B. die Blätter der Akazie, der Erbsen, Wicken, Bohnen, kann zwar die Zahl Sieben zum Vorschein kommen, aber sie ist dann nicht beständig, sondern es können auch fünf oder neun oder mehr Blättchen vorhanden sein und dann ist sie auch in diesem Falle offenbar zusammengesetzt aus 3, 3 und 1, sodaß diese Fälle eigentlich nicht hierher gehören. Es scheint fast, als hätte die Natur nach einigen wenigen Versuchen die Zahl Sieben, als zu schwierig, selbst aufgegeben. Die Acht und Neun kommen nicht häufig vor und sind stets zusammengesetzt. Ebenso die Zahl Zehn. Die Zahlen 11, 13, 17 kommen als selbständige, feste Zahlen gar nicht mehr vor, die 12 nur als zusammengesetzte. Weiter hinauf sind die Zahlen stets unbestimmt und schwankend. Es kann eine Blume 20 Staubfäden haben, aber ihre Nachbarin hat vielleicht schon 19 oder 21. Mit fünf war also in der That das strenge Regiment der Zahl in der Natur zu Ende.

Was ist die Tonkunst? So weit sie Gegenstand der Naturwissenschaft ist, ein Rechenexempel. Die Verhältnisse der Schwingungszahlen der Töne, worauf bei Beurtheilung des Wohlklangs Alles ankommt, sind ganz feste und bestimmte. Das Ohr zählt unbewußt die Schwingungen nach. Und wie weit zählt das Ohr? Merkwürdig genug bis fünf. Unser gan-

zes Tonsystem läßt sich ohne Schwierigkeit auf die Zahlen von 1 bis 5 gründen. Den Beweis geben wir vielleicht ein andermal.

Negergeschichten.

Es gibt nun jetzt schon so viel rührende oder haarsträubende Negergeschichten, daß unsere armen schwarzen Brüder und Schwestern wiederum keinen Vortheil von „Onkel Tom's Hütte" haben werden; denn man wird bald des Gegenstandes durch die Flut von Mittheilungen und Uebertreibungen so überdrüssig werden, daß man zur Tagesordnung übergeht und, wie in manchen europäischen Sachen, so auch in dieser amerikanischen es beim beliebten Alten bleiben läßt. Beklagenswerth wäre das genug. Denn wenn auch der Vorschlag der guten und edeln Frau Stowe, die sämmtliche Sklavenschaft Amerikas nach Afrika zu übersiedeln und aus Liberia einen großen, zukunftsreichen Negerstaat zu bilden, aus mancherlei Gründen, besonders deshalb, weil die Neger nicht Lust haben werden, Amerika zu verlassen, chimärisch zu nennen ist, so wär' es doch dringend zu wünschen, daß die Union eine eigene Negergesetzgebung gäbe, in jeder Gemeinde im Namen des Staats oder der Christenheit einen Anwalt und Vater der Neger bestellte und die Eigenthumsrechte an gekaufter Menschenwaare neuen und allmälig expropriirenden Gesetzen unterwürfe. Hoffentlich hört man über solche und ähnliche Schritte bald etwas Tröstliches.

In englischen Blättern liest man jetzt von einer schwarzen Mutter, die, mit ihrem Kinde entfliehend, gehetzt von Verfolgern, die theure Bürde von sich wirft, gefangen wird und den Eid verweigert, ihr eigenes, ihr entgegengehaltenes Kind als das ihrige anzuerkennen. Sie will ihm nämlich dadurch die Freiheit retten, während sie selbst wieder Sklavin wird.

Es scheint, als wenn diese und manche ähnliche Geschichte aus dem Kopfe eines Novellisten oder Dramatikers entsprungen ist, der vielleicht nicht recht gewußt hat, wie er mit seinem interessanten Stoff poetisch ganz zurecht kommen sollte und ihn daher lieber gleich als einfaches rohes Material in Form einer wahren Geschichte gab, die sich da und da, in Virginien, am Potomac, in der und der Zuckerplantage zugetragen hätte.

Eine Artigkeit Voltaire's.

Wir blätterten kürzlich in einigen ältern französischen Stücken in den ersten Originalausgaben und fanden in den Trauerspielen Voltaire's zuweilen Fingerzeige über die Darstellung dieser oder jener Situation, über den Vortrag dieser oder jener Effectstelle. Statt zu sagen: Diese Stelle muß so oder so betont oder gespielt werden, drückt Voltaire sich so aus: „Für den Fall, daß man dieses Stück etwa auf Provinztheatern geben sollte, muß ich bemerken, daß alle mit einem Stern bezeichneten Verse nur scheinbar kalt gesprochen werden dürfen." Der Schalk von Ferney wußte sehr wohl, daß auch den ersten Künstlerinnen der Welt oft Noth genug thut, vom Dichter erst seine wahre Absicht des Nähern zu erfahren; indessen war er Weltmann und Kenner der Künstlereitelkeit auch ersten Ranges genug, seine Vorschriften scheinbar an Provinzialschauspieler zu richten, was uns an jenen verdrießlichen Herrn erinnerte, der in einem Gasthofe seinem etwas lustigen und trällernden Nachbar schrieb: „Mein Herr, sagen Sie doch gefälligst Ihrem Bedienten, daß er sein häufiges und störendes Singen einstellen möge!"

Zur Kunst des Lebens.

Besonders schmerzlich empfindet es unser Gemüth, wenn alle unsere Mühe vergebens ist, manche Menschen gleichsam mit Gewalt gegen uns zur Güte zu zwingen. Eine mit Aufopferung unsers eigenen Stolzes aufrechterhaltene Voraussetzung einer noch immer möglichen bessern Besinnung beim Andern von Diesem mit Hohn zurückgewiesen zu sehen, schlägt ohnehin unheilbare Wunden. Mit Geduld aber hoffen, ihn durch die bessere Erkenntniß unserer Natur uns zum Freunde zu gewinnen, das sollte man lieber ganz aufgeben. Wenn man den Schmerz, sich verkannt zu sehen, zu sehr um des Andern willen und im Vertrauen auf sein besseres Ich verräth, erhöht man gewöhnlich nur des Feindes Uebermuth.

Grundsätze.

Von Grundsätzen zu reden ist Denen am eigensten, die doch ewig ihre Principien ändern und nur unter der Herrschaft des Naturells stehen.

Schmerz hat kein Gedächtniß.

Was im Alter erfreut, weckt schöneres Jugenderinnern —
Aber was schmerzt, scheint neu, nirgend und nimmer gefühlt!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 14.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

König Franz in Fontainebleau.

Eine Novelle im alten Stil. Vom Herausgeber.

Das war in den Tagen, da Kaiser Carolus von Hispanien, um nach Gent zu kommen, durch Frankreich zu reisen begehrte und groß Rathschlagens gewesen war, ob König Franciscus ihm sollte frei Geleite geben oder nicht. Konnten es aber die schlauen Rathgeber nicht erlangen, den Kaiser zur Strafe für sein allzeit sieghaft Glück gegen Frankreich erst sicher zu machen und dann mitten auf dem Wege zu fahen; welchen Vorschlag auch bald die Räthe des Königs verworfen hatten, da sie gar wohl wußten, wie sehr dessen ritterlich Gemüth derlei Anschlägen abgünstig war.

Kaiser Carolus hatte Frankreich, nicht ohne bei denen Ehrenbezeigungen, so man ihm erwies, rechts und links vorsorglich und auf spanische Art etwas mistrauisch sich umzuschauen, verlassen und König Franz fühlte wieder, wie schwer diese großen Angelegenheiten der Welt auf seinen hinfälligen Körper drückten. Müde von allen denen prächtigen Turneyen und kunstvollen Ringelstechen und was sonst zur Bewirthung seines hohen Gastes war ausgeführt worden, fühlte der König das Bedürfniß der Einsamkeit, die ihm schon lange die liebste Gesellschafterin war außer dem schönen Frauenzimmer. So beschloß er auch sogleich wieder nach seinem Schlosse Fontainebleau zu reisen, welches er nebst St.-Germain en Laye vorzugsweise ins Herz eingeschlossen hielt. Hatte er doch beide stattlichen Gebäude mit den kostbarsten Gärten umgeben und besonders Fontainebleau mit allen Meisterwerken schmücken lassen, welche hochberühmte Künstler von Mailand und Florenz auf Befehl des freigebigen Königs hier verfertigen mußten. Seine Gesellschaft waren unter den schönen Baumgängen und prächtigen Bildsaulen und Gemälden Fontainebleaus am liebsten nur einige Hofbediente, die schönen Dienerinnen und Ehrenfräulein der gnädigen Herzogin von Etampes, nicht zu gedenken seines Arztes Messire Claude, welches ein kleiner buckliger, aber sehr gelehrter Mann war, der schon seit lange des Königes ganze Freundschaft besaß.

Denn da der mächtige König Franciscus von Gallien schon seit einigen Jahren kläglich an seiner Gesundheit litt und für seine noch nicht zu alten Tage auf eine gar

betrübende Weise zusammenging, so mochte er doch um sein Leben nicht vergessen, daß er einst der schönste Edelmann, geschweige der schönste Fürst seiner Zeit gewesen war und selbst in einem feindlichen Lande, während seiner Gefangenschaft in Hispanien, das Herz mancher schönen und edlen Dame gerührt hatte. Der gute König liebte es, zumal wenn die gnädige Frau Herzogin von Etampes nicht zugegen war, sich ihren zurückgebliebenen Damen und Freundinnen und wer sonst vom schönen Frauenzimmer, ob adelig, bürgerlich oder selbsten vom ehrlichen Handwerkerstande in seine Nähe kam, gar gefällig zu erweisen. Mancher junge Edelmann, der im Stillen vielleicht über des Königs graue Haare und nur gezwungenermaßen aufrechten Gang lachte, konnte sich an des Königs adeliger Manier, mit dem schönen Frauenzimmer zu scherzen, ein Beispiel nehmen; hat es doch oft schon Zeiten gegeben und wird wiedergeben, wo die jungen Mannsen sich in denen Dingen, die ihnen vorzugsweise wohlanständig wären, von denen alten müssen beschämen lassen.

Es war aber zu selbiger Zeit auf dem Schlosse Fontainebleau ein Castellan, der Naudet geheißen hat und ein schon alter Mann war. Dieser hatte einen Sohn, von dem wir nichts berichten können, als daß er sich in die Fremde nach Avignon verheirathet hatte, daselbst vor der Zeit gestorben war und ein gar schön Töchterlein hinterlassen hatte, welches Blanche genannt wurde. Weil nun auch die Mutter der schönen Blanche in Avignon gestorben war und dem zarten Kinde daselbst die nöthige Liebe und Pflege fehlen konnte, so beschloß der Castellan, seine Enkelin zu sich zu nehmen und daher denn kam es, daß eines Tages der König hocherfreut war, in denen Baumgängen seines Gartens, als er mit seinem Hofe allda spazierete, einem gar anmuthigen Mägdelein zu begegnen, welches ihm Blanche Naudet genennet wurde und die Enkelin des Castellans war, weit älter bereits, schöner und liebenswürdiger, als man erwartet hatte. Bei St.-Denis und unsrer lieben Frau! rief der König aus und zeigte allen seinen Hofherren die unaufhörlich vor ihm knixende Blanche, sollte man nicht glauben, daß unsres guten und zu früh abgerufenen Meisters Lionardo reizende Mona Lisa leibhaftig vor uns steht? Die Räthe und Hofherren, deren einige kurzsichtig waren, kniffen die Augen zusammen und sagten: O ja, Sire! Man möchte es fast meinen! Und der Verwalter des königlichen Schatzes sprach sogar: Hätte man dieses Mägdlein früher gesehen, würde mein gnädiger Herr und König dem Meister Lionardo haben oft ein wenig von seinen Gemälden wegen der Kosten abhandeln können! Worüber der König gar sehr lachte und erwiderte: Ich wette, mein guter Herr von Montchenu, ihr gedenket noch in diesem Augenblicke mit Schmerz der 12,000 Livres, welche uns der Ankauf jenes in der Christenheit einzigen Bildes gekostet hat. Montchenu war aber ein ganzer Hofmann. Er wußte es wohl, daß es den König freute, wenn er sagte: Mein gnädiger Herr, die schönen Frauen und ihren Werth im Allgemeinen und im Besondern zu beurtheilen, das ist nicht meine Sache! Auch hab' ich zu blöde Augen, um die Aehnlichkeit dieser Enkelin des Castellans mit dem schönen, aber sehr theuren Bilde des Meister Lionardo des Genaueren zu vergleichen... Da aber ging der König auf Blanche zu, faßete sie unters Kinn und sagte: Sehet da das ganze Antlitz der schönen Mona Lisa del Giocondo, die der schlaue Lionardo da Vinci in seiner besten Zeit vier Jahre lang malte, weil er nicht satt werden konnte, sich an ihrer Schönheit zu weiden. Sehet da, dieselben feuchten und wie mit einem himmlischen Glanze belebten Augen; diese kleinen röthlichen Lichter, die sie umgeben! Diese Nase, von gleichem Ebenmaße! Dieser Mund, von gleicher Rosinfarbe! Und ich wette, wir haben nicht ein mal nöthig, wie Meister Lionardo da Vinci gethan, diese kleine Person mit Blumen, mit Gesängen und Musik zu umgeben, damit sie den etwas strengen Ausdruck der vier Jahre lang von dem Maler zum Sitzen gezwungenen Mona Lisa del Giocondo verlieren und so anmuthig lächeln möge, wie es oben in meinem Cabinet die nur künstlich erhei-

terte edle Dame thut; dieſes kleine Ding würde ſchon von Natur ſo freundlich dreinſehen, wie Meiſter Lionardo es jener vornehmen Dame durch Kunſt abgewinnen mußte!

Blanche wurde über alles Dieſes gar roth und konnte kein Wort erwidern. So viel Gnade hatte ſie vom Könige nicht erwartet, obgleich ſie wohl wußte, daß ſie ihm nicht mißfallen würde. Alles lächelte und bewunderte die Güte des Königs, die ſich auch ſpäter, ob er nun von Meſſire Claude, dem buckligen Doctor aus Paris, leichte oder ſtrenge Verhaltungsmaßregeln erhielt, gegen dies, wie gegen alles Frauenzimmer gleich blieb. Der König war hinfällig und ſcherzte oft nur, weil er ſeinen Zuſtand gern verbarg und nicht hören mochte, daß die Natur eine unerbittliche Regentin ſelbſt über die Mächtigſten der Erde iſt.

Die ſchöne Blanche hatte aber von Avignon eine ſehr zärtliche und treue Liebe mitgebracht für einen jungen weiland Soldaten, Namens Firmin Allard. Firmin Allard war ſeines Zeichens, um es richtiger zu ſagen, ein Waffenſchmied und hatte, da es gerade den Anſchein nahm, als würde nun zwiſchen Frankreich und dem Kaiſer ein ſogenannter ewiger Friede beſtehen, in Avignon wieder ſeine alte Handtierung ergriffen und war, da er einige Mutterpfennige beſaß, in ſeinem Gewerbe ſogar ein Meiſter geworden. Es iſt indeſſen bekannt, daß Avignon mehr ein frommer denn ein kriegeriſcher Ort iſt, und ſo geſchah es, daß Meiſter Firmin Allard in ſeiner Werkſtatt zwar fürtreffliche neue Werkzeuge hatte, aber wenig damit zu verdienen. Ueberdies war dieſer Firmin ein ſo großer, ſtattlicher, ſchöner junger Burſch, daß er ſchon oft, wenn er verdrießlich in ſeiner neuen Werkſtatt zu Avignon ſtund und nur Mönche, keine Ritter an ihr vorübergehen ſah, ein zornig Wörtlein fallen ließ, wie es doch wohl beſſer wäre, ſtatt Waffen zu ſchmieden, irgendwo lieber in der Welt ſie ſelbſt wieder zu ſchwingen. Denn, fügte er hinzu, Krieg gäb' es wol irgendwo in der Welt, man müſſe ſich nur recht danach umſehen. Wie aber die kleine ſchöne Blanche das hörte, weinte ſie bitterlich und ſchwur, ſie würde es doch dahin bringen, daß Firmin Allard von ſeiner Kunſt mehr Verdienſt haben ſollte als von ſeiner Neigung, ſie und ſeine friedliche Handtierung zu verlaſſen. Firmin Allard ſagte: Wie wollen wir das anfangen, Blanche? Blanche erwiderte aber: Das ſollſt du ſchon ſehen, Firmin! und gab ihm den Abſchiedskuß; denn es war dies gerade ihr letztes Geſpräch geweſen, als ſie ſich auf die Reiſe machte von Avignon nach Fontainebleau.

Blanche dachte aber dabei an Niemand anders als an ihren Großvater, der Caſtellan im Schloſſe des Königs war. Und wie ſie erſt einen Tag bei Meiſter Naudet geweſen und von dem guten König Franz mit der ſchönen Mona Liſa del Giocondo des berühmteſten Meiſters Lionardo da Vinci verglichen wurde, ging bereits ein Schreiben ab nach Avignon und lud Firmin Allard ein, auf das ſchleunigſte ſich aufzumachen und nach Fontainebleau zu kommen, denn es wäre, ſchrieb ein Franciscanermönch aus der nahgelegenen Abtei im Auftrage des Großvaters und der Enkelin, die Beide nicht ſchreiben konnten, es wäre gar eine ſchöne Ausſicht vorhanden, daß der König den Firmin Allard in ſeine Armoirie aufnähme und einem ſo guten Meiſter Gelegenheit gäbe, bei der königlichen Schmiede, was man hier im eigentlichſten Sinne des Wortes ſagen konnte, in die rechte Schmiede zu kommen.

Kaum geſchrieben, ſchon gethan. Der junge Meiſter Firmin kam ſo ſchnell, als ſeine Füße ihn tragen mochten. Es war, als man nunmehr zu Fontainebleau ſeiner anſichtig wurde, ein ſo ſchöner ſtattlicher junger Mann, daß der Großvater, der daſelbſt ſchon ſeit lange keine jungen und ſchönen Männer mehr geſehen hatte, höchlichſt erſtaunte, wie dergleichen Gewächs noch auf Gottes Erden wandeln könnte. Ob aber der Alte gleich ſich mühte, in ſeiner Art auch etwas von denen Sitten und feinen Kunſtgriffen des Hofes ſich anzueignen, ſo war er doch darin zu beſchränkten Geiſtes, daß er hätte

errathen können, warum nur in Fontainebleau und überall in der Nähe des Königs Jugend und Schönheit nicht mehr vorhanden war, außer beim weiblichen Geschlechte. Daher war es ein großes Glück, daß Blanche mehr Schlauheit besaß denn ihr Großvater. Konnte es auch anders sein, seitdem der König dieses schöne Kind seiner ganzen Aufmerksamkeit für würdig hielt, ja ein kostbares damastgewirktes schweres Kleid aus Lyon und einen Ring ihr geschenkt hatte, den er sich scheinbar selbst vom Finger zog, aber vorher, wie sich wohl denken läßt, schon aufgesteckt hatte zu diesem gnädigen Fürhaben? Die Ehrenfräulein waren nicht wenig erbost über dieses Glück, welches die kleine Blanche bei dem Könige machte. Oft wenn er ihr in den schönen Bosketts seines Gartens begegnete, that der König sogar, als wenn er sie haschen wollte, welches er auch würde ausgeführt haben, wenn ihn nicht die Schwere seiner Füße gemahnet hätte, sogleich wieder die würdige Haltung anzunehmen, die sich für einen König von Frankreich geziemet.

Es geschah nun, daß Blanche schon vorher, als sie noch vor Ungeduld brannte, ihr geliebter Firmin Allard möchte endlich in Fontainebleau angekommen sein, dem guten König gestund, wen sie schon lange in ihr Herze eingeschlossen hatte. Da sie sehr schlau war, hütete sie sich wohl, zwei Dinge, die den König überraschen mußten, gleich auf ein mal vorzubringen. Es war dies erstens das Vorhandensein eines Waffenschmiedes von Avignon, den sie liebte, überhaupt, sodann aber ihre nähere Absicht auf eine Stelle in des Königs Armoirie. Beinahe hätte sie auch diesen ihren zweiten Stein vom Herzen schon fallen lassen, da der erste vom König nicht ungnädig aufgenommen wurde. Denn: Hast du einen Geliebten, dem dein Herz angehört? hatte der König gesagt und dabei gelächelt. Er hatte dies nicht ohne einen kleinen Schimmer von Traurigkeit in seinen kranken Gesichtszügen gethan. So will ich wünschen, fuhr er dann fort, daß er deiner würdig sein möge, Blanche, und wenn er aus Avignon ankommt, so will ich das Vergnügen seiner persönlichen Bekanntschaft haben und vielleicht vermögen wir es, ihm nützlich zu sein; denn an Waffen können die Könige von Frankreich niemals Vorrath genug haben. Als dieses Blanche hörte, war sie über die maßen fröhlich, küssete auch die Hände des Königs, was er besonders gern sahe, da die Weiße und Zartheit seiner Hände für untadelig gelten konnte. Leider versah sie es aber ein wenig, als sie begann, die Vorzüge und Schönheit Firmin Allard's zu rühmen und überaus zu preisen. Denn als sie seines Lobes kein Ende finden konnte und sogar von der jugendlichen Stärke ihres Geliebten sprach, rümpften die Ehrenfräulein gar spöttisch die Nase, wandten sich abe und verbargen ihr künstliches aber vielleicht nur zorniges Gelächter unter denen Fächern, die sie sich bis tief unter die Augen vorhielten. Aber auch der König zog seine gefärbten schwarzen Augenbrauen düster zusammen und wandte sich zum Gehen. Es war Blanche'n sogar, als hätte der finstere, krumme und schielende Herr von Montchenu ein Wort fallen lassen, das möglicherweise so lauten konnte: Welche dumme und einfältige Gans ist dieses Mädchen! Sie hatte es nur nicht ganz deutlich gehört. Aber sie überlegte lange, welche Thorheit sie denn eigentlich begangen hätte. Und als sie nun den ganzen Hof hinter den König sich wenden und ihm nachfolgen sah, siehe! da kam es ihr plötzlich wie eine Erleuchtung von oben, oder, um keinen Misbrauch mit heiligen Dingen in solchen profanen zu machen, die Zuflüsterung des schalkhaften Gottes der heidnischen Liebe sagete ihr, daß es wol eine große Thorheit mochte gewesen sein, zu einem alten und sehr kranken Könige von der Jugend und Gesundheit anderer Menschen zu reden. Und siehe! in diesem Augenblicke entdeckte sie auch, daß im Grunde von allen denen anwesenden Herren des Hofes dennoch der König noch immer der Schönste und Gefälligste war; denn seine sämmtlichen Ritter und Räthe hinketen, schlorrten und gingen so krumm oder waren dermaßen misgestaltet, als kämen sie des geraden Wegs aus einem Siechenhause und schleppten nur mühsam noch das Leben so hin. Kaum hatte Blanche diese Entdeckung in Erfahrung

gebracht, als ihr noch zum Zweiten etwas Neues einfiel und sie ausrief: Bei unsrer lieben Frau von Paris! Der Herr von Montchenu ist ja nur kurzsichtig, wenn er mit dem Könige geht, und wenn Herr von Brion mit mir allein spricht, kann er wie jeder Andere gerade aufrecht stehen, und der Großkanzler Herr von Tournon springt ja, so alt er ist, noch wie ein Rehlein durch die Alleen des Gartens, so er sich von Niemanden beobachtet glaubt, beginnt aber sogleich gar erbärmiglich zu hinken, so er in den Schloßhof eintritt und etwa von denen Fenstern unsres gnädigsten Königs und Herrn meinen könnte des Näheren beobachtet zu werden.

Wie sich nun so abenteuerliche Dinge zusammen vereinen sollten, das zu ergründen, würde für einen Mann, der darüber die Bücher der Gelahrten hätte aufschlagen und die Meinung der Weisen befragen müssen, sehr lange gedauert haben. Ein weibliches Herz indessen ist schlau und begreift die schwierigsten Dinge gemeiniglich sehr rasch, womit ich nicht gesagt haben will, daß es nicht auch könnte Ausnahmen geben. Blanche hatte nicht nöthig, erst ihren Großvater zu fragen, der ihr ohnehin keine Auskunft geben konnte, auch nicht ein mal dem guten Franciscanermönche aus der Abtei, der ihr Beichtvater war, vertraute sie sich ganz, sondern ihre fünf Sinne sagten ihr, als sie den Firmin Allard endlich in der Ferne von dem Berge der Dreifaltigkeit bei Fontainebleau herabschreiten und ihr oben an der Kapelle schon mit seinem Hute und einem Tuche, das sie ihm selbst in Avignon geschenkt hatte, wie außer sich für Freude winken sahe: O du liebe Zeit! Das wird schlimm werden! Mein guter Firmin ist für Fontainebleau ja viel, viel zu hübsch!

Es ist aber, wie wir Männer wissen werden, denen Frauen nicht gegeben, Alles, was ihr Herz bedruckt, sogleich immer auszusprechen. Auch hatte Blanche eine viel zu große Freude an der stattlichen Schönheit ihres Firmin, der im leichten Lederwamms, mit gepufften Hosen, einem weißen Hute mit wenn auch kleinen doch rothen Federchen, wie ein junger Trompeter von denen Musketieren des Königs an ihrem Arme stolzierte und ganz gut eine große rothe Feder am Hute hätte tragen können, um für einen der anmuthigsten Cavaliere der Garden des Königs gehalten zu werden. Immer noch hoffte sie auf eine günstige Gelegenheit, dem Könige bei guter Laune zu begegnen und ihm ihr Anliegen wegen der Armoirie und ihrer Heirath auch ohne Firmin Allard vorzustellen. Wie es nun aber geschieht, daß man lange über einen Plan nachsinnet, dessen Gelegenheit uns plötzlich, ehe noch ein Entschluß dessentwegen fertig geworden ist, wie man zu sagen pflegt, ungedunken überkommt, so wandelte Blanche auch einstens durch eine von hohen Linden überschattete Taxushecke mit ihrem geliebten Firmin in des Königs Garten und hatte gerade den Arm des schlanken, freundlichen und liebevollen Jünglings auf ihrer Schulter ruhen, als wider Erwarten aus einem Querwege der ganze Hof dahergeschritten kam, den König an der Spitze und wie es schien heute nicht mit der freundlichsten Geberde. Alle gingen sehr rasch, denn der bucklige Messire Claude hatte das dem Könige der besseren Erwärmung seines Blutes wegen für einige Zeit angerathen. Wie Blanche von ferne her den Hof und den König eilends ihr zuschreiten sahe, gab ihr der Anblick der schönen Damen und der wiederumb um den etwas wie im Hahnentritt schreitenden König versammelten alten und häßlichen Männer den plötzlichen Gedanken ein, auszurufen: Bei allen Heiligen, Maria, Joseph und deinem Schutzpatron! Ich bitte dich, Firmin, hebe eine deiner Schultern in die Höhe und laß den König glauben, daß du miswachsen wärest! Es wird uns besser thun unser ganzes Leben lang!

Da Firmin solches hörete, sprach er: Blanche, ist es deine Absicht, um Messire Triboulet's Stelle für mich anzuhalten und aus mir des Königes Hanswurften zu machen?

Nein! Beim Heil aller Seelen! erwiderte Blanche mit heftigem Zittern und weinendem Tone: Guter, lieber Firmin! Gib den Stolz auf deine prächtige Leibesbeschaf-

fenheit einen Augenblick hin und beleidige das Auge des großen Königes nicht durch deine gefährliche Jugend und hier nur störende Anmuth. Du bist mein allerliebster und schönster Firmin auf der Welt und ich möchte dich gleich hier vor denen fürnehmsten Herrschaften Frankreichs küssen; aber ich bitte dich! Einige Augenblicke Miswachs bringen uns, so Gott will, fünfzig Jahre guter Ernte ein!

Und als Blanche also gesprochen hatte, war der Hof auch schon dermaßen nahe, daß es die höchste Zeit wurde, einen Entschluß zu fassen. Und wie es denn geht, daß in dem Beispiele anderer Menschen oft eine gar ansteckende Kraft liegt, die uns sogar in die Lage bringen kann, wider unsern Willen unter hundert einfältigen Menschen zuweilen am eigenen Verstande irre zu werden und ebenso dumm zu werden, wie es andere sind, ob sie gleich die Halskrause eines Rathsherrn tragen mögen, also zog es auch den Firmin Allard gleich wie unwillkürlich, in dem Augenblicke, da er nur Menschen mit denen Gebresten des Alters vor sich sahe, ordentlich mit Gewalt, den kecken Trotz seiner anmuthigen Jugendlichkeit aufzugeben und voll Schüchternheit gerade so, wie es seine geliebte Blanche gewollt hatte, sich gleichfalls als einen Mann vorzustellen, den die gütigste und beste der Frauen, die gute Mutter Natur, trotz seiner schönen Gesichtszüge und seiner ansehnlichen Leibeslänge doch gar schadenfroh an unrechter Stelle mit Ueberfluß bedacht hatte. Nicht auf den Platz, sondern in allmäliger Vorsicht hob er langsam von seinen Schultern die rechte in die Höhe und stund vor dem Könige, als dieser nunmehro herangeschritten war, wie das seltsamste Ungethüm da, das sich auf Jahrmärkten hätte können in Schaubuden sehen lassen. Hatte der König aus Aerger über den strengen Arzt Claude vorher gar finster und verdrießlich geschaut, so ergriff ihn jetzt beim Anblick eines viel unangenehmeren Verdrusses, den Blanche's schon in der Ferne gleich für diesen erkannter Liebster zu tragen hatte, eine solche ausnehmende Heiterkeit, daß er in das Gelächter des ganzen Hofes einstimmete und betheuerte, es müsse doch wahrlich eine Unordnung in denen Gestirnen vorgekommen sein, daß jetzund in Frankreich so viele misgestaltete Krüppel geboren würden; denn selbst die schönsten Männer, die man aus dem anmuthigen Lande der Provence mit Sehnsucht erwartet hätte, träfen mit Schäden ein, die selbst der Doctor Claude nicht heilen könnte, anmaßen es dieser wohl an sich selbsten würde gethan haben. Und so groß war nun das Vergnügen des Königs, daß er auch jetzt dennoch wiederumb der schönste Mann in Fontainebleau geblieben war, daß er zu Firmin Allard heranschritte, ihme vom schuldigen Niederknieen gnädiglich abwinkte und die Hand auf seine rechte Schulter legend die Worte sprach: Mein armer Firmin Allard, hast du so lange den Hammer geschwungen, daß dir am Ambos zuletzt die Schulter so störend herauswachsen mußte, du armer Junge?

Blanche, mit schneller Besinnung und ängstend, ihr Firmin würde aus Verlegenheit etwas Unschickliches sprechen, fiel rasch ein: Nein, mein gnädigster König und Herr, das hat der Firmin von einem bösen Falle, da er noch nicht laufen konnte. Es hindert ihn indessen nicht, der beste Diener seines Königs zu sein und es gibt Schwerterklingen von ihm genug, die so schön gearbeitet sind, daß man sie wie im Kreise biegen kann, was leider zum Theil in seiner Jugend hätte mit dem Firmin selbsten geschehen sollen.

Bei St.-Denis, antwortete der König voll sichtlichem Wohlbehagen an dem artigen Schatten, den sein Körper noch immer in wohlgestalter Ordnung längs der röthlichen Abendsonne, die gar lieblich durch die Blätter des grünen Parkes schien, warf, dann wünscht' ich, Blanche, daß er sich selbst noch unter seinen Ambos kriegen könnte, um sich gerade zu klopfen. Ich will ihn dazu als Werkmeister in meiner Armoirie anstellen. Heirathet Euch bei Zeiten, damit man in Paris Euch diesen schmucken Burschen nicht rauben möchte, Blanche. Und wie sehr ich euch Beiden in Gnaden gewogen bin, werdet Ihr sogleich sehen.

Damit lachte der König wieder über die maßen und ging mit dem ganzen Hofe, der gleichfalls, wie sich gebührete, in seine gute Laune mit einstimmte, vorüber, um in einem nahegelegenen Pavillon die Bestallung Firmin Allard's in einem Briefe an den Hauptmann seiner Armoirie eigenhändig niederzuschreiben. Aber es lachten die Meisten der Gesellschaft auch deshalb, weil sie der kleinen und vom Könige so bevorzugten Blanche die Demüthigung gunnten, ihren anfangs so gepriesenen Liebhaber als einen nunmehro doch eben Verwachsenen vorstellen zu müssen; nur einige Wenige, die den Firmin Allard vorher schon gesehen hatten, schüttelten den Kopf über die Dreustigkeit des Mädchens und des jungen Burschen Verschmitztheit. Wenn sie nicht selber alle in Paris viel leichter gehüpft und gesprungen wären denn in Fontainebleau, so würden sie auch nicht geschwiegen haben. So aber hüteten sie sich wohl, den verdrießlichen und grämlichen König auf den Betrug aufmerksam zu machen, den man mit ihm gespielt hatte, so sehr sie auch innerlich über die ganze Welt ergrimmt waren und dem Könige eigentlich von Herzen gunnten, ein mal zu entdecken, wohin seine Eitelkeit und schon zur Gewohnheit gewordene Gefallsucht die Menschen, die ihm dienen wollten, führen müsse.

Während der König jetzt zum Pavillon schritte, um das Patent für Firmin Allard auszufertigen, folgten die beiden Liebenden für Freude lachend und beinahe nach französischer Art singend. Den Ehrgeiz, ein schönes Paar zu sein, hatten sie so vielen vornehmen Herrschaften gegenüber zwar in den Wind geschlagen, aber Blanche zwickte dem Firmin fast die Finger ab, um ihr Lachen zu verbergen, und dieser stund mit seiner hohen Schulter verdutzt und unentschlossen, so lange der Hof auf einige Zeit verschwunden war. Blanche, sagte er, welche Possen treibst du! Diese aber, statt aller Antwort, zog ihn in ein Gebüsch, küssete ihn und sprach: Ruhe dich ein wenig aus, mein lieber Junge! Ich werde Wache stehen, bis der König aus dem Pavillon zurückkommt. Haben wir das Patent für des Königs Armoirie, so setzest du dich auf ein gutes Pferd und reitest sogleich gen Paris. In drei Wochen segnet uns der fromme Bruder Franciscus auch auf dem halben Wege zwischen hier und Paris ein, wo es sicher wie in der Christenheit überall eine gute Kapelle mit dem zu einer richtigen Heirath Nöthigsten geben wird.

Es traf sich nun aber, daß der König im Pavillon dem Leibarzte Messire Claude begegnete und mit ihm nach einigen Zeilen, die er an den Gendarmen-Hauptmann von Montaigu, den Vorsteher seiner Armoirie, geschrieben, in folgender Weise ein Gespräch anknüpfte:

Saget mir nur, Messire Claude, woher trifft es sich, daß die Leute Eurer Statur in meinem Königreich jetzt so unnatürlich um sich greifen?

Messire Claude war schon gewohnt, daß der gute König sich gern auf Kosten anderer Menschen im Spiegel seiner eingebildeten Vorzüge erblickte. Er erwiderte daher, ohne im mindesten beleidigt zu sein:

Mein gnädigster Herr und König! Ohne im geringsten einräumen zu können, daß sich diese traurige Entdeckung wirklich bestätigen sollte, so könnte, wenn sie wahr wäre, nur der Leichtsinn mancher Mütter Schuld daran tragen, welche ihren Kindern nicht die liebevolle Obhut schenken, die sie von Gott und Rechts wegen verdienen. Würdet Ihr auf jedes im Verlaufe der Erziehung verwachsende Kind eine Steuer, so die Aeltern zu zahlen hätten, legen, so könntet Ihr versichert sein, edler Herr, daß die Franzosen bald alle wieder so schlank und ebenmäßig wie dort die Pappeln wachsen würden.

Nun, bei Gott, sagte der König und blickte erst zum Fenster zu den bezeichneten Pappeln und streute dann den Sand auf den Zettel an den Hauptmann von Montaigu, wahrhaftig, Messire Claude, dann hätte unser Schatzmeister gute Tage und die Löhnung meiner Gendarmen sollte mir keine Sorge mehr machen; denn die Buckel nehmen überhand. Saget mir nur, guter und gelehrter Doctor, ist dieses unnatürliche Uebel denn

mehr ein wildes Fleisch oder ein knorpelhafter Anwuchs, oder worin gefällt es der Laune der Natur, die sonst eine so herrliche und gemäßigte Künstlerin ist, bei Euresgleichen, wie es Meister Lionardo von denen jungen Malern seiner Zeit sagte, so stark aufzutragen?

Während der Hof die Heiterkeit des Königes durch großes Gelächter unterstützte, ergab sich Messire Claude ruhig in sein Schicksal, so gefoppt zu werden. Er wußte wohl, daß der König diese Art zu spotten für eine besondere Gnade angesehen wissen wollte und entgegnete daher auch nur diese einfachen Worte:

Es würde zu weit führen, mein gnädiger Herr und König, Euch den Bau eines richtigen Buckels auseinanderzusetzen. Er muß zunächst aus einer Verkrümmung des Rückgrats hervorgehen, wird dann eine Verwilderung des Zellgewebes und zuletzt eine ganz unschädliche Zierde aller Männer von Witz und Scharfsinn; denn Ihr werdet nicht leugnen wollen, gnädiger Herr, daß die Natur schon von des fabulosen Aesopi Zeiten an bis auf den Doctor Claude von Paris herab bei meines Gleichen für die Unzierde des Höckers immer wieder einen Ersatz an Verstandesgaben geschenkt hat, was bei denen Lahmen, Gichtischen, denen Podagristen, denen Schielenden und Einäugigen keineswegs der Fall ist.

Diese Worte betonte Messire Claude aber mit einem so scharfen Blick auf die Umgebungen des Königs, daß diese im Gefühl ihrer wirklichen oder übertriebenen Gebrechen zu lachen aufhörten und es lieber gehabt hätten, dieser Gegenstand wäre nun von dem Könige verlassen worden. Indessen täuschten sie sich in sothaner Hoffnung. Denn der König hörete nicht auf. Das ist gut geantwortet! sagte er geschmeichelt durch den Aerger seines Hofes und wandte sich von denen Stufen des Pavillon wieder in den Garten zurück, den die Abendsonne gerade mit anmuthig spielendem Lichte erfüllte. Und indem er nach Blanche und Firmin Allard, die sich auch schon voll glücklichster Hoffnung von ferne näherten, ausschauete, fuhr er fort: Nur das ist doch eigen, Messire Claude, daß Eure tolle Spielart der Natur keine gleich wiederkehrenden Gesetze zu beobachten scheint. Ich habe doch schon Buckel gesehen, die wie Mantelkrägen oder Krausen von Rathsherren um den Hals zierlich aufgesetzet schienen, andere, die sich wie das Vordertheil einer Gondel so hinten an einen Menschenrücken paßten. Wo aber das Uebel blos in die Schulter gefahren ist, da hab' ich doch gefunden, daß es sich weit öfter in die linke als in die rechte Schulter zieht. Obwol sich auch darin Ausnahmen finden. Jener Bursch z. B., den ich soeben nach Paris in meine Armoirie als Werkmeister schicken will, macht eine fürnehmliche Ausnahme. Ihm ist das Uebel in die rechte Schulter gefahren. Ich sah ihn ausdrücklich vorhin darauf an. Da er seines Gewerbes ein Waffenschmied ist, so wird ihm gut thun, nicht länger selbst den Hammer zu schwingen, sintemalen sonst Gefahr steht, der Arm des guten Firmin möchte nicht mehr im Stande sein, zum schönen Urbild der Joconde herabzureichen, diesem hübschen Mädchen, dem ich wahrhaftig einen bessern Geschmack zugetraut hätte.

So scherzend und auf Königs- oder Löwenart im Gefühl seiner Stärke mit dem Schwachen spielend, nahte sich Franz mit dem Hofe wieder dem harrenden Paare. Blanche hatte Wache gestanden und Firmin Allard aus dem Busch, wo er die Schulter ausruhte, wieder hervorgerufen, da sie des Königes ansichtig wurde. Firmin Allard stand just neben Blanche, aber zufälligerweise dieses mal auf einer andern Seite denn vorhin bei des Königes erster Begrüßung. Ohne seines Irrthums gewahr zu werden, hatte Firmin aus natürlichem Triebe die Schulter an derjenigen Seite gehoben, wo gerade neben ihm nicht Blanche stund. So vorerst die rechte und dieses mal, ohne daß er es merkte, unglücklicherweise die linke Schulter.

Wie der König nun näher kam und noch eben von Firmin's Verdruß an der rechten Schulter sprach und gegenwärtig diese auffallende Veränderung wahrnahm, blieb er anfangs wie erschröckend stehen. Alle Anwesenden sahen sogleich, was ihn so stutzig

machte. Wie? was ist das? rief der König, als er die Misgestaltung jetzt an Firmin's linker Schulter erblickte. Wohl besann er sich, daß er früher seine rechte Hand erheben mußte, um sie dem jungen Mann auf seine rechte Schulter zu legen, und nun hätte er dazu die linke wählen müssen. Darob verfinsterte sich des Königes Auge. Zornig that er einen Schritt zurück. Der ganze Hof folgte seinem Beispiel und so gewohnt war König Franz, in Augenblicken, die sein Nachdenken oder seine wahre königliche Würde in Anspruch nahmen, die Einflüsterungen der Eitelkeit abzulehnen, daß er sogleich die absichtliche Täuschung erkannte. Er murmelte einige unverständliche, aber sehr zornige Worte und verrieth, daß zu seinem heftigsten Unmuthe sich auch die Beschämung gesellte. Das Papier zitterte in seiner Hand. Die Vorstellung, daß es schon für eine ausgemachte Sache galt, Jugend und Schönheit beleidigten sein Auge und sein eitles Herz, wirkte so niederschlagend auf ihn, daß er bebte. Blanche sah sogleich die traurige Veränderung und wußte voll Todesangst keinen Rath; denn auch Firmin Allard hatte nunmehro alle Dreustigkeit ganz verloren und verstellte sich nimmer. Ueberwältigt von ihrer Angst warf sich Blanche dem Könige zu Füßen und bat weinend um Vergebung, wenn sie den edlen Herrn irgendwomit beleidiget hätte. Womit? fragte der König voll Grimm, und den Firmin Allard, der schon vor Angst ganz in seiner natürlichen Gestalt vor ihm stund, zurückstoßend, ging er hurtig von dannen, begleitet von denen lautlosen Hofleuten, die nun den Schelmenstreich insgesammt erkannten und von der Leidenschaft des beleidigten, in seiner schwachen Thorheit grausam aufgedeckten Königes die bitterste Strafe für die beiden jungen Leute erwarteten.

In diesem Augenblicke geschah es aber, daß gerade fernher von der Abtei derer Franciscaner ein Glöcklein ertönte. Es war die Stunde des Angelus, welches jeder rechtgläubige Christ beten muß, wenn er das Glöcklein höret, sei es auf dem Felde oder im Walde oder wo sonst draußen oder in seinem Hause, sei's Hütte oder Palast. Mitten in seinem Zorne und seiner Beschämung mußte der König nun still stehen. Und er hielt seinen Hut, den er sich abgenommen, vor den Augen, um zu beten, so lange das Glöcklein läutete. Und Alle folgten seinem Beispiele und neigeten sich scheinbar vor Demuth; doch lugeten sie unter ihren Fächern und Hüten nur nach dem Auge des Königes, der noch zerknittert das Schreiben an den Hauptmann von Montaigu in seinen Händen hielt. Einige zwanzig Schritte davon lag Blanche auf denen Knieen und Firmin Allard stund ihr zur Seite, als drohte ihnen eine Strafe, die ihm mindestens — und das war nicht wenig — an sein Leben gehen konnte. Nur der König allein schien ganz mit jener Auffoderung zum Gebete beschäftiget, die das Glöcklein von der Abtei an alle Menschen richtete, die es gerad hören kunnten, mochten sie auch mitten im Ausbruch einer Leidenschaft oder mitten in einem Werke begriffen sein, wo dem sündigen Menschen eine derlei Mahnung des Himmels nicht ungelegen kommen kann. König Franz betete ernstlich und schien in seinem Hüttlein sich zu besinnen, daß auch er ein sündiger Mensch wie Alle war. Als der letzte Ton des Angelus verklungen, sagete er mit noch leiser aber nicht mehr böser Stimme, daß Alle horchten: Wir wollen morgen nach Paris zurück, wo ich bisher geglaubt hatte, daß man allein die teuflische Kunst der Lüge und Verstellung übe. Ich sehe mit wahrer Betrübniß, daß auch unter diesen meinen schönen Bäumen von Fontainebleau keine Wahrheit mehr zu finden ist! Und dann rief er einem Kämmerling und gab ihm das zerknitterte Blatt mit denen Worten: Kämmerling, gehet zu dieser bösen und spitzbübischen Blanche, die ohne Zweifel den armen Tropf gezwungen hat, seine jugendliche und wohlgefällige Gestalt vor mir zu verbergen. Den Augenblick soll sie mit dem Werkmeister meiner Armoirie nach Paris reisen. Ich mag sie nie wieder hier in Fontainebleau noch sonst jemals mit Augen wiedersehen.

Dieser Kämmerling ging und vollzog des Königes Befehl. Das junge Paar hatte

den schönen Ausgang nicht erwartet. Es wollte nun dem Könige nacheilen, um durch einen Fußfall zu danken. Der Kämmerling sagte aber, daß der König Solches verboten hätte, hielt sie zurück und wehrte ihnen im Ernst zu folgen. Er wiederholte: Der König will Euch Beide nicht in Fontainebleau überhaupt und sonst nirgends mehr sehen.

Als die jungen Leute das höreten, waren sie zwar anfangs betrübt. Wie sie aber allein stunden und das Papier gelesen hatten, das der König an den Hauptmann von Montaigu eigenhändig geschrieben hatte, wurden sie wieder froh, umarmeten sich und sagten: Das hat Gott gewollt! So gut haben wir es nicht erwartet.

Der König hatte das aber vom Nichtwiedersehen nur so gesagt. Er blieb darum doch dem jungen Paare, als es sich geheirathet hatte und nach Paris gezogen war, gar gnädig, und sah es in Paris noch oftermalen, und als Blanche Allard den ersten Sohn geboren, bat sie den König durch ein schönes Schreiben, welches ihr wieder der gute Bruder Franciscaner aufgesetzet hatte, als er gerade zu Paris in Ordensgeschäften war, er möchte doch aus hohen Gnaden des Kindes Pathe sein. Und König Franz hub es auch aus der Taufe durch seiner Kammerherren Einen. Es wurde jedoch in die Kirchenbücher von St.-Germain Auxerrois, welches die fürnehmste Kapelle dicht am Louvre ist, so eingetragen, als wenn es der König selbsten gethan hätte. Und als er nach der Taufe seine junge Frau Schwertfegemeisterin eines Tages besuchen und überraschen wollte, hatte man vom Louvre aus es ihr vorher, wie das wol so geschiehet, schon gesteckt. Ihr Mann, der eben von der Werkstatt kam, wollte rasch eilen um sich zu waschen und wie sich gebühret aufs sauberste zum Empfang des Königs, nunmehro seines Gevatters, zu reinigen und zu kleiden, denn er war so schwarz, als käme er geradewegs aus der Hölle. Blanche jedoch sagte zu ihm: Laß das nur, lieber Firmin, bleibe ja so, wie du bist! Und wie der König kam, da schien ihm das daß zu gefallen, denn nachdem er Allard draußen begrüßet hatte, und bei der schönen jungen Frau nun selbsten eintrat, sagte er: Pfui! Blanche! Pfui! Was ist dein Mann für ein großer schwarzer Teufel! Blanche lachte aber sehr und der König wollte nun nichts mehr, da sie davon anfing, von Fontainebleau wissen, sondern war so gnädig, daß er der schönen jungen Frau und seiner Gevatterin ein prachtvolles, schweres goldenes Schaustück umhenkete, darauf er selbsten abgebildet war, nicht so, wie er jetzt ausschaute, sondern so schön und anmuthig, wie er einst in seiner Jugend gewesen war.

Es wurde aber zuletzt recht schlimm mit König Franz. Er legete sich und verließ auch in Kurzem diese irdische Welt, wo nichts vergänglicher ist als Schönheit und Jugend und selbsten für Könige nicht bestehen bleiben will, wenn sie es auch gemeiniglich, wie noch vieles Andere, was anzuführen hier zu weit würde geführt haben, nicht gerne hören und erst nach langer Zeit durch einen solchen Zufall entdecken mögen, wie damals König Franz in Fontainebleau.

Honolulu.

II. *)

Die Strauß'schen Walzer kamen von einer tiefer liegenden Villa am Wege, und als ich nach beendeter Excursion dort hinunterstieg, traf ich auf eine ganz vornehme Gesellschaft. Die Villa gehörte dem Chef für den nächst belegenen District, das besonders prächtige und anziehende Kajo. Sie bestand aus einem größern Hause mit auslaufendem, kühle Verandas bildenden Dach, aus einem hübschen Park, belegen am Rande eines majestätischen donnernden Wasserfalls, in jeder Hinsicht ein bezaubernder Aufenthaltsort in dieser bezaubernden Natur und diesem milden Klima, die nichts wissen von Veränderung in ihrer Pracht. Da herum waren eine Menge Menschen versammelt in ungleichen Costümen, die theils

*) Siehe Nr. 13.

einem Musikchor, welches, dem König zugehörig, gar nicht übel moderne Musik ausführte, und theils Nationalliedern zuhörten, welche auf höchst originelle Weise von acht Eingeborenen, worunter zwei Frauenzimmer waren, gesungen wurden. In niedergekauerter Stellung auf einer Matte vor der Hausthür sitzend und umwickelt mit bunten Mänteln, aber mit frischen grünen Kränzen in den schwarzen wilden Locken, hielten sie in ihrer rechten einen kleinen Calebas (Kürbiß), mit einem tellerähnlichen mit Fransen verbrämten Anhang überbaut, gegen welchen sie wie auf einen tambour de basque mit der Linken schlugen. Während sie einen ziemlich eintönigen Gesang sangen, welcher durch die Toneinhelligkeit und den präcisen Takt aller Executeurs etwas Eigenthümliches an sich hatte, richteten sie sich zu gleicher Zeit in die Höhe auf ihren gekreuzten Beinen und beschrieben mit dem Obertheil des Körpers gewisse so zu sagen stillstehende Bewegungen, welche näher erläutern sollten, was dieser Gesang bezweckte, nämlich des Vaterlandes historische Erinnerung. Wir wurden bald zu den im Zimmer drinnen Versammelten eingeführt und ihnen vorgestellt.

Wir fanden da zuvörderst Se. Hoheit den Kronprinzen Alexander*), welcher sich hier heraufbegeben, um eine ländliche Festlichkeit unter seinen Freunden zu veranstalten; dann seinen Bruder Prinz Kamehameha und mehre andere von ihrer nächsten Umgebung. Seine königliche Hoheit war ein langer schmächtiger Jüngling von zwar finstern, aber nicht unangenehmen Gesichtszügen, stolzer Haltung, lebhaften Manieren und großer Beweglichkeit. Er empfing uns ohne Rücksicht auf unsere Excursionstracht ebenso ungenirt als gastfrei. Es war Tanz und Belustigung hoch oben im Dach, ersterer sicherlich etwas unvollkommener, als was man in unsern Salons zu sehen bekommt, und letztere etwas allzu laut und ungezügelt, um mit unsern Begriffen von Etiquette an einem Hofe und bei einem hochgeborenen Fürsten übereinzustimmen: „mais enfin" — wir hatten's nach Wunsch. Der Kronprinz, welcher durch Besuche in London und Paris Fertigkeit im Englischen und Französischen erlangt hat, und dessen Manieren, eine gewisse Nonchalance abgerechnet, die man vielleicht der Alles freilassenden Landluft zuschreiben kann, an die vortreffliche Erziehung erinnern, die er nebst den Kindern der andern königlichen Personen und Häuptlinge in Mr. Crook's Pension auf der Insel erhalten, welche noch immer in denselben vorzüglichen und ruhmwürdigen Geist zu wirken fortfährt, promenirte mit uns in eine Laube, wo die Champagnerflaschen bedeutend erleichtert und Cigarren nicht gespart wurden und wo wir in Gesellschaft mit seinem Bruder, dem peruanischen Consul und einem Engländer einige ausnehmend angenehme Stunden genossen. Am Ende ward zu Mittag servirt im grünen Grase, es wurden Matten ausgebreitet im Schatten der Bäume, man hockte sich darauf nieder (wir waren eine respectable und zahlreiche Tischgesellschaft), so bequem als es sich thun ließ für unsere steifen Beine; man nahm von Gerichten Fische und Geflügel, Braten und Ragouts vor sich, Jeder schlürfte neben einem kleinen schwarzbraunen Hoffräulein Poi in sich und spülte die ungewohnte Speise mit vortrefflichem Claret und Sherry hinunter. Brot, Teller und Messer wurden zu unserer Bequemlichkeit vorgelegt, die übrigen Herrschaften emancipirten sich aber von diesen Luxusartikeln.

Während alles Dessen waren die Höhen ringsherum von Zuschauern angefüllt, ebenso wie bei andern königlichen Tafeln, und diese banden den Tischgästen frische Schlangengraskränze, womit man sich schmückte beim Gläserklang, wie die alten Griechen und Römer. Nach dem Essen gab es noch ein Tänzchen. Wir verließen endlich die herrliche

*) Da der jetzige König Kamehameha III. in seiner Ehe mit Kalama kinderlos ist, so ist die Thronfolge auf Alexander, Gouverneur von Oahu und Kinau, übertragen worden, jüngsten Sohn von Kekakuaoa, die zuerst vermählt war mit dem vorigen König Kamehameha II. Alexander's ältere Brüder sind übergangen worden und seine Schwester Victoria ist — zu seinem künftigen Ministerbeistand ausersehen.

Wohnung, so geschmeichelt als entzückt von der zuvorkommenden Aufnahme, die wir erfahren, und ergötzt von der Munterkeit, deren wir Zeuge gewesen. Wir trafen Se. königliche Hoheit den Thronfolger nachgehends mehrmals und hatten Gelegenheit dabei zu bemerken, daß er auch versteht, ebenso gut seinen Rang und seine Würde zu behaupten als irgend einer der unsern „von Gottes Gnaden". Inzwischen zeigt dieses kleine Bild von dem Landhause im Nuuanuthal, daß es sich nicht ganz und gar so streng mit dem Tanz- und Mundrationsverbot verhält, als wir aus frühern Schilderungen (insonderheit Bille's Reise mit der Corvette Galathea) Grund zu vermuthen hatten, daß es eine Folge der Wirksamkeit der puritanischen Missionare und Teatotallers wäre, rühre es nun davon her, daß man aus diesen hemmenden Regeln herausgewachsen ist, oder daß man auch hier sich dann und wann davon frei zu machen weiß.

Noch drei andere officielle Ereignisse muß ich mittheilen, da sie nicht wenig dazu beitragen, dem Gemälde, welches ich von diesen Inseln zu entwerfen wünschte, Farbe zu geben. Das erste war ein Ball bei dem amerikanischen Consul, das zweite die Präsentirung vor dem König in seinem Palais und das dritte des Königs Besuch am Bord unserer Fregatte.

Beim Ball bei Mr. Allen, hiesigem Consul der Vereinigten Staaten, wurden wir durch einen reichen à la Tivoli beleuchteten Garten in seine Wohnung eingeführt, fanden daselbst Honolulus vornehmste Ausländer, Missionare und Beamten, die Prinzen und die höhere Gesellschaft (es scheinen auch der Lotse, der uns einbugsirte, und der Wirth des von uns am meisten besuchten Hotels hierher gerechnet zu werden — aber sie waren keine Kanaken), guckten eine gute Weile auf des Landes berühmte Männer und gefeiertste Schönheiten, wurden mit einem superben Souper bewirthet und hatten weiter auf den Abend einen kleinen Ball. Dies konnte jedoch nicht geschehen, bevor die Herren Missionare gegangen waren. Als sie, wie sich's gehörte, in ihre kleinen kinderwagenähnlichen Karren gebracht waren, die von Kanaken gezogen wurden — eine der hier gewöhnlichen Weisen zu fahren, obgleich man auch sieht, daß elegantere und modernere Fuhrwerke zu längern Touren benutzt werden — sah man die Wangen der Schönheiten von einem höhern Feuer sich färben, währenddeß unser Musikchor die lockenden Töne aufspielte und die jungen Herren auftraten in aller ihrer cavaliermäßigen Eleganz. Wir Andern genossen unterdessen in bequemen chinesischen Stühlen den wunderschönen Abend unter dem freien Himmel und fuhren zur Fregatte zurück mit vergnügtem Sinn, Augenzeugen des fashionablen Lebens auf den Sandwich-Inseln gewesen zu sein, welches völlig so steif ist als anderswo.

Die Audienz bei Sr. Majestät Kamehameha III. ging ebenso ceremoniell vor sich wie in Neapel oder Madrid. Wir traten zum Thor hinein auf den Platz des Palais, welches an sich durchaus nicht merkwürdig ist, aber doch von mir erwähnt werden muß, um in der rechten Ordnung den Auftritt zu beschreiben. Auf beiden Seiten am Thor standen Soldaten, welche bei unserer Ankunft ins Gewehr traten. Vor dem Palais selbst stand die Leibwache des Königs in rothen Uniformen in einer Reihe aufgestellt und präsentirte, während der Minister des Auswärtigen und Prinz Kamehameha, General der Infanterie, uns auf der Treppe empfingen und in eins der Zimmer einführten. Diese waren wirklich statiös, hoch, geräumig und wohl möblirt und ganz magnifique. Wir wurden in ein anderes Zimmer geführt, wo der König, umgeben von den Prinzen, Ministern, Hofbeamten und mehren Gouverneuren und Chefs, in der Mitte eines von ihnen gebildeten Halbcirkels uns empfing. Nächstan waren der Kronprinz und sein Bruder, Gouverneur von Owaihi und Maria, und der Oberhofceremonienmeister Paki, ein Riese von gewaltigen höchst außerordentlichen Proportionen, gegen den die der übrigen Chefs, sonst doch einigermaßen groteske Persönlichkeiten, kleine Brocken waren. Dem König zu-

nächst auf einer Seite stand der Premierminister J. Young, ein schöner Mann von vortrefflicher Haltung; darauf folgten Wyllie, Minister des Auswärtigen, ein Schotte, der von Otaheiti kam und sich hier einen Namen machte als ein Mann von großem Vermögen und politischer Feinheit, und der Finanzminister Judd, der zuerst hierher kam als Arzt der Missionare und nun dem jungen Staat verschiedene wesentliche Dienste geleistet hat (aber auch Aderlässe!) durch seine Einsichten in seinem Fach. Der Cultusminister Armstrong that Dienste als Dolmetscher. Er war klein gewachsen und von genialem Aussehen; man sah, daß er die Zähigkeit des Missionars im Einklang mit der Schärfe des Politikers besitzen konnte. Er war stets der eifrigste Missionar und der eifrigste Verfechter der Zwecke und Interessen der Missionen.

Se. Majestät ist ein Mann von etwas mehr als Mittellänge, von dunkler Gesichtsfarbe und sehr matten Zügen. Seine ganze Haltung und Miene schien bei dieser Gelegenheit uninteressirt zu sein und gleichsam sagend: Schert euch doch zum Teufel und lasset mich in Frieden! Er trug eine kostbare Uniform von weißen goldgestickten Beinkleidern und einen reichen galonnirten blauen Frack mit Sternen und Bändern. Die Minister und Häuptlinge waren gleichfalls mit Gold besetzt in neuen prächtigen Uniformen mit Bändern und Sternen, sodaß nichts mangelte in dem äußern Staat. Das Zimmer war mit dem Reichswappen über dem königlichen Thron geziert, auf welchem Se. Majestät saß, leidend an einem Beinbruch, den er beim Reiten erhalten. Zu beiden Seiten des Thrones zeigten sich die Porträts des Königs und der Königin aus jüngern Jahren, und an der Wand gerade gegenüber Ludwig Philipp's Bild über Lebensgröße, welches zu beiden Seiten von sich den belgischen Leopold und einen amerikanischen Präsidenten hatte. An den Giebelwänden hingen Königin Victoria und Prinz Albert einander gegenüber. Das Zimmer war geschmackvoll möblirt, mit prächtigen Sophas und Tischen, angefüllt mit kostbaren Büchern und Kupferstichen.

Nachdem unser Chef sich an den König gewandt und die Antwort Sr. Majestät von Armstrong verdolmetscht worden, durften wir vorbeidefiliren unter ähnlichen Verbeugungen. Und als wir danach eine Weile gesessen und gesprochen, gingen wir in ein Zwischenzimmer, dessen Wände geschmückt waren mit Friedrich Wilhelm's IV. höchst gelungenem Porträt und denen des Prinzen von Preußen, Blücher's und des Kaisers von China, nebst einigen Vasen von Thorwaldsen, und woselbst auf einem Tisch ein großes Buch lag, worin wir eigenhändig unsere Namen einschrieben. Nach dieser Operation war die Herrlichkeit zu Ende und Beides, wir und der König, wurden nun befreit von allem weitern Staatszwang. Wie viel lieber würde ich nicht hierher gekommen sein in jenen interessanten Zeiten, da man ungenirt in die ganze königliche Familie eingeführt ward, wo die Damen auf einem hohen Auftritt mitten im Zimmer hingestreckt lagen und Se. Majestät noch nicht gelernt hatte, sich einzuwickeln in diese zierliche Uniform! Tempora mutantur!

Der Besuch am Bord desselben Tages, als wir segeln sollten, Freitag 2. Juli (1852), war ebenso ceremoniell. Die hohen Gäste wurden geholt in der großen Sluup der Fregatte unter üblichen Ceremonien, wurden begrüßt mit königlichem Salut, beschauten sich, aufs Deck gekommen, die Marine-Exercice und hörten den Leistungen des Musikchors zu. Die Königin, von Frau Paki begleitet, war eine wirklich stattliche Dame, die unleugbar mit einer gewissen Art von Majestät ihre Hoheit zu behaupten wußte. Ihre Tracht war weiß, mit einem Commandeursband über der Brust und großen Sternen. Sie war eine Dame von ganz gewaltigen Proportionen und die doch keineswegs grotesk oder unproportionirlich waren. Ihre gerade Haltung und angenehmen Gesichtszüge geboten eine Ehrerbietung, die sie bei ihrem guten Herzen und andern vortrefflichen Eigenschaften mit noch größerm Recht würde fodern können. Frau Paki, die Oberhofmeisterin, dahingegen

war ein rundes und freundliches Mütterchen, das nicht ganz ihre gelbe Seidenpracht zu würdigen schien und, an Staat wenig gewohnt, sich sicherlich sehr genirt fand durch die gespannten Formen der modernen Wohlanständigkeit. Nach der Promenade und dem Concert auf dem Deck ward ein dejeûner dinatoire bei unserm Chef eingenommen, wobei mehre Gesundheiten vorgeschlagen wurden, die doch kaum geleert wurden, indem die meisten Herren hier nicht so öffentlich ihre Neigung zum Champagner zu zeigen wagten, ohne diverse Enthaltsamkeitskoketterieen, und lieber wehmuthsvoll, aber fromm die unschuldigern Wassergläser leerten. Daß übrigens die schwedische Fregatte mit ihren beifolgenden leckern Zurüstungen den Herren schmeckte und gefiel, erhellte aus mehrfältigen unwidersprechlichen Anzeichen, und ganz sicher hat der schwedische Name auf den hawaiischen Inseln durch Eugeniens Besuch hierselbst sich ebenso große Achtung als Freundschaft erworben. Wenn der Tractat, den unser Chef mit der Regierung abgeschlossen, die Sanction unsers Königs erhält und sich übrigens in der beabsichtigten Richtung durchführen läßt, die nicht allein das commercielle Interesse Skandinaviens bezweckt, sondern auch die übrigen europäischen Mächte vermögen will, dieses Königreich als einen Centralfreihafen anzuerkennen, wo der Handel immer einen Schutz finden würde, so wird der Besuch der Fregatte Eugenie weder für uns noch für dieses junge Reich vergebens und nicht ohne Bedeutung für die übrige civilisirte und mercantilische Welt gewesen sein.

Wie wird das Gold in Australien gewonnen?

Ein Engländer in Adelaide gab unlängst folgende Antwort: „Ich habe zehn Wochen lang auf der bloßen Erde geschlafen, ohne Bett und wochenlang unausgekleidet. Ich bin durch Sümpfe und Moräste bis über den Leib in Wasser und Schlamm gegangen, habe brennend heiße Sandstrecken und Wüsten von 30 Meilen durchkreuzt, bin unter einer glühend ausdörrenden Sonne reisend fast verschmachtet vor Durst und Tage lang blieb ich ungewaschen, aus Mangel an Wasser. Einer aus unserer Gesellschaft ward uns auf dem Wege ermordet. Wir mußten ihn hier begraben, Tausende von Meilen von der Heimat. Ohne harte Arbeit, wie kaum Arbeitsleute zu ertragen fähig sind, ist das Gold nicht zu gewinnen. Niemand paßt für die Diggings, der nicht unter einem Baume in freier Luft schlafen, Wasser jeder Farbe trinken, Wochen lang ungewaschen und unrasirt gehen und an zahlloses Ungeziefer sich gewöhnen kann.“

Freilich kommt dann auch Fortuna mit Thatsachen wie folgende:

Ein junger Schotte, welcher vor drei Jahren Paisley (unweit Glasgow) verließ, um auf obige Art sein Glück in Australien zu versuchen, ist in diesem Jahre nach Hause gekommen. Beim Eintritt in die arme Hütte seiner Mutter fand er diese beim Einschlagspulen beschäftigt. Nachdem sie sich beim fröhlichen Wiedersehen bewillkommnet hatten, sagte der Sohn zu seiner Mutter, sie möge nun das Spulrad bei Seite werfen. Nein, nein, Jamin, sprach die Alte, ich werfe mein Spulrad nicht weg, bis ich Besseres habe! Goddam! sprach Jamin; sieh her, Mutter! hier hast du Besseres! Damit zog er Banknoten von 10,000 Pfund Sterling (68,000 Thaler) heraus, den Ertrag seines Glücks und seines Fleißes in den Goldgruben Australiens.

Wir würden diese Thatsache nicht erwähnen, wenn sie nicht von der Provinzialzeitung „North British Mail“, aus nächster Umgegend ihres Leserkreises, wo man also sogenannte Zeitungspuffs nicht annehmen kann, erzählt und versichert würde.

Anregungen.

Der häusliche Herd.

Es sind nun drei Monate her, daß wir anfingen, unsern „häuslichen Herd" aufzubauen und wol dürfte es erlaubt sein, unsere Leser zu fragen, ob wir sie befriedigt haben. Blicken wir auf die Versprechungen zurück, die wir in unserm Programm: „Was wir bringen", gegeben und vergleichen damit die täglich gestiegene und noch steigende Zunahme und Erweiterung unsers gleich im Beginn sehr ansehnlichen Leserkreises, so möchten wir uns fast der Hoffnung hingeben, ein Zeugniß der Beistimmung zu gewärtigen. Wir glauben allerdings annehmen zu müssen, daß im Beginn Umfang sowol wie Tendenz unserer „Unterhaltungen" dem größten Theile des Publicums zu gering und wol gar überbescheiden erschienen und dennoch meinen wir fast, daß seither jede neuangekommene Nummer dem Leser immer Etwas gebracht hat, was den Durchbruch einer günstigen Meinung förderte und nunmehr unsere Wochenschrift schon als eine Erscheinung hinstellt, die wenigstens ihre eigene Art hat oder zu keiner einzigen der in Deutschland vorhandenen Zeitschriften einen überflüssigen Doppelgänger abgibt.

Wenn wir durch die große Zahl der Gäste, die sich zu unserm häuslichen Herde gleich anfangs einstellten, nicht wären überrascht und ermuthigt worden, so hätten wir Ursache gehabt, wie es in alten Zeiten bei Begründung von Städten geschah, mit der einen Hand zu bauen und mit der andern sogleich Krieg zu führen. Innerhalb der literarischen Conversation nämlich wurde unsere Wochenschrift wie eine Art Verrath an tausend und noch einigen Dingen begrüßt. Die wohlwollendsten Stimmen waren noch diejenigen, die von einer Inconsequenz des Herausgebers gegen sich selbst sprachen. Hoffentlich haben sich nun alle diese Gegner etwas beruhigt. Sie werden eingesehen haben, daß es eine seltsame Zumuthung an Schriftsteller ist, ihnen die Grenzen vorzuschreiben, innerhalb deren sie zu wirken hätten. Sie werden in der Ablehnung gewisser Gegenstände, über die wir in dieser Wochenschrift schweigen wollten, Rücksichten erkannt haben, die in unbezwinglichen Verhältnissen liegen. Sie werden bei nochmaliger Durchsicht unserer von ihnen angefochtenen Ablehnungen in den Zeilen des Programms den scherzenden Ton des Humors, zwischen ihnen aber Dinge gefunden haben, die für jeden Wohlwollenden im Hinblick auf unsere Zeit keines Commentars bedürfen. Die großen Fragen der Politik haben der Anwälte genug, die ihnen besser dienen werden als der Herausgeber, der seinerseits in andern Gebieten wieder vor Jenen Einiges vorauszuhaben glaubt. Beschränkte er seine journalistische Thätigkeit auf das Eine, so wird darum der Geist der Verwandtschaft mit dem Andern nicht fehlen. Ist denn auch der „häusliche Herd" der warme Ofen? Ist die Familie das Lotterbett der Gesinnungslosigkeit? Sind die Penaten des Hauses die Schutzgeister der Feigheit und der Ermüdung? Es gibt Zeiten, wo sich jede Ueberzeugung und Gesinnung in die Familie flüchtet. Deutschland hat diese Zeiten schon 1806 gehabt und wird sie wieder haben. Es ist unserer Literatur von 1806 nachgerühmt worden, daß sie der stille Sammelplatz und die Vorbereitungsschule jenes Nationalgeistes wurde, der 1813 seine ersten Waffenproben ablegte und diese Literatur beschäftigte sich mit träumerischen Märchen, mit Sagen des Mittelalters, mit allen jenen romantischen Grillen, in welche die gegenwärtige Literatur nicht zurückfallen wird, so sehr die Saft- und Kraftlosigkeit gewisser tonangebender lyrischer und frömmelnder Schöngeister darauf hinausdrängt. Auch innerhalb unserer Literatur ist jetzt die reichste Gelegenheit geboten, sich gegen den Geist der Unfreiheit und des blinden Gefangengebens an das Verwerfliche aufzulehnen. Der häusliche Herd ist uns keine gedankenlose Plauderstube, kein Anrichtetisch der Leibesnahrung und Nothdurft gewesen; er ist und wird uns bleiben das sichere Asyl ernster Lebensauffassung und ausharrender Gesinnung, eine allgemeine Vereinigung der Menschen als Menschen, wenn auch Parteiung sie zerrisse, die neutrale Stätte, wo noch Erörterungen und Verständigungen und gegenseitige wahre Würdigungen ohne Terrorismus möglich sein dürften. Man hat uns wol aufgefodert, den „häuslichen Herd" zu einem Partei-Symbole zu erheben und die heiligen Laren des Hauses als das Maß und das Ziel aller Wünsche einer Nation aufzustellen. Wir lehnten Darstellungen dieser Art, so trefflich sie geschrieben und aus den Erfahrungen der neuesten Zeit, wo man den Begriff des Hauses und der Familie zerstören wollte, erläutert waren, dennoch ab, weil wir nicht im entferntesten daran gedacht hatten, den häuslichen Herd als eine Losung auszurufen. Daß aber der häusliche Herd, selbst wenn man die Nothwendigkeit, ihn als Endziel aller unserer Bestrebungen hinzustellen, auf das entschiedenste bestreiten müßte, etwas Geringes wäre, daß ferner an ihm auch dann, wenn man sich an des Herdes Wärme vom

ernsten Tagwerk des Streitens und Duldenmüssens ausruht, eine volle Freiheit des Geistes nicht herrschen könne, das auszusprechen mußte eben auch nur deutscher Journalistenprahlerei überlassen bleiben, die aus dem bekannten phrasenhaften Stubengeiste unserer Literatur fließt.

Man hat ferner gesagt: Unsere Wochenschrift wäre eine Nachahmung der „Household Words" von Charles Dickens. Dies sagten dieselben Ankläger, die dennoch nicht hinzufügen konnten, daß Charles Dickens seitdem, daß er „Haushaltungsworte" herausgibt, in England nur für einen gewöhnlichen speculativen Kopf gilt. Indessen auch diese Herabsetzung unserer Absicht war verfehlt, denn die von Dickens herausgegebene Wochenschrift ist ein Pfennig-Magazin, das außer einigen Erzählungen von ihm selbst nur kürzere oder längere Belehrungen über Dinge gibt, mit denen das im Schulunterricht besser als das englische Volk bedachte deutsche so hinreichend vertraut ist, daß man die größere Hälfte der Dickens'schen Haushaltungsworte bei uns nur würde den Kindern in die Hände geben.

Unbekümmert um solche und ähnliche Vorwürfe, werden wir in unsern Blättern fortfahren wie begonnen. Die Thorheit, zu glauben, daß der Kreis von Gegenständen, denen unsere Spalten gewidmet sind, einen Vorzug verdiene vor den großen und immer bedenklicher sich im Stillen vorbereitenden Ereignissen der Welt, haben wir nie besessen, so aufrichtig es sich auch wiederholen läßt, was wir in unserm Programm andeuteten, daß bei der Erörterung über die meisten jetzt schwebenden politischen Fragen eine Art von Stillstand eingetreten ist, wo man im Grunde nicht mehr vorwärts zurückkann und auf dem Punkte steht, nichts Anderes zu vermögen als die Flut abwarten, die alles auf der Ebbe Festsitzende wieder flott machen wird. Ehre jenen Publicisten, die auf einer solchen beklagenswerthen Versandung der Dinge ausharren und unverwandt ihr Fernrohr rechts und links strecken müssen, um endlich irgend Etwas zu erfahren, was diesem fast absoluten Stillstande, der selbst durch ein so gewaltiges Ereigniß, wie die Errichtung eines Kaiserthums in Frankreich, nicht aufhören konnte, ein Ende mache. Indessen kann man Niemanden verdenken, wenn er so lange bei jenen einmal bestellten und in Pflicht genommenen Wächtern der Oeffentlichkeit nicht ausharrt, sondern diese auf ihren Warten lugen und durch das Sprachrohr uns ihre Observationen zurufen läßt und inzwischen das ohnehin entfliehende Leben in seinem edlern Theile genießt. Zu diesem edlern Lebensgenuß gehört auch der Kreis von Thatsachen, dem wir unsere „Unterhaltungen am häuslichen Herde" gewidmet haben. Sie werden fortfahren, aus Geschichte, Kunst, Wissenschaft, Leben und Natur anregende Momente hervorzuheben und den Geist zu fördern, den man sonst Humanität nannte, in unsern Tagen aber die Bildung und jenen wahren Adel der Gesinnung nennen muß, den die Ereignisse, fluten sie so oder so, antreffen müssen, wenn die große Schöpfungskraft der Geschichte nicht nur in den Gemüthern, sondern auch in den Institutionen von wahrhafter Ergiebigkeit werden soll.

Was auch das neue Jahr bringen möge, ob die Pforten des Janustempels geöffnet werden oder geschlossen bleiben, es würde nicht gut um unser Volk stehen, wenn es je aufhören wollte, auch solche Dinge zu beachten, wie sie unsere Herdesflammen beleuchten wollen, aufhören sollte, die Schriftsteller zu schätzen, die sich berufen fühlen, Herdesflammen dieser Art zu schüren und zu hüten. Wir danken allen den Kräften, die uns bisher unterstützten und fodern Jeden, der sich in den Ton und den Plan unserer Wochenschrift nunmehr gefunden hat, auf, sich ohne besondere Anfrage mit seinem Talente bei uns einzufinden und des Dankes einer über alle Gauen des Vaterlandes verbreiteten Theilnehmerschaft gewiß zu sein. Unsern Lesern aber haben wir nichts zu sagen, als daß sie nach wie vor in jeder Nummer die gleiche Liebe und Sorgfalt wahrnehmen sollen, die wir bisher aufgewandt haben, um die gegebenen Versprechungen zu erfüllen.

Die Difteldinger.

Unter diesem Titel hat Herr W. von Merckel in Berlin eine kleine Satire gegen das deutsche Philisterium herausgegeben. Sie ist indessen so zahm gerathen, daß sich wol Krähwinkel und Schöppenstedt werden getroffen fühlen, aber nicht einmal Pritzwalk und Pritzerbe — Stettin und Cottbus müßten schon Herschel'sche Teleskopen anwenden, um etwaige Aehnlichkeiten der Difteldinger mit sich zu entdecken. Daß es doch noch immer diese sogenannten Hofdemagogen gibt, die wegen einer Quiescirung oder Nichtberücksichtigung im Avancement so schrecklich gefährlich werden und unter die Satiriker gehen können!

Unfreiwillige Komik.

Den übertriebenen Glauben an ihren Werth wollen wir Denen am ehesten verzeihen, die durch ihre Eitelkeit ein zufriedenes Gemüth gewinnen oder wol gar auch für Andere, die über sie lachen müssen, des Lebens Heiterkeit verbreiten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 15. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Erstes Capitel.

Beethoven und ...

Welche Wege muß doch ein Künstler wandern, bis er der Vergessenheit fünf Zeilen im „Conversations-Lexikon" abgewinnt! Wie viel Treppen muß er auf- und absteigen, wie viel Hutkrempen abgreifen, wie viel unheilvolle Postporti bezahlen und dann die Stiefelsohlen, Hutkrempen, Porti wieder von seinem Mittagsessen ersparen! Ich kannte einen jungen talentvollen Mann, der den ganzen Tag mit dem Zahnstocher in den Zähnen wühlte, als wollte er sein böses Gewissen daraus vertreiben; der arme Narr versuchte es wochenlang der Welt weiß zu machen, er hätte eben warm gespeist, verließ seine Wohnung regelmäßig zu allen Mahlzeiten, kaufte einen eleganten Zahnstocher von Elfenbein und kokettirte mit den Ueberresten von Speisen, die er nie genossen hatte! Aber die Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden; die Muse flüstert ihm zu, sein Talent würde sich einst Bahn brechen — er kann noch einmal der Löwe der Gesellschaft werden, kann in den Salons seinem Porträt gegenüber sitzen — schmachtende Augen hängen an seinen überirdischen Zügen — Männer mit Bändern und Sternen drücken ihm lebhaft die Hand — er wird nach Hofe bestellt, eingeführt, vorgestellt, honorirt, decorirt — was thut es, wenn er mit abgestorbenem Herzen, mit müdem Hirn und lahmer Phantasie in sein lustiges Kämmerchen wieder einzieht — ohne Geld, ohne Freunde und ohne Hoffnung! Er war doch einst der Löwe in der großen Menagerie, die man Gesellschaft heißt; er ist gestorben und wird ausgestopft für Kunstmuseen; nach einem Jahrhundert fressen ihn die Motten und sein Balg wird auch hinausgeworfen. War er ein schaffendes Genie, so bleibt sein Name und seine Werke — schlummern unter der Obhut eines alten Drachenhüters von Bibliothekar oder Custos; junge und alte Schulbuben fabeln Exercitien über seinen Ruhm und seine Größe; und irgend eine edle Hunderace macht seinen Namen populär. Ein Jahrtausend später wird man die Neufundländer Goethe, Schiller, Beethoven, Mozart

u. s. w. nennen, wie sie heute Cäsar, Hercules, Cato, Hektor, Achill heißen. Schoos-hunde aber, etwa die Affenpinscher, erben die Namen von Modekünstlern und die Löwen der Gesellschaft kenchen in der künstlerischen Unsterblichkeit, in der ästhetischen Seelenwan-derung als fette, ungnädige und höchst verdrießliche Möpse.

Ich führe den hoch- und höchstgeehrten Leser in eine Hauptstadt Hollands ein. . . . In einem stattlichen Hause wohnt ein Künstler, der Ruhm oder wenigstens Geld und Freunde hat. Es ist ein moderner Pianist. Meisterhaft versteht sich Mynheer auf die Launen seines Flügels; er hat eine specielle Bravour, von der er lebt, er kennt auch die Gesetze des Contrapunkts, die er vielleicht nicht erfunden hätte, wie der Richter nicht das Corpus juris; er componirt, findet Verleger, Zuhörer, Schüler, Anbeter und das Genie seiner Fingerspitzen schlägt die Titanengeister von Palestrina bis auf Beethoven glücklich aus dem Felde. Früher, solange er Schüler war, harrte er geduldig bei Bach'schen Chorälen aus, studirte sein „Wohltemperirtes Klavier", folgte ihm in die labyrinthischen Gänge der Fugen und verließ es, sobald er den leitenden Faden gefunden. Vielleicht trug er auch Beethoven'sche Sonaten vor, solange er sie mehr mit dem Herzen als mit den Fingern bemeisterte, offenbare Thorheit für einen Mann, der in der musikalischen Welt „Fortune" machen will. Denn . . .

Lieber Maestro! hauchte einst eine Dame mit neun Brillanten am Finger dem jungen Künstler in einem Privatcirkel zu, in dem man sein Talent — ausnutzte; ich weiß nicht, lieber Maestro, was Sie an Herrn van Beethoven — so Schönes finden! Der junge Künstler stammelte damals erröthend einige Entschuldigungen und die Gnädige mit neun Brillanten brachte ihn durch einen wohlgezielten Spott, der um die flüsternden Lippen schwebte, vollständig aus der Contenance. Sie sprechen sehr schön von Herrn van Beetho-ven, fuhr sie schmeichelnd fort, aber er ist doch geschmacklos. Was? Ich bekomme regel-mäßig Kopfweh beim zweiten Satz schon. . . . Gnädigste Gräfin! stammelte der erschreckte Tastenschläger. Vielleicht liegt an meinem Vortrage die Schuld! Beethoven spricht die innersten Gefühle, die wahrsten und eigensten Gedanken aus! Aber . . . Großer Gott! hauchte die Dame, das sagen die Philosophen, aber der gebildete Mensch, plaudert der denn Alles aus, was er denkt und empfindet? Was würde aus der Gesellschaft werden, wenn Jeder ohne Zurückhaltung sich so gehen ließe wie Herr van Beethoven!

Und wirklich schämte sich der Virtuos, wie Petrus vor der Magd des Hohenprie-sters, sich als den Schüler seines Meisters zu bekennen. Ob auch der Hahn damals die vorschriftsmäßigen male gekräht hat und der Edle hinausging und bitterlich weinte, hoffen wir zu dem Charakter, den wir im fernern Verlauf der Historie an ihm werden kennen lernen.

Damals aber gewann die Dame die Oberhand, als sie sagte: Lieber Maestro! Wir lieben die Contraste nicht, sie stören uns im Genusse unserer Stellung und fatiguiren. Wollen Sie Ihr Glück machen, lieber Maestro, so studiren Sie unser Klima; bringen Sie uns exotische Gewächse, pikant, neu, und vor allem lassen Sie niemals ahnen, daß es Mühe macht, sie zu pflücken und zu genießen. Ich habe Talente gekannt, die ihre Manie für Beethoven ins Hospital brachte!

Diese wohlgemeinten Rathschläge verfehlten ihre Wirkung nicht; der junge Künstler mußte dem Geschmack der Neuzeit huldigen, wollte er sich der Gefahr nicht aussetzen, von seinen Gönnern verlassen zu werden. Einen Augenblick träumte er davon, an das Volk zu appelliren, sich in dem Stile des großen Meisters zu versuchen, seine Melodieen zu ergründen, diese wunderbar verwebten und verschlungenen Dithyramben als Motive zu populären und leicht faßlichen Compositionen zu verwenden. Dieser Gedanke faßte ihn oft des Nachts, wenn seine Phantasieen ihn hinaustrugen über die Grenzen des musika-lischen Dilettantismus. Dann saß er vor seinem Flügel, das Bild des Meisters blickte

ihn so durchdringend, so wehmüthig an, sein Auge schien noch unstet zu irren und zu brennen, als suchte er den wahren, den untrüglichen, vollen, tönenden Ausdruck für eine Seele, die in den gigantischen Tonschöpfungen seiner Phantasie nicht Raum, nicht Beruhigung, nicht Frieden findet. Ach! Was gelobte der junge Künstler nicht Alles dem Bilde des verblichenen Heroen! Wie oft stimmte er nicht in den Enthusiasmus seines Lehrers ein, der Beethoven verehrte und — Tagesneuigkeiten schrieb. Rondos, Variationen, Impromptus, Phantasieen, Alles — nur keine Ader von diesem Rebellenblut. Er wurde ein Virtuos. Er lernte auf den Klaviersaiten tanzen, trillern, Pirouetten schlagen, originelle Capriolen machen, pianissimo schmachten und furiosissimo pauken und erntete als Matador unserer musikalischen Stiergefechte Geld und Würden. Ja, er war ein gemachter Mann. Er setzte das Publicum nicht in Verlegenheit, verdarb Niemanden den Appetit und erfand in seiner musikalischen Kochkunst manches neue ragoût fin für den Magen unsers Zeitalters, und wohl stand ihm die glückliche Position, in der wir ihn antreffen. Neun Uhr Morgens. Höchst elegante Einschachtelung. Herrliche Möbeln und Teppiche, kostbarer Divan. Auf dem Divan ein reicher Schlafrock. In dem Schlafrock ein gähnender Mann in nachlässiger Haltung, der seine irdischen Blößen mit dem feinsten Leinen verschleiert hat. Eine liebenswürdige Unordnung herrscht um unsern Virtuosen her. Noten liegen auf dem geöffneten Pianoforte, ein Phalanx von Stiefeln und Stiefelchen, für den leichten Fußtritt eines Künstlers berechnet, steht daneben wie eine schweigende Drohung gegen das Genie, das sich auf seiner einzigen Fußbekleidung hier hereinwagt. Alle Möbeln sind mit Toilettengegenständen bedeckt, die wie eine Apotheke der Schönheit duften. Vor dem Divan steht ein Tisch, auf dem ein sauber gearbeitetes Theegeschirr einer Menge von Zeitungsblättern Gesellschaft leistet; dazwischen pickt eine Uhr, halbaufgerichtet in einem violettsammetnen Etui, die ihrem Besitzer sagt, daß Zeit Geld sei. Das scheint eine gefüllte Börse neben ihm zu bestreiten; denn Geld ist mehr als Zeit, es ist jetzt Unsterblichkeit.

Offenbar kümmert sich der Besitzer beider Gegenstände wenig um diese Raugstreitigkeiten; denn mit der Miene eines Mannes, der Geld und Zeit in Fülle besitzt, lehnt er vornehm nachlässig auf dem Divan, spült einen Rest in der Theetasse herunter und greift nach einem Cigarrenbund, um eine Havana zwischen die Zähne zu bringen. Wie er sich reckt und streckt, wie er den Wachsstock in der silbernen Büchse anzündet, die Cigarre anbrennt und Rauch und Duft einschlürft, wie er dann mit sicherer Hand und bewußter Miene nach einer Zeitung greift und den Artikel „Musikalisches" ohne Bangen und Zagen, ohne Fieber, ohne Seelenangst durchläuft — das Alles gibt Zeugniß von dem Künstler, der im Zenith seiner Laufbahn steht. Er lächelt wie Zeus, der erhaben über das Getriebe der Menschen doch den Opferduft fetter Stierschenkel behaglich einsaugt; das überschwängliche Lob gehört zur täglichen Nahrung seines Selbstbewußtseins, es ist ein Surrogat für den verdienten Nektar, den nur ein Wesen ihm bereiten und spenden kann, und dieses Wesen gehört nicht der Körperwelt an. Es ist sein Spiegelbild, das ihn allein versteht und würdigt; Allah il Allah, sagt der Mohammedaner, Gott ist Gott, er ist nur sich selbst gleich und jeder Beiname ist eine Verkleinerung seines Wesens.

Wie er das Zeitungsblatt über die Hand wegwirft und ein anderes ergreift! Sähe doch ein Novize des musikalischen Ordens diese unerhörte Rücksichtslosigkeit, mit der er den Gegenstand seiner Angst — vielleicht das Schaffot seiner Hoffnungen, vielleicht die Wiege seiner Zukunft — behandelt, er würde schwindeln über die Höhe des Mannes, der, ein mal in der Walhalla des Ruhms angelangt, in stolzer Sicherheit die Leiter mit dem Fuße zurückstößt, auf deren Sprossen er emporklomm! Was gäbe nicht Mancher um ein Paar Zeilen in diesen unerbittlichen Columnen, in denen sein fett gedruckter Name triumphirend in der Mitte lobsingender Buchstaben stünde? Etwa

„Der berühmte Pianist N. N. weilt in unsern Mauern" oder „Gestern wurde uns ein seltener Genuß zu Theil", oder etwas Aehnliches, das man zwischen Locken und blauen Bändern und andern Reliquien aufbewahrt, um dessentwillen ein Onkel in Amerika auf ein Quartal der Zeitung abonnirt! Das ist so ganz anders, wenn man das Renommée als Trompeter vor seiner Extrapost vorausschicken kann; da schmält man auf die Kritik hinter dem Rücken und demüthigt sich vielleicht vor ihr unter vier Augen. Aber . . .

Es klopft. Bescheidentlich. Unser Virtuos zögert mit der Antwort. Das Klopfen wiederholt sich. Es erschallt aus der Tiefe des prächtigen Schlafrocks endlich ein gedehntes „Herein". Der Sicherheit wegen wird noch einmal geklopft. Das arabeskengemusterte Orakel gibt diesmal in kräftiger Ungeduld Antwort: Herein!

Ist es erlaubt? frägt eine jugendliche Stimme stockend und außer Athem.

Nur immer näher! ruft der Virtuos sich halb erhebend, um die eintretende Person zu mustern.

Wird es ein Herr oder eine Dame sein?

Zweites Capitel.

Es ist ein Herr.

Eine lange, hagere Gestalt, die den schwarzen, fadenscheinigen, aber sauber gebürsteten Frack im Wachsthum überholt hat — tritt schüchtern ein. Der junge Mann trägt langes gelbblondes Haar, das in natürlichen, unregelmäßigen Locken bis über den Rockkragen fällt; darunter ein jugendliches, nicht unebenes Antlitz, blaß, nicht uninteressant, kühn in der Anlage geschnitten, aber im Augenblicke zusammengekniffen und verlegen; blaue Augen, schmale, gewölbte Nase, in deren Schatten ein gelinder Flaum sein ungenirtes Spiel treibt.

Offenbar ein junges Talent! meint unser Virtuose bei sich. Ein junges Talent, das man unterstützen soll.

Mit wem habe ich die Ehre?

Doch nun sieht man den sterilen Frack, auf dem keine Wolle mehr gedeihen will, und denkt bei sich immer noch wohlwollend:

Armer Teufel das!

Die Schar seiner feinen lackirten Stiefel wird unruhig über die Verletzung der Etikette, die sich in des Fremden Mienen ausdrückt und im blitzenden Schafleder abspiegelt. Er sieht Stiefel und Beinkleider, die an die große Landstraße, an hartsteinige Chausseen und Dornenbüsche, Flickschuster und Dorfschneider erinnern, und immer noch wohlwollend und freundlich nimmt er wieder Platz auf dem Divan, fährt mit der Hand über das Gesicht und sieht den jungen Mann mit der Frage an:

Was steht zu Ihren Diensten?

Das war sehr artig und der Ton äußerst ermuthigend. Der junge Mann faßte sich ein Herz und vergaß wenigstens, daß sein Aeußeres ungeschmeichelt ein wenig schäbig war —

Ich heiße Van Petrissen, erwiderte er, bin Clarinettist aus Gent. Ich habe bereits in mehren Städten Hollands und Belgiens, wie Sie aus diesen Recensionen ersehen werden —

Hier hielt er inne und holte eifrig ein Packet Blätter aus der Tasche, entfaltete sie, hielt sie dem Künstler hin, der mit einer gewissen Vornehmheit die Documente des jungen Ruhmes von sich wies.

Danke Ihnen, Herr van Petrissen! Bin vollkommen durch Ihre Worte überzeugt!

— Bereits in mehren Städten Hollands und Belgiens, ergänzte sich der beschämte Jünger, mit vielem Beifall in Concerten gespielt!

Der Virtuos verbeugte das Haupt mit lächelnder Anerkennung; der junge Mann wurde sichtbar so weit roth, als es das volle blonde Haar zu bemerken gestattete.

Und ich kann Ihnen behülflich sein? Worin?

Verzeihung! Sie werden Ende dieser Woche ein Concert arrangiren — wie ich aus dieser Zeitung ersehen habe — und da ich in mehren Städten Hollands und Belgiens bereits einige Bekanntschaft habe, wie Sie aus diesen Recensionen — — —

Danke, danke, Herr van Petrissen! versetzte der Virtuose abwehrend.

— Bereits einige Bekanntschaft habe, wie Sie aus diesen Recensionen —

Nous verrons! rief unser Mann dazwischen. Kommen Sie Morgen zehn Uhr zur Probe Gröningerstraße Nr. 14. Adieu, Herr van Petrissen! Auf Wiedersehen.

Danke im voraus tausend mal! rief der junge Künstler, schob die Blätter in die Tasche und complimentirte sich zur Thür hinaus.

So schieden sie Beide; der Eine ziemlich gleichgültig, der Andere mit klopfendem Herzen.

Mynheer van Petrissen ist der Held unserer Geschichte... Er war der Sproß einer armen Bauernfamilie und zur Musik durch den Organisten seines Dorfs gekommen und zwar durch den neuen Organisten. Der alte hatte neben dem Schulunterricht mehr die Schneiderprofession als die Musik betrieben. Die niederländische Jugend seines Orts hatte bei diesem zur Belohnung ihres Fleißes mehr erlaubt erhalten, alte Kleider zu zertrennen, seinen Garten in Ordnung zu halten, das Vieh zu füttern, auch zu melken, kurz — nach den Mühen eines kürzern theoretischen Cursus sich für längere Zeit praktisch auszubilden. Aber sein Nachfolger! Das war ein Musiker von Fach, studirte noch immer Theorie, obgleich er bereits auf eine höhere Laufbahn resignirt hatte, und verstand also nichts als sogenannte brotlose Künste — nicht ein mal die Schneiderprofession. Sodann hielt der neue Organist strenger auf Schulbesuch, schaffte das ermunternde Prämiensystem ab und hatte endlich Neuerungen in Vorschlag gebracht, die einen directen Angriff auf die Körperconstitution seiner Gemeindemitglieder drohten. Die Orgel sollte reparirt werden, bei deren Klängen schon die Urgroßväter sanft in der Kirche einzuschlummern pflegten, und dazu wagte der Mann zu behaupten, sie sei verstimmt. Sollte das Niemand vor ihm bemerkt haben? Hatten sich nicht Alle wohlbefunden bei ihren sonntäglichen Ruhestunden? Es gab Streitigkeiten, Untersuchungen, die gegen die Gemeinde ausfielen, und die Orgel wurde reparirt. Unser Peter spielte dabei mit seinen Altersgenossen keine unwichtige Rolle und kam durch die Reparatur der Orgel und eine alte Eulenfamilie zur Musik. Das hing so zusammen:

In dem Bälgewerke, zwischen Windladen und Kanälen nistete ein Schock Eulen, deren Dasein selbst dem Calcanten ein Räthsel war, dessen Denkvermögen amtlich freilich nicht über die Gegend von den Fußsohlen bis zu den Schenkeln sich ausbreitete. Generationen dieser musikalischen Nachtvögel führten hier ihr idyllisches, ungestörtes Leben; und klang am Sonntage die alte Orgel unter den Händen des schneidernden Organisten, so schien der Raum der Kirche eine jenseitige Welt, in denen unsichtbare Eulen schwirrten und ihre harmonisch-melodischen Gedanken beim Anblick des nächtlichen Sphärenkreises entfalteten. Ei! wie da Alle so andächtig mit den Augen blinzelten und sich mit den Eulen in das ewige Zwielicht sehnten!

Aber ach! vorbei war es mit der Ruhe dieser dissentirenden Sekte, als die Orgel reparirt wurde. Peter van Petrissen, ein geweckter Kopf, ein Nachkömmling der niederländischen Protestanten, wurde der Anführer einer Rotte, die gegen das Verbleiben der Schismatiker in dem rechtgläubigen Windkasten der Orgel protestirte. Die Scenen jenes Vernichtungskampfes wiederholten sich, die Eulen wurden vertrieben, getödtet oder eingefangen, aber

auch der Boden, auf dem diese Kämpfe wütheten, verlor einen Theil seines metallischen Reichthums; viele Orgelpfeifen wurden von den Schuljungen als Trophäen heimlich davongetragen.

Der neue Organist wurde den Verlust bald gewahr. Die Pfeifen fehlten und mußten neu beschafft werden. Das Sacrilegium hätte gewiß die Dorfbewohner in Harnisch gebracht, wenn es nicht ein Kitzel für Alle gewesen wäre, die Schuld endgültig dem odiösen neuen Magister aufzuhalsen. Warum rührt er an heilige Einrichtungen und an die Eulen? So fragte man sich kopfschüttelnd und ging ihm aus dem Wege. Niemand half ihm den Dieben nachspüren.

Monate waren darüber hingegangen und der vereinsamte Mann kam einst in tiefem Abenddunkel von einem Besuche auf dem Nachbardorfe zurück. In der Ferne schlug ihm ein seltsames Tönen an sein Ohr und immer herzzerreißender, nervenerschütternder vibrirte die Nachtluft ihm entgegen, je weiter er sich von dem Dorfe entfernte. Alle Seufzer der Hölle wogen diesen hyperdiabolischen Lärm nicht auf, der aus der Mitte einer dichtbewachsenen Wiese hervorzudringen schien. Scheu flogen die Vögel aus ihren Ruhestätten auf, Enten und Gänse verließen das Lager in den Moorbrüchen und schwirrten beängstigt in einzelnen Zügen hin und her; nur die Frösche schienen an dem Teufelsspuk Gefallen zu finden und fielen mit einem vieltausendstimmigen Kanon: Koax, koax — krekeker in das concertirende Orchester ein.

Unser Magister wußte lange nicht, wie ihm geschah; er hörte nur jede falsche Note, und da man auch nicht eine richtige gab, fühlte er ebenso viele Dolchstiche wie Töne in seinem Herzen. Diese furchtbaren Secunden, Septimen, Nonen, die horrible Verdoppelung der Dissonanzen, die Verbindung aller Intervalle, übermäßiger, reiner, verminderter — aller Octaven ohne ein contrapunktistisches Bedenken, ohne Drei- oder Vierklang, ohne einen der geläufigen Accorde, dann die Führung der Stimmen frei und phantastisch, modulirt durch die widersprechendsten Tonarten, der Gang jedes Instruments in der chromatischen Tonleiter, ohne einen andern Rhythmus als ein marschartiges Tempo — furchtbar für ein Ohr, das an Johann Sebastian's ehrwürdige, erhabene Fugen gewöhnt ist, das eine Vorliebe für den strengen, planetarischen Stil der alten Meister hat, in dem kein Atom aus der vorgeschriebenen Himmelsbahn weichen darf. — —

Endlich war er an dem Herd dieses nächtlichen Spuks angelangt; ein schwarzer Verdacht schlich durch seine Seele. Sollten das — seine Orgelpfeifen sein? Behutsam durchwatete er den Graben, folgte dem musikalischen Gehör und schlich in dem hohen feuchten Grase entlang. Aber jetzt verstummte das Orchester; eine Solostimme blies eine unbekannte originelle Melodie ziemlich rein, inspirirt durch ein natürliches Talent, und der verwunderte Magister stand einen Augenblick wie gebannt, ehe er seine Nachforschungen weiter treiben konnte. Nur einige Schritte von ihm saßen einige zwanzig seiner Schuljungen im Grase hockend und Peter, unser Peter, Mynheer van Petrissen, blies als Solist unter seinem ausgezeichneten Orchester.

Wie ein Blitz verschwanden die Jungen, als sie die Gestalt des Lehrers zwischen dem nickenden Grase bemerkten. Nur Peter blieb, verloren in die Melodie, die er aus einer eigens zugerichteten Orgelpfeife hervorbrachte, mit wirrem Haar, träumerischem Auge dasitzend, ohne den Lehrer an seiner Seite zu bemerken. Jetzt soll das Orchester einfallen, er winkt als Dirigent — — Niemand folgt! Er blickt um sich, die Orgelpfeife fällt ihm aus den Händen, als er den drohenden Lehrer ansieht.

Gib her! ruft er dem angedonnerten Virtuosen zu, auf die Pfeife deutend. Zitternd reicht sie ihm Peter hin. Wer hat diese Tonlöcher eingeschnitten? fragt er abermals streng.

Ich! jammert Peter, aber ich will's in meinem Leben nicht wieder thun. Der Or-

ganist besteht die Pfeife, bläst sie an, während Peter jeden Ton wie die Stimme des Jüngsten Gerichts vernimmt, die ihn zur Strafe citirt.

Diese Pfeife war der Anfang der musikalischen Laufbahn unsers Helden. Da die Probe in der Gröningerstraße erst zu morgen angesetzt war, so benutzen wir die Zeit, Einiges von den Schicksalen unsers Clarinettebläsers in den folgenden Capiteln des Ausführlichern zu berichten.

Drittes Capitel.

Sancta Cäcilia.

Der Tag des Gerichts war angebrochen; die Schuldigen waren ermittelt und standen in schweigender Ergebung vor dem Katheder des Lehrers — vor den Augen der Classe. Die Zahl der Verbrecher setzte offenbar den ältlichen Mann in nicht geringe Verlegenheit und er rückte und zupfte an seiner Perücke, hustete, räusperte sich, ehe er Fassung und Würde gewann. Vor ihm lagen auf dem Pulte die corpora delicti; Peter's verbesserte Pfeife an besonderer Stelle. Buben! ruft er aus und erhebt sein ernstes, ruhiges Auge. Buben! Wißt ihr, was ihr gethan habt?

Schweigen ringsum. Es währte lange, bis der alte Mann seinen Zöglingen zu Gemüthe geführt hatte, daß sie gestohlen. Es setzte ernste Strafen. Selbst Peter genoß die Vorrechte einer höchsteigenen körperlichen Züchtigung. Wie die Schule beendet, folgte noch ein Strafgericht im Aelternhause. Wir finden Peter'n zur Nachcur noch an eine Thürpfoste angebunden. Jeder der Vorübergehenden hat die ernste Weisung, dem ihm zugekehrten Theile des Delinquenten einen wohlgemeinten Hieb zu geben. Aber der Anfang blieb dieser Vorfall doch zu der musikalischen Laufbahn. Wie ein wohlthuendes Feuer strömte des Magisters Lobrede über sein Blasen in sein Herz und entzündete seine junge Phantasie. An die Thürpfoste gefesselt, hörte er die Entscheidung über sein Schicksal, Musikant zu werden.

Machen Sie aus dem Buben, was Sie wollen! sagten die Aeltern. „Ihre Hand darauf!" rief der Beschützer des Knaben — schon begeistert für ihn. Welcher Lehrer kennt nicht die Wonne, seine Methode in seiner Nachfolge gesichert zu sehen!

Seit diesem denkwürdigen Tage hatte Peter einen guten Theil seines moralischen Einflusses in der Petrissen'schen Familie verloren. Es soll damit nicht gesagt sein, daß er überhaupt jemals einen solchen besessen; aber für Mynheer van Petrissen senior waren in moralischer Beziehung seine Kinder, was für den Kaufmann Wechsel auf langes Ziel sind. Er achtete Den natürlich am meisten, bei dessen persönlichen Eigenschaften er an die meisten Ochsen denken konnte. Demgemäß war Peter ein sogenanntes „faules" Papier, das zwar nicht ganz von dem Privatconto seiner niederländischen Vaterliebe abgeschrieben war, aber aus dem Hauptbuche der Familie schied — mit einem Wort — das große Handlungshaus Zukunft fallirte in Bezug auf Peter und man mußte abwarten, was aus der Masse allenfalls noch zu retten war. Einstweilen blieb Peter als „fauler Wechsel" in seinem älterlichen Hause.

Eine ganz andere Bedeutung hatte Peter dagegen für den alten Organisten gewonnen. Peter war für ihn das musikalische Thema einer Composition, in der er seine innersten Gefühle und Gedanken niederlegen wollte. Auch er hatte einst geträumt und gehofft, gerungen und gestrebt, er hatte resigniren, sich selbst aufgeben müssen und war nun glücklich, die Selbstverleugnung und ihre Früchte wieder genießen zu können, die zusammen mit seiner Mutter dem Grabe verfallen waren. Gewohnt, sein persönliches Interesse, seine Neigungen nur in dem Spiegelbilde einer zweiten Persönlichkeit wiederzusehen, hatte er sich in seiner Verlassenheit höchst unglücklich gefühlt. Seine Schule füllte die musika-

lische Bedürftigkeit seiner Seele nicht aus, seine musikalischen Studien stellten ihm die aufgegebene Laufbahn vor Augen und er hatte Niemanden mehr, dem er diese geopferten Interessen zu Füßen legen konnte. Da wurde Peter, dessen musikalisches Talent er entdeckte, aber vielleicht überschätzte, ein Gegenstand seines poetischen Cultus, seiner Phantasie. Alle seine frühern Träume wurden in ihm wach, aber er wurde jünger, war nicht mehr der gealterte, ernste Organist, der wehmüthige, halbgebrochene Mann — — er war mitten im Kindesalter, hatte auch nicht mehr als elf Jahre auf dem Nacken, fühlte sich munter, kindlich strebsam, ungebeugt, er war in seinen Phantasieen Mynheer Peter van Petrissen in höchsteigener Person.

Glücklich, heiter, wie er sich nie gekannt, von einem Eifer beseelt, den er nur in früher Jugend besessen, saß er vor seinem geliebten Flügel und extemporisirte eine Fuge, schlug ein Thema an, kräftig, heiter und ruhig, gehoben von der bewußten Tüchtigkeit, und dieses Thema in F-dur war Peter, der Führer seiner Fuge, Peter, der verjüngte Organist, sein zweites hoffnungsreiches Ich. In einer andern Stimme, auf einer andern Stufe der Lebenstonleiter fiel er selbst als Begleiter ein, suchte sich seinem jungen Führer anzupassen, ähnlich zu machen, modulirte sein Gemüth selbst vorübergehend in andere Tonarten und schritt, jeden Anklang seines Führers beantwortend, rüstig neben ihm her. Er folgte ihm, wie er die verschiedenen Stimmen des Lebens, von der Oberstimme bis zur Unterstimme, durchmaß; sie wanderten vorüber an den Gegenharmonieen, die sich auf ihrer Bahn gegen sie auflehnten, ihren Wünschen entgegentraten, gegen ihre Hoffnungen contrastirten und zwangen sie in den Einklang ihres Strebens; sie ergötzten sich mitsammen an den zwischenklingenden Harmonieen, in denen sie ausruhten von dem Ernste ihrer Grundgedanken, und stiegen immer höher, kühner auf den Staffeln der Gefühlstonleiter empor, von einer zur andern, vom ernsten Streben zum stürmischen Kampfe, zur triumphirenden Ruhe; vom Enthusiasmus des Herzens zur Weichheit des Gefühls; vom Schmerz, von der Verzweiflung bis zum Es-dur der Liebe und Kraft und kehrten modulirend zurück zu ihrem leitenden Thema, führten alle Melodieen zusammen nach einem Ton hin, nach einem dominirenden Klange, der, ausgehalten vom kräftigen Baßbewußtsein, in reichern, freiern Combinationen das zur Melodie entfaltete Thema der künstlerischen Vollendung entgegenführ. Auf dem Orgelpunkt dieser Fuge ruhte versöhnt das Leben und Streben unsers Organisten, das Ideal des Künstlers, das er für sich geträumt hatte und das er in einem Knaben vom Lande wiederzufinden hoffte.

Es ist kaum glaublich und anzunehmen, daß Peter schon damals ahnte, was sein Lehrer in den Mußestunden mit ihm vornahm. Nie hätte er sich träumen lassen, daß seine an sich übermäßig schlanke Gestalt zu einem melodischen Faden ausgesponnen und zu einem so kunstreichen Gewebe verflochten werden könnte, an dem mit stillem Ergötzen das innere Auge des Organisten hing. Peter war und blieb derselbe kecke, sorglose Bursche, nur altkluger, vorlauter als in den Zeiten, wo er seinem Vater noch einige Hoffnung übrigließ. Es ist wahr er zeigte Anlage und musterhaften Fleiß, er ergötzte seinen Lehrer durch einen gewissen Humor und blieb trotz seiner Frühreife immer noch der naive Knabe; es läßt sich auch nicht leugnen, daß er einen hohen Begriff von der Würde des Berufs hatte, dem er sich widmen wollte; er ließ sich von der Musik fesseln, hinreißen, bezaubern, aber Alles that der Augenblick, der ihm ebenso schnell Stimmungen eingab als verwischte.

Auf dem Piano brachte Peter es bald zu großer Fertigkeit und doch konnte er ihm keinen besondern Geschmack abgewinnen. Er sollte da sein Temperament immer mäßigen, er durfte seinen Humor nicht austoben und pflegte seinem Lehrer zu sagen: das Pianoforte sei ein gar zu gesetztes Instrument; er könne sich nicht denken, daß sich dessen Töne jemals vor Lachen wälzen könnten. Darüber wurde unser Meister bitterböse, denn er dachte

an seine Orgel, von der diese indiscrete Behauptung mit viel größerm Rechte gemacht werden konnte. Peter aber wußte ihn durch irgend eine geschickte Improvisation zu versöhnen und Beide lachten so herzlich zusammen, daß der Friede sich leicht zwischen ihnen herstellte.

Am gründlichsten war der Unterricht im Generalbaß, dem Peter um so geneigteres Gehör gab, als er ihm durch das Orgelspiel seines Meisters anschaulicher wurde. Das war überdies das Steckenpferd unsers Organisten, der keine größere Angst auf der Welt hatte, als Peter würde sich der frivolen Musik in die Arme werfen und die Fußtritte ehrwürdiger Meister, die seiner Meinung nach bis zu Beethoven gingen, leichtsinnig verlassen. Durch seinen gründlichen Unterricht suchte er ihn davon abzuhalten, prägte ihm nicht nur die Wissenschaft der Musik ein, sondern wirkte auch durch Gespräch und Lectüre auf die ästhetische Richtung seines Gefühls hin. Aber wie erstaunte er nicht, als Peter ihm eines Tags den festen Entschluß ankündigte, er wollte sich zum Virtuosen auf der Clarinette ausbilden, als sein Lieblingsplan, ihn allmälig ganz und gar für Orgel und Clavier einzunehmen, so vollständig gescheitert war!

Peter, sagte er, weißt du auch, was es noch Schlimmeres gibt als eine Clarinette?

Nein! erwiderte dieser.

Zwei Clarinetten! versetzte der Alte mit großem Ernst und glaubte den Enthusiasmus Peter's vollständig niedergeschmettert zu haben.

Aber dieser war ein wenig schlauer als sein Lehrer und wußte ihm so lange um den Bart zu gehen, daß er ihm eines Tags mit wichtiger Miene ankündigte, er wolle ihn von jetzt ab auf der Clarinette unterrichten, da es für einen künftigen Tonmeister gut sei, die Technik mehrer Instrumente kennen zu lernen.

Das Unglück wollte aber, daß Peter die Clarinette bald besser spielte als sein Meister und das setzte diesen in nicht geringe Verlegenheit, um so mehr, als Peter unter seiner nun sechsjährigen Leitung auch im Contrapunkte solche Fortschritte gemacht hatte, daß er schon anfing, kleine Compositionen ohne besondere Fehler zu Papier zu bringen. Der theoretische Unterricht allein hätte ihm gewiß noch Vieles nützen können, aber was half ihm das Lesen einer Partitur, wenn er von den Instrumenten so gut wie gar keine Vorstellung hatte? Er mußte in eine große Stadt, mußte Musik hören, wenn das theoretische Studium ihm ersprießlich sein sollte — aber wie viele musikalische Klippen gibt es da nicht: Tänze, Ballets, Opern, Saloncerts! Dem armen Magister schwindelte der Kopf dabei, nur dachte er nicht an die pecuniären Klippen. Und dann wieder kam ihm der Gedanke seiner abermaligen Vereinsamung so schrecklich vor, er empfand es so lebhaft, daß ein comes ohne dux nichts sei, daß er viele schlaflose Nächte hatte. Dieser Gedanke aber bewog ihn, seinen Plan früher zur Reife gedeihen zu lassen, als es sonst geschehen war. Er befürchtete, daß er zu lange an sich und zu spät an Peter gedacht habe; daß er seiner Künstlerlaufbahn (darunter verstand er Peter's und seine eigene) dadurch schädlich geworden sei; kurz, daß Peter ohne Umstände aus dem Hause müsse, lieber heute als morgen.

Und es geschah also.

Wir lassen Peter'n und seinem Lehrer, der diesen Plan bei den Aeltern durchsetzte, einige Tage, um sich zu freuen, und dem Dorfschneider Zeit, um sich auf den Schnitt zu besinnen, den er vor vielen Jahren den jungen Herren der Stadt zugerichtet hat. Peter sollte in eine Hauptstadt, zu einem Bekannten des Organisten, der ihm eine Wohnung geben wollte; einer oder der andere Freund hatte sich zu einem Mittagstische verstanden und was sonst zum Leben oder zum Unterrichte gehörte, floß aus der Tasche des Organisten. Der Dorfschneider war der Erste, der von seiner Freigebigkeit profitirte und unsern Peter fashionable machte. Einige Zeit darauf stand der Wagen des Herrn Petrissen,

mit zwei kräftigen Stieren bespannt, vor der Thür und Peter nahm eben mit seinem Gepäck Platz darauf, begleitet von dem Schulmeister, der ihn nach der nächsten Stadt zur Post bringen sollte. Die Scenen der Rührung waren über die heftigsten Momente des Abschiednehmens gediehen, nur Peter weinte mehr, als es für die Klarheit seiner Gesichtsfarbe dienlich war. Endlich stieg auch der Ochsenknecht auf seinen Sitz und nach einigen neuen Ergüssen der Familienliebe und Zärtlichkeit, die selbst ein Musikant nicht ganz vernachlässigt, fuhr das edle Gespann bedächtig seines Weges, fast zu langsam für den Organisten, der sich auf einer Expedition zur Entdeckung der Welt begriffen glaubte. Der Alte war ungemein heiter, weil er sich einbildete, er habe über Nacht die Selbstsucht total niedergeworfen, und je mehr sein Zögling in immer wiederkehrenden Anfällen schluchzte, um so mehr heiterte sich sein Gesicht auf. Peter und er, meinte er bei sich, wären nur Eine Seele, und wenn Jener traurig wäre, müßte er als die ältere Hälfte vergnüglich sein; denn ein böses Zeichen wäre es für einen Kunstjünger, mit trübem Auge seine eigene Zukunft anzuschauen.

Unter solchen philosophischen Gedanken setzten sie ihre Reise fort und so oft sie ein Dorf passirten, fragte der Alte seinen Peter, ob er noch keinen Hunger fühle. Im Stillen ärgerte er sich darüber, daß dieser beharrlich dankte, denn es war ihm so ums Herz, als müßte er noch auf dieser Reise irgend etwas Bedeutendes für seinen Liebling thun, und da er nicht wußte, was, so fiel er mechanisch auf den Gedanken, daß Reiseluft für junge Leute sehr zehrend sei. Peter mochte indessen anderer Meinung sein, denn seine Henkermahlzeit zu Hause drückte ihm noch die Kehle ab und alle seine Drüsen hatten eine unbestimmte Thätigkeit nach den Augen hin angenommen. Vergebens suchte der Lehrer nach einem Trost für ihn.

Peter! brachte er endlich tröstend heraus und er sah so vergnügt aus wie ein Laubfrosch, der eine Bremse hinunterschlucken will, Peter! das Sprüchwort sagt: Ars est longa, vita brevis, das heißt, ich möchte behaupten, auch das Leben sei nicht so kurz, daß man sich nicht oft wiederbegegnen könnte.

Der Ochsenknecht peitschte, um seinerseits nicht auch die Fassung zu verlieren, und das trübselige Kleeblatt hielt endlich vor der Post des Nachbarstädtchens, um sich drinnen das letzte Lebewohl zu sagen. Sie stiegen ab, der Organist bestellte ein leckeres Abendessen, ja sogar eine Flasche vom besten Wein, den der Wirth nur in seinem Keller habe.

Das Essen kam, der Wein kam, die feierliche Stimmung mehrte sich. Peter, stoß an! Wir sind Hercules am Scheidewege! sagte der Alte. Versteh' mich recht, Peter! Vor uns liegen zwei Wege; der eine ist schmal, dornenvoll, rauh und mühsam — es ist der der Tugend; der andere ist breit, lachend, mit verlockenden Früchten geschmückt; aber das Laster wandelt auf ihm. Peter, wie heißt das zweite Gebot?

Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen — —

Recht so! Auch die Musik ist sein Namen und die Töne sind der Hauch seines Athems, der im Menschenherzen widerhallt. Peter! fuhr der Alte begeistert mit erhobener Stimme fort, die Musik ist eine göttliche Kunst und ihre Geburtsstätte ist das Firmament mit seinen dahinrollenden Sternen. Studire die alten Meister, sieh', wie in ihren Fugen die Töne sich umschwingen wie eilende Planeten, selbständig, losgerissen, unbekümmert einer um den andern und doch umschlungen von einem geheimnißvollen Bande, von einem ewigen Gesetz der Nothwendigkeit, das die Priester der Musik mit hoher, heiliger Achtung vor ihrer Kunst erfüllt! Andere Meister kamen und führten ihren Reigen auf die Erde herab; in den harmonischen Gang der Himmelskörper flochten sie die Melodie des freien menschlichen Herzens — frei, weil es an der Quelle der Schönheit gelauscht hat — in die blinde Nothwendigkeit des Weltalls führten sie die prophetische Nothwendigkeit des wahren Gefühls ein — wahr, weil es aus der Quelle der Natur getrunken — und

die Kunst wurde heimisch unter uns, ein Bekenntniß des göttlichen Namens, den wir nicht unnützlich führen sollen. Aber einmal auf der Erde, wurde sie entweiht von der profanen Menge, vergaß sie die Heiligkeit ihres Ursprungs, buhlte mit verdorbenen Herzen, ward eine geschminkte Dirne, die bösem Erwerb nachläuft und die Mysterien der reinen Liebe, des weltschöpferischen Feuers, zu einem unreinen Brande entwürdigt. Hüte dich, Peter, vor diesem Weibe! Geld und Ansehen wird sie dir versprechen, nichts unversucht lassen, dich zum Sklaven ihrer Buhlerkünste zu machen. Hüte dich! Und wenn du zu Füßen jenes himmlischen Weibes sitzest, arm und verkannt; wenn du ein Stück Brot mit Sorgen verzehrst, sie wird dir Melodieen in dein Ohr singen, tröstend dein Herz von dannen tragen auf den Fittigen ihres Liedes — Peter, du wirst glücklich sein, wie ich es jetzt bin! Ja, ich schwör's, dies ist die schönste Stunde meines Lebens!

Feucht waren Beider Augen, aber zu stolz schienen sie, um zu weinen. . .

Du wirst dich nicht abwenden von deiner Zeit — fuhr der Alte fort — vielleicht that ich es nur zu sehr — Peter, lausche ihrem Drange, aber dann zieh' dich zurück in die schöpferische Stille des classischen Heiligthums! Athme die frische, kräftige Luft! Hol' dir aus den geweihten Eichen die Orakel für die Gegenwart, in der du lebst, für die du strebst! Tritt bis an die Grenze deines Selbst, reiche den Menschen die Hand, führe sie hinüber auf den Weg, den du wandelst, aber verlaß dich selbst nie — niemals! Opfere ihnen nie dein Herz, das du heut' und immerdar der göttlichen, ewigen Kunst opferst! Es wird eine Mode herrschen, man wird Dichtungen wie neue Kleider betrachten, an die Stelle des Edeln das Gesuchte, des Originellen das Pikante, des Großartigen das Verzärtelte, Entnervte setzen; man wird mit Effecten spielen, jedes Jahr vielleicht eine neue Erfindung beklatschen, das Handwerk bewundern und die Kunst verlieren. Der Künstler wird eine Rangstufe einnehmen mit dem Seiltänzer, Taschenspieler — und die Charlatane werden die großen Märkte besuchen, nachdem sie Ausrufer mit Trommel und Posaune vor sich hingeschickt haben. — — Peter, laß mich nie deinen Namen unter ihnen hören! Verschmachte lieber als Organist eines kleinen Dorfs! Nein! komm und theile mit deinem Lehrer! Wir werden Musik machen und von unsern verlorenen Hoffnungen sprechen. Stoß an, Peter! Auf dieses Glas versprichst du, dem ewigen Geiste der Musik treu zu bleiben, ihn nie um eines Vortheils willen zu profaniren; denn der Herr wird Den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen misbraucht!

Und sie leerten Glas auf Glas, bis unserm jungen Freunde der Satz klar wurde, daß die Erde nicht feststehe, sondern sich fortbewege und schwimme im Ocean, tanze auf einem Beine nach einer Melodie, die das angetrunkene Orchester des Firmaments ihr vorspiele. Es war eine Seligkeit in der Luft, so weich, so wehmüthig, das Weltall dünkte ihm eine riesige Thränendrüse, die jeden Augenblick in Regenschauer zu zerplatzen drohte.

Peter, fragte der Magister, was denkst du jetzt?

Ach! flüsterte Peter, ich denke daran, was die Flasche für eine sonderbare Melodie bläst; wie sie sich hin und her dreht, und da fällt mir ein, wie glücklich so eine Flasche ist.

Peter, sagte der Organist, ich höre keine sonderbare Melodie!

Ach ja! fuhr Peter fort; so eine Flasche braucht's nicht zu lernen und die Gläser begleiten ihre Melodie in herrlichen Accorden.

Peter, mahnte der Lehrer, komm zu dir!

Trara! schmetterte das Posthorn; komm zu mir!

Und ob der Lehrer oder das Posthorn Peter's musikalische Phantasieen unterbrochen, muß für alle Zeiten ein Räthsel bleiben.

Zum Abschied! rief der Organist, beide Gläser füllend.

Zum Abschied! sagte Peter.

Und, Peter, wir sind jetzt ebenbürtig, du mußt mich künftig Du nennen!

Du? — Sie leerten die Gläser, das Posthorn mahnte. Noch eine Umarmung — und noch eine — und vor der Thür noch eine letzte — und „Peter, ich habe vergessen, bleib' gesund!" — dann eine letzte, lange Umarmung; dahin ging der Wagen; unser alter Freund stand einsam da und die Selbstsucht, die unbezwingliche Selbstsucht perlte aus den Augen, drang mächtiger und mächtiger hervor, bis der Ochsenknecht an die Heimkehr mahnte — — —

Hoch stand der Mond am Himmel, leichte Wolken zogen darüber. Der heimkehrende Organist fuhr unter ihm hin und gedachte still — seines stillen, aber glücklichen Lebens.

(In der folgenden Nummer das vierte Capitel: Weltgewühl und Dachstube.)

Bogumil Dawison.

Anknüpfend an unsere neulichen Bemerkungen (Nr. 12) über den gegenwärtigen Stand der deutschen Bühne können wir als Beweis für die mißliche Lage, in welche die wahren Interessen der Literatur und Kunst bei der Abhängigkeit der Bühnen vom Schauspielereinfluß gerathen, sogleich den Umstand geltend machen, daß seit etwa vier bis fünf Jahren, wo die Schauspieler aller Orten, mit Ausnahme Wiens und Münchens, die Bühnen regieren, die Gastspiele bedeutender Künstler fast gänzlich abgekommen sind. Denn niemals wird ein machtbetrauter Regisseur seinem Intendanten oder wol gar ein dirigirender Oberregisseur sich selbst zumuthen, eine bedeutende Capacität auf seinen ihm unterworfenen Bretern auftreten zu lassen, wenn es sich nicht, nothgedrungenermaßen, um Engagement handelt. In alten Zeiten herrschte darin eine löblichere Sitte. Es rechnete sich jede Bühne zu Heil und Segen an, wenn ein Iffland zu einem Gastrollencyklus kam; Bücher wurden über seine Leistungen in Weimar und Hamburg geschrieben. Schröder besuchte Wien auch ohne die Absicht, dort dauernd zu verbleiben. Eßlair zeigte seine Kunst aller Orten. Noch Seydelmann und in unsern Tagen der einzige Emil Devrient benutzten ihre Urlaube, um ihr Talent auch an den Orten zu zeigen, wo sie zunächst nicht wirken. Aber von Jahr zu Jahr schon wird die Bedeutung der Orte, wo sie Gastspiele geben, geringfügiger. Schon Seydelmann fand man zuletzt öfter in Posen, Stettin, Magdeburg gastirend, als in Wien, München, Hamburg. Emil Devrient spielt öfter in Breslau, Köln, Mainz, Darmstadt, Frankfurt am Main, als in den großen Städten, wo seine Leistungen den Maßstab der Beurtheilung des Publicums an wahre und lebendige Darstellungsweise steigern und gewissen Localregenten gefährlich werden könnten. Dies sind die Folgen der sogenannten Selbstregierung des Bühnenwesens. Wir könnten namhafte Talente kenntlich machen, die nie in die Lage kommen, an einer großen und bedeutenden Bühne ihre Fähigkeiten gastspielweise zu entfalten. Sie werden eben zum Besuche nicht aufgefodert.

Einer derjenigen Künstler, die allen Regisseuren zum Trotz, allen, von Regisseuren abhängigen Intendanten zu einer wahren Erquickung und Erlösung von der Knechtschaft durch Schauspielerlaunen und zur Füllung ihrer Kassen auf den ersten Theatern Deutschlands jetzt gastiren sollten, ist Bogumil Dawison vom wiener Burgtheater. Bekanntlich Pole von Geburt, hat sich dieser außerordentliche Darsteller die deutsche Sprache zwar nicht ganz dialektfrei, aber doch mit einer solchen Sicherheit zueigen gemacht, daß sie ihm wie seine Muttersprache geläufig ist. Er denkt deutsch; seitdem ist er ein Deutscher und unsere Bühne hat Ursache, auf ihn stolz zu sein. Ueberall wo Dawison auftritt, wird er die Hallen der Bühnenkunst füllen. Er wird zuweilen nicht ganz befriedigen, nicht

ganz die Vorstellung „decken", die man mit dieser und jener Rolle verbindet, aber anregen wird er die ganze höhere Intelligenz jeder Stadt. Er wird den Künstler, den Gelehrten, den gebildeten Weltmann in die Theatervorstellungen, die ihnen seit Jahren vielleicht schon fremd geworden, wieder zurückrufen. Er wird durch seinen Richard III., durch Mephisto, durch Hamlet sogar, den er mit der ganzen Tiefe und abspringenden Bizarrerie gibt, wie wir uns diesen pringlichen Studenten von Wittenberg nur denken können, alle die Erörterungen anregen, die z. B. in Berlin mit dem Tode Seydelmann's eingeschlummert scheinen. Er wird jedem seinen Publicum (wie kürzlich dem dresdener) das unendliche Behagen wecken, Shakspeare, Schiller, Goethe mit dem Geiste dargestellt zu sehen, wo die Dichter sagen würden: „Das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!" Das entsetzliche Unter-der-Rolle-Stehen, das man den bravsten und redlichsten Schauspielern oft ansieht, diese unerquickliche, trostlose Empfindung des Hörers, in der verarbeiteten Aufgabe Mühe statt Freude, Knechtschaft statt Freiheit, Blindheit statt Hellsehen zu erblicken, fällt bei Dawison gänzlich weg. Dieser geistreiche Schauspieler steht seinen Aufgaben auf jeder Linie gleich, soweit sich Production und Reproduction überhaupt gleichstehen können. Wie es unleugbar ein großes Behagen ausströmt, sich sagen zu können, man befinde sich irgendwo „in guter Gesellschaft", so strömen auch die Dawison'schen Darstellungen das Behagen aus, man befinde sich in der guten Gesellschaft der intellectuellen Verwandtschaft mit den Aufgaben, die er löst. Kenner der abstoßenden Unbildung im Künstlerleben (die musikalische, artistische und literarische Welt davon gar nicht ausgenommen) werden verstehen, welches Behagen wir meinen.

Es ist aber darum noch nicht gesagt, daß wir mit Dawison überall ganz einverstanden sind. Seiner ganzen schauspielerischen Weise wäre sogar vorzuwerfen, daß sich in ihr ein gewisser Uebermuth des Verstandes, eine triumphirende Keckheit der Dialektik, eine herausfodernde Willkür mit gewissen Wagnissen, gewissen Effectdruckern, gewissen, als Blitzen gegebenen Theatermanieren geltend macht. „Das ist Pole!" möchten wir im gebrochenen Deutsch mit dem „alten Studenten" sagen. Kecker, sporenklirrender Uebermuth; nicht immer die deutsche Weihe und ganze Unterwerfung unter die Geheimnisse des verborgenen Sais-Bildes der Kunst. Wo indessen dieser Champagnergeist, dieser prickelnde Esprit, diese Lust an greller Farbe, selbst an den grellen Farben der Wehmuth, der Rührung, Melancholie und des Wahnsinns mit dem Geiste der Rollen in Einklang steht, wo die volle Gelegenheit geboten ist, sich mit der ganzen Kraft einer geistreichen Subjectivität geltend zu machen, da fällt die Aufgabe und die Darstellung dieses Künstlers so harmonisch zusammen, daß man ein anderes Bild weder wünschen mag, noch wünschen darf. Gewöhnlich endlich ist bei Dawison Nichts. Selbst einer, wie sein Shylock erschien, unfertigen Rolle fehlen weder die Spuren der Genialität noch die ersten und besten Zeugnisse des bewunderungswürdigsten Studiums.

Einige Gefahr scheint uns für Dawison in wiener Einflüssen zu liegen. Die wunderbare, reizvolle Ton-Scala eines Ludwig Löwe ist es vielleicht, die zur wiener Darstellungsmanier sein Organ mehr in die Höhe treibt als es sollte und ihn zuweilen zu fistulirenden Spitzen der Nuancirung, die unschön sind, verführt. Auch die Neigung zum Nasalton ist entschieden gefährlich. Gewisse Abgangs-Dehnungen, gewisse bedeutungsanstrebende Pausen gehören alle in die obige Rubrik der kleinen Rügen, die man nicht ganz unterdrücken kann. Indessen ist Dawison der Mann, solche Dinge abzulegen. Jetzt überrascht ihn noch so sehr die Aufgabe, vor einem neuen Publicum sich möglichst wirksam zu zeigen, daß er mit der Zeit mehr Ruhe, mehr Vertrauen in sich selbst und das sichere Abwärten des Verlaufs einer solchen Gastdarstellung gewinnen wird. Er wird allmälig dahin kommen, sein Repertoire festzusetzen, auf Reisen keine neuen Versuche zu machen, die Wirkungen seiner Rollen in einer gewissen Steigerung und demzufolge noth-

wendigen Anordnung zu beobachten. Es wird freilich leider auch bei ihm allmälig dahin kommen, daß er einen gewissen Cyklus von zwölf Rollen sich zusammenstellen und diesen überall allein vorführen muß; indessen, so mißliche Extreme es in der Sitte der Gastspiele auch geben kann, den Nutzen haben sie unbedingt, daß sie die allgemeine deutsche Schauspielkunst wieder mehr in einen fördernden Zusammenhang bringen, den Wetteifer der Guten heben, versumpfte Selbstgenügsamkeit und die bösen Dünste der Localeitelkeit vertreiben, dem Publicum wieder den rechten Maßstab seiner Foderungen an die Darstellung überhaupt vorführen und endlich manchem jungen Anfänger, der still und bescheiden sich solche ausgezeichneten, genialen und in Rollen wie Franz Moor kaum zu übertreffenden Erscheinungen wie Dawison von einem Plätzchen hinter den Coulissen aus betrachtet, ein Muster des Studiums geben und eine Fackel anzünden, in der dunkeln Nacht seiner Ahnung über wahre Kunst den rechten Weg zu finden.

Anregungen.

Die Steinkohle und das Mikroskop.

Schon oft hat man die Versteinerungen die Denkmünzen der Schöpfung genannt. Sie sind für den Forscher der Erdgeschichte vollkommen Das, was dem Forscher der Menschengeschichte alte Münzen und Monumente sind. Beide lesen daraus die Geschichte vergangener Zeiten; nur reichen die Urkunden der Erdgeschichte weiter zurück als die der Menschengeschichte. Aus vergleichenden Untersuchungen über den Abkühlungsproceß unsers einst feuerflüssig gewesenen Erdballs wird es glaublich, daß seit Bildung der Steinkohlenschichten acht Millionen Jahre verflossen seien.

So bezeichnet Roßmäßler („Die Versteinerungen". Leipzig 1853) an sich treffend die Bedeutung jener merkwürdigen Ueberreste von Pflanzen und Thieren, die wir in der Erde bisweilen in großer Menge antreffen. Doch wird es dem Naturforscher dabei oft ergehen wie dem Geschichtforscher, der aus einigen Worten, die er auf einem alten Denkmale findet, oder aus einer Figur, die das Gepräge einer alten Münze bildet, ein ganzes Stück Geschichte irgend eines längst untergegangenen Volks herleiten will. Mancher wird doch ungläubig den Kopf schütteln ob der kühnen Schlüsse.

Für den Eingeweihten verschwinden allerdings zuweilen die Zweifel, die beim ersten Blicke Laien mistrauisch machen; dem Naturforscher dürfte es gewöhnlich leichter gelingen, seine Zweifler zu überzeugen, da er seine Beweise gewöhnlich sehen lassen kann. Sind z. B. die Steinkohlenlager wirklich versunkene Wälder? Daß die Steinkohlen brennen, ist kein Beweis, denn es gibt mancherlei brennbare Körper. Haben sie doch mit der Holzkohle kaum etwas Weiteres als die schwarze Farbe gemein, während man an dieser allerdings noch die äußere und innere Form des Holzes, die Fasern, die Jahresringe sieht. Um einen solchen Zweifler zu überzeugen, wird der Geolog ihm zuerst die vielen Arten von Stengeln, Stämmen und Blättern zeigen, die man in den Thon- und Sandschichten der Steinkohlenlager findet. Aber die Steinkohle selbst? Diese harten, spröden, in unregelmäßige Stücke zerspringenden Körper, die eben Steinen so ganz ähnlich sind und keine Spur von Pflanzennatur verrathen? Hier wird der Geolog zu seinem feinsten Prüfungsmittel, zum Mikroskope, greifen. Er wird vor den Augen des Zweifelnden einen feinen Splitter gewöhnlichen Tannenholzes darunterlegen und ihn die innere Gestalt desselben sehen lassen. Dann wird er von einem Stück Steinkohle einen ebenso feinen Splitter abspalten, ihn vielleicht auf einem Steine so dünn abschleifen, daß er durchscheinend wird, und nun wird dieser Kohlensplitter die Bildung des Tannenholzes so deutlich zeigen, die Form der Zellen mit ihren merkwürdigen ringförmigen Zeichnungen so deutlich wiedergeben, daß augenblicklich jeder Zweifel schwinden und der Beschauer ausrufen wird: Das war einst wirkliches Tannenholz!

Wer sich über jene merkwürdigen Ueberreste untergegangener Pflanzen- und Thiergeschlechter des Nähern unterrichten will und nicht bis zu Burmeister's „Geschichte der Schöpfung" hinaufgreifen kann, dem empfehlen wir Roßmäßler's obengenanntes Werkchen, dessen Lectüre ihn auf die leichteste Weise in diesen Gegenstand einführen wird.

Völkermischung.

Wo fände sie sich mehr als in Nordamerika! Die Söhne der puritanischen und presbyterianischen Auswanderer vermischen sich hier mit Auswanderern aus jeglichem Reiche und jeglichem Bewohnerwinkel des Erdballs. England sendet seine Ackerbauer, und man hört den alten Yorkshiredialekt auf so manchem Grundeigenthum. Schottland ist vollständig repräsentirt; die Plaids vermehren oft das Malerische der amerikanischen Scenerie. Irland nimmt wandernd alle Kanäle und Eisenbahnen Amerikas in Beschlag; der tapfere Hugenott ist da; Deutschland liefert seine starkgebauten Söhne; selbst der Castilianer wohnt auf des Yankee Boden, während der sonnenverbrannte Italiener, der Pole, der Ungar, der bärtige Russe, der beturbante Türke, der Südamerikaner und der Insulaner ihre Anstrengungen und ihre Schicksale in einem gemeinschaftlichen Lande vereinigen. Im Laufe der letzten Monate ist noch der unübersteigliche Schlagbaum, der bisher die Millionen Chinas absperrte, gebrochen und die Bewohner des himmlischen Reichs strömen jetzt scharenweise nach den Küsten des Stillen Meers. Eine so mannichfaltige Mischung aller Völkeracen muß seltsame Resultate hervorbringen. Es steht zu hoffen, daß von jedem Nationalcharakter sich dabei — nur das Gute erhält.

Amerikas allmälige Entdeckung.

An einem Werke, das uns die Geschichte der allmäligen Entdeckungen der einzelnen Bestandtheile Amerikas erzählen soll, arbeitet in diesem Augenblicke mit gewohntem Sammlerfleiße und gründlichem Quellenstudium der geschätzte Tourist J. G. Kohl. Er hat sich die schöne Aufgabe gestellt, Amerika so zu schildern, wie es für Europa allmälig gleichsam aus den Nebeln der Fremde heraustrat, bald da eine Stromesmündung, dort eine Insel, hier ein inneres Land zeigte und dem behutsam forschenden Entdeckungseifer allmälig die Wirklichkeit statt der Fabel enthüllte, mit Ausnahme der arktischen Regionen, die wol noch lange Franklin's unentdecktes Grab bleiben werden.

Thackeray.

Der neue Roman, den der Verfasser des „Arthur Pendennis" vor seiner Reise nach Amerika (er war diesen Sommer in Dresden und zeigte sich von einer fast tragikomischen, halb künstlichen, halb vielleicht natürlichen Spleenbehaftung) in England zurückließ, wird nicht besonders gerühmt. Er soll zu berechnet und mit dem Buche des Tags: „Onkel Tom", verglichen, von einer erkältenden Ausstudirtheit sein.

Eine Erläuterung der münchener Galerieen.

Ein Proceß wollte dem Kunsthändler Payne in Leipzig verbieten, die Copieen der vorzüglichsten Bilder der münchener Kunstsammlungen durch Stahlstiche zu vervielfältigen. Indessen hat ein richterliches Erkenntniß, so viel wir hören, in erster Instanz zu seinen Gunsten entschieden. Es sind bis jetzt zehn Lieferungen seiner Zusammenstellung der besten Bildercopieen erschienen und bringen Stahlstiche, die mehr oder minder gelungen zu nennen sind.

Einen leider durch Druckfehler und Incorrectheiten aller Art entstellten Text zu diesen Bildern schreibt O. A. Banck. Es früge sich, ob man für die Berechtigung einer vorzugsweise novellistisch gehaltenen Bildererläuterung vom Standpunkte der Aesthetik Grundsätze aufstellen könnte, die bei einem solchen Unternehmen über die nächste Förderung eines buchhändlerischen Zweckes hinausgingen. Erläutert man Bilder, die, wie Hogarth's Werke, schon gleichsam an sich so zu sagen als Nüsse zum Knacken erfunden wurden, so ist die grübelnde, sinnvolle, oft gelehrt-spitzfindige Erklärung Lichtenberg's gerechtfertigt. Will man ferner eine niederländische Gruppe oder ein Nachtstück Caravaggio's oder Salvator Rosa's in einem möglichst wahrscheinlichen Zusammenhange der ihm zum Grunde liegenden Fabel nacherzählen, so ist dies wieder eine an sich sehr achtbare Unternehmung. Kann man jedoch von einem Commentar zu einer einfachen Scene am Putztisch, zu einem ländlichen, sich von selbst verstehenden Idyll Dasselbe sagen? Wir glauben: Nein! Eine weitläufige Erzählung von Thatsachen und von so und so beschaffenen Vorfällen zu einem harmlosen, vom Künstler nur leichthin aufgegriffenen Einzelmoment ist eine Verirrung der Literatur. Die Poesie wird hier zur Schleppenträgerin einer andern Kunst gemacht und nicht einmal der Kunst des Pinsels, nicht einmal der Kunst der Aetznadel, sondern der Kunst des Kunsthändlers, die nur darin besteht, seine Platten so geschickt wie möglich an den Mann zu bringen.

Es ließ sich also denken, daß bei dieser Arbeit ein so scharfer und in der Literatur gegen Unwahrheit, Aeußerlichkeit, Hohlheit aller Art in dresdener Blättern schon seit Jahren ankämpfender Kritiker wie O. A. Banck des auffallenden Widerspruchs seiner Lehre und seines eigenen Thuns sehr bald inne werden mußte.

Als er diese Bilder betrachtete und in jedes ein solch Geschichtlein legen sollte, wie offenbar nicht darin lag, als er z. B. zu der einfachen, rührenden Gefangennehmung eines französischen Lancieroffiziers von Mayr (Leuchtenberg'sche Galerie), einem Bilde, das sich dem Auge und dem Herzen von selbst erklärte, eine an sich ganz hübsche Historiette à la Tromlitz erfunden und niedergeschrieben hatte, mußte ihm doch eine unendliche Flauheit zu Gemüthe kommen und seine Aufgabe zur verdrießlichsten Pein machen. Er kam daher auf die bessere Idee, die objective novellistische Deutung der Bilder lieber ganz zu unterlassen und sie eher subjectiv aus den Malern selbst und deren erweislichen und nicht erweislichen Lebensmomenten zu erklären. Auf diesem Wege gelangen ihm artige und höchst gefällige kleine Skizzen. Sie sind meist biographischen Daten entnommen, dann nach dem Geiste der Zeiten erweitert und zu einer gewissen Rundung durch die Anknüpfung an das gerade vorliegende Bild gebracht. Besonders ist dabei die niederländische Welt dem Commentator so heimisch und traulich aufgegangen, daß man an seiner Hand in ihr mit Sang und Klang lustwandelnd zu leben glaubt. Und dennoch — auch hier zuletzt die Klippe! Auch hier zuletzt eine Stelle, wo man oft nur einen leeren Fleck an der Wand sieht und der Erläuterer durchaus dem Leser aufreden will: Da sieh den wahren, merkwürdigen und folgendermaßen beschaffenen Zusammenhang eines Bildes, dessen Erläuterung — mir als eine äußere Pflicht von einem speculativen Kopfe empfohlen ist!

So möchten wir denn zuletzt unbedingt unsere ganze Anerkennung nur denjenigen Stellen seiner Erläuterung geben, wo O. A. Bauck sich uns als Kunsthistoriker und als Kritiker zeigt. Eine sonst an ihm bekannte allzu herbe Tadelsucht mildert hier der Zweck des Buchs. Diese Bilder müssen glücklicherweise mehr oder weniger gut sein. Daher ein gemäßigtes und überzeugendes Rügen. Die Analyse, die oft bei diesem Schriftsteller so durchdacht, so frisch, so lebendig aus dem vollen Antheil an seinem Gegenstande entsprungen ist, verbindet sich dann im reichsten Maße mit jener dem Schönen feinfühlig nachempfindenden Beobachtung, die dem Urtheil dieses Kritikers eigen ist, dem wir noch zum Schlusse das Zeugniß geben müssen, einen in diesem Buche gleichsam versteckten und hier nur so zu sagen spukenden Dichter verrathen zu haben, der für die lyrische und erzählende Gattung nicht geringe Erwartungen rege macht für den Fall, daß man ihm einmal auch auf dem Felde eigengestaltender und aus ihm selbst kommender Begeisterung begegnen sollte.

Deutsche Geschichten.

Bei der großen Vorliebe für naturwissenschaftliche Werke, die jetzt ebenso die Gunst der Buchhändler gewonnen zu haben scheinen wie vor zehn Jahren populäre Geschichtsdarstellungen, ist es auffallend, plötzlich drei Geschichten des deutschen Volks zu gleicher Zeit erscheinen zu sehen. Eine von Adam Pfaff, eine zweite von C. Duller und eine dritte von J. Venedey.

Duller's „Vaterländische Geschichte" wird eine Darstellung der deutschen politischen und Culturgeschichte in vier bis fünf Bänden werden. Fünf bereits erschienene Lieferungen erwecken ein günstiges Vorurtheil. Der Verfasser hat auf den Grund seiner beliebten kleinern „Deutschen Geschichte" weitere Forschungen angestellt und gibt jetzt in einer gefälligen, gegen frühere, etwas phantastische Ausdrucksweise bedeutend abgemilderten Form ein umfassendes Gemälde unserer geschichtlichen Entwickelung. Der Standpunkt des Verfassers ist national und im Allgemeinen einer Richtung zugethan, die, ohne der Aufklärung etwas zu vergeben, doch die Poesie der Zeiten und die Bedingungen der Localitäten in der Geschichte mit Gerechtigkeit zu würdigen weiß.

Auf J. Venedey's „Deutsche Geschichte" hat man ein Recht, ganz besonders gespannt zu sein. Zur Zeit liegen uns jedoch erst zwei Lieferungen vor.

Die Contraste des Bühnenlebens.

In einer preußischen Provinzialstadt (Posen) stirbt kürzlich der Director des Theaters. Die Garderobière, aus Trauer, betrinkt sich. Sie will eine Treppe hinuntersteigen und bricht sich den Hals. Während der eine Todte im Hintergebäude der Bühne ruht, der andere Leichnam im Blute schwimmend gefunden wird, spielt die Truppe unter Gelächter des Publicums die Posse: „Wenn Leute kein Geld haben".

Kann es ein schauerlicheres Bild der Tragikomödie des Bühnenlebens geben?

Die Männernatur.

Viele Männer erscheinen nur darum schroff und kalt, weil sie in ihrem innersten Wesen etwas Weibliches haben und, statt zu lieben, geliebt sein wollen, um dann wol oft mit überraschender Kindlichkeit aufzuthauen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 16.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Viertes Capitel.

Weltgewühl und Dachstube.

Eine alte Stadt, eine alte Straße, ein altes Haus, ein altes grauhaariges, kopfwackelndes, wohlbeleibtes Pärchen als Wirthsleute, das sich Anstands halber sogleich auf der Clarinette vorspielen ließ; eine alte grauhaarige, wohlbeleibte Magd, die bei dem Spiele vergaß, daß Mynheer Hunger haben dürfte, ein alter asthmatischer, grauköpfiger Mops, der sich sofort herabließ, in ein furchtbares Geheul auszubrechen — — das waren Peter's erste Eindrücke aus der großen Welt. Die Freude, ein paar Nothpfennige von seinem alten Cantor im Rocke zu finden, hatte er schon früher gehabt.

Peter ging mit Eifer an seine Studien. Durch sein fleißiges, gesittetes Betragen, durch seinen unerschütterlichen Humor hatte er bald die Herzen seines Wirths, des Mynheer Amstraaten, erobert bis auf den Mops, auf den die Clarinette dieselbe Wirkung hervorbrachte wie der Vollmond. Er pflegte beide ununterbrochen anzubellen und nur wenn Peter ohne Clarinette erschien, schlug er in gemessenem Takte einige male mit dem Schweif an die Stuhllehne, was das einzige Zeichen seiner Zufriedenheit war.

Und einige Jahre vergingen so. . Peter hatte seine regelmäßigen Tage im Wochenkalender, wo er besser speiste, bezahlte regelmäßig seine Unterrichtsstunden und lebte von der Musik und den Victualien, die Mynheer van Petrissen der Aeltere mit den Traditionen seiner Familie in Einklang bringen konnte. Der Lehrer leitete und überwachte auch aus der Ferne seine musikalische Ausbildung, correspondirte mit Peter's Lehrern und mit seinem Freunde selbst, von dem er eine genaue Schilderung seines Thuns und Treibens alle vierzehn Tage erwartete. Er selbst schrieb ihm dann wieder seine Meinungen darüber und Peter gewann die immer festere Ueberzeugung, daß in dem schlichten, ehrlichen Manne manches Goldkörnlein der Wahrheit stäke, das man in lorberumwundenen Häuptern vergeblich suche.

Natürlich erzählte ihm Peter Alles mit der größten Offenheit, ja er verschwieg ihm

nicht, daß Mynheer Amstraaten ein Enkelchen hätte, ein Kind mit langen blonden Locken und blauen Augen, ein gar, gar lieb Ding, das immer vor dem alten Spinett hockte, wenn er spielte und — daß er eigentlich nicht begriffe, warum er früher dem Klaviere so wenig Gefallen abgewonnen hätte, da es im Ganzen genommen doch ein höchst anziehendes Instrument wäre und zu Jungfer Clärchen's Stimme sich gar zu hübsch ausnähme. . . .

Der Organist war höchst glücklich über Peter's Sinnesänderung und schrieb ihm einen langen, lehrreichen Brief über das Klavier und mahnte ihn, in dem Studium der Orgel nicht nachzulassen. Obgleich aber Peter keine ganz geringe Fertigkeit auf derselben besaß, fand er doch die Orgel weniger anziehend und theilte Jungfer oder Jufrow Clärchen dies Bedenken mit, worauf sie ihm seine Undankbarkeit gegen seinen Wohlthäter verwies. Von Stund an ging er in sich und widmete sich eifrigst auch diesen Studien und — dem Studium Clärchen's. Wenn Myfrow Amstraaten den Theetopf auf das Kohlenbecken setzte und Jufrow Clärchen mit Hut und Umschlagetuch sich zu ihrem gewohnten Besuche einstellte, welche Freude für ihn! Mit 14¾ Jahren war Jufrow Clärchen so weit ausgebildet, daß sie ein allerliebstes Rosahütchen und neues Umschlagetuch besaß und täglicher Gast bei unserm liebenswürdigen, alten, einsamen Ehepaare wurde, so weit, daß es Peter nicht ungern sah, wenn sie das Hütchen abnahm und die langen blonden Locken ihr rebellisch über die Schultern fielen und wenn sie erröthend die blauen Augen senkte oder den weißen Nacken aus der Hülle des Umschlagetuchs befreite. Ach! Er saß oft vor dem Spinett und begleitete Clärchen's Gesang; Clärchen, von dem langen Stehen ermüdet, legte dann leise ihre Hand auf Peter's Schulter und es fanden sich in der Begleitung dann wol allerlei neugierige, unberufene Noten ein. Clärchen's Hand war gewiß nicht so groß, daß sie durch ihr lastendes Gewicht die falschen Noten verschuldete und das liebe Mädchen lachte über Mynheer's vollständige Zerstreuung. Und das ging mehre Jahre so und Peter war nun am Ende seiner musikalischen Studien. Er hatte sich die Zufriedenheit seiner Lehrer erworben, blies vortrefflich die Clarinette, spielte außer Pianoforte und Orgel auch leidlich das Cello, componirte so, daß er zu einigen Hoffnungen begründeten Anlaß gab, kurz, es kam der Augenblick, wo er in Gent eine Stelle im Orchester annehmen sollte und Clärchen hatte den rosaseidenen Hut mit einem Strohhute mit blauem Bande vertauscht! Zum ersten male fühlte Peter, daß die Rosafarbe doch nicht die geheimnißvolle Beziehung zu ihm hätte, wie er sich eingebildet. Dieselbe Wirkung hatte der Strohhut und das blaue Band auch und — nun sollte er fort, in die weite Ferne und konnte nicht einmal ergründen, was ihn eigentlich so bezaubert hatte. Seine Briefe an seinen Lehrer wurden unruhiger, unzusammenhängender, ja er schrieb keine Silbe mehr über Jufrow Clärchen. Denn, meinte er, ich muß der Sache erst auf den Grund kommen. Der Tag der Abreise rückte heran; Clärchen war oft verstimmt, öfter launisch gegen Peter und zitterte wie Espenlaub, wenn sie mit ihm allein war. Peter! pflegte sie zu sagen, noch zehn Tage oder noch neun Tage — Aber Peter merkte nichts. Sehr schwer wurde ihm der Abschied nach fünfjähriger Bekanntschaft; Clärchen war 17 Jahre alt und sehr unglücklich. Sie sah in diesem Augenblicke viel weniger beschränkt aus als Peter, der eine gestickte Brieftasche mit rosaseidenem Futter und — einer versteckten Locke darin — in Empfang nahm und Clärchen's Stirn küßte, aber nur ganz brüderlich. Woher er diesen Muth genommen, blieb ihm bis heute ein Räthsel, da ihn aber Großvater Amstraaten und Großmama, bis auf Greten herunter, segneten und küßten und selbst der Mops traurig seinen gepolsterten Stuhl verließ, um mit den Fragmenten seines Schweifes zu wedeln, so fand er es unpassend, einen rein ceremoniösen Abschied von Clärchen zu nehmen und küßte sie auf die Stirn, ehe er weinend in den Postwagen stieg. Das arme Mädchen wechselte die Farbe, wurde glühendroth und todtenblaß und sank in halber Ohnmacht der Magd in die Arme. Adieu Peter! rief es von allen Seiten. Adieu, hauchte Clärchen kaum hörbar von den

Lippen. Das Posthorn, das so vieler Thränen spottet, kehrte sich nicht daran, schmetterte lustig und munter seine sehnsüchtige Weise und fort rollte der große Wagen über den Straßendamm. Tausend stille Grüße und Segenswünsche aus einem lieben, lieben Herzen begleiteten den jungen Künstler auf seinem neuen Lebenswege.

O ihr genter Orchesterjahre! Keine Protection — blos eine Clarinette! Gegenstand des Witzes — von wem nicht Alles! Achtung hatte man vor Peter's Leistungen, das ist wahr, vor seinen Kenntnissen, seinem Talente, zwar nutzte ihn der Kapellmeister aus und prunkte nicht selten mit seinen Arbeiten; aber Peter war im Grunde seines Herzens der bescheidenste, gemüthlichste Junge, so anmaßend seine Phantasie auch in die Zukunft strebte und glänzende Luftschlösser baute. Was er leistete, wurde ihm leicht und er hatte eine so unbegrenzte Meinung von der Hoheit eines Künstlers, daß er seine Arbeiten ihrer Entstehung wegen schon nicht für Kunstwerke ansah. Er hätte können selbst das Orchester dirigiren, so gut wie er gelegentlich für den Dirigenten alle Arrangements zu Stande brachte; aber er blieb Clarinettist mit einem Gehalte, der ihm die „süße Gewohnheit des Daseins", wie sein Landsmann Egmont sagte, nur fristete. Hin und wieder blies er ein Solo in einem Concert und erntete aufmunternden Beifall; aber lag es nun in seinem Instrumente oder in seiner Stellung — nach dem Concerte wurde er regelmäßig vergessen und alle Welt glaubte ihre Schuldigkeit gethan zu haben, wenn sie den Bestrebungen des Künstlers ein tönendes Bravo nachgeschickt hatte. So saß er und componirte. Aber wie schal kamen ihm seine Gedanken vor, wenn sie mit Kopf und Hals zwischen den fünf Linien schwebten wie erdrosselte Verbrecher und er selbst war der fühllose Henker, der jene wunderbar klingenden Melodieen aus dem Gefängnisse seines Herzens abgeholt und gerichtet hatte! Eine Schar kämpfender Genien tobte durch sein Gehirn, zog erobernd aus unter dem Sange der Drommeten und er saß mit der Feder da, opferte sie einen nach dem andern mit barbarischer Langsamkeit, erhenkte sie standrechtlich. Das waren jene lustigen Geister nicht mehr, die mit leuchtenden Fußtritten aus dem Boden seines Herzens auftauchten, um zum äußersten, sonnigen Horizonte ihre Flügel zu entfalten. Das waren nicht mehr die unbewußten Töne des Lenzes und der Liebe, die da jetzt wie erwürgte Krammetsvögel in einem Dohnenstriche hingen! Jene saßen auf den Spitzen der Zweige, sangen und zwitscherten in das Herz des Poeten und der Frühling schickte alle seine Gräser und Blüten aus, die in langer, nickender Procession um den glücklichen Träumer wandelten und in seinen Busen sich schlossen; und immer hatte er noch Platz genug, wenn eine blaue Blume mit klingendem Glöckchen und hellem Auge empor rankte und sich schmeichelnd an sein Ohr legte und ihm fragend ins Auge blickte. Bleiern sahen ihn die Noten an, die durch sein Hirnkämmerchen mit blonden Locken und einem rosaseidenen Hütchen gewandert waren; er warf sie ins Feuer, die Flammen ergriffen seine Arbeit, loderten hoch auf und die Fünkchen wanderten wie Leidtragende mit Fackeln aus dem verkohlten Trauerhause; eine Todtenmesse klang ihm durch die Brust, er setzte sich ans Piano, ließ sich von seinen Fingern leiten, die von Disharmonie zu Disharmonie stiegen, um leise und wehmüthig noch einmal über den Kampfplatz zu wandern, auf dem eben noch entfesselte Leidenschaften tobten. Ach! welche Leiden schafft nicht die Form einem poetischen Gemüthe, ehe ihm die Erfahrung zu Hülfe kommt; ein Gedanke trägt dich empor, junger Poet, du willst ihn fest und sicher ergreifen und tödtest ihn unter deinen ungeübten Händen!

Bald summte Peter'n eine leichte, liebliche Melodie in den Ohren, bald stieg sein Herz mit der melodischen Flut empor und glänzte in der Luft, tausendfältig gebrochen von den Lichtreflexen; wieder kehrte der Strahl in sein Bassin zurück und der junge Künstler schaute hinein und sah nur sein Antlitz darin erglänzen, das ihm seit zwei Jahrzehnden jeder Spiegel zeigen konnte. Bald gingen ihm Harmonieen im bunten Reigen durch die

Seele, maskirte Gestalten, die sich umschlangen und tanzten, hin und her in einem bunten und doch geordneten Wechsel sich bewegten — — er hielt sie fest, er führte sie an die Tageshelle seiner musikalischen Werkstatt, aus dem prophetischen Dunkel der Phantasie, sie höhnten ihn, warfen ihre Masken ab, die Rosahütchen, die blonden Locken — — ach, es waren alte, gebrechliche Wesen, zahnlose Hexen, die irgend ein Teufelsspuk zu einem Balle maskirt hatte! Armer van Petrissen, deine Schöpfungen wanderten ins Feuer, wie so mancher schöne Strom im Sande verrauscht, manches Lied ungehört im Busen stirbt, manche Nachtigall von der Katze gefressen wird! In der Welt ist Alles eitel.

Woher kam es denn aber, daß Peter's Noten so oft rosaseidene Hütchen trugen? Sollte er wirklich eine Liebe zu Clärchen im Herzen getragen haben? Gewiß ahnte er nichts davon, aber gewiß dachte er auch oft genug an Jufrow Amstraaten. Vielleicht hätte er sie allmälig vergessen, wenn es ihm gelungen wäre, ein Toubild zu schaffen, das diese Augen hatte, dieses liebliche Silberstimmchen, das aus einer halboffenen Rose flüsterte. Vielleicht wäre ihm ein solches Lied gelungen, wenn die liebliche Clara leiblich zu ihm getreten wäre und hätte ihm gesagt: Peter, sei kein Hasenfuß! Ich weiß, du liebst mich doch! Und sie hätten zusammen gelacht und sich geherzt und Peter hätte seine Melodieen aus Clärchen's Augen abgeschrieben.

Da kam eines Tages der alte Cantor nach Gent zum Besuch. In einer seiner gewöhnlichen Stimmungen war Peter eben im Begriffe, eine angefangene Composition dem Feuer zu übergeben. Das Blatt fiel ihm aus den Händen, als er den alten Organisten eintreten sah. Er stürzte auf ihn los. Dieser aber sah ihn so ernst und durchbohrend an, daß er zurückprallte und wie ein entlarvter Verbrecher Kopf und Hände sinken ließ.

Der Organist stand sprachlos an der Thür und deutete auf das Notenblatt am Boden.

Peter! brachte er endlich heraus, ich lese in deiner Seele; du wolltest ein Verbrechen begehen?

Ein Verbrechen? rief Peter erstaunt und nicht recht sicher, ob er nicht wirklich eine unbekannte Unthat begangen.

Reich' mir das Blatt, Peter! antwortete der Lehrer.

Nein, nein! bat Peter....

Reich' mir das Blatt! begann der Organist mit erhobener Stimme, nahm das Blatt und schmerzlich bewegt, tadelte er den Jüngling sanft:

Peter, du gehst rücksichtslos mit den Hoffnungen deines alten Freundes um!... Und ehe dieser eine Entschuldigung vorbringen konnte, ließ er ihn stehen wie einen Delinquenten, der von dem Nachrichter den Todesstreich erwartet.... Aber sein Antlitz klärte sich plötzlich auf, Thränen der Freude leuchteten in seinem Auge und das Notenblatt hoch in einer Hand erhebend sprang er auf seinen jungen Freund zu, umarmte ihn mit der andern und nannte ihn einen Teufelsjungen über den andern, der nicht werth sei, solche Gedanken zu haben, weil er es gewagt habe, sie auch nur verbrennen zu wollen. Und die Beiden waren nun so ganz glücklich und vergaßen miteinander die Leiden, denen der Künstler in seinem Erdenwallen nicht aus dem Wege gehen kann.

Es gab aber auch Untersuchungen des Herzens. Peter gestand seine Sehnsucht nach Clärchen. Und der Alte rief: Ja, ja! War das nicht unschuldige, tändelnde Liebe in deiner Composition, das E-moll der schmerzlosen Thränen, der leisen, wehmüthigen Klage, des reinen selbstlosen Kummers, war das nicht der weiche, warme Frühlingsgruß der Liebe; lag sie nicht im Hintergrunde, als deine Melodie nach C-dur so anmuthig modulirte, wie die Kraft, die anfängt von der tiefen, kindlichen Innigkeit und zum Strom der männlichen Kraft, der heroischen Entschlüsse anschwillt! Ach, daß wir Musiker nur

immer die klagenden Herzen verstehen, niemals die schweigenden. Peter, diese Liebe, die so schafft und wirkt, ist deiner würdig.

Aber ich weiß nicht, erwiderte Peter, ob ich wirklich liebe. . . .

Junge, du weißt nicht? Wir müssen trinken, anstoßen auf die blonden Locken, anstoßen auf das Rosahütchen! Siehst du, wie roth du wirst? Peter, wir heirathen noch auf unsere alten Tage, das heißt du! Zusrow Clara und Peter!

Da war kein Auskommens mit dem Alten, wenn er ins Wirthshaus schritt, Wein bestellte und wieder jung wurde und Peter mußte mit einstimmen in den Jubel, so wenig er auch über seinen eigentlichen Gegenstand im Klaren war. Der Besuch des Organisten dauerte nur einen Tag. Peter erstaunte nicht mehr, als er einen Sparpfennig in seiner Wohnung fand, der ihm zu einer eleganten Kleidung für Concerte verhalf und obenein noch ein Sümmchen für Reisezwecke übrig ließ. Eine Melodie in E-moll wollte ihn nicht verlassen, er schöpfte schweren Argwohn gegen sein Herz. Er componirte und versuchte durch sein künstlerisches Streben die aufkeimende Neigung zu erdrücken; er bot alle Kraft, alle Männlichkeit auf, die leichten Tändeleien der Phantasie zu vernichten, aber Kraft und Liebe umschlangen sich kämpfend und wie sie aus einem Herzen geboren waren, erhoben sie sich gemeinschaftlich über den Boden der Erde und versöhnten sich in einem Es-dur-Finale begeisterter, schaffender Liebe. Er reiste, wollte Concerte geben. Monate lang war er auf dem Wege von einer Stadt zur andern, erntete Beifall, wenig Geld. Aber es hielt ihn nichts. Wir sehen ihn in die alte Stadt, die alte Straße, das alte Haus, zu den alten Wirthsleuten, der alten Grete und dem alten Mops zurückwandern und beobachteten ihn schon in seinem Besuche bei dem berühmten Virtuosen, der ihm erlaubt hatte, in seinem Concerte zu spielen. Es war sein erster Ausgang gewesen. Und an dem Morgen, da die Concertprobe stattfinden sollte, war der ungeduldige Peter schon früh aufgestanden. Zwei wichtige Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Erstens sollte er zum ersten male seine Composition in E-moll in der Probe mit Orchester hören. Zweitens — und dieser Gedanke hing mit dem ersten genau zusammen — konnte er nicht begreifen, warum Clärchen von seiner Anwesenheit bei den alten Amstraatens noch gar nicht die geringste Notiz genommen hatte. Er für seine Person hatte nicht gewagt, sich nach ihr zu erkundigen und Gretens Misvergnügen sich deshalb im hohen Grade zugezogen.

Die Sache war die, daß Zusrow Clara allerdings im Hause der Großältern vorgesprochen und von Greten die genaueste Auskunft über unsern Peter eingezogen hatte. Ihn selbst zu sehen, hatte sie sich aber aufs bestimmteste geweigert; Grete wollte Peter'n über einige Punkte seines Herzens ausholen und hoffte vergebens, dieser werde sich eine Blöße geben und die schwachen Punkte seiner Festung verrathen. Unmuthig über ihre getäuschte Erwartung beschloß sie einen förmlichen Sturm und da sie Peter's Gewohnheit kannte, vor Tage aufzustehen, hatte sie sich gleichfalls erhoben und schleunigst ein Frühstück zubereitet.

Harrend stand Grete an der Thür, als Peter in seinem Probespiel in der alten Dachstube immer noch keine Pause machen wollte. Endlich klopfte sie an, steckte den Kopf herein und fragte in einem demüthigen Tone:

Ist's erlaubt, einzutreten?

Mein Gott, Grete! rief Peter. Schon so früh auf! Ich glaube gar, Sie hat an der Thür gewartet?

Freilich! erwiderte Grete, Mynheer sind ein großer Herr geworden und es wollte sich schlecht für Unsereins schicken, ohne Erlaubniß das Zimmer zu betreten.

Narrenspossen! versetzte der arglose Peter lachend, der von dieser weiblichen Kriegslist noch keine Ahnung hatte. Sie sollte auf Ihre alten Tage gescheiter sein, Grete!

Bitte tausend mal um Entschuldigung, knirte Grete, wenn ich gegen die vornehme

Sitte verstoßen habe. Bin mein Lebtage nur in einem schlichten Hause gewesen, kann mit so vornehmen Leuten, wie ...

Wie? fragte Peter, die Augen aufreißend.

Wie, versetzte Grete, bescheiden die Augen niederschlagend, nun, wie Mynheer Peter van Petrissen!

Wetter, rief Peter, hier spukt's im Hause. Sag' Sie mir, Grete, wer hat Ihr das weiß gemacht?

Jufrow Clärchen ...

Jufrow Clärchen!

Und nun begann es in E-moll. Es war sichtbar; der Pfeil steckte ihm tief im Herzen und Grete war ungewiß, ob sie ihm Trost geben oder ihn noch einige Minuten zappeln lassen sollte. Ach! Peter hörte nichts, es tagte in seinem Herzen eine süße, selige Morgenröthe. Er hörte, Clärchen hätte geweint um ihn, von Herzen geweint, seine Abwesenheit schmerzlich gefühlt, für immer gefürchtet, vielleicht und dieses vielleicht ging aus dem lispelndsten, leisesten Piano crescendo in ein volltönendes Forte seines Herzens über, vielleicht liebte ihn Clara!

Und er hörte, daß sie ihn liebte. Er weiß sein Glück nicht zu fassen, springt wie toll in der Stube umher, gesticulirt, phantasirt und greift endlich zu seinem Concert, um das Solo zum letzten male zu probiren. Da zuerst klingen ihm die Töne voll und melodisch ins Herz; neu und überraschend scheinen ihm die Gedanken, die er oft für so stumpf und bleiern gehalten und vorläufig dünkt er sich selbst ein Räthsel, das er glücklich gelöst hat.

(In der folgenden Nummer das fünfte Capitel: Die Concertprobe Gröninger Straße Nr. 18.)

Das Athmen in seelischer Beziehung.

II. *)

Stellten wir das Athmen als bedingendes Lebensmoment in vordere Reihe, so eröffnet sich ein neuer Kreis der Betrachtung, wenn wir den Einfluß, den gewisse Seelenzustände auch ihrerseits auf das Athmen und dadurch auf den übrigen Körper äußern, vor Augen rücken. Wir müssen uns hierbei, da sich die Untersuchung noch nicht hinreichend tief erstreckt hat, an die Modificationen der Athembewegung halten. Diese nämlich, welche als ein wesentlicher Theil der Athmungsfunction in ihren beiden Acten der Ein- und Ausathmung von uns erkannt worden ist, ist zum größten Theil unwillkürlich, nur zum Theil dem Willen unterworfen. (Letzteres können wir bei dem Versuche, den Athem anzuhalten oder zu beschleunigen, bei den Schauspielern, die uns dadurch heftige Gemüthsbewegungen veranschaulichen wollen, und in der Gesangskunst erfahren.) Für gewöhnlich geht wahrscheinlich der Reiz zum Athmen ohne den Willen des Einzelwesens von dem Blute und der Luft in den Lungen selbst aus. Dieser Reiz pflanzt sich durch die Nervenfasern fort bis in das Gehirn, wo das sogenannte verlängerte Mark als Centralorgan der Athembewegung sich befindet. Von jenen herleitenden, empfindenden Nerven springt mittels dieses Organs der Reiz auf die zuleitenden Bewegungsfasern über und es erfolgt nun die Athembewegung in ihrem abwechselnden Gleichmaß, das aber nach Alter, Geschlecht, Wachen oder Schlafen, Gesundheit oder Krankheit, Ruhe oder Bewegung verschieden ist. Im Durchschnitt kann man 20 Athemzüge auf die Minute rechnen. Beim neugeborenen Kinde ist die Zahl der Athemzüge doppelt so groß, beim Greise weniger, im Schlafe um ein Drittel geringer. Eine spielende Berechnung hat ermittelt,

*) Siehe Nr. 11.

daß das gewöhnliche Lebensalter des Menschen von 70 Jahren der $365^1/_4$ Theil des großen Platonischen Jahres unsers Planeten oder der großen Periode des Vorrückens der Nachtgleichen ist. Die Zeit von 70 Jahren umfaßt gerade 25,920 Tage. Rechnet man als mittle Zahl der Athemzüge 18 auf 1 Minute (1 Athemzug auf 4 Pulse), so beträgt die Zahl der Athmungen in einem Tage 25,920, mithin während einer ganzen Lebensdauer gegen 25,920 mal 25,920.

Der Reiz zum Athmen kann aber im normalen Zustande durch örtliche Ursachen verschiedene Abänderungen des Rhythmus herbeiführen, wodurch sich Bewegungen bilden wie das Husten, Niesen, Räuspern, Schnaufen, Schnarchen, Keuchen, Schluchzen, — es können sich auch, wie wir dies in Krankheiten sehen, wo Athembeschwerden ohne Erkrankung der Lunge vorkommen, in allen Theilen des Körpers durch Vermittelung der Centralorgane oder des Blutes Reize finden, welche das Athmen modificiren. Ebenso lassen sich auch auf Reize vom Gehirnleben aus durch unmittelbaren Uebergang auf die Athemnerven die Athembewegungen in ihrem Zeitmaße verändern, verstärken und schwächen, beschleunigen und verkürzen, ja momentan hemmen. Die Erschlaffung der Geistesthätigkeit, welche sich als Langeweile kundgibt, erzeugt das Gähnen, bestehend in einer tiefen und langsamen Einathmung bei weitgeöffnetem Munde, mit nachfolgender kurzer, etwas tönender Ausathmung. Das Gefühl der Wehmuth, des Mitleids, der Sehnsucht ruft das Seufzen hervor, jenes langsame, tiefe Einathmen mit gleichartigem, säuselndem Ausathmen. Die Vorstellung des Lächerlichen geht als Reiz vom Gehirn, dem Organ der Intelligenz, über in die Willensthätigkeit und es erfolgt abstoßweises krampfhaftes Ausathmen, das Lachen. Oder die Vorstellung des Schmerzes zwingt uns zum Weinen, jenem tiefen Ein- und Ausathmen mit krampfhafter Unterbrechung des erstern. Das Gefühl des Grauenvollen, Schauderhaften, Aengstlichen beklemmt den Athem oder läßt unsere Brust keuchend fliegen. Ja die sichtbare Angst des Andern wirkt sympathisch mit gleicherschütternder Wirkung auf uns ein. Die Spannung auf ein wichtiges Ereigniß, auf eine entscheidende Wendung hält den Athem an, der Schreck hebt ihn scheinbar lähmend auf. Wenn körperliche und sogar geistige Anstrengung eine Betheiligung der Athmung herbeiführen (man will eine vermehrte Kohlensäureausscheidung auch in letzterm Falle beobachtet haben), warum sollen Gemüthsbewegungen, Leidenschaften nicht dieselbe Wirkung äußern können? Freilich hat die Forschung bis jetzt noch nicht ermittelt, wie dies geschieht, wie überhaupt Gemüthsbewegungen zu Stande kommen. (Das Herz ist nicht Sitz des Gemüths, wie das Volk glaubt, sondern nimmt nur den nächsten Theil daran.) Ob ebenso wie die sinnlichen Eindrücke die des Gemüths dem Gehirn als Vorstellungen zugeführt werden, ob von da leibliche Eindrücke erfolgen, welche die Seele wieder als Spiegelbilder anschaut und als psychische Erregung empfindet, die dann in gewissen entsprechenden Handlungen, Leidenschaften, durch die Organe der Bewegung (einen Theil des großen Gehirns, das kleine Gehirn, das verlängerte Mark und Rückenmark) fortgepflanzt werden oder bei Fortdauer der Vorstellungen in ihren leiblichen und seelischen Wirkungen als Gemüthszustände sich gestalten — dieser Weg scheint uns wahrscheinlich —, oder ob, wie Andere allerdings nur vermuthen, für die Zuständlichkeit der Seele das Gemüth, das kleine Gehirn ein eigenes Organ ist, ebenso wie für die Gegenständlichkeit derselben das große Gehirn? Genug, wir wissen, daß das verlängerte Mark, also dasselbe Organ, welches die Athembewegungen so ausschließlich vermittelt, daß nach dessen Zerstörung oder Verletzung bei Versuchsthieren die Athmung aufhört, während sie fortdauert, wenn mit Ausnahme dieses Theils alle übrigen Hirnpartieen weggenommen sind, — daß dasselbe Organ, welches die rhythmischen Bewegungen, wie Gähnen, Lachen, Schluchzen u. s. w., und selbst die Bildung der Stimme beherrscht und welches auch theilweise Sitz der Willenskraft zu sein scheint, daß, sagen wir, dasselbe Organ auch alle psychischen Er-

regungen, Affecte, Leidenschaften verwirklicht und ins Leben überführt. So erklärt es sich auf die natürlichste Weise, wie gerade Gemüthsbewegungen, deren Einfluß auf das Herz, die Blutgefäßbewegung, die ganze Ernährung des Körpers bekannt ist, unmittelbar auch die Athembewegungen verändern. Denkt an die Wirkungen der Wuth und der Furcht, die Aufregung des Hasses und die des Neides, die Erschütterung des Aergers und die der Freude, die Gewalt des Unglücks und die des Glücks, die Wallung einer edeln Gemüthserregung und die sinnliche Erhitzung der Liebe, des Spiels, die quälende Sorge und die behagliche Zufriedenheit, den nagenden Kummer und die neckende Fröhlichkeit, und beobachtet dort die heftig stürmende Bewegung der Brust, hier die friedlich und gleichförmig wie in auf- und absteigender Linie erfolgende Erhebung und Senkung, hier den fliegenden, dort den gehemmten Athem, da den stöhnenden, dort den kaum hörbaren säuselnden Hauch! Meßt die Mengen der ausgeathmeten, der eingesogenen Luft, zählt die Athemzüge, vergleicht den Rhythmus und berechnet euch selbst die Erfolge auf die Blutbewegung, Blutumbildung, Ernährung! Daher bei Leidenschaftlichkeit jener große Verbrauch der organischen Stoffe, die Abmagerung (die Hauptbestandtheile des Fettes, Kohlenstoff und Wasserstoff, werden bei Gemüthsbewegungen reichlicher ausgeschieden), daher, zunächst durch geringere Ausscheidung von Kohlensäure bei anhaltender Dauer und erdrückender Gemüthsstimmung, jene Verschlechterung des Bluts, die selbst zur Knotenbildung und ihrem traurigen Ausgange in der Lunge führt. Wahrt darum jenen Frieden der Seele, der sich in dem Schlafe eines guten Gewissens, der Gemüthsruhe, malt! Nicht die geschlossenen Augen des schlummernden Kindes allein geben jenen Ausdruck engelgleicher Ruhe und Seelenstärke, sondern es ist auch der leise Hauch des Odems, den die in immer gleichem Rhythmus auf und ab sich bewegende Brust ausströmt, der uns den Frieden einer schuldlosen und unerregten Seele zuweht. Und es ist nicht das geringste Verdienst jenes großen Meisters Rauch, daß seine unsterbliche Louise nicht blos die Augen im Schlafe schließt, sondern daß auch die marmorene Brust zu athmen scheint wie die einer schlafenden Heiligen.

In der engen Kette organischer Gliederung fehlen uns nur zwei Ringe noch, die zeigen sollen, wie die Athmung auch als Werkzeug für die Wahrnehmung und Mittheilung nicht blos die das Ich betreffenden Zustände und Erscheinungen bedingt, sondern weiter hinausgreift in das umgebende All der Sinnlichkeit und in den großen Kreis der denkenden und wirkenden Menschheit. Durch den Antheil nämlich, den das Athmen an dem Geruche nimmt (die Anfänge der Geruchsnerven sind bei jedem Einathmen einem verstärkten Luftstrome ausgesetzt), tritt es, und dies auch räumlich mittels des diesem Zwecke dienenden Gesichtstheils als letzten Ausgangspunkts der Athmungsorgane, gewissermaßen in die Reihe der Sinnesorgane. Und daß der Geruch nicht blos dem Sinnesgenuß dient, sondern eine höhere Beziehung zum Seelenleben hat, lehrt theils die flüchtige, unfaßbare Natur des Geruchsstoffs, theils der Bau und Verlauf der Geruchsnerven, bei welchen die centralen Massen (Kügelchenbildung) vorherrschen und welche bis tief in das Innere des Gehirns hinein sich versenken. Es ist auch bekannt, daß leidenschaftliche Erregung, wie des Zorns oder einer heftig flammenden Begierde, sich im Thierreiche oft durch ein riechbares Princip verräth. Delrios erzählt, daß giftige Schlangen durch das Anschlagen einer Trommel, in welche man sie eingesperrt, in Wuth versetzt, sogar eine solche Kraft in diese Ausströmung legten, daß Menschen davon starben. Filippo Neri, dessen Leben Goethe beschreibt, hat auch bei den Menschen die inwohnende, leidenschaftliche Bewegung, selbst wenn sie dieselben noch so fein zu verbergen wußten, durch den Geruch erkannt. Jene leise, spürende Kraft, welche das Thier auszeichnet, besitzt nur der Geruchssinn wilder Völker, aber der Zug der Sympathie und Antipathie bindet sich oft an den Geruch auch bei den civilisirten Menschen. In dem Thierreiche ver-

mittelt er nicht nur die Instincte, sondern auch die edlern Triebe, wie die Treue und Anhänglichkeit des Hundes. Welchen Einfluß aber selbst auf das Reich der Vorstellungen, auf die poetische Anschauung die Gerüche üben, das lehrt der quellende Weihrauchduft, der in dem katholischen Dome die Gemüther erhebt, wie die Dämpfe, welche, dem Boden entsteigend, in der Höhle des Trophonius und in den verschiedenen Orakelsitzen von der Pythia und den Sehern und Träumern eingeathmet wurden, Ferngesichte und phantastische Begeisterung weckten. Selbst in dem Alltagsleben übt der Geruch des Tabacks seine magischen Kräfte und der Duft der Blumen im Winter oder asiatische Wohlgerüche versetzen uns in ferne Jahreszeiten und Zonen mit allen ihren Reizen.

Bedeutsamer freilich durch seine unberechenbaren, der Menschheit dienenden Wirkungen ist der andere Ausläufer der Athmung, gleichsam die Blüte der auch räumlich im Kehlkopf und Mund als Endspitzen dargestellten Lungenthätigkeit: wir meinen die Stimme und Sprache. Die wahre Stimme ist an die Luftathmung geknüpft und kommt deshalb nur bei Amphibien, Vögeln, Säugethieren vor. Durch sie tritt die Athmung aus dem Kreise des Leiblichen in das Geistige über; durch sie verräth sie den Grad der geistigen Bildung, das Maß des Gefühls; durch sie eröffnet sie nicht nur die eigenen Seelenzustände je nach dem Eindruck auf die Athmung, den Körper, die Psyche, — ihr kennt ja den gepreßten Ton des Unglücklichen, die helle Stimme der aufjauchzenden Freude, das zitternde Schwirren der Furcht, das stöhnende Bangen der Sehnsucht, — sie tritt auch an das Ohr der Menschen, um mit diesem Anschlag die gleichen Empfindungen fühlender Herzen hervorzurufen. Und immer weiter, unaufhaltsam die Schwingungen des Geistes wie die Kreise der Wogen verbreitend, strömt das belehrende, mahnende, begeisterte Wort aus der Fülle der Brust oder die Kunst regelt die Athmung, und bald im jubelnden Triller, bald in langgehaltener, klagender Cantilene erhebt der Gesang zum Vollgenuß der Freude oder des Schmerzes und fügt zu dem poetischen Zauber das lohnende Bewußtsein menschlicher Kunstvollendung.

So wird Alles, was in der Pflanze, im Thier dem bloßen Bedürfniß der Existenz dient, beim Menschen zum beziehungsreichen, vielgestaltigen Leben, zu Seele, Geist. Das automatische, bewußtlose Dasein wird zum vernünftigen, bewußten, zur Erkenntniß, zur That. Erst in dieser feiert der Gedanke seine Vollendung. Soll diese Frucht auch die Erkenntniß des Körpers krönen, so wird sie die Zwecke desselben in vernünftiger Weise erfüllen müssen. Einen großen Theil dieser Bestimmungen vollführt die Athmung. Die Bedingungen desselben überwachen, heißt schon ein gutes Maß Gesundheit erwerben, erhalten, wieder herbeiführen. Reinheit der Luft, Bewegung und Muskelthätigkeit, Uebung und Regelung des Athmens nebst psychischem Wohlverhalten, mit einem Worte, die Gymnastik des Athmens ist oft das beste Heilmittel in Krankheiten, der bedeutendste Hebel der Gesundheit und hilft die höchste Aufgabe des Lebens erreichen.

Dr. Bernhard Hirschel in Dresden.

Schuld und Sühne.

Von Julie Burow in Züllichau.

An der Straße zwischen Posen und Küstrin, zwei Meilen von dieser letztern Festung entfernt, liegt das Städtchen Sonnenburg im Warthabruch.

Im vorigen Jahrhundert war es die Residenz eines Johanniterordensthurs. Das alte Schloß steht, baufällig ohne eine Ruine zu sein, in dem schattigen Garten. Noch hängen in den weiten Hallen der Säle die lebensgroßen Bilder der Dohnas, Kalckreuths,

die einst hier herrschen durften. Einige schwerfällige Stühle von Eichenholz mit modernen Ueberzügen von schwarzem Satin stehen noch an den Wänden, von denen der Mörtel abbröckelt. In der nahen Kirche sind die Wände bedeckt von den Wappenschildern der Ritter, auf denen zugleich der Tag ihres Eintritts in den Orden angegeben ist.

Auf diesen Trümmern einer alten Welt fand ich sechshundertneunundachtzig Kinder Dessen, welcher der rechte Vater ist über Alles was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Sechshundertneunundachtzig Verbrecher! Welch eine Masse von vergeudeter Menschenkraft, verlorenen Gedanken, zerrissenen Gefühlen umschließen diese schweigenden Mauern! Es war ein sonnenheller Junitag, als ich das Innere dieser Strafanstalt zu Sonnenburg betrat. Ich wählte den nächsten Weg. Er ging über den Kirchhof. Weiches Gras wogte auf den kleinen gleichförmigen Hügeln. Reihen junger Obstbäume sind zwischen denselben gleichmäßig angepflanzt. Kein Kreuz, kein welkender oder frischer Kranz, kein Zeichen liebenden Andenkens schmückt diese Gräber. Die liebende Hand der Natur allein schmückte sie mit den frischen Blumen des Sommers. Ein blauer Schmetterling hing an der zarten duftigen Pflanze, die unser Landmann „Marien's-Bettstroh" nennt. Bienen summten in den purpurenen Kelchen des Lamium und die blauen Blüten des Ehrenpreis glänzten aus dem Grase hervor wie Augen milder den traurigen Ort bewachender Genien, und über dem Allem ergoß die Sonne, die Gott scheinen läßt über Gute und Böse, ihre funkelnden Strahlen. An den Gräbern der Ausgestoßenen fühlt man die Bestimmung der ewigen Fortdauer des Ichs, den Zusammenhang des Geschaffenen mit dem Schöpfer und die endliche Ausgleichung aller unserer Menschenschicksale.

Die Strafanstalt von Sonnenburg ist mit hohen weißen Mauern umgeben und besteht aus vielen und verschiedenartigen Gebäuden, die aus der Entfernung gesehen ein Kreuz zu bilden scheinen. Dem ist jedoch nicht so. Drei lange Gebäude erstrecken sich nach Osten, Westen und Norden hin, zwischen ihnen liegt dem Thore gerade gegenüber ein viereckiges zweistöckiges Haus, an dessen Vorderfronte sich eine Uhr befindet. Rechts und links von diesem sind Wohnhäuser für den Director, den Rendanten, die Inspectoren. Das mittlere Gebäude enthält die Kirche, die Schule, die Gerichtslocale, die Kasse, die Küche der Anstalt. Die drei langen Gebäude enthalten Arbeitsstuben und Schlafzellen für die Gefangenen. Vorrathshäuser, Spritzenhaus, Leiterschuppen, Waschhaus, Badehaus und Lazareth haben noch besondere Gebäude, die der Umfassungsmauer ziemlich nahe liegen.

Beim Eintritte in das strengbewachte Thor sieht man sich in einem viereckigen Hofraume, der zum Theil von Gebäuden, zum Theil von starken Eisengittern eingeschlossen ist. Ein solches scheidet diesen Raum, in dem die Wohnungen der Beamten liegen, auch von dem eigentlichen Gefängniß. Wir betraten den zweiten Hof. Das Aufsichtsgebäude, welches die Grenze desselben bildet, hat ein hübsches Portal, zu dem man auf Sandsteinstufen gelangt. Ich sah, daß sie tief, fast muldenartig ausgetreten sind. Diese Stufen überschreitet der verurtheilte Verbrecher, wenn er seine Strafe antritt, er überschreitet sie, wenn er dieselbe überstanden hat. Ich mußte mich fassen ehe ich den langen Corridor betrat, der mich zuerst in das Gerichtslocal bringen sollte. Diese tief ausgetretenen Stufen! Wie viel Seufzer, wie viel wilde Flüche mochten hier verzweifelten Herzen entflohen sein! Wenn die Gedanken wahnwitzigen Schmerzes, dumpfer Verzweiflung, wenn wilde Gewissensbisse, qualvolle Selbstanklage, wenn wüthender Haß und grimmiger Hohn zu Gespenstern würden, die durch die Luft ziehen oder sich in dunkeln Ecken als Gnomen niederhockten — hier diese Räume, so reinlich, so licht für das Auge, würden einer Teufelsschlucht gleichen, einem Eingange zum Tartarus.

Und horch! Kein grauenvolles Gespenst, sondern eine sanfte linde Musik empfing mich. Männerstimmen, einen Choral singend: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern",

die alte herrliche Melodie; und deutlich hör' ich: „Glanz Gottes, der die Nacht durchbricht, du schaffst in finstern Seelen Licht“.... Es war eine Gefangübung — der Verbrecher.

Ich trete in das Gerichtslocal. Es ist ein hohes, nicht großes Zimmer, durch eine Schranke in zwei Theile getheilt. Hier hört bei seinem Eintritte ins Gefängniß der Verbrecher noch ein mal sein Urtheil. Hier werden die Disciplinarverbrechen, die er sich während der Haft zu Schulden kommen läßt, neu abgeurtheilt und neu bestraft. An der Wand hingen die Strafwerkzeuge; keine Folterinstrumente mehr wie in alten Tagen, aber doch ein Bock, über den man den Verbrecher spannt, wenn er geschlagen werden soll.... Ich hörte, daß körperliche Züchtigungen nur in äußersten Fällen und nie anders als nach richterlichem Ausspruch, nie nach dem Willen eines einzelnen Beamten angewendet würden. Allerdings vielleicht nothwendig unter oft halbverthierten Menschen; aber — dennoch schritt ich dem nächsten Zimmer zu mit gepreßtem Herzen. Es war die Schule. Alle in der Strafanstalt befindlichen Personen unter 20 Jahren müssen, alle Aelteren dürfen, wenn sie es wünschen, an dem Schulunterricht Theil nehmen. Ein Schulzimmer mit seinen aufgeschichteten Tafeln und Büchern, mit seinen langen Tischen und Bänken, erweckt bei jedem Menschen die Erinnerung an harmlosen Scherz, unschuldige Strebung, frohes Gelächter, muntere Kinderaugen. Hier sah ich ein Schulzimmer, dessen Wände in den Freistunden nicht vom kindlichen Gelächter widerhallten, über diese Bänke hüpften keine muthwilligen Kinderfüßchen, wenn der ernste Lehrer sich wendet. Und doch tröstet es zu wissen, daß hier dem Unwissenden doch auch noch einmal, wenn auch zu spät, die erste Pforte der Erkenntniß sich öffnet. Lesen und Schreiben, hört' ich, wären die vorzüglichsten Aufgaben dieser Schule. Lesen! Wer lesen kann, dem ist Licht und Wärme zum Wachsthum seines Erkenntnißvermögens gegeben. Und gar ein niedergeschriebener Gedanke, das ist ein festgehaltener Lichtstrahl. Lesen und Schreiben! Die Bibel, der Koran, die Vedas der Hindu, sind nur Bücher und sie enthalten die Sitten und Religionslehren der Menschheit, bewahren das Höchste seit Jahrtausenden.... Die Schulbücher, die ich vorfand, waren Bibel, Katechismus, das Berlinische Lesebuch. Die Schreibebücher waren reinlich, zeigten Proben raschen Fortschreitens. Dann hört' ich von Rechnen, mathematischer Geographie, christlicher Religion. Welch einen erhabenen Wirkungskreis hat der Geistliche dieser Anstalt! Er gesellte sich kurz nach unserm Austritte aus dem Schullocale zu uns und mit großem Interesse betrachtete ich sein gutmüthiges Gesicht. Ich dachte an Vincenz de Paula. Aber ich fand einen heitern, jovialen Mann und bin fast unschlüssig, ob ich den Verbrechern nicht Glück wünschen soll, wenn sie an ihrem Geistlichen einen herzigen und frohen Ausdruck der Mienen sehen. Diesen schlicht und herzig aussehenden Mann beobachtete ich nicht in der Ausübung seines Berufs, da mir dazu nicht Gelegenheit ward. Sein Vorgänger soll unsaglich viel Gutes gewirkt und die Liebe und das Vertrauen seiner Beichtkinder im hohen Grade besessen haben. Hoffentlich wird der Nachfolger ihm nicht nachstehen und seine erst vor Kurzem begonnene Amtsthätigkeit ebenso segensreich enden.

Zuerst die jugendlichen Verbrecher! In einem hohen, hellen und geräumigen Saale saßen 20 Knaben unter 18 Jahren, beaufsichtigt von einem alten Manne (ebenfalls Sträfling), mit Wergzupfen und Stricken beschäftigt. Heller Sonnenschein beleuchtete die Gesichter — es war kein hübsches darunter, keins hatte den harmlosen Ausdruck, der diesem Alter angemessen ist. Wulstige Lippen, breite flache Nasen, auffallend niedere Stirnen bei allen. Nur ein Paar schöner klarer Augen bemerkte ich, schwarz und glänzend. Ich fragte nach diesem Knaben. Es war der Bursche eines jüdischen Handelsmanns, der sich theils hatte bestechen, theils einschüchtern lassen von Dieben, die den Meßwagen seines Herrn auf einer Reise geplündert. Er hatte nicht gerade mit gestohlen,

aber den beabsichtigten Diebstahl verschwiegen und den Dieben Gelegenheit gemacht. Der unglückliche junge Verbrecher brach in Thränen aus, als der mich führende Beamte mir die Ursache seiner Bestrafung erzählte. Er konnte höchstens 14 Jahre alt sein, und sagte zu seiner Entschuldigung, daß man gedroht ihn zu tödten, wenn er dem Willen seiner Verführer widerstrebte. Wie gern hätt' ich den wahren Grund seiner Schuld prüfen mögen!

Aus dem Arbeitssaal der Kinder führte man mich in die Kirche, wo auf dem Altar frische Blumen standen. Dann in den Arbeitssaal Nr. 1. Ein großer, heller, reinlicher Raum. Die Fenster liegen einander gegenüber, die Thüren ebenfalls. Das Summen von Haspeln und Spinnrädern empfing mich. Trotz der Sonnenwärme draußen war es auch hier luftig und kühl. Nur der Wollegeruch machte sich bemerkbar. Die Mehrzahl der Anwesenden kämmelte, spann oder haspelte Wolle. An einem langen Tische in der Mitte saßen etwa 20—25 Männer und strickten. Die Kleidung der Gefangenen besteht in braunen Jacken, dergleichen kurzen Hosen, schwarz und weiß melirten Strümpfen und Holzschuhen. Sie trugen den Hemdkragen über die Jacke geschlagen und das Haar ganz kurz geschnitten.... Auch in diesem Saale fand ich nicht ein hübsches Gesicht. Alle diese Menschen hatten, ich möchte fast sagen — eine gewisse Familienähnlichkeit miteinander, durchweg niedere zurücktretende Stirnen, niederhängende meist wulstige Lippen, Augen, die sich gleichsam unter den Stirnknochen zurückzuziehen schienen, deren Funkeln im Augenblick der Leidenschaft und Aufregung etwas Thierisches hat. Die allerentsetzlichsten Gesichter befanden sich unter den Strickern. Einer davon war verwachsen und hatte jenen Ausdruck von Intelligenz, den man häufig bei buckligen Personen antrifft, aber gerade Das, was ihn vor den andern verthierten Gesichtern hätte vortheilhaft auszeichnen sollen, machte ihn noch um Vieles gräßlicher. Er stand, wie man mir sagte, im Verdachte einer Vergiftung, erwiesen waren ihm viele grobe Betrügereien. Alle übrigen Anwesenden waren Diebe, meist Meßdiebe aus Frankfurt an der Oder, viele darunter Rückfällige.

Der nächste Saal, den ich betrat, war mit Webestühlen gefüllt. Die Arbeitskräfte von einer Anzahl Züchtlingen sind, glaub' ich, an den Hof-Teppichfabrikanten Becker in Berlin verpachtet, der hier sein Geschäft in sehr großem Maßstabe und wie man sagt auf sehr einträgliche Weise betreibt, da er für die Arbeit eines Züchtlings per Tag kaum die Hälfte der Summe zahlt, die er einem freien Arbeiter geben müßte.... Herr Becker hat einen Werkmeister hierher geschickt, der anfangs das Ausschlagen der Muster und Einsetzen der Fäden allein besorgte. Jetzt hat er sich unter den Züchtlingen bereits 10—12 Gehülfen herangebildet, die diese mühsame und kunstvolle Arbeit mit ebenso viel Geschick und Geschmack wie ihr Lehrer auszuführen verstehen. Ich sah hier Teppiche von außerordentlicher Schönheit arbeiten. Sowol in Velours in allen Farben, als in zweifarbiger Wolle, auch ganz schlichte und rauhe Decken aller Art, von Wolle, Wollenabgang und Kuhhaar. Das Material zu diesen Arbeiten wird ganz und gar von den Sträflingen zubereitet, gekämmelt, gesponnen, gehechelt, gefärbt, aufgebracht und gewebt. Ich stand im Saale Nr. 2, neben dem Webestuhle eines grauhaarigen Mannes. Er arbeitete einen Teppich in grün und schwarz und bediente sich dabei einer Brille. Ich fragte ihn über sein Geschäft. Er antwortete mir ruhig mit einer wohlklingenden Stimme, ohne aufzusehen; bisweilen bückte er sich über das Gewebe, um einen lose gewordenen Aufzugsfaden zu befestigen, dann fiel sein graues Haar über seine bleiche Stirn und er warf es mit einer raschen fast eleganten Kopfbewegung zurück. Als wir von ihm wegtraten, fragte ich unsern Führer nach dem Verbrechen dieses Greises. Er hatte aus Eifersucht seine Frau ermordet, war bereits 24 Jahre Sträfling und auf Lebenszeit verurtheilt. Ich blickte jetzt noch einmal nach ihm zurück. Er mußte den bessern Ständen

angehört haben, ich sah dies jetzt an seiner Körperhaltung, an der langen schlanken Hand, an dieser Hand, die Menschenblut vergossen. Vierundzwanzig Jahre Gefangener! Wie viel Stunden der Verzweiflung, der Wuth, des bittern nagenden Seelengrams! Welche Bilder mochten die Nächte dieses Unglücklichen bevölkert, welche wilden Gesichte seinen Schlaf unterbrochen haben, bis die Zeit ihr Werk gethan und aus dem Manne, den die Leidenschaft zum Mörder werden ließ, den apathischen Greis machte, der sich da langsam über sein Gewebe bückt, die verlorenen Fäden zu suchen?... Nahe an einem Fenster webte ein junger blonder Mann, mit beinahe hübschen Zügen, einen Velourssteppich von ausnehmender Schönheit. Auf dem weißen Grunde traten die Blumen über Lebensgröße in prächtigem Farbenschmelz hervor. Ich betrachtete seine Arbeit eine Weile und fragte, ob sie ihm Vergnügen und Zerstreuung gewähre? Er warf einen halben Blick auf mich und antwortete: Nicht sehr! Aber was Sie arbeiten, ist ausnehmend schön, es übertrifft die schönsten Stickereien, die ich gesehen, sagte ich; er sah mich mit einem raschen Seitenblick an und erwiderte: Solche Arbeiten zerstreuen Die nicht, die viel traurige Gedanken haben. Ich erfuhr nun: der Unglückliche war Commis in einer Handlung gewesen und hatte sich eine Namensfälschung zu Schulden kommen lassen. Er war zu zehnjähriger Haft verurtheilt!

Ich besuchte noch mehre Arbeitssäle, alle waren angefüllt mit fleißigen Menschen, die ruhig in ihr Geschick ergeben schienen, Menschen allen Ständen angehörig und von jedem Alter. Ach! ich fühlte nur zu wohl, daß die Ruhe hier nur eine äußerliche sein könne, daß tausend Schmerzen, Haß, Liebe, Rache, Reue, wilde Sehnsucht nach der Welt und ihrer Lust durch diese Seelen stürmen mußten. Aber ich gedachte der stillen, sonnenhellen Kirche, der Blumen auf dem Altar, des Chorgesanges bei meinem Eintritt — und hoffte bei diesen Unglücklichen auf einen möglichen Seelenfrieden.

Die Arbeitssäle sind in verschiedenen Gebäuden und um sie zu betreten muß man die Höfe überschreiten, die alle voneinander durch feste eiserne Gitter getrennt sind, welche sich bis zu der hohen innern Mauer — denn die Umfassungsmauer ist doppelt — erstrecken. Diese Eisengitter mit ihren schweren Riegeln und Klemmern erinnerten mich an die Käfige wilder Thiere in zoologischen Gärten. Auch hier ist jeder der Höfe ein hübscher freundlicher Garten, mit den heitersten Blumenpartieen, jedoch baumlos. Die Anstalt schafft sich Alles selbst, dessen sie bedarf. Unter den Sträflingen sind Professionisten aller Art. Gärtner, Schneider, Schuster, Weber, Färber, Maurer, Zimmerer, Schlosser, Schmiede, und ihre Arbeitskraft wird vernünftigerweise zum Besten des Ganzen verwendet. Selbst das Waschen und Kochen besorgen die Sträflinge, auch das Reinigen der Säle und Schlafräume. Sie stricken die Strümpfe, nähen und flicken Hemden, Bettzeug und Kleider. Im Souterrain befindet sich eine zweite Anstalt, in der die Arbeitskräfte wieder für den Nutzen eines Privatmanns, der sie gepachtet hat, verwendet werden! Es ist die Cigarrenfabrik eines Herrn Dunker. Diese Räume sind etwas finster und nicht hoch. Die Züchtlinge sitzen zu zwei und zwei an einem Tische und rollen, packen, pressen Cigarren von jeder denkbaren Sorte. Ein Mann mittlern Alters fiel mir besonders auf, ich sah, daß er geweint hatte. Der Prediger trat zu ihm und fragte, ob er sich nun zu beruhigen anfange? Es bricht mir das Herz, es bricht mir noch das Herz, antwortete er dumpf. Leise fragte ich den Geistlichen, was den Unglücklichen so sehr drücke. Er war erst seit Kurzem in der Anstalt in Folge einer Dieberei und seine Frau wollte nun von ihm geschieden sein. Sie hatte gesetzlich das Recht dazu. Ich fühlte Mitleid mit dem Manne, den sein Verbrechen von Derjenigen trennen sollte, für die er es vielleicht verübt. Seine Frau ist viel jünger als er, sagte der Prediger. Welch ein Gemälde von Familienelend entrollte sich bei diesen Worten! Ein Mann, der zur Befriedigung der Wünsche eines bis zur Abgötterei geliebten Weibes sich aus Verlegen-

heiten in Verbrechen stürzt. Ein Weib, das mit Gleichgültigkeit im Herzen und Liebesworten auf den Lippen alle ihr gebrachten Opfer hinnimmt und sich dann mit tugendhafter Entrüstung von dem Armen abwendet, der sich ihretwegen in den Abgrund menschlicher Entwürdigung stürzte. Ich stand an einen der Tische gelehnt und betrachtete von weitem den Unglücklichen, dessen Augen immer noch feucht schienen. Schwaches Menschenherz, der Leidenschaft hingegeben, bis du zum Verbrecher geworden und siehest dich nun verlassen und verhöhnt! Das erste Eingehen auf den thörichten Wunsch eines Weibes war das dem Teufel gegebene Haar, bei dem er dich ganz zu sich hinüber zog!

Neben mir saß ein junger Mann, vielleicht von 23—25 Jahren, er bückte sich sehr eifrig über seine Arbeit, ich sah von seinem Kopfe nur das tiefschwarze, glänzende, sehr glatte Haar. Wie viel Cigarren können Sie an einem Tage fertigen? fragte ich. Er stand auf, verbeugte sich und antwortete. Bleibe sitzen! sagte der Inspector. Er setzte sich. Ich sprach noch eine Minute mit ihm und fragte im Weitergehen nach seinem Schicksal. Er war Zimmermann, Sohn eines Beamten und unverbesserlicher — Taschendieb. Mochte nicht die Eitelkeit den mittellosen Knaben zur ersten Unredlichkeit geführt haben? Der erste veruntreute Groschen, den der Knabe zu einer blanken Nadel verwendete, brachte ihn bis in die braune Sträflingsjacke.

In der Küche waren 13 Männer beschäftigt, Kartoffeln zu schälen für die Mahlzeit des folgenden Tages. Die Sträflinge bekommen nur vier mal im Jahre Fleisch: Weihnachten, Ostern, Pfingsten und am Geburtstage des Königs. Das Brot ist vortrefflich und reichlich. Das Krankenhaus liegt abgesondert von den übrigen Gebäuden... Es ist von einem Blumengarten umgeben und enthält für den Arzt ein besonderes Zimmer, das zugleich als Apotheke dient; die Krankenzimmer sind reinlich und luftig. In jedem derselben stehen vier Betten. Das Lager jedes Sträflings, sei er krank oder gesund, besteht aus einem tüchtigen Strohsacke, über den ein reinliches Bettuch gebreitet ist, einem Kissen und einer wollenen Decke mit Leinwandüberzügen.

Die Schlafzellen der Gefangenen sind hoch und von einem nahe an der Decke befindlichen Fenster, das sich nach innen öffnet, erhellt. Außerhalb ist dies Fenster durch sehr feste Eisenstäbe gesichert. Obwol die Schlafzellen wegen Ueberfüllung der Anstalt fast die doppelte Zahl der ursprünglich bestimmten Betten enthielten, so war doch die Luft rein und kühl. Auf Simsen an einer Seite der Wand lagen die Sonntagskleider der Zellenbewohner, auf andern standen ihre Trinkbecher von Zinn, ihre Butterbüchsen und andere kleine Besitzthümer. Je zwei und zwei haben einen Waschapparat, der auf einem hölzernen Schemel steht, Seife und ein Handtuch gemeinschaftlich. Eine Badeanstalt ist auch vorhanden, und so ist denn für diejenige menschliche Tugend, die wie man sagt der Gottseligkeit am nächsten steht, für die Reinlichkeit, vollständig gesorgt.

Das Letzte, was ich noch in Augenschein nahm, waren die einsamen Zellen. Sie liegen an einem Corridor, ziemlich unter dem Dache, ein Beamter patrouillirt hier Tag und Nacht. Jede Zellenthür hat ein kleines Fenster von dunklem Glase, das von außen mit einer beweglichen Klappe versehen ist. Mittels dieser Einrichtung hat der Aufsichtsbeamte die Gefangenen stets unter seinen Augen und sie selbst wissen nie, ob sie beobachtet sind oder nicht. Die Rückfälligen müssen hier den ersten Monat ihrer Strafzeit zubringen und jeder Eintretende den ersten Tag. Der Geistliche ging in die Zelle eines an demselben Tage Angekommenen. Er war noch nicht eingekleidet und saß von Schmuz starrend in Lumpen gehüllt auf seinem Bette. Sein Gesicht schien wie vom Fieber geröthet; seine Augen hatten einen wilden Glanz. Nachdem der Verbrecher die erste Nacht dort durchlebt, wird er Morgens in das Badehaus gebracht, wo er sich reinigen muß. Dort werden ihm auch die Haare verschnitten und er empfängt die Kleidung der Züchtlinge. Dann erst betritt er das Gerichtslocal, wo man ihm noch ein mal sein Urtheil vor-

lieſt und ſodann empfängt er zum erſten male Arbeit, der zuerſt Beſtrafte in den Sälen, der Rückfällige in den einſamen Zellen. Nur den erſten Tag verlebt der Verbrecher ohne den Troſt der Beſchäftigung; dieſer ſoll dem Nachdenken und der Sammlung geweiht ſein und wol manches Herz mag in dieſen ſchweigenden Mauern in Reue gezittert haben.

Ich öffnete auf Gerathewohl eine der Fenſterklappen, blickte hinein und fuhr erſchreckt zurück. Ich ſah einen Jüngling von kaum 22 Jahren. Er ſpann Wolle und ging dabei langſam von der Thür nach dem Fenſter und zurück, wie dieſe Beſchäftigung es mit ſich bringt. Sein Geſicht war der Thür zugekehrt. Nie ſah ich ein ſchöneres Menſchenantlitz. Das dunkle Haar war aus der Stirn geſtrichen. Das Profil entſchieden griechiſch, der Mund frei und kirſchroth. Nur die Augen, die er von Zeit zu Zeit groß und wild öffnete, hatten einen ſchiefen Blick. Sein hoher ſchlanker Wuchs trat durch die enge Züchtlingskleidung gehoben noch mehr hervor. Es iſt der Sohn eines ziemlich hochgeſtellten Vaters; rückfälliger und unverbeſſerlicher Dieb! Man erzählte mir, daß er eine ſehr gute Schulbildung beſitze, und der Inſpector verſprach mir Verſe von ihm zu zeigen. Welch ein moraliſches Phänomen iſt ein Verbrecher dieſer Art! Nicht Armuth, nicht Mangel an Erziehung, nicht frühe böſe Beiſpiele, nicht Stumpfſinn und Mangel an Erkenntnißvermögen, haben dieſen Jüngling in den Abgrund geführt! Was dann? Gibt es Geſchöpfe, die von Natur böſe ſind? Und ſind ſolche zurechnungsfähig? Gibt es eine Prädeſtination zum Verbrechen, hat der Diebſtahl an ſich Reize für gewiſſe Naturen, wie Spiel, Trunkenheit und Ausſchweifung? Die Seelengeſchichte dieſes verlorenen Jünglings müßte manches Räthſel löſen.

Eine zweite Klappe öffnete der mich führende Inſpector, indem er ſagte, daß der Inhaber dieſer Zelle ſicherlich der grauenhafteſte Verbrecher in der Anſtalt ſei. Ich konnte ſein Geſicht nicht ſehen. Er ſaß mit dem Rücken gegen die Thür und flickte Hemden. Daß es ein bejahrter Menſch ſei, erkannte ich aus ſeiner Haltung und aus dem graumelirten Haar. Auch ſah ich, daß er bei ſeiner Arbeit eine Brille brauchte. Brandſtifter, Mörder, Dieb, gab es vielleicht kein Verbrechen, was dieſen Elenden nicht befleckte; doch gab ihm der Inſpector das Zeugniß des Wohlverhaltens und nannte ihn einen fleißigen Menſchen.

Man führte mich jetzt durch eine Menge Gänge und Corridors ins Parterre des Aufſichtsgebäudes. Es trat einer der niedern Aufſichtsbeamten zu dem Director und ſagte militäriſch grüßend: „Herr Director, ich melde, daß die jüdiſchen Leute eben gebetet!“ Einen Augenblick darauf defilirten 18 Männer an uns vorüber. Es war Freitag, Sonnenuntergang, der Sabbath der iſraelitiſchen Sträflinge begann. Unter 689 Verbrechern einer mit Juden ſtark bevölkerten Provinz waren nur 18 Juden.

Endlich traten wir ins Freie. Auf dem vordern Hofe ſpielten einige hübſche fröhliche Knaben, die Kinder der Beamten. Ich konnte mir es nicht verſagen, zu ihnen hinzugehen und mich dadurch zu erquicken, daß ich den kleinen vierjährigen rothbäckigen Burſchen, der eben ſehr eifrig mit einem Steckenpferd verkehrte, küßte... Der vorletzte Sträfling, der mir noch im Hofe begegnete, holte Waſſer. Es war ein Schäfer aus der Umgegend, der in der Hitze einer Schlägerei einen Knecht zum Tod verletzt hatte. Seine achtjährige Strafzeit war den drittnächſten Tag überſtanden. Er fungirte als Aufſeher und Wärter in dem Krankenhauſe und hatte ſich in der letzten Zeit einen tüchtigen Stellvertreter herangezogen. Nie werde ich den Blick vergeſſen, den der Mann auf den Geiſtlichen warf, als dieſer ihn fragte, wie ihm ſei, wenn er an Uebermorgen dächte. Das ganze Fieber der Erwartung, das ganze Zittern der Freude und Hoffnung lag in dem einen Augenaufſchlag. Der Mann war Vater einer Familie. Während ſeiner achtjährigen Gefangenſchaft hatte ſeine Frau, die ſich in der Gegend angeſiedelt, treulich bei ihm ausgeharrt, jeden Sonntag ihn beſucht. Seine Kinder aber hatte

er in dieser Zeit nicht gesehen, die Schuld und Strafe des Vaters hatte die Mutter ihnen verheimlicht. Nun sollte der Vater sie wiedersehen. Welche Gefühle mochten sein Herz bewegen? Wie mußte der Moment sein, in dem der Unglückliche vor die Augen dieser Unschuldigen trat?

Endlich der letzte Sträfling. Ich traf ihn noch im Zimmer des Rendanten. Es war ein früherer Jäger. Der Verdacht eines furchtbaren Meuchelmordes ruht auf diesem Unglücklichen. Man fand in der Gegend von Berlinichen, unfern der Försterei Neuhaus, die zerstückelte Leiche eines Mädchens und verschiedene Umstände compromittirten diesen Jäger, der ein Liebesverhältniß mit der Ermordeten gehabt. Freilich war im Laufe des Processes nichts Bestimmtes gegen ihn aufzubringen; dagegen gestand er, daß er einen Holzdieb getödtet, dessen Leiche einige Jahre vorher im Walde gefunden worden war. Nur dieser Tödtung wegen leidet er seine jetzige Strafe und nur wie eine dunkle Wetterwolke schwebt jener andere Mordverdacht noch über ihm. Der Jäger hat die untersetzte Figur, die gewöhnlich große Körperstärke verräth. Sein Gesicht war dunkel gefärbt, sein Auge wie das eines Mulatten, seltsam hell gegen sein dunkles Haar und seine Hautfarbe. Seine Sprache war geläufig und eine tiefe grollende Heftigkeit lag in Allem, was er sagte. Er bebte fast während unserer ganzen Unterhaltung, die sich allein um ihn und sein Schicksal drehte. „Ich hatte ein Reh geschossen, an dem Unglückstage — ich hatte es ausgeweidet", sagte er — und die Zähne schlugen ihm dabei hörbar aneinander — „kann da ein Jäger nicht Blut an seinem Aermel haben?" Ich wünschte dem Unglücklichen, als ich von ihm Abschied nahm, daß Gott die verborgene Schuld ans Licht ziehen möge.

Ich verließ die Strafanstalt zu Sonnenburg mit Empfindungen, die in Worte gekleidet wol so gelautet haben mögen:

Die Gerechtigkeit der Gesellschaft fodert die Strafe. Aus der unerschöpflichen Barmherzigkeit Gottes fließt die Reue. Reue ist die Gewißheit der Besserung, wenn auch vielleicht ohne die Möglichkeit, sie durch Thaten zu zeigen. Sie ist ein Cherub am Throne Gottes. Möchte sie ihre Flügel ausbreiten über allen Bewohnern dieser Mauern!

Anregungen.

Die Kunst der Unterhaltung.

Es wird vielen Menschen so schwer, eine Unterhaltung zu führen. Sie glauben das Beste zu leisten, wenn sie Thatsache an Thatsache reihen, und doch müssen sie sehr bald entdecken, daß sie auf diesem Wege weder Andere anregen noch selbst sicher sind, sich nicht bald erschöpft zu fühlen. Die Kunst der Unterhaltung besteht darin, aus einzelnen Thatsachen allgemeine Gesetze herzuleiten. Wer nicht früh gelernt hat aus Thatsachen sogleich Gedanken entwickeln, wird mit jedem Gespräche bald zu Ende sein.

Ein Misgeschick der Gerechtigkeitsliebe.

Von so manchem abgünstigen Urtheil sagt man, es entspränge dem Neide. Wollte man der Quelle genau nachforschen, so würde man finden, daß das Urtheil, welches dem Glücklichen ein neidisches erscheint, oft nur aus einem unabweisbaren Triebe zur Gerechtigkeit entspringt. Wer diesen Trieb entweder nicht besitzt oder ihn mit Vorsicht zu beherrschen versteht, erfreut sich auch viel öfter der Auszeichnung, edel genannt zu werden.

Der Geist in jungen und alten Tagen.

Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Lauf! Wirst Säck' holen müssen!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
O weh! Es rappelt nichts mehr von Nüssen!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Sonst Segen die Hüll' und die Fülle!
Rüttel' und schüttel' das Bäumchen —
Noch ein Nestlein bricht — sonst ist's stille.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 17. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Schweizererinnerungen.

Vom Herausgeber.

I. Frankreich und Neufchatel.

Du stolze, herrliche, „freie" Schweiz, zum Gleichgewichte Europas der felsenschwere Mittelpunkt, du Land der Heerdenglocken, Alpenmatten, der englischen Pensionen, der souveränen Hauderer, der Drei- und Fünffranken-Diners und des Honigs zum geregelten Frühstück! Wie mag dem Flüchtling zu Muthe sein, dem die politische Weltordnung, wie sie mit ihren Steckbriefen und Gendarmen einmal vorhanden ist, auf den Fersen sitzt und sein Fuß betritt die ersten Schollen deines Gebiets, dessen Cantonalwappen auf den Grenzpfählen sich etwas ungastlich mit Bärenköpfen, Ochsenköpfen, mit Schafen und mit Widdern ankündigen? Wonnebelebt, geistgestärkt, aufathmend begrüßt man dich auch, wenn man, ohne Flüchtling zu sein, sich dir naht vom Departement des Doubs, in Pontarlier die letzten rothen Pantalons der französischen Soldaten sieht, durch die Schluchten des Jura sich windend den Boden betritt, wo die ersten blumengezierten durchbrochenen Galerieen wieder rund und traulich um die Häuser sich ziehen!

Die Provinz in Frankreich! Sie mag dem Forscher Reize bieten — wo sind nicht Grabsteine der Vergangenheit zu lesen! Und wo Menschen leben, ist es an sich dem Menschen immer Verweilens werth — aber so nur durchfliegen müssen durch diese langen, sonnenbeschienenen Flächen, durch diese wenigen Wälder, diese mäßigen Höhen, über diese ausdrucksloſen Flüsse, so nur Steinmassen erblicken, die man Städte nennt und die uns am Ostthor ebenso in Erinnerung bleiben wie man am Westthor in sie eingefahren ist; Dörfer frei, offen, wie hingeworfen und ausgesetzt nur auf die Landstraße, armen Findlingen gleich; Bauerhäuser von Steinen, ohne rankenden Wein oder mindestens Bohnengrün an den kahlen weißen Wänden, ohne Farbenschmuck und Blumenzier; da und dort zwar ein Herrenhaus mit eiserner Pforte und goldener Wappenkrone und geebneter Parkanlage, aber kalt, vornehm und schnörkelig wie eine Erinnerung aus den Zeiten der Marquise von Créquy; nirgends das Lauschige, Trauliche, Winkelige, Versteckte, Heimliche der deutschen Landexistenz... Wer wäre nicht froh, dieser Monotonie zu entfliehen?

Besançon war die letzte größere französische Stadt. Hier an der Einfahrt durch die Festungsglacis begriff man die Vortheile, die man sich im Hôtel des Capucines zu Paris vom Minister der auswärtigen Angelegenheiten für baare zehn Franken erkauft hatte. Der Paß wurde in Folge des quittirten halben Napoleon in Ordnung gefunden. Man konnte zum letzten male die berühmte Artigkeit der französischen Gendarmen, Postbeamten, Conducteure genießen, diese Artigkeit, welche bei Letztern die Reisenden schon lange für nicht viel mehr als ein Stück Passagiergut in Wachsleinen betrachtet und sich verwundert, wenn ein solcher lebloser Gegenstand anfängt zu sprechen, zu fragen, Erkundigungen einzuziehen. Wie verdrießlich ist doch in gewöhnlicher Begegnung diese französische Nation, wie zerstreut, wie nur beschäftigt mit — ja womit? Das mocht' ich schon oft untersuchen und ausforschen, sah ich diese mürrische, grobe Apathie, diesen in sich vergrübelten Egoismus, diese unfreundliche, stöhnende und gelangweilte Pflichterfüllung. Die Erfahrung ist nicht neu. Die Republik ist daran unschuldig. Schon lange hat man die ernsteste Veranlassung, als Menschen- und Nationenfreund zu fragen, was nur den Franzosen, wenn sie in ihren Functionen sind, diese ungehobelte, massive Verdrießlichkeit gibt? Hochmuth ist es allein nicht; denn da sie gern regieren, so sollte sie eine Function heiter stimmen. Leiden sie unter einer Vorstellung von größerm Glück als ihnen beschieden ist? Verachten die Dienenden aus Stolz ein Publicum, das auf ihre Dienste angewiesen ist? Oder rechnen sie im Stillen ihre Gewinnste aus und legen sie sie zu ihren häuslichen Capitalien und calculiren sie beständig, wann sie sich endlich zur Ruhe setzen und von ihren Renten leben werden? Oder ist endlich die Schreckenszeit des endenden vorigen Jahrhunderts noch nicht vergessen und traut da der Bruder nicht dem Bruder, der Freund nicht dem Freunde, der Gefährte nicht dem Gefährten? Von dem freudigen Antheil, den bei uns Mensch am Menschen zu nehmen scheint, findet sich in Frankreich nicht die Spur.

Einen eigenthümlichen Eindruck gewährten noch in den größern und kleinern Provinzialstädten die jungen Militärs. Man kann von den jungen Offizieren Frankreichs sagen, daß sie für ihre Nation jenes Princip vertreten, das in Deutschland den Studenten zugetheilt ist. Die junge Offizierswelt der Franzosen hat nichts von dem Geschniegelten der preußischen Leutnants. Nur in östreichischen Garnisonstädten wird man die ungarischen Cavalerieoffiziere so ungezwungen und mit der ganzen erlaubten Poesie der Jugend in den Kaffeehäusern rauchen, Bier trinken, Domino spielen sehen. Doch auch hier mildert die höhere Abkunft und die Vorschrift der Dienstordnung eine Art, sich zu geben, die die natürlichste von der Welt bei den jungen französischen Offizieren ist. Diese sitzen in den Kaffeehäusern wie heidelberger und bonner Studenten. Sie haben im Munde lange quastbehangene Pfeifen, die Interimsmütze sitzt ihnen auf dem Ohr wie ein Cerevispäppel, die langen, nach den Hüften zu sich breit aufbauschenden Beinkleider hängen ihnen nach Bequemlichkeit, sie liegen auf den Bänken ausgestreckt und streichen ihre Bärte, die sie ganz nach eigenem Geschmack bald à la Henri quatre, bald à la Joinville, bald à la Haynau ziehen. Es sind die Schüler der polytechnischen Anstalten und Militärschulen. Ihr Halle und Jena ist Metz, Colmar, Nancy, Paris gewesen. Sie sind Raufer, Fechter, exerciren des Morgens, lesen den Tag über Alexander Dumas, gehen Nachmittags auf den Fechtboden oder den Kugelfang und bringen die Abende in den Wirthshäusern zu. Wenn man sie in ihren kurzschößigen Jacken über die Straßen der Garnisonstädte schlendern sieht, glaubt man, nur uniformirt, jene weltstürmende Jugend von Heidelberg und Halle vor sich zu haben, die sich vor zehn Jahren an Herwegh's Tyrannenlyrik, jetzt, etwas zahmer geworden, an Otto Roquette's Wein-, Minne-, Lenzes- und Gesangsfröhlichkeit erbaut, die Mitte des Straßenpflasters da und dort noch zuweilen für den Gänseschritt in Anspruch nimmt und doch wol noch immer die „Finken" und Stubenhocker

verspotten mag. Die Ideale dieser uniformirten und bewaffneten französischen Studentenschaft sind natürlich die gestickten Uniformen künftiger Marschälle von Frankreich und die den französischen Sturmcolonnen gegenüber nächstens zu beweisende totale Unhaltbarkeit sämmtlicher strategischer Exercitien der europäischen Armeen.

Der Canton Neuenburg war erreicht mit seinem gekerften Gebirgsterrain, seinen riesenhohen bewaldeten Berglehnen, seinen grünen Thalgründen und jener Sauberkeit der Wohnungen und Dörfer, die gegen den Schmuz und die Dürftigkeit Frankreichs so wohlthuend absticht. Diese Sorgfalt der Obstcultur, der Blumenzucht, der Reinlichkeit der Brunnen, des Schmucks der Häuser, diese gekehrte und gefegte Sonntagsnettigkeit auf der Diele, die Wohlhabenheit bekundende Tracht der Frauen, die puritanisch-calvinistische Haltung der ernsten, etwas pedantischen Männer . . . man brauchte nicht auf die dunkeln Farben ihrer Röcke, die gesteiften, aufrechtstehenden Hemdkrägen und den unvermeidlichen großen rothen schweizer Regenschirm allein zu sehen, um sich trotzdem, daß Mancher hier noch Französisch spricht, doch schon heimatlich begrüßt zu fühlen von den Segnungen dieses Schweizerlandes, einer selbstgewählten Regierungsform, einer ämsigen Industrie und eines von früher Jugend gewöhnten eigenen Nachdenkens über die wichtigsten Fragen des Menschen. Es ist wahr, es zog sich wol Alles enger, begrenzter rundum zusammen, auch der große Horizont der nationalen Ansprüche verschwand mit der geschlossenen Fernsicht, aber bedeutsamer wuchs der Einzelmensch, seine Person wurde Gedanke, sein Dasein Anknüpfung an die unsichtbare Kette der Geister. Ein höherer vergeistigender Egoismus Das, der den Menschen zum würdigen Mitglied seines Staats, seiner Gemeinde, seiner Kirche macht. Es ist wahr, das Schweizervolk ist nicht poetisch, es träumt nicht in die blaue Luft hinaus, es läßt die Fürsten und deren Räthe nicht sorgen für das Wohl der Welt und schaut etwa nur gedankenlos zu, was ihm von oben und in Gnaden beschieden wird; es muß selbst dabei sein, wenn über seine Rechte und Pflichten getagsatzt wird. Aber man kann um der Poesie und Romantik willen nicht gering von einem Werthe denken, der für einen höhern Maßstab seine Poesie auch hat, und eine Poesie, die vielleicht über der gewöhnlichen steht.

In diesem Lande Neuenburg mischen sich noch ganz eigene Farben in das Gemälde des Volkscharakters und des in der Schweiz landesüblichen Menschenwerthes. Man sieht nicht nur die besondern Industrieen der kleinen Ortschaften, vorzugsweise die Uhrmacherkunst, die Tausende hier beschäftigt, aus der ganzen Eigenthümlichkeit der Menschen herauslugen, sondern auch die Doppelnatur eines Freistaats und einer jetzt zwar unterbrochenen, aber doch noch keineswegs erstorbenen Beziehung zu einem großen norddeutschen Staate gibt diesem Schweizercanton einen eigenen Charakter. Man kann sich, durch Neuenburg reisend, nicht erwehren, seine Phantasie in den Contrasten zwischen Dem, was hier unter diesen grünen Bergen aufwächst und gedeiht, und den Beziehungen zu dem Lande der Mitte zwischen Niemen und Mosel hin und her spielen zu lassen. Wie kommen diese entlegenen Neufchateller dazu, dem Witze der märkischen Sandwüste einst zu unmittelbarster und nächster Zielscheibe gedient zu haben? Wie ist es möglich, daß dort in dem einsamen Pfarrerhause, hier bei einem Nachkommen des alten burgundischen Landadels noch jetzt die unmittelbarste Anknüpfung herrscht an die doctrinären Geister, die da unten jetzt um Sanssouci schweben? Noch halten die vielen, aus Preußen bezogenen Pensionen, die Erinnerungen verwandtschaftlicher Bande, die schon seit Jahren zwischen Berlin und diesen Thälern geknüpft wurden, Briefe und der lebendigste Bonnen-, Gouvernanten- und Seelsorger-Verkehr die Beziehung zwischen dem Canton und der preußischen Souveränetät so lebhaft im Gange, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn man, allen schweizerischen Versicherungen von der Abgestorbenheit dieser Einigung zum Trotz, auf einem Volkstage in Locle oder La Chaux de Fonds unter dreißigtausend Stimmen immer noch zehntausend

fanatisch preußische zählt. „Ihr Absynth-Extract-Krämer! Könnt ihr eure Absatzquellen in den berliner Conditoreien nicht der Freiheit unserer Stimme auf den Tagen zu Bern und Zürich opfern?“ So mögen die Advocaten von Neuenburg ausrufen, mögen die sentimentale Hingebung an das preußische Schwarz-Weiß und den Schnitt der königlichen Livreen von Berlin bei den Pastoren, Gouvernanten und Bonnen lächerlich finden, es steht die Frage, ob Sigmaringen, wenigstens für die Ergebenheit jenes Schweizer-Cantons, der Krone Preußen ein voller Ersatz werden wird. Gerade in der Entfernung Preußens, in der Unmöglichkeit einer unmittelbaren Geltendmachung seiner bekannten Regierungsmethoden, in den Sagen, Geschichten und Erzählungen Derer, die so glücklich waren, einst die norddeutsche Hauptstadt gesehen zu haben und eine Weile in ihr zu leben, liegt für diese Verbindung ein Reiz, der, gehoben durch die Interessen des kirchlichen Glaubensbekenntnisses, eine Rückkehr zu dem frühern Verbande nicht unmöglich machen könnte, freilich aber auch in dem stillen, friedlichen und, wie es scheint, musterhaft geordneten Canton traurige Störungen der Ruhe und der Bürgereintracht hervorbringen würde.

So athmet man denn die reine und volle Schweizerluft erst, wenn man von den Höhen des Jura niederrollt, vom Neuenburger See und seiner mächtigen Ausdehnung bei St.-Blaise Abschied nimmt und an der Zihlbrücke auf berner Boden tritt. Die Gegend des Aarberger Mooses ist unfreundlich und kahl, aber bald ist Ins, bald Aarberg erreicht, bald steht die volle behäbige Stattlichkeit eines berner Bauernhauses vor uns. Willkommen nun, ihr Sitze der Kraft, die sich überall ihre eigene und gleichbleibende Art erhalten hat! Angelehnt an einen sanft aufschwellenden Hügel, umgeben von einem Baumgarten, wo die spätreifenden Früchte in das schwellende Gras niederfallen oder auf Leitern gewonnen werden, die, zusammengestellt, an einem mächtigen Apfelbaume des Herbstes warten... Neugezimmert von frischem Tannenholz das Stacket des Blumengartens, dessen zierliche Ordnung mit seinen kleinen abgezirkelten Beeten fast zu symmetrisch in diesem freien Wachsthum blüht und zu gesuchte Farbeneffecte spielt... Das Bienenhaus mit schützendem Dach ausschauend in die Wiese mit ihren tausend lockenden bunten Sternchen und Knöpfchen; Hühner und Tauben hüpfend und fliegend hin und wieder vom nesselbewachsenen Winkel am Stacket und dem mächtig thronenden Düngerhaufen zum gewaltigen Wohnhaus mit seinem hochüberragenden Schindeldach... Das öffnet sich am Giebel zur obern Galerie von à jour gefaßtem Holze; durch zwei Säulen stützt diese das oberste Dach, trägt Rosen- und Nelkenstöcke am innern Simse, birgt das Heiligthum der Schlafgemächer, die mit ihren Fenstern auf diese, oft mit Wappen und durchlöcherten Schießscheiben gezierte Altane hinausgehen... Fenster an Fenster im untern Hause, doch Raum noch für die Scheibe einer Sonnenuhr. Am Eingang die Plauderbank, über ihr zum Trocknen von der Vordergalerie herabhängendes Linnen. Des Hauses Pforte fast verstellt von Waschkübeln und Zubern und Milchgefäßen. Dicht am Hause der Brunnen mit ewigrieselndem Quellwasser, plätschernd belebt und belebend; die Mägde, Knechte, Kühe, Hunde rings um sich sammelnd und ihr Gemeinleben genießend und sich dabei Alle, Mensch und Vieh, wie auf eine Sprache gerichtet verstehend... Das ganze Bild nicht wiederzugeben in seinem wahren Eindruck durch die volle Befriedigung der Theile zum Ganzen und des Ganzen zu den Theilen, durch die gleichsam hingestreckte und den Kühen abgesehene wiederkäuende Sättigung und Selbstgenüge des hochmüthigsten Bauernstolzes; dies Brummen, Schnurren, Summen dazu und das Duften vom Heu, vom Gras, vom Obst, von den Blumen des Gartens und der Wiesen und zuletzt von dem eigentlichen Patschouli und Odeur fin und Tripleextract der Schweiz, vom Dünger und jener wahren Nektar- und Ambrosiaquelle der Landwirthschaft, des flüssigen Befruchtungs-Humus, der die Ehre verdient, auf diesem Felde der Cultur das fünfte und vorzüglichste aller Elemente genannt zu werden.

Wir kommen aber in Jeremias Gotthelf's Sphäre. Ein norddeutscher Tourist und öder Haide-Romantiker wie Unsereins muß sich von dieser vollen, grünen und volksthümlichen Sphäre losreißen und sich auf eins jener ihm dafür mehr zueigen gehörenden Felder begeben — die Table d'Hôte im Faucon d'Or zu Bern. Hier, nach einiger flüchtigen Abstäubungstoilette, ist man vielleicht so glücklich, noch einen Platz neben zwei englischen Misses zur Rechten und einer soeben aus dem jetzt aufgewühlten Freiburg geflüchteten Grafenfamilie von neun bis elf Köpfen zur Linken zu finden. Man hat also sogleich den ewigen Statusquo der Schweiz dicht neben sich, die Entzückungen über die Schönheiten des Landes für Durchreisende im Allgemeinen und ihre Schrecken für Die, welche dauernd in ihr wohnen müssen, insbesondere.

(Der Abschnitt: Bern, folgt in nächster Nummer.)

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Fünftes Capitel.

Die Concertprobe Gröninger Straße Nr. 18.

Eine Stunde vor Anfang der Probe befand sich Peter schon auf dem Wege zu dem ihm von dem Pianisten bezeichneten Hause. Partitur und Stimmen seines Concerts in sauberer, correcter Abschrift schlummerten unter seinem Arme, dazwischen die eingehüllte Clarinette, das Unterpfand seines Ruhms.

Also diese Person, dieser Peter van Petrissen, dachte er bei sich selbst, ist der einzige Gedanke ihres Köpfchens gewesen und der dicke Krämer, der graue Actuarius, von denen ich fürchtete, waren nur rhetorische Figuren für die Melodieen ihres Herzens! War es denn auch wirklich kein Irrthum der alten Grete? Himmel! wenn sie dir hier begegnete, plötzlich um die Ecke böge und du glittest aus vor Schrecken, fielest sammt Clarinette und Concert! Peter schämte sich in seiner tiefsten Seele und lachte über diese Scham in sich hinein und benahm sich für einen Künstler höchst ungeschickt. Das Alles war ihm so höchst neu und sonderbar, da gab es so viele Tausend Dinge in einem veränderten Lichte zu betrachten, so viel Beweise zu prüfen und verdächtige Punkte aufzuklären. Peter zweifelte mit jedem Schritte mehr an der Identität seiner Person und nahm sich vor, genau auf dieselbe zu vigiliren. Es wäre ihm gar nicht überraschend gewesen, wenn er sich selbst begegnet wäre und hätte einen Streit mit seinem Ebenbilde angefangen, wer der eigentliche Componist des Concerts in E-moll wäre und die Ehre hätte, von Jufrow Clärchen geliebt zu werden. So viel war ihm klar, hätte sein Gegenbild nur die nöthige Kühnheit und Entschiedenheit gezeigt, er würde ihm geglaubt und sich für ein musikalisches Capriccio angesehen haben, das in seiner phantastischen Laune die Gestalt Peter's van Petrissen angenommen.

Schlendernd aus seinem bescheidenen Stadtviertel gelangte er in breitere, räumlichere Straßen, ein geschäftiges Leben wogte durch die Stadt. Er blieb stehen, verwundert, daß es noch Leute gäbe, die Zeit und Muße hätten, an andere Dinge als an Clärchen und sein E-moll Concert zu denken.

Ameisen! dachte er bei sich. Werkeltagsgesichter! Er dachte, er werde gewiß noch seinen Doppelgänger, den Clarinettisten Peter, unter einer Bettelbande pfeifen hören und Clärchen, das mitleidige Lockenköpfchen, sähe zum Fenster hinaus und reichte ihm ein Geldstück. Heimlich ergrimmte er über den glücklichen Nebenbuhler und nahm sich vor, ihn tüchtig abzubläuen, falls er es wagen sollte, Clärchen verliebt anzusehen. Zum

Glück war es zu kalt für Straßenmusikanten und unser Künstler kam nicht in Versuchung, von seinen Fäusten gegen den andern Peter Gebrauch zu machen. Die Liebe! Er erinnerte sich mit einer gewissen Sicherheit, früher schon Häuser und Menschen und andere Thiere auf der Straße hier gesehen zu haben, wußte wenigstens bestimmt, daß er diese und jene Straße passirt hätte und andere Menschen gleichzeitig mit ihm, damals aber mußte sein Auge eine andere Construction gehabt haben, vielleicht mehr die passive Natur eines Spiegels. ...

So gelangte er ziemlich frühzeitig zu seinem Bestimmungsort. Er wurde in einen Saal gewiesen, in dem sich außer ihm viele Notenpulte, einige Bässe und ein Fortepiano befanden. Er hatte Muße, die ankommenden Musiker des Orchesters zu betrachten, die ihn ihrerseits mit unverhohlener Geringschätzung musterten.

Train und Geschütz der musikalischen Armee erschienen ohne Bedeckung auf dem Schlachtfelde. Triangel und Becken, Trommel, Pauke und Posaunen, welche abwechselnd die Wirkung zwölfpfündiger Paßkugeln und achtlöthiger Kartätschensalven nachahmen, sind die ersten auf dem Platze. Das Jägerbataillon der Hörner folgt, das Geschwader der Trompeten schließt sich ihnen zur Bedeckung an. Jetzt sammelt sich das Fußvolk; die Musketiere des Fagotts, der Oboe, der Clarinette, das Füselierbataillon der Flöten, unter denen die Piccoloflöte im Sturmschritte die Evolutionen leichter Tirailleurgefechte leitet. Endlich trabt die schwere Reiterei der Bässe heran, mit musikalischen Carabinern bewaffnet; ihnen folgen die übrigen berittenen Schwadronen bis zur adeligen Gardecavalerie der ersten Geigen, die auf Racepferden mit gestickten Schabracken mitten im tobendsten Schlachtgewühl ihre Manoeuvres mit tadelloser Präcision wie auf dem Exercirplatze ausführen. Sie sind der Stolz des Generalstabs, der Mittelpunkt aller Bewegungen und jede Schlacht ist rettungslos verloren, sobald ihre Reihen durchbrochen sind. Oft speien die Geschütze ihr Feuer verwirrend in ihre Reihen, oft stürzt sich das in Unordnung gerathene Fußvolk Hals über Kopf auf ihre Geschwader los und sie entfalten ihr flatterndes Panier, reißen die Flüchtigen in das Gefecht hinein, beben nicht zurück vor Paßkugeln, platzenden Granaten und Kartätschen, bis in den Waffenruhen einzelner Pausen das Gleichgewicht der Schlacht sich wiederhergestellt. Das wissen sie selbst und jede ihrer Mienen drückt es aus, darum scharen sie sich zumeist um die Mitglieder des Generalstabs, die sich zuletzt einfinden und werden huldreichst von diesen begrüßt. Der Kapellmeister und die Solisten des Concerts passiren noch ein mal die Revue ihrer Garden und das Treffen wird geordnet, die Angriffscolonnen formirt. Die Cavalerie ist im Vordertreffen, das Fußvolk im Mitteltreffen, die Geschütze im Hintertreffen; der Schlachtplan ruht aufgeschlagen vor dem Feldherrn mit dem Commandostabe; jeder Offizier empfängt seine Specialbefehle und theilt sie unter die Mannschaften aus.

Was macht unser Peter unterdessen? Er sitzt bescheiden im Hintergrund. Er wartet, bis er zum Kriegsrath berufen wird. Ein allgemeines „Rührt Euch" ist drüben commandirt und nun beginnt ein wahres Höllengebräu von Tönen, ein Kratzen und Streichen, Klimpern und Schnarren, Puhsten und Blasen, Intoniren und Detoniren, pizzicato und coll' arco, ein Durcheinander aller Töne, ein polyrhythmisches Ensemble so vieler Noten, Sätze und Melodieen, als es Instrumente im Orchester gibt. Noch knarren die Wirbel aller Geigen und Bratschen, noch kneifen die Musiker die Quinten ununterbrochen, bis sie gestreckt und gezwickt in ihrem Folterbette im Intervall von einem Halben- oder Viertelstone alle gräßlichen Schwingungen durchwimmern, bis sie endlich bekennen und gestrichen werden. Noch gurgeln die Flöten die Scala auf und nieder, die Pauken brummen mürrisch nach, was ihnen eine Geige vorsingt, die Hörner werden ausgeblasen, die Klappen durchprobirt — Peter ist auf dem Gipfelpunkte aller musikalischen Vorbereitungen, er hat so oft im Orchester mitgestimmt, niemals aber mit solchem Be-

wußtsein alle Prüfungen durchgekostet, die in die rechte Stimmung zu einem musikalischen Genusse versetzen.

Endlich ist diese herculische Arbeit vollbracht, den Augiasstall unreiner Stimmung ausgemisten und es entfaltet sich ein Heer von Taschentüchern, das an den Nasen, Stirnen, Händen, Saiten, Klappen herumputzt, es wird geschnenzt, geräuspert, an den Halsbinden gezupft, kurz alle irdischen Schwächen werden erst beseitigt, ehe das Kolophonium unwiderruflich zum letzten male über die Pferdeschwänze streicht, welche in Gemeinschaft mit Lämmerdärmen und wurmstichigen Hölzern das menschliche Herz so tiefinnig zu rühren wissen. Die Bogen sind gestrichen, noch eine kurze Pause und der Commandostab wird sich heben und senken, unbeirrt von den Sechzehn- oder Zweinnddreißigtheilen, die ihn mit verhängten Zügeln davonzutragen versuchen.

Was treibt Peter unterdessen? Er sitzt, wie gesagt, bescheiden im Hintergrund und wundert sich.

Wie ist es nur möglich, denkt er still für sich, aus diesen verschiedenen Elementen eine Einheit, eine künstlerische, musikalische Einheit herzustellen!? So viele verschiedene Nasen, als mitwirkende Künstler! Ein Schock und darüber, rechts oder links aus dem Lothe gewichen, Nasen nach oben gekrümmt, nach unten gebeugt, mit Höckern, Sätteln, Knoten, spitz, stumpf, platt, gewölbt, hier mit schnaubenden Flügeln, dort mit Filialnasen versehen oder pomeranzenartig ausgewachsen, Nasen, schillernd vom tiefen Violett zum leidenschaftlichen Roth, oder rein wie ein Gletscher mit ewigem Schnee bedeckt; verschieden in der Länge von der Pfeffergurke bis zur Saatgurke, verschieden durch ihren griechischen, römischen, orientalischen, mulattischen, kalmückischen Schnitt bis zum sanften Charakter der indogermanischen Race! Und hier und da diese Schornsteine gruppirt in der eigenthümlichsten Weise, nach umgekehrten Proportionen zu den Lineamenten des Gesichts. Tolles Mienenspiel in dieser Künstlerwelt, deren einzige Leidenschaft die Musik ist! Wunderbare Schnörkeleien, in denen sich Intelligenz und Enthusiasmus ausdrückt, wie der herrliche Schmetterling durch die häßlichste Raupe sich prophezeien läßt! Bei jedem Bureaumenschen sieht man den Actenstaub, bei jedem Kaufmann die Procente, bei jedem Schneider die Tuchersparniß, bei jedem Unteroffizier den Schnurrbart im Gesichte, wer aber will sich vermessen, aus dem Gesichte des ersten besten Orchestermitgliedes einen Don Juan, eine Sinfonia eroica oder pastorale, ja selbst nur einen Strauß'schen Walzer oder einen Meyerbeer'schen Propheten abzuschreiben? Wer liest mir eine Geigenstimme eines Spohr'schen Concerts aus den süßlichen Mienen eines gewiegten Violinisten oder ein Süßmilch'sches Concert für Contrabaß aus den sauertöpfischen Mienen des Bassisten? Welcher musikalische Prometheus könnte alle diese Varianten in dem Codex „Künstlernatur", alle diese Stimmen, zerstreut wie die Blätter der Virgil'schen Sibylle, zu einer lebendigen Partitur zusammenfügen, ohne den olympischen Göttern ihr unauslöschliches, homerisches Gelächter über diesen schöpferischen Contrapunktisten zu entlocken? Ja, ein Prometheus gehörte dazu, der den irdischen Thon in seine Formen klatscht und den Göttern das Feuer einer brennenden Havanah stiehlt, ein Prometheus, dem der ewige Geier der Reue über seine Schöpfung noch unter der Erde die Leber zernagte!

Und doch! Der babylonische Thurmbau gelingt, Stein fügt sich auf Stein und der Ameisenhaufen irdischer Handlanger hört auf die Stimme des göttlichen Meisters, der Jeden zu seinem Platze ruft. Ein Feenpalast steigt auf, die Ouvertüre zur Zauberflöte, das Monument eines Riesengeistes, den seine Zwerggläubiger verfolgten, weil Mit- und Nachwelt in seinem Schuldbuche stand und nicht zahlte. Peter hört nur noch die Töne, die sich verschmelzen und verschlingen; er sieht nicht mehr die Physionomieen der Musiker, er sieht überhaupt nichts mehr, er ist wieder der alte Peter, der in die Welt hineinschaut und sein Bischen Proviant von Selbstvertrauen, den er aus Gretens Vor-

rathskammer mitgenommen, ist bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, ehe der letzte Ton der Symphonie verklungen.

Wo ist Mynheer van Petrissen? fragt der Pianist.

Niemand kennt den obscuren Namen.

Ist Mynheer van Petrissen nicht da? fragt der Kapellmeister mit lauter Stimme.

Peter gibt selbst die beste Auskunft und erscheint, indem er dem Kriegsrathe, in den er berufen ist, sein bescheidenes Compliment macht.

Spannung, Zischeln, Randglossen im Orchester. Herzklopfen unter dem Fracke Mynheer van Petrissen's. Hätte in diesem Augenblicke irgend eine Altposaune zum zweigestrichenen c wie in der C-moll-Symphonie sich verstiegen, Peter würde ans Jüngste Gericht geglaubt haben.

Haben Sie schon eine Wahl des Stücks getroffen? Haben Sie Ihre Noten bei sich, Mynheer? fragte ermuthigend der menschenfreundliche Virtuos.

Peter reichte mit einer Verbeugung seine Partitur hin, sein geliebtes E-moll-Concert und da er sich nach vorn hin verneigte, so wäre er in diesem Augenblicke beinahe übergestürzt.

Der Virtuos las — — eine — zwei — drei — vier — fünf — sechs Seiten, Peter wagte nicht in sein Gesicht zu sehen, er war vollständig von Sinnen; er dachte an seine ähnliche Stimmung, wenn er sonst bei Clärchen saß und bildete sich ein, Clärchen halte seine Partitur in Händen und mache ihr Jawort von ihrem Eindrucke abhängig. Solcherlei confuse Gedanken drängten sich in rasender Hast durch sein Hirn.

Wer ist der Verfasser des Concerts? fragte endlich der Virtuose, der sich anfänglich kein Dementi geben wollte.

Jufrow Clärchen! entgegnete Peter, der in seiner Verwirrung glaubte, er werde über die Ursache der E-moll-Tonart befragt.

Sie scheinen zerstreut, lächelte der Frager und gab Peter'n einen Theil seiner Geistesgegenwart wieder. Ich fragte, wer der Verfasser dieses anziehenden Concerts ist.

Dieses Concerts? Ja so! stotterte Peter und wies mit dem Finger auf die Partitur. Dieses anziehenden Concerts? buchstabirte er nochmals. . . .

Und — Um Verzeihung! flüsterte er dann dunkelroth. Ich bin es selbst gewesen!

Nun war das Erstaunen auf Seiten des Virtuosen und je weiter er die Augen aufmachte, um so mehr glaubte Peter sich berechtigt, sie als die offenen Himmelspforten anzusehen, die ihn zum Eingang in die Unsterblichkeit luden.

Lassen Sie uns sogleich hören! rief entschlossen der Virtuos aus. Wenn Alles dem Eingange entspricht — Meine Herren, ich habe das Vergnügen, Ihnen hier einen jungen talentvollen Componisten vorzustellen, dessen Concert für Clarinette Sie begleiten wollen.

Allgemeines Erstaunen und Umsehen. Peter dreht den Hals mit ihnen, neugierig, dieses sonderbare Wesen, sich selbst, in Augenschein zu nehmen.

Wollen Sie die Stimmen vertheilen, lieber Kapellmeister? fragte der Virtuos. Wenn Sie erlauben, seh' ich in Ihre Partitur ein.

Bitte, bitte!

Und die Stimmen werden ausgetheilt, Peter steht mit seiner Clarinette in Bereitschaft, befiehlt seine Seele allen Heiligen der Musik — darunter war natürlich auch Jufrow Clärchen — und ehe er wieder zum klaren Bewußtsein kommt, ist auch der letzte Ton schon verklungen.

Brav, sehr brav! lobt der Kapellmeister.

Eine allerliebste Composition! stimmt der Pianist ein.

Aber Mynheer! stammelt Peter verwirrt. . . .

Finden Sie sich Morgen im Concert ein, Mynheer, sagt der Pianist, Peter'n die

Hand drückend. Ihre Composition verräth ein leichtes, glückliches Talent, Ihr Stil ist edel, vielleicht zu edel für unser Publicum, fügt er leiser hinzu — Ihre Gedanken sind zum großen Theil originell und wo sie Reminiscenzen sind, selbstständig verarbeitet. Mängel will ich Ihnen nicht aufzählen — drei bis vier solcher Arbeiten und Sie allein werden sie vermeiden!

Wer war glücklicher als Peter, da ihm von allen Seiten Glückwünsche zutheil wurden! Ohne weiter das Ende der Probe abzuwarten, eilt er nach Hause, setzt sich vor das Schreibtischchen, schreibt einen langen Brief an seinen Alten, den Organisten, gesteht ihm Clara's Liebe, seinen musikalischen Erfolg, seine Hoffnungen, ein tolles, thörichtes Allerlei, was ihm in diesem Augenblicke vom Haupt zum Herzen, vom Herzen ins Hirn und durch alle Gliedmaßen hindurch bis in die Feder strömte. ...

Mynheer Amstraaten hatte es sich nicht nehmen lassen, am Tage des Concerts seinem geliebten Peter ein Festmahl zu geben und einige gute Freunde einzuladen, denen er viel von der Bedeutsamkeit seines jungen Freundes ins Ohr flüsterte.

Stattlich angethan, in einem alten, soliden Frack, der zu Zeiten des französischen Directoriums in Paris gearbeitet war, in einer reich gestickten Sammetweste, über die eine goldene Uhrkette mit vielen Pettschaften und Berlocken lief, in schwarzen Beinkleidern, seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen zeugte Mynheer Amstraaten's Figur von der Wohlhabenheit, die der solide Hintergrund seines sonst anspruchslosen Lebens war. Ueber ein halbes Jahrhundert mußte er sich dieser Corpulenz und dieses Wohlstandes erfreut haben; seine Gattin, welche die goldene Hochzeit mit ihm gefeiert hatte, strahlte neben ihm in schwerem, rauschendem Atlas, unter einer Haube mit echten brabanter Spitzen, aus deren Boden allein die Sparsamkeit unsers Jahrhunderts vier Personen mit passender Kopfbekleidung versehen hätte. So empfing unser Paar die Gäste, die sich allgemach einfanden, unter ihnen Peter van Petrissen in eleganter Kleidung, rasirt, sogar frisirt und nur durch die Nonchalance kenntlich, mit der sein keckes Antlitz aus den modischen Zuthaten hervorblickte.

Aber was lächelt denn der alte Amstraaten, als er Peter seinem Sohne, einem nicht minder würdigen Manne vorstellt, einem sogenannten coulanten Geschäftsmanne, der ein hübsches Vermögen besitzt und eine reizende Tochter, Jufrow Clara Amstraaten? Verlegen mustert Peter die äußersten Ecken des Zimmers, verlegen beantwortet er alle Fragen mit Antworten, die nichts weniger als passen — da geht die Thür des Nebenzimmers auf und herein schwebt Clara, hochroth wie eine Rose im Morgenthau in einem seidenen Kleide. Wie die Locken so lieblich um das Köpfchen spielen und auf den schneeigen Nacken niederfallen! Wie die blauen Augen unter den langen Wimpern einen verstohlenen, irrenden, scheuen Blick werfen und um die Lippen ein süßes, verwirrtes und verwirrendes Lächeln schwebt! Peter, du junger Künstler, hast du es gesehen, verstanden? Aus welcher Tonart flötet dein Herz? Peter schweigt! Hören und Sehen ist ihm vergangen und ehe er den Blick von einem ganz bestimmten, concreten Dielennagel erhebt, den er aufmerksam fixirt, weckt ihn eine Stimme aus seinen abstracten Träumereien. ...

Guten Tag, Großpapa! flötete es neben ihm. ...

Hast lange warten lassen, Clärchen, schäkert der Alte. Konntest dich nicht schön genug machen?

Großpapa! droht die höher Erröthende mit dem Finger. ...

Will dich aber einem alten Freunde zum Lohn vorstellen. Sieh her, Jufrow Clara Amstraaten! Der junge Künstler Mynheer Peter van Petrissen!

Und der Alte reibt sich die Hände, wackelt auf seinem beschwerlichen Pedale von dannen, um sich aus der Ferne an der Verlegenheit der jungen Leute zu weiden.

Unmöglich, ein Bruchtheil von Noten auszudenken, der bezeichnend für das Tremo-

lando ihrer Stimmen wäre! Ein Hauch, ein Lispeln im zartesten Piano, während die Saiten des Herzens in steigendem Furioso vibriren; ein kurzer, blitzschneller Strahl von Aug' zu Aug', wie eine schwindelnde Brücke, auf der die Seelen herüber und hinüberbalanciren; die Botschaft der schüchternen Liebe, die von Wange zu Wange auf rosigen Flügeln eilt; und dann alle jene unzähligen, süßen Thorheiten, die aus der Veste des Herzens über die elfenbeinernen Palissaden und rosenfarbigen Wälle scharmützeln, diese närrische Priestersprache der Neigung, die Nichts denkt und Nichts fragt, aber Alles empfindet, diese Rückzüge ins Innere der Verschanzung, wo bereits eine allgemeine Hungersnoth des Herzens eingebrochen ist, dieses Hin- und Hercapituliren zweier geschlagener Armeen, von denen jede die Waffen strecken möchte, das war der Inhalt einer ziemlich einsilbigen Unterhaltung, die sich zwischen Peter und Clara entspann.

Jufrow Clara! hauchte Peter stammelnd und sucht durch die Erde gleich bis zum Wohnsitze der Antipoden mit seinen Blicken zu gelangen.

Peter! flüstert Clara kaum hörbar, Mynheer van Petrissen! verbessert sie sich eiligst und reicht ihm die Fingerspitzen. Seien Sie willkommen in unserer Stadt!

Ein Anflug von Traurigkeit schwebt ob seiner Stirn und er fragt mit wehmüthig weicher Stimme, ob er es denn nicht mehr verdiene, einfach Peter von ihr genannt zu werden. Obgleich es eine Unbescheidenheit von ihm ist, von seinen Verdiensten selbst zu reden, plaidirt er doch deren Ansprüche vor einem geneigten Richterstuhle und gewinnt nach einigen Bedenken, die weniger rechtlicher Natur sind, seinen Proceß. Aber nun muß er sich auch verpflichten, sie wieder Clara zu nennen und aus Dankbarkeit versteht er sich wenigstens zu dem Diminutivum, Clärchen, nachdem er einige ungehörige Bemerkungen über den Klang des Namens gemacht, die Jufrow Clara das Blut in die Wangen getrieben haben.

Folgt nun eine Pause von wenigen Minuten, in der Clara eifrig an der Falte ihres Kleides zupft, während Peter mit dem Finger der rechten Hand in der Fläche der Linken irgend eine neue Composition spielt. Diesmal aber ist die Reihe an Clärchen, das Stillschweigen zu unterbrechen und sie bequemt sich dazu mit einem Blicke, als wollte sie mit ihrer eigenen Fußspitze ein Gespräch anfangen.

Und wie haben Sie sich gefallen in Gent? flüstert sie ihm zu. . . .

Ach, Sie fragen nach Gent, Clärchen! seufzte Peter in sichtbarer Zerstreutheit. Ja! in Gent — das fühle ich jetzt, da hätte ich können rein toll werden. Ich war so verlassen, ich sehnte mich nach meinem Stübchen hier im Hause zurück und nach dem alten Spinett und nach allen lieben Bekannten. Es wäre mir selbst eine Freude gewesen, nur den dicken Mops wieder zu sehen!

Das sagte er mit so treuherziger Miene, daß Clärchen gar nicht schmollen konnte. Freilich war es seit langer Zeit eine Gewohnheit bei Peter, daß er immer von dem Mops sprach, wenn er an Clara dachte. Für so unbescheiden er es hielt, auszusprechen, daß seine Gedanken sich damit auf Clärchen bezogen hätten, für eben so unpassend befand er es, sie an irgend ein anderes vernünftiges Wesen in ihrer Umgebung anzuknüpfen, und der Mops erschien ihm daher in jeder Beziehung als die geeignete Mittelsperson. Hätte Clärchen davon die leiseste Ahnung gehabt, sie würde sicher nicht so heiter gelacht haben. So aber gewann das dicke, unbeholfene Thier in der Geschichte ihrer Liebe eine Bedeutung, von der es sich wenig träumen ließ. Clärchen bekam ihre Unbefangenheit wieder und wußte noch allerlei Anekdoten zu erzählen, die sich auf den Liebling ihrer Großältern bezogen.

Und wissen Sie noch, Clärchen, sagt Peter, wie er immer meine Clarinette anbellte?

Ja! ich war dem garstigen Thiere immer recht böse darüber!

Freilich! Sie gingen noch in die Schule und hatten es gern, wenn ich musicirte. Ach, Clärchen, ich wollte, wir wären Beide noch wie damals!

Clärchen schweigt und erröthet. . . .

Sie nannten mich niemals Mynheer van Petrissen und da dachte ich gleich, ich hätte Ihnen etwas zu Leide gethan.

Aber, mein Gott, Peter! flötet das hochrothe Kind, wer denkt denn daran!

Und Sie reichten mir die Fingerspitzen und sonst gaben Sie mir vertraulich die Hand. Das war mir, als wollten Sie sagen: Vergiß, daß wir uns früher einmal gekannt haben.

Nein! es ist nicht mit Ihnen auszukommen! schmollt Clärchen und will davon. . . .

Zum Essen, Mynheer! ruft der Großpapa. Nun, Mynheer Peter, wollen Sie Ihrer Tischnachbarin nicht den Arm geben?

Wollen Sie mir verzeihen, Jufrow Clara, bittet Peter, wenn ich Sie beleidigt habe?

Wollen Sie verständiger werden, Mynheer Peter, spottet das lächelnde Mädchen, seinen Arm ergreifend. . . .

Clärchen! flüstert er, ich bin so glücklich, in diesem Augenblicke — jetzt — wo —

Wo Sie zu Tische gehen, lächelt der Schalk. Freilich müssen Sie Hunger haben, denn Sie haben Ihr Frühstück nicht berührt!

Ich — — mein Frühstück nicht berührt? fragt Peter, als ginge ihm ein Licht auf. Woher wissen Sie das, Clärchen?

Närrische Frage! entschuldigt sich das Mädchen in süßer Verwirrung. Grete hat's dem Großpapa erzählt, solche Leute vergäßen Essen und Trinken. Und wenn wir Erdenmenschen nicht noch dafür sorgten, daß ihr Künstler — — —

Glücklich werdet, unterbricht Peter. . . .

Etwas zu essen bekommt, verbessert Clara, so würdet ihr vergessen, — — —

Daß ihr ein Herz habt, fiel Peter naseweis ein und sah Clärchen ins Antlitz, daß sie zum Tausend und wer weiß wie vielten male erröthete. . . .

Unsinn! zürnt sie lächelnd, lassen Sie uns zu Tische!

Und sie gehen Arm in Arm zu Tische oder schwebten hin, als erwartete sie ein idyllisches Paradies der Liebe, nicht eine wohlbesetzte holländische Tafel.

Clärchen! hauchte Peter, als sie sich niederließen, Sie sind ein Engel!

Und Sie sind ein Narr, Peter, haucht sie, dem man von Rechts wegen zürnen sollte.

Nun, bittet Peter mit komischer Miene, so begehen Sie meinetwegen ein Unrecht!

Wir werden sehen, neckt sie, wenn Sie recht artig sind. . . .

Und sie lachen zusammen und sie erinnern sich wieder an alte Jugendgeschichten und Peter wird so kühn und so beherzt, begeht so viel Narrheiten, daß Clärchen ihm oft die Zügel anziehen muß. Dann bildet sich der Narr ein, sie liebe ihn nicht und Grete habe ihn getäuscht und wird stumm und verdrießlich, spricht keine Silbe mehr. Und dann wird er wieder laut, zwingt sich zur Lustigkeit, lacht und witzelt, daß Clärchen ihrerseits glaubt, sie habe sich in Peter geirrt und müsse gegen ihn zurückhaltender sein — — —

Es ist ein wahres Elend um die Herzen zweier jungen Leute, die sich lieben. Als sich die Unserigen vom Tische erheben, stehen Clara die Thränen in den Augen und Peter philosophirt in seiner Verzweiflung über den Humor eines Musikanten, der mit seinem Instrumente unter dem Arme sich von Nichts anfechten lassen müsse. Heute hier, morgen drüben! schließt er und folgt der Gesellschaft, während Clärchen sich heimlich entfernt.

Aber der Humor will bei unserm großsprecherischen Musikanten nicht recht gedeihen und er fühlt sich beklommen in seiner tiefsten Seele und sitzt in dem Gesellschaftszimmer

wie auf Kohlen. Ans Piano! kreuzt ihm ein Gedanke das Haupt und er wendet sich zum Familienzimmer, um seinen trüben Phantasieen freien Lauf zu lassen.

Sieh! da steht Clärchen und lehnt ihr Gesicht an die Fensterscheiben, Spuren von Thränen liegen auf ihrem holden Antlitz und in den Augen kämpft ein Schmerz, den sie vergeblich zu unterdrücken sucht — der Schmerz, den man empfindet, wenn man das Liebste auf der Welt opfern muß.

Leise tritt Peter hinter sie und hindert sie, zu entfliehen; sie wendet ihr Antlitz ab und reine, leuchtende Thränen hängen an den langen, seidenen Wimpern.

Clärchen! bittet Peter mit besorgter, zärtlicher Stimme. Sie antwortet nicht, blickt schweigend durchs Fenster.

Clärchen! wiederholt er inniger, zärtlicher und das Herz droht ihm zu brechen. Clärchen, Sie weinen! Bin ich schuld an Ihren Thränen?

Lassen Sie mich, Peter, flüstert das Kind mit unterdrücktem Schluchzen. Sie sind schuldlos; ich allein trage die Schuld!

Clärchen! bittet Peter außer sich, nur heute seien Sie noch freundlich. Morgen reis' ich ab, weit in die Welt, so weit mich die Wege führen und ich will Sie vergessen lernen, will Sie niemals wieder bekümmern, will nur in Träumen von Ihnen leben und sollte ich elend hinpilgern wie ein Bettler, dem sie Alle nicht geben können, was Sie mir versagen!

Clärchen! wiederholt er und die Thränen strömen ihm aus den Augen. Leben Sie wohl, ich will gehen, Sie verlassen, die ich Jahre lang im Herzen trug, ehe ich wußte, was ich für einen Schatz hegte! Ach! daß ich ihn verliere, da ich es gewahr werde! Leben Sie wohl, auf ewig, ewig!

Leben Sie wohl, hauchte er und preßte ihre Hand ans Herz. Ehe sie noch von ihrer sprachlosen Verwirrung sich erholen kann, springt er nach der Thür. ...

Aber ihre Hand fällt langsam nieder, ihre Augen schließen sich, ihre Kniee lösen sich, als Peter bei einem letzten Blicke das marmorweiße Antlitz schaut.

Clara! ruft er aus und springt auf sie zu.

Ihre leblose Gestalt ruht in seinen Armen.

Secunden der Todesangst gehen in langsamen Schritten an ihm vorüber, er bittet, ruft, beschwört sie bei allen süßen Namen und sie schlägt die blauen, himmlischen Augen auf, sie athmet tief und tiefer, die Farbe des Lebens kehrt in ihre Wangen zurück, die rosige Farbe der verschämten, jungen Liebe, als sie sich in den Armen des jungen Mannes sieht. Doch als kehrte das volle Bewußtsein ihr wieder, sucht sie sich aus seinen Händen zu entwinden und der Gedanke, daß er sie verlassen wolle, droht von neuem ihre Kraft zu erdrücken.

Aber Peter neigt seine Lippen über ihre Stirn und der glühende Athem treibt das Blut in ihre Wangen zurück.

Clärchen! haucht er leise, liebst du mich?

Peter! flüstert sie kaum hörbar und ihre Lippen begegnen sich in einem Kusse. Sie ruht an seinem klopfenden Herzen wie eine liebliche Rose und der diamantne Thau leuchtet in ihren Thränen, die schmerzlos über die Wangen rollen.

Da haben wir's! platzt der Großpapa heraus, der das erschrockene Paar überrascht hat. Er legt schnell, um sie zu beruhigen, die Hände auf ihr Haupt und lacht und weint in derselben Minute und segnet sie.

(In der folgenden Nummer das sechste Capitel: Launen einer Clarinette.)

Gervinus' Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

(Leipzig 1853.)

Man durfte gespannt sein, wie der Geschichtserzähler der deutschen Literatur, der Erläuterer Shakspeare's, sich als Historiker auf dem rein geschichtlichen Felde bewähren würde. Eine volle Einsicht in die Eigenthümlichkeiten seines historischen Stils und seiner Behandlungsweise der Thatsachen gewährt indessen die vorliegende Einleitung noch nicht; sie erweckt aber schon für den Geist seiner Darstellung das günstigste Vorurtheil. Gervinus wird die Geschichte des 19. Jahrhunderts, wie es scheint, mit der offensten Rücksichtslosigkeit erzählen. Die politische Schule der jüngsten Erfahrungen hat in ihm mächtige Wirkungen hervorgebracht und jeden Rest des alten Professorenthums, von dem er nicht frei war, getilgt. Die stolze Unabhängigkeit englischer Staatsmänner, die er jenseit des Kanals selbst beobachtete, hat auch in ihm das Ideal einer vorurtheilslosen freien, allen Einflüssen der Welt entsagenden Geltendmachung seiner Ueberzeugungen geweckt, und wenn wir erwarten können, daß eine ihm eigene Wortfülle und Umständlichkeit des Periodenbaus ihm nicht für die äußere Gestaltung seines Werks Hindernisse stellt, so werden wir ohne Zweifel wiederum ein nicht nur epochemachendes, sondern auch den Gegenstand für die Wissenschaft auf lange abschließendes Werk von ihm gewinnen.

Es thut in dieser Einleitung schon außerordentlich wohl, die Vorzüge der Schlosser'schen Schule, der Gervinus angehört, so nachdrücklich und entschieden geltend gemacht zu sehen. Es wird, wie uns fast erwiesen scheint, Gervinus allerdings schwer werden, den Glanz der Methode und die fast spielende, ja graziöse Handhabung der Thatsachen, die Ranke eigen ist, zu erreichen; es fehlt Gervinus dafür die heitere Kraft eines in historischen Studien seit Jahren heimisch gewordenen Lebens. Aber für das vielleicht oft zu farblose und breite Raisonnement, das ihm eigen ist, entschädigt ohne Zweifel die ehrliche und redliche Aufrichtigkeit seiner Urtheile. Schon in dieser Einleitung erquickt den Leser die Entschiedenheit, mit der man hoffen kann, hier jede Einrede des Doctrinalismus oder der vornehmen und kalten Geheimrathsgeschichtschreibung abgelehnt zu sehen. Gervinus, stark durch seinen Fleiß, vertrauenerweckend durch seine Besonnenheit, wird uns vor dem Schicksal bewahren, die Ereignisse unserer Epoche sophistisch gedeutet und den Geist zur Schmälerung der Wahrheit misbraucht zu sehen.

In der Charakteristik der Richtungen und Strömungen des Zeitgeistes von den Anfängen der christlich-germanischen und christlich-romanischen Reibungen an bis zur Gegenwart folgen wir dem Darsteller mit großem Interesse, wenn auch nicht immer ganz sicher, von seinem hastigen Drange hier und da überstürzt zu werden. Bei solchen Entwickelungen und Parallelen stellen sich sehr leicht scheinbare Ueberredungen ein, die einem entgegengesetzten Plaidoyer, stellte man es mit demselben Eifer an, nicht mindere Zustimmung erwerben würden. Diese Hast des Generalisirens ist eine Klippe, die indessen auf einem so gemessenen Raume, wie die Geschichte einer Epoche von funfzig Jahren, sich von selbst beseitigen wird. Die staatsmännische Haltung der ganzen Gervinus'schen Darstellung ist besonders hervorzuheben. Macaulay's Beispiel scheint für die deutsche Gelehrsamkeit nicht ohne Nutzen zu sein.

Schließlich möchten wir an den letzten Entwickelungen dieser allgemeinen Einleitung nur noch eine Lücke erwähnen. Sie besteht in der mangelnden Andeutung jener Stimmung der Gegenwart, die man die kosmische nennen möchte. Wir verstehen darunter nicht nur die außerordentliche Macht der auf Naturthatsachen begründeten materiellen Interessen und der Erfahrungswissenschaften, sondern die damit zusammenhängende Vertiefung

der Zeitgenossen geradezu gesagt in die Geheimnisse des Universums. Gehen wir noch weiter und bezeichnen diese gegenwärtige kosmische Stimmung besonders der germanischen Völker als eine Art von Gleichgültigkeit gegen alle Geschichte. Die Geschichte unsers Erdballs scheint die Schule der historischen Tugend nicht mehr allein bleiben zu wollen; man findet ein so trauriges Durcheinander von Recht und Unrecht und einen so bejammernswürdigen Kampf des schwachen Guten und des mächtigen Bösen in den Annalen der Geschichte aufgezeichnet, daß unsere Zeitgenossen den Blick fast abgewendet haben von Dem, was durchaus die Vergangenheit lehren soll. Der Aufblick ins All, die Anknüpfung unsers Erdenberufs an die Geheimnisse des Universums haben eine Würdigung der Begebenheiten unsers Erdballs hervorgerufen, deren wunderbare Macht in allen Gebieten der Tradition riesenhafte Wirkungen hervorzubringen scheint und uns sogar ermuthigen kann, anzunehmen, daß Die, welche unsere Geschichte wieder den alten Leidenschaften der Nationen und Dynastieen überantworten wollen, schon im Beginn ihrer Verbrechen gegen den Geist der Zeit von der öffentlichen Meinung so gerichtet sind, daß sie ohne Kampf erliegen, ohne Widerstand geschlagen sein werden. Es rauschen die Pforten eines Zeitalters auf, wo die alten Bücher der Geschichte zwar eine gewisse Beweiskraft nie ganz verlieren werden, sie aber mit den heiligen Urkunden einer erhabenen und tief in die Massen eingreifenden Naturbetrachtung werden theilen müssen, einer Naturbetrachtung, die uns jetzt schon lehrt, Vieles geringfügig zu achten, was uns in alten Tagen mit Bangen und Schrecken erfüllte.

Anregungen.

Ein telegraphisches Wunder.

Amerika und Europa, durch einen elektrischen Draht verbunden, — das ist der babylonische Thurmbau des Tages! Man erschrickt vor keinen Schwierigkeiten mehr und will die Aufgabe lösen. Direct zwischen Liverpool und Neuyork, das sieht man jetzt ein, ist's unmöglich. Ein Telegraphendraht in die an den meisten Stellen unergründliche, tiefe atlantische See mit so unebenem und hier und da scharfem und rissigem Boden gelegt, ist nicht ausführbar. Da hat die fruchtbare Phantasie jetzt ihre Zuflucht zu einem Umwege über die Norderinseln und die dänischen Klippen und Eisfelder genommen. Der Plan ist der: Der Riesentelegraph geht von Huna oder John O'Groats an der Pentlandföhrde hinüber (unter die furchtbar reißenden Malströme durch) nach dem dunkel blickenden Orkney, dem hochragenden, norwegisch-gestalteten Shetland und den wilden einsamen Felsen der Farör, von diesen schroffen, spärlich bewohnten Klippen nach dem nördlichsten, unten von ewigen Eiswällen umlagerten Vorgebirge des Eislandes Island und einem Grönland, das längst verloren ging und erst wieder gefunden sein müßte, und endlich von diesem unsichtbaren Grönland südwestwärts nach der Davisstraße und unter deren Eisbergen durch westwärts nach Cap Walsingham und über den Boden der Hudsonsstraße hinüber nach Englisch-Amerika! Von Island an durch Eisstrecken bis tief in Englisch-Amerika hinein. Die Telegraphenlinie würde einen völligen Halbbogen bilden.... Das ist das Project. Was sagen die Eisländer und Eisberge dazu? Es würde der menschlichen Mühe vielleicht gelingen, nach Island zu dringen und das englische Reich und Europa per Telegraph mit diesem romantischen Eislande zu verbinden, in dessen Nordhälfte die Menschen noch unter der Erde in Höhlen wohnen. Aber westwärts ist kein Curs für den elektrischen Telegraphen. Unabsehbare feste Eisebenen, altersgrau wie die Jahrhunderte, halten Meilen weit in der Breite die sogenannte grönländische südwestwärts sich streckende Küste ewiglich abgesperrt und allenthalben an der ganzen Küste bis Cap Farewell und um dieses Vorgebirge herum die ganze Straße hinauf ragen die gespensterhaften Eisberge wie Thürme, bald auf dem Boden stehend in grausiger Ruhe, bald treibend im tiefen Ocean mit entsetzlichem Angesichte, lassen keinen Zoll breit vom Rande des oceanischen Bettes sicher vor ihrer zermalmenden Berührung. Und wenn auch der Telegraph nach langem Forschen und Spähen eine Oeffnung entdeckte, wo er sich zwischen und unter dem Eise — denn auf dem Eise würde es nicht gehen — zur

Ruhe legen könnte, wo wollte er eine Landung finden, da allerwärts der dortige Strand von unvergänglichen Eismauern blockirt ist, an deren Außenrändern das Treibeis ewiglich wechselt und bei dem starken Stromgange keinen Draht mit den an ihm blitzschnell hinfahrenden so hochwichtigen — Baumwollenpreisen aus der Neuen Welt dulden und verschonen würde.

Der Ehrgeiz als Censor und eine Erziehung der Geister.

In tausend Verhältnissen wiederholt sich die Wahrheit jener bekannten Fabel von der Wette des Sturmwinds und der Sonne. Wer hat größere Macht, einem Wanderer den Mantel abzunehmen? Der pausbackig blasende Aeolus oder der milde Sonnenstrahl? Im Sturm, je toller er tobt und bläst, desto fester zieht der Wanderer den Mantel an sich. Die Sonnenstrahlen treten hinter den Wolken hervor und der Mantel, ein nun überflüssiger Schutz, fällt von selbst.

Liest man die vielen Vorschläge, die in der Welt zur Abhülfe von Misständen aller Art schon gemacht wurden, immer kommt man auf diese einfache Fabel zurück. Immer will man durch den Sturm regieren und erlangt dennoch nicht, was ein einziger Sonnenstrahl hervorbringen würde.

Seit Jahren liest man in Klage- und Anklageschriften aller Art, z. B. über die deutsche Geistesentwickelung und deren im Grunde wilde und anarchische Geschichte, Ausstellungen aller Art. Gewisse Namen, wie Heine, Börne, Junges Deutschland, Herwegh, politische Lyrik, brauchen nur genannt zu werden, um nicht nur Literarhistoriker wie Wilmar, Gelzer u. s. w., sondern selbst weniger grell-pietistische Kritiker in Harnisch zu bringen. Mit Feuer und Schwert möchte man am liebsten ausrotten, was sich so regellos und aller Ueberlieferungen spottend bei uns entwickelt hat und noch entwickelt.

Weit entfernt, die große Bedeutung unserer geistigen Freiheit und einer unabhängigen literarischen Metamorphose verkennen zu wollen, bemerken wir dennoch, daß es z. B. für die sogenannte schöne Literatur in Frankreich eine vorgezeichnete Bahn der Entwickelung gibt, eine Art von Selbstcensur und Selbsterziehung schon in den Jahren des ersten wilden und genialen Aufwuchses. Das ist der Ehrgeiz fast jedes jungen französischen Dichters und Schriftstellers, im Verlauf von zehn bis zwanzig Jahren Mitglied der Akademie zu werden. Die Akademie in Paris gehört bekanntlich nicht der Gelehrsamkeit allein, sondern auch den schönen Künsten und der Poesie an. Sie hat Zeiten gehabt, wo sie durch ihre Pedanterie und die Misgriffe ihrer Wahlen mehr lächerlich als ehrend war; aber in neuerer Zeit hat sie vorurtheilslos selbst leichten Dichtern und Journalisten des Tags, wenn sie begabt waren, sich geöffnet. Sie hat die Bedeutung des modernen Schriftstellerthums in einem andern Sinne aufgefaßt als unsere deutschen Schulmänner und Professoren, welche die deutsche Literaturgeschichte mit Tieck abzuschließen und höchstens noch Platen seiner Sprach- und Verskunst wegen gelten zu lassen pflegen. Victor Hugo, Delavigne, Alfred de Vigny, Scribe, Ancelot, de Musset waren oder sind Akademiker; selbst Feuilletonisten, wie doch zuletzt Sainte-Beuve nur ein solcher zu nennen ist, wurden Akademiker, und nicht umsonst citirt Jules Janin in jeder seiner Theaterkritiken lateinische Worte. Er hofft, mit der Zeit auch noch in die Akademie zu kommen und wird es vielleicht.

Die äußern Vortheile einer akademischen Stelle sind an sich nicht wesentlich. Man erhält jährlich 1500 Francs, eine kleine Summe, die jedoch manchen greisen und productionsmüden Autor, dem Vermögen oder eine Anstellung fehlt, vom Hungertode retten kann. Allein wie jetzt die Akademie steht, wie sie schon seit Napoleon eine Art von Tribüne und zuweilen sogar von Angriffs- oder Vertheidigungswall in geistigen Fragen wurde, wie sie ferner bis diesen Tag eine „Aufnahme" und die dabei gehaltenen Reden zu einem Ereignisse für ganz Paris macht, ist ein Sitz in ihr jetzt etwas so Ehrenvolles geworden, daß man in Frankreich jeder jungen bedeutenden poetischen Entwickelung sogleich ansehen kann, wie sie sich regelt, mäßigt und so fast zuspitzt und modelt, um einst in die Akademie eintreten zu können. Man sieht dies Ponsard, der zufällig ein unbedeutender Phrasenmacher ist, man sieht dies den meisten jungen Namen, z. B. dem talentvollern Augier, an und so fast allen Mitarbeitern der „Revue des deux Mondes", deren ganzes Auftreten seit Jahren nur auf die Akademie berechnet ist.

Wir wollen keineswegs gesagt haben, daß in einer durch so viel Ehrgeiz bedingten Literaturentwickelung ein besonderes Heil für unsere Nation liegen würde, die bei ihrem Mangel an festen und großartigen äußern Formen so ganz auf ihre innern geistigen Freiheiten angewiesen ist; indessen verdiente diese eigenthümliche Selbstregelung und Selbstbeschränkung einer fremden Literatur doch auch in Rücksicht auf die Mittel einmal erwähnt zu werden, die man so oft, meist in plumpen Angriffen und Unterdrückungen bestehend, bei uns anzurathen pflegt, wenn die Strafredner unserer Zeit auf das beliebte Thema von der „Zuchtlosigkeit der Geister" zu

reden kommen. Eine Nation, die dem Genius so wenig äußern Halt bietet wie die deutsche, dürfte sich eigentlich kaum beklagen, wenn bei ihr fast jeder neue eminente Kopf sich die Welt immer erst wieder auf eigene Hand erbaut.

Das Land der Gegensätze.

Ein Freund, der soeben aus England zurückkommt, das er seit einigen Jahren zum ersten male wiedersah, kann uns nicht lebhaft genug den außerordentlichen Geist schildern, der in diesem Augenblicke die englische Nation beseele. Es herrsche daselbst ein Aufschwung der Gesinnung, ein Ernst der Unternehmungen, ein Eifer der Ueberzeugungen, der Bewunderung verdiene. Ist es die Berührung der Nation mit der Politik des Continents durch Lord Palmerston, war es die Industrieausstellung, ist es die Herausforderung des Nationalstolzes durch die Vorgänge in Frankreich, ist es die innere Gefahr einer auch dort schleichend wühlenden geistigen Rückschrittspartei, ist es die Vorahnung einer der nördlichen Hälfte Europas hingeworfenen offenen Kriegserklärung der südlichen Welt mit ihren alten romanischen, von Madrid, Rom u. s. w., jetzt auf Paris übergegangenen politisch-religiösen Tendenzen — England ist in Unruhe versetzt wie ein Löwe, der in der Ferne den Feind wittert, die Mähne bäumt, den Schweif in die Luft schlägt, bebend vor Muth, horchend und so unruhig auf seinem Standort auf und ab schreitend, daß die Erde dröhnt.

In dem Vereintwirken zu edeln Zwecken, berichtet unser Gewährsmann, herrsche ein Eifer, der durch seinen Ernst fast nahe an das Komische streifen würde, wenn die Zwecke nicht durch ihre Achtbarkeit diese Wirkung ablehnten. Es bestätige sich auch hier der englische Nationalcharakter, der die Extreme liebe. Man fände auf der einen Seite dort einen Leichtsinn, der Alles überträfe, was Vergnügungslust auf dem Continente nur hervorbringen könne. Junge Söhne reicher Aeltern vergeudeten in wenig Jahren, wie von einer Tollheit der Leidenschaft ergriffen, nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihre Gesundheit. Sie durchrasten einige Jahre, um sich dann nicht selten das Leben, das ihnen keinen Werth mehr hat, selbst zu nehmen. Auf der andern Seite dagegen würde die Arbeit, der Beruf, die Ueberzeugung mit einem Eifer ergriffen und betrieben, der wiederum Alles hinter sich ließe, was wir an ähnlichen Erscheinungen bei uns besitzen. Unsere „Innere Mission" ist ein Spiel, ein Zeitvertreib des vornehmen Müßiggangs gegen diese unermüdliche Hingebung, mit der die Engländer ihre politischen, commerciellen oder sittlichen Zwecke verfolgen. Man könnte sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man in England Männer und Frauen so im Feuer ihres Wirkens stehen sähe, so unermüdlich ausdauernd in Sitzungen, so unerschrocken betriebsam im Werben von Meinungsgenossen oder im Bekehren Andersdenkender; die Deutschen, damit verglichen, wären ein Volk gemüthlich schlendernder Ironiker.

Unser Gewährsmann nennt Max Schlesinger's „Wanderungen durch London" ein angenehm zu lesendes, unterhaltendes Buch, tadelt aber den Mangel einer ganzen Vertiefung in die innersten Vorgänge des alten Landes — der Gegensätze.

Der falsche Demetrius.

Ein eigenthümlicher, mehr geistreich-nüancirender als poetisch-gestaltender Kopf in Frankreich, Prosper Mérimée (von dem wir in Nr. 10 eine vortreffliche „Geschichte Dom Pedro's des Grausamen" erwähnten), veröffentlicht gegenwärtig die Anfänge einer Tragödie, die den falschen Zar Dmitri zum Gegenstande hat und, wie es scheint, dabei auf eine volksthümlichere Sitten- und Zeitschilderung ausgeht, als bei Behandlung dieses Sujets in Schiller's Plan gelegen zu haben scheint.

Wir glauben, daß Schiller an dem Erfolge seines Demetrius, wenn er ihn noch hätte vollenden können, keine Freude erlebt hätte. Nicht nur, daß die russischen Stoffe an und für sich für unser Gemüth etwas Kaltes, wenigstens Sprödes haben, auch die tragische Bedeutung eines jener vielen betrogenen Opfer der Intrigue oder ihres Glaubens an sich selbst, vom falschen Smerdes an bis auf den falschen Waldemar und Demetrius, entbehrt an und für sich schon jenes erhebenden Schwunges, den historische Stoffe in der Tragödie auf unsere Phantasie ausüben sollen. Opfer des Wahns sind bemitleidenswerth, aber es bedarf eigener und ganz besonders zusammentreffender Umstände, wenn sie auch tragisch wirken sollen.

Die Prüfung.

Wie die Gestirne sichtbar werden, wenn die Nacht heraufzieht, so zeigt sich im Unglück des Menschen wahrer Werth. Das Glück ermuthigt zwar Manchen zu dem (bei ihm so zu nennenden) Wagstück, gut zu sein; aber seine Tugenden strahlen dann doch nur in künstlicher Beleuchtung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 18.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Musikalische Leiden und Freuden.

Humoristische Novelle in so und so viel Capiteln.

Sechstes Capitel.

Launen einer Clarinette.

Gewaltige Ereignisse, die mit Peter's Herzen in keinem Zusammenhange standen, hatten gerade den Continent in den Grundvesten seines politischen und socialen Lebens erschüttert. Die Nachricht von den pariser Februartagen war seit gestern Abend in der Stadt in Umlauf gebracht und hatte heute an der Börse ihre Bestätigung gefunden. Es war eine ausgemachte Sache, das große Handlungshaus Ludwig Philipp und Compagnie hatte fallirt und aus der allgemeinen Bestürzung war es ersichtlich, daß sich manche respectable Firma allzu tief mit diesem Geschäfte des europäischen Gleichgewichts eingelassen. Ein panischer Schrecken regierte die Börsenwelt; ihre stattlichen Würdenträger waren den ganzen Tag über auf den Beinen und sammelten die Nachrichten ein, die sich wahrhaft überstürzten. Der Telegraph führte einen elektrischen Schlag nach dem andern aus und entlud sich vorzugsweise auf die metallischen Substanzen in den weiten Taschen der erschreckten Priester des Mercur.

Gleichwol war das Concert des Pianisten ungewöhnlich zahlreich besucht und das Schauspielhaus, in dem es stattfand, überfüllt. Mancherlei Ursachen wirkten dabei mit, obschon auch der Name des Pianisten seine bekannte magnetische Kraft bewährte. Er trat, gegen das Revolutionsfieber kämpfend, in die Schranken und erfocht einen glänzenden Sieg. Was die große Stadt an Glanz, Reichthum und Intelligenz aufbieten konnte, war um unsern Künstler versammelt; das große Publicum hatte alle beweglichen, disponiblen Elemente entsendet, um an der Kundgebung des öffentlichen Lebens im Sturm dieser Ereignisse Theil zu nehmen.

In friedlichen Zeitläuften pflegt ein Concertpublicum nur die Toilette zur Schau zu tragen, einen gewissen Kunstsinn, einen Grad von Wohlstand, der zu den feinern geselligen Genüssen berechtigt. Man geht hin, um sich in die Listen der guten Gesellschaft

einzuregistriren, um sich zwei Stunden stillschweigend anzufeinden, zu beneiden, zu langweilen. Wer sich für eine musikalische Notabilität hält, nickt beifällig hier und da mit dem Kopfe, zieht hin und wieder eine saure Miene, bewegt schaukelnd bei saßlichen Taktverhältnissen den Körper nach dem Rhythmus und was dergleichen Geheimnisse der geistigen Toilette mehr sind. Hin und wieder sitzt in einer dunkeln Ecke ein Musikfreund, eine Enthusiastin, Kenner, die sich bescheiden demüthigen vor der Gewalt der Musik und durch ihre Demuth triumphiren.

Aber das große Publicum bleibt ausgeschlossen von den pikanten Genüssen der neuern Musik; das Volk verlangt Pathos, die civilisirte Welt verabscheut die Rührung. Es herrscht ein gewisser Antagonismus zwischen beiden, der sich am schroffsten in der Musik zeigt, welche die Kunst des Salons par excellence ist. Jene Dame mit den sieben Brillanten am Finger hatte Recht, daß sie auch einmal einst sagte: Für Beethoven hat das Volk zu große Ohren und zu kleine Börsen. Beethoven schrieb wol für das Volk; einige Jahrhunderte später wird er von Jedermann gekannt und verehrt werden, wenn es ein Volk gibt. Mozart ist nach seinem Tode populär geworden; aber er schrieb in glücklichern Zeiten und hatte oft kein Achtgroschenstück in seiner Börse.

Eine ungewöhnliche Aufregung zeigte sich aber in dem Publicum unsers Pianisten an jenem bewegten Abend. Der Adel war zahlreich in den Logen vertreten; er wollte seine Theilnahmlosigkeit für die Revolution beweisen. Die Großhändler führten ihre Familien in den ersten Rang und überstrahlten durch Pomp und Pracht die Aristokratie der Geburt; sie wollten der Welt zeigen, daß alle Verluste, die ihnen durch den plötzlichen Fall der Curse erwüchsen, ihren Reichthum nicht zu erschüttern vermöchten. Das Parquet war gefüllt von anspruchslosern Familien, jungen Künstlern, Gelehrten, alle andern Räume wurden bis zum letzten Platz der Galerie in seinen verschiedenen Nüancen vom Volke besetzt, das in der allgemeinen fieberhaften Aufregung das öffentliche Schauspielhaus für eine Bühne des großen politischen Dramas ansah. Offenbar war es der ersten Rangloge mit der Schaustellung ihrer Gefühle nicht rechter Ernst; sie protestirte gegen das Vorhandensein einer Revolution; aber ihr Herz schlug doch unter dem eleganten Vorhange, hinter den Coulissen der Etikette und des guten Tons. Die ungewöhnliche Theilnahme aller Stände an diesem Concerte war ein schlagender Beweis, daß die ganze moralische, politische, sociale Welt, ja auch die gesellige und die künstlerische in das Stadium der Revolution getreten. Ja! Mynheer Peter van Petrissen, der von den Welthändeln keine Ahnung hatte, würde keinen Anstand genommen haben, zu behaupten, daß die meuterische Rotte der „Polen, Juden und Franzosen" bis in die geheimsten Winkel seines Herzens und seines Hirnkämmerchens auch eingedrungen wäre, daß daselbst eine weit verzweigte Verschwörung, in die selbst Möpse verwickelt wären, angezettelt — kurz! daß alle Begriffe von moralischer Weltordnung seit gestern vollständig auf den Kopf gestellt wären.

Flüstern und Zischeln in den Logen des ersten Rangs, allgemeines Gemurmel im Parquet, lautes vielstimmiges Gespräch in den höhern olympischen Regionen vom zweiten Range aufwärts zu der Galerie. Bewegung unter den gespannten Zuhörern, Bewegung unter den gespannten Saiten, die in ihrer conservativen Stimmung nachgelassen haben, Klagelaute der Geigen und Bässe, die eine geübte Meisterhand an den Ohren schraubt, chaotisches Gemenge der unarticulirten Laute, die jeder Musikliebhaber aus seiner Concertpraxis genugsam kennen wird, endlich ein zischendes, allgemeiner werdendes Gebot des Schweigens, dem sich die meisten Stimmen fügen — und unter dem Getuschel und Gewisper des ersten Rangs beginnt die Ouvertüre zur Zauberflöte.

Die Aufmerksamkeit ist im Allgemeinen gespannter, als sich erwarten läßt; eine höhere Seelenstimmung gibt sich den Eindrücken der Kunst hin, der echten, wahren Kunst,

die mit den Sympathieen des Volks viel gemein hat, und drei Viertheile der Ouvertüre sind an dem Taktstock des Kapellmeisters vorübergegangen. Da erhebt sich eine leise Bewegung im zweiten Range, die sich fortpflanzt, wie, von einem plötzlichen Windhauch getrieben, eine Woge rauschend sich zur andern bewegt. Ein gewisser Anstand läßt die Unruhe nicht zum offenen Ausbruche kommen; aber auch das Orchester wird von ihr ergriffen, der Kapellmeister nimmt ein schnelleres Tempo, um nicht unterbrochen zu werden, und eine Menge von Schnitzern abgerechnet, die vielleicht nur Peter's selbstvergessenes, argloses Herz empfindet, wird das Ende des Tonstücks glücklich erreicht.

Man applaudirte. . . .

Hier wird ums Wort gebeten! ruft ein Dutzend Stimmen im zweiten Range. Die Logen zischen, das Parquet sucht den Frieden durch ein energisches Stampfen mit den Füßen herzustellen, obgleich sich in seinem Schooße viele oppositionelle Stimmen hören ließen.

Reden! ruft es aus hundert Kehlen zu gleicher Zeit und vor den Willensäußerungen des Volks schweigt die Opposition.

Auf den Kronleuchter mit dem Redner! ruft ein Witzbold von der Galerie, und einige Freunde des Humors versuchen in ein Gelächter auszubrechen.

Man las die neuesten pariser Nachrichten vor und das Schauspielhaus verwandelte sich für einige Minuten aus einem Concertsaale in einen politischen Club.

Peter hatte mit Erstaunen dem ganzen Vorgange zugesehen; er war offenbar kein großer Politiker und wußte wol nicht, welch ein Unterschied zwischen Ludwig Philipp und Lamartine war. Was er von seinem Mentor darüber gehört, reichte gerade zu, ihm begreiflich zu machen, daß in einer Frist von noch nicht vier Stunden sich gewaltige Neuerungen zugetragen hatten und in seiner Seelenstimmung schien ihm Nichts natürlicher. Er war in dem höchsten Stadium des menschlichen Egoismus, den wir euphemistisch Liebe nennen und stimmte in den allgemeinen Enthusiasmus mit ein. Solche Umwälzungen waren in seinem Leben in einer Viertelstunde vor sich gegangen; Clärchen, die Königin seines Herzens, dessen Herrschaft er niedergelegt, die Regentin seiner Gefühle, hatte sich ihrer Würde entäußert und war zu ihm herabgestiegen. Das Motto: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" kam seinem naiven Gemüthe so selbstverständlich vor, daß er darüber gar nicht erschrecken konnte. Allenfalls würde er an die Stelle der Brüderlichkeit, die sein Gefühl sehr mangelhaft ausdrückte, die Liebe gesetzt haben. Im Ganzen aber war er durchaus glücklich; er betrachtete den Umschwung der Dinge gewissermaßen als das Bestreben der Welt, sich seinen Gefühlen möglichst anzupassen. Ja er war Revolutionär aus Liebe; er fühlte in diesem Augenblicke einen Ueberfluß von Kraft in sich, den er auf keine anständigere Weise verrathen zu können glaubte als durch eine rast- und planlose Thätigkeit im Zerstören und Neubauen. Als der Sturm sich wieder gelegt und der Pianist an seinen Concertflügel schreitet, hat er noch lange nicht die Aufregung seines Herzens bemeistert.

Aufmerksamkeit und Beifall wurden dem Virtuosen im vollsten Maße zu Theil. Er trug eine eigene Composition so meisterhaft, so fein schattirt und nüancirt, mit eben so großer Kraft als Zartheit vor, er behandelte das Tempo so geschickt und glitt über die schwierigsten Passagen mit so bewußter Leichtigkeit hin, daß er sein Auditorium zu wahrhaften Applaus-Verzückungen hinriß. Er triumphirte über die Revolution und das war ihm schon zur Gewohnheit geworden, zu versuchen, wie weit seine Meisterschaft sich Anerkennung verschaffte. Das politische Intermezzo war ihm deshalb nicht ungelegen gekommen. Da er sein Publicum kannte und im Allgemeinen den wahren Werth der Gunstbezeigungen richtig schätzte, so studirte er sich nur in raffinirten Erfolgen. Zufrieden mit seiner Leistung nahm er mit lächelnder Miene die Huldigungen in Empfang, die sowol

seinen Talenten wie seiner ganzen Persönlichkeit galten. Eine gewisse Ermüdung konnte er freilich bei alledem nicht ableugnen, er hatte „reüssirt", aber auch Opfer gebracht, die ihm auf die Dauer immer mehr Schatten in seine musikalische Laufbahn warfen. In seinen Augen war Peter ohne Geld, ohne Ruf, ohne Freunde beneidenswerth in dem Momente, wo er jugendlich keck und von dem reinsten Enthusiasmus durchglüht vor das Publicum trat, dem er sich noch nicht verkauft hatte. Wie viel beneidenswerther wäre er ihm erst erschienen, hätte er seine Liebe zu Jufrow Clara Amstraaten gekannt!

Und Peter ist wahrhaft hochmüthig in diesem Augenblicke; sein Gehirn schwindelt ihm im Revolutionsfieber, als der Kapellmeister den Taktstock erhebt und das Orchester die Introduction zu seinem geliebten E-moll-Concert beginnt. Ihr werdet hören, denkt er bei sich, daß Jufrow Clara Amstraaten keinem Unwürdigen ihre Liebe geschenkt hat.

Wirklich gefällt seine jugendliche Keckheit dem Publicum, die ersten Sätze seines Concerts fesseln, die Zuhörer sind gespannt, den Solisten zu hören, für dessen Befähigung der Ruf des Pianisten bürgt. Peter setzt sich in Positur, der Kapellmeister sieht ihn an, er setzt richtig ein, er bläst — bläst — bläst — aber o Himmel! Ein schallendes, niederschmetterndes Gelächter von der olympischen Galerie, das sich lawinenartig zum dritten, zweiten, ersten Range fortpflanzt, in dem Parquet, im Parterre widerhallt und, als hättest du in Oberon's Horn gestoßen, das verstummende Orchester zu einem allgemeinen Veitstanze des Gelächters fortreißt! Was hatte er gethan? Was war ihm passirt? Unglückseliges Clarinettenspiel! Die Clarinette überschlug sich in den Läufen, in den reizendsten Volaten seines vielgeliebten E-moll-Concerts, gurgelte sie in so sonderbarer, drolliger Weise, daß Peter selbst nicht wußte, sollte er vor Verzweiflung wie Loth's Gemahlin zur Salzsäule erstarren oder mit in das Gelächter einstimmen!

Durch das Haupt blitzt ihm der Gedanke an die Mündigkeit der Zeit. Eine revolutionäre Geistesgegenwart überkommt ihn, er tritt zwei Schritte vorwärts, neigt sich über den Zuhörerraum und das Auditorium verstummt erwartend. Und ehe der Pianist ihn von einer Thorheit abhalten, ehe das mißfällige Gemurmel der vornehmen Welt über diese unerhörte Dreistigkeit sich Bahn brechen kann, ertheilen ihm schon hundert Kehlen die Erlaubniß zum Reden und ein unsterblicher Humor regiert durch alle Theile des Hauses. Peter stottert und sucht sich zu fassen. „Es wird mir Jedermann bezeugen und namentlich die Herren vom Orchester — — nicht wahr, meine Herren"? ruft sein sanftes Gemüth.

Ja wol, ja wol! antwortet das Orchester, beinahe von Lachlust übermannt.

Daß, wenn das Blatt einer Clarinette zu lose ist, die Clarinette sich nothwendigerweise überschlagen muß —

Ja wol! Ja wol! ruft das Orchester.

Ja wol! hallt es hundertstimmig im Zuhörerraume wider.

Wenn sich das verehrungswürdige Auditorium wenige Minuten gedulden will, werde ich dem Uebelstande sofort abhelfen — —

Die Zustimmung erfolgt von dem terroristischen Berge und Peter macht sich mit vielem Eifer an seine Arbeit. Er schraubt, wickelt, dreht, bespeit, umwindet das Blatt und macht endlich, mitten unter dem Jubel des über diese komischen Bewegungen lachenden Publicums, wieder eine Verbeugung an den Lampen. Das Orchester beginnt von neuem, der Kapellmeister winkt, Peter setzt ein und diesmal ist das Blatt der Clarinette nicht zu lose. Er pustet, er bläst sich auf, er sieht aus wie ein fabelhafter, purpurrother Frosch, der eben bersten will — umsonst, das Gelächter über die komische Erscheinung tobt nun einmal doch unter den Zuhörern, ergreift den boshaften, rachedürstenden ersten Rang, rührt das mitleidige Orchester bis zu Thränen und zwingt selbst dem Pianisten ein Lächeln ab, das zwischen Scham und innigem Bedauern schwankt.

Verloren! flüstert Peter'n hämisch sein böser Genius zu und er läßt die Hände sinken.

Clärchen! ermuthigt ihn sein Schutzgeist und rasch tritt er wieder an den Rand des Orchesters. Aber Scharren, Zischen, Murren unter den Zuhörern empfängt ihn. Vor, hinter, neben sich hört er das Hohngelächter der Hölle toben und rennt wie ein Besessener von der Bühne, aus dem Hause durch die Straßen. Alle seine Pläne sind zerstoben, seine Hoffnungen vernichtet, Clärchen lacht mit unter den Spottenden. Armer Peter van Petrissen! Brennt's wo, brennt's wo? laufen die Straßenjungen ihm nach. Ja! es brennt in seinem Herzen eine tiefe, unauslöschliche Scham. Er war ein Opfer des Instruments, das er einst gewählt hatte, seiner geliebten Clarinette.

Siebentes und letztes Capitel.

Aber die Herzen bewähren sich.

Drei Jahre sind nach jenem unglücklichen Abend vergangen und der Sommer neigt sich eben seinem Ende zu. Es ist ein lieblicher, milder Abend; die Sträucher eines kleinen Gärtchens duften in das offene Fenster hinein, aus dem sich die Klänge einer Beethoven'schen Sonate ergießen und feierlich in die Nachtluft hinauszittern. Es schimmern die Sterne am Himmel und weiße, friedliche Wolkenschäfchen flattern zerstreut auf den blauen Triften des Firmaments. Es summen die Nachtfalter in den Strahlen des Lichts, das aus dem saubern Häuschen hervorbricht, und lauschend klettert eine Weinrebe oder ein Schlinggewächs in das Zimmer, das von einer glücklichen Häuslichkeit, von Frieden, Wohlstand und Bescheidenheit zeugt.

Ein Alter sitzt vor einem schönen Flügel. Es ist der treue Organist. Peter streicht neben ihm das Cello. Sie spielen die wundervolle A-dur-Sonate und ihre Augen leuchten und glänzen, als hätte eine einzige, klare Thräne sich in Millionen von Thautropfen aufgelöst, um sich an den Spiegel ihrer Seele zu hängen. Meisterhaft ist die Ausführung; jeder Ton klingt wie eine Perle; ihre Herzen berühren sich in innigem Verständnisse und aus den Epheuranken blickt wehmüthig von der Wand das Bild des lauschenden Meisters, der das Gehör für seine Schöpfungen verloren hat. Ein unnennbarer Zauber, eine tiefe dramatische Wirkung liegt in diesem reizenden Tongemälde, wie in dem Dämmerlicht des Abends die Tonwelt sich in eine Fülle von Gestalten auflöst und die tiefmelancholischen Anklänge an seiner Ruhe wie Schatten vorüberziehen. Der Mond zieht eben herauf und schwimmt wie eine leuchtende Blüte auf dem blauen Grunde des Himmels, lichte Wölkchen streichen noch wie Segelschiffchen an ihm vorüber und eilen flüchtig von dannen; aber als lockten ihn die Melodieen des Friedens, die sich im Schlußsatze der Sonate von allen Wolkenschatten losringen, so steigt er herauf und blickt voll und friedlich in das Zimmer wie eine einzige, nachzitternde Harmonie, wie ein Schleier der himmlischen Ruhe.

Magisch ist dieser Effect, die beiden Musiker drücken sich tiefergriffen die Hand und schweigen — — —

Und du, hebt endlich Peter zuerst an, du wolltest mich glauben machen, deine Kräfte hätten für dein Amt nicht mehr ausgereicht? Du mußtest deinen Abschied nehmen, weil deine Hände zitterten und die Tasten der Orgel dir nicht mehr gehorchen wollten?!

Aber Peter! ich bitte dich, stammelt erröthend der Alte, sei doch gescheit, Junge.

Nein, entgegnet dieser, ich will's jetzt heraushaben! Ich weiß, du kannst keine Unwahrheit verfechten. Warum legtest du deine Stelle nieder?

Peter! ich habe es dir schon gesagt, rief der in die Enge getriebene Alte aus, warum frägst du so oft danach?

Du warst zu schwach? inquirirt der unerbittliche Freund; deine Hände, deine Füße zitterten, dein Kopf wankte hin und her? lacht er spottend — he?

Nun ja doch! quält sich der blutrothe Mann ab, ich fühlte mich wirklich zu schwach; braucht's denn auch gerade in den Händen und Füßen zu liegen?

Aber im Herzen? forscht Peter weiter.

Wenn du es nicht anders haben willst, meinetwegen! Ich war so einsam und verlassen, ich konnte es so nicht mehr aushalten und hätte müssen auf meine alten Tage noch in die Welt wandern. Dein Brief vor jenem Concert so voller Hoffnungen, das Lob eines fertigen Virtuosen brannte mir im Herzen, ich konnte deinen alten Flügel nicht mehr anrühren, ich spielte nur aus Zwang die Orgel, gab meine Schulstunden nachlässig und dachte nur immer, wenn ihm doch etwas begegnete, das ihn zur Umkehr vom modernen Virtuosenthum zwingt!

Und du, lachte Peter, du wünschtest mir jenen entsetzlichen Abend, an dem ich beinahe den Verstand verloren hätte?

Ja Peter, entgegnet der Alte in komischer Beschämung, ich konnte es nicht mehr aushalten. Die alte Selbstsucht, die ich nie ganz ausrotten konnte, regte sich in mir, und ich hielt dein Misgeschick für ein günstiges Zeichen, das mir Muth einflößte!

Und mit diesem Muthe batest du um deinen Abschied? forscht Peter, indem er lachend seinen Arm um den Hals des Lehrers schlingt. Und batest, mir diese Stelle zu geben!

Doch eine dritte Person war hinzugetreten und lauschte. Jetzt vermag sie sich nicht mehr zu halten, springt auf und hängt sich auch dem alten Magister an den Hals und so reicht sie Peter'n die Hand und sie führen den alten Mann die Stube auf und ab. Diese dritte Person? Ehemals trug sie ein rosaseidenes Hütchen auf dem reizenden Lockenkopfe, dann einen Strohhut mit blauem Bande, endlich ein Häubchen und wurde immer hübscher und glücklicher und wurde Peter's, des Organisten, liebes, holdseliges Weib. Ihre Augen sind noch so licht blau und klar, ihre Lippen lachen noch so rosig, die weißen Zähne blicken noch so schelmisch hervor, und das volle, frische Gesichtchen mit den Grübchen, die sich in den Wangen eingestellt haben, strahlt wie ein rothbäckiger Apfel. Ihr hoher Wuchs, der durch keine übermäßige Fülle entstellt wird, gibt dem jungen, blühenden Weibchen ein beinahe mädchenhaftes Aussehen, das durch ihr naives Wesen, die schnellen, leichten graziösen Bewegungen noch erhöht wird.

Man bespricht das Malheur der Clarinette und die Erlösung vom Virtuosenthume. Sancta-Cäcilia mußte etwas an den Löchern verstopft haben an jenem Abend. Alle Drei weinten damals, jetzt lachen sie, so laut, daß sich ein viertes Wesen, das in die Geschichte Peter's gewissermaßen hineingehört und in einer Wiege liegt, zu regen beginnt und mit einigen noch unmusikalischen Tönen sein Dasein und sein Erwachen anmeldet. Schnell windet sich die junge Mutter los, nimmt aus der Wiege ihren Säugling, der sich mit den Händchen die Augen reibt und seine Sehnerven zunächst auf die Lampe richtet, dann im Kreise herum die Mutter, Peter und den Organisten begrüßt.

Clärchen! sagt Peter im väterlichen Tone, warum munterst du das Kind so spät noch auf?

Da, nimm den Jungen hin! lacht das blühende Weib und schilt, wenn du noch kannst! Siehst du nicht, wie er lächelt?

Und sie schmiegt sich an ihn und flüstert ihm ins Ohr:

Ich war so glücklich! das Kind mußte mit dabei sein!

Thörin! lächelt Peter, ihr sanft die Locken streichend.

Peter! ruft der Organist aus, der schweigend vor Rührung dagestanden und sich nach einem Gegenstande seiner Zärtlichkeit sehnt, gib her den Jungen! Wer hätt's gedacht, daß wir auf unsere alten Tage noch Kinder warten sollten!

Er nimmt das wenige Monate alte Kind, tändelt in der Stube umher, singt, springt, lacht, hält es den Aeltern hin, zieht es schnell weg, bis das kleine Wesen in das ausgelassene Gelächter einstimmt und die Vier eine Gruppe des zufriedenen, glückseligen Lebens bilden. Clara schmiegt sich an den geliebten Mann, der jetzt nicht mehr wie ein Federfittig aussieht; der Alte lacht und tändelt.

Ein später Besuch unterbricht die allgemeine Heiterkeit. Ein Knabe aus dem Dorfe bestellt ein Compliment von seinem Vater, der von der Post der Nachbarstadt einen Brief für den Herrn Organisten mitgebracht.

Der Poststempel ist von einer großen Stadt Hollands; das Siegel gehört einer städtischen Behörde an. Peter erbricht kopfschüttelnd den Brief und langt zuerst nach dem Umschlage, auf dem sich wenige Zeilen befinden.

Da hört! ruft er aus. Ich danke dir, Kind, wendet er sich an den Knaben, grüß' Vater und Mutter!

Und wie der Knabe sich entfernt, blickt das Gesicht seines Weibes über seine Schulter; der Organist hält den Jungen hoch, damit ihm ja keine Silbe verloren gehe und Peter liest:

Mynheer!

Der Zufall hat mich in die Lage versetzt, den Unfall, der Sie einst in meinem Concerte traf, einigermaßen wieder gut zu machen. Aufgefodert, der Stadt Harlem einen tüchtigen Musikdirector nachzuweisen, konnte ich vor Allen mein Augenmerk nur auf Sie richten. Glücklicherweise erfuhr ich Ihren Wohnsitz und die städtische Behörde richtet nun an Sie in beifolgendem Schreiben einen directen Antrag, den Sie gewiß annehmbar finden werden, wenn er auch die gerechten Ansprüche Ihres Talents nicht befriedigt. Mit der Hoffnung, Sie dadurch einer Laufbahn wiederzugeben, in der Sie leider so unglücklich unterbrochen wurden,

zeichne ich mich Ihren ergebensten . . .

Wer beschreibt das Glück der kleinen Familie, die sich nicht die Zeit nahm, den Antrag lange zu studiren! Selig saßen sie in ungetrübter Heiterkeit beisammen; der jüngere Peter schlummerte in der Wiege, die manchmal mit dem Fuße angestoßen wurde und die Drei flüsterten über ihre gemeinsamen Pläne und dankten dem braven Virtuosen, der sich bei allem Ruhme doch das Herz erhalten hatte.

Peter! sagte der Organist, ehe sie sich trennten, nicht Alle können Großes in der Musik leisten. Aber es gibt manchen verschollenen, alten Musiker, der ein Herz und ein Ohr hat und den wahren Kunstsinn in die Herzen der Jugend einpflanzt. Ohne Ruf, ohne glänzende Stellung in der Gesellschaft, oft verkannt und vergessen gehen sie über den irdischen Schauplatz und Niemand sieht ihre Fußtritte. Aber ihre Spuren sind lebendig in den Herzen ihrer Schüler und sie sind die Wächter des heiligen, musikalischen Feuers. Peter, dieses lohnende Bewußtsein kannst du erringen und brauchst ihre Mühen nicht zu tragen. In deinem neuen Wirkungskreise kannst du den Geist der classischen Musik auferwecken, kannst Herzen zu einem edlen Streben erziehen — und wenn du mich mitnimmst — dann fühle ich, alle Hoffnungen, die ich an deine Person knüpfte, sind erfüllt! Peter — Clara! mein altes Herz wird Ruhe bei euch haben, bis es — dahin wandert, wohin auch ihr mir folgen werdet!

Nach wenigen Wochen zogen die Glücklichen gen Harlem und Peter wirkt segensreich in einem Amte, das ihm ein öffentliches Unglück erworben. Wir wissen nicht, ob er im Conversations-Lexikon fortleben wird, in vielen Herzen wird er es.

Edmund Monckee.

Englands berühmte Namen.

Unser Jahrhundert überflügelt Raum und Zeit. Entfernungen, die sonst nur der kühne Gedanke ermaß, werden uns durch eine Locomotive im Fluge erreichbar. Reisen wir nicht, so haben wir Panoramen und Dioramen; wir machen Nilfahrten, Mississippi-, Missourifahrten; — wir gehen nur tausend Schritte und schauen vom Rigi hinüber in die schneebedeckte Alpenkette, beobachten von der Spitze einer chinesischen Pagode den Markt von Peking, gefüllt mit putzigen Zopfmenschen, und ist das Auge nicht ermüdet, so mag es aus dem Nachen des Plinius dem flammenspeienden Vesuv zuschauen, das Colosseum im Mondschein erblicken und mit Lord Franklin unter den Eisbergen des Polarkreises verlorengehen — das Alles kann uns in London, Paris, Wien, Berlin ein Tag, ein Abend, eine Stunde einbringen und das Auge, das nimmer gesättigte, blickt, wenn es einmal diesen Luxus des Schauens gekostet, unstet umher nach Mehr und Mehr und von der Außenwelt wird man zuletzt anfangen müssen, übersättigt wieder in die Innenwelt zu dringen.

Englands berühmte Namen! Während die Kunst mit leichter Hand die bunten Farben mischt, mit schneller Abwechselung ihre Bilder hinstellt und dem Auge in rascher Folgereihe vorüberführt, kann die Feder, als Führerin der Gedanken, nur in langsamem Fortschritt die eigene Vorstellung vor das Auge des Lesers rücken und ihm den Spiegel vorhalten, in welchem er die Gegenwart, aber eine ferne, dem eigenen Blicke unerreichbare, schaut. Wird unsere Feder eine solche Aufgabe genügend lösen? Wird es ihr gelingen, den Leser mit sich zu führen in ein Land, das sein Fuß vielleicht noch nie betrat, wo über den reichen grünen Fluren eine graue Nebeldecke hängt und aus tausend himmelhohen Essen eine schwarzgemischte Feuersäule steigt, die ankündet, daß man den Mittelpunkt der industriellen Welt erreicht hat? Wird es ihm wohl sein unter diesen ewig klappernden Maschinen, unter diesem Zischen und Brausen von Dampf und Wasser, unter diesem Wogen und Treiben nimmer ruhender Geschäftigkeit, wo ihn kein Freundesauge grüßt und keine Hand sich bietet mit dem tröstenden Zuspruch: „Fremder, ich habe eine Minute Zeit für dich!" Doch sorge nicht! Nur aus der Perspective sollst du schauen und nicht auf den Markt des Lebens will ich dich führen, sondern in stille Klausen, wo noch auf dem häuslichen Herde das Heimchen zirpt und an der Flamme der die Gemüthlichkeit anregende Kessel siedet! Folge mir in die Nähe berühmter englischer Namen!

1. Bulwer.

Die Themse hinauf liegt ein Dorf Namens Fulham. Freilich, ein Dorf bei London! Landhäuser, Villas, stattliche Wohnungen dicht beieinander! Weiß und freundlich guckt das Alles aus dem dunkeln Baumgrün hervor... Vor einer dieser Villen, in einem kleinen Garten gelegen, hält soeben ein Wagen. Der Kutscher steigt ab, schellt... Ein in einen schwarzen Frack und weißes Halstuch gekleideter stattlicher Diener öffnet die Thür, öffnet die Pforte des Gartens. Man tritt ein. Gleich rechts im Hause ist ein großes Zimmer, aus dem ein Herr, uns zu begrüßen, tritt. Er ist groß und schlank von Gestalt, trägt einen himmelblauseidenen langen Rock, dem man die weiche Wattirung zwischen dem seidenen Futter ansieht; eine dicke Schnur befestigt ihn um den Leib. Er streckt seine weiße, dünne, schön gepflegte Hand aus und heißt den Gast willkommen, worauf Beide in das Gemach treten, dessen Bewohner, Edward Lytton Bulwer, vor uns steht. Im Kamin lodert ein helles Feuer, obgleich der Mai die schönsten Blüten, wie Schnee auf den Zweigen, dicht vor die Fenster hängt, die von beiden Seiten Licht in das

Zimmer senden. Auf einem großen Tische — dem Eßtische —, der in der Mitte dem Kamin gegenübersteht, liegt ein aufgeschlagenes Buch, worin der Autor soeben an seinem neuen Werke geschrieben. Zu beiden Seiten des Feuers stehen bequeme Sessel; man nimmt Platz. Der berühmte Mann sieht bleich aus, krank könnte man sagen. Sein rothblondes Haar lockt sich um seine Stirn und sein noch rötherer Bart hängt tief herab. Sein Gesicht ist außer Verhältniß lang, seine Nase groß, die Augen mattblau, nur bei einem plötzlichen Gedankenblitze in einem Kreuzlichte spielend, das dem Wetterleuchten am grauen Abendhimmel gleicht. Seine Unterhaltung ist die eines blasirten Weltmanns, zu sehr ohne Ernst und ohne Antheil. Er hat Schiller's Gedichte übersetzt, ohne Deutsch zu verstehen und schätzt überhaupt Deutschland und seine Literatur nur obenhin. Er hält es mit dem Schein der Dinge und meidet die Wirklichkeit, die ihn mit grauen Farben anstarrt.

Die kleine Villa, in der wir ihn jetzt finden — eine Villa, wie er sie uns in „Ernst Maltravers" schildert —, dient ihm im Sommer, um dann und wann dem Geräusche der Stadt zu entfliehen und hier in der Stille zu dichten. Einsam ist es hier und friedlich; auch der flüchtigste Gedanke mag hier festgehalten werden und jeder wachende Traum auf dem Papiere eine Zukunft finden. Maiengrün und Blütenregen mögen hier von Hoffnung und Liebe reden; aber die Wirklichkeit thut es nicht. Von seiner Gattin lebt er getrennt, wie der Welt bekannt; die einzige Tochter ist fremden Händen vertraut und schwankt dem Grabe zu. Der Sohn und Erbe ist noch auf der hohen Schule. Bulwer findet daher wenig in seine Wagschale gelegt von Glück und Freude, nur der Dichter allein darf sich schadlos halten für Das, was seinem Doppelgänger entzogen. Die Ideale, welche die Phantasie hier erschafft, sind Kinder des Geistes und reifen in die Welt hinaus, wo sie ihre Heimat finden; das Herz aber bleibt zurück und schaut weinend um sich und findet keine Stätte, wo es ruhen kann nach des Tages Mühen.

2. Lady Bulwer.

Wir kehren in die Stadt zurück. In einem kleinen Square, Hans Place genannt, bleiben wir stehen und betrachten das schöne Grün, das die wohlgeschützten Bäume schmückt, und die traulich blickenden Häuschen, die den Garten rings umschließen. Es ist still auf diesem Platze; kein Wagen rollt hier, selten nur kommt ein Fußgänger des Wegs; aus der Ferne hört man dumpf das Geräusch der ewig rasselnden Räder von Piccadilly, dieser endlosen Fahrstraße des großen London. Hans Place enthält viel Miethwohnungen, was wir bei uns in bestem Deutsch chambres garnies nennen. Wir treten in eins dieser Häuser und fragen, ob Lady Lytton Bulwer zu sprechen sei. Auf die bejahende Antwort führt man uns in den ersten Stock. Ein Haus in London hat immer nur ein Zimmer nach vorn hinaus, das die ganze Breite des Hauses einnimmt. Wohnlich, behaglich und elegant. Das gewöhnlich Kärgliche einer kleinen Miethwohnung ist versteckt durch die manchen kleinen Zierathen, Decken, Bücher, Kästchen, mit denen eine Dame von Vermögen und Geschmack ihre Umgebung zu schmücken weiß. Ueber dem Sopha hängt das Bild eines schönen Knaben mit blonden Locken. Es wird der älteste Sohn sein. In einem Armsessel ruht ein verzogenes kleines schwarzes Schooshündchen. Die Besitzerin dieses Gemachs hat sich von ihrem Schreibtische erhoben, wo auch sie an ihrem neuen Roman arbeitete. Es ist eine corpulente Dame, vielleicht vierzig Jahre alt. Ihr Haar ist schwarz und glänzend und in einer dicken Flechte in einem Kranze über ihre Stirn gelegt, wie die jungen Mädchen es auch hier mitunter tragen. Ihre Augen sind groß und vom schönsten tiefen Blau, mit schwarzen langen Wimpern geziert. Die Nase hat einen griechischen Schnitt, der Mund gleicht einer Kirsche, die vollen Wangen zieren tiefe Grübchen. So weit die Natur. — Hat auch die Kunst mitzureden? Die arge, betrügerische Kunst? Ich schweige. Aber man ist hier auf seiner Hut. Man

hört von ihr den Gatten verklagen, hört, daß er ein anderer Lovelace wäre, hört, daß er sich weigere, ihre Schulden zu bezahlen, hört. . . Doch wir schütteln den Staub von unsern Füßen und eilen davon. Dieser Bund der Seelen ward nicht im Himmel geschlossen.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Schweizererinnerungen.

II. Bern.

Es ist seltsam in den Schweizerstädten, wie in ihnen die wildeste und gehässigste Politik so still und geräuschlos vor sich geht. Man kann diese vor den Fremden aufrecht gehaltene Discretion nicht genug bewundern. Im Sommer wenigstens macht sich das ganze aufgeregte Staatsleben der Schweiz nur wie im Incognito. Man will eben eine Revolution beginnen; die große Glocke eines Hotels kündigt aber eine sechsspännige Equipage an, eine Lordschaft fährt vor und man schiebt seine Ueberzeugungen und Leidenschaften, seinen Zorn und seine Rache bis auf Weiteres auf. Schreiber Dieses war in Luzern kurz vor dem Sonderbundskriege. Die Partei der Kapuziner stand wie mit brennender Lunte. Man sah Schrecken und Furcht auf schweigenden und sich gleichgültig stellenden Mienen. Väter waren gefallen, Brüder verbannt, die furchtbarste Tendenzverdächtigung füllte die Gefängnisse. . . Die Reisenden gingen dabei ab und zu und die Veranstaltungen der Wirthe und was zu ihrem Wirken gehört, waren so gut getroffen, daß die meisten englischen Ladies mitten in einem arkadischen Frieden zu leben glaubten. Nächtliche Ueberrumpelungen der Thore und der Zeughäuser wurden ihnen für harmlose Schießübungen dargestellt. Nicht die Angst der Ladies, nur die Unruhe ihrer Schooshündchen bestimmte sie zur Abreise. So war auch im benachbarten Freiburg die jetzt daselbst herrschende radicale Partei in größte Bedrängniß gerathen durch den Tag von Posieux, wo die Freunde der (Geld ins Land bringenden) Jesuiten wieder ihre Kräfte zählen wollten und sich in erschreckender Ueberzahl einstellten. Die bewaffnete Macht Freiburgs war consignirt, Familien flüchteten ins berner Gebiet, man erwartete Nachrichten von Feuer und Flammen, aber die von Freiburg kommenden Durchreisenden hatten, im Angesicht der beginnenden Saison, von alle Dem nichts gemerkt. Und in Bern selbst hatte eben die Aufhebung des Seminars von Münchenbuchsee die daselbst jetzt unterdrückte liberale Partei in leidenschaftliche Bewegung gesetzt — in Freiburg herrscht die liberale, dicht daneben in Bern die aristokratische Partei und so geht es abwechselnd und ein Canton dem andern widersprechend durch die ganze Schweiz — Artikel gegen Artikel schleuderte man sich in den Blättern zu, die öffentliche Scene blieb aber ruhig und die Fremden konnten gewiß sein, von alle Dem unbehelligt zu bleiben.

Bei den Streitigkeiten wegen des Seminars in Münchenbuchsee, das die jetzige conservative Regierung seines, wie man behauptet verwilderten, demokratischen und neologischen Geistes wegen aufhob, wurde auch mannichfach Jeremias Gotthelf oder Pastor Bizius in Lützelflüh genannt, auf den ein deutsches Ohr, wie sich von selbst versteht, sogleich aufmerksam hinhört. Bizius hat, wie die Kenner seiner Schriften sich entsinnen werden, Waffen genug gegen das moderne Schullehrerthum geschmiedet, grobe und feine, lange und kurze, ehrliche Schwerter und unehrliche Dolche. Dieser wunderbar begabte, ohne Zweifel außerordentliche Schriftsteller ist leider vermöge seines Schweizernaturells so sehr ein Rabulist, daß er sich besser zum Advocaten geeignet haben würde als zum Seelenhirten. Man schilderte ihn als einen behäbigen, vollen, runden Lebemenschen, der gut nach Einsiedeln und Muri paßte. Das Wettern und Kanzelrandschlagen, das Seelenaushunzen,

wie man es nennen möchte, in seinen Schriften ist bekannt. Wie Gott ihn dazu mit Witz, Phantasie und der prächtigsten Uebung jener traditionellen Schweizerrhetorik, die von Lavater bis Zschokke meist sehr berechnet bald in Treuherzigkeit macht, bald in Pathos, ausgerüstet hat, wissen Alle. Für unser deutsches Gefühl liegt in dieser Wildheit, in der jähzornigen Leidenschaft und dialektischen Kniftologie eines kirchlichen Streithahns etwas tief Verletzendes und unuß die Bedeutung, die der seltene Genius dieses Mannes für unsere Literatur haben könnte, selbst für seine Gesinnungsgenossen beeinträchtigen. Eben noch sind wir von Bizius' meisterhafter Auffassung und Wiedergabe des Volkslebens ergriffen, sehen diese kalten egoistischen Bauern in der Kleinwelt ihrer Begriffe und Interessen mit der ganzen Kraft geschildert, wie sie sich auf der ihnen zugehörenden Scholle zu stemmen und zu behaupten gewohnt sind, lachen mit diesem sprudelnden Humor der Satire, die den Dünkel, die Anmaßung, die falsche Cultur, die Sucht nach Geld und Gut, den Geiz, die verschlungensten Irrgänge eines durch die Landessitte fast berechtigten und naturwüchsigen Egoismus im Schweizervolke mit allen Waffen eines überlegenen Geistes geißelt — und plötzlich sinkt uns der große Prophet des Worts und der Herzenskündigung zum zornfunkelnden Theilnehmer dieser ganzen rohen und wilden Parteiwelt herab, wird Parteimann in der ganzen schweizerischen Bedeutung des Worts, verfolgt die Aufklärung, die Bildung der Zeit, verwechselt die Ausartungen, die leider auch das Streben zum Guten hat, mit diesem Streben selbst, setzt das Gute sogar in die verworfensten und kaum noch sittlich berechtigten Begriffe von göttlicher Ordnung und Heilspflege, malt mit allen Uebertreibungen einer dem Alten Testamente entlehnten Phraseologie die Regierung Gottes in Farben, wie man sie dem beschränktesten Bauer nicht mehr so grell aufklert, und tritt Logik, Philosophie und Poesie mit Füßen. So verwirrend, so oft zum Schlagtreffen erhitzend und das Blut zum Kopf treibend wirkt in diesem Manne des Geistes und des Worts die schweizerische Parteiung. . . Die Gegenpartei hat in berner Blättern Privatbriefe von Bizius drucken lassen. Ein an sich ganz unerlaubtes Verfahren. Sie stellen den Zuchtprediger in derselben Menschlichkeit hin, in denselben lustigen und an sich ganz lobenswerthen Uebergängen von einem Strauße frischer Feldblumen zu einem kräftigen Rinderbraten, von einem Samstagsconcept am Studirtisch zu einer bedachtsam angestellten Probe einer neuen Lieferung Niersteiner, Uebergänge, die sich auch bei seinen Gegnern und überall da finden werden, wo der Mensch, an sich ganz gerechtfertigt, gern sehen muß, daß er von seinen Ueberzeugungen auch sein Brot zu essen und möglichst seinen Wein zu trinken hat. Aber hat man einmal doch von dem himmlischen Eifer eines Mannes durch authentische Beweise ein solches Bild gewonnen und muß ihn in den allgemeinen irdisch-irdenen Topf der Interessen werfen, wo alle Parteiung Egoismus wird, so nimmt sich auch Bizius' Zorneseifer gegen die armen Schullehrer von Münchenbuchsee, unter denen die Schriften von Strauß und Feuerbach circulirt haben sollen, im Ganzen genommen kläglich und über allen Zauber eines eminenten Beobachtungs- und Darstellungstalents hinaus wie im ältesten Schweizerstile von Anno 1777 aus.

Seit Jahren hat mir der Aufenthalt in Schweizerstädten, Zürich ausgenommen, immer die gleiche Empfindung gemacht. Man kann immer nur gerade so lange in ihnen aushalten, bis die nächste Post abgeht. In Basel sieht man sich die gemalten Höllenstrafen an den Hofwänden des Rathhauses an, wandert eine halbe Stunde auf dem verwitterten Sandstein des Kreuzganges am Dome, besucht einen Tractaten- und Missionsschriften-Buchhandel und reist ab. In Freiburg wiegt man sich etwas auf der Kettenbrücke, hört die große Orgel in der Nikolauskirche, besucht eine Jesuitenpredigt und nimmt die Post. In Lausanne wandert man durch die Promenaden der Stadt, betrachtet sich das Hôtel Gibbon, sieht ein spazierengeführtes Pensionat von jungen Mädchen aus aller Herren Ländern oder wohnt, auf besondere Empfehlung, einem Damen-Thee

bei, wo zwei Stunden lang über die Rechtfertigung durch den Glauben und die Gnadenwahl gestritten wird und ist froh, wieder die frische Luft der See zu athmen und auf der Helvetie nach Genf zu schiffen. In Genf bewundert man die Einmündung der Rhone, mustert die Uhrläden am Quai, vergleicht in stiller Betrachtung auf der Rousseau-Insel die Statue Jean Jaques' mit seinem frühern Exil, mit dem Schicksale seiner „Briefe vom Berge" und den Scheiterhaufen, die früher hier überhaupt die Polemik für Menschen, später wenigstens nur noch für deren Schriften lodern ließ, läßt sich seine erste Rechnung im Hôtel des Bergues geben und hat nun schon Lust auch hier wieder abzureisen. Man wagt es noch einmal — mit dem Hôtel des Bergues nämlich —, sieht sich noch einmal die Corraterie, die Festungswerke an, wandert auf die Plattform La Treille, findet aber heimkehrend einige Landsleute mit grauen Hüten und rothen Bärten, Landsleute, die es genau anzugeben wissen, daß am 13. October 1854 Mittags Schlag zwölf Uhr zwischen Reutlingen und Gmünd die allgemeine socialdemokratische Republik ausgerufen wird und die jetzt schon darauf antragen, die Theilung der Güter vorläufig in diesem Augenblicke in Genf beginnen zu lassen. Nun reist man gewiß ab. Auch auf der Heimkehr laden in Luzern die Kapuziner nicht eben zu längerm Aufenthalte ein. Nur Zürich ist eine Stadt, in der sich weilen läßt. Deutsche Bildung, helle, lichte Straßen, schöne moderne Bauten, der sonnige freundliche See laden zu längerm Bleiben ein.

Der Schweizer ist kein Städtebewohner. Auf dem Lande fühlt er allein seine Kraft. Die geackerte Scholle, die abgeweidete Trift gibt ihm wie dem Antäus seine wahre Stärke. Selbst dies Bern, ohne Zweifel die Hauptstadt der echten, der zähen und exclusiven Schweiz, diese aristokratisch-diplomatische Stadt, die Stadt der Tscharner und der Gonzenbach, hat den Charakter eines Landstädtchens und bringt uns überall nur gedrückte Formen, enge Verhältnisse, beschränkte Maßstäbe vors Auge. Es ist dies der allgemeine schweizerische Typus des verjüngten Maßstabs und der untersetzten Taille. Sind es die Berge, die alle Menschenwerke hier doch wie Riesen überragen, oder ist es die Neigung für breiten Grund und Boden und sicheres Feststehen, raketenhoch Hinaufschießendes gibt es in der Schweiz nichts. Die Thürme haben ihr Maß, die Häuser haben ihr Maß, die Formen der Kunst sogar, wie ich auf einer schweizerischen Industrieausstellung in St.-Gallen sah, bewegen sich beständig in der Kugel, im Viereck, im Dreieck; nichts, selbst bei den Formen von Gläsern und Vasen, schießt dem Wuchs der Tanne oder Palme nacheifernd in ovaler, schlanker, pyramidaler Streberichtung empor. Alles kurz, gedrungen, stämmig, ganz innerlich wohl, aber nur nutzbar und selbst in den Anflügen von Luxus und etwas prätendirender Niedlichkeit, die sich fortwährend finden, doch durch diese angeborene Unfähigkeit zum Schönen nur unendlich naiv und komisch.

Behaglich wohnt es sich gewiß über den berner Schwibbögen oder Lauben hinter den niedrigen Fenstern, aus denen die mit Koketterie hinausgelegten rothplüschenen Fensterkissen schauen und mit den zuweilen vom Wind verwehten feingemusterten St.-Galler Fenstergardinen die Straßen entlang einen hübschen Eindruck machen. Aber was eben ein durchreisender Fremder nur sieht und sehen will, das hält ihn auch in Bern nicht lange auf. Von der Bärengrube, der prächtigen neuen Aar-Brücke, vom denkwürdigen Münster und dem Standbilde Rudolf's von Erlach wird man seine ganze und volle Befriedigung immer nur wieder suchen auf der herrlichen Plattform und dem wunderbaren Naturschauspiele, das sie bietet. Hier breitet die Seele ihre Schwingen mächtig aus. Der volle Anblick der Schneekette des Oberlandes weckt, besonders wenn man sie von dieser paradiesischen Stätte aus schon in frühern Jahren oft und öfter gesehen hat, wahrhaft bezaubernde Stimmungen. Schöne Gegenden sind ja überhaupt keine fertig geschriebenen, nur zum Lesen dargebotenen, bedruckten Bücher mit den und den immer gleichartigen und Allen zugemutheten festen und alleinigen Gedanken. Sie sind Bücher mit weißen

Blättern. Jeder schreibt sich in diese, nur schon gebundenen, nicht losen, sondern zusammenhaltenden Blätter die volle Freiheit seines eigenen Empfindens ein. Und so hier. Wer schon vier, fünf mal auf dieser wunderbaren Plattform zu Bern stand, die Aar zu seinen Füßen rauschen hörte, die nächsten grünen Matten von Villen, Meierhöfen, Heerden belebt sah, in der Ferne die ausgedehnte Kette der Alpen vom Wetterhorn bis zum Mönch, von der Jungfrau bis zur Blümlisalp mit bewunderndem Blicke verfolgte, dem geschah es auch vielleicht, daß er ausrufen mußte: Goldener Sonnenschein! Lichte Nebelschleier über den grünen Matten! Schäumende Wasserwoge unter mir, du brausender Absturz der gletschergeborenen Aar und in der Ferne ihr sonnenglänzenden starren Häupter in eurer unveränderten majestätischen Ruhe! Wißt ihr noch, was ich vor Jahren schon aus meinem Herzen hier an dieser Stelle auf eure stille Ruhe einst geschrieben? Wißt ihr noch die Abschiedsgrüße, als die Wanderung von den Savoyer Alpen und vom grünen Leman heimwärts ging? Die Willkommgrüße, als sie vom Rheine sehnsuchtsvoll und auf Erquickung hoffend zu euch heranstieg? Anders ward seitdem die Welt, anders ward seitdem das Herz: ihr aber gleichthronend in eurer urewigen Ruhe, ihr ruft, wie eben jetzt empfunden, frisch und ursprünglich Wonnen des damaligen Glücks zurück, die mit Schmerzen erkauft wurden, Seligkeiten des Besitzes, die alle Eingebungen der Reue wegspotteten, ruft Jugendmuth, Verachtung der Welt, Glauben an die Schönheit als Reglerin des Lebens, ja an die Schönheit als Gesetzgeberin der Tugend, ruft Namen wach, ausgelöscht in mir, Erinnerungen, bedeckt schon mit Erde, — ihr treuen Wächter, schneeige Häupter, habt Alles behalten, was die Seele wie mit sichtlichem Finger in euch einschrieb, wiederholt wie gegenwärtig vergangene Stunden, die im Strudel der nur ewig von heute datirenden Pflicht — die Pflicht hat ja nur diesen einzigen armen Kalender — vergessen wurden! Seh' ich diese Zeugen der Natur, höre diese Vergangenheit der majestätischen Stille um mich her, so kenn' ich die rechte Unsterblichkeit, die wie ein Duft, wie ein Ton Vergangenes neuauferstehen, Gestorbenes wie wiedergeboren sein läßt. Ein Weltgeheimniß ist es. Das Ohr der Natur scheint taub und doch wird ihr so unendlich viel von der Menschenseele zugeflüstert und zugeraunt. Wird sie es behalten? Wird die stumme Zunge einst Sprache gewinnen und zeugen? Wird ihr Zeugniß von Dem, was sie aus der stilldenkend sie anblickenden Menschenseele vernommen, das jenseitige Leben sein, wo alles Verlorene sich wieder findet und der Geist Gewänder anzieht — von denen philosophische Schneider keine Ahnung haben?

Ich wiederhole diese Fragen nur, weil sich vielleicht Mancher seine Empfindungen auf der Plattform zu Bern ebenso zurückruft. Lassen wir Bern und wenden uns auf der Thuner Straße nach dem Oberlande, nach Unterseen und Interlakens nußbaumbeschatteten Pensionen zu einem längern Aufenthalte, wenn eine Unterkunft so, wie sie zu wünschen wäre, vor Engländern möglich ist.

(Ein dritter Artikel: Interlaken, folgt.)

Anregungen.

Baumwolle oder Leinen?

Ein Beitrag der Wissenschaft zum Flor des Hauswesens.

Das dritte Auge des Menschen, das Fernrohr, ist im größern Publicum schon bei weitem mehr bekannt und gebraucht als sein viertes Auge, das Mikroskop. Man trifft zehn Menschen mit Ferngläsern in der Hand, ehe man ein Mikroskop zu sehen bekommt. Wie geschieht das? Das Fernrohr ist freilich ein handlicheres Instrument als das Mikroskop. Man kann es bei sich tragen, man kann einen Neugierigen durch den Anblick des vergrößerten Mondes überraschen, man kann die Zeit an einer fernen Thurmuhr erkennen, man kann auf Reisen und Spaziergängen die Gegend weit überschauen, man kann ferne Menschengruppen unbemerkt

belauschen. Das ist freilich eine ganz hübsche Sache. Man hat dabei weiter keine Mühe, als das Fernrohr auszuziehen. Die Beobachtung mit dem Mikroskop ist dagegen etwas umständlicher. Man muß damit umzugehen wissen, man muß die zu beobachtenden Objecte besonders vorbereiten und oft kann man nicht gleich haben, was man etwa gern zeigen möchte. Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, das Mikroskop wäre nur für die feinen Untersuchungen des Botanikers, des Anatomen, des Arztes, des Chemikers von Wichtigkeit, deren ausgezeichnete Forschungen mit ihren überraschenden Resultaten freilich Vielen so gut wie unbekannt sind. Das Mikroskop ist aber auch ein vortreffliches Instrument für Die, welche bei der Natur blos Vergnügen und Unterhaltung suchen, und zwar ist es darin unerschöpflich. Freilich muß man dann nicht bei Schmetterlingsstaub und Fischschuppen stehen bleiben, sondern man muß Alles untersuchen, was klein und fein ist, namentlich die feinsten Theile des Thier- und Pflanzenkörpers und deren Flüssigkeiten. Daß es nützlich ist, wenn der Arzt im Mikroskop aus der Beschaffenheit der krankhaften Absonderungen des Körpers auf die Natur der Krankheit schließt; daß es nützlich ist, wenn wir im Mikroskop erkennen, ob unser Mehl, unser Brot und verschiedene andere Nahrungsmittel mit fremden, oft schädlichen Beimengungen verfälscht sind — wird wol Niemand leugnen. Einen neuen Beweis für die Nützlichkeit wollen wir noch besonders hervorheben.

Zwei israelitische Handelsleute verkauften in einer ansehnlichen Stadt, M. in der preußischen Provinz Sachsen, eine Quantität Leinwand als rein und echt. Der Käufer hält die Leinwand für verfälscht, zeigt die Sache an und die beiden Uebelthäter werden eingezogen. Ein „Techniker" (welcher Art, stand nicht dabei) thut den Ausspruch, die Leinwand sei verfälscht. Die Gefangenen protestiren. Man holt das Gutachten eines berliner Professors ein. Dieser entscheidet dahin, die Leinwand sei echt, und nach einjähriger Untersuchungshaft werden die Beklagten als unschuldig in Freiheit gesetzt!

Unerhört für Jeden, der nur einmal die Baumwolle im Mikroskop gesehen!

Die neuere Industrie hat die Baumwolle wegen ihrer Wohlfeilheit benutzt, um andere theure Stoffe, namentlich auch Leinen, damit zu mischen, diese somit zu verfälschen und zu verschlechtern. Gewöhnlich bestehen dann die Längsfäden aus dem einen, die Querfäden aus dem andern Stoffe. Wenn man aber sogar Versuche macht, die beiden Stoffe miteinander zu spinnen, sodaß schon der einzelne Faden verfälscht ist, dann reicht freilich Auge und Fingerspitze nicht mehr aus, um den Betrug zu entdecken. Die Sache ist für den Verkehr so wichtig, daß unsere Verkäufer ansehnliche Summen als Belohnung für Den aussetzen, der ihnen eine Verfälschung nachweisen würde; ja sie fügen sogar ihren Jahrmarktsanzeigen die Mittel bei, welche man anwenden könnte, um den Betrug zu entdecken. Am bekanntesten ist die Anwendung einer verdünnten Säure, in welche man die zu untersuchende Probe einige Augenblicke eintaucht, wobei die Baumwolle aufgelöst wird, die Leinenfäden unversehrt zurückbleiben sollen. Dieser Versuch behält immer etwas Unsicheres, weil viel auf die Art, wie er vorgenommen wird, auf den Grad der Verdünnung, auf die Zeit ankommt. Das einfachste und sicherste Mittel, die Sache zu entscheiden, bleibt das Mikroskop. Hier ist die Entscheidung so leicht und sicher, daß jeder Knabe, der im Besitz eines Mikroskops ist, sich binnen fünf Minuten zum competenten Schiedsrichter heranbilden kann. Er wird nicht nur augenblicklich erkennen, ob er einen Leinen- oder Baumwollenfaden vor sich hat, sondern er wird auch aus einem und demselben Faden die einzelnen Leinen- und Baumwollenfasern herausfinden, wenn die Verfälschung so weit gehen sollte. Unbegreiflich ist daher der oben erzählte thatsächliche Fall, wo erst der Spruch eines berliner Professors eine einjährige Untersuchungshaft aufheben konnte. Das Mikroskop sagt: Die bei uns gewöhnlichen Stoffe für Gewebe sind Seide, Wolle, Baumwolle und Leinen. Die Fäden sind es nicht, die man im Mikroskop untersucht. Diese zeigen sich darin als dicke, grobe Seile, die man kaum unterscheiden würde. Jeder Faden besteht aber aus einer Anzahl feiner Fasern, deren wol zwanzig, dreißig, sechzig und noch mehr zu einem Faden zusammengedreht sind. Die Wollenfaser ist das Haar, die Seidenfaser der Coconfaden, der äußerst zart und dünn ist, die Baumwollenfasern umhüllen den Samen in der Fruchtkapsel der Baumwollenpflanze, die Leinenfasern sind die langgestreckten, festen Zellen des Flachsstengels. Sie unterscheiden sich alle. Die Wollenfaser erscheint als ein ziemlich starker runder, nicht hohler, regelmäßiger Faden; die Seidenfaser ebenso, ist aber viel dünner und zarter. Wenn man nun auch Wolle und Seide, im Mikroskop nebeneinander gehalten, mit Sicherheit unterscheiden kann, so ist dies vielleicht weniger wichtig, weil diese Stoffe ohnehin nicht leicht zu verwechseln sind. Die Leinenfaser erscheint als ein gerader, rundlicher, wenig oder gar nicht hohler Faden. Am frappantesten unterscheidet sich aber von allen gerade die Baumwolle. Diese besteht aus hohlen, dünnen, durchsichtigen

Fasern, die eben, weil sie hohl, zusammengefallen, zusammengedrückt sind, und da sie keinen festen Halt haben, bald rechts, bald links gedreht und gewendet, etwa wie ein Haufen durcheinandergeworfener und zusammengedrückter Bänder oder noch besser wie ein Haufen aufgeblasener, getrockneter und dann untereinandergeworfener und plattgedrückter Därme aussehen. Man sieht es diesen dünnen, hohlen Fasern auch sogleich an, daß sie in der Haltbarkeit nicht mit der massiven Leinenfaser wetteifern können. Dieses hohle, dünne Ansehen zeigen auch fast alle andern Pflanzenwollen, wie die der Pappel, Weide, des Wollgrases, die Fasern der Samenkrone des Löwenzahns, sodaß man unter diesen Pflanzenwollen schwerlich jemals eine auffinden wird, welche die Haltbarkeit der festen Stengelfaser des Flachses erreichte. Aber auch von den genannten Arten anderer Pflanzenwolle unterscheidet sich immer noch die Baumwollenfaser, wenn auch diese Unterscheidung vor der Hand keine praktische Wichtigkeit hat. So viel steht aber fest, daß die Beobachtung im Mikroskop die Leinen- und Baumwollenfrage unserer Jahrmärkte mit Sicherheit entscheiden kann, und jede glückliche Mutter und jede junge Braut, die ihren Myrtenkranz nicht sorgsamer bedenken kann, als die Ausstattung ihrer blendend weißen, sie aus dem Aelternhause oft für das halbe Leben begleitenden Wäsche, würde gut thun, bei diesem wichtigen Werke die Unterstützung nicht einer alten Dienerin, die sich mit hochweiser Zuversicht durchaus auf ihre Finger verläßt, sondern eines Professors der Physik in freundlichst erbetenen Anspruch zu nehmen.

Eine praktische Ansicht von der Literatur schon in alter Zeit.

Den „Don Quixote" des Cervantes liest man in seinen ersten Capiteln mit Entzücken und mit steigendem Interesse, in der Mitte schon etwas langsamer, ganz bis zu Ende aber schwerlich. Es mag daher Vielen unserer Leser Dasjenige neu sein, was man im „Don Quixote" schon über Literatur und Buchhandel zur Zeit des Cervantes zu lesen bekommen kann. Im 62. Capitel besucht Don Quixote eine Buchdruckerei, nähert sich einem Setzerkasten und läßt sich in ein Gespräch mit anwesenden Schriftstellern, Uebersetzern und Buchhändlern ein. „Ich bitte Euch", sagt er zu einem Schriftsteller, „wird das Buch da auf Eure Kosten gedruckt oder habt Ihr vielleicht das Verlagsrecht an einen Buchhändler verkauft?" — „Der Druck geschieht auf meine Rechnung", erwiderte der Befragte, „und ich denke, an dieser ersten Auflage wenigstens 1000 Dukaten zu gewinnen. Sie wird 2000 Exemplare stark, welche, zu 6 Realen das Exemplar, im Nu vergriffen sein werden." — „Euer Gnaden scheint mir die Rechnung ohne den Wirth gemacht zu haben", entgegnete Don Quixote; „man sieht wol, daß Ihr mit den Berechnungen der Buchhändler und mit ihrem Verkehr untereinander nicht sehr bekannt seid. Ich sage Euch zum Voraus, wenn sie sehen, daß Ihr 2000 Exemplare von einem Buch auf dem Halse habt, so werden sie Euch so schinden und die Exemplare so wohlfeil verlangen, daß Euch angst und bang wird, zumal wenn das Werk wenig Salz hat und nicht viel werth ist." — „Wie", versetzte der Autor, „Ihr wollt, daß ich es an einen Buchhändler verhandle, der mir 3 Pfennige für den Bogen gibt und erst noch glaubt, mir damit eine große Gnade erzeigt zu haben? Nein! Ich lasse meine Bücher nicht drucken, um mir einen Namen zu machen; denn ich bin, Gott sei Dank, durch meine frühern Werke schon berühmt genug. Geld ist es, was ich jetzt suche, denn ohne dieses ist der Ruhm keinen Heller werth."

Die historischen Bauten.

Es wird bekanntlich auf allen unsern Universitäten gelehrt, daß zu geschichtlich bedeutenden Schöpfungen, welche die Gesetzgeber vorschlagen und die Völker ausführen sollen, ein „naturwüchsiger" Grund und Boden gehöre. Man rühmt England, das eine Verfassung besäße wie auf Felsen gegründet. Auch in Frankreich, wo so viel schwankt und seit einigen Menschenaltern zu Sturz gekommen ist, spricht die von der Militärherrschaft begeisterte Staatsweisheit, besonders die der Börse, seit einiger Zeit mit besonderm Nachdruck von dem zu wahren geschichtlichen Bauten nothwendigen Granit, worunter nicht etwa das bekanntlich Granit genannte vortreffliche körnige und leicht schmelzende Eis von Tortoni, sondern großartige Quadern von Gesetzen, Felsblöcke von Institutionen und die metallischen Grundlagen von Kugeln und Kanonen verstanden werden.

Gervinus (in seinem neuesten Buche) gibt, ganz im Widerspruch zu diesen Anfoderungen der deutschen Katheder und der pariser Börse, eine Ehrenrettung jener historischen Baukunst, die auf nicht viel mehr als auf Sand baute. Er erzählt die allmälige Bildungsgeschichte Nordamerikas, dieses doch nur kunstwüchsigen Staates, und gibt ihm das Zeugniß, daß derselbe mit den staunenswürdigsten Erfolgen des Glücks und der Macht Europa plötzlich eingeholt hätte. Man lehrt in der That, Volksherrschaft könne nur auf kleinem Raume gedeihen, und die Union

hat doch ein unermeßliches Ländergebiet. Man gibt solchen Verfassungen, die leicht verändert werden können, Schuld, daß sie keine Pietät erwecken könnten und überall zeigt sich dort die Anhänglichkeit an bewährte junge Gebräuche. Nordamerika hat die allgemeinste Toleranz in Religionssachen und ist in seinem Durchschnittscharakter dennoch religiös. Es hat keine Militärmacht und ist dennoch kriegerisch. Es ist von einer Bevölkerung aus aller Herren Ländern zusammengesetzt und diese glüht doch von Vaterlandsliebe. Nur Unbemittelte gelangen dort zu Staatsämtern und die Verwaltung ist doch musterhaft in ihrer Sparsamkeit. Kurz, Alles wurde dort auf Sand gebaut und das Menschenleben wächst, blüht und gedeiht dennoch.

Unsere Universitätsprofessoren werden viele Paragraphen aus ihren Collegienheften mit der Zeit ausstreichen oder wenigstens in Noten unter dem Texte das mögliche Vorhandensein einer ganz andern Weltordnung, als die sie bisher gelehrt haben, anerkennen müssen.

Das deutsche Stammleben.

Es wird so viel aus dem Einzelleben der deutschen Stämme seit einigen Jahren zu Tage gefördert; es regen sich alle Provinzen, um ihre Erinnerungen, Sitten und Eigenthümlichkeiten zur allgemeinern Kenntniß zu bringen, und die Erfrischung unserer Literatur durch diese Einflüsse des deutschen Stammlebens ist einige Zeit hindurch sogar epochemachend gewesen.

Dennoch fehlt uns theils noch ein großer Reichthum an noch immer nicht lebendig genug dargestellten Nüancirungen der deutschen Sitten, theils auch die Zusammenstellung und vergleichende Schilderung der Stammeseigenthümlichkeiten nebeneinander. K. J. Weber gab in seinen „Briefen eines reisenden Deutschen" Beiträge zu dem Unternehmen, dessen Vorschlag wir im Sinne haben. Doch kannte er Norddeutschland zu wenig und seine Zeit der Beobachtung ging ohnehin über Napoleon nicht hinaus. Einen feinen Blick und ein dazu gehörendes scharfes Ohr für das Belauschen der verschiedenen Abschattirungen der Sprach- und Umgangsweise ganzer Striche in Deutschland hatte der zu früh verstorbene gemüthliche schriftstellerische Plauderer Theodor von Kobbe in Oldenburg. Er konnte Nüancirungen der Sprach- und Umgangsformen aus sogar unmittelbar aneinandergrenzenden Oertlichkeiten, z. B. Hamburg und Bremen, Hannover und Braunschweig, mit dem ergötzlichsten Humor wiedergeben. Und diese Unterhaltung, die sich auf einem feinen Studium begründen mußte, ist keine müßige. Wer würde bestreiten, daß z. B. folgende Elemente, zusammensitzend an der Table d'Hôte des Rheinischen Hofs in Mainz, einen in jeder Beziehung anregenden Eindruck machen: Ein mainzer Advocat, — ein zur Polizeiverwaltung von Mainz aus Darmstadt versetzter schweigsamer und sehr zugeknöpfter Beamter, — ein frankfurter Bankier, — ein mannheimer Reisender in pfälzer Tabak, — ein nassauer Oekonom und Viehzüchter, — ein frankenthaler Weinhändler, — ein Landadeliger aus dem Westerwald, der an dem Texas-Verein des Grafen von Castell betheiligt ist, — ein geistlicher Herr, eben aus Aachen in Pius-Vereins-Angelegenheiten angekommen, — ein fahrender Literat aus Leipzig, — ein Schauspieler aus Hamburg, am mainzer Theater gastirend, — ein preußischer Besatzungsmajor mit drei Leutnants, von denen der eine aus Saarbrücken, der zweite aus Krefeld, der dritte aus Posen gebürtig ist, — still und schweigsam abgeschlossen ein österreichischer Offizier vom Geniecorps, — ein bonner Professor mit vorherrschender Tendenz zum Rothen Adlerorden, — eine reiche Kaufmannsfamilie aus Bremen, auf einer Vergnügungsreise begriffen, — und ringsum dann die aufgedonnerte, französirende Kellnerwelt, ja sogar die in einem Winkel aufgepflanzte, von Strasburg herabgekommene Musikbande mit drei weiblichen Milanollos, geigenstreichenden Mädchen oder ausgewachsenen bratschirenden Jungfrauen, — kurz, wer sich in diesen Reichthum nicht nur sprachlicher Verschiedenheiten, sondern auch in dies Chaos der abweichendsten Denk- und Auffassungsweisen des Lebens und der Zeit hineinversetzen kann, wird uns zugeben, daß auf diesem Gebiete unserer Sittenauffassung noch ganz neue Eroberungen zu machen sind und in der Charakteristik des deutschen Stammlebens eigentlich noch so gut wie nichts geschehen ist.

Warnung.

(In Vorzimmern zu bedenken.)

Hüte dich, in einer dir gemessenen Frist zu viel sagen zu wollen! Du willst die kurze Zeit (vielleicht vor einem Großen und Mächtigen) nutzen, willst gern vollständig sein, dich ganz erschöpfen und erscheinst — geschwätzig. Die Gelegenheit, so kurz am Kragen gefaßt, läßt dich anders erscheinen als du bist. In solchen Fällen ist Schweigen, wie so oft, die bessere Beredtsamkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd.
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 19. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der kaiserliche Thiergarten in Schönbrunn.

Vom Maler F. W. Wegener in Dresden.

„Was Geschöpferl!" rief ein junger östreichischer Bauerbursche den jungen Bäuerinnen zu, die mit ihm an die eisernen Gitter der Zwinger im kaiserlichen Lustschloß zu Schönbrunn traten, und auch ich rief ihm diesen Ausspruch in Gedanken nach. Denn nirgends in Deutschland kann man zur Zeit solch einen interessanten Anblick auf einmal genießen. Die charakteristischsten Formen der Thierwelt aller Erdtheile fand ich hier fast alle vertreten. Der königliche Löwe, der Panther, die Hyäne, der Nilfuchs, Nachkommen des wilden gestreiften Esels, die langhalsige, fremdartige Gestalt der Giraffe, die Gazelle, der Strauß; Alles Bewohner des heißen Afrika. Aus Asien zwei gestreifte Königstiger, das Kameel, das Rennthier, die feinen, zierlich gezeichneten und gesprenkelten Hirsche Indiens und die kleinen Zebus oder Buckelochsen. Amerika gab zwei Arten Lamas. Australien, arm an vierfüßigen Thieren, lieferte doch mehre Känguruhs; aus seinem zahlreichen Geflügel den den Vierfüßlern ähnlichen Casuar. Europa endlich fand ich vertreten mit seinen in Deutschland zum Theil so selten gewordenen Thierarten, mit Bären, Wölfen, nordischen Füchsen, Bibern, Wisenten oder Auerochsen, dem Steinbock, der Gemse, dem wilden Schaf, Adlern, Sumpf- und Wasservögeln und allerlei anderm wilden und zahmen Geflügel. In einem besondern Pavillon geben die vierhändigen Spaßmacher aus allen Zonen der warmen Erdtheile ihre Kunststücke dem Publicum zum besten. Manche Arten befinden sich einzeln und getrennt von der übrigen lustigen Gesellschaft, z. B. der geschichtlich merkwürdige Affe, der Hamandrias aus Aegypten. In den innern Räumen befanden sich auch noch in wohlverwahrten Käfigen viele fremde giftige Schlangen.

Bei dem Ueberblick dieser vielseitig gestalteten Thierformen, welche sich voneinander so auffallend und so abweichend zeigen, bei dem Anblick des Elefanten, des langhalsigen und geböckerten Kameels, der halb hohen, halb kurzen Gestalt der Giraffe kam mir der Gedanke: Sind diese Thiere nicht Reste einer vergangenen Schöpfung oder Vorbilder einer auf unsere Zeit folgenden neuen, die mit ihren Formen und Verhältnissen gar nicht in die Welt, wie sie jetzt ist, passen? Hier in diesen Räumen, wo sich die Thiere freier

bewegen können als in wandernden Menagerieen, fiel das Ungewöhnliche ihrer Verhältnisse bei weitem mehr auf. Allein man versetze sich in die Heimat dieser Thiere! Hier bei uns verwundern wir uns über die körperlichen Verhältnisse einzelner Theile und Glieder, über die Bildung und den Bau des Kopfes, des Maules, der Zähne, der Zunge, der Augen, der ungewöhnlich großen oder kleinen Ohrmuscheln, der eigenthümlich gestalteten Hörner, über die Länge oder Kürze des Halses, über die Länge, Kürze oder Stärke des ganzen Körpers, der Beine, der Krallen und begreifen sie nicht. Aber die Lebensweise des Thiers ist uns unbekannt, die Bedingungen der Gegend, wo diese Thiere leben, sind uns fremd. Wer weiß, welche Zwecke in dem Haushalte der Natur mit allen diesen Formen erfüllt werden sollen! Wissen wir nicht selbst schon von uns: Wild gehört in den Wald und nützt ihm mehr als es ihm schadet? Damit es nicht zu sehr sich mehre und Nachtheil bringe, setzte die Natur die Raubthiere als Wächter. Und das wilde Schwein, mit der zum Rüssel verlängerten Nase, ist ja der Ackermann für den Wald. Wo sein Hauer den Boden brach und die Furchen zog, um Wurzeln zu suchen, da keimt am besten der Samen der Buchen und der Edeltannen, und mancher schöne Buchenwald in unserm Vaterlande wurde zuerst von dem jetzt fast ausgerotteten Schwarzwildpret urbar gemacht.

Aehnliche Bedingungen und ähnliche Verhältnisse herrschen in den Gebirgen und in den Steppen, im See, im Moor und auf der Haide. Wie auffallend erscheinen uns nicht die Beine, der Hals und der Schnabel der Sumpfvögel, des Storchs und des Reihers, des Kranichs und seiner Verwandten im trockenen engen Käfig; sehen wir sie aber draußen auf der sumpfigen, vom Wasser überfluteten Wiese ihre Nahrung suchen, so begreifen wir sofort die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der ganzen Erscheinung schon im Aeußerlichen, begreifen die großen Flügel, damit sie zu anderer Zeit zu andern Ländern, damit sie hin und wieder ziehen können und andern Gegenden nützen, wenn wir derselben nicht mehr bedürfen. Was würde Jemand denken müssen, der noch nie einen Schwan gesehen und er fände ihn, das gefeierte Bild alter und neuer Dichter, den Vogel der Mythe, in einem Käfig und sähe den langen Hals unbeholfen sich krümmen, nach dem Brote in seinem Näpfchen schnappen, sähe den Vogel mühsam das Gleichgewicht halten auf den schwarzen, breitgestellten Füßen! Er würde denken: Was soll das häßliche Thier? Aber der See ist die Heimat des Schwans. Da mit dem schöngebogenen Halse und leichtgehobenen Flügeln, einem Segler gleich, vom leisesten Lüftchen getrieben, lautlos dahingleitend, in dem dunkeln tiefen Spiegel des Sees eine silberne Furche ziehend, da ist er ein Bild der vollkommensten Schönheit.

Die Giraffe hat die närrischste Gestalt, die man sich denken kann. Es befinden sich zwei Exemplare, ein männliches und ein weibliches, hier. Das männliche begab sich, als es aus seinem hellen geräumigen Stalle in den großen freien Hofraum gelassen wurde, sofort zu einem der Bäume, welche diese Zwinger an jeder Seite der Mauern verzieren, und streckte den langen Hals anscheinend noch länger und versuchte mit der rüsselartigen schwärzlichen Zunge einen grünen Zweig zu ergreifen; danach leckte sie an der Rinde des Baums in der aufrechten Stellung, wobei sie sich nur ein wenig nach rechts oder links wandte. Das schwächere weibliche Thier schritt gleich einer gelangweilten Schildwache an der Barrière, welche den Hof von dem Stalle trennt, hin und her. Dieses Einerlei beider Thiere währte drei volle Stunden. Die männliche Giraffe konnte sonach durchaus nicht ermüden, Kopf und Hals so lange so aufgerichtet zu tragen, und man sieht, daß diese Thiere zum Abweiden der Bäume in ihrem Vaterlande bestimmt zu sein scheinen; man sagt, daß auch die Zunge der Giraffe, weil sie beim Ergreifen der Zweige immer der Sonne ausgesetzt ist, deshalb mit einem Schleime bedeckt sei, welcher der Erzeugung von Blasen bei der heißen afrikanischen Sonne vorbeuge.

Ein paar Tage nach dieser Beobachtung fand ich die männliche Giraffe auffallend in ihrem Wesen verändert; sie stand nicht mehr an ihrem Lieblingsbaume, sondern sie ging eifrig und lebhaft umher, blickte zuweilen über die hohe Mauer und sah sich weiter in der Welt um, reckte dann den Kopf hoch in die Höhe und rümpfte die Nase, wie unsere männlichen Wiederkäuer zu thun pflegen, wenn die Begattungszeit eintritt; ein drolliger Muth folgte dem Naserümpfen, sie sprang umher wie ein junges Füllen, schlug nach hinten aus und galoppirte rund um ihren Zwinger. Der Galopp war immer links, wobei sie die Hinterbeine weit auseinanderspreizte, da sie den vordern niedersetzenden Füßen mit den hintern Füßen vorgreift und sich sonst selbst schlagen würde. Beim Beginnen des Laufs streckte sie Kopf und Hals vorwärts, gab diesem dann eine gekrümmte wogende Bewegung, welche etwas Graziöses hatte und an den schöngebogenen Hals des Schwans erinnerte. Der Ausdruck des Kopfes und des großen dunkeln Auges ist sanft und ähnelt unter allen uns bekannten Wiederkäuern dem des Lama am meisten.

Wenn ich mir alle diese Thiere denke, ruhend im Schatten der Wälder oder auf jenen grünen Inseln im gelben Sandmeere, ein Bild des Friedens, plötzlich aufgescheucht durch das Geheul oder Gebrüll eines Raubthiers, so mußte mich hier die Gleichgültigkeit wundern, mit der die schwächern und schüchternen Wiederkäuer das Gebrüll ihrer Todfeinde anhören, welches schauerlich von Zeit zu Zeit ertönt; sie wenden selten einmal das Gehör und das Auge nach der Seite hin, woher der Ton erschallt. So weit bringt entweder die Gewohnheit auch diese Thiere oder es ist wiederum die Macht der Localität, die ihre eigentliche Natur entscheidet. Und wie sind sonst die Thiere in Furcht und Bangen! Mir ist ein Fall bekannt, wo ein paar Kühe verunglückten, weil man einen Esel in einen Kuhstall gebracht hatte. Als der Esel seine harmonische Stimme das erste mal erhob, sprengten alle zwölf Kühe die Ketten und stürzten geängstet durcheinander und verwundeten sich.

Alle Thiere verlieren in der Gefangenschaft an Ansehen, nur nicht der Löwe und der Adler; sie behaupten ihre Würde auch hinter den eisernen Stäben. Der Löwe erscheint dabei immer ehrlich. Nur im Vertrauen auf diese Tugend konnte man es in alter und neuer Zeit wagen, die gefährlichsten Dinge mit ihm anzustellen. Der Ausdruck eines Löwenkopfs hat für unser Gefühl etwas Edles, Erhebendes. So viele Handlungen dieses Thieres sind geschichtlich verbürgt und überraschen, da doch in ihnen Natur und Art des Katzengeschlechts vorherrschend ist. Diesen edeln Ausdruck zeigt der Löwe auch im Spiel und selbst im Schlafe. Darum war er von je ein Liebling der Dichter, ein Ideal der Künstler. Er wurde ein Gegenstand der Kunst bald wegen seiner schönen, mächtig auf uns wirkenden Gestalt, bald als Symbol bei menschlichen Figuren. Ein prächtiges Bild muß es geben, wenn der Löwe nach der Ruhe in einer tropischen Wildniß aus dem Lager tritt und mit „langem Gähnen schüttelt die Mähnen und reckt die Glieder" — und „sieht sich stumm rings um", und wittert nach Beute; dann der Kampf mit einem ebenbürtigen Gegner. Dann als Sieger, kraftbewußt über dem gefallenen Gegner thronend. Und dies königliche Thier zeigt man uns aus Furcht vor der Reitpeitsche durch einen Reifen oder über einen Stock springen! Hündische Kunststücke! Aerger mehr als Vergnügen erweckend! Jener Löwe, dessen lange dunkle Mähne, wenn er stand, noch den Boden berührte, der sich in der van Aken'schen Menagerie befand und die Bewunderung aller Beschauer erregte, duldete nicht, daß sein Wärter mit einer Gerte in seinen Käfig trat. Er machte Kunststücke, aber nie ließ er sich durch Drohungen zwingen. Als Monsieur Richard, der Thierbändiger, ihn einst durch Stampfen mit dem Fuße nöthigen wollte, seine Kunststücke zu produciren, stieß ihn der Löwe unwillig nur mit einer Tatze gegen die eisernen Stäbe seines Käfigs. Dem Manne schwanden die Sinne, mehre Minuten wußte er nichts von sich. Der Löwe ließ ihn ruhig hinaus-

gehen und machte doch am nächsten Tage wieder unverdrossen, was man von ihm verlangte.

Als ich ein Paar prächtiger junger Löwen aus der Berberei zeichnete, versteckten sie sich in eine Ecke ihres Käfigs, zogen sich mit lauernder Geberde krumm zusammen und sprangen dann mit Gewalt gegen das Gitter auf mich zu und tobten darauf eine Weile hin und her und auf und nieder, bis das spielende Lauern und Aufspringen von neuem begann.

Der Elefant, das Gegenstück der zierlichen Gazelle, unter allen Geschöpfen der Welt mit der eigenthümlichsten Nase ausgerüstet, die bei ihm den langen Hals der Giraffe und die Hand des Menschen vertritt, die sich lang und kurz, dick und dünn machen läßt; dieses mächtige und kluge Thier spazierte auch hier auf und ab, saugte sich den Rüssel in seinem Wasserbecken dann und wann voll und gab sich kühlende Bäder durch Selbstbespritzen. Seine Augen muß man durch die hohle Hand allein betrachten, wenn man den klugen Ausdruck derselben sehen will, denn sonst erdrückt die gewaltige Masse des Kopfs den Seelenspiegel. Für sich allein betrachtet, sieht das Auge so sprechend und verständig, daß man glauben könnte, es sei ein klügeres Wesen nur in diese plumpen Formen verzaubert. So groß und ungeschickt der Elefant auf den ersten Anblick erscheint, so ist dies doch bei genauer Betrachtung nicht der Fall, denn jede Muskelbewegung ist durch diese Haut ebenso gut wahrzunehmen wie bei einem feinen glatthaarigen Thiere. Wir haben durch Hoffmeister's „Briefe" erfahren, daß beladene Elefanten in Indien auf Gebirgspfaden verwendet werden, wo selbst einer Ziege schwindeln würde. Unter diesem grauen groben Kleide und unter diesen Formen finden wir so viele Anklänge an unser eigenes Wesen, daß wir diesem Thiere eine viel größere Aufmerksamkeit schenken sollten. Es sah einmal ein Elefant einem andern eine schwere Last emporschieben; er konnte ihm nicht helfen, aber er empfand für seinen Kameraden Mitleid und drückte und schob und lenkte auf seinem Platze die Last in Gedanken mit fort, wie manche Kegelschieber oder Billardspieler durch Wendungen ihres Körpers oder der Arme und Beine die Richtung der Kugel lenken möchten. Mit Worten hat man das Ehrgefühl mancher Elefanten so rege gemacht, daß sie in den offenbaren Tod gegangen sind; und dennoch zittert und fürchtet sich dieser Koloß vor kleinen Geschöpfen; dieses Thier, welches vor dem Gebrüll des Löwen nicht erschrickt und ruhig lernt den Anblick des gereizten Tigers ertragen, was bei der Tigerjagd so wichtig ist! Daß ihn kleine Thiere in große Unruhe versetzen können, habe ich selbst gesehen. Von den Mäusen soll er fürchten, daß sie ihm in seine Nase, in den Rüssel kriechen könnten. Ich sah in Dresden eine unschuldige Taube, die in Kreutzberg's Menagerie wie vor der Arche ängstlich umher und dann über den erschrockenen Elefanten wegflog und sich vor seiner Berührung hinter den Bretverschlägen seines Theaters verbarg. Schon beim Vorüberfliegen suchte der Elefant sie mit dem Rüssel zu ergreifen, drehte sich schnaubend nach ihr um und suchte das gescheuchte flatternde Thier hinter den Balken und Bretern zu haschen. Alle Glieder und Muskeln zuckten unter der dicken Haut empor; er schnaubte vor Zorn und reckte den langen Schweif hoch in die Luft, drohte die Breter und Balken der Hütte auseinanderzureißen und ließ sich nicht beruhigen, bis ein Wärter glücklicherweise die Taube erwischt hatte. Dieser Elefant kam mir im Zorn und in der Ruhe immer wie ein Verlarvter vor. Und wenn er sich gegen ein kleines Thier schon so wild geberdet, wie muß die Erde dröhnen im wilden Kampfe, wenn sie gegeneinander mit der Macht ihres ganzen Leibes sich die ellenlangen Zähne in die Weichen stoßen! Man hat todte Elefanten und todte Rhinocerosse in Indien nebeneinander gefunden, welche einen furchtbaren Kampf gekämpft haben mußten; denn der Tod des Feindes mußte mit der Hingebung des eigenen Lebens erkauft werden.

Nicht minder gewaltige, muthige Kämpfer, außer dem Elefanten und Rhinoceros,

sind die indischen und afrikanischen Büffel, gegen welche Löwen und Tiger oftmals in Nachtheil gerathen; letztere entschädigen sich für die Niederlagen an der kleinen Rinderrace, welche Zebus genannt werden, zierlich kleine Thiere, die auf dem Rücken eine fleischige Wulst besitzen, weshalb sie auch unter dem Namen Buckelochsen bekannt sind. Sie sehen sonst unserm gemeinen deutschen Rind sehr ähnlich, doch ist der Bau der Hörner ein gerade aufsteigender, nach hinten sich neigender, eine für alle indischen Rinderracen charakteristische Form. Die Zebus, welche hier gehalten werden, sind von brauner Farbe, die, welche ich in Berlin und anderwärts sah, waren silbergrau und weiß.

Das schönste von allen Thieren Asiens, ja eins der schönsten Thiere überhaupt ist der gestreifte Tiger. Die kaiserliche Menagerie besitzt einen ausgezeichneten großen männlichen und einen weiblichen Tiger; wegen seiner Kraft, Größe und Schönheit wird er auch Königstiger genannt. Dies Paar befand sich neben dem Löwenpaare und bot dadurch die schönste Gelegenheit, die beiden mächtigsten Raubthiere Asiens und Afrikas zu vergleichen. Im Skelett nur schwer voneinander zu unterscheiden, bietet, bei aller Aehnlichkeit der übereinstimmenden, dem Katzengeschlecht zugehörenden Formen, ihr ganzes Wesen große Unterschiede dar; denn außer der abweichenden Farbe, der dem Tiger mangelnden Mähne besitzt der Tiger eine schlankere und gestrecktere Gestalt als der Löwe; dem Kopfe fehlt bei aller Wildheit des Ausdrucks die Würde des Löwen, die allerdings durch die Mähne noch besonders gehoben wird; aber selbst hier, wo die jungen Löwen noch keine Mähne besaßen, zeichnete sich der Löwenkopf durch die ernstgefaltete Stirn vor dem Tigerkopfe aus, ebenso durch das braune klare Auge; das Tigerauge war grünlichgrau und zeigte öfters jenes phosphorartige Leuchten, welches wir auch bei unsern zahmen Raubthieren, an Hunden und Katzen, im Dunkeln bemerken können. Die Erfahrungen der Thierbändiger und Thierwärter besagen, daß dem Tiger sowie dem Panther bei aller Zahmheit und Zutraulichkeit nie zu vertrauen wäre. Wenn der Tiger und Panther den bunten Rücken an die eisernen Gitter drücken und sich schmeichelnd und sich reibend an den Stäben hindrängen, die Liebkosungen des Wärters zu empfangen, gleichen sie einer Katze; der Blick ist falsch, sie wälzen sich auf dem Rücken und suchen doch mit den Krallen dem unvorsichtigen Herrn ein blutiges Andenken zu hinterlassen. Sie behalten immer etwas Tückisches. Dennoch finden sich auch hier Ausnahmen. In Indien wurde einem Fürsten ein Tiger zum Geschenk gemacht, der so zahm war, daß die Kinder von der Straße zu ihm gingen und mit ihm spielten. Auf dem Transport löste sich die Thür seines Käfigs. Der Tiger spazierte in nächtlicher Weile hinaus. Die Träger sowie die Einwohnerschaft des Orts, wo man übernachtet hatte, geriethen in schreckliche Bestürzung, als man am Morgen den leeren Käfig sah; aber während noch Alles rathlos umherschrie, kam der Tiger ruhig daher und ging gelassen und sanft in seinen Käfig zurück. Dieser Tiger war von einem Brahminen aufgezogen worden und zwar, wenn ich nicht irre, nach Sitte der Brahminen ohne Fleischnahrung, meistens mit Milch. Mein Gewährsmann war ein Gesandter bei jenem Fürsten.

Amerika ist in Schönbrunn am schwächsten vertreten. Von Australien ist bekannt, daß es an vierfüßigen Thieren arm, aber reich ist an seltenen Formen seiner gefiederten Bewohner. Dieser Erdtheil stellte für Schönbrunn mehre Känguruhs, welche in einem kleinen Gärtchen herumhockten. Wenn sie im Grase liegen und nur den Kopf heben, sehen sie aus wie Rehe; wenn sie sich auf den Hinterfüßen emporheben und umsehen, wie riesige Hasen; wenn sie springen, wie große Ratten; einer der Beschauer rief sogar bei ihrem Anblicke aus: „Schaut's da, die närrischen Katzen!“ Nun, dachte ich, da braucht Neuholland freilich keine andern Thiere, wenn eine einzige Gattung alle andern Ordnungen und Gattungen in Einem Wesen vereinigt! Aber die Natur that noch mehr an diesem Thiere; was sich sonst nur der Mensch künstlich erzeugen kann, sie gab es dem

Känguruh freiwillig, — eine Tasche, — in welcher es sein Liebstes, die ganze junge Nachkommenschaft, stets bei sich tragen kann. Dem Känguruh verwandt ist gewissermaßen der Kasuar, der größte Vogel nach dem Straußen; sein Federkleid nähert sich aber schon dem Thierhaar; er kann überhaupt als eine der Uebergangsformen von den Vögeln zur Bodenthierwelt angesehen werden, ganz besonders in Australien; denn das Skelett der Känguruhs ähnelt dem Skelett der Kasuare und Strauße: kurze Brustglieder, starke Hinterbeine und Hinterfüße. Das Känguruh ähnelt hinwiederum den Vögeln durch den Beutel, welcher hier gleichsam die Stelle des Nestes vertritt, in welchem das noch unausgebildete Junge seine weitere Ausbildung erhält.

Europa war in der Menagerie zur Zeit durch diejenigen Thiere ausgezeichnet vertreten, welche früher in Deutschland häufig waren, jetzt aber ganz ausgerottet oder doch höchst selten geworden sind. Man findet hier den Bison, altdeutsch Wisent, Stier und Kuh; das sardinische wilde Steinschaf, den Steinbock, die Gemse, den Biber, den Wolf, den Bär; aus dem höhern Norden waren auch ein paar Silberfüchse da, welche gegenwärtig schwarz aussahen mit weißen Spitzen an den Haaren. Der Fuchs bleibt aber ein Fuchs, goldig, braun, schwarzblau, grau oder weiß; baue er seine Grube in Asiens Steppen oder habe er sein festes Malapartus in den Felsenklüften am Nil, oder seine Röhre in dem Dickicht der Urwälder Amerikas, oder bei uns auf dem Haidewalde; sie sind alle Geschwisterkinder oder nahe Vettern und lieben überall die Hühner, Gänse und Enten der Umgegend. Von katzenartigen Raubthieren war nichts da. Nicht eine wilde Katze, kein Luchs. Dagegen viele Raub-, Sumpf- und Wasservögel, verschiedene Hühner- und Taubenvölker aus allen Ländern der Erde, die aber bei uns Bürger- und Heimatsrechte erlangt haben.

Von echt östreichischer Nationalität erwähne ich den Steinbock. Wer sich aus dem knorrigen Horne des Steinbocks ein Ringelchen drehen läßt und schiebt es der Auserwählten seines Herzens in traulicher Stunde an den Finger, der hat sie für immer gewonnen und gefesselt, sie kann nicht lassen von ihm. Wer den sogenannten Herzknochen des Steinbocks auf seiner Brust trägt, der kommt nimmer zum Fallen; welches Wagniß beim Steigen im Gebirge er auch beginne, sein Fuß strauchelt nicht; ihn schwindelt nicht und sähe er von des Himmels Höhe in den Abgrund der Hölle. Wer von dem Bezoarsteine nimmt, welcher im Magen des Fühlwildes (so nennt der Gemsjäger den Steinbock) gefunden wird, und thut ein wenig ins Getränk, der wird noch gesund und hätten ihn auch alle Doctoren verlassen, und was irgend für ein Gebreste es geben mag, der Bezoar heilt Alles aus, wenn's sonst nur Gottes Wille ist. Dieser Glaube und noch andere Heilkräfte, die man gewissen Theilen des Steinbocks in gewissen Fällen zuschrieb, haben wol vor allem zu seiner schonungslosen Verfolgung in den deutschen Alpen geführt. Um so erfreulicher war es mir, hier einen alten siebenjährigen Steinbock, einen zweijährigen und eine ebenso alte Steinziege zu finden. Der alte Bock konnte nur mit List aus seinem Hause gebracht werden und drohte sich dafür an uns zu rächen. Das eiserne Gitter und die starke Mauer seines Zwingers erdröhnte von den gewaltigen Stößen, die er gegen die Stäbe noch führte, als wir aus seinem Bereiche längst fort waren. Das ganze Thier ist von gedrungener, stämmiger Gestalt. Sein Haar ist kurz und dunkelgrau, die Beine sind schwarz und an der untern Kinnlade bildeten die Haare eine kurze dicke schwarze Quaste. Bei dem zweijährigen Bocke, welcher am Leibe etwas heller war als der alte, war noch keine Spur von Quaste oder Bart zu bemerken. Die dunklere Färbung der Gliedmaßen geht ebenfalls durch mehre Gattungen in der Ordnung der Wiederkäuer, z. B. der Gemse, des wilden Steinschafs (mouflon), vieler Antilopen und Hirscharten, der meisten Hausziegen, der Rinder, besonders der grauen Race; das nicht hierher gehörige wilde Pferd ist falb mit schwarzen Beinen. Die schwarze und dunkle Färbung macht

auf unser Gefühl den Eindruck der Kraft und es scheint sich dies dadurch zu bestätigen, weil diese Thiere große Sprungkraft in ihren Beinen besitzen. Die Erfahrung lehrt, daß Pferde, welche einen oder zwei weißgefärbte Beine haben, wenn sie erlahmen, an diesen Füßen zuerst lahm werden. Da, wo das Lebensmark im Rückgrat zum Kopfe aufsteigt, sehen wir bei den meisten Thieren einen dunkeln Streifen.

In einem vergitterten, aber sonnigen Raume lag ein hübscher Gemsbock; wie die meisten kleinern Wiederkäuer, hatte er, wenn auch nicht an Muth, aber an Bosheit gewonnen; die Wärter mußten sehr vorsichtig mit ihm umgehen. Ihm zugesellt waren noch Ziegen, Bastarde vom Steinbock und der Hausziege, und Rehbock und Reh.

Am meisten freute ich mich noch über einen alten Biber; es war der erste, den ich mir genau lebendig ansehen konnte; gerade so krumm saß er da wie in meinem ABC-Buche, wo er nach dem Affen die Stelle des sonst üblichen Bären eingenommen hatte und den Spruch führte:

Vom Biberhaar ein schöner Hut
Steht jedem artigen Kinde gut.

Er mag vielleicht halb so alt sein, als meine Zeit bis zum ABC-Buche reicht, denn er war blind; das Haar ähnelte einem gelbgrauen borstigen Schweinsfelle. Er kaute seine Weidenrinden und tunkte die Ruthen derselben ins Wasser. In die Abgänge hatte er sich einen Bau gewühlt. Jüngere Biber sehen schön braun aus. Herr E..... in Wien, welcher in seinem Thiergarten unter mehren ausländischen Wiederkäuern auch Biber in einem Teiche hält, hatte bemerkt, daß sie nur des Nachts arbeiten und daß der Eingang zu ihrem Baue unter dem Wasserspiegel ist. Ein Ausgang führt ins Holz oder in die Wiesen am Ufer. Später habe ich in den dichten Waldpartieen an den Ufern der Donau Biberröhren gesehen. Hier kann man sie auch gewähren lassen, hier werden sie Niemanden schaden, denn alle Korbmacher der Monarchie würden wol nicht im Stande sein, die Weiden zu verarbeiten, welche an den Ufern, Inseln und Breiten der herrlichen Donau wild wachsen. Hier kann der Knabe sich auch noch eine Ruthe schneiden, ohne zu den straffälligen Kindern zu zählen, weil hinter jedem Strauche ein Korbmacher oder Besenbinder sitzt, der denselben von der Commune um schweres Geld gepachtet hat, wie bei uns.

Und zuletzt Petz, der Bär. Aus meinem ABC-Buche war er verdrängt durch den Biber, aber hier war er gedoppelt da in prächtige eiserne Käfige mit Wasserbassins gesperrt, ein brauner und ein schwarzer Bär. Der Bär, der in vielen unserer Märchen und Sagen bis in die Kinderstube brummt, ist eins der klügsten Thiere und verdiente eigentlich weit mehr Respect, als man ihm bisher gezollt hat. Im wilden Zustande hat man die glaubhaftesten Zeugnisse von des Bären gar verständigem Familienleben; wenn er keine Höhle findet, so weiß er geschickt zu bauen und sich ein gegen die Unbilden der Witterung schützendes und sicheres Winterquartier herzurichten. Er begibt sich, wie es einem braven Familienvater zukommt, niemals muthwillig in Gefahr; wird er aber angegriffen und verwundet, dann nur stellt er sich auf die Hinterfüße und benimmt sich respectabel und honett. Im schönbrunner Bärenzwinger zeigt er sich als gehorsamer und gelehriger Schüler und thut für einen Bissen Brot willig, was man verlangt. Der schönste von allen Bären ist der weiße Polarbär oder Eisbär; doch war ein solcher zur Zeit nicht vorhanden. Nur zu leicht und schnell wechseln die Thiere durch Absterben in den Menagerieen. Man hat immer von Glück zu sagen, wenn man nicht am Orte einer solchen herrlichen und großartigen Sammlung lebt, zu einer Zeit dagewesen zu sein, wo sich des Sehenswerthen so viel bot, als ich in dem wahrhaft kaiserlichen Schönbrunn gefunden habe.

Die neuesten pariser Bauten.

Von Gottfried Semper.

— Ich bin von Paris zurück, später als mein Plan war. Es wird daselbst jetzt an allen Orten und Ecken gebaut, aber, wie sich erwarten ließ, im Pappendeckel-Stil. Die Säulen der Tuilerien sind in kürzester Frist im Geschmacke der Kaiserzeit neu ausstaffirt worden und wie mir erzählt wurde, ist es dabei barbarisch genug hergegangen. An der Verbindung des Louvre mit den Tuilerien, an der Fortsetzung der Rue Rivoli bis zur Barrière du Trône wird thätig gearbeitet. Der Durchbruch der Straße mit Hinwegschaffung der im Wege stehenden Gebäude ist vollendet. Ein neues Hippodrom ist in acht Monaten unter der Leitung des Architekten Hittorff entstanden, das alle frühern an Umfang übertrifft. Das Pantheon wurde mit einem Hochaltare, mit zwei Seitenaltären, mit einer Kanzel und Zubehör (Alles freilich aus Lattenwerk, Bretern und bemalter Leinwand) zur Kirche umgewandelt. Ein kolossales (aus mit Leinwand überzogenem Lattenwerk zusammengefügtes) Kreuz überragt draußen den Giebel, den der Bildhauer David mit seinen republikanischen Bildwerken schmückte. Wahrscheinlich werden diese herabgenommen werden, was übrigens für die Kunst kein großer Verlust sein wird. Aus dem Bois de Boulogne wird eiligst eine Art von Hyde-Park mit Serpentine-River und sonstigem Zubehör gemacht und noch größere Pläne, z. B. ein kolossales kaiserliches Palais auf der Höhe von Caillour, dem Champ de Mars gegenüber, steht in nächster Aussicht.

Diese hastig begonnenen Werke sind den sogenannten Machern aus der alten Schule übergeben worden mit Uebergehung der jüngern Schule, die dem jetzigen Gouvernement nicht zusagt. Diese jüngere Architekten-Generation ist größtentheils aus der Schule des Herrn Labrouste hervorgangen, der in der Bibliothek der Ste.-Geneviève den Typus der neuen Bauweise hinstellte, die während der Republik ihren kurzen Sommer durchlebte. Ein edles Streben, Gefühl für Feinheit der Formen, große Sorgfalt der Ausführung charakterisirt ihre Werke, denen man es aber leider ansieht, daß sie von Männern ausgeführt wurden, die ihre ersten praktischen Proben im bereits vorgerückten Alter und nach langem unfruchtbaren Warten ablegten. Jugendliche Irrungen erscheinen dem richtigen Beurtheiler natürlich und daher nicht unerfreulich, aber die Misgriffe jener ehrenwerthen und von ernstem Streben durchdrungenen Männer stören allen Genuß, den man an ihren sonst vortrefflichen Leistungen haben könnte. Letztere zeigen etwas Zimperliches. Das ist der Ausdruck, in dem sich Alles wiederfindet, was Einem beim Anblicke dieser Arbeiten zu Gefühl kommt. Dazu gehören, außer der genannten Bibliothek, die Bronzethüren an der Ste.-Geneviève, die neuen Gerichtshallen am Palais de Justice, mit einer sehr bemerkenswerthen äußerst sorgfältig ausgeführten Treppe, deren zierliche Eleganz nicht mit der Bestimmung des Orts übereinstimmt, und die wichtigen Veränderungen, die während der Republik in dem Louvre vorgenommen wurden. An dem neuen Palais de Justice ist der Haupttadel, daß es die schöne Ste.-Chapelle gänzlich verdeckt und Dubanc mit seinen Louvresäulen hat sich nun vollends unmöglich gemacht. Sie sind wirklich sehr misrathen und ich würde nichts dagegen haben, wenn auch sie, gleich den Gartenanlagen desselben Architekten im Hofe des Louvre, sofort wieder abgetragen würden.

So sehr die genannten Säle der Gemäldegalerie in ihrer anspruchsvollen neuen Ausstattung misfallen müssen, ebenso groß ist der Eindruck, den die Galerie d'Apollon in ihrer Wiederherstellung macht. Die Leitung dieser Arbeit war dem Architekten und Decorationsmaler Séchan übertragen worden und die Bilder in der Decke, welche noch fehlten, wurden Männern wie Delaroche und Delacroix anvertraut. Das mittlere

Hauptbild von Delacroix, Apollo darstellend, der die Ungeheuer der Urwelt tödtet, ist von einem Reichthum in der Composition und namentlich in der Farbe, der es gern vergessen läßt, daß von dem Künstler die Rücksicht auf genaue Uebereinstimmung mit den Umgebungen nicht streng beobachtet wurde. Dieser Tadel erstreckt sich übrigens nur darauf, daß der Charakter der umgebenden Deckenbilder seinen Genius nicht zu zügeln vermochte, doch wußte er den Ton sehr richtig zu treffen, der anzuschlagen war, um in die architektonische Harmonie des Saals einzugreifen. Dieses Meisterwerk der decorativen Architektur ist von Lebrun erfunden und unter Mitwirkung von Béraln, der die Arabesken und Batiste, der die üppigen Blumenguirlanden der Decke malte, einst ausgeführt worden. Von der Sorgfalt, womit das Beschädigte nun restaurirt und das Fehlende im Sinne des Vorhandenen nach den Originalzeichnungen Lebrun's und seiner Mitarbeiter und nach Kupferwerken ergänzt worden ist, können wir Deutschen uns keine Idee machen. Séchan hat in dieser Arbeit ein Meisterwerk vollbracht. Er ist jetzt für den Sultan beschäftigt, dem er einen Saal im Stile der Zeit Ludwig's XIV. erbaut.

Ich komme nochmals auf die von Dubanc neu gestalteten und decorirten Säle der Gemäldegalerie zurück, die ungeheure Summen kosteten, wofür nur negative Resultate erlangt worden sind. Besonders unglücklich war der Architekt in der Bekleidung der Wände, welche den Bildern zum Hintergrunde dienen. Sie wurden zuerst fein geglättet und dann mit grobkörniger Leinwand beklebt; diese wurde dann durchaus mit echter Vergoldung bedeckt, auf welcher teppichartige braune Muster chablonirt wurden. Der Erfolg erwies sich ungünstig und man glaubte durch Lasuren von Asphalt und dergleichen die fehlende Harmonie erzwingen zu können. So fuhr man lange fort mit Versuchen, bis endlich ein schmutziger Chocoladenhintergrund erreicht wurde, der eine triste Stimmung verbreitet und sie den Bildern mittheilt, die ich kaum wieder erkannte. Die Mitte des großen quadratischen Saals, der Dasjenige bildet, was man in Bildergalerieen die Tribune zu nennen pflegt, ist mit rothbraun gepolsterten breiten Sophas ausgefüllt, auf denen sich's das Publicum sehr bequem macht — eine Zugabe, die der Würde des Sanctuariums der höchsten Kunst nicht entspricht.

Die beiden Säle, welche den Goldschmiedsarbeiten, den Emaillen und den keramischen Werken der Renaissance gewidmet sind, haben einen mehr tristen als würdevollen Ausdruck, der besonders durch die Schränke aus schwarzem, Ebenholz nachahmenden Holze mit eisernen Sprossen von gesuchter Einfachheit hervorgebracht wird. Diese stehen in einem dieser Säle vor Wänden von gleichfalls schwarzbrauner Farbe. In dem andern Saale sind die Wände mit alten historischen Teppichen bekleidet, durch welche sowie durch die meistens hellen Majolicas, die in den Schränken stehen, der triste Ausdruck dieser letztern etwas gemildert wird. *)

An der Decke einer der beiden großen quadratischen Säle, die, beiläufig gesagt, ein zu enges Oberlicht haben und schlecht beleuchtet sind, hat der Architekt Versuche mit polychromer Sculptur gemacht, die gerade hier am unrechtesten Orte ist. Dazu kommt, daß die mit matten Farben bemalten Victorien, welche die großen Männer krönen, zu groß sind und mehr angeklebt als fliegend erscheinen. Sie sind steif und würden herunterfallen, wenn sie nicht mit eisernen Klammern befestigt wären, deren letzterer Thätigkeit zu sehr gefühlt wird. Den Ornamenten, die mit großer Sorgfalt und Eleganz zum

*) An einem der schönsten Tage des verflossenen Monat Mai fanden wir es in diesen kleinen Sälen so unheimlich, daß man nur durch wissenschaftliches Interesse in Versuchung gerathen konnte, in ihnen zu verweilen. Gerade zur Betrachtung der so bescheidenen und äußerlich unansehnlichen Incunabeln der Kunst- und Culturgeschichte sollte man die Räume so heiter und gefällig wie möglich schmücken. D. H.

Theil in polychromer Plastik, zum Theil malerisch ausgeführt sind, fehlt gleichfalls Freiheit und Unbefangenheit. Man fühlt es, wie lange sich der Künstler den Kopf zerbrach, wie viele Versuche gemacht wurden, bis die Sache zu Stande kam. Es ist kein natürliches Wachsthum darin, die Sache sieht nicht aus, als wenn sie sich von selbst verstände und nicht anders sein könnte.

Es ist allerdings ein undankbares Thun, wenn man so arbeitet, daß das Geschaffene wie von selbst und nothwendig bedungen erscheint. Niemand oder Wenige erkennen das Talent und das Studium, welches gerade zu solchen Schöpfungen einer Kunst erfoderlich ist, der mehr als jeder andern Kunst die Tugend der Selbstverleugnung zukommt. Noch heutigen Tags wird selbst von Baukünstlern Dasjenige als Fehler an der St.-Peter's Basilika getadelt, was meiner Ansicht nach ihr herrlichster Triumph ist, nämlich daß die Harmonie des Werks sowol seine kolossalen Verhältnisse wie die Vollkommenheiten seiner Einzelheiten vergessen macht.

Englands berühmte Namen.

3. Thomas Carlyle.

An dem nördlichen Ufer der königlichen Themse, die sich in weiten Krümmungen durch die größte Stadt der Welt schlängelt, liegt das Dorf Chelsea, das den Rang einer Vorstadt Londons einnimmt. Vor hundert Jahren ein Sommeraufenthalt der Reichen des Landes, die hier am Ufer unter dem Schatten hoher Ulmen wandelten, ist es jetzt zu einem Vergnügungsorte der betriebsamen Volksclasse geworden, die hier ihre Musestunden — den Abend nach des Tages Mühen, den Sonntag nach der langen Woche rastloser Thätigkeit — verbringt und die reine Luft athmet, deren wir Alle zu unserm Wohlsein bedürfen. Nimmer ruhend ist hier der Verkehr; Schiffe kommen und gehen, Omnibus jagen sich alle fünf Minuten und ein wallender Menschenstrom bewegt sich nach allen Seiten. So sieht es auf der Hauptstraße aus. Auf den Seitenstraßen aber, da ist das eigentliche Chelsea, das stille Dorf, wo sich das Ohr ausruht und das Auge umherspäht, ob nicht eine Thür sich öffne, die den Wanderer theilnehmen lasse an dem friedlichen Stillleben, das hinter diesen Mauern zu walten scheint.

In einer solchen Straße, die nur eine halbe zu nennen ist, denn sie besteht nur aus einer Reihe Häusern, während das vis-à-vis derselben Gärten und Höfe sind, nähern wir uns einem Hause, das die Nummer 5 trägt. Wir klopfen und treten auf einen Vorplatz, der sein Licht von dem über der Hausthür angebrachten Fenster empfängt. Die Magd, deren Wohnung im Souterrain ist, frägt nach unserm Begehren und weist uns dann zur entgegengesetzten Thür hinaus, wo wir in einen Garten gelangen, der aus einem kleinen Rasenplätzchen besteht, das von Mauern eingeschlossen ist. Aber so klein auch das Plätzchen, so hoch gilt doch sein Werth inmitten dieser endlosen Stadt, und hier Luft zu schöpfen, hier den Blick auf etwas Grün ruhen zu lassen, ist eine Wohlthat, deren Größe nur Der erkennen kann, der an einem solchen Orte gelebt hat... Eine hagere männliche Gestalt sitzt im Mittelpunkte dieser Oasis, bekleidet mit einem Schlafrocke und einer Mütze, im Munde eine kleine weiße Thonpfeife, die häufige Wölkchen versendet. Ein Buch ruht auf dem einen Knie; doch sucht das Auge nicht den Buchstaben, es blickt sinnend in unbekannte Fernen, es sucht einen Gedanken, einen Aufschluß, der sich ihm nicht sogleich darbietet. Wir haben Thomas Carlyle vor uns, den berühmten Schotten, der den Beinamen des Diogenes von Chelsea führt. Vor vielleicht ein Dutzend Jahren verließ er die tiefe Einsamkeit seiner heimischen Berge und siedelte sich hier an, wo er wol auch seine irdische Laufbahn beschließen wird. Sein Vater hatte

eine kleine Pachtung in den Hochlanden, wo Carlyle geboren ward. Dem Knaben eine wissenschaftliche Erziehung zu geben war eine schwierige Aufgabe für die Aeltern; aber sie wurde gelöst und sie ernteten den Lohn. Manches Jahr mußte freilich vorüberstreichen, ehe es dem jungen Manne gelang, eine Stellung in der Literatur zu gewinnen, die ihm eine pecuniäre Existenz sicherte; denn dieser Kampf des Talents mit den Bedingungen des Lebens findet sich ja leider überall. Er schrieb für das „Edinburgh review" und übersetzte Goethe's „Wilhelm Meister", wodurch die deutsche Literatur so viele Freunde in England gewann. Carlyle war in jener Zeit ein Freund der gleichen Berechtigung aller Stände und traute der Aristokratie nicht. Sein schroffes Urtheil, dem keine Kenntniß und keine Prüfung der Standesunterschiede vorherging, sollte sich mildern. Carlyle verkehrte bald viel und gern mit dem Adel seines Landes, wo er ihn intelligent fand. Er selbst wurde ausdrücklich Geistes-Aristokrat. Seine ganze Richtung galt dem Cultus des Genius, wie er in seinem „On hero worship" darlegt. Er theilt das menschliche Geschlecht in zwei Classen: in die Klugen und in die Dummen. In seiner eigenthümlichen Redeweise schildert er die Schicksale beider Classen; wie die erstern dem Lichte zustreben und ein ewiges Leben ihrer harre; wie die letztern in Nacht und Dunkelheit untergehen, in den Pfuhl der Hölle stürzen, wo gänzliche Vernichtung ihrer warte... Dieser Ausspruch ist schroff, unbarmherzig, unchristlich. Aber Carlyle ist der Mann der Paradoxen.

Seine kleine Thonpfeife ist indessen ausgeraucht, er hat sich genugsam gesonnt und kehrt in das Haus zurück. Sein Arbeitszimmer liegt im ersten Stock; es ist das beste, geräumigste des Hauses. Ehe er aber dahin zurückkehrt, betritt er das Gemach zur ebenen Erde, wo seine Gattin wohnt. Hier ist Alles zierlich, sehr einfach. Die Möbel sind alt, unmodisch, aber bequem. An den Wänden hängen Bilder: Goethe, jung und alt, Jean Paul, Cromwell. Ein Schirm, den man der Zugluft halber ausbreitet, ist ganz mit Kupferstichen beklebt von der Gattin Hand... Frau Carlyle, in zierlicher Morgenkleidung, sitzt auf ihrem Sopha und näht ihrem Gatten eine neue Cravatte. Sie zählt vielleicht vierzig, ist zierlich gewachsen und aus ihrem schönen dunkeln Auge sprechen tiefe Gedanken. Ihr Vater gab ihr die ernst-wissenschaftliche Bildung eines Mannes und die Wahl ihres Gatten war das Resultat dieser Erziehung. Man sagt, daß sogar Carlyle selbst ihr Urtheil scheue. In Abendstunden mag man nirgends lieber weilen als hier. Da lernt man Carlyle kennen, seinen Humor, seine glänzende Beredtsamkeit, die Geistesfunken, die auf seinem Gedankenwege sprühen! Widersprechen muß man ihm freilich nicht, nur anregen. Er gleicht einer Metallglocke, die bei jeder Berührung einen schönen vollen Ton ausgibt, aber nur einen einzigen — sich selbst.

4. Anna Jameson.

Weiter führt uns unser Weg wieder in eine Vorstadt, bis wir über Kensington-Gardens hinaus durch Bayswater nach Nottinghill kommen. Hier sieht es schon ganz ländlich aus. Der kleine Hügel, den wir erstiegen, erlaubt uns eine freie Aussicht über umliegende Felder, die wieder von Häuserreihen begrenzt sind. Der lange Weg war ermüdend; wir zögern nun nicht länger, in eine Wohnung zu treten. Eine reinlich gekleidete Magd öffnet und geht uns voran die Treppe hinauf zu ihrer Gebieterin, die uns erwartet. In einem behaglich eingerichteten Gemache, mit Büchern und Zeichnungen geschmückt, empfängt uns die Bewohnerin desselben, Frau Anna Jameson. Freundlich bietet sie ihrem Gaste die runde, weiße, schön geformte Hand und ladet ihn ein, Platz zu nehmen, mit jenem Lächeln, das das Wohlwollen hervorgerufen hat und nicht die sogenannte gute Sitte. Frau Jameson trägt ein schwarzes Kleid, das eine starke Frau, wie

sie, am besten kleidet. Ihr rothes Haar versteckt eine Haube. Die Locken, die sich über ihre Stirn ringeln, kleiden sie artig, denn sie stehen in Harmonie mit der Farbe ihres Gesichts. Ihre schönen, Güte und Geist versprechenden Augen sind theilnehmend auf ihren Gast gerichtet, während unmerklich und wie verstohlen von Zeit zu Zeit ein tiefer Seufzer ihre Brust hebt. Wem gilt dieser Seufzer? Einem Schmerz, darf man behaupten. Frau Anna Jameson war verheirathet und ist es noch; doch lebt sie hier im Hause ihres Vaters, eines bejahrten und wenig begüterten Mannes. Frau Anna Jameson hatte das in England exceptionelle Geschick, schon an ihrer Wiege gesungen zu hören, daß sie einst ihren Unterhalt sich selbst verdanken müsse. So trat sie denn in ihrem neunzehnten Jahre die Stelle einer Erzieherin an und blieb über ein Dutzend Jahre in diesem Amte. Sie lernte Herrn Jameson kennen; dieser hatte aber als junger Advocat noch keine Stellung, ihr seine Hand bieten zu können, und das längere Zeit fortgesetzte Verhältniß löste sich endlich. Sie machte nun eine Reise nach Italien mit einer schottischen Familie und veröffentlichte nach ihrer Rückkehr ihr Tagebuch unter dem Titel: „Tagebuch einer Gelangweilten" („Diary of an ennuyée"). Die Verfasserin desselben wurde berühmt, alle Welt wollte die arme Gelangweilte kennen lernen, die auf dem Kirchhofe von Montpellier ihr Grab gefunden und die doch noch unter den Lebenden wandelte. Herr Jameson, eigentlich die Ursache aller Klagen und ihres endlichen Todes, fühlte Scham und Reue; auch mochte es seiner Eitelkeit etwas geschmeichelt haben, so vieler Liebesklagen werth gefunden zu sein; genug, er entschloß sich, ihr die Hand zur Versöhnung zu bieten. Sie ergriff dieselbe und die Kirche sprach ihren Segen. Die Flitterwochen schwanden vorüber. Herr Jameson erhielt eine Anstellung in Toronto, die Gattin blieb zurück. Jahre vergingen; er begehrte nicht, daß sie ihm folge. So folgte sie ungerufen. Bei ihrer Ankunft wartete ihrer die Botschaft, daß sie im Hause unumschränkte Gebieterin sei, ihr Gatte es aber vorziehe, so lange sie dort weile, die Schwelle seiner Wohnung nicht zu betreten. Das war es nicht, was sie in Toronto, Hunderte von Meilen in Canada, suchte oder erwartete. Bald darauf hören wir, daß sie Toronto wieder verlassen hat, Reisen macht, mit der Indianerin in ihrer Hütte campirt, den Fuß muthig auf die pfadlosen Wege eines Urwalds wagt. Zwei Jahre verschwinden ihr auf diese Weise, dann gibt sie hoffnungslos die westliche Hemisphäre auf und kehrt nach Europa zurück. Ihren Aufenthalt in Canada veröffentlicht sie in zwei Bänden, in denen wir manches heimliche Klagewort der Gelangweilten wiederfinden, die in Montpellier ein Rasenhügel deckt. — Jetzt klagt sie nicht mehr; — sie seufzt nur noch und — arbeitet. Die „Frauen Shakspeare's" sind aus ihrer Feder hervorgegangen, mit Stichen, deren erste Entwürfe sie selbst gezeichnet. Die italienische Malerschule soll jetzt von ihr biographisch ins Leben treten; unendliches Material ist zu bewältigen, Hunderte von Bänden sind prüfend zu durchgehen; der Geist ist angespannt, die Kräfte sind concentrirt, die Stunden der Muße, wo das Frauenherz reden möchte, sind ihr zugemessen. Das schwere Wort: „Und im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen", findet hier seine volle Geltung; denn in dem Gemache nebenan, von dem nur eine Thür uns trennt, sitzt der alte siebzigjährige Vater und eine würdige Matrone, seine Gattin, und eine kranke Tochter, und alle diese erhält die Feder von Anna Jameson. Sie ist eine berühmte Frau, sie fährt durch die Stadt, wo sich ihr die ersten Kreise öffnen; sie ist gesucht, ist bewundert; — aber — sie seufzt. Sie kehrt zurück in ihre stille Wohnung, über dessen Penaten sie wie eine beglückende Fee wacht. Sie fühlt, daß sie noch Besseres in sich trägt und Besseres schaffe, als was die Welt sieht und bewundert. So menschlich wohlthuend findet man sich hier angeregt, daß man ungern von einem Hause Abschied nimmt, das die schönsten Elemente edler Lebensgestaltung bietet.

5. Thackeray.

Kehren wir nach London zurück. Es ist spät. Dämmerung ruht auf Flur und Land. Der Abend hat sich gesenkt. Bei jeder Erhöhung des Wegs erblickt man vor sich das unendliche Lichtmeer der hellen Gasflammen, die aus der Ferne, wie aneinander gereiht, den Weg an beiden Seiten einfassen. Das Westende liegt mit seinen stattlichen Gebäuden vor uns. Die Fenster sind hier geschlossen, die Häuser wie todt, inwendig aber herrscht reges Leben; denn es ist die Zeit der Mittagstafel. Versuchen wir es, in ein Haus zu treten, wo man um diese Stunde nicht zu Mittag speist, wo auf dem Theetische die kochende Maschine sauft und eine Abendtoilette kein unumgängliches Erforderniß ist, um vorgelassen zu werden. Und warum, möchte man fragen, umgeht man hier diese Sitte? Der Salon, wie immer im ersten Stocke, mit drei großen Fenstern nach der Straße hinaus und zwei Fenstern, die in den Hof blicken lassen, ist hell erleuchtet und bietet ein Bild der Behaglichkeit, wie nur ein englisches Wohnzimmer es aufweisen kann. Die Dame des Hauses, von Kummer gebeugt, sitzt abgesondert von den Uebrigen in einem großen Armstuhle. Sie ist schwarz gekleidet. Auch die übrigen Damen, die um den Theetisch sitzen, tragen Trauerkleider. Welch Unglück wird die Familie betroffen haben? Ist ein Sohn, ein Bruder in der Blüte seiner Jahre hier abgerufen worden? Die ältere Dame, eine Matrone von mehr als funfzig Jahren, sitzt wie regungslos; die jüngern flüstern einander zu; kann die Jugend schweigen, sie, der selbst im Schmerze die Mittheilung Bedürfniß ist? Eine unheimliche Stille herrscht im Gemache, nur das Knistern des Feuers und das Klappern der Tassen wird gehört. Da öffnet sich die Thür des hintern Zimmers und unangemeldet tritt ein Herr herein, dessen Gestalt weit die gewöhnliche Mannesgröße überragt. Sein Haar, das in starkem Wuchse sein Haupt bedeckt, ist kurz geschnitten und weiß wie Schnee. Sein Gesicht jugendlich frisch, seine Wangen sind fast mädchenhaft blühend, sein großes Auge leuchtet. Es liegt etwas Kerniges, Festes in diesen Zügen, etwas Geistiges. Die Nase fällt auf, sie ist fast platt gedrückt auf dem runden vollen Antlitz. Der Anzug, die feine schneeige Wäsche, der Frack, bezeugen die Abendtoilette. Der Mann tritt näher, als wäre er hier zu Hause. Die Matrone sieht auf. „Thackeray, Sie hier?" spricht sie freudig erregt; „ich wähnte Sie in Paris?" — „Auch kehrte ich erst vor einer Stunde von dort zurück und wechselte nur rasch die Kleider, um Sie noch zu sehen, ehe Sie sich zur Ruhe begeben." — „Aber diese Toilette? Was haben Sie noch vor?" — „Noch eine Abendgesellschaft bei Lady M ... und eine zweite bei Lady Blessington. Ich muß Stoff sammeln, um morgen etwas für den «Punch» zu liefern." Thackeray nimmt Platz. „Wie gut Sie sind, daß Sie noch kamen, Thackeray." Er ergreift die Hände der Matrone und drückt sie an seine Lippen. „Ich bin ja Ihr guter Sohn, nicht wahr?" sagt er und läßt ihre Hände nicht los. Dann zieht er ein Papier aus seiner Tasche, einen Correcturbogen, und fängt an den Inhalt vorzulesen. Es ist ein Gedicht, das — einer Speise gilt, einer Speise — die seine Frau einst gern gegessen. An guten Tagen, wo eine besonders frohe Stimmung uns etwas abnöthigt, war er in Paris mit ihr zu einem Restaurant gegangen, wo man ihr diese Speise vorsetzte, er hatte sich gefreut, wenn sie ihr mundete. Das war lange her. Damals und Jetzt! Damals, ein begüterter Mann, dessen Talent seinem Vergnügen diente, an seiner Seite eine zarte Frau, die von ihm geliebt wurde, gesunde, blühende Kinder, die Beider Glück vermehrten. Jetzt? Sein Vermögen verloren, die Frau — wahnsinnig, er selbst, der bei diesen Veränderungen dem Geschick nicht alle Schuld allein beimessen konnte, er selbst mit weißem Haar. Die Verzweiflung schuf aus dem Manne der Gesellschaft den Dichter Thackeray. Lange suchte er nach einem Verleger, der ihm für eine Erzählung ein mäßiges Honorar zahle. An wie manche Thür mußte er pochen! Und nicht

sogleich siegte sein Talent. Jahr um Jahr rollte dahin, das Publicum fing an, erst allmälig seine Sachen mit Vergnügen zu lesen. Jetzt endlich ist er ein berühmter Mann. Das harmlose Glück vergangener Tage, die frohen Tage von Paris, kehrten nicht wieder... Jetzt eben war er wol wieder in Paris, war wieder in jenem Restaurant gewesen, aß wieder jene Lieblingsspeise, — doch in jenem Gedichte hatte er die Empfindungen niedergelegt, die ihn in dem Andenken an das vergangene Glück bestürmten. Er las das tragi-komische Gedicht vor. Eine Thräne rann ihm über die Wange. Er stand auf. Es war Zeit, sich in die bunte Welt zu mischen, die er mit seinem Spotte ergötzt; — diese Welt liefert ihm den Stoff, der seine Kinder ernährt.... Seine Frau lebt in einer Heilanstalt. Die Matrone ist ihre Mutter.

(Die Fortsetzungen folgen.)

Wörtergeschichten.

I.

Es ist erstaunlich, was uns oft ein einzelnes bedeutungsvolles Wort Alles zu erzählen weiß. Die ganze Geschichte läßt es an sich vorübergehen. Es kommt vielleicht aus Indien, siedelt sich in Persien an, im Norden, in Italien, wandert wieder zurück nach Deutschland oder nach Frankreich, England und macht alle Umwälzungen der Völker, alle Aenderungen der Sitten mit.

Beginnen wir, zum Beweise dieser Bemerkung, mit einer jetzt ganz besonders zeitgemäß gewordenen alten Worttrümmer, z. B. Kaiser, Kaiserthum, Kaiserin!

Fast die Weltgeschichte überblicken wir in der Entwickelung dieses Worts. Als die Römer der Herrschaft ihrer Könige überdrüssig wurden, faßten sie einen so glühenden Haß wider alles Königswesen, daß ihn die gesammte Nation von Geschlecht zu Geschlecht gleich lebendig forterbte. Verächtlich blickten sie herab auf Königthum und Könige als auf barbarische Einrichtungen; sie fühlten sich civilisirt und Republikaner — Beides war ihnen gleichbedeutend. Indessen der römische Freistaat untergrub sein Dasein durch die in ihm vorgehende bürgerliche Entsittlichung; das ganze Reich drohte unterzugehen; und nur allein von kräftig ordnender Herrschaft eines Einzigen, die zunächst von einem genialen und energischen Manne anfangen mußte, war Rettung vor dem Untergang zu hoffen. Dieser geniale Mann erschien in der Person des Imperator, d. h. Feldherrn, Julius Cäsar; es gelang ihm, das ungeheure römische Reich sich als Alleinherrscher zu unterwerfen. Aber immer noch war selbst damals der Haß gegen den Namen König im Volke nicht erstorben; er war noch so glühend, daß selbst der große Cäsar es nicht wagen durfte, diesen Titel sich beizulegen. Er ließ sich deshalb Imperator, Feldherr, oder auch blos mit seinem Namen: Cäsar, nennen, und war der Zwingherr des Römerreichs. Seine Nachfolger (denn er hatte trotz seiner Ermordung Nachfolger) nannten sich gleich ihm nur Imperator oder Cäsar und behaupteten dennoch jene hohe Herrschermacht. Hier sehen wir denn, wie einem Worte und einem Menschennamen eine ganz neue Bedeutung gegeben wurde. Das große Weltreich der Römer zerfiel; aber jener Begriff nicht mit ihm. Der wortgewordene Name Cäsar ward von uns Deutschen aufgenommen; wir bildeten es um in Kaiser. Es ist aus der deutschen Geschichte bekannt, daß unsere Vorfahren sich lange mit der Unglücksidee der deutschen Geschichte trugen, daß auf die deutsche Nation das alte Römerreich übergegangen, daß unsere deutschen Könige darum nach dem Besitze von Italien strebten und sich eben deshalb Kaiser, auch wol römische Kaiser nannten. Doch das Wort

Kaiser sagte es allein; es gab und konnte nur einen Kaiser geben, und das war aus den angegebenen Gründen lange Zeit nur der deutsche König. Später aber verbanden wir Deutschen mit dem Worte Kaiser nur noch den Begriff eines großmächtigen, über ungeheure Ländermassen herrschenden Herrn, wie es deren immer nur sehr wenige gegeben hat. So sprechen wir vom östreichischen, russischen, vom türkischen, vom chinesischen Kaiser. Als unser deutsches Kaiserthum 1806 sich auflöste, wurde wenigstens der Name gerettet; der letzte deutsche Kaiser aus dem östreichischen Hause bezeichnete seine große östreichische Hausmacht mit dem Namen Kaiserthum.

Vergleichen wir, welche Schicksale der Begriff Kaiser bei unserm Nachbarvolke, den Franzosen, hatte. Sie nahmen nicht den Namen Cäsar, sondern das Wort Imperator an und bildeten daraus Empereur, wie sie auch unsern deutschen Kaiser nannten; also einen großen gewaltigen Befehlshaber oder Feldherrn wie einst zur Römerzeit. Das französische Volk selbst hatte bekanntlich immer nur Könige. Aber es entledigte sich durch jene welterschütternde Revolution seines schwer auf ihm lastenden Königthums und verwandelte Frankreich in eine Republik. Die Nation erneuerte durch diese Umwälzung ihren erschlafften Körper und stählte und stärkte ihre Kräfte. Diese Republik war jedoch zu gewaltsam und abstract ins Leben gesetzt, um lange als solche bestehen zu können; sie machte in rascher Eile mehre Phasen durch und endigte zuletzt wieder mit der Herrschaft eines Einzigen. Hier nun ist die Aehnlichkeit mit der Art, wie auch das römische Kaiserthum entstand, auffällig. Und dennoch wie verschieden die Umstände, wie verschieden die Charaktere beider Völker! Beiden Nationen war der Name König verhaßt; weder Römer noch Franzosen hätten sich einen solchen sogleich wieder gefallen lassen. Die Römer aber wollten gar keinen neuen Namen; die Franzosen dagegen, das neuerungssüchtige und theatralische Volk, verlangten vor allem nach einem neuen Namen. Sie hatten überdies die römische Geschichte vor sich; Rom war ihnen Vorbild, in allen Abwandlungen ihrer Republik hatten sie mit der römischen sie verglichen; sie waren von sogenannter Römergröße wie trunken — warum sollte nicht nach überlebter Republik die Herrschaft eines großen Feldherrn, Empereur, folgen? So schließend gaben die Franzosen einem großen Feldherrn den alten römischen Namen. Dies Volk, das in unsern Tagen wieder in neuer Revolution seinen Staat umgestaltet hat, wird gewiß seiner Natur nicht ungetreu werden. Ihre neubegründete Republik fiel in kürzester Zeit, um einem Kaiserthum Bahn zu brechen mit republikanischer Grundlage. Der Begriff eines Kaisers, der im Mittelalter einen Herrn der Welt ausdrückte, dann bei den Franzosen erst einen großen Feldherrn, drückt ihnen jetzt eine Art Collectivgröße ihrer eigenen Nation, einen gleichsam personificirten Abschnitt ihrer Geschichte, ihre „glorreichen Erinnerungen" aus. Es wird sich fragen, wie lange dieser neue Zauber eines Wortes dauert! Haben die Franzosen einmal den Reiz durchgekostet, mit Wiedererweckung dieses Namens gegen das Jahr 1815 protestirt zu haben und sind sie mit der Bedeutung des Wortes Empereur bei einer Annäherung oder wol gar ganz in dem Begriffe Sultan angelangt, so werden wir vielleicht wieder neue Umänderungen des Begriffs Empereur erleben, wie sie mit ihm und ähnlichen Wörtern schon seit Jahrhunderten vorgenommen wurden.

Die Geschichte der Wörter ist die Geschichte der Zeiten, der Sitten, der Meinungen. Wählen wir in einem zweiten Artikel einige deutsche Worte, deren Geschichte man, wie Shakspeare die Bühne, gleichfalls die „abgekürzte Chronik" der Jahrhunderte nennen könnte.

K. E.

Anregungen.

Sentimentale Naturbeschreibung.

Zu den Moden des Tags, die eine gewisse Abspannung der Gemüther benutzt haben, um das Künstliche für das Schöne, das Dunkle und Wunderbare für das Verständige zu erheben (Moden, die von den kleinen, um gnädigen Frauenschutz bittenden Erzeugnissen der goldgeschnittenen süßen Poeterei bis zur bedenklichst grassirenden Auffassung des Lebens und der Zeit im Großen und Ganzen hinaufsteigen), gehört auch eine gewisse phrasenhafte und mehr das Erstaunen als die Belehrung weckende Naturbeschreibung. Man muß sich wundern, selbst von Männern, die in andern Gebieten zu den aufgeklärten gehören, in ihren Darstellungen des Naturlebens einen Ton angeschlagen zu finden, der, wenn auch auf allerhand gefühligen Umwegen, doch geradezu zuletzt nur zur Herrschaft des Aberglaubens und zur Anerkennung von Traditionen zurückführt, gegen die sich die Menschheit seither nicht kühl und nüchtern genug verhalten konnte. Wir kommen einmal des Ausführlichern auf diesen Gegenstand zurück.

Die Welt der Träume.

Wir haben uns zuweilen das Vergnügen gemacht, gewissen Gegnern der neuen deutschen Literatur einzuräumen, daß diese nur aus dem Studirzimmer und der bekannten deutschen Sternwarte der idealen Weltanschauung, der Dachkammer des „armen Poeten", käme und mit dem großen Horizont der Franzosen und der Engländer nicht zu vergleichen wäre.

Um indessen ein Zugeständniß der Selbstironie nicht zu wörtlich genommen zu sehen, erlauben wir uns doch, einer auch allzu bereitwilligen Entgegennahme unserer Bescheidenheit mit einigen Worten entgegenzutreten.

Die französische Literatur beruht so gut wie auf gar keiner Beobachtung des Lebens. Sie ist das Erzeugniß einer völlig erkünstelten und durch Witz und Phantasie abgezogenen Welt. Wir haben Dorfgeschichten von Emil Souvestre gelesen, in denen diese gewandte Feder zwar wie die meisten unserer Autoren, die auf gleichem Felde ackern, ihre Jugenderinnerungen erzählt, aber die Zuthat vom Hexen-, Gespenster-, Zauber- und Sagenglauben, die durch Souvestre's ganzes Buch geht, ist so künstlich und so aus gedruckten Quellen entlehnt wie nur irgend möglich.

Die Engländer beobachten allerdings treffender. Aber ist nicht auch ihr Horizont ein begrenzter? Wenn Cooper und Marryat ihre nautischen Erinnerungen ausbeuteten, so wird man ihnen allerdings einräumen müssen, daß sie den Leser ganz in den Geruch von Theer und Tauwerk zu versetzen wissen, den sie selbst einst einathmeten; aber wie sehr haben sich diese Schriftsteller in der ihnen einmal geläufigen Darstellungssphäre wiederholt! Und ihre Nachfolger? Welches ist denn die große Ausbeute, die selbst London ihnen geboten hat? Ewig dieselbe Welt! Betrügerische Advocaten, verdorbene Schulmeister, hungernde Pensionate, gemishandelte Lehrburschen, scheinheilige Wucherer, Scenen des Pauperismus, denen man ansieht, daß sie nicht beobachtet, sondern aus Rechenschaftsberichten der Armenpflege entlehnt sind. Dazu das ewige Einerlei des Familienlebens. Dieselben alten Onkel, verbissenen Wirthschafterinnen, dünkelvollen Seitenverwandten, theetrinkenden, musicirenden und in junge Cadetten oder Candidaten verliebten Misses, Tanten, Großtanten, Nichten, Cousins, Cousinen, Schwestern, Stiefschwestern, Halbschwestern, kurz — wir halten es für unsere Pflicht, hier zu bemerken, daß, wenn wir wieder über die von der deutschen Literatur erschlossene, nur stubenmäßige Welt klagen sollten, wir damit nicht gemeint haben wollen, daß uns das Leben so ganz ein unbekanntes Buch wäre, sondern nur vorzugsweise, daß wir das Schöne, Gute, Große und Wahre leider nicht auf unsern, von manchem Autor doch umsichtig genug angestellten Wanderungen durch das Leben, sondern — in unsern Träumen angetroffen haben.

Die erzwungene Redlichkeit.

Wenn sich unedle Naturen entschließen müssen, endlich ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen, pflegen sie gewöhnlich noch ein Extrastückchen ihres Charakters als unverlangtes Agio mit draufzugeben.

Die Liebe des Mannes.

Der Mann liebt wahrhaft nur da, wo sein Gegenstand ihm die vollste und reichste Gelegenheit, sich in seiner ganzen Liebesfähigkeit und seinem ganzen Manneswerthe zu zeigen, verbürgt.

Verantwortlicher Redacteur Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 20. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Erstes Capitel.

Das Pensionat.

Es war Sonntag Nachmittag. Der Himmel strahlte, die Erde glühte, Wind und staubige Wirbel spielten Haschen miteinander, ohne die Klagen der armen Bäume und Gebüsche zu beachten, die den Sonntagschmuck entbehren mußten. Aus allen Thoren zog der bunte Schwarm der Menschen ins Freie, um sich zu laben am Blau des Himmels und am Sonnenschein.

Mir ging's wie den Bäumen. Staub und Hitze bedrückten auch mein Herz und meine Stimmung. Deshalb blieb ich daheim und trat an den Bücherschrank, um mich dem stillen Genusse meiner Lieblingsautoren hinzugeben. Aber du launiger Tag! Ich fand lange nichts, was mir behagte — unsern Freunden und unsern Dichtern sollen wir nur mit fröhlichem Sinne und frischem Herzen nahen. Da fiel mir ein Buch mit Goldschnitt in die Hände, ein Buch, dessen rother, etwas verschabter, altmodischer Maroquin-Deckel die Inschrift „Album" schmückte. Ich schlug es auf. Aus den vergilbten Blättern, aus den verbleichenden Schriftzügen blickte mich die Vergangenheit an. Längst verlassene Orte, fast vergessene Menschen sah ich wieder. Es war, als schlüge noch einmal das Kinderherz voll neugierig-verlangender Sehnsucht in meiner Brust. Was drang nicht Alles auf mich ein! Was bewegte mich! . . .

Ja! Es war auch ein Sonntag gewesen, als ich, ein Mädchen von vierzehn Jahren, mit dem geliebten Vater traurig und furchtsam den Weg vom Gasthofe nach der Pension antrat. In köstlicher Freiheit hatt' ich bis dahin gelebt. Nun bedrohte mich der, wie ich glaubte, furchtbare Zwang einer Erziehungsanstalt. Ich konnte sie mir nur als ein klosterähnliches Gebäude denken, eingeschlossen von hohen Mauern, beschattet von uralten düstern Linden, vergitterte Fenster, dunkle Säle, lange, hallende Gänge, flüsternde, ängstlich aneinander vorüberhuschende Gestalten. . . . Was hatt' ich nicht Alles gefürchtet! Aber ich fand das

Gegentheil. Ein neues, elegantes, prächtiges Haus — der Vater zog die Klingel. Man öffnete so zuvorkommend, so freundlich. Wir schienen erwartet zu sein. Aus allen Fenstern des obern Stockwerks schauten fröhliche Gesichter zu uns nieder, neugierige spottende lachende Mädchenköpfe.... Blumen standen im Vorhause, Blumen auf den Treppen; ungehindert drang das Sonnenlicht durch große glänzende Spiegelscheiben. Madame Bernard, die Vorsteherin, trug lichthelle Gewänder, bunte Bänder, lächelte, zeigte die köstlichsten weißen Zähne, strich mit der Hand über die sorgfältig gepflegten Locken. Kurz, das war ein verzaubertes Schloß. Ein paar holdselige Worte der freundlichen Dame, die in schwellendem Divan saß, ein Wink und eingeführt war ich im Kreise meiner Schwestern. Das war eine Fröhlichkeit! Hier war nichts trübe, nichts ernst, es mußte sich herrlich leben unter einer Schwesterschaft von dreißig bis vierzig solchen jungen Brauseköpfen! Und man kam mir freundlich entgegen — die Meisten standen wol etwas beobachtend in angemessener Entfernung —, aber mit Ausnahme eines einzigen großen braunen Mädchen, das die Anstalt bald verlassen sollte und sich äußerte: „Madame Bernard thut mir leid: die besten Eleven muß sie ziehen lassen und dafür kommen lauter kleine Knirpse, die keine Spur von Tournüre haben!" war Alles holdselig und gut und auch dieser schnippische „Eleve" wurde mir noch befreundet und schrieb später, als er abreiste, in mein Album die stolzen Worte:

„Wenn die Worte: «Ich liebe dich!» auch nicht von der Beredtsamkeit gesprochen
„werden, sind sie doch der Ausdruck einer innigen, aufrichtigen Freundschaft."

„Zur Erinnerung an deine dich ewig liebende
Amélie."

O diese ewig liebenden Amelies! Sie sind dutzendweise in jedem Album zu finden. Wenn wir diese Pfandbriefe der Herzen wiedersehen, nachdem wir erfahren haben, was Liebe und Freundschaft ist, entlockt uns ihr prahlerischer Schwung und ihre großmüthige Verschreibung kaum noch ein Lächeln der Wehmuth. Und dennoch — unter diesen armen Phrasen, unter diesen rührenden Gemeinplätzen findet sich dann doch plötzlich ein Wort von tieferer Bedeutung, ein Wunsch, ein Versprechen und ein Bild der Frauenseele, das noch in spätesten Tagen uns mit Wehmuth, Rührung, vielleicht auch mit Freude erfüllt.

Von diesen Blättern will ich eins sprechen lassen. Es liegt vor mir, vergilbt, verblaßt und lautet überraschend und seltsam genug:

„Der Herr spricht: Die Sünden der Väter will ich heimsuchen bis
ins dritte und vierte Glied."

Leonore, Freiin von Werdenberg.

Diese gute Madame Bernard war niemals stolzer als an dem Tage, der uns Elsbeth und Leonore von Werdenberg zuführte, die vierzehnjährigen Töchter des ältesten adeligen Geschlechts weit und breit. Sie waren Zwillinge, aber einander sehr unähnlich. Elsbeth hoch und schlank, blond, blauäugig, voll Anmuth und anschmiegender, hülfsbedürftiger Schwäche. Leonore dagegen kleiner, untersetzter, brünett, langsamer, aber sehr sicher in ihrem Thun, entschlossen und beharrlich und von der Natur gleichsam zur Stütze einer Schwester bestimmt, die sie abgöttisch liebte und verehrte. Alles Ermüdende, alles Verwirrende, Schmerzliche von der geliebten schwesterlichen Freundin fernzuhalten, war Leonorens Lebensaufgabe; Elsbeth nahm dagegen Alles, was ihr die Schwester bot, ungeprüft und stets dankbar hin. Es war kaum zu unterscheiden, wo das geistige Leben der beiden edlen Geschwister sich in zwei Wesen trennte. Die Kinder hatten auf dem Schlosse der Aeltern so lange einsam gelebt und sich so vollständig genügt, daß es ihnen schwer fiel, sich in den vertraulichen Ton der großen Geschwisterschaft des Instituts zu finden. Ueberdies waren sie in Folge der Erziehung von der Bedeutsamkeit ihres Namens

etwas zu lebhaft durchdrungen, sie stempelten jedes Schulbuch mit dem Wappen ihrer Familie, hatten jedes Kleidungsstück mit der sieben Perlen haltenden Freiherrnkrone gezeichnet, und wurden, wie sich von dem Humor und dem oft so treffenden Witz der Jugend denken läßt, dafür auch von uns spottweise „die Kaiserinnen" genannt.

Nach und nach aber traten wir den jungen Werdenbergs doch näher. Die Herzensgüte, der heitere Sinn und die Feinheit der musterhaft erzogenen Mädchen besiegten unsere Vorurtheile und sie kamen uns immer freundlicher und herzlicher entgegen, hielten sich aber von Allem fern, was allzu zudringlich und wol gar, wie das schon kommt, roh auf sie eindringen wollte. Und weil sie fleißig und fügsam waren, hatten sie, ohne besonders begabt zu sein, bald das Herz aller Lehrer gewonnen. Wenn ihre Mutter kam, eine stolze, schöne, im Glanze strahlende Frau, wurde Madame Bernard nicht müde ihr zu versichern: die Freiinnen von Werdenberg wären der Stolz der Anstalt und würden auch einst die Zierde der Gesellschaft werden.

Es war aber anders über diese Kinder beschlossen. Ein Jahr nach ihrer Ankunft erkrankte Elsbeth. Es war ein Fieber, das erst langsam ihre Kräfte aufzehrte und sich dann mit furchtbarer Gewalt auf das Gehirn warf. Leonore wich nicht von ihrem Bette. Eine Hülfslehrerin und ich wurden den Schwestern zur Unterstützung gegeben, denn — aufrichtig gesprochen — diese gute Madame Bernard war klug genug, die modische „Barmherzigkeit" — ökonomisch zu nützen. Ach! Es waren schwere Tage, angstvolle Nächte, die wir mit der Freundin durchwachten. Mit dem Eigensinn der Krankheit weigerte sich Elsbeth, den üblichen Wechsel der Krankenwärterinnen zu gestatten und weil wir das arme leidende Kind von Herzen liebten, fügten wir uns geduldig in ihr Begehren und opferten fast unsere eigene Gesundheit.

Eines Abends saßen wir müde und traurig im Krankenzimmer. Der Arzt hatte uns verlassen. Es war unfreundlich draußen. Ein Frösteln durchschauerte uns. Elsbeth's schwere unregelmäßige Athemzüge und Leonorens kummervolle Seufzer unterbrachen allein die tiefe Stille. Da ging plötzlich die Thür auf. Langsam trat eine hohe Frauengestalt ins Zimmer. Nie werd' ich den unheimlichen Eindruck dieser Erscheinung vergessen. Ihr Schritt war gemessen, geräuschlos, nur der Atlas ihres schwarzen, langen Kleides rauschte über den Fußboden hin. Ihr Antlitz fahl und starr; ein schmerzliches Lächeln zuckte um den feingeschnittenen, wol schon zahnlosen Mund, graue Locken umwallten den Kopf, den eine faltige weiße Haube bedeckte. Leonore sprang auf. Großmutter! rief sie, wollte sie umarmen, doch diese, die Hände wie zur Abwehr ausstreckend, schritt langsam und feierlich an das Bett der Kranken, schlug die Vorhänge zurück und beugte sich über die scheinbar Schlafende. Als sie wieder das Haupt erhob und die gefaltenen Hände vor die Brust drückte, sprach ein herber, ja wilder Schmerz aus ihrem Antlitz. Leonore! flüsterte sie jetzt kaum hörbar. Leonore näherte sich fast furchtsam, fast als sträubte sie sich mit aller Macht gegen ein dämonisches Einwirken der gespenstischen Matrone. „Wo ist deine Mutter?" fragte diese. „In der Residenz!" antwortete das bebende Mädchen. Die Großmutter ergriff der Enkelin widerstrebende Hand, zog sie näher an sich und sagte mit bitterm Tone: „Dort sind jetzt glänzende Feste, dort glückliche Tage, prunkender Glanz, während hier der Tod seine Ernte hält!" „Großmutter!" rief Leonore mit lautausbrechendem Jammer. Die Kranke erwachte. „Siehst du den Schleier über Elsbeth's Gesicht?" flüsterte die Matrone, ihre Enkelin noch immer festhaltend; „siehst du dort über den Augen" — „Nein!" unterbrach sie Leonore — „nein — ich sehe nichts — Großmutter — fort! fort!" So riß sie sich von der Greisin los, fiel am Bette der Schwester auf die Knie, weinte, zerschlug sich Brust und Stirn und stieß alles Zureden und Trösten zurück. „Großmutter, du bist fürchterlich!" ächzte sie. Und die Kranke, sich erhebend im Bette, die Großmutter erkennend, lehnte sanft mit der Hand die Gestalt

der Großmutter zurück und hauchte: „Großmutter — ich will gern sterben..." Wenige Stunden darauf trat der letzte Kampf ein. In der Frühe des Morgens war Elsbeth todt.

Wir Alle waren tief erschüttert und verzweifelten. Den Meisten unter uns war der Tod zum ersten male so nahe getreten. Es war uns, als wäre mit Elsbeth ein Stück aus unserm Leben gerissen, als könnten wir die Blicke nicht mehr so unbefangen wie sonst in die Welt hinausschweifen lassen, sie blieben wieder und wieder an dem Sarge haften, der unsere lieblichste Gespielin umschloß. Elsbeth's Mutter war, in der Ferne die Nachricht von der Gefahr vernehmend, vor Schreck und Schmerz erkrankt, ihr Gemahl durfte sie nicht verlassen; bis zur Rückkehr der Aeltern nach Schloß Werdenberg wurde die Leiche in der Stadtkirche beigesetzt und eine Verwandte erschien, im Auftrage der Aeltern Leonoren heimzuführen. Als sie sich von den irdischen Resten der Schwester trennen sollte, als sie vor Schmerz in Krämpfe verfiel, erklärten die Aerzte ihre Abreise für unmöglich. Nach und nach erst wurde sie ruhiger; es war die Ruhe vollständigster Erschöpfung. Mit starrem kalten Blicke sah sie ihre Freundinnen kommen und gehen, antwortete auf keine Frage und wies nur Einige von uns, die ihr weder besonders lieb noch unangenehm gewesen waren, mit verhülltem Antlitz, heftiger Geberde und den sonderbaren Worten zurück: — „Geht, geht! Ihr Alle tragt den weißen Schleier!"

Die Abergläubischen behaupteten, die Matrone von Werdenberg wäre mit dem Bösen Blick behaftet gewesen und hätte der armen Elsbeth damit den Tod gebracht. Andere erinnerten sich, gehört zu haben, daß die Mutter des Freiherrn in größter Abgeschiedenheit lebe und ihrer Schwiegertochter niemals nahen dürfe; noch andere sprachen von einem bösen Hausgeiste, der immer in Gestalt des ältesten Familienglieds spuken gehe — kurz, man sprach Dies und Das und bald wurde Leonore selbst wie ein unheimlich gespensterhaftes Wesen von den Uebrigen gefürchtet. Man wich ihr aus, um nicht von ihrem Blicke getroffen zu werden.

Indessen kamen tröstlichere Nachrichten über das Befinden der Freifrau. Nach einigen Wochen erschien sie selbst, um im Wiedersehen ihres jetzt nur noch einzigen Kindes Trost zu suchen. Es war Mittag, als sie kam. Wir standen gerade betend um den Tisch gereiht, die bleiche Leonore neben der Vorsteherin. Das gute Kind wollte sich mit Gewalt wieder ins Leben finden und doch war ihr Geist beständig beunruhigt und wie abwesend. Die Mutter schloß sie schon in die Arme, ehe sie nur ihr Kommen bemerkte. „Leonore, mein liebes, gutes Kind!" rief die schöne Frau, das Gesicht der Tochter mit Küssen und Thränen bedeckend. Das Mädchen drückte das Gesicht an die Brust der Mutter und weinte laut. Aber plötzlich richtete sie sich auf, ein furchtbares, unheimliches Lächeln, das uns so oft schon erschreckt hatte, durchzuckte ihr Antlitz und mit leiser Stimme und abwehrender Handbewegung bat sie: „Nimm den weißen Schleier ab, Mutter, er ängstigt mich." Die Freifrau bebte zusammen und wurde todtenbleich. „Leonore!" rief sie mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens, „ich bitte dich, Leonore, gib Acht auf deine Worte!" Aber das starre Mädchen sah sie noch einmal mit demselben wild und schmerzlich aufleuchtenden Blicke an, strich dann hastig mit der Hand über Kopf und Stirn der Mutter und verhüllte das Gesicht mit herzzerreißendem Weinen. In heftigster Bewegung eilte die Freifrau hinaus. Bald darauf fuhr sie ab. Wir hörten nur, daß sie eine Conferenz mit den Aerzten gehabt hatte. Von Leonorens Abreise war nicht mehr die Rede, aber sie wurde von uns getrennt durch Madame Bernard selbst. Sie würde wie eine ansteckende Kranke gehütet. Einige Tage später kam der Freiherr und seine Mutter. Wir hielten den Athem an, lauschten und bebten, wenn wir den Schritt oder die Stimmen der düstern Gestalten hörten. Ach, es war uns Allen, als fiele Bergeslast von unsern Herzen, als es endlich hieß: Morgen reist Leonore von Werdenberg mit ihren Verwandten ab und verläßt uns für immer!

Als Leonore Abschied von mir nahm, wurden wir einzeln zu ihr geführt. Ich erschrak bei ihrem Anblick. In ihren bleichen, starren Zügen war eine auffallende Aehnlichkeit mit dem unheimlichen Ausdruck, dem unsteten, gespenstigen Blick der Großmutter. Sie war abgezehrt und erschien dadurch größer und dunkler als sonst. Mit traurigem Lächeln reichte sie mir die eiskalte Hand und sagte: „Ich nehme Abschied! Weine nicht! Ich bin wie eine Greisin unter Kindern. Die Leonore, die du lieb hattest, liegt mit Elsbeth begraben.“ Dann nahm sie mir jenes Album aus der Hand und sagte mit leisem Spott: „Müssen sich denn auch Gespenster in eure Fremdenbücher schreiben?“ Und ohne mein Sträuben zu beachten, warf sie die obenerwähnten Bibelworte aufs Papier, um deren Zusammenhang mit ihrem Schicksale ich sie vergebens bat.

Ich hielt das arme Kind für geisteskrank und wagte keine Einrede. Madame Bernard wollte sich auf Erklärungen nicht einlassen und verbot uns endlich, von Leonore überhaupt noch zu sprechen. Dadurch bekamen natürlich die Spuk- und Schauergeschichten erst recht Bedeutung und Glaubwürdigkeit. Das Zimmer der Schwestern war gleichsam versemt. Es mußte neuen Hülfslehrerinnen eingeräumt werden. Das Rütteln des Windes an den Fensterladen, das Rascheln im Laub, das Knarren dürrer Aeste trug uns Elsbeth's Klagen um die verlorene Lebensfreude zu, und wenn das Käuzchen auf einem nahen Kirchendache seinen unheimlichen Gruß entsendete, hörten wir deutlich Leonorens unverstandenes, aber darum doppelt unsere Geister anregendes Wort vom weißen Schleier.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Auf Schloß Werdenberg.)

Die Flüsse und das Meer.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

I.

Wenn — wie wir in Nr. 10 der „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ sahen — aus den Quellen das Leben der Völker strömt, so muß es mit den Flüssen in mindestens eben diesem Grade der Fall sein. Es ist in der That so. Die Flüsse sind die Adern der Erde. Aus den Quellen geboren, gleichen die ersten Bäche den feinen Blutgefäßen, die sich wie ein unendliches Netz durch den thierischen Leib winden, allmälig mächtiger werden, je nachdem sie sich untereinander zu größern Adern verbinden, bis sie endlich in einem Hauptstamme zusammenfließen. Es ist der Strom, der zum Herzen des Ganzen zurückkehrt. Der Ocean ist das Herz der Menschheit, das für alle Nationen schlägt. Der innige Zusammenhang aller Meere auf dem ganzen Erdboden macht das Bild nur um so wahrer.

Zu diesem Herzen eilen die Flüsse der Erde, mit ihnen die Völker. Die Geschichte der Menschheit beweist es. Die ältesten Ueberlieferungen der Chinesen erzählen, daß die Urväter ihres Stammes von dem hohen Tafellande Asiens herabkamen, von welchem auch ihre Flüsse herab zum Weltmeer eilen. An ihnen entlang — so erzählen sie weiter — folgten ihre Väter auch bis zum Ocean. An den heiligen Strömen, dem Indus und Ganges, in den Ebenen von Hindustan war's nicht anders. Hier war einer der Sitze der ersten Menschencultur. An den Flüssen liegt das fruchtbare Land; es wurde das erste Paradies des heiligen Volks. Hier am Ganges, der Göttin der Reinheit geheiligt, am Indus, am Gihon und Sihon findet sich der erste Ackerbau, findet sich die älteste Religion, die älteste Sprache. Und welche Sprache! Es ist die Sanskrit, so stolz in sich selbst ausgebaut, wie stolz die Berge des Himalaya zum Himmel emporstreben; reich genug, um der Mutterschoos fast sämmtlicher Sprachen zweier Erdtheile, Asiens und

Europas, zu werden. Jetzt noch finden sich dort nicht minder die Ueberreste stolzer Tempel und Paläste, wie sie sich noch an dem Sitze einer zweiten Menschencultur, in Nordafrika, in den Pyramiden, in den Ueberresten des hundertthorigen Theben finden. Auch die Bibel verlegt das Paradies ihres ersten Menschengeschlechts in eine ähnliche und benachbarte Gegend: in die fruchtbaren Ebenen des Euphrat und Tigris, das jetzige Mesopotamien. Höher schlug das Herz der jüdischen Dichter, wenn sie von dem Gelobten Lande, wenn sie von Palästina sangen. Es war das Land, wo Milch und Honig floß; der Jordan bewässerte das kleine Judäa, das Land der jüdischen Sehnsucht; der Jordan, einst so groß und mächtig, daß die Juden bei ihrem Einrücken in Judäa nur durch ein Wunder über ihn hinweggelangen konnten. Der größte Theil des Perserlandes, Assyrien, Babylonien, Armenien gehören hierher. Es waren die Flüsse, welche den fruchtbaren Boden theils anspülten, theils bewässerten und somit diese Völkerheimat zu einem Paradiese verwandelten. Noch jetzt sehen wir auch bei uncivilisirten Völkern dieselbe Erscheinung. Ueberall, wo sich in dem so trockenen Australien ein Fluß, ein Creek (flußähnliche Lache) vorfindet, überall fand an ihnen der kühne Reisende Leichhardt die Eingeborenen an diesen Stellen angesiedelt. Herr Kegel in Halle beobachtete Dasselbe nach seiner mündlichen Mittheilung auch bei den Indianern der holländischen Guiana. Die Erklärung dieser Erscheinung ist dieselbe, wie wir sie schon bei den Quellen Afrikas fanden.

So war es einst. Und jetzt? Hingeschwunden ist die Majestät der Völker des Alterthums mit ihren Flüssen, die versiegten oder deren Wassermassen gegenwärtig in keinem Verhältnisse zu den frühern stehen. Den Ganges, in den Liedern des Orients in dem rosigen Lichte der Morgenröthe eines alten Menschengeschlechts erscheinend, fand der Reisende Hoffmeister jenes alten Ruhms nicht mehr werth, wenn auch an seinen elf Nebenflüssen, von denen noch jetzt keiner der Themse nachsteht, noch gegen 30,000 Schiffer leben. Persien hat keinen einzigen schiffbaren Fluß mehr. Die Schätze eines fruchtbaren Bodens liegen todt in der Ebene, da sie kein Wasser benetzt. Dem Beduinen gleich, ist die einst so edle Gemüthsart des Persers in Grausamkeit und Blutdurst übergegangen. Durch das ganze Mesopotamien füllten einst Euphrat und Tigris die Kanäle mit ihrem Ueberflusse an; der Euphrat ergoß sich schiffbar in das Erythräische Meer, ein willkommener Landungsplatz für die Schiffe aus Indien. Jetzt durchkreuzen räuberische Beduinen das Wüstenland. Das Wasser ist verschwunden, mit ihm Schiffahrt, Handel und edle Sitte. Babylon ist gefallen und Ninive liegt im Staube, Städte, von deren hoher Cultur erst die allerneueste Zeit in den Ausgrabungen der herrlichsten Bildwerke Zeugniß erhielt. Niemand sieht mehr an den Quellen des Euphrat und Tigris das Paradies der Bibel. Aegypten, dieses alte Land der Cultur, ging durch dieselben Ursachen unter. So auch ist hingeschwunden die Majestät Palästinas — das Reich der Juden ist vernichtet. Wo Christus in der Krippe lag, wo eine weltbeherrschende Lehre ausging, welche ihre schönsten Bilder nur aus einer schönen Natur genommen haben konnte, da ist jetzt traurige Wüstenei. Die Macht Jerusalems blickt wehmüthig herein in das Herz des Geschichtsforschers aus ferner schöner Zeit. Noch irren seine Enkel wie ausgestoßene Kinder in aller Welt. Das einst so mächtige, gesegnete, das Gelobte Land hatte nicht mehr zu bieten, was es einst bot, als noch der Jordan seine mächtigen Fluten durch seine Fluren wälzte. Es mußte seine Kinder hinausstoßen in fremde Welten. Das traurige Schauspiel ist noch heute kaum beendigt. Noch immer halten ihnen die Erben der jüdischen Bücher und Weisheit, die christlichen Völker Europas, das Kreuz entgegen, an welchem ein großer Lehrer der Menschheit durch die Hände ihrer Väter sein Leben endete. Als ob diese Missethat den Juden ihr Paradies genommen, hat Jahrhunderte hindurch der Aberwitz vom Ewigen Juden in den Herzen fanatischer und verführter Christen gespukt. Es war eine andere Missethat, welche die Juden aus Palästina trieb. Sie war keine andere als die aller jener unter-

gegangenen Völker des grauen Alterthums. Der Naturfegen der Vorzeit: Wald, Quelle, Strom, wurde vernachläßigt; mit ihnen schwanden Handel, Kunst, Wissenschaft, Sitte. Die Städte sanken, die Völker mit ihnen. Aus dem kleiner gewordenen, übervölkerten Palästina wanderten die Juden, weil sie die Natur dazu zwang.

Die Gegenseitigkeit von Wald und Wasser waltet auch bei den Flüssen. Gehen wir nach dem wasserreichsten Erdtheile, nach Südamerika. Da stehen die Urwälder in majestätischer Pracht und ebenso majestätisch die Flüsse. Erstaunt frug Pinzon, der erste Europäer, welcher den Amazonenstrom 1498 erblickte: Meer oder nicht? (lateinisch: Mare annon? daher auch sein zweiter Name Marañon, während er den Namen Amazonenstrom erhielt, da ihn Orellana 1541 besuchte und ein Weibervolk an seinen Ufern finden wollte). Er hat eine Fläche von 84,000 Quadratmeilen und eine Länge von 730 geographischen Meilen. An sechszig Nebenflüsse aufnehmend, fließen in ihn der Ucayale, Rio Parus, Rio Negro, Madeira, Flüsse, mit denen sich kein europäischer messen kann. An der Mündung ist der Marañon noch so breit, daß man seine Ufer noch nicht in seiner Mitte sehen kann, und seine Wassermassen sind so gewaltig, daß er seine Wogen gegen 60 Meilen weit noch unvermischt ins Meer hineinwälzt. Man braucht kein anderes Beispiel für den Wasserreichthum Amerikas als dieses. Ein Zwerg ist dagegen unser Vater Rhein. Amerika besitzt Hunderte solcher Ströme. Und wenn der Rhein schon eine solche Bedeutung besitzt, wie er sie für den Handel von Deutschland wirklich hat, wie viel größer muß dann die Bedeutung jener Riesenflüsse in Amerika sein! Es trifft auch wirklich zu, daß Flüsse und Seen in jedem Lande der Beweis von Volkswohlfahrt sind und in Amerika sind diese Punkte vorzugsweise die Heimat des Reichthums. Welche Zukunft muß ein solches glücklichgestelltes Volk haben, wenn es seine Gewässer zu erhalten weiß!

Amerika hat augenblicklich seinen natürlichen Maßstab für diesen Wasserreichthum. Wo anders als hier in Essequebo und Orinoco findet sich die Königin der Blumenwelt, die majestätische Wasserrose Victoria regia? Ihre Blüte, von fast vier Fuß Umfang, ihre Blätter, von einer Größe von sechszehn Fuß und einer Dicke, daß nicht allein die Wasservögel ihre Wohnungen auf ihnen aufschlagen, sondern auch Kinder wie auf Brettern auf ihnen stehen können: sie sind die wunderbaren Zeugen eines unendlichen Lebens durch das Wasser. Hier ist die Heimat der Palmen und baumartigen Farrnkräuter. Im Marañon wohnen Delphine. Riesenhaft wird Alles, dessen Leben vorzugsweise an das Wasser gebunden ist. Darum ist Südamerika zugleich das Land der Amphibien. Hier ist die Heimat der Riesenschlangen, der Alligatoren. In den Gewässern lebt das Wunder der Fische, der Zitteraal, dessen elektrische Kraft Rosse und Rinder bezwingt, hier so zahlreich, daß — wie Humboldt erzählt — einst die Steppenstraße von Uritucu verändert werden mußte, weil sich die Zitteraale in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Furt ertranken. Selbst den Angelnden am Ufer erschrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. Selbst die übrigen Fische meiden ihren furchtbaren Verwandten. Wie hier aus dem Wasser elektrisches Feuer bricht, so schwebt es auch über dem Wasser. Scharen von Insekten mit phosphorigem Scheine, die mächtigen Laternenträger, schweben Irrlichtern gleich durch die Urwälder. Zahllose andere Insekten, meist an feuchte Luft gebunden, gesellen sich zu ihnen. In der wasserreichen Guiana sieht man den größten Käfer der Welt, den mächtigen Hercules. Im schwirrenden Fluge dreht er sich um den Ast und hat ihn in kurzer Zeit mit seinen Hörnern durchsägt, um sodann den Saft des Baums zu saugen. Wie hier in Essequebo das Wunder der Wasserpflanzen, die oben genannte Victoria, das staunende Auge des Wanderers fesselt, so ziehen nicht minder die Pflanzen uralter Baumstämme seine Aufmerksamkeit auf sich. Aus einem Staunen fällt er in das andere, denn er sieht plötzlich Arten des anmuthigen Geschlechts der Wasserhelme (Utri-

caloria) auf einem jener Stämme, Pflanzen, ebenso zart wie prachtvoll blühend, in seiner europäischen Heimat aber nur in tiefen Sümpfen erscheinend. Hier hat sich der Sumpf auf die Bäume verloren; denn wie ein ewiger Wasserfall träufelt das unaufhörlich sich bildende Wasser des dichten Urwalds von den Stämmen herab. Sein Staunen ist noch nicht vorüber, da erscheint ein neues Wunder. Fische sieht er auf denselben Bäumen leben. Mit wunderbarer Schnelligkeit wagen sie den Sprung von einer Höhe zur andern, sich festhaltend mit den stacheligen Brustflossen, die ihnen die sorgende Natur zu diesem Zwecke mit ins Leben gab. Die ganze Natur athmet die Ueberfülle des Wassers. Naher und ferner Donner der Wasserfälle verkünden dem Wanderer den Reichthum mitten im hohen, domartigen Urwalde, den kaum ein Sonnenstrahl durchdringt. Was würde Südamerika bei dieser Ueberfülle des Pflanzenreichs ohne seine Flüsse sein! Nur sie sind fast der einzige Weg, durch die Länder zu dringen. Das Thierreich ist der lebendige Abglanz dieser Pflanzenwelt. Scharen von Vögeln und Affen, meist an das Pflanzenleben gebunden, fanden hier, wie Insekten und Amphibien, ihre eigentliche Heimat. Der Mensch macht keine Ausnahme von dieser Regel. Auch bei ihm hat sich das Pflanzenleben in seinem Antlitze, in seiner Lebensweise, in seiner Geschichte abgeprägt. Am Ausflusse des Orinoco lebt ein ganzer Indianerstamm, die Guaraunen, den Affen ähnlich, auf den Stämmen der Mauritiapalme, von deren Früchten sie sich nähren. Und doch hat diese niedere, thierische Lebensweise, verbunden mit der sumpfigen, unzugänglichen Beschaffenheit des Erdbodens, ihnen ihre Unabhängigkeit bis heute erhalten. Ohne diese Begünstigung durch die Natur würden sie längst ihren zahlreichen Feinden erlegen sein. Ernst und sinnend schleicht der Indianer durch den hohen Urwald, still und verschlossen wie der undurchdringliche Urwald selbst. Keine Fernsicht besitzend, ist der Blick seines Geistes auch nur auf die Nähe gerichtet. Jede edlere Sitte hat der den Geist niederdrückende Urwald erstickt. Hier wohnt das häßliche Geschlecht der Otomaken und Jaruren, ein Auswurf der Menschheit, wie Humboldt sagt, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend. „Mit unnatürlicher Begier trinken hier einzelne Völkerstämme das ausgesogene Blut ihrer Feinde. Andere würgen, scheinbar waffenlos und doch zum Morde vorbereitet, ihren arglosen Bruder, ein tödtliches Gift, den Curare, unter ihrem Daumennagel verbergend, dessen bloßes Eindrücken schon den Tod verursacht.“ So beweist dieser wunderbare Erdtheil auch die tiefe Wahrheit, wie ein Stoff im rechten Maße allein nur der rechte Erlöser wird, während der Ueberfluß des Wassers denselben schrecklichen Einfluß mit sich führt wie die größte Dürre. In Südamerika berühren sich diese Gegensätze. Ganz anders Afrika, wo liebliche Oasen in der Wüste auftreten. Da jagt der königliche Löwe durch die Wüste. An Kraft ihm weichend, stehen ihm zur Seite der Tiger, die Hyäne, die wunderbare Giraffe, die größten Thiere der Welt. Das Rhinoceros, in ähnlichen gemäßigten Verhältnissen, aber unter heißem Himmel, durchbraust mit donnernden Schritten die Wälder Javas. Im Himalaya bereitet die Natur dem großartigsten Thiere der Erde, dem Elefanten, seine Wiege. Wohin wir auch blicken, erst das rechte Maß des Wassers erzeugt Gestalten, denen man doch — abgesehen von Blutdurst und Plumpheit — in anderer Hinsicht den Charakter des Edeln nicht absprechen kann.

Wir haben Asien berührt. Es ist uns bei unserm Gegenstande noch in anderer Hinsicht merkwürdig. Die Flüsse verbinden die Völker. Wo sie nicht sind, ist der Mensch abgeschlossen und vergräbt sich in seltsamer Civilisation. China beweist es. Durch keinen Fluß mit seinen Nachbarn diesseit des Himalaya verbunden, wol aber durch die mächtigste Gebirgskette der Welt von ihnen getrennt, verharrt es schon seit 2000 Jahren auf der Stufe derselben Bildung. In Vielem uns voraus, gute Astronomen, Kenner des Compaß, im Besitz vieler ausgebildeter Industriezweige, voll Fleiß und Gelehrigkeit beharrt der Chinese in einer todten Civilisation. Eine Nationalität ist die Erlöserin der

andern, so gut wie in der Natur ein Stoff den andern erlöst und von seiner niedern Stufe zu einer höhern aufwärts führt durch gegenseitiges Aufeinanderwirken. Ohne dieses naht der Tod. Nur gesellschaftlich löst der Mensch seine hohe sittliche Aufgabe: das Weltall zu ergründen, es innerhalb der Naturgesetze zu beherrschen, sich in Einklang mit der Natur zu setzen und darin sein Himmelreich zu finden, in welchem ihm die gütige Natur die Früchte des Paradieses zum frohen Genusse, die Elemente und ihre Bildungen für Kunst und Wissenschaft darreicht. Wie diese hohe Aufgabe nie ein Einzelner löst, wie Jeder nur ein Scherflein zum Ganzen beiträgt, Einer des Andern Lehrer und Helfer wird, ebenso hat auch jede Nation ihre besondere Aufgabe zu lösen. Darin beruht die Solidarität der Nationen, an welche die stillstehenden Politiker nicht glauben wollen und mögen, die sich in unserm Falle in China aber schon als eine innerste Nothwendigkeit darstellt. Wo diese vorhanden, da wird der Mensch das Rad der Weltordnung nicht verrücken. Nur Eins bleibt ihm übrig: diese Nothwendigkeit, diese Aufgabe im rechten Lichte zu erkennen, danach zu handeln und — die Natur zu pflegen. Die Flüsse gehören dazu wie das Meer.

Der Mensch hat Wolken, Regen, Quellen und Flüsse angebetet; es sollte uns nicht wundern, wenn er auch den Ocean, welcher die Adern der Erde tränkt und wieder aufnimmt, angebetet hätte. In der That: Die Midgardschlange unserer heidnischen Väter war das Sinnbild seiner Verehrung. Das Volk, welches sich den Ocean unter dem Bilde einer Schlange vorstellte, war gewiß noch im Zustande seiner Kindheit, wo man die Gegenstände nur vergleicht. So ist dieses Bild nur ein Vergleich, der aber in der Natur etwas für sich hat. War doch die Schlange von jeher das Sinnbild der Ewigkeit. Die Ewigkeit schlingt sich um den Erdball. Auch der Ocean thut es, beweglich wie die Schlange, in sich selbst zusammenfließend, wie die Schlange nach den Vorstellungen der Alten ihr Ende berührt. Daher das schöne Bild vom Ringe, den die Braut mit dem Bräutigam wechselt zum Zeichen ihrer ewigen Liebe. Gewiß, die Vorstellung unserer alten Väter war — wenn man ihr Sinnbild von dieser Seite auffaßt — ebenso dichterisch schön, wie es auf den ersten Blick nichtssagend erscheint. Wie der Mensch, so seine Götter. Auch der Grieche verehrte den Ocean. Aber wie verschieden! Der Gott des Oceans war Poseidon, ein kriegerischer Gott. Die Griechen waren groß und mächtig durch den Ocean geworden; er hatte ihre Flotten getragen, ihren Waffenlärm gehört, war ihnen, den geborenen Kindern des Meers — weil Küsten- und Inselbewohner — günstig gewesen und ihre Dankbarkeit verwandelte sich sogleich in Religion. Aus diesem Grunde erklärt sich's auch leicht, warum sie ihre Göttin Pallas Athene, ursprünglich Wassergöttin, zur Schutzgöttin ihres Staats machten. Ein Volk, das solches that, hatte die Bedeutung des Oceans für sich tief begriffen. Hier ist der Gott ein praktischer, bei unsern skandinavischen Vorfahren ein rein dichterischer. Ein ähnliches Schauspiel sah die Weltgeschichte in der alten Republik Venedig. Ins Meer hineingebaut, daß man nur zu Wasser zueinander kommen kann, wurde Venedig in frühern Zeiten die Beherrscherin des Adriatischen und ganzen Mittelmeers. Seine Flotten beherrschten die Völker und deckten seine Besitzungen in Kleinasien. Nur durch das Meer hatte Venedig seine Macht erworben. Daher das jährliche große Fest, wo sich der Doge mit dem Meere durch einen ins Meer geworfenen Ring vermählen mußte. Venedig war ein zweites Rom geworden, dessen Flotten auch einst in die Verhältnisse der Völker eingriffen.

Wie wenig würden die Völker ohne den Ocean geworden sein, besonders in einem Zeitalter, wo noch von keinen Eisenbahnen, keinen elektrischen Telegraphen die Rede war. Das Meer erweckte die großartige Schiffsbaukunst im Menschen. Diese bedingt wieder hundert andere Industriezweige und drückt den Strandbewohnern unversehens einen neuen Charakter auf. In den großartigsten Palästen spottet nun der Mensch der unermeßlichen Meerestiefe. Wie er der Herr der Erde schon durch die kühnsten Bauwerke, so ist er

nun auch derselbe Herrscher auf dem Wasser. Völker, deren Macht jetzt im Staube ruht, vollbrachten ihre schönsten Thaten auf dem Meere. Spanien förderte Columbus, dessen Entdeckung von Amerika zu den großartigsten Leistungen in der Weltgeschichte gehört. Nicht allein, daß er damit einen neuen, mächtigen und so großartig wunderbaren Welttheil aufschloß, vernichtete er damit zugleich ein ganzes Heer von falschen Vorstellungen in der Seele der Menschheit der Alten Welt. Die Erde war auf einmal erweitert durch das Genie, den Muth und die Ausdauer eines einzigen Menschen. Millionen von neuen Brüdern hatte die Alte Welt gewonnen. Der Hochmuth dieser Alten Welt, die sich bis dahin allein nur als die Auserkorene des Himmels betrachtet hatte, war gebrochen. Der Beweis für die Kugelgestalt der Erde konnte praktisch geliefert, die Vorstellung von der Hölle unter uns, wo der Mensch nun neue Brüder als seine Gegenfüßler antraf, vernichtet werden. Jetzt gab es kein Oben, kein Unten mehr. Ueberall war der Mensch oben und unten. Die alten Gewalten hatten plötzlich in ihren Händen eine Ruthe weniger für die Menschheit. Man sagt gewiß nicht zu viel, wenn man behauptet, daß die Entdeckung von Amerika, welche auf einmal eine solche Menge von falschen Ansichten vertilgte und eine Menge neuer, vernünftiger in ihrem Gefolge hatte, als unmittelbare Vorläuferin die Kirchenreform erst ermöglichte, während man hundert Jahre früher noch Huß auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte. Man denke sich die unermeßliche Wichtigkeit, welche der neuentdeckte Welttheil der Geographie, dem Handel brachte; man denke sich die Wichtigkeit der europäischen Ansiedelungen daselbst, wie namentlich später die Engländer ihre Colonieen in dem heutigen Nordamerika gründeten; wie dieses die Wohnstätte einer neuen Freiheit geworden und ein so großartiger Kanal für die Volksüberfülle Europas fortwährend bleibt; man erinnere sich, daß uns Amerika die Kartoffel, dem südlichen Europa den Mais gab, und man wird die That Christoph Columbus' weit über die größten Siege und Eroberungen der größten Feldherren aller Zeiten stellen. Wenn man daneben bedenkt, daß der unendliche Reichthum, welchen Spanien aus Amerika bezog, eine ebenso unermeßliche Ueppigkeit in Spanien erzeugte, daß dieses daran zu Grunde ging, und mit seiner gebrochenen Macht auch die furchtbare der Inquisition, welche so lange die Geißel der Welt war, dann weiß man nicht mehr, wo man seine Bewunderung bergen soll, mit der uns die Folgen einer einzigen That erfüllen.

Auch Portugal führte seine glänzendsten Thaten mit seinen weltumsegelnden Schiffen auf dem Ocean aus. Schon 1471 passirten portugiesische Schiffe die Linie. Unter Vasco de Gama entdeckten die Portugiesen 1498 den Seeweg nach Ostindien; gründeten 1518 die ersten Niederlassungen auf Java, in demselben Jahre in Bengalen; begründen gleichzeitig den Handel mit China; entdecken unter Magelhaens 1519—21 die südwestliche Durchfahrt nach Ostindien; 1521 unter demselben unsterblichen Führer die Marianen, Philippinen, Ladronen; entdecken 1542 Japan. In Afrika hatten sie schon 1495 St.-Thomas, 1497 St.-Helena, 1498 Mozambique, 1500 Madagaskar entdeckt. Im Jahre 1654 erobern sie Brasilien und begründen daselbst ein eigenes Reich, das sich bis auf die neueste Zeit erhalten. Unermeßlich bereichert ging die Länder- und Völkerkunde aus diesen muthigen Thaten hervor.

Woher schreibt sich der Reichthum und die geistige Kraft der Holländer? Der Ocean war der Begründer derselben. Schon 1595 segeln sie unter Kornelius Hontmann nach Ostindien und begründen auf Java ihre erste Niederlassung, welche die Goldgrube, der Segen Hollands bis auf die neueste Zeit blieb, seitdem dieses Volk seit dem Jahre 1621 eine eigene Regierung zu Batavia gründete. Nachdem die Niederländer im Vereine mit England 1588 die unüberwindliche Flotte Spaniens vernichtet, richten sie 1623 auch den spanischen Handel und 1639 nochmals die spanische Flotte zu Grunde. Ihre

Entdeckungen für Geographie und Naturwissenschaften mittels ihrer Schiffahrt sind nicht gering anzuschlagen. Sie währen noch in der neuesten Zeit.

Und England? Schon 1600 begründen die Engländer die Ostindische Compagnie durch eine Hand voll kühner Kaufleute. Das halbe Asien ruht seit jener Zeit allmälig in ihrer Hand, der großartigste Markt, den sich je ein Volk für seine Industrie erwarb. Von diesen Nationen aus hat England in der neuesten Zeit das bis dahin geheim verschlossene China gezwungen, mit den Völkern der Erde in Verkehr zu treten. Ein unermeßlicher Austausch der Gedanken durch den Handel hat endlich auch dort begonnen. Im 17. Jahrhundert finden wir England fortwährend mit den Niederlanden und Frankreich auf dem Meere streiten, bis es endlich eine Höhe erreichte, der man zur See kein zweites Volk der Geschichte an die Seite stellen kann. Schon seit 1515 auf Barbados, 1583 in Neufundland, 1607 in Virginien, 1664 Neuyork erobernd, begründen die Engländer 1670 ihre Souverainetät in Westindien durch den Vertrag zu Madrid, bringen 1713 die Hudsonsbai und Terreneuve an sich, errichten seit 1715 einen blühenden Schleichhandel nach den spanischen Colonieen in Südamerika, machen sich 1763 zu Alleinherrschern des vordern Nordamerikas und legen somit den Grund zu jener Macht, die wir noch jetzt bewundern. Dieser Schleichhandel, welcher 1737 seine Blüte erreichte, verbunden mit den geographischen Entdeckungsreisen nach dem grauenvollen Eismeere des Nordpols, auf denen nur höchste List und Ausdauer ein gutes Ende herbeizuführen vermögen, führte Englands Seemänner auf eine Höhe der Kunst und des Muths, womit sie alle Völker der Erde übertrafen. Auch die Entdeckungsreisen in das Eismeer wurden eine wichtige Quelle des englischen Reichthums. Durch sie wurde der großartig einträgliche Walfischfang sowie der Pelzhandel begründet. Man kann sich eine Vorstellung von dieser Bedeutung des Walfischfangs machen, wenn man weiß, daß in diesem Augenblicke die Vereinigten Staaten 605 Schiffe, eine Bemannung von 4000 Schiffern, ein Anlagecapital von über 25 Millionen Dollars auf diesen Industriezweig verwenden und daraus einen Ertrag von 15 Millionen Dollars jährlich ziehen! Die gefahrvolle Jagd auf den Walfisch, wie der Fang des Stockfisches an den stürmischen Küsten von Neufundland, wo noch jetzt jährlich eine Flotte von 16,000 Seeleuten beschäftigt ist, den Kabeljau zu fangen, schuf England Männer, deren Jeder ein Held sein mußte, um dem Grauen des Eismeeres Trotz bieten zu können. So hängen wunderbar die Geschicke der Völker, ihr Charakter, ihre Kunst, ihre Wissenschaft von der Natur ab, die ihn vorwärts lockt durch einen materiellen Vortheil in Wüsten und grauenvolle Einöden des Eismeers und ihn dadurch wie unversehens zur höchsten geistigen Würde emporhebt. So hat auch das Meer unsterbliche Namen in den Kranz der Weltgeschichte geflochten, Namen eines Columbus, Magelhaens, Amerigo Vespucci, Drake, Walter Raleigh, Cook, Baffin, Hudson, Parry, John Roß, eines Franklin, den noch jetzt um die Wette die Völker Englands und Nordamerikas in den Eissteppen des Nordpols suchen.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Englands berühmte Namen.

6. Harriet Martineau. Elliotson. D'Israeli. Robert Owen.

Wenden wir unsere Schritte dem Regents-Park zu, der mit seinem frischen Grün, seiner sanften Stille, seiner friedlichen Abgeschlossenheit wie ein Eden des Glücks inmitten dieser zwei Millionen Sterblicher liegt. Ringsum in einem Kreise, der vielleicht drei englische Meilen mißt, schließen ihn Häuser ein, deren Wohnzimmer eine Fernsicht

wie in eine grüne Landschaft, bieten. Im innern Bezirke gibt es nur einzelne Landhäuser, vielleicht zwei oder drei, die hier, von großen Gärten umschlossen, unter den Bäumen versteckt liegen. . . . Nach einem solchen Landhause richten wir unsere Schritte. Wir erreichen das Thor, das sich ohne Verschluß in seinen eigenen Angeln dreht und den Besucher einläßt. Hinter demselben steht ein kleines Häuschen; in diesem wohnt der Thürhüter, der Hunde und Diebe zurückhält, einem Gaste aber ohne Weiteres mit einem Fingerzeig den Pfad nach dem Herrnhause andeutet. Zwei große Löwen ruhen hier an beiden Seiten des Portals in ihrer steinernen Unbeweglichkeit. Wir schellen. Die Thür des Hauses öffnet sich weit und ein stattlicher Mann im schwarzen Fracke und weißer Halsbinde begrüßt uns mit der Würde eines Pascha. Hinter ihm stehen zwei gepuderte Häupter mit rothen Plüschhosen und weißen Tuchfracks, die dem schwarzen Würdenträger als Trabanten dienen. Dieser verbeugt sich gravitätisch, sobald er den Namen des Gastes erfahren und schreitet voran in das Gesellschaftszimmer, in das er den Namen des Kommenden ruft. Es sind schon mehre Gäste versammelt. Zunächst lernen wir eine Dame kennen von mittlerer Größe und schlankem Wuchse. Sie ist vielleicht einige vierzig Jahre alt. Ihr Antlitz ist geistig und belebt, nicht hübsch, nicht häßlich, aber angenehm. Sie ist mit Geschmack, doch einfach gekleidet. Sowie man eine Unterhaltung beginnen will, hält sie ein Rohr an ihr Ohr und reicht dem Andern einen Tubus, der beinahe wie ein Pfeifenkopf aussieht; in diesen muß man hineinsprechen. Wir haben Fräulein Harriet Martineau vor uns, eine der originellsten und berühmtesten Frauen des Jahrhunderts, deren Individualität sich nach keiner Richtung hin vor den strengen Formen des socialen Zwanges beugt. Fräulein Martineau gehört zu den Unitariern und steht aus diesem Grunde schon außerhalb der gewöhnlichen englischen Gesellschaft, die es als nicht Lady-like verdammt, einer religiösen Sekte anzugehören. Die Unitarier halten aber wieder unter sich zusammen und bilden ein Verbrüderung, die sie enger aneinanderkettet als selbst die Israeliten sich aneinanderhalten. Die Unitarier tragen ein eigenes Gepräge. Sie sind besonders gut und brav, christlich theilnehmend und brüderlich; aber dabei etwas selbstbespiegelnd. Sie sind gut, aber mit Bewußtsein. Sie bilden darin den Uebergang zu den Quäkern, bei denen das Gemessene noch durch die Kleidung gehoben wird. Dann drängt sich bei den Unitariern eine gewisse demonstrative Logik hervor, sie wollen Alles auseinandersetzen, immer definiren, wollen die Liebe, die Leidenschaft immer auf ein gewisses Maß beschränken. Die Pflicht ist ihre Losung. Die Poesie des Lebens kennen sie wenig. Die Vernunft steht bei ihnen überall Schildwache und präsentirt das Gewehr nur vor der Logik. Aus dieser Schule ist Fräulein Martineau hervorgegangen. Was ihr Talent hervorbringt, bestimmt sich mittelbar durch diese ersten Eindrücke. Lord Melbourne wurde auf sie aufmerksam und beauftragte sie, im Sinne der Regierung politische Oekonomie in kleinen faßlichen Erzählungen für das Volk zu schreiben; sie löste diese Aufgabe befriedigend. Dadurch erwarb sie sich einen Namen in der Literatur. Sie versuchte sich dann im Roman und fand auch da ein Publicum, das sie las, obwol ihre Schriften zu breit angelegt sind und eine zu offen ausgesprochene didaktische Richtung haben, um den Leser erwärmen und mit fortreißen zu können. Sie reiste dann in Amerika und beschrieb diese Reise. Sie reiste nach Aegypten, enthusiasmirte sich für die Pyramiden und die große Sphinx in Theben, schrieb ein Werk in drei Bänden über ihren dortigen Aufenthalt und sandte ein Exemplar an Thomas Carlyle mit der Bemerkung: Es sei ein Buch, das leben würde. Man kann einem Aufenthalt unter den Mumien nur zugute halten, wenn man daselbst lernt, für die Unsterblichkeit schwärmen. Jetzt wohnt sie an einem See in Cumberland in einem reizenden kleinen Landhause. Ihre Gesundheit, die lange leidend war, hat sich durch Magnetismus hergestellt, und da ihr Wohlwollen für die Menschen es nicht gestattet, daß ihr selbst etwas Gutes geschähe,

das sie nicht auch Andern wünschte, so hat sie seitdem manchen Aufruf in den Blättern ergehen lassen, um alle Welt auf diese wohlthätige Kraft der Natur hinzuweisen. Sie besitzt einen kleinen Acker, den sie sorgfältig bebaut, und die Ergebnisse ihrer Ernten veröffentlicht sie regelmäßig durch die „Times", damit auch die Pächter Englands in diesen schweren Zeiten von ihr lernen. Kurz, sie ist unermüdlich thätig. Sie schreibt eine Geschichte Englands, arbeitet in ihrem Garten, hängt dann wieder einen Ranzen über die Schultern, zieht wasserdichte Stiefeln an und wandert Tage lang über die Berge. Dabei ist sie hülfreich überall und hat ein offenes Ohr für jede Klage, jede Sorge, jede Bedrängniß. Das große Publicum hat ihr daher stets eine große Achtung gezollt. Und fand sie in den Kreisen der Aristokratie keine Aufnahme, weil ihre Religion ihr hier entgegenstand, so konnte sie diese Zurücksetzung wegen anderer Bevorzugungen schon entbehren; es fehlte ihr nie an ausgezeichneten Freunden. Nur durch ihr letztes Werk hat sie auch diese ein wenig zurückgeschreckt. Die große Reformbewegung in der englischen Kirche hat sie nämlich so lebhaft ergriffen, daß sie zu einer neuen Prüfung ihrer Glaubenssatzungen veranlaßt wurde, deren Ergebniß bedenklicherweise das Ableugnen jedes positiven Glaubens geworden ist. Diese Ueberzeugung hätte sie nun immerhin für sich gewinnen mögen, aber ihr System ist nun einmal, nichts Gutes für sich selbst haben zu wollen, und so mußte denn die Welt eine Correspondenz, die sie über dieses Thema mit einem Herrn Atkinson geführt hat, veröffentlicht sehen, die ihr allgemein verübelt wurde. Die taube, aber, wie sie glaubt, geistig sehr scharfhörende Frau spricht in der Gesellschaft mit jedem Einzelnen so laut, wie zu einem großen Publicum, während jede allgemeine Unterhaltung dadurch abgewiesen ist. Es bleibt eine große Entbehrung, eines seiner Sinne verlustig zu sein. Man muß es Fräulein Martineau hoch anrechnen, wie sie diese schwere Lebensprüfung mit heiterm Lächeln hingenommen hat.

In ihren Umgebungen finden wir eine kurze, gedrungene Gestalt mit dem mächtigen Auge eines Löwenbezähmers. Es ist der berühmte Magnetiseur Elliotson. Es bangt einem ordentlich vor diesem Auge des Doctor Elliotson. Man sieht ihm an, daß die Natur ihm einen mächtigen Willen gegeben hat, unter dessen beständigem Impuls die Augenbrauen düster zusammengezogen sind und alle Züge eine Härte und eine Schärfe bekommen, die einem Rhadamanthus wohl anstehen würden. Es ist diesem vielgenannten Manne ohne Zweifel sehr Ernst mit seiner Wissenschaft, er übt sie nicht als Charlatan, läßt sich nie als Magnetiseur bezahlen; die freie Gabe der Natur meint er frei spenden zu müssen. Leider hat er aber die Schwäche des Experimentirens. Er sucht Hellseherinnen, eine Tendenz, die des Arztes nicht würdig ist. Natürlich ist Fräulein Martineau neben ihm über dasselbe Thema Feuer und Flamme. Sie hat bei ihren landwirthschaftlichen Studien kürzlich eine störrische Kuh magnetisirt und erzählt soeben dies interessante Factum eines wirklich „animalischen" Magnetismus.

Benutzen wir diese Episode und sehen uns in dem gesellschaftlichen Kreise weiter um. Es fesselt uns ein Herr von mittlerer Größe und schmächtiger Figur. Sein schwarzes Haar hängt in lockigen Massen um sein Haupt, sein starker Backenbart bedeckt halb die schmale Wange. Sein Auge ist klein und tiefliegend, die Nase mit römischem Schwunge hervortretend. Seine Haltung hat beinahe etwas Geziertes, goldene Ketten und Nadeln schmücken seine Brust und überall erblickt man an seiner Toilette die Sorgfalt des Dandy. Es ist Benjamin D'Israeli, der jetzige Exminister, den wir vor uns sehen. An seinem Arme befindet sich eine Dame, die älter und voller ist als der berühmte und originelle Redner. Sie blickt mit freundlicher Bewunderung auf ihren Gemahl, den sie gewöhnlich ihren Dissi nennt. Sie war Witwe, reich, besaß Einfluß und schenkte ihm einst mit ihrer Hand zugleich einen Sitz im Parlamente. Kinder besitzen sie nicht, wodurch es ihm, dem frühern Israeliten, leichter ge-

worden ist, seine bekannte Theorie zu proclamiren, daß das Judenthum die höchste Religions- und Staatsform wäre. Er kommt nicht in Versuchung, seine Kinder dieses Glücks, das ihm selbst durch seinen Vater entrissen wurde, wieder theilhaftig werden zu lassen. Er unterhält sich eben mit Herrn Brotherton, dem liberalen Parlamentsmitgliede, der wie Struve, der badische Dictator, nur von Gemüsen lebt und somit ohne alle Leidenschaft sein müßte. Die Sekte, der er angehört, die Vegetarians genannt, hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Ferner: Ein alter Mann, der seine Achtzig zählt, umgeben von einem großen Kreise von Damen, denen er sehr eifrig demonstrirt. Wir nähern uns. Seine Gestalt ist hoch und noch völlig aufrecht, der Kopf jedoch nur spärlich noch mit Haar geziert. Die Züge sind nicht bedeutend, nicht fein markirt, die Nase ist eine runde Masse, die Stirn weder hoch noch breit, eher spitz zulaufend gewölbt. Nur zwischen den Augenbrauen steigt eine gewaltige Erhöhung hervor, die wie eine Wallnuß sich hervorhebt; das Organ der Individualität. Der Träger derselben ist Robert Owen, der Träumer eines Utopien, einer bessern Welt, deren ganze Verwirklichung er noch zu erleben hofft und für deren, wie er glaubt, halbe Verwirklichung er sein großes Vermögen von hunderttausend Pfund bereits geopfert hat. Er sieht nichtsdestoweniger sehr heiter aus, das Lächeln der Zufriedenheit umspielt seine Lippe. Er setzt dem Kreise seiner Zuhörerinnen auseinander, wie viele arme Familien in diesem Hause Platz finden würden und wie viel glücklicher sie Alle wären in dem Bewußtsein, daß es Andern ebenso gut ginge wie ihnen selbst. Sie hören ihm sehr freundlich zu, aber — das können wir gewiß sein — keine würde, zur Verwirklichung dieses Volksbeglückungstraums, sogleich das Nächste, etwa ihre heutige prächtige Toilette hergeben.

(Der siebente und letzte Artikel: Charles Dickens, folgt.)

Anregungen.

Ein bereuender Socialist.

Wir erwähnten kürzlich die „Französischen Dorfgeschichten" von Emil Souvestre. Dieser französische Schriftsteller ging zu einer Zeit, als man noch nicht daran dachte, nach chimärischen Theorieen die bestehende Gesellschaftsverfassung umzuändern, dieser Neuerung doch darin voran, daß seine Romane und Dramen auf einen außerordentlich schroffen Gegensatz zwischen Arm und Reich, Besitz und Erwerb, Meister und Gesell, Capitalisten und Arbeiter begründet waren. Emil Souvestre gab den Anstoß für alle jene Bühnenstücke, die wir aus dem Französischen kennen, jene Scenen, wo der Proletarier immer edel, der Marquis immer schlecht, die Nähterin immer tugendhaft, die Baronin immer, mindestens, hochmüthig ist.

Das Jahr 1848 hat aber Emil Souvestre mit Schrecken erfüllt. Seine Proletarier herrschten nun, gingen aber weder ins Theater noch kauften sie Romane. Die Reaction kam. Sie kam erst leise. Sie kam in der Literatur, in den Theatern. Man ließ Louis Blanc auf dem Stadthause Reden halten, die Bankiers saßen indessen im Théâtre Gymnase auf den Boulevards und applaudirten den Stichwörtern ihrer Interessen, der Ordnung, dem Fleiß, der Tugend, der Mäßigung, der Bescheidenheit, der Kraft der Regierungen, dem Ruhm des Kriegers, der Familie u. s. w. Emil Souvestre ist jetzt der leidenschaftlichste Anreger dieser Applaudissements geworden. Seine neuesten Schriften suchen Alles wieder gut zu machen, was seine alten verdorben haben konnten. Er ist nicht etwa mit seinen Erfindungen in die Sphäre der vornehmen Welt übergegangen. Nein, er ist bei seinen Handwerkern, Fabrikanten und Fabrikarbeitern geblieben. Aber er hat ihnen neue Gesinnungen eingeflößt. Er schildert jetzt einen fleißigen und einen faulen Gesellen, einen bescheidenen und einen anmaßenden; er läßt jenen zu Glück und Wohlstand kommen, diesen an den Bettelstab oder wol gar auf die Galeere. Er schildert nicht mehr hartherzige Unternehmer, wucherische Meister, in Luxus lebende Capitalisten wie sonst, sondern edle Reiche, theilnehmende Große, generöse Besitzer, die die Armuth aufsuchen und das menschliche Elend zu mildern für eine gemeinsame Pflicht jedes Menschen halten, dessen jährliche Bilanz einen kleinen Ueberschuß einbringt. Noch weinen bei ihm Arme ihre Thränen, aber auch die Reichen

sind bei ihm unglücklich. Auch sie haben ihre Mühen, ihre Sorgen, ihren Kummer wie der Arme. Ja noch mehr, sie sind unglücklicher als der Arme. Sie haben schlimme Ausstände, sie haben sich verbürgt für treulose Freunde, sie sehen Capitalien in einer für „das Wohl der Menschheit" begonnenen Unternehmung schwanken, ja scheitern und ganz verloren gehen; sie behalten aber ein Herz, Gottvertrauen, Menschenliebe, und siehe: Ein ehrlicher Jean Matthieu oder Pierre Dupont tritt zu ihnen, rückt aus Verlegenheit seine Mütze hin und her und sagt: „Herr Lacombe, ich bin nur ein armer Maurer, ein armer Gesell, ein armer Altgesell; aber ich habe mein Auskommen! Wissen Sie was? Wollen Sie mit mir theilen, wollen Sie mein Gast sein, Herr Lacombe? Wollen Sie von mir einen Vorschuß haben? O, ich bin fleißig gewesen, ich bin sparsam gewesen! Ich habe den Taback, den Wein und die Zeitungen gemieden; ich habe die neuen Schriften des Herrn Emil Souvestre von meiner Tochter mir vorlesen lassen! O, Herr Lacombe, ich bin keiner von seinen trotzigen, aufbietenden, alten Arbeitern, die sich gegen die Fabrikanten und die Meister und die Unternehmer in die Brust warfen! Ich bin jetzt Einer von Denen, die" u. s. w. Kurz, Emil Souvestre ist jetzt auch Einer von Denen, die — in sich gegangen sind; wenigstens bemüht er sich in Ernst, die Misverständnisse seiner frühern Werke zu berichtigen.

Ein neues Kunstblatt.

Ein eigener Unstern schwebt bei uns über Zeitschriften, die ausschließlich den bildenden Künsten gewidmet sind. Sie erhalten sich nicht oder fristen ein kümmerliches Dasein. Die Ursache dieser traurigen Erscheinung mag theils in der Abneigung der Künstlerwelt, über ihren Beruf etwas Gedrucktes zu lesen, theils in der geringen Anzahl wahrer Kunstfreunde liegen. Beim großen Publicum geht der Kunstsinn meist über die Spannung, ob man mit seinem Loose bei irgend einer Kunstvereins-Lotterie mit einem schönen Bilde, am liebsten gleich mit einem von Lessing oder Vendemann, herauskomme, nicht hinaus.

Um so erfreulicher ist es, ein neues Kunst-Journal zu begrüßen, das, von O. Alexander Bauck herausgegeben, theils durch den außerordentlich billigen Preis, theils durch Beilagen von Stahlstichen die Bürgschaften eines festern Bestandes gibt. Ein ganz besonders nützliches Förderungsmittel würde nach unserer Ueberzeugung darin liegen, wenn das Kunst-Journal die Absicht, auf die Künstler selbst zu wirken, ganz aufgäbe und sich unter seinen Lesern nur diejenige Laienwelt dächte, die für die Würdigung des Schönen zu gewinnen und in freundigster Harmlosigkeit zum Kunstgenuß heranzubilden wäre. Verbreitung einer der Kunst entgegenkommenden Stimmung unter den Massen ist ein so schönes Ziel, daß es die lebhafteste Unterstützung verdient. Der Herausgeber wird sicher fortfahren, auch in diesen Blättern in dem Geiste zu wirken, in dem seine kunsthistorischen Erläuterungen der münchener Galerie gehalten sind. Die Phantasie des Lesers, eingeführt in die Werkstätte des Malers, Bildhauers, Kupferstechers, werde vertraut mit dem unmittelbaren Schaffen der großen Meister selbst. Die Polemik gegen die Mittelmäßigkeit erzeugt nur bei den Laien Ueberdruß an der Kunst überhaupt, zumal wenn man sehen muß, daß das Mittelmäßige doch gefeiert und bevorzugt wird. So ausgezeichnete Skizzen, wie des Verfassers niederländische artistische Lebensbilder, seine vortreffliche Analyse eines Wouverman, seine lebendigen Darstellungen aus dem Leben Rembrandt's, verbunden mit dem vom Verfasser bewährten Sinn für das Naive, interessant Zufällige, Landesübliche, Volksthümliche, Poetische, das sich, seit wir Urkunden über große Maler und Bildhauer besitzen, im Leben aller Künstler findet, werden ganz besonders dazu beitragen, diejenige Popularisirung der echten Kunstempfänglichkeit im Publicum anzubahnen, die unserer Zeit so wünschenswerth und auch, wie das Programm angibt, das wahre Ziel dieser neuen, hiermit bestens von uns empfohlenen Unternehmung ist.

Die Wandelungen des Geschmacks.

Daß es in Deutschland eine geographische Vertheilung des Geschmacks gibt, ist bekannt. Berlin, Wien, Hamburg, München, Frankfurt weichen in ihren Neigungen für das Schöne schon seit Jahren voneinander ab. Auffallend aber ist es, wie die einzelnen Gebiete auf dieser ästhetischen Landkarte veränderlich sind. Die Rolle, die dem Berliner zugetheilt schien, geht zuweilen an den Wiener über, und umgekehrt.

Wählen wir zum Beweise dieser Erscheinung z. B. die Bühne. Hamburg hatte sich lange Jahre den Ruhm bewahrt, für ernstere Dramen höhern Schwungs die entschiedenste Neigung eines doch sonst sehr gemischten Publicums zu besitzen. Noch die Schmidt'sche Stadttheater-Direction suchte diesen Sinn aufrecht zu erhalten und zu pflegen. Er ist jetzt verlorengegangen. Die hamburger Bildung, die sich in den gebildetsten Kreisen jener Stadt vertreten findet, hat sich der Bühne abgewendet und ist durch

den ihr eigenen pietistischen Sinn sogar bühnenfeindlich gestimmt. Die gegenwärtige Theaterdirection daselbst soll nicht viel gethan haben, die Theaterflucht der Gebildeten aufzuhalten. Ein ähnliches Verhältniß findet in Frankfurt am Main statt, das seine frühern edlern Traditionen mit einigen bedeutenden Schauspielern, die inzwischen gestorben sind, verloren zu haben scheint und dem frivolen Sinne der jungen Generation das Feld räumte. In Leipzig hat eine etwas gar zu leckere Musik-Gourmandise alle andern ästhetischen Neigungen appetitlos gemacht. Ein neues, nie in Leipzig gesehenes Shakspeare'sches Stück findet gleich am ersten Abend ein leeres Haus. Von dem frühern Antheil der Studentenschaft an der öffentlichen Meinung in Theatersachen daselbst verlautet nichts mehr. Berlin ist ganz zurückgegangen. Schon in der Raupach'schen Periode wurde künstlich von Oben her die Strömung des guten Geschmacks in ein immer engeres und engeres Bett getrieben. Ein kleines, unfreundliches Schauspielhaus, ein von Raupach nach allen Seiten tragisch, komisch, sentimental, wie man eben wollte, selbst geliefertes Repertoire und die breite Basis der allgemeinen Theilnahme war hin. Die Küstner'sche Verwaltung gab dem noch etwa vorhandenen edlern Antheil vollends den letzten Rest. Da dieser Verwaltung daran liegen mußte, Publicum zu gewinnen, so suchte sie den mittlern Bürgerstand Berlins für ihre Speculationen, jenen gedankenlosen berliner Müßiggang zu fesseln, dem sie am liebsten das ganze alte Repertoire des Königsstädter Theaters noch einmal und jede Taschenspielerei des Tages neu vorgeführt hätte. Wie sich von den Folgen der Küstner'schen Geschmacksverwüstung die berliner Theaterverhältnisse erheben werden, kann dem stillen Beobachter eine anregende Unterhaltung gewähren.

Im Gegensatz zu den Städten, die zurückgegangen sind, haben andere sich aufgeschwungen. Weimar war bekanntlich in der Nach-Goethe'schen Zeit ein geschmacksöder Ort geworden. Der zuweilen eigensinnige Druck der großen Geister hatte zu lange gewährt. Die kleinen wollten nun endlich auch ihren Sabbath haben, und „Rataplan", „Die kleinen Schülerschwänke" und die „Sieben Mädchen in Uniform" wissen davon zu erzählen, wie gut sie es im classischen Weimar hatten. Es ist nun auch da ein neuer Geist eingezogen. Dresdens Geschmacksänderung ist die auffallendste, die seit zwanzig Jahren stattgefunden. Hier, wo Tieck's dramaturgische Versuche von einer feindseligen Clique, die im großen Publicum sich Anhang zu verschaffen wußte, ausgepocht wurden; hier, wo die Trivialität der sogenannten Restaurations-Literatur in vollster Blüte stand, hier hat sich Geschmack und Neigung des Publicums so geläutert, daß jede edlere Unternehmung auf ästhetischen Gebieten gewiß sein kann, von allen Classen, selbst die höhern nicht ausgenommen, gefördert zu werden. Auch in Wien ist ein guter Geist bemerkbar. Der Unsinn der Vorstadttheater ist gebrochen. Man läßt ihn gelten, um sich dann und wann einmal auszulachen; aber der große Strom der Masse geht nicht mehr zu den Couplets und den Ausstattungsstücken hinaus. Laube hat sich das Verdienst erworben, seine eigene, ihm natürliche Neigung am leichten Situationsstück und französischem Esprit überhaupt zu überwinden und die schwerere und ideale dramatische Conception in dem Grade in das auch ihr gebührende Recht einzusetzen, daß er wagen kann, seinem Publicum z. B. die Wiederaufnahme eines in der Restaurationszeit nicht durchgedrungenen Werks von Uechtritz: „Darius und Alexander", wahrscheinlich auf Tieck's Anrathen, anzubieten. Franz Dingelstedt hat auf einem, in vieler Hinsicht in der That böotischen Boden große Schwierigkeiten zu überwinden und sich die größte wol dadurch selbst gestellt, daß er zur schlagenden Beweisführung seiner umsichtigen Verwaltung glänzende Kassenresultate in Aussicht stellte. München ist eine Stadt, die zu einem kleinen Ueberschuß an Geschmack nur durch ein Deficit an Gelde gebracht werden kann. Indessen ist es sehr anerkennenswerth, wie Dingelstedt an der Spitze einer allen Gattungen der dramatischen Darstellung gewidmeten Bühne doch die Fährlichkeiten seiner schwierigen Aufgabe glücklich überwindet. Kann man ihm im Bewußtsein seiner außerordentlichen Mühen verdenken, daß der Unmuth ihn einmal eines Tags so ergriffen hatte, jenem Löwen des Fiesco gleich, bei einer bekannten Veranlassung über einen Zwirnsfaden auszugleiten?

Wir sehen die Wandelungen des Geschmacks. Wer bürgt dafür, daß in fünf Jahren sich alle diese Thatsachen wieder umgeworfen haben?

Die socialen Mephistos.

Wie jedes Glas einen Ton hat, durch dessen Angabe im fortgesetzten Crescendo man es ohne Berührung zuletzt sprengen kann, so suchen schlaue Menschen jeder ihnen begegnenden Persönlichkeit durch Ergründung des geheimsten Zusammenhangs ihrer geistigen Textur sogleich als siegreiche Meister beizukommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 21. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Zweites Capitel.

Auf Schloß Werdenberg.

Jahre waren verflossen. Ich hatte wenig von Leonoren gehört und wußte nur, daß ihre Mutter bald nach der Tochter Rückkehr aus dem Pensionate der Frau Bernard gestorben war. Der Freiherr, ihr Vater, reiste seitdem im Auslande. Leonore lebte mit der alten Großmutter jahraus jahrein auf Schloß Werdenberg.

Eines Tags führte mich meine Reise in die Nähe meiner Jugendgespielin. Ich konnte dem Wunsche nicht widerstehen, sie zu begrüßen und beschloß, sie auf dem Stammsitze ihrer Väter aufzusuchen.

Es war Herbst. Ueber die kahlen Felder, den bunten Wald zogen die feuchten Abendnebel. Am Fuße des Werdenberg brachen sich die wallenden Dunstmassen und das alte Schloß erhob sich — Hüter oder Zwingherr des Thals — stolz und schimmernd im Abendgolde. Die Pappeln der Allee beugten sich ächzend, das falbe Laub, den letzten spärlichen Schmuck ihrer Krone, unmuthig dem Spiel der Lüfte überlassend. Im Felde Alles einsam und still. Ein Knabe trieb mit verdrossener Miene eine Schafheerde vom Abhange des Schloßbergs heim. Aus dem Thale erschallte Wasserrauschen. Einer Glocke gellender Ton drang durch die Lüfte. Aber Formen und Farben verschwammen bald in wachsender Dämmerung. Alles erzählte vom Vergehen und Scheiden. Je näher ich dem Schlosse kam, um so deutlicher zeigten sich mir an Mauern und Thürmen Spuren des Verfalls, die des Epheus grüne Umhüllung nicht verbergen konnte. Auch im Burghofe war es still und öde. Langes feuchtes Gras bedeckte die Steinplatten. Moos und Flechten zogen sich an den Wänden hinauf. In den Gängen, auf den Treppen, lag ein kalt mich anwehender, modriger Hauch. Man kann sich denken, wie diese schlimmen Grüße auf mein beklommenes Herz wirkten.

Desto wärmer war aber Leonorens Empfang. Nur der erste scheue Blick erinnerte an den unheimlichen Abschied, dann aber führte sie mich mit gastlicher Sorgfalt an das Kaminfeuer, fragte nach meinen Reisen, nach meinen Erlebnissen, meinen Zukunftsplänen und überzeugte mich bald, daß sie trotz ihrer Abgeschiedenheit doch an allen Interessen des Weltlebens Antheil nahm. Nach und nach wurde mir heimisch und wohl in ihrer Nähe und ich fragte unbefangen nach ihrer Lebensweise. Da sah ich denn mit Schrecken und Bedauern, daß jenes gewisse Lächeln wieder ihr bleiches Antlitz überfuhr und daß sie mit sich kämpfte, um ihrer Bewegung Herr zu werden. Aber sie schien geübt in solchem Ringen, denn mit ruhigem Tone und mit schnell erheitertem Blicke gab sie zur Antwort: „Mein Leben, liebe Freundin, ist hier sehr einsam und wird auch so bleiben. Tage, Monate, Jahre gehen vorüber und bringen keinen Wechsel in dies Einerlei eines Landaufenthalts, als den von Licht und Dunkelheit, von Aufblühen und Abwelken in der Natur." — „Aber warum diese freiwillige Abgeschiedenheit und Unthätigkeit?" fragte ich wieder. „Dein Geist hat nicht Theil daran, Leonore, denn er umfaßt, wie ich weiß, einen weiten Gesichtskreis — und dein Herz —". Ich wagte nicht, mit diesem forschenden Tone weiter vorzudringen. Leonore fiel aber ruhig ein: „Mein Schicksal kennst du nicht ganz genau, Freundin! Wenn du unsers Hauses Vergangenheit wüßtest, würdest du mein Leben begreifen — Ach, Freundin, das Haus der Werdenberg —". In diesem Augenblicke aber wurde Leonore unterbrochen. Waldhornruf und Hundegebell ließ sich vernehmen. Leonore eilte ans Fenster. Ich folgte. Aber es war zu dunkel geworden, um die Züge mehrer Reiter zu erkennen, die vom Walde herüber trabten und zum Schlosse lenkten. „Mein Vetter Ulrich kommt von der Jagd zurück," sagte Leonore. „Wenn er hier ist — und das ist sehr oft — wacht Alles auf. Die alten Dienstboten erinnern sich ihrer lustigen Tage. Großmama wird dann plauderhaft, ich lache selbst und die Burg mit ihren Gärten und Höfen scheint dann weniger still und einsam, weniger fern von der Welt, deren glücklichstes und schönstes Kind dieser Ulrich ist, dessen Bekanntschaft dich erfreuen wird."

Ulrich trat ein. Ich mußte Leonoren Recht geben. Schön und kräftig war die hohe Gestalt dieses jungen Mannes. Mund und Auge voll Leben, Feuer und Kühnheit. Der Uebermuth der Jugend durch einen Anflug von Schwärmerei gemildert. Im Lächeln, in Wort und Geberde so viel heitere herzgewinnende Güte, daß er neben der ernsten, bleichen Leonore wie ein glückliches Kind erschien. Aber ich bemerkte bald, daß seine Heiterkeit ein unablässiges Sorgen um Leonoren verdeckte. Alles, was ihre Schwermuth nähren und ihren Gedanken trübe Bilder zuführen konnte, suchte Ulrich fernzuhalten. Er wußte sie in neckische Kämpfe zu verstricken und dankte mir mit frohem Blicke für jede Unterstützung seines edeln Bestrebens.

Als wir zum Nachtimbiß gerufen in den Speisesaal traten, fanden wir die Großmutter. Im langen rauschenden Kleide nahm sie unsere Begrüßungen mit größter Feierlichkeit entgegen. Unsere Heiterkeit verstummte. Mich wenigstens überfiel ein eigenes Grauen. Die hohen Wachskerzen kämpften vergebens gegen die Dunkelheit im weiten, mit Eichenholz getäfelten Gemache. Das Silber und Krystall des Büffets blitzte und leuchtete fast unheimlich, die Sammetdraperieen der Fenster, die noch gepuderten Perrücken der Diener, das leise Klirren der Gläser und Teller, das Alles erschien mir so fremd, so spukhaft, daß ich aufathmete, als wir nach dem Essen an das heitere Kaminfeuer des Wohnzimmers zurückkehrten.

Die alte Dame begleitete uns. Der flackernde Lichtschein des Feuers fiel auf ihre erstorbenen regungslosen Züge. Sie hob die schweren Augenlider und begann Mancherlei zu sprechen. Man hörte deutlich, daß sie fast mechanisch oft Gesagtes wiederholte. Endlich kam die Erinnerung an unsere erste Bekanntschaft; mit ihr die Erinnerung an die

dahingeschiedene Freundin. Ich wagte die Frage nach dem weißen Schleier. Leonore nickte Beifall, Ulrich widersprach; aber die Matrone ging gelassen auf meine Bitte ein und begann:

„Wer in der Geschichte unsers Vaterlands nur einigermaßen bewandert ist, hat den Namen der Freiherren von Werdenberg schon unter den fränkischen Kaisern gefunden. Sie waren tapfer, klug, stolz und eine Zierde der Ritterschaft. Während der Kreuzzüge haben sie sich bewährt, aber die schwerste Zeit kam für sie mit der Reformation. Ein Theil ihres Reichthums ging verloren; sie wurden Anhänger der neuen Lehre, in der sie das bessere Heil der Seelen zu finden glaubten. Damals lebten nur zwei Stammhalter des Hauses, die Brüder Johann und Melchior von Werdenberg. Johann war verheirathet und hatte sieben Kinder. Melchior lebte auf dem Schlosse seines Bruders und war so ganz nur eine Seele mit ihm, daß die Brüder überall als Muster der Eintracht gepriesen wurden. Frau Hilda, die Burgfrau von Werdenberg, sagte oft mit Zuversicht: Wenn auch noch so viel Zwietracht in der Welt ist, das ruhige Glück meines Hauses wird nie gestört werden. Aber unter dem friedlichen Aeußern bargen sich böse Leidenschaften und große Sünden. Johann war zu rein von Herzen, um dem Mistrauen Raum zu geben, und doch! Jahrelang hatte zwischen Hilda und Melchior ein Verbrechen bestanden, ohne daß Johann auch nur auf Augenblicke in seinem Glauben an die Treue der Gattin und die Ehrenhaftigkeit des Bruders wankend geworden war. Eines Abends jedoch, als die Brüder von der Jagd heimkehrten, wurden sie meuchlings aus den Büschen mit Kugeln von Freibeutern oder Wilddieben überfallen. Melchior wurde für todt nach dem Werdenberg gebracht. Als er von Blut bedeckt mit rollenden Augen und schäumendem Munde in der Halle lag und Niemand erkannte, Hilda sogar und die Kinder mit wilder Geberde von sich stieß, überließ sich die Unglückliche dem Ausbruche rasender Verzweiflung. Ihre Kinder, ihr Gatte, der Arzt und der Geistliche suchten ihr Ruhe zuzusprechen, aber sie achtete ihrer Worte nicht. Als Johann mit tiefer Betrübniß sagte: «Hilda, wir Beide verlieren den treuesten Freund, aber laß uns nicht vergessen, wie viel uns geblieben ist —» warf sich die Sinnlose über den Sterbenden und schrie mit gellender Stimme: «Melchior, stirb nicht! Du darfst nicht sterben! Laß ihn mir, großer Gott, nimm Alles dafür, Alles, was mir lieb ist!» Und während die sündigen Worte an der Wölbung hinzurollen schienen, preßte sie den Schwager in die Arme und ihren Mund auf seine röchelnden Lippen. Johann und die Kinder standen bleich vor Entsetzen. Der Geistliche, der Hilda erzogen und sie und ihr Haus aus der alten Kirche in die neue geleitet hatte, legte die Hand auf ihr Haupt und sagte zürnend: «Hilda von Werdenberg, hier steht dein Gemahl, hier knieen deine Kinder, auch im Schmerze darfst du deine Pflicht nicht vergessen.» Aber mit wildem Lachen stieß sie den Mahner zurück, daß er das weiße Haupt am nächsten Pfeiler sich blutig schlug und rief mit geballten, hochgehobenen Händen: «Ich will gern meinen Gatten und meine Kinder sterben sehen, wenn nur Melchior dem Leben wiedergegeben wird!» Und Wunsch und Fluch wurden gräßlich erfüllt. Melchior genas. Er lebte, aber das Licht seines Geistes war getrübt. Grausam gegen Menschen und Thiere, hatte er für Hilda weder Blick noch Wort; Johann allein konnte ihn, wie der Löwenwärter seinen wilden Schutzbefohlenen, bändigen. Lange übte aber Johann seinen Einfluß nicht aus, Hilda sah seit ihrem frevelnden Wunsche, wie in der Schreckensnacht über Melchior's Haupt den blutenden Verband, so über des Gatten und ihrer Kinder Stirn stets ein weißes Tuch. Sie ahnte darin ein Zeichen des Todes. Nach Jahresfrist wurde Johann von Werdenberg zu Grabe getragen. Auch bei dem Haupte ihres Erstgeborenen traf das Todeszeichen ein; immer verzweiflungsvoller wurde ihre Seele, immer öder ihr Leben. Sie mied die Menschen. Ueberall wurde sie an Tod und Verwesung erinnert. Ueber den Augen des Kindes, über dem Kranze der Braut, auf der Stirn des lebensvollen Mannes sah sie

den weißen Schleier und je näher der Tod kam, um so tiefer senkte er sich über die Stirn, bis er zuletzt das ganze Antlitz verhüllte wie ein Tuch, unter dem das Lächeln der Freude, der sehnsüchtig ins Leben schauende Blick der Sorglosigkeit aufs schmerzlichste mit der Zukunft abstachen. So sah die Burgfrau alle ihre Kinder und Hausgenossen sterben. Nur Melchior wandelte in unerschütterter Lebenskraft zwischen allen vom Tode Gezeichneten. Sein Lachen und Schelten war der einzige Ton, der die Gänge und Hallen erfüllte. Als nach funfzehn schrecklichen Jahren Hilda's Erlösung nahte, hatte der Irrsinnige kein Liebeszeichen für die Gequälte, deren Todespein durch das Bewußtsein erschwert wurde, daß ihre furchtbare Gabe, das Hellsehen, oder das bekannte zweite Gesicht, zurückblieb, wie ein entsetzliches Erbtheil der Werdenbergischen Familie. Seit einem Jahre hatte Gertrud, Hilden's Enkelin, oft gesagt: «Großmutter, was bedeutet die weiße Binde auf deiner Stirn?» Und als sie in der letzten Stunde noch einmal ihre Schuld und Strafe durchlebte, betheuerte das Mädchen mit ängstlichem Weinen, der weiße Schleier decke der Großmutter Antlitz und hindere sie, ihr den Schweiß von der Stirn zu wischen. Und wie Hilda gelebt hat, leben alle ihre Töchter. Der Graus, der uns umfängt, die nie verstummende Klage unsers Herzens liegt wie ein Fluch auf dem Grabe der Ahnfrau — sie hat auch im Tode keine Ruhe gefunden, hört — hört wie sie klagt und weint!"

Ein leiser ächzender Ton ließ sich bei diesen Worten der Matrone in der That hören. Aus der Tiefe des Hauses schien er aufzusteigen. Er wuchs und schwoll. Er rollte über die Treppen und Gänge mit schrillem, herzzerreißendem Klagen. Er drang auf uns ein, er umflutete, er durchrieselte uns... Doch es war Täuschung. Der Wind war es. Er schlug an die Fenster, tobte durch das Kamin, warf Staub und dürre Blätter an die Scheiben. Wir hatten den Herbstabend vergessen.

Ulrich schwieg sinnend. Leonore war erblaßt. Die Matrone fuhr fort: „Ich bin das jüngste Kind unsers Hauses gewesen. Ich hatte fünf Brüder. Hugo, der älteste, war durch einen Sturz vom Pferde gelähmt; er verließ den Werdenberg nur selten, sah aber gern eine heitere Gesellschaft um sich versammelt und gewöhnlich war einer der jüngern Brüder, die sämmtlich Offiziere waren, mit einigen Freunden auf Urlaub bei uns. Am häufigsten kam Friedrich von Werdenberg, ein Vetter von uns, der einzige Erbe der jüngern Linie unsers Hauses. Friedrich war schön, lebhaft, liebenswürdig. Er war für mich, was Ulrich dir ist, Leonore! Friedrich betheuerte mir, wie Ulrich es oft thut, daß der weiße Schleier ihn nie am Lebensglück hindern solle. Daß alle Freiinnen von Werdenberg mit dem zweiten Gesicht behaftet seien, war allgemein bekannt; darum hatte sich seit Menschengedenken keine Tochter unsers Hauses mehr verheirathet. Sie traten Alle in das adelige Stift von Gnadenort ein. Manche von ihnen starb dort als Aebtissin. Ich wollte mich freimachen vom Fluche unsers Hauses. Ist ja doch kein bindendes Gelübde mit unsern Klosterregeln verbunden. Ich trug kein Bedenken, mein Herz und mein Leben Friedrich zu weihen. Meine Brüder waren mit dem Verlöbniß einverstanden, aber Friedrich's Aeltern zögerten. Der Onkel war habsüchtig, die Tante ehrgeizig. Sie hatten eine andere Verbindung im Sinne und waren schlau genug, nicht durch offenen Widerspruch oder Gewalt dem Willen des Sohnes entgegenzutreten. Wir wären noch zu jung, hieß es; Friedrich sollte erst ein Jahr am Hofe sein; wir könnten uns schreiben... Kurz, wir trennten uns mit der Hoffnung des Wiedersehens. Nach und nach kamen Friedrich's Briefe seltener; er beantwortete Vieles nicht, was mir wichtig schien und beschuldigte mich mit Diesem und Jenem, ohne Grunde dafür zu haben. Endlich blieben seine Briefe aus. Durch Besuche aus der Residenz erfuhr ich, daß er Gräfin Aurora Rosen liebte. Als das Osterfest uns die ersten Frühlingsgäste aus der Stadt zuführte, fragten sie uns, ob wir der Vermählung unsers Vetters mit Gräfin Rosen nicht beizuwohnen gedächten.

Hugo wußte sich scheinbar zu fassen, aber als wir allein waren, zeigte sich trotz seiner Krankheit seine heftige Natur. Er wollte den Verräther fodern, wollte die Schwester rächen, und wie er so da stand mit rollenden Augen, geballter Faust und bebenden Lippen, war ich überzeugt, daß Friedrich diesem Grimme erliegen mußte. Ich liebte ihn aber noch immer, den Ungetreuen. Ich belog mich selbst, wenn ich betheuerte: Friedrich's Tod wäre zu geringe Strafe für seine Falschheit. Es währte lange, ehe Hugo nachgab. Endlich siegten meine Rachepläne. Wir rüsteten uns zur Reise nach der Hauptstadt. Als die Hochzeitsgäste zur Kirche fuhren, war in der Reihe auch unser Wagen; das Wappen am Schlage, die Livreen der Diener wurden gleich erkannt. Ich sah Friedrich's Mutter erbleichen, zittern, als ich an Hugo's Hand langsam der Sakristei zuschritt. Auch ich war dem Umsinken nahe und vermochte kaum, der Einladung des Ceremonienmeisters zu folgen, der sich gedrungen fühlte, den nächsten Verwandten des Hauses die Ehrenplätze anzuweisen. Das Brautpaar war glücklicherweise noch nicht da. So blieb mir Zeit, mich zu sammeln. Alles schaute verwundert auf zu mir und zu Hugo, während wir von Friedrich's Aeltern mit gezwungenster Freundlichkeit begrüßt und hier und da vorgestellt wurden. In der That war kaum ein größerer Contrast zu denken als meine düstere Erscheinung in diesem glänzenden Kreise. Allem weltlichen Schmucke hatte ich in meinem wilden Schmerze entsagt. Ich trug das lange weißwollene Stiftskleid, das schwarze Scapulier, die breite Halskrause. Mein Haar lag glatt und ohne Puder unter der weißen leinenen Haube, der Schleier fiel in schweren Falten bis auf den Fußboden. Aber das Gewand der Entsagung deckte nur ein rachedürstendes Herz. Ich verbarg meine Waffen; es waren Briefe, die Friedrich's Liebesschwüre enthielten; der Ring, mit welchem er sich mir zu eigen gegeben; Angedenken aller Art. Bis zum Altar wollte ich das Brautpaar ruhig geleiten, dann wollte ich scheinbar ruhig unter den Glückwünschenden mich nahen, der Gräfin Rosen als mein Hochzeitgeschenk meine Schätze überreichen und ruhig auf meinen Platz zurückkehren. O wie hatte ich in den letztvergangenen freudlosen Tagen und ruheleeren Nächten das Bild dieser Scene wieder und wieder mir ausgemalt! Ich hatte das Erbleichen der Braut, die Verwirrung der Aeltern, die Scham des Angeklagten, das höhnische Lächeln der Schadenfreude gesehen, wieder und wieder genossen. Möchte die Verwirrung sich lösen wie sie wollte, es blieb der Glücklichen ein Stachel zurück, der lange nicht, vielleicht niemals wieder auszuziehen war. Zwar wurde jetzt mein Stolz verwundet, zwar hatte hier und da das Gerücht von meinem Leid Bitteres genug erzählt — aber ich wollte lieber mich selbst hinstellen als die Verrathene, Betrogene; ich vergaß mich selbst und lebte nur in der Lust der Rache. Da trat die Braut herein. Zwei Prinzen gingen als Brautführer ihr zur Seite. Ich hörte den Goldbrokat ihrer Schleppe rauschen. Ich hörte das bewundernde Gemurmel, das sie begrüßte. Ich sah Friedrich hinter ihr eintreten, geführt von blumenbekränzten, juwelenstrahlenden Jungfrauen. O, diese Pracht freilich — diese hätte unsere Trauung nicht umgeben. Aufgeopfert dem Reichthum, dem Ehrgeiz! rief es in mir und meine Hand knitterte die verborgenen Papiere. Friedrich's Erschrecken war schon der Vorbote meines Triumphs. Wir schritten hinaus in die von Zuschauern erfüllte Kirche. Wir reihten uns um den erleuchteten Altar. Rechts die Aeltern und Verwandten der Braut, links die Familie des Bräutigams. Meine Brüder hatten Friedrich's Mutter, sein Vater hatte mich geführt. Schon nahte der Augenblick der Entscheidung. Des Bruders Augen winkten mir ermunternd zu, ich zog das Packet hervor und blickte triumphirend aufwärts. Die Braut geht, mit ihren Führern vom Altar kommend, an mir vorüber. Da steh' ich auf — schreie — Alles stürzt durcheinander — über den Locken der Braut, unter Myrten und Diamanten, lag mir — das Zeichen des Todes auf der jungfräulichen Stirn. Das rosigste Antlitz der Erde trug den weißen Schleier."

Erschüttert hielt die greise Erzählerin inne. Ulrich sprang hinzu und verbot ihr diese Erinnerungen; aber sie fuhr fort: „Ein höherer Richter hatte gesprochen. Was von Haß in meinem Herzen gewesen war, verstummte. Segnend hätt' ich die Hände ausbreiten mögen über das schöne, arme, unglückliche Paar, das lächelnd, hoffnungsvoll, freudedürstend soeben dem neuen Leben nicht, nein, dem Tode unbewußt entgegenging. Die heilige Handlung war vorüber. Hugo überhäufte mich mit Vorwürfen. Ich vertheidigte mich. Er war verwildert genug, auch so zu triumphiren. Ich — ich gab still und weinend Friedrich die Zeugen seiner Schuld zurück. Wir schieden wehmüthig. Aurora Werdenberg starb nach wenigen Wochen. Friedrich nahm Kriegsdienste. Seine Mutter starb. Zwei meiner Brüder waren im Felde geblieben — Friedrich kehrte zurück. Die Trauer schloß uns inniger zusammen als früher die jugendliche Heiterkeit. Ich wurde dennoch sein Weib. Unsere Söhne waren die alleinigen Besitzer der Familiengüter, da ihre Oheime unvermählt gestorben sind. Wir waren glücklich, bis ich auch auf Friedrich's Stirn das Todeszeichen erblickte und nach der Geburt zweier Enkelinnen den Fluch unsers Hauses hinaustrug auch in die Zukunft. . . ."

Nein, unterbrach Ulrich mit Entschiedenheit, nein, der Fluch ist gewichen! Kein Wort mehr! Gute Nacht! Gute Nacht! Und nie wieder, Großmutter, von diesen Dingen! Leonore, geh' in Ruh' und Frieden! Gott wird dich beschützen vor diesen Freveln! Träume den Blick der Unschuld und des Vertrauens! Auch in der Wirklichkeit wird er in deinen Augen wohnen! Gute Nacht! Gute Nacht!

Wir schieden, Alle tief erschüttert.

(In der folgenden Nummer das dritte Capitel: Leonore von Werdenberg.)

Wörtergeschichten.

II.

Wir hatten versprochen, unsern Satz, daß Wörter, und oft die kleinsten, die Chronik der Zeiten sein können, an einigen deutschen zu beweisen.

Was gibt das Wort Sklave nicht Alles zu bedenken! Es ist kein rein deutsches Wort und doch konnten nur Deutsche es aufnehmen. Der Begriff und die Thatsache der Sklaverei: Behandlung eines vernünftigen Wesens als Sache, fand im gesammten Alterthum vor Einführung der christlichen Lehre statt; auch bei uns Deutschen, und zwar ward von ihnen (wie neuerdings leider nachgewiesen) der Sklave härter behandelt als irgend bei einem andern Volke. Der altdeutsche Name dafür ist Schalk (heißt Knecht). Auch die Deutschen bildeten sich ihren Sklavenstand hauptsächlich aus besiegten Völkern. Welches waren nun die Völker, an denen das deutsche Reich und Volk Jahrhunderte lang seine kriegerischen Kräfte übte und welche es endlich unterwarf und knechtete? Die Slawen, oder Sklaven. So fiel natürlicherweise der Begriff eines unfreien Knechts, Schalks, mit dem Namen Sklave zusammen. Die unterworfenen Slawen wurden zwar nicht so grausam behandelt wie in uralter Zeit die deutschen Leibeigenen; ja als die Slawen vollkommen besiegt waren, war sogar der Zustand der ältern Leibeigenen bereits ein weit milderer geworden; aber die Slawen waren und blieben doch die neuesten Knechte, deren Knechtung man sich noch erinnerte. Die Slawen in Deutschland leben noch unter uns und neben uns und sind zum Theil noch sehr erkennbar; sie sind mit der Zeit freie Menschen geworden; aber wir haben jetzt noch kein anderes Wort für den Begriff unfreier Knecht. Das Wort Sklave bringt uns ein bedeutendes Stück deutscher Geschichte in Erinnerung.

Ferner ist vorzüglich aufmerksam zu machen auf die Veränderung in der Bedeutung rein deutscher Wörter. Solche Wörter sind oft die geschichtlich inhaltreichsten; sie

weisen fast immer unwiderstehlich auf die innere, auf die Cultur- und Sittengeschichte hin. Betrachten wir das Beiwort geistreich. Es heißt uns jetzt: mit lebendig thätigen Gaben des Geistes ausgestattet. Das bedeutet es aber erst seit gar nicht langer Zeit. Bei Luther und in das ganze 17., ja noch in das 18. Jahrhundert hinein bedeutete geistreich etwas Anderes. Und überhaupt; was für verschiedene Begriffe vom Geiste hatte man nicht in der Reformationszeit und haben wir jetzt! Geist war Luther'n und der Folgezeit nur der Geist Gottes; er war nichts Menschliches. Wir sind nichts ohne den Glauben, hieß es; und geistreich bedeutete: erfüllt vom Geiste Gottes, religiös. Selbst Gellert sagt noch geistreiche Lieder, wenn er von religiösen Gesängen spricht. Das aber, was wir jetzt mit geistreich bezeichnen, nannte man in Luther's Tagen sinnreich — (ein Wort, das wir zwar jetzt noch haben, aber damit nur eine Mischung von Witz und Phantasie bezeichnen); sinnreich aber für geistreich ist ganz charakteristisch für jene Zeit. Alles, was nicht unmittelbar religiös war, faßte die damalige Anschauung als niederer Art, nur als Sinn auf. Uns dagegen ist der Geist wol auch etwas Göttliches, aber er umfaßt den ganzen Menschen, und der Mensch ist uns jetzt mehr, ist uns sogar göttlicher durch sich selbst und seine eigene Kraft. Es hatte in diesen drei Jahrhunderten der menschliche Geist ein großes Stück Entwickelung vollendet; große Philosophen waren in bedeutender Anzahl nacheinander aufgetreten, bis man zu dieser tiefern Ansicht kam; vor allem ward die Denkthätigkeit in Deutschland rege.

Merkwürdig ist, wenn mehre Wörter ihre Bedeutung untereinander austauschen in Folge geschichtlicher Umwandlungen. Das tritt vorzüglich hervor hinsichtlich der Bezeichnungen der zur Familie gehörigen Personen. Politisch-historische Einflüsse bewirken diese Erscheinungen, denn innerhalb der Familie würde sich wol Alles gleich bleiben. Aber von außen her, von dem Zusammenstoß der Stände gegeneinander, von der Fortbildung der Stände kommt die Wandlung der Bezeichnung.

Fortbildung und Ausgleichung der Stände — welch' ein wichtiges historisches Moment! Frei bedeutet im Altdeutschen so viel als Herr. Denn nur der Freie war Herr und der Herr nur frei. Alle Uebrigen waren unfrei, waren mehr oder weniger von ihm abhängig. Doch ging das Wort frei in der Gleichbedeutung von Herr bald verloren und nur die letztere Benennung blieb übrig. Und dennoch kam es nicht ganz abhanden und lebt noch. Frau nämlich heißt nichts Anderes als eine Freie. Und dieser Name, der jetzt so allgemein ist, gebührte ehedem nur dem Weibe des freien Herrn. Denn ihr allein, nach dem hohen Begriffe der germanischen Völker von der Würde der Frauen, gebührte der Name der Freien, der Herrin; nur sie stand auf der nämlichen Stufe der Freiheit wie Er. Alle übrigen Familienglieder waren, wenn auch nicht leibeigen, doch abhängiger und somit nicht vollkommen frei. Selbst Töchter des Hauses wurden in den frühesten Zeiten Dirnen (Dienende) genannt. Alle übrigen „Weibspersonen", verheirathet oder unverheirathet, die Weiber der Leibeigenen wurden nur eben mit dem gemeinsamen Namen Weiber begriffen. Doch auch unter den Freien selbst ergaben sich mit der Zeit sehr bald Rangabstufungen und Unterschiede zwischen mehr oder minder Begüterten. Gut und Geld haben immer neue Stände, haben von jeher höhere und vornehmere Stufen über die andern erbaut. Und solche Standesunterschiede machen sich gern auch durch äußere Zeichen bemerkbar. Da wurden denn die Zierden des Hauses, die Töchter, zuerst mit einem neugewählten Namen belegt. Mägde, d. h. Engverwandte (von „Magen", Verwandtschaft), nannte man sie. Doch solcher Rangstolz schreitet fort und kann sich bald nicht genugthun. Bald dünkte ihm auch das Wort Magd zu gering und die Bezeichnung Junge Frau (junge Freie) oder Jungfrau kam an seine Stelle; und endlich ward auch dieser Name durch den vornehmern: Fräulein, abgelöst. Solch' ein häufiger Wechsel der Bezeichnungen ward besonders bewirkt durch das Auf-

kommen eines freien Bürgerstandes seit Ende des 13. und im 14. Jahrhundert, welcher Stand, theils aus den ärmern Freien, theils gar aus freigewordenen Leibeigenen geworben, dem höhern freiern oder Adelstande sich selbständig an die Seite stellte. Mit Verdruß bemerkte dies der Adel und suchte sich darum um so entschiedener in sich abzuschließen und abzuzeichnen. Die beim Adel von Zeit zu Zeit nicht mehr beliebten Ausdrücke, als: Dirne, Magd und Jungfrau, gingen deshalb nicht verloren. Sie wurden jedoch einestheils allgemeiner und bezeichneten nur die Gattung, alle unverheiratheten Töchter ohne Rücksicht auf die besondere adelige oder bürgerliche Art, und drangen anderntheils, eben weil sie nun allgemeiner geworden, in die niedern, weit zahlreichern Classen ein. Diese dann nahmen der Reihe nach gern fürlieb mit Dem, was die Vornehmern nicht mehr wollten, gleichwie noch heute die Kleidermoden der höhern Gesellschaftsschichten, wenn sie dort Abschied genommen, noch in die niedern sich verbreiten. So lösten sich bei den Bürgern nacheinander Dirne, Magd und Jungfrau ab; und jedesmal so, daß das abgedankte Wort in seiner speciellen Bedeutung (als Bezeichnung der Art) stets noch eine Classe tiefer sank. Denn unter der Bürgerclasse gab es und gibt es ja immer noch eine dienende. Als Dirne durch das von obenher zugeschobene Magd auch von den Bürgern weggedrängt ward, fiel jenes Wort nur den weiblichen Dienstboten zu. Und als Magd dem neuen Jungfrau Platz machte, hatte Magd das frühere Loos von Dirne, und Dirne ward bedeutungslos oder gar verworfen und gemein. Nur das Eine darf nicht übersehen werden, daß das Wort Magd sich etwas länger hielt. Das deutsche Gemüth schien es liebgewonnen zu haben und hielt es fest und suchte ihm mehrmals eine neue liebere Form zu geben. Aus Magd machte man das liebkosende Mägdlein und dies wandelte man ab in Mägdchen und Mädchen. So geschah es, daß Magd lange nur die allgemeinere Bezeichnung für Unverheirathete blieb und nur allmälig sodann auch die unabwendbare Niederfahrt in die untern Volksschichten machte. Denn als Magd bereits den weiblichen Dienstboten bezeichnete, that doch dies das Mädchen noch nicht; und thut dies im Grunde auch heutzutage blos mit leichtem Anfluge und unbeschadet der mehr allgemeinern Bedeutung des Worts. Nur städtische Dienstmädchen fodern die allgemeinere Benennung, wenn man zu ihnen redet, während man auf dem Lande noch immer das rauhere und unfreundlichere Magd sich gefallen läßt. Es nähert sich dies Wort vielleicht bald dem Verschwinden auch aus dieser Sphäre. Doch darum wird es nicht aufhören zu leben. Selbst das noch niedrigere Dirne nicht. Schon jetzt sind sie zwar halbverweſt, aber auch beinahe halbverklärt. Denn nach einem Gesetze unserer wie aller Sprachen feiert Alles, was in der Prosa ganz ausstirbt, seine Auferstehung in der Poesie. Daher singen und sagen in Balladen und Romanzen unsere Dichter von einer holden Magd und einer braven Dirne.

Die Geschichte dieser Worte ist noch nicht aus. Die eben beschriebenen Abwandlungen nach unten waren nicht möglich ohne erneute Anstöße von oben. Wir brachen ab, als das Fräulein die Jungfrau (oder Jungfer) in die Flucht nach unten trieb. Dies Ereigniß fiel in eine Zeit, wo es dem Adel gelungen war, sich auf langehin in festes Ansehen bei dem Volke zu setzen; daher denn auch die adeligen Töchter Fräulein hießen bis auf den heutigen Tag. Es war die Zeit, als nach der Reformation der Adel sich um die Throne scharte und der seit derselben Epoche unumschränkter werdenden Fürstenmacht zur Stütze diente. Da hatten die Edelleute sichere Stellung genug und nicht weiter Grund, ihre äußere Würde ängstlich zu wahren. Anders hingegen stand es mit den Bürgerlichen. Die wollten nicht zurückbleiben an feiner Hofsitte hinter den Adeligen, von denen sie doch durch eine so tiefe Standeskluft getrennt waren; wollten sich wenigstens unterschieden wissen von den rohen Bauern. In der selbigen Zeit ward, wenigstens dem

höhern Bürgerstand, das ehrliche: Jungfrau unangenehm. Und da bald jene heillosen Jahre kamen, wo Deutschland in Regierungsform wie in Sitte, Denkart und Sprache von Frankreich ganz bedingt werden sollte, gefiel es dem deutschen Bürger, erst dem reichern, dann dem ärmern, seine Töchter Mademoiselle (Mamsell) zu nennen. Und lange, sehr lange, hat die Mamsell festgehaftet. Selbst als die Zeiten weiser wurden und selbst die patriotisch-begeisterten Freiheitskriege gegen Frankreich konnten es nicht sogleich vertilgen, ja von den Theaterzetteln ist Demoiselle noch nicht überall verschwunden. Grund war, daß man sich scheute, den Adelstand zu verletzen durch Aneignung des Fräulein. Fast ungefähr um die Zeit der französischen Julirevolution, als freiere Ideen auch in Deutschland sich verbreiteten, mußte der Adel nachgeben und dem Bürgerstande den Mitbesitz zugestehen. Mamsell ward als Plunder in die Rumpelkammer geworfen, aus welcher nur Mädchen gemeinern und des dienenden Standes sich dieselbe hervorholten — doch schon jetzt scheinen auch diese des verschossenen Putzes nachgerade überdrüssig zu werden. Das organische Gesetz hatte sich abermals erfüllt und Jungfer, unverstümmelt als Jungfrau wiederhergestellt, ist bereits in poetische Regionen entrückt. Man singt und sagt in allen Salons von „Jungfrau Amaranth".

Conservativer mit ihren Namen, als ihre Töchter, sind die Frauen gewesen. Diese Geschichte ist kürzer. Lange hießen die Vornehmen unter ihnen schlechtweg Frauen. Als der Name auch nach und nach den Bürgerweibern sich mittheilte, begnügten sich jene, durch den Beisatz gnädig sich zu unterscheiden, gegen welches Bollwerk schwer von unten anzukämpfen war. Nur erst in jener französirenden Zeit fanden die bürgerlichen Frauen für das überdrüssige „Frau" einen Ersatz in Madame, die zugleich mit der edeln Mamsell aufkam. Madame aber hielt länger Stand und fängt erst in diesen Zeiten an ganz langsam sich abzudrücken, obgleich schon längst auch die Frauen niederer Bürgerclassen Madame sich nennen. Man konnte lange nicht einig mit sich werden. Anfangs scheute man sich, das gnädig sich anzumaßen; sodann bei zunehmendem feinern Geiste verschmähte man es. Endlich aber scheint man heute mit sich aufs Reine gekommen zu sein; man fängt wieder an das schlichte Frau zu Ehren zu bringen.

Am tapfersten aber hat Herr ausgehalten. Nur daß eine Zeitlang die Benennung der adeligen Söhne Jungherren (Junker) auch im Allgemeinern von jedem Edelmanne gebraucht wurde. Zur selben Zeit begann sich jeder gebildete erwachsene Mann Herr zu nennen. Gegen das Uebergreifen des französischen Monsieur war aber der deutsche Herrenstolz doch auf seiner Hut, und nur als Ehrentitel von Jünglingen, später von unverheiratheten Männern gestattete man ihm den Eingang. Das Beiwort gnädig, das jetzt der Edelmann nebst seiner Gattin noch führt, hat er aber erst seit etwa dritthalbhundert Jahren. Vorher kam es nur den höchsten Herren, dem deutschen Fürstenstande zu. Erst als dieser noch mächtiger ward und sich mit Hoheit und Durchlauchtigkeit schmückte, konnte er sein Gnädig den Adeligen gnädiglich ablassen. Doch von dieser Zeit an verbreitete sich auch der Ehrenname Herr unter allen Männern des deutschen Volks und in neuester nach allgemeiner Freiheit unablässig ringenden Zeit eignet ihn mit Recht jeder selbständige Mann sich zu.

So viel aus den Wörtergeschichten, die zu gleicher Zeit einen Beweis liefern, welch ein Reiz im Studium der Sprache liegt, wenn man sie nicht dürr auffaßt, sondern als den uralten, Zweig auf Zweig ansetzenden, grünen Baum des Völkerlebens.

K. E.

Die Flüsse und das Meer.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

II.

Ueber die Thaten der Engländer zur See hinaus gibt es keine größern. Wehmüthig blickt der Deutsche in seine Geschichte. Sie schweigt und hält ihm das trostlose Bild von Schleswig-Holstein entgegen. Und doch gab es seit 1241 auch eine deutsche Macht zur See, die deutsche Hansa der Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, welche den Völkern Europas zur See ihre Gesetze dictirte! Ist der Deutsche etwa träger und feiger geworden? Noch immer sieht man an dem deutschen Meere die kaum geborenen Urenkel der einst so gefürchteten Hanseaten mit ihren kleinen Schiffchen an offener See spielen. Wie das Mädchen mit ihrer Puppe, so bereitet sich hier schon nach dem ersten Lallen der noch ungeübten Zunge das Schifferkind auf seinen künftigen Beruf vor. Das Meer selbst erweckt seinen Beruf in seinem jungen Busen und wird sein großer Lehrer. Prüfend sitzt das zarte Insulanerkind an den sandigen Küsten von Wangeroge und späht hinaus in den unermeßlichen Ocean, lugt, woher die Winde eilen und stellt danach das Steuer seines Schiff-Püppchens. In seinem Rücken liegt schweigend sein Vaterland. Es hat das Spiel seines Kindes noch nicht betrachtet, hat noch nicht gesehen, wie das Meer auch in seinen Kindern tausend fruchtbare Keime erweckt, die sich empor sehnen, mächtige Bäume zu werden, welche ihre Zweige weit über das Weltmeer hinaus strecken möchten; hat noch nicht den tausendstimmigen Gesang gehört, der hier wie mahnend an das Ohr des deutschen Wanderers schlägt: Auf dem Meere bin ich geboren — und: auf dem Meere will ich sterben.

Das Meer schreibt die Geschichte der Völker. Es schreibt auch die Geschichte der Pflanzenwelt und der Thierwelt. Wunderbare Gestalten, wie sie das Festland nie sah, erzeugt es in seinem Schooße. In unterseeischen Wäldern, den oft riesenartigen, Schiffe aufhaltenden Tannen spaziert der König des Meers, der Walfisch. Aus unendlicher Tiefe steigen neue Welten, neue Inseln, die gemeinsamen Werke winziger Polypen, an ihren Riffen die tiefe Lehre: Viribus unitis! Das Große aus dem Kleinen, das Kleine mächtig in Vereinen! Fische erheben sich fliegend über den Wogen, dem Schiffer auf einförmiger Fahrt ein Schauspiel. Auf den stürmischsten Fluten, dem Schrecken des Schiffers, wiegt sich am Cap Horn noch der Albatroß, jener wunderbare Vogel, der unerschrockenste Schiffer. Scharen von Häringen ziehen durch die Fluten zur Laichzeit und gründen einen neuen Handelszweig, Tausenden Wohlstand verleihend. Millionen von andern eßbaren Fischen beleben die Meere durch die Schiffe der Uferbewohner. Auch die Auster, dieses unansehnliche Weichthier auf niedriger Stufe der thierischen Bildung, ist darunter und dient als wichtiger Artikel der Ueppigkeit und dem Reichthume. Der Lachs verläßt das Meer nur auf kurze Zeit, stromaufwärts zu ziehen in süße Gewässer, seinen künftigen Kindern eine weniger gefahrvolle Wiege zu bereiten. An den Küsten zieht der gepanzerte Stör oder der Hausen mit seiner vielgesuchten Hausenblase und seinen Eiern, dem Caviar. Auf der Sandbank ruht schlummernd der Seehund oder im Kreise seiner Kinder in fast zärtlichem Bilde. Listig schleicht der Jäger näher, auf dem Bauche liegend, die Füße übereinander geworfen und aufwärts gerichtet, sie hin und her beugend, das plumpe Gehen des Seehundes nachahmend. Ihm hat das Meer eine neue wunderbare Jagd gegeben, hat ihn zu neuen listigen Gedanken vorwärts gespornt. Im rückwärts schreitenden Gange suchen die Krebse ihre sichere Heimat wieder zu gewinnen, den Wanderer ergötzend, dem Dichter das willkommene Bild des Krebs-

gangs *). Riesengroße Schildkröten, ein wichtiges Nahrungsmittel, schaukeln sich unter den senkrechten Strahlen der Tropensonne in den Wogen. Wohin der Schiffer eilt, überall findet er ein neues Regen, seinen Handel belebend oder neue Vorstellungen in seinem Geiste erweckend. Auch seine Märchen birgt der Ocean. Wie die Flüsse des Festlands, spukt auch im Meere die Wassernixe und die wunderbare Wasserschlange. Oft schon hat sie dem einsamen Schiffer in traulicher Kajüte die langen Mußestunden ausgefüllt und die Spinnstube mit ihren Wundermärchen auf das Meer verlegt. Den Wundern der Thierwelt gleich erzeugt der Meeresschoos auch seine Pflanzenwunder. Von dem Auge des Pflanzenforschers eifrig gesucht, entfaltet diese Welt eine neue wunderbare Mannichfaltigkeit. An Größe den Riesenbäumen der Erde nicht nachstehend, entfaltet, fast 400 Fuß lang, die Macrocystis pyrifera in den südlichen Meeren ihr olivenfarbiges Laub. Keine Blüte findet sich an diesen Gewächsen, denn sie gehören zu der niedern Stufe der blütenlosen Pflanzen. Dagegen hat der Meeresschoos ihnen die wunderbarste Farbenpracht auf ihr Laub gezeichnet. Viele, z. B. die Urpflanzen, sind so winzig, daß der Forscher des Vergrößerungsglases, des Mikroskops, bedarf, um ihren Bau zu erforschen. Sie ganz besonders riefen vor allen übrigen Pflanzen den allgemeinern Gebrauch des Mikroskops hervor. Schon hat es sich bis in die Hände des Arztes begeben, neue Anschauungen, neue Hülfsmittel in kundiger Seele für Geist und irdische Wohlfahrt des Menschen erzeugend. An andern Orten führt das Meer mit gütiger Hand diese Gewächse in großer Fülle an das unfruchtbare Gestade. Einige Völker, wie die Schotten, Norweger und Andere genießen den Caragaheen-Tang und andere Formen. Andere Völker, wie die der chilesischen Inseln, benutzen die bandartigen Gestalten wegen ihres klebenden Schleims als natürlichen Verband auf ihre Wunden. In der Umgegend von Brest düngen noch Andere ihren Acker damit oder benutzen sie als Brennmaterial, wie es in der Bretagne geschieht. Gewisse Tange hat man schon frühe gegen Kropf und Würmer angewendet. Nur wo das Meer gebietet, erzeugt sich auf den Felsen die Färberflechte (Roccella) auf nackten Felsen. Sie liefert den blauen Lackmus, ein wichtiges Farbematerial. Das Seegras (Tostera marina) ward ein ebenso gesuchtes Packmaterial. Kurz, aus dem Schooße des Meers strömt ein Leben, wunderbar, dem Menschen heilsam und ihn bildend.

Im Gebiete des Meers gewinnt die Landschaft einen andern Charakter. Milder ist die Luft, milder der Winter, weil das Meer im Winter nicht gefriert und durch seine Verdunstung Wärme entfaltet. Man sieht dies schon sehr deutlich bei bedeutenden Kältegraden an den Ufern der Flüsse im Winter an deren rauchförmig aufsteigenden Dünsten. Den besten Beweis liefert das nördlich gelegene Britannien. In Cornwallis, der südwestlichen Halbinsel Englands, zwischen 50—51° n. Br., wachsen im Freien noch Myrten, Lorbeerbäume, ja sogar Camellien. Doch reifen weder Wein noch Aprikosen, weil die Sommer kühler sind. In Irland finden sich dazu noch einige Moose, deren Verwandte sich nur noch in tropischen Ländern und Inseln finden. In den geschützten Scherengebirgen von Norwegen, hoch im Norden gelegen, gedeihen noch Pflaumen bei Tufferöe (63½° n. Br.), und Kirschen bei Ertvagöe (63° n. Br.). Ebenso gehen Palmen und baumartige Farrnkräuter, sonst die wahren Kinder der heißen Länder, weiter nach Süden als nach Norden, weil die Südsee ungleich weniger Festland besitzt als der hohe Norden. Auch die Pflanzenwelt der Inseln, im unermeßlichen Ocean gelegen, ist stets eine ebenso merkwürdige wie fremde. Lieblicher und saftiger ist das Grün der Pflan-

*) Dem französischen Schriftsteller Jules Janin begegnete kürzlich bei der Beschreibung einer Reise nach London das Unglück, in seinen humoristischen Schilderungen des Meerlebens die Hummer die Cardinäle des Meers zu nennen. Er kannte die Hummer demnach nur in dem gekochten Zustande, wie sie im Frühjahr bei Very und Vefour unter jungen Erbsen und Spargeln an den Schaufenstern des Palais Royal liegen. Der Herausgeber.

zen; weniger sind sie kräftig. Dies beweist die große Inselgruppe des Stillen Meers, die man unter dem Namen Polynesien begreift. Der Mensch ist auch hier nicht von diesen Einflüssen ausgenommen. Der Eingeborene Polynesiens ist sanft, schlaff und wenig zur Arbeit geneigt. Bei harter Arbeit zehrt er sichtbar ab. Er ist mehr Wassermensch. Das Meer ist die Heimat der Wassernymphen; denn — es ist der höchste Genuß seiner Frauen, die größte Zeit des Tags im Wasser mit Schwimmkünsten zuzubringen. Was man über sie hört, macht sie zu den größten und unerschrockensten Schwimmerinnen der ganzen Welt.

Wenn so auf der einen Seite das Meer einen nachtheiligen Einfluß auf das Leben des Menschen übt, während es in der Pflanzenwelt gerade umgekehrt ist, so trifft es unter einer gemäßigten Sonne den rechten Grad seiner Belebungskraft. Europa ist der glückliche Beweis. Der kleinste aller Erdtheile ist er doch der Mittelpunkt des geistigen Seins der ganzen Welt geworden. Kunst, Gewerbe, Wissenschaft und Sitte blühen hier, wie sie die Geschichte noch in keinem andern Welttheile sah. Dies verdankt Europa jener glücklichen Lage unter gemäßigtem, höchstens warmem Klima und vor allem dem wunderbaren Baue seines Festlands. Von fast allen Seiten dem Meere geöffnet, tritt dieses zu den Ländern aller größern Völker heran, oft tief in sie hinein. Wenn auch mäßig große, besitzen sie sämmtlich ihre schiffbaren Flüsse, welche die Völker mit dem Meere in Berührung setzen. Hier und da durch hohe Berge zwar voneinander getrennt, wie durch die Pyrenäen und Alpen, sind diese doch nicht unübersteiglich. Niemals haben sie die Völker voneinander schroff geschieden, wie das z. B. zwischen China und Westasien durch den himmelhohen Himalaya der Fall war. Dazu ist der größte Theil Europas von den Ebenen Rußlands bis zu den Pyrenäen im Nordwesten ein Flachland. Die Einwirkung der einzelnen Völker aufeinander konnte darum auch nie ausbleiben und ist auch nie unterblieben. Leider! hat sie die Geschichte oft mehr im blutigen Bruderzwiste zusammengefunden als im geistigen, friedlichen Zusammenhandeln. Doch der Geist des Friedens hat bereits seine mächtigen Schwingen durch den großen Hebel des Handels, der Industrie, der Naturwissenschaften über Europa entfaltet. Die Völker werden ihre hohe sittliche Aufgabe gemeinsam lösen. Wie sie nur im Frieden gelöst werden kann, wird ihr auch der mächtige Volkssinn unsers Jahrhunderts diesen Frieden zu verschaffen wissen. Nicht vergebens blickt Europa auf das friedlich sich ausbauende England. Es ist der letzte mächtige Beweis für unsern Satz, daß das Meer den Menschen befreie. Durch das Meer vor feindlichen Einfällen und Interventionen mehr als irgend ein anderes Land Europas geschützt gewesen, hat es seine glückliche Lage bald begriffen, hat sich groß und reich gemacht und blickt ruhig in seine Zukunft.

Und die andern Welttheile? Asien ist untergegangen. Afrika, ohne tiefe Meerbusen, beruht fast durch und durch im Tode des Geistes. Australien ist zu trocken. In Amerika ist ein neuer Stern, ein neuer Beweis für unsern Satz, in dem nördlichen Theile ausgegangen, der dem Atlantischen Oceane seine Länder öffnet. Westindien blüht. Südamerika dagegen trägt den Charakter Afrikas und Asiens an sich: zu hohe Gebirge, zu wenig Meerbusen. Europa wird der Kernpunkt des Geisteslebens bleiben, wird das geistige Herz für alle Nationen werden, wird mit seinem Geiste in sie hineindringen und sie umschlingen, wie der Ocean selbst, der die Festlande umspült. Dieses hohe Amt ist Europas große Aufgabe. Sie ist ihm von der Natur selbst gestellt und die Naturnothwendigkeit gebärt die Geschichte der Menschheit. Schon sendete Europa seine Schiffe und Kinder in alle Welten; schon hat es längst diese Aufgabe begonnen; möge es dieselbe in ihrer ganzen Größe ausführen für alle Völker der Erde!

Englands berühmte Namen.

7. Charles Dickens.

Düster hat sich der Abend auf Englands Hauptstadt gesenkt. Der Regen, Freund und Feind des britischen Eilands, wie man es nehmen will, hat während des ganzen Tags sanft gerieselt und mit dem Ruß der Steinkohlen vermischt auf dem Boden eine Masse geschaffen, flüssiger Gutta Percha gleich. Der Himmel hängt tief, die schweren Wolkenmassen berühren fast die Dächer. Der Schleier, in den sich die Natur gehüllt, verhüllt selbst die nächsten Gegenstände mit einem mystischen Grau. Der Abend, mit seinem tausendfachen Lampenlichte, bringt endlich eine scheinbare Helle in diese Nachtschatten des Tags, durch welche die eilige Menge wie flüchtige Truggestalten gleitet. Die Stimmung der Menschen hängt von der Umgebung ab. Wir sind auch physisch impressionable, und wollen wir auch das Auge schließen, um nicht zu sehen, das Ohr, um nicht zu hören, so werden die feinen Fühlfäden unserer Seele, Nerven genannt, stets Ton und Stimmung von der Atmosphäre erhalten und Behagen oder Misbehagen erzeugen. Zustände, die der Wille vergeblich zu bemeistern sucht.

Vor einem anständigen Hause in einer leidlichen Straße standen um die elfte Stunde bereits der Wägen viele, theils waren es Equipagen, theils Cabs (Droschken) mit einem traurigen Gaul, der müde die Ohren hängen läßt, während sein besser bestallter Gefährte, das stolze Wagenroß, auch im träufenden Regen noch unter muthigem Stampfen dem Zügel seine Kraft fühlbar macht. Die drei Fenster, die den ersten Stock ausmachen, sind hell erleuchtet. Wirth und Wirthin harren hier ihrer Gäste. Erst wenn alle versammelt sind, steigt man, nach dem Gebot der Frau des Hauses, die jedem Herrn die Dame nennt, die er führen soll, die Treppe hinab in die Speisezimmer, wo eine lachende Tafel bereitsteht. Der Herr des Hauses, in welchem wir Charles Dickens begrüßen, setzt sich an das untere Ende, seine Gattin ihm gegenüber. Der gastfreie, ein Haus machende Wirth ist ein Mann in seinen besten Jahren, hochgewachsen, nicht stark und nicht mager, mit einem gutmüthig blonden Gesichte. Seine Toilette ist gesucht. Nicht blos einfach gentlemanly kleidet er sich, es spukt der Dandy ein wenig in den zierlich gefälteten Jabots, den langen Manschetten, dem weißen Halstuch mit der goldenen Nadel, der vielfach über der gestickten Weste hin- und hergeschlungenen goldenen Kette. Es ist ein liebenswürdiger Wirth. Er unterhält seine beiden Nachbarinnen. Seine Gattin erweist den Herren ihr zur Seite dieselbe Aufmerksamkeit. Frau Dickens ist nicht mehr jung. Ihr rundes volles Antlitz und die Fülle ihrer Gestalt verleihen ihr den Charakter heiterer Gutmüthigkeit. Ihr Gatte, der noch immer beliebteste Schriftsteller Englands, hat sich nach längerm Aufenthalt in Genua und in der Schweiz der Heimat wieder zugewandt und um jene Zeit, aus der unsere Schilderungen herrühren, das neue Blatt, die „Household-words" gegründet, die mehr als hunderttausend Abnehmer zählen sollen. Heute sieht er eine kleine Zahl seiner Verehrer als Gäste bei sich und bewirthet sie eigentlich in ausländischer Weise und fast zu reichlich.

Dickens hat dem Andrang des Lebens, dem jede so ausgemachte Berühmtheit wie die seinige ausgesetzt ist, nicht widerstehen können. Die Welt mit ihren Zerstreuungen nimmt ihn mehr in Anspruch als seiner Muse nützlich ist. Der wohlwollendste Sinn läßt ihn Das, was seinem Talente an äußerm Entgelt so reichlich zuströmt, auch gern mit Andern theilen; allein aus diesem Verbrauch durch die Gesellschaft entsteht leider das Aphoristische seiner ganzen gegenwärtigen Production. Das abgerissene Erscheinen seiner offenbar gleichzeitig mit dem Erscheinen erst geschriebenen neuern Werke hat ihn in die

Sphäre der französischen Feuilleton-Romane gebracht. Bedenkt man dabei die außerordentlich kleine Welt, die dem englischen Romanschriftsteller in Folge der sittlichen Begriffe seiner Nation gesteckt sind, so können mancherlei Besorgnisse gerechtfertigt erscheinen, wenn man den Verfasser der „Pickwickier" und des „Barnaby Rudge" sich so durch die Gesellschaft, durch heftweise Lieferung seiner Romane, durch Theatervorstellungen, Reisen u. dergl. zersplittern sieht.

Wir schließen hiermit unsere kleinen Skizzen. Wir wollten nicht persönlich in dem Sinne sein, daß wir den Schleier der Indiscretion lüfteten. Wir wollten nur den Freunden des englischen Geistes Gelegenheit geben, sich möglichst treu und lebendig Existenzen zu vergegenwärtigen, die sich durch ihre Schöpfungen das Recht erworben haben, mit Verehrung nicht nur, sondern sogar mit einer leicht verzeihlichen Neugier- und dem Interesse an dem Kleinsten, was uns an der irdischen Erscheinung großer Menschen nur begegnen kann, beobachtet zu werden.

Anregungen.

Die Ruthengänger.

Wenn das Schauspiel zu Ende ist, so ruft man wol noch einmal die Hauptdarsteller heraus und sie erscheinen dann oft nicht mehr in ihrer Rolle als Hamlet oder Ophelia, sondern in ihrer natürlichen Gestalt als Emil Devrient oder Maria Bayer-Bürck. So pflegt unsere Zeit nicht selten irgend eins der Gespenster des Mittelalters, die ihre Rollen längst ausgespielt haben sollten, noch einmal vorzurufen, um es nun mit dem Lichte der neuern Wissenschaft zu beleuchten und in seiner wahren, natürlichen Gestalt zu sehen. So tauchten kürzlich noch einmal die Feueresser, Feuergänger und die Feuer-Ordalien des Mittelalters auf, über die wir in Nr. 2 dieser „Unterhaltungen" berichteten. Boutigny wies sie durch seine Studien und Versuche als natürliche Vorgänge nach, hinreichend erklärt durch den längst bekannten Leidenfrost'schen Versuch mit dem Wassertropfen, der auf heißem Metall nicht verdunstet. Jetzt taucht auch die Wünschelruthe noch einmal auf und zwar in den „Odisch-magnetischen Briefen" des Freiherrn von Reichenbach.

Die Wünschelruthe spielte vor Alters eine große Rolle in der Zauber- und Hexenwelt. Es war eine gabelförmige Haselruthe, in einer heiligen Nacht, gewöhnlich der Johannisnacht, unter den nöthigen Formalitäten, begleitet von einem Zauberspruche, von einem Strauche geschnitten. Einer dieser Zaubersprüche lautete z. B.: „Gott grüße dich, du edles Reiß. Mit Gott dem Vater suche ich dich, mit Gott dem Sohne finde ich dich, mit Gott des heiligen Geistes seiner Kraft und Macht breche ich dich. Ich beschwöre dich, Ruthe und Sommerlatte, bei der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete, und solches so gewiß und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes, eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum gebar, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen." Diese Ruthe nun faßte der Zauberkünstler mit beiden Händen in vorgeschriebener Weise an den beiden Gabeltheilen, das einfache Ende in die Höhe gerichtet, und ging damit auf dem zu durchsuchenden Reviere überall umher. Wo die richtige Stelle war, schlug die Ruthe, d. h. sie bewegte sich mit dem obern einfachen Ende nach der Erde zu. Sie zeigte auf diese Weise namentlich Wasser oder Erzgänge oder auch vergrabene Schätze an.

Was war an diesem Vorgange wahr? Sollte es wol lediglich Charlatanerie gewesen sein, mit der man nur prellen und Geld verdienen wollte? Die Sache mußte wenigstens oft eingetroffen sein, weil sich sonst die Ruthengänger doch endlich um ihren Ruf bringen mußten. Nicht nur die alten Zauber- und Hexenbücher, sondern auch Chroniken und alte Geschichtschreiber erwähnen derartige Vorgänge ganz ernsthaft als ausgemachte Sachen. Noch im vorigen Jahrhundert gab es in den sächsischen Bergamtsrevieren verpflichtete Ruthenschläger, und der alte Matthesius fügt, nachdem er eine Menge höchst vernünftiger geognostischer und anderer Kennzeichen, welche die Erzgänge andeuten sollten, aufgezählt hat, noch ganz treuherzig hinzu: Genauer könne man im Voraus nicht wissen, ob man auf Erzgänge stoßen werde; es sei denn, das Wasser entblöße einen Gang oder der Bergmann fände herumliegende Erzstücke, oder die Wünschelruthe schlüge gewaltig und drehte sich in der Hand. Und ist die Sache wirklich ganz in Vergessenheit gerathen? Man

erkundige sich namentlich auf dem Lande näher und man wird fast in jedem Dorfe ältere Leute finden, die derartige Geschichten, gewöhnlich von Erfolg begleitet, als selbsterlebte erzählen, und die jungen, aufgeklärten wissen nicht, was sie davon denken sollen. Zur Probe folgende zwei Fälle, von noch lebenden Augen- und Ohrenzeugen erzählt.

Vor noch nicht 30 Jahren wünschte der Pächter des Gutes B. bei Dresden, welches damals dem Baron von U. gehörte, einen zweiten Brunnen, weil der alte zu wenig Wasser gab. Der Besitzer zeigte wenig Lust dazu, weil er bei der hohen Lage des Gutes jeden Versuch für vergeblich hielt. Ein reisender Wünschelruthenschläger meldet sich und erbietet sich, das Terrain zu untersuchen. Der Pächter geht darauf ein und an einer Stelle hinter dem Gute neigt sich die Wünschelruthe. Der hiervon in Kenntniß gesetzte Besitzer, ein äußerst gebildeter und aufgeklärter Mann, weiß nicht, was er dazu sagen soll und erbietet sich endlich, die Kosten des Brunnens zu tragen, wenn sich wirklich Wasser fände. Man gräbt, und in einer Tiefe von zwölf Ellen, wie der Zauberer vorhergesagt, ist das Wasser da.

Ein zweiter Fall. Im Dorfe O. in der Oberlausitz wollte man am Schulhause einen Brunnen graben. Der Schulvorstand ließ einen Mann kommen, der die Wünschelruthe schlagen konnte, um Wasser zu suchen. Die Wünschelruthe zeigte an zwei Stellen des Gartens Wasser an. An der passendsten fing man an zu graben und der Brunnen war da.

Also bis auf den heutigen Tag spielt die Wünschelruthe sogar in dem „aufgeklärten" Sachsen noch hier und da ihre Rolle hinter einem so alten und so weit verbreiteten Gebrauche und bei so viel der Thatsache nach als wahr geltenden Erzählungen sollte man beinahe etwas mehr als eine bloße Erfindung vermuthen, mit der man unsere abergläubischen Vorältern täuschte. Waren vielleicht die Ruthenschläger Sachkenner, die schon im Voraus untersucht hatten, wo die zu findenden Schätze lagen, sodaß sie die Bewegung der Ruthe selbst dirigirten? Suchten sie nach Wasser nur in Gegenden, wo sie es mit Grund vermuthen konnten? Häufig rief man sie aber erst zu Hülfe, nachdem man viele vergebliche Versuche mit Nachgrabungen schon gemacht hatte. Die Sache bleibt räthselhaft.

Der Verfasser der „Odisch-magnetischen Briefe" hat nun eine neue Erklärung aufgestellt. Er ließ *sensitive* Personen (d. h. solche, die die Fähigkeit besaßen, odische Einwirkungen zu empfinden) in seinem Park spazierengehen. An gewissen Stellen blieben sie stehen und sagten aus, sie hätten hier ein besonderes Gefühl, ein Ziehen von unten her durch den ganzen Körper, so stark, daß die Empfindlichern es nicht lange aushalten mochten. Jene Stellen befanden sich über der durch den Park gehenden unterirdischen Wasserleitung, von der die sensitiven Personen nichts wußten und welche über der Erde sich durch keine Spur verrieth. Sie fühlten also das unterirdische Wasser. Ein ähnliches Gefühl empfanden die Sensitiven auch beim Berühren von Metallen und vielen andern Körpern. Die Wünschelruthenschläger waren also nach Herrn von Reichenbach's Meinung Sensitive; sie *fühlten*, was unter ihnen in der Erde war, und die Wünschelruthe war nur ein überflüssiges Beiwerk.

Hat der Erklärer Recht oder Unrecht? Man wird dies nicht eher entscheiden, bis nicht jene vielfachen und weitläufigen Versuche des Anregers der odisch-magnetischen Frage von umsichtigen Forschern *wiederholt* sein werden, was leider bis jetzt noch nicht geschehen zu sein scheint. Die bekannten Erfahrungen des Einflusses der Metalle auf somnambule Personen reichen für die Behauptungen des Herrn von Reichenbach natürlich nicht aus.

Das Rauhe Haus bei Hamburg.

Wir haben die Absicht, einmal des Ausführlichern auf eine Anstalt zurückzukommen, die einer der klügsten Menschenfischer unserer Tage, Dr. *Wichern* in Hamburg, vor zwanzig Jahren als eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder begründete. Wir bemerken heute nur, daß uns bei der Durchsicht der bedeutend angewachsenen Literatur über das Rauhe Haus bei Hambnrg aufgefallen ist, wie diese Anstalt schon jetzt den Charakter einer großen *industriellen Speculation* trägt und über die nächste sittliche Tendenz des Plans hinausgewachsen scheint. Da wird geackert, gesäet, geerntet; da wird Viehzucht getrieben; da sitzen Kinder als Schneider, Spinner, Pantoffelmacher, Schuhmacher, Tischler, Korbmacher; da werden fabrikmäßig Hemden für die hamburger Nähvereine genäht; da ist eine Buchdruckerei, eine Buchbinderei errichtet worden und zuletzt ein Buchhandel eröffnet, der die Frage der „Innern Mission" ausbeutet, so großartig, so umfassend, wie nur ein leipziger oder stuttgarter Buchhändler im Interesse seiner Existenz Buch auf Buch erscheinen läßt. Sieht man, wie zu diesem Fabrikwesen die nächsten Unkosten von der Gläubigkeit der Welt gesteuert werden, so muß man eingestehen, daß Herr Dr. Wichern für den Industrialismus den eigentlichen Stein der Weisen gefunden hat.

Ein harmloses Anliegen an den Deutschen Bundestag.

Wären wir in diesen Blättern mit politischen Fragen beschäftigt, so würden wir mancherlei Wünsche aufzählen können, die wenigstens theilweise in die obige Rubrik gehörten. Wir haben es indessen hier nur mit einer Mahnung an eine alte artistisch-literarische Schuld zu thun.

Die Bundesgesetzgebung verbietet bekanntlich den Bühnen, ungedruckte dramatische und musikalische Werke ohne Genehmigung der Autoren und Componisten aufzuführen. Zu diesem einen Schritt, der vor etwa zehn Jahren von unsern Regierungen auf das Ziel von Recht und Gerechtigkeit in diesem Gebiete gethan wurde, gehört noch der zweite: daß keine Bühne sich erlauben darf, ein derartiges Geisteswerk zum Gegenstand einer industriellen Ausbeute zu machen, auch wenn es schon gedruckt oder im Stich bereits verbreitet ist. Die Billigkeit sagt, daß ein gekauftes Drama allerdings Dem gehört, der ein Exemplar im Buchladen an sich gebracht hat; er kann es aufschneiden, lesen, beurtheilen, auswendiglernen, nachahmen, was er will; aber ein solches, etwa mit einem Thaler bezahltes Buch auch aufführen, dem Autor, ohne ihn zu fragen, manchmal eine Freude, sehr oft aber auch eine Unannehmlichkeit bereiten, eventualiter Geschäfte mit seinem Geistesproduct machen und nicht verpflichtet sein, ihm ebenso gerecht zu werden, als wenn sein Werk noch nicht im Buchhandel zu haben wäre — das ist Unbilligkeit und gehört in die alten Begriffe jener vulgären Rechtspraxis, der zufolge bekanntlich auch der Nachdruck erlaubt ist und in manchen gelehrten juristischen Schriften allen Ernstes vertheidigt wurde. Die civilisirte Rechtsanschauung hebt eine solche Schutzlosigkeit des geistigen Eigenthums auf. Man denke sich: Ein Autor kommt in die Lage, ein Stück, das anfangs von den Bühnen nicht gewürdigt wurde, drucken zu lassen; nach einigen Jahren befindet sich irgend ein Regisseur auf das verschollene Werk, führt es auf, es erlebt eine Reihe von Vorstellungen, man schreibt darüber z. B. in einer Stadt wie Wien zwanzig Recensionen, dreißig Correspondenzen; dem Autor werden einige vierzig guter Lehren gegeben; Fortschritt! sagt der Eine, Rückschritt! der Andere — kurz, so viel Zeitungen, so viel Aristarche und Lessinge — und von alle Dem, — was gewinnt der Autor? Neun Kreuzer vielleicht Tantièmenantheil an einem einzigen verkauften Exemplar seines Buchs!

Man muß gestehen, daß Dickens, der in London ein Asyl für verkommende Schriftsteller begründet hat und zu dem Ende mit Bulwer, Jerrold u. A. Schauspielvorstellungen gibt (Entrée drei Guineen), Veranlassung hätte, mit seiner Truppe einmal in Deutschland Gastrollen zu geben. Wenn die Excellenzen vom Bundestage nicht endlich jene Bestimmung aufheben, daß gedruckte Werke für eine, außerhalb der nächsten Literaturwirkung liegende fernere Exploitation durch die Bühne vogelfrei sind und überhaupt nicht ein dem französischen Tantièmen-Verhältniß sich annähernder Zustand unserer Bühnenhonorare erreicht wird, so stellen wir hiermit den Herren Diplomaten in Frankfurt die Aussicht, daß die betheiligten Schriftsteller auch bei uns Hand anlegen werden, ein Asyl für die literarische Armuth und Finanznoth zu stiften und zu dem Ende nach dem Beispiele der Engländer auch Komödie spielen und zuerst nach Frankfurt kommen werden, um daselbst in Vorstellungen aufzutreten, die, da wir durch die Mitwirkung Emanuel Geibel's und Oskar's von Redwitz ihre Gemahlinnen zu gewinnen gewiß sind, den Herren mindestens per Loge zehn Louisdors zu stehen kommen sollen; eine Ausgabe, die ihnen von ihren betreffenden Regierungen als Bundestagsspese schwerlich wird vergütet werden. Sie mögen sich also eilen, einer auf dem frankfurter Posten für Diplomaten so außergewöhnlichen Ausgabe vorzubeugen und recht bald einmal etwas von einer wohlwollenden Pflege unserer Nationalliteratur verlauten lassen!

Die Emancipation der Israeliten.

Jeder jüdische Kämpfer, der auch noch nach der Emancipation seiner Glaubensgenossen in den Reihen der Streiter für die allgemeine geistige und bürgerliche Freiheit ausharrt, zählt für Zwei.

Ein Rath für Schriftsteller.

Um in Deutschland mit einem guten Werke durchzudringen, muß man hintennach ein nichtsungenes schreiben. Dann wird oft das erste selbst von Denen anerkannt, die es anfangs verwarfen.

Lebensaufgabe.

Eine geistreiche und muthige Dame schrieb einem kampfmüden und verdrießlichen Manne ins Album:

Man muß die Welt attakiren,
Nicht blos pariren.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 22.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der weiße Schleier.

Eine Erzählung in drei Capiteln.

Drittes Capitel.

Leonore von Werdenberg.

Die Jugend, im Gefühl ihrer Lebenskraft und Berechtigung zur Freude mag sich traditionellen Gewalten und spukhaften Einflüssen nicht beugen. Mit lebhaften Worten schilderte auch Ulrich seine Liebe zu Leonoren und sein Hoffen auf Genesung, wenn sie an seiner Hand wieder einträte in das frische fröhliche Leben. Dabei wiederholte er in jenen Tagen, die ich noch auf Schloß Werdenberg verblieb: „Ich glaube gern, daß ihr den Schleier seht, glaube, daß er ein Todeszeichen ist. Aber dies Schauen ist eine Krankheit wie das Hellsehen des Somnambulismus und kann geheilt werden wie dieser.“ Leonore schüttelte traurig das Haupt. Es war ihr fester Gedanke, daß sie berufen sei, den Fluch des Hauses fortzupflanzen. Als ich eines Abends mit Ulrich allein war, sprachen wir viel über die Geheimnisse der Menschennatur. Dies Feld ist so groß, so anregend. Es ist ein Lieblingsthema der Zeit. Es hängt mit den größten Fragen unsers Jahrhunderts zusammen. Ich versprach ihm, auf Leonore zu wirken und den Wahn zu bekämpfen, der sich in ihrer Seele festnistete. Es folgten sonnige, ruhige Tage. Leonore sprach sich vertrauensvoll über ihren Gesundheitszustand aus und schien Beruhigung darin zu finden, uns sorglos zu sehen. Sie liebte Ulrich, aber sie hatte eine unerklärliche Scheu, welche die Greisin nährte, ihm einst anzugehören. Sie glaubte, der nahen Verwandtschaft und der Traditionen ihres Hauses wegen ihm entsagen zu müssen. Ulrich aber, der in mir eine Bundesgenossin gefunden hatte, ließ die Ansprüche seines Herzens nicht fahren. Er überreichte eines Tags der Matrone einen Brief des Freiherrn, der die Werbung des jungen Mannes unterstützte und die Frauen aufforderte, ihrem Spuk zu entsagen. Den Freiherrn umwehte schon seit lange auf Reisen so die frische Gebirgsluft, daß er der Ahnfrau und ihres Fluchs spottete. Die Matrone stand auf Leonoren's Seite. Es wurden schmerzliche Kämpfe durchgekämpft. Endlich siegte die Jugend und die Macht der Herzen. Ulrich versprach ein

Jahr zu reisen und Leonoren Zeit zu lassen, sich in eine Verbindung zu finden, in der sie etwas Dämonisches erblickte, ein Opfer, dargebracht den unheimlichen Gewalten des Schicksals. Sie konnte sich von der Vorstellung nicht trennen, daß sie bestimmt wäre, der letzte Sproß eines Familienzweigs zu sein, auf den die Gabe des zweiten Gesichts sich vererbt hatte. Mit ihr, glaubte sie, müßte diese unheimliche Gabe aussterben.

Als Ulrich Abschied nahm, war es Leonoren, als könnte sie sich nicht von ihm trennen. Sie hielt seine Hand festergriffen, schmiegte sich zitternd an ihn an. Durch ein muthiges Losreißen mußte er der Qual des Abschieds ein Ende machen. Dann horchte sie auf seinen Schritt, eilte ans Fenster und schaute ihm nach und als er vor dem Walde zum letzten male grüßend zurückblickte, fiel sie bewußtlos in meine Arme.

Wenn ich Leonoren in den nächsten Tagen durch Zukunftsbilder und Pläne zu erheitern suchte, sah sie mich mit eigenthümlichem, halb traurigem halb spöttischem Blicke an. Ich bemerkte, daß sie zusehends matter und bleicher wurde, sich von der Großmutter soviel als möglich fern hielt und jede Beschäftigung, die Geist oder Hände in Anspruch nehmen und sie zerstreuen sollte, mit den Worten zurückwies: „Wie überflüssig!" So lange als möglich hatte ich meine Abreise verzögert. Endlich konnte ich nicht mehr auf Werdenberg bleiben, entschloß mich aber, an Ulrich zu schreiben und ihn lieber zur baldigen Rückkehr aufzufodern. Leonore behauptete, vor ihren Augen läge der weiße Schleier. Sie sähe ihn auf der Stirn von Menschen, die aus dem glücklichsten Dasein bald scheidend zu wissen, ihr das Herz bräche. Ja sie ging in ihrer Aufregung so weit, zu behaupten, sie sähe sich selbst, sich selbst bedeckt mit jener gespenstischen Opferbinde und bald würde sie den dämonischen Mächten ihres Hauses verfallen sein.

Als ich Schloß Werdenberg verlassen hatte, schrieb ich an Leonoren's Vater.

Nach Allem, was ich von dem Freiherrn gehört hatte, wußte ich wol, daß er nicht der Mann war, energisch Leonoren's Wahn zu bekämpfen, aber Ulrich, an den ich nicht zu schreiben wagte, konnte durch ihn das Nöthige erfahren. Ich setzte voraus, daß man die ersten Aerzte um Rath fragen und die Heilung einer prophetischen Gabe versuchen würde, deren Besitz eine Vorstellung von den Qualen erwecken kann, denen der Mensch ausgesetzt wäre, wenn ihm die Gottheit von ihrem allwissenden Auge auch nur einige Strahlen mitgetheilt hätte.

Monate vergingen. Der Frühling hatte Leben und Freude gebracht. Leonore begrüßte ihn, wie ich erfuhr, mit der wehmüthigen Ergebung des baldigen Scheidens. Der Sommer begann dem Herbste entgegenzureisen und der düstere Werdenberg sogar schien von dem Glanze der Jahreszeit erhellt und erwärmt. Leonore schrieb mir, sie wolle sich noch einmal mit ganzer Seele versenken in die Schönheit des Lebens. Aber ihr nächster Brief brachte andere Kunde. Ihr Vater, der in der italienischen Schweiz lebte, war gefährlich erkrankt und ließ die Tochter bitten, zu ihm zu kommen. Natürlich wollte sie unverzüglich seinen Wünschen folgen, aber da sich die Matrone durchaus nicht davon abbringen ließ, ihre Enkelin zu begleiten, mußte sich die Reise nothwendig in die Länge ziehen. Leonore, Alles schwarz sehend, fürchtete, nur das Grab ihres Vaters zu finden.

Die trüben Ahnungen bestätigten sich glücklicherweise nicht. Leonore hatte den Vater so frisch und heiter gefunden, daß sie kaum an die Gefahr der überstandenen Krankheit glauben konnte. Der Arzt hatte ihm zur Befestigung der Gesundheit Bewegung angerathen. Leonore mußte ihn auf seinen Ausflügen begleiten. „Du glaubst nicht," schrieb sie mir einst vom Luganersee, „wie begehrenswerth mir das Leben jetzt erscheint. Alles in meiner Umgebung ist frisch, schön und heiter. Die Großmutter sogar, die in glücklicher Blindheit das Symbol des Todes nicht mehr erkennt, genießt den Lichtstrahl, die frische Luft der Berge und das Rauschen des Sees, der leise an die Mauern unserer Villa schlägt. Und wie glänzend sind Wasser, Luft und Land in dieser glücklichen Gegend!

Die Sprache fällt weich und tönend in unser Ohr und wenn die Wallfahrer singend an mir vorüberziehen, möchte ich die Hände falten und sie bitten: tragt auch meine Sorgen zum Altare des Glaubens! Ich ahne und weiß: Die Wellen des Luganersees werden mein Grab bespülen. Und Ulrich! Neulich als ich mit inniger Sehnsucht an ihn gedacht hatte, war's plötzlich, als trüge mir der Abendwind den Klang der geliebten Stimme zu. Ist's nicht vielleicht ein Weiterempfinden der Seele, die sich allmälig vom Körper löst? Du würdest mir vielleicht mit ungläubigem Lächeln zuhören, fähest du, wie das Berg- und Waldleben mich gekräftigt hat. Aber vertraue den frischen Wangen, den klaren Augen nicht! Ich lese viel. Am liebsten in Schubert's tiefanregender Geschichte der Seele. Auch die Fragen des Magnetismus beschäftigen mich. Ich muß oft lächeln, wie sich die Gelehrsamkeit bemüht, Krankheiten des Geistes zu finden, wo gerade des Geistes Kraft nur über die gewöhnlichen Bedingungen hinausgeht."

Es wurde kalt und düster in den Bergen. Leonoren's Vater wollte nichts vom Aufbruch wissen. Trotz Sturm und Regen ging er täglich stundenweit mit Leonoren spazieren. Drei Tage noch und Ulrich's Jahr war vorüber. Er hatte mit Sehnsucht und Freude aus Genf geschrieben. Drei Tage noch — aber wie viel lag in diesen wenigen Stunden! Leonore, erfuhr ich später, fühlte sich matt und beklommen; ein leises Frösteln durchschauerte sie bei dem Gedanken an Ulrich. „Wenn ich das Todeszeichen auf seiner Stirn sähe!" rief sie. Man nahm ihr diesen Wahn, aber ersichtlich blieb, daß in ihr Gedanken wuchsen, trübe Entschlüsse.... Es hatte gereift. Der Himmel war klar, aber es stürmte heftig, als sie die Wanderung, Ulrich entgegen, antraten. Mit heftigem Schmerz hatte sich Leonore von der Großmutter getrennt. Sie vermochte kaum, dem rüstig vorwärtsschreitenden Vater zu folgen. Durch Dorf und Feld über Wiesen, den See entlang und dann aufwärts dem Walde zu führte der Weg. Das verwelkte, modernde Laub rauschte zu Leonoren's Füßen, schreiend flogen die Elstern hin und her und der Wind trieb dunkle Wolkenmassen über die Berge. „Laß uns heimkehren, Vater, bat das zitternde Mädchen, ich bin krank." Aber der Vater wollte nicht. „Droben bei der Kapelle kannst du ausruhen!" sagte er und ging weiter. Mühsam schleppte sich ihm Leonore nach. Der Weg zog sich aufwärts durch Gebüsch und Gestein. Schon blickten Kreuz und Fahne der Kapelle durch das kahle Buschwerk; der Freiherr überschritt den Steg und rief zurückblickend: „Muthig vorwärts, Leonore, noch hundert Schritte und wir sind am Ziele!" Dann ging er weiter. Taumelnd betrat Leonore die Brücke, die, von einer Felszacke zur andern führend, in kühnen Bogen über der Tiefe schwebt — unaussprechliche Angst bedrückte sie — Alles erschien ihr feindlich und drohend. Unwillig schlugen die Eichen mit den mächtigen Armen, ächzend beugten sich die Tannen, die zwischen den Felsspalten wurzelten, lauter brauste der Bach in der Tiefe, grollender tobte der Wind durch die Schluchten, tiefer und tiefer senkten sich die Wolken — überall ein klagendes, dem Sterben verfallenes Leben. Und unter ihren Füßen schwankte der Steg — eben war es ihr, als senkte der weiße Schleier sich über die ganze Natur — da rief es von unten herauf: Leonore! Leonore! Sie und der Vater blickten abwärts, sahen einen Wanderer neben einem Reisewagen. Es war Ulrich. Er schwenkte den Hut, er grüßte mit einem Tuche ... aber in diesem Augenblicke ertönte ein Schrei. Etwas Furchtbares war geschehen. Leonore war am Rande der Kapelle tief in den Abgrund gesunken.

Mehr als ein Jahr nach dieser entsetzlichen Begebenheit führte mich die glücklichste Veranlassung, eine Reise mit dem eben neuverbundenen Gatten, in diesen Theil der italienischen Schweiz, wo am Luganersee mir wie ein Eldorado die kleine grün umrankte Villa erschien, an deren Mauern jener schöne See sich plätschernd bricht, deren Gemächer von Rosenduft und Sonnenschein durchströmt sind und deren Bewohner mich mit deutschen Lauten be-

grüßten. Als wir Abends unter dem Laubdache der Veranda saßen, Ulrich und Leonore neben mir, und der Freiherr in die innern Gemächer gegangen war, um neben der Wiege seines fröhlich gedeihenden Enkels zu träumen, indeß Glühwürmchen und Nachtschmetterlinge aus dem blühenden Garten in die stillen Zimmer schwebten und Nachtigall und Springbrunnen ihren Wettgesang unter der Sykomore anstimmten, deutete Leonore nach der Dorfkirche am Hügel und sagte: „Dort liegt der Spuk unsers Hauses begraben.“ Der Tod wurde der Großmutter leicht, denn sie hatte die Zuversicht gewonnen, daß der Fluch unsers Geschlechts getilgt ist. Die Aufklärung über Leonorens Schicksal durfte nicht ausbleiben. Ulrich erzählte: „Dorniges Gesträuch hatte die Fallende aufgehalten. Sie war verwundet, besinnungslos, es folgte ein Fieber. Dies Fieber war lebensgefährlich. Ich mag von den entsetzlichen Phantasieen nicht erzählen. Lassen wir sie ruhen, die unheimlichen Erinnerungen. Nach Tagen voll quälender Angst erwachte Leonore zum neuen Leben, wir hatten sie wieder, ungetheilt. Nun sind wir glücklich.“

Die rasche Art, in der Ulrich über diese Erzählung hinwegglitt, fiel mir auf. Ich ahnte, daß der Sturz in die Tiefe — kein Zufall war. „Lassen wir die Erinnerungen ruhen!“ sprach Ulrich. . .

Man brach ab. Ich lebte mit meinem Gatten einige glückliche Tage in der Nähe des reizenden Lugano, schiffte auf den blauen Wogen und genoß die schöne Mischung italienischer Natur und der schweizerischen Alpenwelt. Wir fanden Leonoren in der That glücklich und froh. Sie und Ulrich waren reich genug, um das Leben ganz nach ihrer Empfänglichkeit für das Schöne, das es bietet, allein zu genießen. Alle trüben Gedanken waren geflohen. Vom weißen Schleier durfte, das fühlte ich bald, nicht mehr gesprochen werden. Der Spuk des Hauses Werdenberg existirte nicht mehr.

Als ich mit meinem Gatten, einem Arzte, in die lombardische Ebene hinunterfuhr, fragte ich ihn nach seiner Meinung über diese Vorfälle, deren Zusammenhang er so kannte, wie ich ihn bisher erzählt habe. Er antwortete:

Das zweite Gesicht und den weißen Schleier wird kein besonnener Arzt in Abrede stellen. Die Fähigkeit der Voraussicht des Zukünftigen ist wunderbar genug. In Schottland ist diese Gabe bekanntlich eine locale Krankheit geworden. Auch die Erbanlage des zweiten Gesichts wird sich nicht bestreiten lassen. In Leonoren von Werdenberg aber hat die schwache Natur des endlichen und bewußten Geistes einen Triumph gefeiert über die dämonische Macht der viel titanischeren Naturgeister. Besaß sie die Anlage des zweiten Gesichts, so wurde diese geheilt durch die Furcht vor ihr. Die Phantasie glaubte diese Gabe stärker zu besitzen als sie die Natur besaß. Die Phantasie, die Furcht, die quälende Angst, vielleicht auch die Neigung zum Wunderbaren gaukelten Leonoren die Bilder des weißen Schleiers vor. Sie sah die Todesboten mit Bewußtsein. Die Gabe der Prophezeiung verträgt sich aber nicht mit dem Bewußtsein. Die Verstandeserhitzung deiner Freundin, das Nachdenken, Grübeln über ihre Gabe schwächte die Anlage dazu, die sie vielleicht besaß. Fürchtete sie, durch die Verbindung mit dem ihr verwandten Ulrich dem Fluche ihrer Erbtraditionen noch mehr zu verfallen und sank sie in jenen Abgrund wirklich aus gesteigerter Angst und mit dem Versuche des Selbstmords, den ich indessen nicht anzunehmen wage, so brachte diese Katastrophe eine so heilsame Rückwirkung in ihrem ganzen überreizten Organismus hervor, daß man wol sagen kann: Die freie Kraft des Willens zerstörte hier die dämonische Abhängigkeit. Das Bewußtsein scheuchte die Ahnung, der Verstand selbst in seiner Ueberreizung, jedenfalls aber in seiner sich selbstreflectirenden Gegenständlichkeit, verbannte die Nachtgeister, die dem Menschen nur auf leisen Schritten sich nahen und unbewacht, dämmernd, träumend, unbewußt ihn mit ihrem Spuk übermannen. Von dem Augenblicke an, wo Leonore den weißen Schleier zu sehen fürchtete, sah sie ihn zwar überall, aber es war der Schleier nicht mehr, den ihre Ahnen gesehen hatten.

Und als ich den edlen Gatten nach einer Lehre fragte, die aus diesen Erinnerungen gezogen werden könnte, erwiderte er:

Keine andere als: Denke und alle Schrecken eines blinden Glaubens wirst du dir gebannt haben!

Und vor uns hinsprechend die schöne Beschwörung, die Faust empfiehlt, um sich alle Geisterwelt nur so, wie sie dem Menschen wohlthuend ist, zu erschließen:

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
Dein Sinn ist zu; dein Herz ist todt!
Auf, bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenroth!

rollten wir hinunter in ein Paradies, durch die villenbesäete Ebene zwischen Como und Monza, in die unvergeßliche, dem Menschen von der Natur nur das Schöne und Trauliche darbietende Brianza.

v. G.

Ueber Messern und Gabeln.

Ein culturgeschichtlicher Brief vom Oberbibliothekar Dr. Gustav Klemm in Dresden.

Sie wünschen, verehrte Freundin, eine weitere Ausführung des neulich durch Toaste und Tischreden unterbrochenen Gesprächs über die uns bei Tafel zur Handhabung übergebenen Werkzeuge. Sie neckten mich, daß ich mit so ernsthaftem Gesicht Messer und Gabel betrachtet. Dieses ehrsame Ehepaar, das sich so treulich unterstützt und nie miteinander keift und keine Eifersucht kennt! Sie beklagten sein Loos in dem Hause unserer Gastfreunde, wo es Sitte ist, die Gabel zur Linken, das Messer zur Rechten des Tellers zu legen. Sie rühmten Ihr und mein Haus, wo man das nützliche Paar nur vereint auflegt und äußerten, daß man einen so alten Bund, wie den von Messer und Gabel, nicht leichtsinnig trennen dürfe. Sie rühmten die Doppelbänkchen von Glas, die Sie für Ihre Messer- und Gabelpaare besonders anfertigen lassen und verglichen sie mit dem zweisitzigen Sopha im Wohnzimmer unserer Freunde. Ich hatte mich eben angeschickt, Ihnen darauf Angemessenes zu erwidern, da sprangen die Champagnerkorke und es war fortan an eine ruhige Weiterspinnung des angeknüpften Fadens nicht zu denken. Ich gab Ihnen mein Wort, dies schriftlich zu thun. Es folgt demnach die Lösung.

Ich beginne mit der Bemerkung, daß wir allerdings gegenwärtig auf den Tafeln und Tischen der westeuropäischen höhern und mittlern Stände Messer und Gabel als zusammengehörende Instrumente erblicken, daß dagegen im ganzen mohammedanischen, brahmanischen und buddhaistischen Orient, d. h. bei Arabern, Türken und Persern, Hindu und Malaien, Mongolen, Chinesen und Japanern, so wenig eine Gabel auf den Tisch kommt, als auf den Tischen der Europäer vor der Mitte des 16. Jahrhunderts eine solche zu finden war. Die Ehe von Messer und Gabel war damals noch nicht geschlossen. Das Messer erschien damals bei Tafel als Junggesell und zwar als ein sehr alter, denn ich werde die Ehre haben Ihnen nachzuweisen, daß das Messer eins der Urinstrumente ist, das den Menschen auf seinem Culturgange von seinen ersten Anfängen an getreulich begleitet und in seiner Hand für seine Zwecke die mannichfaltigsten Formen angenommen hat. Die Ehe von Messer und Gabel ist eine sehr junge, denn sie ist kaum erst seit 200 Jahren vollkommen legitim. Vor 200 Jahren war die Gabel noch ein halbwüchsiges Kind; sie hatte nur zwei Zinken, deren Verhältniß zum Stiel noch gar nicht geregelt war. Man sprach damals wol von manchen andern Werkzeugen wie von Eheleuten; seit Jahrtausenden ist die Paarschaft von Bogen und Pfeil bei den Jägern, Kraut und Loth bei den Soldaten, Schlägel und Eisen bei den Bergleuten, Hacke und Spaten bei den Gärtnern anerkannt. Allein

Messer und Gabel sind sehr junge Gefährten. Ja, ich möchte sagen, noch vor zwei Jahrhunderten dachte das Messer an gar keine Verbindung mit der Gabel, sein Tischgefährte war damals der Löffel, ein gar alter Herr, der damals noch einen kurzen Stiel hatte und dessen Hauptbestandtheil noch rund war und nicht oval wie jetzt. Der Löffel ist ebenso uralt wie das Messer. Der Schöpfer hat das Modell dazu dem Menschen in seiner hohlen Hand gegeben, außerdem gewähren die Schalen der Muscheln, der Schildkröten, die Schalen mancher Pflanzenfrüchte, namentlich der Nüsse und Kürbisse natürliche Löffel, um Flüssigkeit zu schöpfen und zum Munde zu führen. Unsere heidnischen Vorfahren machten sich Löffel aus Thon, d. h. kleine runde Schalen, an welchen sie, ebenfalls aus Thon, eine gerade oder gekrümmte Handhabe anbrachten. Die Südafrikaner fertigen sich Löffel aus Holz oder Horn, die Europäer zumeist aus Metall. In Skandinavien und Rußland führt der Landmann hölzerne Löffel.

So spät nun auch die Gabel bei Tisch erscheint, so alt ist sie doch. Die Natur bietet eine sehr große Fülle von Gabelbildungen dar und zwar vorzüglich in der Pflanzenwelt, namentlich in den Hölzern, jeder Wald enthält Millionen von zwei- und dreizinkigen Gabeln. Diese Zwiesel sucht sich der Landmann aus, um mittels derselben Heu- und Getreidebündel auf den Erntewagen oder auf die Fruchtböden zu schwingen. Die hölzerne Heugabel kannten und brauchten bereits die alten Aegypter. Aber auch schon die Fischer, deren Beschäftigung zu den allerältesten gehört, bedienen sich gabelförmiger, zwei- bis siebenzinkiger Spieße oder Fischgabeln, um die Fische im Wasser anzuspießen und aufs Trockene zu bringen. Sie erinnern sich wol an den neun Fuß langen Spieß meiner culturhistorischen Sammlung. Die Stange besteht aus dem Stiel einer Palme, der einst in die Südsee, etwa von den freundschaftlichen Inseln gefallen und von dem Seestrom in die Behringsstraße geführt worden war. Dort wurde er von einem Küstenbewohner aufgenommen und an dem dünnen Ende mit sieben Spitzen von Holz versehen, um fortan zum Erlegen der Seehunde und Walrosse zu dienen. Betrachten Sie diese Waffe vorurtheilsfrei, ist sie nicht eigentlich eine Gabel? Und sind denn die eisernen Harpunen der Thun- und Walfischjäger etwas Anderes als Riesengabeln, mit denen der Mensch in die kolossale Schüssel der See eintaucht, um seine Nahrung herauszuziehen, obschon sie mehr als zwei und vier Zinken haben? Wollen Sie nun endlich aber eine Gabel in einem überaus zierlichen Modell sich vor Augen stellen, so legen Sie Ihren weißen Arm auf die dunkelgrünen Sammetpolster Ihres Divans und zwar mit ausgespreizten Fingern. Die menschliche Hand ist das Modell der Gabel, wie sie ja auch das des Löffels ist. Irre ich mich nicht, so habe ich auch in der That in irgend einer Kunstsammlung eine Metallgabel gesehen, welche in der Nachbildung einer menschlichen Hand nebst Arm bestand.

Womit spießen denn aber, höre ich Sie fragen, die essenden Menschen die Bissen an, die sie zu Munde bringen wollen, wenn sie keine Gabel haben, wie bringen Türken, Chinesen und andere die Gabel nicht führende Menschen die Speise über den Zaun ihrer Zähne? Darf ich Sie ersuchen, sich in die Lage zu versetzen, ohne Gabel zulangen zu sollen? Was werden Sie vornehmen? Es bleibt Ihnen Nichts übrig, als entweder den ersehnten Bissen mit den Fingern anzufassen und das thun denn auch die Türken und Perser, oder die Messerspitze dazu zu verwenden, eine Methode, deren sich bei uns wol auch Handwerksburschen und Landleute bedienen, oder aber endlich eine große Nadel zu suchen und den Bissen daran zu spießen. Letzteres ist chinesischer Tischgebrauch. Sie bemerken an dem chinesischen Besteck meiner Sammlung hinter dem Messer und neben den beiden Elfenbeinstäbchen, die im himmlischen Reiche die Gabel vertreten, noch ein besonders feines, sehr spitziges Messer aus Elfenbein, dessen man sich zum Anspießen von Obstschnitten bedient. Zum Trosste kann ich Ihnen mittheilen, daß im ganzen weiten Orient und in dem noch weitern chinesischen Reiche eine jede Speise kleingeschnitten auf den Tisch kommt, und daß

man also die Gabel zu dem Zerkleinern der Speise und um sie dem Messer zurecht zu halten, gar nicht bedarf. Dann aber kann ich beifügen, daß die mit den Fingern essenden Orientalen sich vor jedem neuen Gericht die Hände sorgfältig waschen und daher unbedenklich dieselben auch dazu gebrauchen können, wozu sie Gott bestimmt hat, zur Gabel. Ein Gleiches können Sie täglich bei den Mahlzeiten der Eichhörnchen, der weißen Ratten, der Affen, der Bären, der Katzen und der Vögel sehen — die sich alle von dem christlichen Westeuropäer dadurch unterscheiden, daß sie eben keine Gabeln führen.

Legen wir denn die Gabel bei Seite. Halten wir uns nun ans Messer. Ich kann Ihnen nachweisen, daß auch am menschlichen Körper das Modell zum Messer sich vorfindet. Ich meine wenigstens dasselbe im Schneidezahn gefunden zu haben, der ja täglich dem Messer nacharbeiten muß.

Das Messer finden wir bereits auf sehr niedern Culturstufen, ja ich kenne keine Culturstufe, die dessen ganz entbehrte. Der Mensch setzt für die Herstellung des Messers alle drei Reiche der Natur in Contribution. Er macht sich Messer aus Steinsplittern, aus den harten Rinden der Rohrhalme, aus harten Hölzern, aus Muschelschalen, aus Thierzähnen und Knochen. Die Botokuden, die Ihnen aus des Prinzen Maximilian von Wied Reise bekannt sind, fertigen aus abgeschrägten Knochenröhren ziemlich scharfe Schneidewerkzeuge; ein Gleiches thun die Eskimo der Polarzone. Die Bewohner des Strandes von Australien benutzen für diesen Zweck die Zähne der Haifische. Dann finden wir in den Urwäldern von Südamerika, wie in der Südsee und auf Borneo und Sumatra Messer, die aus den allerdings sehr harten, kieselhaltigen Rinden des Schilfrohrs und Bambus geschnitten sind, die sie auch zur Herstellung ihrer Pfeilspitzen benutzen. Diese Klingen sind so scharf wie metallene und werden außerdem am Feuer gehärtet, nachdem sie mit Wachs bestrichen worden. Die menschenfressenden Bewohner von Borneo wenden diese Klingen außer dem gewöhnlichen Tischgebrauch auch noch an, die Glacis ihrer mit Erdwällen befestigten Lager noch unzugänglicher zu machen. Sie stecken dieselben kreuzweis mit empor gerichteten Spitzen in den Boden unter das Gras. Da in Borneo alle Welt barfuß geht, üben diese unsichtbaren Messerpalissaden eine gar verderbliche Wirkung aus. Auf einigen Inseln der Südsee wandte man Messer aus Bambusrinde sogar zum Haar- und Bartscheren an, ehe man durch die Europäer metallene Messer erhalten hatte. Zu gleichem Zweck bediente man sich dort zugeschliffener Muschelschalen mit besserm Erfolg.

Dauerhafter sind freilich die Messer aus Stein, die wir namentlich bei den Ureinwohnern von Amerika, wie von Nordafrika, Europa und Nordasien finden. Man benutzte zu ihrer Anfertigung theils den weitverbreiteten Feuerstein, theils und zwar vornehmlich in Mexico den Obsidian, das dunkelgefärbte vulkanische Glas. Beide Steinarten haben die Eigenschaft, daß sie geschlagen sich ziemlich regelmäßig schalig absondern. Als man das Schießpulver noch mit Stahl und Stein losbrannte, wurden alljährlich in der Champagne, deren Kreideboden ungeheure Massen von Feuersteinen enthält, die Feuerschlösser Europa's mit Flintensteinen versehen, die durchweg von menschlicher Hand mit einem eigens dazu gebildeten Hammer zurechtgeschlagen wurden.

Ebenso massenweise wurden in der nördlichen Hälfte von Europa und Asien in der Urzeit jene gekrümmten zwei bis sechs Zoll langen und vier bis acht Linien breiten Feuersteinmesser gearbeitet, die Sie in meiner Sammlung gesehen haben. Gleiche Gestalt zeigen die mexicanischen Obsidianmesser. Diese Messer sind überaus scharf, allein sie sind auch sehr zerbrechlich. Die Leute kamen daher bald auf die Idee, dauerhaftere Messer herzustellen, und so finden wir denn auch unter den Feuerstein- und Obsidiansachen neben den schalenförmigen Messern Klingen, welche die Gestalt unserer zweischneidigen Metallklingen haben, d. h. Klingen von der Form des Weidenblatts. Diese sind durch kurze,

gelinde Schläge sorgfältig bearbeitet und in der Regel ohne Schleifung. Die Schneide ist daher nicht, wie bei unsern Messern, glatt, sondern schartig und zum Theil sägeartig. Diese Klingen wurden theils in einen hölzernen Stiel gefaßt, wie die Metallklingen, theils findet sich an denselben als Fortsetzung der Klinge eine besondere Handhabe.

Es ist nun interessant zu beobachten, wie der Mensch, wenn er einmal ins Bearbeiten eines Stoffs gekommen, nicht müde wird, denselben möglichst mannichfaltig für seine Zwecke zu gestalten. So finden wir, daß die einfache steinerne Messerklinge bald länger, bald kürzer gehalten ist, bald breitet die eine Seite sich halbmondförmig aus und erinnert an die Schneidemesser unserer Beutler und Lederarbeiter, bald wird das Messer lang, sodaß man dasselbe wohl einen Dolch nennen kann, dann schwindet es bis zur Kürze eines Zolls zusammen, wird an dem kurzen knaufartigen Griff breit und wurde, auf einem hölzernen Schafte befestigt, zur Pfeilspitze. Dann finden sich auch Verzierungen ein. Die eigentliche mannichfache Formenentwickelung tritt aber doch erst dann ein, nachdem ein bildsamerer Stoff für das Werkzeug in Gebrauch kommt. Der Feuerstein ist und bleibt doch eine etwas widerspänstige Masse.

Sie wissen, daß das Kupfer dasjenige Metall ist, welches die Vorsehung in großer Menge gediegen über die Erdoberfläche verbreitet hat, daß es aber dadurch dem Menschen eben bei weitem leichter zugänglich war als das Eisen, was vielleicht in noch größerer Masse auftritt, aber fast nur vererzt, d. h. an Gestein oder Erde gebunden, vorhanden ist. Dazu kommt, daß zur Schmelzung des Kupfers bei weitem weniger Glut gehört als zu der des Eisens. Die ältesten Werkzeuge aus Kupfer sind Nachbildungen der steinernen, wie ich Sie bereits mehrmals auf die kleine metallene Pfeilspitze meiner Sammlung aufmerksam gemacht habe, welche genau die Gestalt der ältern steinernen hat. So sind denn auch die ältesten metallenen Messer den steinernen nachgebildet, sie sind zweischneidig, Griff und Klinge aus einem Stück. Indessen kommen unter den ältesten Messern auch einschneidige vor, dergleichen unter den steinernen niemals erscheinen. Kupferne Klingen sind uns übrigens unter den Alterthümern nur bruchstückweise erschienen. Desto häufiger sind die ehernen, die bekanntlich aus einer Mischung von neun bis zwölf Theilen Kupfer mit einem Theile Zinn bestehen, die jedem Roste trotzen, vielmehr denselben zu Herstellung einer malachitgrünen schönen Oberfläche verwenden, welche man mit Recht als eine kostbare Zierde dieser Gegenstände betrachtet.

Die Bronze war ein kostbares Material, das man nur für die wichtigsten und unentbehrlichsten Gegenstände anwendete, d. h. zu Aexten, zu Waffen, wie Spießen, Dolchen und Schwertern. Dann zu Luxusgegenständen, wie Arm- und Halsringen, Nadeln, Kronen, Zeichen der fürstlichen Würde. Bronzemesser sind minder häufig, wie die genannten Gegenstände, am häufigsten noch die Rasirmesser, die vielleicht noch richtiger als Lederschneidemesser zu bezeichnen sind, welche die Frauen neben ihren Ahlen, Nadeln und Pincetten am Gürtel trugen.

Die Glanzperiode des Messers beginnt mit dem allgemeinern Gebrauche des Eisens. Von da an entfaltet es einen Reichthum an Formen, dessen nähere Betrachtung im höchsten Grade ergötzlich und belehrend ist. Der Jäger, der Hirt, der Landbauer, der Gärtner, der Handarbeiter, der Kriegsmann, der Bergmann, der Schiffer, die Hausfrau, der Schreiber, wie der Bildschnitzer, der Buchbinder, der Riemer, Sattler, Matrose, ein jeder modelte an der uranfänglichen Blattform des Messers so lange herum, bis er ein Werkzeug aus derselben gemacht hatte, das seinen Zwecken vollkommen entsprach. Das Messer ward so der Ahnherr des Dolches, des Schwertes, des Säbels, der Sichel, der Sense, der Säge, der Schere und das Alles, bevor es mit der Gabel vermählt war — denn alle diese Werkzeuge waren vorhanden, bevor an die Gabel, nämlich an die Speisegabel, gedacht wurde.

Wir theilen die Messermasse in zwei Hälften und zwar in die zwei- und die einschneidigen.

Die erstern, die zweischneidigen, sind die uranfänglichen; denn so sind die Messer aus Bambusrinde, aus Stein und aus Bronze. An diese uralte Form erinnern zunächst die Messer der südafrikanischen Hirtenvölker, namentlich die der Betjuanen. Sie bestehen aus anderthalb Zoll breiten, sechs bis sieben Zoll langen, ziemlich dünnen Klingen, welche oben, d. h. an dem der Spitze entgegenstehenden Ende, in einen Dorn auslaufen, an welchem der aus Holz oder Horn geschnitzte, vier Zoll lange Griff aufgesteckt ist. Als Scheide dienen zwei Holzschalen, die an zwei Stellen mit Lederriemen verbunden sind; die obere Seite dieser Scheide ist mit jenen Ornamenten versehen, die ihren afrikanischen Ursprung nicht verleugnen können, selbst wenn der Künstler anstatt des Holzes Elfenbein genommen und eine langgestreckte Giraffe darauf angebracht hat.

Dieses zweischneidige Messer ist der Vater des Dolches, der Lanzen- und Pfeilspitze und des Degens.

Das Messer, mit einer Schneide und dem derselben entgegengesetzten Grat oder Rücken, ist jedoch zu mannichfacher Form gediehen. Wir lassen hier abermals eine Theilung stattfinden und betrachten zunächst das einschneidige Messer mit festem und dann das mit beweglichem Griff oder das Einlegemesser.

Das einschneidige Messer mit festem Griff finden wir durch ganz Europa und Asien, als täglichen Gefährten des Menschen und eben deshalb meist mit einer Scheide versehen. Der deutsche Waidmann hat dasselbe als Nickfänger neben seinem eigentlichen Hirschfänger, oder Couteau de chasse, ja der letztere gibt sich meist als eine Nachbildung des kleinern Gefährten kund, indem an beiden Griffe und Klingen gleichen Stoff, gleiche Gestalt haben. Auch der Chinese hat das solide Messer, der Griff ist von Elfenbein oder Narval, die Klinge tief gerieft und mit abgeküppter, doch gerundeter Spitze. Es steckt in einem Gehäuse von schön schildkrotartig lackirtem Bambus und neben demselben sind Eßstäbchen und Dessertmesserchen aus Bein oder Zahn. Der Orientale führt gerade, einschneidige Messer, deren Klingen aus dem allerfeinsten, wellenartig schimmernden Damast gefertigt werden. Den Stiel bildet schwarzes Horn, da, wo die Klinge darin sitzt, ist eine goldene Zwinge. Den Stiel krönt ein Knauf von Koralle oder Carneol. Das Messer steckt in einer mit Messingdraht vernähten schwarzen Lederscheide. Das Ganze trägt den würdevollen, wahren Charakter seines Besitzers. Es steckt einsam, selbstgenügsam, ohne Gefährten im Gürtel des Herrn.

Ganz eigenthümlicher Form ist ein Messer, dessen Heimat die östliche Küste des Adriatischen Meeres ist. Ich möchte es ein Messer mit Taille nennen, denn da, wo die zollbreite Klinge im Hefte sitzt, hat das Ganze nur zwei Linien Durchmesser. Die Klinge ist übrigens sieben Zoll lang und das Heft besteht aus schwarzem Horn und Perlmutter zierlich mit Messing beschlagen, auf welchem kleine Malachite sitzen. Zu diesem Messer gehört eine zweizinkige, ebenso gefaßte Gabel, die zwei Zoll kürzer ist als das Messer. Beide ruhen in einer Doppelscheide von schwarzem, zierlich gemustertem Leder, auf welcher die Jahrzahl 1692 deutlich aufgepreßt ist. In ähnlicher Weise führen die süddeutschen Landleute Bestecke von Messer und Gabel bei sich, zu welchen als Dritter im Bunde ein gleich ersterm mit einem Heft versehener Wetzstahl kommt.

Desto einsamer steht das kurze Messer da, welches der sächsische Bergmann, der Gänghäuer, in einfacher Lederscheide bei sich führt. Die zollbreite Klinge ist nur drei Zoll lang, der Griff aus Knochen in Messing gefaßt und oben mit zwei schwarzen Streifen verziert. Der Vorgesetzte des Gänghäuers, der Steiger, führt zwei solche reicher verzierte Messer, deren Eigenname Tscherper ist.

Betrachten wir nun die geraden Messer, so finden wir eigenthümliche und einem be-

sondern Zweck dienende. Beim Fleischer, womit derselbe Kälber, Schöpse und Schweine abkehlt, dann in der Küche die Cotelett- und Wursthackemesser, auf der Tafel die Tranchirmesser, Speise- und Dessertmesser, wie auch besondere Butter-, Käse-, Kuchenmesser. Welche Mannichfaltigkeit herrscht nun aber unter diesen in Bezug auf die Gestalt der Klinge, die bald kurz, bald lang, bald stumpf, bald spitz, bald gerade, bald gekrümmt erscheint, je nachdem die Mode die Gestalt anordnet! Und nun die Griffe, die aus Horn, Schildpatt, Perlmutter, Holz, Elfenbein, Knochen, aus Metall, gebranntem Thon, Porzellan, Stein u. a. Stoffen in den mannichfachsten Formen gefertigt werden! Dazu kommen nun noch die Behälter, worin diese Messer nebst den dazu gehörigen Gabeln dutzendweise aufbewahrt werden. Wollten wir vollends uns darauf einlassen, die von den Jägern, Hirten, Landleuten und Handwerkern sich besonders für ihre Zwecke zurechtgemachten Messer einzeln zu beschreiben, so würde unsere Correspondenz den Umfang der „Lettres édifiantes" erhalten.

Ich wende mich daher sofort zu den einschneidigen Einlegemessern, d. h. zu denen, welche der Mensch zu allgemeinerm oder besonderm Gebrauche stets mit sich führt und deren Stiel die Scheide für die Schneide der Klinge bildet. Durch diese Vorrichtung wird das Instrument kürzer und nimmt somit weniger Raum ein. Auch in diesen Messern herrscht, je nach ihrer Herkunft und dem Zwecke ihrer Inhaber, eine große Mannichfaltigkeit. Das allgemein dienliche, sogenannte Brotmesser hat vier bis fünf Zoll Länge, wenn es zusammengeschlagen ist, und im romanisch-germanischen Europa einen platten Stiel oder Griff aus Holz, Horn, Knochen; in Spanien ist er oft aus Perlmutter und mit Silber beschlagen, ja es ist sogar der Rücken der ziemlich starken Klinge damit belegt. Diese Messer dienen indessen nicht blos zum Schneiden, sondern auch zum Werfen. — Die Einlegemesser der Slawen, namentlich der Slowaken, haben walzenförmige Griffe, die Klingen sind kürzer und breiter als die italienischen und spanischen.

Das Einlegemesser hat nun ebenfalls eine große Mannichfaltigkeit der Form angenommen; so führen die Matrosen dergleichen, deren Griff aus Gußeisen, deren Klinge, etwas gekrümmt und unten abgestutzt, fast wie das Rasirmesser sich darstellt. Die Oberäthiopier brauchen zur Ernte der Sennesblätter sichelförmige Einlegemesser mit gezahnter Schneide, die tiroler Weinbauer führen gleichermaßen sichelförmig gekrümmte Messer, die auch dem deutschen Gärtner nicht unbekannt sind. Die kleinsten Messer führen der Chirurg und Schreiber. Die Reisenden haben Messer erfunden, an deren Heft außer dem Brotmesser noch besondere Klingen für das Schneiden der Gänsekiele, dann aber auch Pfeifenräumer, Korkzieher, Feuerstahl, Scheren und dergleichen Nebenklingen angebracht sind. Ja man hat Messer, deren Griff noch eine Gabel festhält, wenn er in der Tasche ruht.

Diese große Mannichfaltigkeit der Messerformen wird uns bei dem hohen Alter und der allgemeinen Verbreitung des Werkzeugs nicht befremden. Die bei weitem jüngere Gabel beginnt ihren Lebenslauf mit zwei langen Zinken an einem kurzen Stiel, wie ich eine nebst Messer mit den Jahrzahlen 1692 und 1738 in meiner Sammlung bewahre. Die Klinge war bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts stets von Eisen. Seitdem machte man nun auch ganz silberne Gabeln mit drei kürzern Zinken, die sich bald bis zu vier vermehrten. Somit scheint der kurze Lebenslauf der Tischgabel abgeschlossen zu sein. Ihre Entwickelung ist, schon des geringern Umfangs ihrer Geschäfte wegen, bei weitem in engere Grenzen gebannt. Bei Tisch tritt sie fast nie ganz selbständig auf. Es gibt nur wenig Gerichte, zu denen nur die Gabel gereicht wird. Wol aber finden wir sie in eigenthümlicher Verbindung mit dem Löffel, wo beide Instrumente als eine Art Schere erscheinen und zwar aus Horn oder Holz geschnitzt.

Selbständig tritt die Gabel nur außerhalb des Speisezimmers auf, als — Ofengabel, auf dem Felde und in der Scheune, als — Heugabel und dann auf dem Vieh-

hofe als — doch Vergebung für meine detaillirte Schilderung. Die Ofengabel beginnt zu veralten; an ihr haftet ohnehin etwas Unheimliches, da sie nebst dem Ruthenbesen in der Walpurgisnacht zu sehr profanen Zwecken sich verwenden ließ.

Wollen Sie sich die kleinen Instrumente als Culturdenkmale gestalten, so denken Sie sich dieselben in der Menschenhand zu gewissen Zeiten, in gewissen Zonen geführt und weiter dazu die Umgebung, die Architektur, die Sitten, das öffentliche Leben und die gesammten Verhältnisse, unter denen diese Werkzeuge gehandhabt wurden!

Ich schließe, ehe der Faden der Geduld, den ich mit der Gabel angespießt, von irgend einem Messer gewaltsam durchschnitten wird.

Pfingsttage in Krakau.

Eine Reiseerinnerung.

„Gottes ist der Orient! Gottes ist der Occident!" Diese Worte des Dichters klangen unaufhörlich durch meine Seele, als ich in der Frühe des schönsten Pfingstmorgens durch Breslaus belebte, heitere Straßen und Plätze zum Bahnhof fuhr und bald in den blauen Morgen hinausrollte. Das glänzende Grün auf Feldern und Wäldern, das Vögelsingen und Glockenläuten, das man bei jedem Anhalten hörte, gaben der Fahrt durch diese einförmige Gegend Reiz. Zuweilen erschienen am Horizonte die böhmischen oder mährischen Berge; an zahllosen, freundlichen Städten mit hohen Dächern und alten spitzen Kirchthürmen brausten wir vorüber; in den einsamern Gegenden erhoben sich schwarzberauchte Fabrikgebäude mit ihren hohen Essen, denen heute kein Dampf entquoll. Die Mitreisenden wechselten fast bei jeder Station; denn Alle gingen, das Pfingstfest mit Verwandten und Freunden zu feiern und hier und dort in den kleinen Städten mancherlei Familienfreuden aufzusuchen und wenn ich mich in alle diese Stillleben hineindachte, schien mir mein Flug in die ferne fremde Welt hinaus ein ganz sonderbar unbegreifliches Unternehmen. Aber sie lag offen vor uns, so blau und glänzend und „vorwärts" rief die ganze Seele.

Nach dem myslowitzer Stationshause, das von östreichischen Offizieren und Douaniers wimmelte, hörte jede Schönheit der Gegend auf; es schien, als wolle Deutschland uns den Abschied leichter machen, denn eine Sandfläche mit Kieferwaldung begleitete uns auf der kurzen Strecke bis zum krakauer Gebiet. Da aber — wie durch einen Zauber veränderte sich die Scenerie. Im Sonnenglanze lag ein reizendes Land vor uns, geschmückt mit hohen und niedern reich bewaldeten Bergen, mit Feldern und Wiesen. Heerden weiden hier und dort; Gruppen von Landleuten lagern oder stehen am Wege, in die alten polnischen Farben gekleidet — die Röcke weiß, Schürze, Mütze roth; der Ausdruck der Gesichter ist lebhaft, klug, ganz anders als die ruhigen, gemüthlichen Physiognomieen unserer Bauern; alte Frauen mit lang wallendem weißen Haar, Kopf und Schulter vom grünen oder rothwollenen Mantel umhüllt, kauern wie Sibyllen am Wege. Blumengeschmückte Kreuze, Kapellen auf den Hügeln, hier und da ein Mönch, der langsam dahinwandelt, bringen die ganze Poesie katholischer Länder vors Auge; und die Juden, die in ihrem malerischen Costüme, den dunkeln Talaren und hohen Pelzmützen, überall in Masse stehen, versetzen uns gar in den Orient. Auch unter ihnen gibt's schöne ausdrucksvolle Gesichter und sehr komisch sehen die kleinen Judenknaben aus, die ganz dieselbe feierliche Tracht wie ihre Väter haben. Rechts auf einem waldigen Berge erschienen die Ruinen des Schlosses Trzezyn; links liegt eine große Besitzung der Gräfin Potozka mit umfangreichem Park, aus dessen Waldung sich Dorf, Schloß und eine von Schinkel erbaute Marmorkirche erheben. Bald fliegen wir aus den grünen Bergen heraus und vor uns liegt dann **Krakau** unerwartet, lieblich, wunderschön.

Könnte ich das Bild malen! Im Vordergrunde glänzende über hügeligen Boden gebreitete Wiesen mit malerisch verstreutem Gebüsch und kleinen Wäldern; links die Stadt, in deren Mitte sich hoch auf Felsen das alte Schloß und die Kathedrale erheben, unter denen die Spitzen zahlreicher Thürme in der Abendsonne glänzen; rechts der grüne Kosciuszkohügel mit seinem Kreuz und seiner Kapelle, zu dem die Erde aus allen Landen von verschiedenen Schlachtfeldern herbeigebracht wurde — ein poetisches, frisches, unvergängliches Monument, an dem nicht blos die Hände von Männern, auch die von Frauen gearbeitet haben. Der Wanda- und Krakushügel erheben sich auf den andern Seiten und alle Drei rufen noch vorm Eintritte in die alte Polenstadt die Geschichte des unglücklichen Volks vom Aufgang bis zum Niedergang lebhaft ins Gedächtniß. Im Hintergrunde erheben sich bewaldete Berge und hinter ihnen die blauen Gipfel der Karpathen.

Es war die Zeit der russischen Invasion Ungarns. Buntes Leben von russischen und polnischen Soldaten, von Reisenden und Juden empfängt uns in der eleganten Absteigehalle des Bahnhofs. Die Visitation wird von den polnischen Zollbeamten mit polnischer Artigkeit und polnischer Nonchalance ziemlich langsam abgemacht. Auf der Fahrt zum Hôtel macht die Stadt einen heitern, aber fremdartigen Eindruck. In den Alleen blühender alter Kastanienbäume auf den frischgrünen Wällen ziehen Scharen geschmückter Spaziergänger, unter denen die Bäuerinnen in bunten Röcken und Miedern mit rothen um den Kopf wie Turbane geschlungenen Tüchern, die Bauern in ihrer weiß und rothen Tracht, die langbärtigen Juden und die Jüdinnen mit ihren Goldhauben und vielen Ketten und Steinen sich besonders hervorheben; überall funkeln die durchmarschirenden militärischen Trachten, flimmern die russischen Helme; die einquartierten russischen Soldaten sitzen in Menge vor den Thüren, rauchend oder aus Töpfen ihre Abendsuppe essend, in sehr unscheinbarer Kleidung, lange, braune, grobe, wollene Röcke und kleine, runde Mützen auf dem ganz kurz geschnittenen Haar — ein ganz neuer Menschenschlag, der Ausdruck in den Gesichtern sonderbar abstechend von den lebhaften, feurigen, polnischen Physiognomieen. Vor andern Häusern kauern alte Zigeunerinnen mit rothen Tüchern auf dem schwarzen verworrenen Haar und ueben ihnen ihre braunen Kinder mit den brennenden Augen. Nur russische und polnische Laute kommen ans Ohr und ich schätze doppelt die liebe Gefährtin, die mir Beides verständlich macht. Das Hôtel ist voll russischer Offiziere und ihrer Dienerschaft; auf Treppen und Gängen sieht man malerische militärische Trachten, hört nur slawische Rede; alles Deutsche ist verschwunden; aber auch deutsche Ordnung und Reinlichkeit, von der dies Hôtel keine Spur zeigt. Nach kurzer Ruhe gehen wir, uns umzusehen. Keine Stadt, Prag vielleicht ausgenommen, ließ mich im ersten Augenblicke so voll den ganzen eigenthümlichen Charakter erfassen. Mich erinnerte Alles an Bilder von Venedig, wie ja venetianische Baumeister viele Bauwerke hier geschaffen haben. Alle Häuser sind von heller oder verblichener Farbe mit flachen Dächern und häufigem Sculpturschmucke, die ersten Etagen mit hohen, die zweiten mit ganz niedrigen Fenstern; die Straßen sind meist eng und krumm, die Plätze dicht von hohen Häusern umschlossen; an zahlreichen alten Kirchen (72 gibt es), Klöstern, öffentlichen Gebäuden gehen wir vorüber, alle in edlem ernsten Stil, alle erinnernd an Polens große Zeit. Daß sie seit lange dahin ist, davon sprechen viele Zeichen, die meisten jener Klöster und öffentlichen Gebäude sind leer und unbenutzt, verödet, schweigend stehen die Paläste mit staubigen Fenstern, Spinngeweb' an den Thüren, Gras wächst auf Straßen und Plätzen; und nun kommt zum wehmüthigen Gefühle dieser vergangenen Größe das bewegte Leben des Tags, die Aufgeregtheit, die die Zeitereignisse und Truppenansammlungen in die Stadt gebracht haben. Es ist eine herbe Dissonanz; sie löste sich in Wehmuth, als wir den Felsen zum alten Schlosse emporstiegen und über das stille Weichselthal blickend, die Sonne feierlich hinter dem Kosciuszkohügel hinabsinken sahen. Oede und stumm ist's vor der Burg, wo

einſt Polens Könige reſidirten; nur die Mündungen der Kanonen, die vorn an der Bruſtwehr ſtehen und die weißen Röcke der Wachen, die vor ihnen hin und her gehen, ſchimmern durch die Dämmerung. Wir treten in die daneben liegende Kathedrale, ein herrliches gothiſches Bauwerk, in dem die Könige ihre Krone und ihr Grab empfingen. Im halbdunkeln Raume ergriffen mich die geheimnißvollen Schauer, die mir aus den Domkirchen in Prag, Nürnberg, Regensburg, Wien wohl in der Erinnerung ſind. Wie großartig erhaben ſind auch dieſe heiligen Räume! Auch hier redeten die Steine; auch dieſe hohen Säulenhallen und dunkeln Wölbungen hatten eine Sprache und doch wieder eine andere als hier und dort. Als ich vor ſechs Jahren am Pfingſtmorgen im regensburger Dome ſtand, ſchien es mir, als hört' ich Jubelhymnen in der heitern, hohen, ſonnenbeglänzten Halle; aber an dieſem Pfingſtabend in der krakauer Kathedrale zwiſchen den Grabmonumenten der alten Könige und den dunklen Säulen glaubte ich Trauerpſalmen langſam und feierlich emporwallen zu hören. Wegen der einbrechenden Dämmerung konnten wir leider nur wenig von den Kunſtwerken und der Pracht der Monumente und Altäre ſehen. Tagelang hätte man hier ſtehen und betrachten mögen und ſich ganz umfaſſen laſſen von dem Zauber der großen Vergangenheit, der dieſe Räume erfüllt. Die Grabgewölbe der polniſchen Könige und Helden reihen ſich zu beiden Seiten der zwei Kirchenhallen aneinander; zahlloſe ritterliche oder gekrönte Geſtalten aus Marmor und Erz, Wappen, Waffen, Schilder und Inſchriften ſchimmerten aus der nun Alles umſchleiernden Abenddämmerung hervor, wie aus dem Nebel der Vergangenheit und riefen wehmüthig ihre glorreichſten Tage zurück. Wir ſahen mit Rührung Kosciuszko's Monument, bewunderten die edle männliche Schönheit der Statue Poniatowski's von Thorwaldſen und die zarte Anmuth einer liegenden Frauengeſtalt von Canova in einer der vielen Seitenkapellen der polniſchen Großen. Eine rührende Epiſode aus einem Frauenleben ruft der ſchwarze Flor um das Crucifix auf einem der Altäre zurück; es trägt dieſen Schleier, ſeitdem es Königin Hedwiga's Hand damit umhüllte am Tage, wo ſie ihre erſte einzige Liebe ihrem Glauben opferte und dem heidniſchen lithauer Fürſten Jagello ihre Hand gab als Preis für ſeine und ſeines Volks Bekehrung zum Chriſtenthum. In der Mitte der Kirche ſahen wir unter prächtiger gothiſcher Ueberwölbung das Grab des heiligen Stanislaus in Silberglanz leuchtend; in der Vorhalle beim Ausgange hängen Gobelins mit Schlachtbildern zum Andenken Sobieski's. Als wir die Kirche verließen, waren ſchon Sterne am Himmel; wir gingen hinab, kamen zur kleinen St.-Adalbertkirche, welche von Bäumen umgeben iſt, die, ſagt man, die Reſte des Waldes ſind, in welchem der heilige Adalbert die erſte chriſtliche Kapelle gründete, dann durch die dunkeln Straßen zur Gräfin W., wo wir, von polniſcher Liebenswürdigkeit und Gaſtfreundſchaft empfangen, den Abend heiter beſchloſſen.

Auch der zweite Pfingſttag in Krakau weckte uns mit hellem Sonnenglanz. Die Straßen waren noch belebter als am Abend durch geputzte Bürger, Bauern und ruſſiſche Soldaten in funkelndem Waffenſchmuck, die zu Pferde mit Fahnen und Feldzeichen die Straßen hinauszogen, — Alles in Bewegung geſetzt durch die heutige große Revue der hier verſammelten ruſſiſchen Truppen. Wir ſahen ſie bei der Gräfin W., die am Hauptplatze der Stadt wohnt. Es war ein intereſſantes Schauſpiel; man hätte tauſend Augen haben mögen, um Alles auf einmal zu ſehen. Die kräftigen, hochgewachſenen Leute, Alle ſo gleich und feſt und unbeweglich auf ihren Roſſen ſitzend, die eigenthümlichen Phyſiognomieen, der ſchmucke, ſorgfältige Anzug, die funkelnden Helme, die ſchönen Pferde, die in jedem Regiment alle von gleicher Farbe und Größe ſind, die wehenden Fahnen mit dem ſtolzen Doppeladler, unter ihnen einige zerriſſene, aus Schlachten heimgebrachte; die glänzenden Uniformen der Offiziere, welche, den General Rüdiger an der Spitze, die Reihen entlang ſprengten. Auf Ruſſiſch rief dieſer: „Wie geht es euch?" und donnernd antwortete der tauſendſtimmige Ruf: „Gut, geſund, Excellenz!" Das klang aber nicht ſo

traulich wie es gemeint war, sondern furchtbar kriegerisch und wahrhaft erschreckend. Besonders interessirte mich ein Regiment Tscherkessen, die mit ihren edeln Gesichtern, ihren Helmen, Panzern und Speeren an älteste Zeiten erinnerten. Einen schönen Rahmen für das glänzende Schauspiel bildeten die alterthümlichen Häuser am Platz, die schöne Marienkirche und gegenüber das Kaufhaus, ein altes großes Gebäude im Stile des venetianischen Dogenpalastes. Die Fenster der Häuser aber waren meist geschlossen und nicht, wie in andern Städten bei solcher Gelegenheit, geschmückt mit schönen, theilnehmenden Zuschauerinnen. Die schmerzliche politische Dissonanz war wohlvernehmbar. Noch hörten wir die große Messe in der alten gothischen Marienkirche, deren hochgewölbter herrlicher Raum, mit Glasmalereien, Monumenten, Bildern geschmückt, von Weihrauch- und Blumenduft durchströmt, von Orgelklang durchtönt und von einer andächtigen knieenden Menge erfüllt, den erhabensten, feierlichsten Eindruck machte. Bald nach Mittag fuhren wir durch die mit Juden und Zigeunern gefüllten Vorstädte endlich in die weite grüne Gegend hinaus, erfrischt von der reinen östlichen Luft, die uns entgegenströmte, erfreut vom Blick über das reichbebaute Land bis zu nahen Waldhöhen oder fernen blauen Bergen. Landleute in Festkleidern und mancherlei Fuhrwerke belebten die Straße, welche von hier bis Brody breit, trefflich gehalten und auf beiden Seiten mit Linden, Pappeln und Birken besetzt ist. Die originellsten Begegnungen waren zahlreiche Züge russischer Telegas, mit Proviant, Heu und Stroh für das nach Ungarn ziehende Heer beladen. Auf den Säcken und Bündeln lagen die Russen ausgestreckt, höchst fremdartige Gestalten, lauter Tataren- und Kalmückengesichter. Es war ein Bild wie der Völkerwanderung. Auch Heerden, zur Versorgung der Armee mitgeführt, weideten wandernd auf den Bergabhängen und fraßen das Gras der galizischen Bauern, die überall mit Schrecken von den „Moscali" sprachen. Von den stillern und sanftern Eindrücken, die Galizien bot, berichten wir einmal in einer nächsten Mittheilung.

Anregungen.

Shakspeare's Ansichten über Wien.

Man sollte einmal aus Shakspeare's Werken alle geographischen Anschauungen des Dichters zusammenstellen. Sie würden freilich mit Stein und Cannabich in lebhaftestem Widerspruche stehen. Dennoch gereicht es Shakspeare's Thatsachensinn zur Ehre, daß er bei aller Unrichtigkeit seiner geographischen Voraussetzungen doch oft ganz sicher den Charakter mancher Völker und die moralischen Bedingungen gewisser Gegenden trifft. So in seiner Tragikomödie: „Maß für Maß", vom Leben und Treiben Wiens.

Die diesem seltsamen, in Deutschland unaufgeführten und auch unaufführbaren Drama zum Grunde liegende Novelle eines Italieners spielt schon in Oestreich, in Innsbruck. Shakspeare aber verlegte seinen Schauplatz geradezu nach Wien und ging dabei von der Vorstellung einer großen, lebensfrohen, wilden und in vieler Hinsicht mit Sodom und Gomorrha sehr ähnlichen Stadt aus. Das braut und dampft ihm in Wien von Sünde, ja der Beherrscher Wiens muß selber sagen:

Mein Regiment
Ließ Vieles mich erleben hier in Wien:
Ich sah, wie hier Verderbniß dampft und siedet
Und überschäumt! Verboten jede Sünde
Und Sünde doch beschützt — Gesetze sind
Hier Warnungstafeln wie in Badestuben,
Wo das Verpönte doch aus Spott geschieht.

Um die Vorstellung Shakspeare's von Wien noch deutlicher anzugeben, brauchen wir weiter nichts zu sagen, als daß wir kein treffenderes Gelegenheits- und Oppositionsstück anzugeben wüßten, das man zur Zeit der bekannten Sittlichkeitsgesetze Maria Theresia's hätte schreiben können, als „Maß für Maß". Verboten ist darin alle Ungebührlichkeit und doch kann sie nicht mehr gehemmt werden. Bürgerschaft, Adel, Kirche, Alles ist in den wilden Strudel der Sitten hineingezogen. Der Staatskanzler selbst, den der Regent eine Zeit lang statt seiner regieren läßt und der, erzogen in mönchischen Sitten und grübelnden Studien, sich vornimmt, die Gesetze wieder in Kraft zu bringen und blutige Todesurtheile auf die Vergehen der schwachen Menschennatur setzt, verfällt durch den An-

blick der ſchönen Nonne Iſabella doch ſelbſt in die Sünden, die er ausrotten will. Die gemüthliche Toleranz des liebenswürdigen Regenten, eines Vorbilds Joſeph's II., muß die daraus entſtehenden Wirren wieder in Schick und den Staat in ſeine rechte Ordnung bringen.

„Maß für Maß" iſt übrigens eins jener herben und leichtfertigen Shakſpeare'ſchen Stücke, die uns immer zwei Dinge erklärt haben: einmal den tiefen Unmuth und Ueberdruß am ganzen Daſein, der zuletzt den großen Dichter überfiel, und zweitens — die faſt unglaubliche Verſchiedenheit der acht bis neun Bruſtbilder, die wir von ihm beſitzen. Die obere Partie des Kopfs, die bekannten haarentblößten Schläfe (nach Carus' „Symbolik" Kennzeichen bedeutender Denkkraft), ſind faſt überall dieſelben; die untern Partieen aber wechſeln in einem Grade, daß man entweder die Echtheit dieſer Bilder beſtreiten oder annehmen muß, Shakſpeare, ein Dichter, ein Schauſpieler, ein Theaterdirector, ein Freund der Geſellſchaft, auch des Weins und der Frauen, ließ die Strudel des Lebens auf ſeine Stimmungen wirken, wie ſie ihn eben fortriſſen. Denn von einer faſt mädchenhaften, ſchüchternen Beſcheidenheit der Phyſiognomie ſteigert ſich ſein Bild durch eine Menge bald ernſter, bald heiterer Wandelungen allmälig hindurch bis zur grellſten Bizarrerie des Ausdrucks, ja einer faſt übermüthigen und trotzigen Sinnlichkeit, wo der Poet ganz verlorengegangen ſcheint (man ſehe nur das ſogenannte Perlen-Medaillon), bis zuletzt in der wahrſcheinlich nach der Todtenmaske gefertigten Marmorbüſte die Züge den Ausdruck der wehmüthigſten, ernſteſten, von Krankheit bekümmerten Entſagung einer väterlichen Milde annehmen und an jene rührenden Anſpielungen Proſperos' im „Sturm" erinnern, mit denen Shakſpeare bekanntlich ſeine dramatiſche Laufbahn ſchloß und wo es bald heißt: „Hin ſind meine Zaubereien! Was von Kraft mir bleibt, iſt mein, und das iſt wenig" — bald: „Zum Zaubern fehlt mir jetzt die Kunſt; Verzweiflung iſt mein Lebensend', wenn nicht Gebet mir Hülfe bringt" — bald: „Dann zieh' ich in mein Mailand (Stratford), wo mein dritter Gedanke ſoll das Grab ſein" — bald zu Ariel, ſeinem Genius gleichſam, ihm Abſchied gebend, ſpricht: „In die Elemente! Sei frei! Und lebe wohl!"

Aus jener Zeit nun, wo die trotzigen und lebensübermüthigen Züge des Dichters ſich herſchreiben, rührt „Maß für Maß". Es liegt in dieſem Werke etwas entſchieden Abſtoßendes. So würdig und wohlthuend auch der eigentliche Förderer der Fabel, der gute Herzog, mit ſeinem Joſephiniſchen Geiſte die Rolle des Mönchs durchführt, ſo läßt doch alles Andere, ſelbſt Iſabellen's heroiſche Tugend, kalt und die Schilderung der wiener Zügelloſigkeit iſt geradezu widerwärtig. Der Dichter zeigt ſich darin in einer Weiſe vertraut mit allen Vorkommniſſen der Unſittе, daß Diejenigen, die ſchon in Juliens Amme ſich nicht finden können, über den Dichter hier vollends erſchrecken und vor ihm fliehen werden. Dazu kommt die didaktiſche Abſichtlichkeit der Erfindung. Die Perſonen ſind keine Menſchen, ſondern Begriffe. Jedem iſt eine Rolle zugetheilt, nur um eine dialektiſche Vorausſetzung zu beweiſen. Angelo, der ſittenſtrenge und doch heimlich ſündigende Staatskanzler, bleibt hinter ähnlichen Charakteren, die der Dichter in andern Dramen zeichnete, weit zurück; er hat alle Anlage, ein Tartuffe der tiefſten und dämoniſchſten Art zu werden, ein Claude Frollo im großen Stil, den Victor Hugo in Notre-Dame de Paris philoſophiſch nicht bemeiſtern konnte; aber außer der einzigen Anfangsſcene mit Iſabella ſinkt er ganz zu einer novelliſtiſchen Figur herab, die nur auftritt, wenn die Anekdote ihrer wieder bedarf. Man begreift nicht, wie der Dichter des „Othello", des „Hamlet", des „König Lear" eine ſo froſtige Arbeit liefern konnte, es ſei denn, daß Shakſpeare in der Lage war, zuweilen à tout prix ſeinen Komikern Beſchäftigung bieten zu müſſen und dieſe, nach einer vor acht Jahren von uns ausführlicher vorgelegten und durch engliſche Verſicherungen unterſtützten Anſicht, ſich auch in ſeinen Stücken meiſt ihre Rollen ſelber ſchrieben.

Ganz ſpeciell Wieneriſches findet ſich in „Maß für Maß" nicht. Auffallend iſt, daß auch nicht ein einziger Name des Perſonals deutſchen Klanges iſt. Dafür ſpukt Ungarn. Ein im Verlauf der Handlung erwähnter Seeräuber und Mörder heißt Ragozy.

Eine künſtliche Revolution.

In der Geſchichte der Staaten gibt es deren genug. In der Geſchichte der Moden bereitet ſich eine künſtliche Revolution in Paris vor. Die Kaiſerherrſchaft will den Frack verdrängen, eine Unternehmung, die an ſich löblich wäre, wenn man zu den Moden des Mittelalters griffe. Ludwig Napoleon beſteht aber die Einführung des geſtickten Leibrocks ohne Kragen, des Claque und der weißen, enganliegenden Beinkleider, die Tracht der ehemaligen kaiſerlichen Kammerherren und, wenn man will, die Hoftracht aller Länder. Nicht nur am Hofe, ſondern ſogar in der Geſellſchaft erſcheinen jetzt in Paris die Männer ſtets in dieſem Aufzuge und der Frack wird ſogar für eine oppoſitionelle Demonſtration gehalten. Man muß geſtehen, daß in dieſer livréeartigen Bekleidung eine nicht ge-

ringe Bindekraft an die Interessen einer neuen Dynastie, die vor allen Dingen Respect verlangt, liegt. Doch zweifeln wir, daß die Mode Nachahmung findet; ebenso wie der Silber- und Goldpuderstaub jetzt auf den Köpfen der Damen von Paris schwerlich viel Verbreitung finden wird. Für die ruhigen und ernsten Beobachter der Zeit, deren es in Frankreich Tausende gibt, wenn sie auch unter den sieben Millionen Stimmen nicht zu fehlen wagten, sind diese künstlichen Neuerungen nur vereinzelte Erscheinungen jenes allgemeinen abenteuerlichen Charakters, der den ganzen gegenwärtigen Zuständen Frankreichs aufgedrückt ist. Nichts verletzt das sittliche Gefühl mehr als die üppige Herrschaft der Rouerie und wir glauben, daß in diesem Worte für das ganze gegenwärtige Frankreich die Ferse des Achilles liegt.

Mozart's „Don Juan".

Schon mehrfach sprachen wir uns in diesen Blättern über R. Wagner'sche musikalische Praxis und musikalische Theorie nicht mit ganzer Uebereinstimmung aus.

Indessen mußten wir ihm in seiner Polemik gegen die übliche Operntondichtungsweise Recht geben, als wir neulich wieder „Don Juan" mit Recitativen hörten. Es gilt bekanntlich für einen großen Fortschritt unsers Opernrepertoire, daß man aus „Don Juan" den alten, oft albernen, wenigstens nicht immer würdigen Dialog verbannt hat und dafür die berühmtesten aller Musikstücke durch Recitative verband. Wenn aber irgend etwas dem Wagner'schen Satze, daß Arie und Dialog in der Oper eins sein müßten, Vorschub leistet, so sind es diese klaffenden Gegensätze zwischen einem halbgesprochenen, halbgesungenen Dialog und den darauf folgenden, wie aus einer völlig andern Welt herkommenden Musikstücken. Eben ein Parlando, dessen Ideengang dem nächstfolgenden Musikstücke doch vorarbeitet und dann Parlando und Arie in ihren Motiven und Harmonieen so getrennt, wie wenn man in einem Gemälde von blendenden Oelfarben plötzlich ganze Partieen nur mit schwarzer Kreide ausführen wollte.

Wir glauben, daß man besser thäte, den alten gesprochenen Dialog, wenn nur einmal etwas umgeschrieben und von den alten stereotypen Geschmacklosigkeiten gereinigt, wiederherzustellen. Der Genuß an dem eigentlichen musikalischen Inhalte ist so auch ohne Zweifel ein viel größerer.

Erziehung der Geistesarmen.

Die kräftig aufstrebende Entwickelung des jugendlichen Geistes früh schon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, ist die Aufgabe jedes Erziehers, der seinen Beruf zu wahren weiß.

Aber nur da, wo die Bürgschaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilslosen Entwickelung geboten sind, nur da, wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit der reinen Geisteslüfte die Schwingen auszubreiten und zu üben lernt, ist die Religion und in besonderer Gestalt das Christenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menschlichen Daseins bekanntgemacht werden muß.

Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einflusses der Religion oder wenigstens des positiven Glaubens da, wo den Geist und das Herz eine trübe Dämmerung umgibt. Treten wir in eine Anstalt, wo Verbrecherkinder oder Cretinen oder Blödsinnige erzogen werden und vernehmen wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist. Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regle nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen blödsinnigen Kinde soll vor allen Dingen der Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung, wie diese, unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zusprüche dulden wollte, die sich auf den Tod beziehen.

Schlaf und Tod.

Naht sich der Schlaf auf weichen Schwingen,
So denk' entschlummernd, jetzt entgegen
Gingst du, erwachend nie, den bessern Dingen.
Es ist ein Abendsegen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 23.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine Novelle aus Centralamerika.

Von Jegor von Sivers in Berlin.

Erstes Capitel.

Die Indianerin.

Ein Stillleben der Wildniß... Wo der Montaguafluß seine röthlichen Wogen aus dem Innern Guatemalas in die Küstenniederung wälzt, welche ein undurchdringlicher Urwald von dem Golfo Dulce und der Bai von Santo-Tomas bis an die Küste der Republik Honduras überschattet, steuert ein leichtes Boot, von einem Indianer geführt, gegen die heftige Strömung zum östlichen Ufer hinüber. Der Ruderer, der sorgfältig die senkrechte Felswand emporgespäht hat, beschleunigt plötzlich den Lauf seines Kahns gegen einen Landungsplatz, dem zwei braune Kinder, die den Steg zum Flusse herabgekommen, sich nähern. „Sieh da", ruft der Knabe dem jüngern fünfjährigen Mädchen zu, „das ist der Vater, der wiederkehrt! Er hat die Hühner und Eier verkauft und bringt aus der Stadt weißen Kattun zum Hemde für die Mutter, bringt Blei und Pulver zur Flinte; ich werd' ihn begleiten, wenn er auf die Jagd auszieht!" Und die kleine Schwester jubelt dem Kommenden schon entgegen: „Vater! Vater!" — „Ach, es ist der Vater nicht!" bemerkt der Knabe, als das Boot sich genähert. Die Schwester sieht es voll Trauer. „Erkennst du den Mann, der mit Papageien und rothen Araras immer stromabwärts fährt? Es ist ein braver Mann und die Aeltern haben ihn gern. Wir wollen näher gehen!"

Der Kahn stößt ans Land. „Ein guter Tag, Kinder, heute!" ruft der Indianer herüber. „Seht da, bunter Papagei! Ich bring' ihn euch! Tritt näher! Komm, komm!" winkt er dem Knaben zu. Der Knabe kommt schon. Der Papageienhändler sagt: „Laß die Hand der Schwester nicht fahren! Dolores fiele, wenn du sie nicht hältst. Steil ist's! Sieh den Vogel!" Jauchzend hüpfen die Geschwister heran. „Der schöne Vogel! — Grün und gelb und roth! — Spricht er auch? Was spricht er? Er soll sprechen! Ja?" So fragen die Kinder eins um das andere und der Knabe steigt in das Fahrzeug und läßt noch die Schwester am Ufer sich so lange gedulden. Dolores streckt aber

schon freudestrahlend die kleinen Arme auch nach den Papageien aus und gefällig, schmeichelnd, liebkosend hebt sie der Indianer ins Boot.

Im selben Augenblicke löst sich das Boot vom Ufer und fährt in die Strömung zurück. „Das Wasser trägt uns ja fort!“ ruft der Knabe aufspringend, um nach einem der vom Ufer herabhängenden Zweige, welche über die Köpfe dahinhuschten, zu greifen. Mit gerunzelter Stirn herrscht ihm der braune Mann Stillschweigen zu. Drohend hebt er das Messer aus dem Gürtel. Das Boot schwankt. Der Knabe stürzt ins Wasser. Ein scharfer Hieb, der ihm nachsaust, streift das Bein. Hastig schwimmt der Verwundete dem schon entfernten Ufer zu. Seine Kräfte nehmen ab. Schon glaubt das Kind eine von der Uferbewaldung in das Wasser herabtauchende Liane zu ergreifen, da fällt ein Schuß. . . Der Strom führt den Getroffenen mit sich hinunter die schweigenden Wellen. Das Angstgeschrei der Schwester erstickt der Mörder, zwängt die kleine Dolores zwischen seinen Knieen zur Ruhe, ergreift das Ruder und verschwindet, vom reißenden Strome begünstigt.

Während sich im stillen Frieden der Natur diese furchtbare Scene ereignete, war die Mutter der beiden Kinder auf der Höhe des Ufers im Schatten ihres Palmendachs am eisernen Kochtopfe, in welchem Bananen für das Frühstück im Wasser brodelten, beschäftigt. Sie lüftete die dem Geschirr als Deckel dienenden grünen Pisangblätter, um mit einem Stäbchen die Weiche der Früchte zu untersuchen, als plötzlich Ruf und Flintenknall an ihr Ohr schlugen. In einem Nu stand sie am Uferrande und gewahrte, mit Angst umherspähend, die aufsteigende Rauchwolke, ja sogar das fliehende Boot und näher zum Ufer, mit dem Wasser hinuntertreibend, einen unkenntlichen dunkeln Gegenstand. Von Zeit zu Zeit tönte ein gepreßter Angstschrei durch das Rauschen des Montagua von der Seite des flüchtigen Kahns herüber. Die Indianerin glaubte die Stimme ihrer kleinen Dolores zu vernehmen, aber sie konnte das Kind nicht gewahren. Nur ein einzelner Mann saß für sie rudernd im Boote. Sie bebte zusammen. Der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt, obgleich sie von dem Geschehenen nichts verstehen konnte. Aber bang, unendlich bang war ihr's. Sie rief die Namen ihrer Kinder. Keine Antwort. Sie lief am Abhange hin und wieder, spähend, rufend, lauschend. Alles still. Sie schrie, sie jammerte — Wie fühlte sie sich hülflos in der Noth! Der Gatte fern, der einzige Retter, auf den sie hätte hoffen dürfen! In steigender Angst eilt sie den Fußsteg zum Wasser hinunter. Auch hier gewahrte die Indianerin Niemand; doch ja — deutlich erkannte sie in den feuchten Lehmboden eingedrückt die rundlichen Fußtapfen ihrer kleinen Dolores und ihres Juan schlankere Fährte. Die Spuren führten — ans Wasser, keine wieder zurück — wer schildert ihr Entsetzen! „Meine Kinder!“ jammerte die Mutter und rang die Hände. „Meine Kinder, wo seid ihr?“ Nun gedachte sie des Angstgeschreis, des Schusses, des flüchtigen Bootes. Was war geschehen? Eine dumpfe Ahnung dämmerte im Busen der unglücklichen Frau. Ihre Lippen erblaßten, ihr gerötheres Auge füllte sich mit Thränen, krampfhaft hob sich ihr Busen unter schweren Athemzügen. Von halber Raserei ergriffen, rauft sie das schwarze Haar, schlägt die nackte Brust, wirft sich zur Erde, um die Spuren der Kinder zu küssen, jammert laut; dann fährt sie ungestüm auf und stürmt den Pfad zur Wohnung empor. Jetzt war es wieder lebendig um sie. Aber wer verstand ihren Jammer? Der zahme Affe schwingt sich an einem Dachsparren empor und guckt mit Angst, ja wie mit verständiger Neugier auf die jammernde Herrin nieder; Vögel, Papageien um sie her. „Meine Kinder!“ ruft die Indianerin zu wiederholten malen. Wer verstand sie? Es ließ ihr keine Ruhe. Sie eilte wieder dem Ufer zu und schaute wild den Strom hinab. Aber schon nach einigen Schritten brach sie unter der Wucht des Schmerzes, von folternder Angst erschöpft, zusammen. Wirre, wüste Träume jagten sich in ihrer Seele. Sie war besinnungslos und ohnmächtig.

Glühende Pfeile schoß die Sonne auf das bloße Haupt, die bloße Brust des Weibes. Rosita, so hieß die Indianerin, empfand sie nicht. Der treue Hüter ihrer Hütte, der Hund, legte sich wedelnd an ihre Seite: sie achtete seiner nicht. Bellend sprang er wieder auf, umkreiste die Gebieterin, um sie durch seine gewohnten Possen zu ermuntern: sie sah und hörte nicht. Das Thier näherte sich schmeichelnd, leckte ihre Hand — that es lange — da fuhr sie endlich auf, warf einen Blick umher, so verzweifelnd, so unheimlich, daß das Thier furchtsam entwich. Rosita sank zurück in dumpfes Brüten.

Die Bananen im Eisentopf waren längst gesotten, das Feuer längst erloschen: Niemand erschien zur Mahlzeit. Der Affe ließ seine gellende Stimme vernehmen, ihn hungerte. Es begann Abend zu werden. Die Sonne stand zwischen den Wipfeln — Schon verzogen sich die Mosquitos in die nächtlichen Schlupfwinkel. Der Tageslärm in der Natur verstummte. Das Lied der Heimchen füllte die Luft. Dumpf aus der Tiefe empor tönte der brausende Montagua. Die Atlasscheibe des Mondes am nächtlichen Himmel stieg empor und versilberte die Kuppeln der Bäume, in deren Zweigen aus dem Nachtdunkel sprühende Leuchtkäfer funkelten. Die Stimme des Brüllaffen erscholl in langgezogenem Echo aus der Waldestiefe. So währte es lange, lange. Da erwachte die Indianerin. Kalter Nachtthau kühlte ihr Stirn und Busen. Weinend ging sie in ihre Hütte.

Zwei Tage ohne Hoffnung, zwei Nächte ohne Schlaf vergingen. Rosita wartete mit Ungeduld der Rückkehr des Gatten, ihres einzigen Rathers und Helfers jetzt. Er konnte doch die Fährte des verdächtigen Boots verfolgen, konnte doch Kundschaft einziehen in den nächsten, freilich sehr entlegenen Dörfern, konnte mit Hülfe befreundeter Männer die Verlorenen vielleicht wieder heimführen.

Neben der Sehnsucht stieg auch die Furcht in Rosita's Herzen auf. Wird nicht der heimkehrende Gatte den Sohn und die Tochter von mir fodern, die ich hüten sollte? Wenn ich ihm die Kinder nicht entgegenführe, was wird kommen? Was wird er thun? — Rosita besann sich, daß Chico grausam war.

Einsam sinnend kauerte sie auf der Schwelle der Palmenhütte und trocknete mit ihren langen schwarzen Haaren die Thränen, welche über die noch jugendliche Wange herabrollten. . . Sie zählte zweiundzwanzig Jahre und war schon zum zweiten male verheirathet. Nicht daß ihr erster Mann gestorben wäre, sie hatten sich nach einem zweijährigen Zusammenleben gemäß dortigen Landessitten getrennt. Sie liebten sich nicht mehr. Juan war das Kind dieser ersten Ehe und das Herzblatt der Mutter; sein Auge war ihr der Spiegel ihrer glücklichsten Erinnerungen; die kleine Dolores aber, der zweiten Ehe entsprossen, war der Liebling ihres Vaters, ihres zweiten Gatten. Anfangs hatte Rosita der Furcht vor Chico Raum gegeben und bald keimte in ihrer Seele — ein gräßlicher Verdacht auf. Sie kämpfte ihn nieder. „Nein, nein!“ rief sie, aus ihren Träumen emporfahrend, aus; „es ist nicht möglich! Chico? Zu furchtbar, zu böse wär's!“ Und nicht Juan allein, auch Dolores hatte ja das Loos getroffen; Dolores, das Herzblatt des Vaters. Nun machte sich die Indianerin Vorwürfe der Undankbarkeit. War denn nicht diese Hütte das Werk ihres zweiten Gatten, dem sie mistraute? Hatte er nicht seine Liebe ihr durch seine ganze Fürsorge, die er ihr widmete, kundgegeben? Hatte er diese Bananen, dieses Zuckerrohr, diese Bataten, den ganzen Garten nicht gepflanzt und nur für sie gearbeitet? An dieser Schwelle hatten Beide, Rosita und Chico, wie oft nicht auf der geflochtenen Bastdecke die Sonne über dem Gebirge von Honduras emportauchen sehen! Unter dem Vordache hing das Alligatornetz, das er während des Plauderns strickte. Chico? Nein! Und doch feindliche Stimmen — doch zugeflüstert neuer Verdacht! Damals — wenige Wochen, bevor Rosita mit Usorio, ihrem ersten Gatten, sich verband, hatte Chico, ihr zweiter, jetziger, um ihre Hand im älterlichen Hause geworben. Er war von ihr mit Uebermuth abgewiesen wor-

den. „Um jener Stunde willen", sagte sie sich, „als ich seinen Stolz kränkte, haßt er mich doch tiefinnerlich. Er hat mir, wenigstens dem Sohne Dessen, dem ich damals den Vorzug gab, Rache geschworen." Sie erinnerte sich des Auftritts, als Chico einst im Rausche, durch ihre Liebkosungen Juan's erzürnt, ein wuchtvolles Zuckerrohr nach dem Knaben schleuderte, der betäubt und blutend zu Boden sank. Wie fuhr Chico sie grimmig an, als sie weinend den Liebling mit Küssen ins Leben zu rufen sich bemühte! Die lebhafte Phantasie der Indianerin zauberte sich urplötzlich den Auftritt jetzt wieder vor; sie stand wie im Traume. „Er schwur damals, uns zu verderben!" rief sie und es war ihr gewiß — — „er that es!"

Rosita's Augen funkelten. Da fielen ihre Augen auf den Strom. In der letzten Biegung des hinabrauschenden Montagua erblickte sie ein Boot, das mühsam ein einzelner Indianer gegen den Strom anruderte. Chico! sprach Rosita dumpf vor sich hin. Sie glaubte das Boot, sie glaubte den Mann zu erkennen. Waren der flüchtige Kinderräuber und der jetzt wiederkehrende Gatte ein und dieselbe Person? Die Wahrheit mußte gefunden werden und ihre ganze Seele war in Erregung und nicht mehr in Furcht.

Das Boot war angelangt. Der Hund eilte bellend dem Kommenden entgegen, der schon das Ufer erklommen hatte und, ein Stück blendend weißen Kattuns unter dem Arme, seiner Rosita nahte. Sie stand bebend, ohne zu wissen, was sie thun, was sie sagen sollte. Chico kam ruhig, gelassen, freundlich. Er bot ihr einen herzlichen Gruß. Rosita! sprach er so sorglos, daß es ihr Herz erschütterte. In seinem Blicke lag nur Gutmüthigkeit und Treue. Sie schaute auf, sah sein Antlitz, den Spiegel der Unschuld, und stürzte nun schluchzend in seine Arme. Der Indianer sah sie über den seltsamen Empfang verwundert an. „Was gibt es?" fragte er. Dies Wort — diese Frage — es lag ihr in dem Tone etwas — Aus seiner Umarmung sich loswindend, trat Rosita einen Schritt zurück. „Wie! du frägst? Chico!" „Ave Maria!" rief Chico entsetzt; „was ist? Wo sind meine Kinder, wo ist Juan? — Deine — unsere Kinder, Juan?" — „Elender, du zitterst, du erbleichst!" — „Rosita!" — „Meine Kinder! Du hast sie geraubt, verkauft — gemordet!" Chico hörte nicht, suchte jetzt nur die Kinder. „Wo sind die Kinder?" „Wo sind die Kinder?" wiederholte er in scheinbar ruhigem Tone, „ich sehe sie nicht!" — „Ich fodere sie von Chico!" Chico zuckte zusammen. „Rosita!" rief er mit schneidender Stimme und selbst von Ahnungen ergriffen. . . Der Indianer regte sich in seinem Blut. „Gib mir die Kinder!" rief er in hohltönender, gedehnter Rede; „mir, mir! Wo ist Dolores?" Rosita ahnte seine Regung, seinen Verdacht, ergriff ein Messer — aber Chico, der geschickt zur Seite weichend ihr die Waffe entwand, donnerte sie an: „Schlange! Ich erkenne dich!" Rosita, von ihm zurückgeschleudert, fiel ohnmächtig zu Boden. Aber Chico achtete dessen nicht; er wandte sich hastig zur Hütte, umging das Haus, spähte rings unter den Bananen, unter Mangobäumen. „Jesus Maria! Jesus Maria! Dolores! Dolores!" Er kam zurück. Er nahte der bewußtlos im Grase Liegenden und nachdem er vergeblich sich bemüht, sie zu erwecken, trug er Rosita in die Hängematte, die an den Streckbalken der Hütte neben der seinigen befestigt war. Er war ermüdet, voll Verzweiflung; er saß starr und sah immer nur auf Rosita, deren aus furchtbarster Ueberreizung aller Seelenkräfte entstandene Ohnmacht allmälig in natürlichen Schlaf überging.

Kühl wehte die Nachtluft. Frei zog sie durch die offenen Rohrwände der Hütte. Chico träumte, aber wachend. Er gedachte der leidenschaftlichen Vorliebe seines Weibes für Juan, gedachte der schwärmerischen Erinnerungen ihrer ersten Liebe, gedachte jenes Usorio, von dem sie sich getrennt hatte, weil sie vorgab, ihn nicht mehr zu lieben. Und doch — was der Mensch nicht mehr besitzt, wie steigt es oft plötzlich im Werthe! Ihm war es jetzt klar, daß Usorio, Rosita's erster Gatte, noch in ihrem Herzen lebe und eine zauberhafte Gewalt übte. Er sah mit Augen, daß dieser Usorio während seiner Abwesenheit an

der Hütte seines ersten Weibes vorsprach, ihr Herz aufs neue gewann und um eines Aergernisses willen, um ihn, ihn, Chico, zu kränken, die Kinder mitnahm, daß er sie mindestens verberge mit Zustimmung seines Weibes. Wenn auch wol Zweifel in Chico's Seele wieder erwachten, so wichen sie doch dem stets neu emporsteigenden Verdachte. Wie hätte sonst die erkünstelte, unnatürliche Wuth sich erklären lassen, die auch durch die Furcht der Entdeckung bis zur Raserei bei Rosita sich steigern konnte! Endlich übermannte ihn selbst der Schlummer. Auch sein Schmerz mußte sich den Foderungen der Natur gefangen geben.

Der Morgen brach an. Rosita lag noch im Schlummer, als Chico schon erwachte. Er trat an ihre Hängematte von unbestimmter Gewalt angezogen und schaute in das vom Schlafe beruhigte Antlitz. Er gedachte der ersten Zeiten ihrer Liebe zu ihm und der ungemessenen Glut, die sein Herz für sie verzehrte. Rosita's Haupt mit dem aufgelösten, blauschwarzen Haare ruhte auf den bräunlichen, gekreuzten Armen, ein weißes brodirtes Hemde mit kurzen Aermeln war die einzige Hülle ihrer Glieder. Der kleine Fuß, die zierliche Ferse waren enthüllt und die Schulter regte sich leise vom Athemholen ihrer Brust. Wie Chico so dastand in tiefes Sinnen versenkt, rührte ihn dieses Bild. Er fühlte — mit Schmerzen —, daß die Liebe für diese Frau in seinem Herzen nicht erlöschen konnte. Er wünschte, das Geschehene — wäre nur ein Traum der verwichenen Nacht gewesen. Aber diese Wallungen waren von kurzer Dauer, böse Nachtgestalten des Mistrauens tauchten immer wieder empor und stießen den rathlosen Gatten von Rosita's Ruhelager. Chico wollte ihr Erwachen nicht abwarten, er mußte in die Einsamkeit des Waldes hinaus, um sich zu sammeln. Er griff zur Flinte, steckte das Messer in seinen Gurt, und trat hinaus vor die Hütte. Ein frischer Dufthauch strömte aus dem Waldesmorgen ihm entgegen. Der Himmel, der in diesen Küstenstrichen, meist von schweren Dünsten umsponnen, wie ein bleierner Sargdeckel über der lachenden Erde lastet, spannte sich in der Frühstunde in klarem Dunkelblau über die Riesen des Waldes, deren höchste Wipfel im Morgenroth erglommen. Der trauernde Indianer schritt hinaus, vom Hunde begleitet, der in klugem Einverständnisse zu seinem Herrn emporblickte. Der Thau quoll in mächtigen Tropfen von Blatt und Blüte. Chico faltete die weißen kurzen Beinkleider bis an die Lenden hinauf, schlug mit dem Messer, der Machetta, die von der Nachtfeuchte tief gebeugten Aeste und Lianen nieder, die seinen Weg hemmten und trat in den Wald. Unweit ertönte der Ruf eines wilden Truthahns. Chico, sonst der eifrigste Jäger, hörte es nicht, seine ganze Seele war mit dem Schmerz um sein Kind, um sein Weib, um Verrath und Rache beschäftigt. Muntere Eichhörnchen hüpften von Baum zu Baum, blitzende Kolibris summten pfeifend vorüber und tauchten in den Kelch geheimnißvoller Waldblumen, wehmüthig erscholl das „Turuluruh" der Taube, neugierige Affen, mit ihrer Morgenmahlzeit beschäftigt, belauschten den braunen, trauernden Wanderer. So, in Gedanken vertieft, seines Ziels uneingedenk, ohne der Richtung zu achten, in welcher er fortschritt, durfte Chico der Tiefe des Waldes sich kaum anvertrauen. Mit dem schärfsten Ortssinne bewaffnet, hätte ein Europäer, auf der Wanderung durch einen Wald, der nicht den mindesten Blick zum Himmel gewährte, sich verloren. Chico mochte mehre Stunden gegangen sein, die Hitze der Luft deutete auf hohen Sonnenstand, aber das Blätterdach hätte auch bei unbewölktem Himmel nicht den mindesten Strahl durchgleiten lassen. Schon sann Chico darauf, einen der höchsten Bäume zu besteigen, um nach dem Gebirge von Omoa umzuschauen, welches ihm die Richtung seines Gangs angeben sollte, als plötzlich der Hund, welcher um wenige Schritte vorangeeilt war, anschlug. Chico erkannte an dem Tone der Stimme, daß es ein gefährliches Wild gelte. Vorsichtig durch die Dornengeflechte und Blütenbüsche mit Hülfe der scharfschneidenden Machetta sich durcharbeitend, trat er in die Nähe eines riesigen, von zahllosen Parasitenpflanzen behangenen Ceiba-

baums, an dem der Hund mit gesträubtem Haare hinanbellte. Chico gewahrte auf einem nicht allzu hohen Aste die angeschmiegte Gestalt eines mächtigen Jaguars. Wie lauschte das Thier im glänzenden, schöngefleckten Sammetfelle auf den lärmenden Hund herab! Während die eine Tatze den Ast umklammerte, hing die andere scheinbar schlaff zur Seite nieder. Leise, schlangenartig, regte sich nur die Spitze des Schweifs. Schon maß der Jaguar die Entfernung, um mit einem Satze auf den Nacken des Hundes sich zu schwingen und zog die schlaffe Tatze an sich heran, als er den Indianer im benachbarten Busche auftauchen sah. Es schien, als wolle der Jaguar nach kurzem Besinnen nun das Ziel seines Sprungs vertauschen. Chico, bis an die Schultern in einem Walde vielblätteriger Zwergpalmen verborgen, erhob den Lauf seiner Flinte. Das Blut kochte ohnehin in seinen Adern. „Ha!" rief er mit den Zähnen knirschend, „wenn der Verräther so meinem Rohre stände, er fiele wie diese wilde Katze." Der Schuß krachte. Als der Rauch sich verzogen hatte, stürzte der Jaguar stöhnend vom Aste nieder, an dem seine ermattenden Pranken vergeblich klammerten. Chico trat näher, wollte zugreifen. Da rief eine rauhe, wohlbekannte Stimme aus den Büschen: „Caracho!" Chico fuhr zurück. Nochmals „Caracho!" und ein Lachen. Chico stand vor der unverhofft aus dem Dickicht getretenen Gestalt seines alten Freundes Encarnacion, des Papageienfängers, der, mit einem schmuzigen, rothwollenen Hemde bekleidet, unbedeckten Haupts, einige Schritte näher trat. Sein schwarzes, struppiges Haar verdunkelte die niedrige Stirn, unter der zwei kleine, nächtige Augen hervorblitzten. „Caracho!" wiederholte er zum dritten male und ein erkünsteltes Lächeln zuckte auf seiner Lippe. Der Caracho-Fluch heißt im Spanischen Alles. Schmerz, Wuth, Freude, Wollust, Haß, Spott, Verzweiflung — es kommt nur auf den Ton an, in dem er gesprochen wird.

„Was beginnst du hier?" fragte Chico, als Encarnacion näher herangetreten war und maß ihn mit betroffenem Blick. „Ich hebe Papageiennester aus", sagte Encarnacion und hob einen von rohen Stäben geflochtenen Käfig empor, in dem bunte Vögel kreischend hin und her flatterten. „Ein guter Fang bringt Geld, Bruder", fuhr er fort. „Aber was ist dir? Du siehst ja so wild wie der Jaguar, von dessen Gegenwart du unser Wiedersehen befreit hast. Was ist dir zu nahe getreten?" Chico begann das erlegte Wild abzubalgen und murmelte: „Kennst du Usorio?" — „Es gibt der Usorio's viele!" antwortete Encarnacion, in der Stille des Waldes die Worte wohl vernehmend. „Den Eberschützen!" sagte Chico keuchend vom Niederbücken. — „Ach den Mann deiner Frau?" — Chico fuhr auf. Dann stöhnte er und murmelte. „Was hast du gegen Usorio?" fragte der Papageienhändler. Chico erzählte den Vorfall mit seinem Weibe und den Verlust der Kinder.

Encarnacion hörte mit ungetheilter Aufmerksamkeit, sogar mit herzlicher Theilnahme dem Abenteuer zu. Er freilich wußte mehr als er fragte, ja so sehr er ein Wösewicht war, die Verstellungskunst besitzt der Indianer nicht, daß sie ihm ein ruhigerer Zuschauer nicht hätte ansehen sollen. Als Chico das Abbalgen des Jaguars beendigt hatte, lehnte er in Nachdenken versunken an einem morschen Riesenstamme, den Farrnkräuter und blühende Ranken umhüllten. Sein finsterer Blick starrte in die Eingeweide des blutigen Tigerkörpers, welcher zu seinen Füßen lag. Encarnacion, die Linke auf Chico's Schulter legend, stand ihm gegenüber und suchte durch eindringliche Vorstellungen ihn für einen Plan zu gewinnen, der bald zur Ausführung gelangen sollte. Ab und zu trat eine Pause ein, während welcher er den Sinnenden forschend betrachtete. Wer ihm in das lebhafte Auge, das unter den buschigen Locken hervorblitzte, auf die zuckenden Mundfalten der nur mit spärlichem Haar bedeckten Lippen geschaut hätte, der wäre nicht lange über die Gedanken im Zweifel geblieben, die sein Inneres bewegten. Die nervige, auf die schneidende Machetta gestemmte Faust verrieth, daß es den ersonnenen Plänen an nachdrück-

licher Ausführung, auch wo sich Hindernisse in den Weg werfen sollten, nicht fehlen würde.

Kehren wir, während sie berathschlagen, zur Hütte zurück.

Zweites Capitel.

Der erste Gatte.

Der Thau auf Gras und Baum war aufgesogen, der blaue Morgenhimmel hatte bereits mit einer melancholischen Wolkendecke sich umhüllt, da erwachte Rosita, vom Rufe der Vögel und des Affen geweckt, die ihr Futter wollten. Der prächtige schwarze Hocko, mit dem blendend weißen Bauchgefieder und dem gelben Schnabelbuckel, umkreiste gravitätisch die Hängematte der Herrin und konnte ihr Erwachen kaum abwarten, hob und senkte pfeifend seine gelockte Haube. Rosita richtete sich empor und blickte umher. Der Schlaf hatte sie beruhigt und gestärkt und der nüchterne Morgen ließ die gestrige Scene in ungetrübtem Lichte erscheinen. Sie hatte sich vom allzu raschen Blute hinreißen lassen; sie fühlte es. Daß Chico der Schuldige sei, daran glaubte sie fest, um so mehr, da er fehlte. Ein Papagei rief: „Chico! Chico!" Ein anderer: „Sorio! Sorio!" Juan zu Gefallen hatte Chico erlaubt, daß er den Namen seines Vaters Usorio lernte. Ihr Herz bebte, die beiden Namen zu hören, die Namen der beiden Männer, denen ihre Liebe, ihre schon verlorene Jugend gehört hatte.

Rosita vermißte Chico. . . Aber ihn zu rufen, getraute sie sich nicht. Nirgends gewahrte sie seiner. Es hat wol seine Ursache, dachte sie, daß er ohne ein Wort vom Hause entwich. Aber wohin auch er? Neue quälende Gedanken begannen in ihrer Seele zu quellen und zu wogen. Sie wußte kaum, wie sie vor sich selber Schutz finden könne, und eilte in das Platanar, den Bananengarten, um durch Arbeit sich zu zerstreuen. Sie schnitt mit der Machetta mehre völlig ausgewachsene grüne Fruchtstengel und hing sie an einem schattigen Orte zur Nachreife auf, um den Speisevorrath zu ergänzen. Die Banane ist das Ein und Alles der Indianerküche und stellt selbst die nationalen Frijoles, eine Art schwarzer Bohnen, und den Mais in den Hintergrund. Die reife Frucht gewährt selbst dem Europäer, welchem die weichen, meist saftlosen gewürzten Tropenfrüchte nicht munden, einen Leckerbissen. Halbreif in der Asche gebacken oder in Fett geschmort, gibt die Banane eine wohlschmeckende Speise. Sie ist dem Eingeborenen des tropischen Amerika Backwerk, Fleisch, Gemüse und Frucht zu gleicher Zeit. Nur auf wenige Augenblicke konnte die bald beendigte Beschäftigung die beunruhigenden Gedanken Rosita's unterdrücken. Als sie die grünen Früchte geschnitten, sann sie auf andere Arbeit, die ihre Aufmerksamkeit beanspruchte und sie den Jammer um ihre Kinder auf Augenblicke vergessen ließ. Sie war wie eine Irre. Sie holte mehre reife Stengel, brach die Bananen zu je zweien herunter, warf sie in den Kochtopf, der über dem Feuer hing, hob die halbgesottenen aus dem Wasser, wälzte sie in Holzasche, um das Annahen der Insekten zu verhindern, und hing sie an einer vor der Hütte zwischen zwei Comfrapalmen ausgespannten Liane auf. Die nach einer solchen Vorbereitung an der Sonne getrocknete Frucht wird von Farbigen und Weißen als eine besondere Delicatesse geschätzt. Und so war Rosita in ihrer häuslichen Thätigkeit befangen, daß sie einen plötzlich sich nähernden indianischen Mann nicht bemerkte, welcher schon seit einigen Minuten aus ziemlicher Nähe ihr Treiben und über den Papagei, der Sorio! Sorio! zu rufen nicht aufhören wollte, lächelnd beobachtet hatte. Der Fremdling, den weißen Panamahut auf dem glattgeschorenen Kopfe, dessen Haar nach Landesbrauch nur um Stirn und Schläfe verschont geblieben, die feingeformte Gestalt von einem weiten, bis an den Nabel reichenden Hemde und kurzen luftigen Beinkleidern bekleidet, verfolgte, an den Thürpfosten gestützt, mit unverwandten Blicken jede Bewegung

der hinbrütenden Frau. „Rosita!“ rief der Mann mit bewegter, durchdringender Stimme und zusammenzuckend schaute die Indianerin um sich. „Usorio!“ sprach sie mit bebender Stimme. Sie eilte ihm entgegen, heftig, ja freudig, dann blieb sie starr — regungslos stehen. Ein gewaltiger Schmerz erschütterte ihre Züge. „Juan!“ tönte es wehklagend in ihrem Innern. Sie sank in ihren Knieen zusammen, beugte das Haupt und ihre Thränen bedeckten die Hände. Usorio trat der Geängstigten mit Fassung und Freundlichkeit entgegen. Encarnacion hatte ihn schon gestern aufgesucht und diesen Morgen ihn bis in die Nähe des Montaguaflusses begleitet. „Rosita, glaube nicht“, begann Usorio, „daß ich so hart bin als Chico; du kanntest mich einst und ich liebe dich noch wie damals!“ Er sagte das aus ungeheuchelter Empfindung, denn ihn hatte die Trennung von Rosita, entstanden aus augenblicklichen Störungen ihres Friedens, bitter gereut. Diese Indianer sind Christen in ihrer Furcht vor Gott, in ihrer Hoffnung auf die Mutter des Heilands und die Heiligen; aber die christlichen Sitten gingen nicht in ihre Lebensweise über. Die Ehe wurde ihnen noch kein Sacrament. . . Usorio kam, vollkommen durch Encarnacion schon vom Verschwinden der Kinder unterrichtet. Jenes Caracho der Verwunderung im Walde kam von dem Schreck, den Mann plötzlich zu finden, auf den der Mörder, dessen Absichten uns erst später werden klar werden, den Schmerz des Vaters um Juan gehetzt hatte. Die ehemaligen Gatten wechselten nach langer Entbehrung Zeichen des Einverständnisses und kaum war jemals eine Wiederausſöhnung rascher und leichter zu Stande gebracht; der Haß, die Rache führen, auf Augenblicke wenigstens, fester zusammen als die Liebe.

Usorio und Rosita waren einig, sich in Chico den Feind ihres Lebens vorzustellen. Usorio war kein gewöhnlicher Mensch. Er empfand die wahre, tiefe Liebe, welche zur Aufopferung des eigenen Ichs fähig ist; er bekämpfte jetzt auch siegreich die Sehnsucht, den Schmerz um das verlorene Kind und erfreute Rosita mit desto herzlicherm, ungetheilterm Entgegenkommen, als er selbst ihre Qualen mitempfand. Für Rosita aber wurde sein Erscheinen eine wahre Quelle des Trostes. Stiegen auch in ihrer Seele Zweifel auf über den ihr im Grunde gänzlich entgegengesetzten Charakter des Geliebten, dachte sie: Ist er offen? Ist er wirklich Das, was er auf den ersten Anblick scheint? Weshalb dieser — vielleicht erheuchelte Gleichmuth, dieses Verzichten auf den einst heißgeliebten Sohn? Hatte er ihn der Mutter bei der einstigen Trennung gutmüthig abgetreten oder war es nicht das der mütterlichen Pflege bedürftige Alter des Knaben, welches ihn gezwungen, dem Kinde zu entsagen? Konnte nicht Chico unschuldig und Usorio selbst der Räuber sein? Mußte er nicht in diesem Falle Gleichgültigkeit gegen den Sohn, Zärtlichkeit gegen die Mutter heucheln, um sie zu besänftigen? Und Chico, den sie niemals wahr und innig geliebt, dem sie nur in einem Anfalle von Trotz gegen Usorio folgte, wäre *ohne* Schuld? — so beherrschte sie doch alle diese Zweifel. Der Gedanke, daß ein Dritter die Schuld tragen könnte, kam ihr nicht. Ein Vorurtheil hatte sich ihrer so bemächtigt, daß sie zuletzt auch den eigenen Sinnen mistraute und nun durchlief ihr lebendiger Geist in raschem Schwung alle Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten der Unschuld Usorio's, der Abscheulichkeit Chico's bis zur unwiderleglichen Klarheit und Gewißheit. Diese Sinnenbeweglichkeit, die im Fluge des Traums alle möglichen Seelenzustände durchblitzt, diese Spannkraft des Gefühls besaß die Indianerin im vollsten Maße. Es ist ja dieser Menschen ganzes Geistesleben außer dem Aberglauben. Usorio war in ihrem Herzen von aller Schuld befreit und mit erneutem Vertrauen wandte sich ihm ihre alte Neigung zu.

In demselben Augenblicke waren Encarnacion und Chico im Schatten des Platanars unbemerkt aufgetaucht. Das Fell des Jaguars, das Chico auf den Schultern trug, fiel ihm herab, so entsetzte sich der Unglückliche vor dem Anblick, bei seinem Weibe ihren ersten Gatten zu finden. „Sieh da!“ hatte Encarnacion geflüstert, als sie das Paar vor dem Hause innigverbunden erblickten. „Sieh da!“ hatte er noch gerufen und war in den

Büschen verschwunden. Chico griff nach der Machetta in seinem Gurte. Voll Wuth stürzte er dem Paar entgegen. Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte Rosita zurück. Usorio, im selben Momente von ihrem Arme befreit, warf sich dem Wüthenden mit erhobenem Messer entgegen. Wilde, abgebrochene Worte unterbrachen einen Schwall heftiger Rede, der, in seiner Geschwindigkeit sich überstürzend, jedes Verständniß unmöglich machte. Die beiden Nebenbuhler standen Brust an Brust. Ein wüthender Kampf. Auf Leben und Tod. Hieb und Stoß, Stoß und Hieb schmetterten in das zuckende Fleisch des Gegners. Der Kampf war unentschieden; Chico drängte, einen Vortheil wahrnehmend, den Gegenmann mit allem Eifer, von der langen Machetta begünstigt, gegen den senkrechten Flußabhang. Schon schwindelte der brausende Abgrund hart an der Ferse Usorio's — von einem Hieb am Kopfe getroffen, schlug er rücklings über. „Fort zu den Haien und Alligatoren!" rief Chico ihm nach und die Wogen des Montagua schäumten auf dem Leichnam zusammen. Ueberfall und Kampf war die Sache weniger Augenblicke gewesen. „Hülfe! Rettung!" erscholl aus der Nähe eine Männerstimme, als der verhängnißvolle Schlag fiel, und Encarnacion, der bis auf diesen Augenblick sich versteckt gehalten hatte, stürmte wie athemlos herbei. „Ihr Rasenden!" rief er und blickte nur stromabwärts — „Es ist aus mit Jenem!" sagte er dann, aber auch Chico lag zu seinen Füßen . . . sterbend. Usorio's Messerstiche hatten ihm tiefe Wunden gebohrt — Ein Schnitt hatte die Stammarterie nahe dem Herzen verletzt. „Wehe!" stöhnte er verscheidend. „Du hast mir's gerathen! Es war nicht gut!" Chico's Auge brach.

Rosita stand anfangs starr, bewegungslos; dann, als sie sah, beide Männer waren todt. . . sank sie. Encarnacion wandte sich ruhig zu ihr und mit teuflischem Lippenzucken sein freudestrahlendes Antlitz über ihre todtenfahle Wange beugend, drückte er unter den ihn bergenden Haaren, die dunkel und schwer von seinem Haupte glitten, den Verrätherkuß auf das Opfer seiner Bosheit.

(In der folgenden Nummer das dritte Capitel: Encarnacion.)

Ein Roman in seinen poetischen und praktischen Folgerungen.

Ein Freund unserer „Unterhaltungen", selbst gefeierter Dichter, schreibt uns über „Onkel Tom's Hütte":

Die Wirkungen, die der Roman „Onkel Tom's Hütte" nach sich zieht, lassen es als einen Triumph der Poesie ansehen, daß es ihr gelungen, in der gesammten gebildeten Welt eine Frage zur Erörterung gebracht zu haben, wie es keine noch so schlagkräftige, nationalökonomische Darstellung je vermocht hätte. Zahlen beweisen, lebendige Gestaltungen begeistern. Man wird also nun doch der vielgeschmähten Tendenzpoesie ein Rechtsgebiet anweisen müssen, das die Grenzen des herkömmlichen ästhetischen Schematismus erweitert. Es gibt literarische Erscheinungen, die unmittelbar culturgeschichtlich werden und nicht erst in zweiter Folge durch ihre literargeschichtliche Bedeutung dazu gelangen.

Die Tendenzpoesie, die eine Debatte nicht durch abstracte Beweisführungen, sondern durch den Gegensatz von Gestalten und Verhältnissen aufnimmt, die den abgeleiteten Gedanken wieder auf seine Quelle, die Anschauung, zurückführt, eine solche Poesie leidet allerdings an manchen Uebelständen. Vor allem ermangelt sie meist eines abrundenden Beschlusses und statt der gewohnten ethischen Versöhnung endet sie mit einer Dissonanz. Das liegt in der Natur der Sache. Die Logik kann mit mathematischer Consequenz eine Folgerung hinstellen, deren Bedingungen im Gebiete des reinen Gedankens sich halten; will die Phantasie aber diese Bedingungen in die Anschauung übersetzen und noch nicht vorhandene Zustände aus eigener Machtvollkommenheit und innerer Verknüpfung in die

Anschauung übertragen, so thut sich alsbald die Wahrnehmung auf, daß wir nichts in sich vollkommen Neues uns ausdenken können; alle unsere Phantasiegebilde sind nur tiefere Verknüpfungen und Erweiterungen und ein freies Wiederschaffen des in der unmittelbaren Anschauung Gegebenen.

So kommt es, daß die Tendenzpoesie nur in einer trennenden Beleuchtung und geschlossenen Gruppirung des zerstreut Vorhandenen und theilweise Verhüllten beharren muß. Die Tendenzpoesie zeigt die Symptome und stellt die Diagnose eines Zustandes. Die Heilkraft selbst aber, die Mittel und Wege zu derselben, kann ihr verborgen sein; es ist genug, daß der Zustand erkannt wurde. Dem schöpferischen Genius der Geschichte bleibt es vorbehalten, für das erkannte Räthsel die thatsächliche Lösung zu finden. Es ist eine banale Zumuthung, von der politischen oder socialen Tendenzpoesie, oder auch von den Poeten selbst zu verlangen, die Heilung der als krankhaft erwiesenen Zustände in die Hand zu nehmen. Es wird deshalb versucht, mit allerlei an sich praktischen Einwendungen gegen sie aufzutreten. In der Tendenzpoesie spricht sich für diese oder jene Frage das Erlösungsbedürfniß aus; sie ist aber nicht die Erlösung selber, diese setzt sich in der Regel als gottbegeisterte That. Im Anfange aber war zuerst das Wort.

Der Roman „Onkel Tom's Hütte" schließt trotz einzelner Ausgleichungen doch eigentlich mit einer grellen Dissonanz und dies liegt in Natur und Absicht des behandelten Gegenstandes, der in empörender Thatsächlichkeit noch zu Recht besteht. Es ist in diesen Blättern bereits dargethan, wie ausgiebig die Urthümlichkeit der geschilderten Verhältnisse ist und wie die scharfe Dialektik, die sich hindurchzieht, unser innerstes, rein menschliches Interesse erweckt, daß aber eine Lösung dieser jammervollen Sklavenzustände nicht so geradezu und faßlich sich hinstellen ließe.

Es ist nicht nur die oben berührte sogenannte praktische Zumuthung, sondern auch ein rein poetisches Erforderniß, daß wir von der Dichterin eine wenn auch nur vereinzelte sittliche Schlichtung der Greuel heischen. Wenn sie den Helden mit einer jenseitigen Verklärung überstrahlt, so ist damit der grelle Widerstreit nicht in sich gelöst, viel eher noch verschärft.

Die Frage bleibt: Gibt es denn kein einfaches, allseitig gerechtes Mittel, dem geschichtlich überkommenen Unrecht der Negersklaven abzuhelfen? Die poetische Foderung nach einem in sich versöhnten Abschlusse wird hier wie in dem letzten Urgrunde immer auch eine ethische werden müssen. Wir verlangen, daß uns die Dichterin eine umfassende Schilderung gebe, wie ein Mann seine Sklaven allmälig oder plötzlich freiläßt und welche Zustände sich in und nach diesem Vorgange herausstellen. Das humane Auftreten Georg's am Schlusse und der Hinweis auf sein Thun ist zu flüchtig und, wie immer am Schlusse eines die ganze Kraft in Spannung erhaltenden Werks, in zu hastigem Umrisse. Wir verlangen nach einem solchen breiter dargelegten Verfahren inmitten des Werks selbst.

So weit unser Freund.

In Folge der Adresse der englischen Frauen an ihre amerikanischen Schwestern hat sich in diesen Tagen eine bedeutungsvolle Debatte in den „Times" eröffnet. Es ist auffallend, daß weder die Dichterin noch Diejenigen, die die Wirkungen ihres Buchs zu praktischer Erörterung aufnahmen, eines Mannes sich erinnern, der schon vor einigen Jahren thatsächlich gezeigt hat, wie die Sklaverei auf die natürlichste Weise aufzuheben wäre. Dieser Mann heißt John Mac-Donnogh, war selbst Pflanzer bei Neuorleans und hat bereits vor Jahren für die Emancipation der Neger nicht nur theoretische Vorschläge der einleuchtendsten Art gethan, sondern sie selbst mit solchem Erfolg ausgeführt, daß er nach und nach eine große Zahl Neger ohne Benachtheiligung seiner selbst konnte freilassen.

Wir wollen demnächst das System des Pflanzers Mac-Donnogh genauer angeben.

Der elektrische Telegraph.

Niemand zweifelt, daß der elektrische Telegraph das größte Wunder der Neuzeit ist, das wir noch viel mehr anstaunen würden, wenn wir nicht so sehr an wunderbare Erfindungen gewöhnt und daher etwas abgestumpft wären. Seine wunderbaren Wirkungen verdankt der Telegraph zweierlei Umständen. Erstens kann man mit Hülfe einfacher Metalldrähte den elektrischen Strom nach beliebigen Orten und auf beliebige Entfernungen hinleiten, überall hin nämlich, wohin sich ein Draht führen läßt, der noch dazu aus Stücken zusammengesetzt sein kann. Man würde ebenso leicht als bis zur nächsten Station nach dem Monde telegraphiren können, wenn man einen Draht bis zu ihm leiten könnte. Die zweite Bedingung ist die Schnelligkeit des elektrischen Stroms; der Telegraph würde wenig nützen, wenn dieser Strom etwa nur die Schnelligkeit eines gewöhnlichen Postwagens hätte. Man würde dann eben nur Wagen und Boten dadurch ersparen. Die Geschwindigkeit allein macht es möglich, daß, wenn z. B. in Wien ein Congreß stattfände, alle europäischen Großmächte binnen einer Stunde einen gemeinschaftlichen Beschluß in Wien fassen könnten, ohne daß sich in London, Paris, Berlin oder Petersburg ein Staatsmann von der Stelle bewegte. Die Geschwindigkeit der Elektricität ist also die Grundbedingung jener erstaunlichen Wirkungen und daher die Frage von hohem Interesse, wie groß diese Geschwindigkeit eigentlich sei. Man bestimmt die Geschwindigkeiten gewöhnlich für die Zeit einer Secunde. So bewegt sich der Dampfwagen auf einer Eisenbahn etwa in einer Secunde 28 Fuß weit, ein gewöhnlicher Postwagen 7 Fuß, eine Kanonenkugel 600 Fuß, der Schall 1040 Fuß, das Licht, dessen Bewegung die schnellste ist, die wir kennen, in einer Secunde 42,000 Meilen oder über 1000 Millionen Fuß weit. Die Geschwindigkeit der Elektricität blieb lange Zeit unbekannt. Man schloß nur, daß sie sehr groß sein müßte, daraus, daß der Strom, um durch einen Draht zu gehen, den man im Zimmer oder auch auf einem größern freien Platze auslegen konnte, scheinbar gar keine Zeit brauchte. Wenn man den Draht an dem einen Ende elektrisirte, war er es auch in demselben Augenblicke am andern Ende, mochte er nun 10, 100 oder 1000 Fuß lang sein.

Der Physiker Wheatstone war der Erste, der durch sinnreiche Versuche die Geschwindigkeit der Elektricität bestimmte. Seine Versuche sind freilich von der Art, daß der Unkundige nach einer bloßen Beschreibung, ohne Apparate und Abbildungen, sich schwerlich eine Vorstellung davon machen kann. Er nahm eine gewöhnliche Leydener Flasche, wie sie wol Jeder bei der Elektrisirmaschine gesehen hat. Sie ist in- und auswendig mit Metall belegt und das innere Belege läuft in eine Kugel oberhalb der Flasche aus, damit man bequem dazukann. Ist die Flasche mit Elektricität geladen und berührt man mit den beiden Enden eines Drahts zugleich das innere Belege, d. h. die oben daran befindliche Kugel, und das äußere, so entladet sich die Flasche im Augenblicke der Berührung, d. h. die innere und äußere Elektricität strömen ineinander über, wobei man eine Art Knall hört und an jeder der beiden Berührungsstellen einen starken Funken sieht. Diesen Funken benutzte Wheatstone. Er brachte einen kleinen Spiegel neben der Flasche an, in welchem er beide Funken sehen konnte. Der Spiegel drehte sich in einer Secunde 800 mal um und bei jeder Umdrehung sah er einmal die Funken, welche beide zu gleicher Zeit erschienen. Daraus folgte, daß sie auch zu gleicher Zeit entstanden waren. Der Draht kann beliebig lang und braucht nicht gerade zu sein, sondern man kann ihn nach Belieben hin und her winden. So konnte er einen Draht anwenden, der eine halbe englische Meile lang war und dessen Enden die Flasche berührten. Er brachte nun auch die Mitte des Drahts in die Nähe der Flasche und zerschnitt ihn dort, sodaß eine kleine Lücke entstand, bei welcher sich während der Entladung der Flasche auch ein Funken zeigte, den er ebenfalls im Spiegel sah. Dieser Funke

erschien aber nicht zugleich mit den beiden an der Flasche sichtbaren, sondern etwas später, weil der elektrische Strom, um an jene Lücke in der Mitte des Drahts zu kommen, erst die halbe Drahtlänge durchlaufen mußte. Wheatstone folgerte nun durch eine hier nicht zu erörternde Rechnung, der Strom sei mit einer solchen Geschwindigkeit in dem Drahte fortgegangen, daß er in einer Secunde 288,000 englische Meilen weit gehen müßte. Das gibt ungefähr 70,000 deutsche Meilen in einer Secunde. Diese Geschwindigkeit ist ungeheuer und man muß sich erst mühsam eine Vorstellung davon zu machen suchen. Sie ist fast das Doppelte von der Geschwindigkeit des Lichts. Die größten Entfernungen auf der Erde sind alle winzig klein für die Elektricität. Den größten Weg, den man auf der Erde zurücklegen hat, die Reise um die ganze Erde herum, die sogenannte Reise um die Welt, in gerader Linie 5400 Meilen lang, würde die Elektricität im dreizehnten Theile einer Secunde, also in einer Secunde dreizehn mal zurücklegen. Während wir z. B. das Wort „Telegraph" schnell aussprechen, wäre die Elektricität schon vier mal um die ganze Erde herumgegangen. Rechnen wir von Dresden bis Paris in gerader Linie eine Entfernung von 120 Meilen, so kann die Elektricität diesen Weg, während wir „Telegraph" sagen, mehr als 80 mal hin und her zurücklegen. Man sieht daraus, daß die Entfernung, bis zu welcher hin wir telegraphiren, eigentlich für Nichts zu rechnen ist und es fast ganz gleichgültig ist, ob ich von Dresden nach Leipzig oder von Dresden nach Paris telegraphire. Indem der telegraphirende Beamte in Dresden das Zeichen gibt, ist es auch schon in Leipzig oder Paris angekommen. Freilich setzt dies voraus, daß eine Drahtleitung ununterbrochen von Dresden bis nach Paris führe. Am besten ist es natürlich, die Einrichtung der Telegraphen so zu treffen, daß man nach jeder beliebigen nahen oder entfernten Station telegraphiren, also die Drahtleitung auf jeder Station beliebig trennen oder verbinden kann.

Diese, auf Wheatstone's Versuche und Berechnungen gegründeten Zahlen sind durch neuere Versuche allerdings etwas unsicher geworden, und wenn die Richtigkeit der letztern sich bestätigte, so würden wir unsere Ansichten von der Geschwindigkeit der Elektricität bedeutend herabstimmen müssen, ohne daß jedoch die Telegraphen wesentlich dadurch berührt würden. Wheatstone machte seine Versuche mit der durch die Elektrisirmaschine hervorgerufenen Reibungselektricität, von welcher sich die galvanische Elektricität, die man beim Telegraphen benutzt, um den Magnetismus der dazu gehörigen künstlichen eisernen Magnete zu erregen, in manchen Punkten unterscheidet.

Das ganze Geheimniß des Telegraphirens beruht darauf, daß auf jeder Station eine galvanische Batterie, d. h. eine Vorrichtung zu Hervorbringung galvanischer Elektricität, aufgestellt ist, welche die daran befindlichen Eisenmagnete in Thätigkeit setzt und von welcher ein Draht bis zur nächsten Station und von dieser weiter zu den entferntern führt. Ist der Draht überall geschlossen, so ist der Strom im Gange und die Magnete ziehen ihre eisernen Anker an. Unterbricht man an einer Stelle den Draht, so hört der Strom auf und die Anker fallen wieder ab. Dies kann beliebig oft wiederholt werden und erfolgt auf den beiden verbundenen Stationen zu gleicher Zeit. Man kann die dadurch herbeigeführte Bewegung der Anker auf verschiedene Weise benutzen, indem man sie an eine Glocke schlagen, auf eine Ziffer oder einen Buchstaben zeigen oder auch Striche oder andere Zeichen auf einem Papiere hervorbringen läßt. Auf der 1045 englische Meilen langen Eisenbahn von St.-Louis nach Washington benutzte man die von Morse erfundenen Schreibtelegraphen, um die Geschwindigkeit der Elektricität zu messen. Die Telegraphen waren so gestellt, daß auf jeder Station der Telegraph in jeder Secunde einen Strich auf das Papier zeichnen mußte. Man erhielt also in jeder Minute 60 Striche von folgendem Aussehen: —— —— —— —— —— —— u. s. w. Eine Secundenuhr, deren Pendel durch den zu öffnenden Draht schlug und den Telegraph zu Anfang jeder Secunde nö-

thigte, ein wenig abzusetzen, damit obige Lücken zwischen den Strichen entstünden, regulirte den Gang des Ganzen. Wenn man nun, abgesehen von den regelmäßigen Unterbrechungen durch die Uhr, während irgend einer Secunde, z. B. der 27., den Strom einen Augenblick willkürlich unterbrach, so entstand auch eine Lücke in dem 27. Striche selbst und der 25., 26., 27. und 28. Strich erhielten das Aussehen: —— —— – — ——. Geschah es bald nach dem Anfange der Secunde, so entstand die neue Lücke nicht weit vom Anfange des 27. Strichs. Auf den entferntern Stationen entstand diese Lücke im 27. Striche auch, aber nicht zu Anfange des 27. Strichs, sondern mehr nach der Mitte oder nach dem Ende hin, weil der elektrische Strom einige Zeit brauchte, um von der Anfangsstation St.-Louis nach den entferntern hin zu gelangen. Aus dieser Verspätung der Lücke im 27. Striche und der bekannten Entfernung der Stationen ließ sich nun leicht berechnen, wie viel Zeit der Strom brauchte, um einen gewissen Weg zu durchlaufen. Die vielfach wiederholten Versuche gaben nicht genau gleiche Resultate, im Durchschnitt aber eine Geschwindigkeit von etwa 16,000 englischen Meilen in einer Secunde. Dies wäre also nicht ganz der 17. Theil der von Wheatstone gefundenen und betrüge nur etwa 4000 deutsche Meilen auf die Secunde. Nimmt man diese Resultate als erwiesen an, so würde also die Elektricität den Weg um die Erde in etwas mehr als einer Secunde zurücklegen. Den Weg zwischen Paris und Dresden würde sie also in einer Secunde nur etwa fünf mal hin und her machen können, statt nach Wheatstone's Berechnung 80 mal. Die Geschwindigkeit ist also immer viel größer als nöthig, um den Telegraphen ihren Ruf zu sichern, da ein solcher Zeitverlust von etwa $\frac{1}{10}$ Secunde ganz verschwindet gegen die Zeit, die man verwenden muß auf Stellung der Apparate, Abfassung und Besorgung der Depeschen und andere Nebenarbeiten. Man kann also immer noch sagen, daß ein Signal, um von Dresden nach Paris zu gelangen, so gut wie gar keine Zeit brauche. Der schnellste Sturmwind geht in einer Secunde 120 Fuß weit. Er braucht fast sieben Stunden Zeit, um von Dresden nach Paris zu kommen. Die Redensart: „Geschwind wie der Wind", ist also durch den Telegraphen abgeschafft, es müßte vielmehr heißen: „Geschwind wie der Telegraph." K.

Ein Abschiedsgruß an Eduard Devrient.

Als am 15. October vorigen Jahres Eduard Devrient aus seinen dresdner Verhältnissen schied, um die Direction des großherzoglichen Theaters in Karlsruhe zu übernehmen, gab ihm die dresdner Montagsgesellschaft ein Abschiedsfest. Dem nachfolgenden Beitrag zur Erheiterung eines Abends, dem das Bedauern über den Verlust eines ausgezeichneten Darstellers eine fast trübe Stimmung geben mußte, schickt der Herausgeber zur Erklärung einiger Partieen seines Abschiedsgrußes die Bemerkung voraus, daß in der Montagsgesellschaft vorzugsweise auch das philologische Element vertreten ist.

Dem scheidenden Director Devrient —
(Den hier beim Wörterbuch der Brüder Grimm
Betheiligten Anwesenden der Wink,
Daß dieser Name eigentlich de Vrient,
Demnach die idealste Kunstfamilie,
Was kaum zu glauben, vläm'schen Ursprungs ist.)
Genug, ob Devrient ob noch de Vrient,
Von Allen, die dem Freund heut' das Geleite,
Am Grenzstein ihre letzten Wünsche geben,
Ist Vielerlei zu wünschen, soll er nicht
Nach Elbflorenz zurückfichsehnend rufen:
Doch aller Fürstengnade zieh' ich vor
Den stillen Frieden vor dem Plauenschen Thor!
Wohlan! Dem Scheidenden ist denn zu wünschen
Zuvörderst ein kunstliebender Monarch,
Ein Fürst, der sich zum Vorbild auserseh'n
Den Kosmus; nicht verlang' ich den von Humboldt,
Der Kosmus schon von Mediéis genügt.
Sein Herr, erzählt man, ist Soldatenfreund —
Es ist die Mode jetzt bei jungen Prinzen —
Und Straßburgs Wächter muß in Waffen steh'n.

Es freue ſich der Fürſt an Uniformen,
Gewöhne auch die badiſchen Vedetten
An der Franzoſen drohend Plan! Plan! Plan!
Doch von der Bühne jag' er Kataplan,
Der allzu lange mit den ſieben Mädchen
In Uniform zu Karlsruh' gehauſt. Es flamme
Nur edle Blüte aus dem jungen Stamme!

Fürs Zweite wünſchen wir dem Scheidenden
Ein immer holdes Lächeln des Finanzminiſters!
Kein Achſelzucken ſtändiſcher Controle!
Kein grad' im Aufſchwung ſo verdrießliches:
„Das iſt zu theuer, das zu unerſchwinglich,
„So gold'ne Ströme mögen wol in Dresden,
„Die reichen Gagen an der Elbe fließen,
„Wir riefen Sie, mein Herr, um in drei Jahren
„Ein Drittel mind'ſtens am Etat zu ſparen! —"
Woll' ihn die Muſe vor dem Wort bewahren!

Zum Dritten mag den Freund auf ſeiner Bahn
Ein Publicum begrüßen, das zum mind'ſten
Von den bekannten Köpfen ohne Zahl
Des Ungethüms nicht immer alle zeigt.
Vielleicht ſie reduzirt zu jenen ſieben
Der Babylon auf Meiſter Hübner's Bilde!
Freilich — zu Thieren der gewohnten Art,
Wie Naſſ's Naturgeſchichte ſie verzeichnet,
Sinkt nimmermehr ein hohes Publicum.
Vielköpfig bleibt's, der Schweif, die Zunge greulich;
Soeben erſt geſättigt wieder hungernd;
Fraß es was Gutes, gleich nach Beſſerm lungernd;
Und auf den Theſpiskarren da erſt gar
Sträubt's immer wild ſein grimmes Borſtenhaar.
Gibt man ihm Calderon, ſchnaubt es nach Goethe,
Gibt man den Don Juan, nach Zauberflöte.
Und unter all dem Claſſiſchen, da wett' ich,
Spricht murrend das Parterre: Viel lieber hätt' ich
Ein altes deutſches Stück! Und frägt man nach:
Iſt das vielleicht Otto von Wittelsbach?
So hört in Weimar, München und Karlsruh'
Man ganz gewiß: Ein Stück von Kotzebue.

Zum Vierten die Acteurs... Doch will ich lieber
Das Schrecklichſte zur beſſern Fünf verſparen.

Zum Vierten denn ein freundliches Glückauf,
Gedrucktes und Geſchriebenes betreffend!
Die Preſſe ſei ihm hold und jeder Abend,
Wo er ein Stück vom Stapel läßt, er werde
Von der Kritik ihm lieblich nachgeſäuſelt!
Die Dichter ſeh' ich hoffnungsvoll um ihn
Sich ſcharen, Luſt-, Schau-, Trauerſpielbewehrt,
Doch nicht mit Nachedolchen im Gewand,
Wenn ſich ein ſchmerzliches: „Nicht angenommen!"
Von des Directors Lippe ſchleichen muß!
Er finde Mittel, William Shakſpeare wieder
Aus irgend einem deutſchen Ei zu ſchälen!
An Hennen, die ſich melden, wird's nicht fehlen.
Gelingt es nicht, ſo iſt ſchon viel gewonnen,
Wenn bei dem Freund ſich Epigonen ſonnen.
Der Bühnenlenker kommt der Kunſt zu Gute,
Der ſelber weiß, wie Dichtenden zu Muthe.
Ich ſinne, was er Alles ſchaffen könnte,
Und wüßte viel, was man den Muſen gönnte;
Einſtweilen von den Träumen, Wünſchen, Grillen
Mag ſchon genügen, was ich ganz im Stillen
Hier unter uns zu ſagen mich nicht ſchäme:
Viel Honorar, wo möglich die Tantième.

Doch nun zum fünften und zum letzten mal
Was iſt dem Freund von Herzen nicht zu wünſchen!
Du künſtleriſche Künſtlerwelt der Künſtler!
Ihr Tänz- und Sänger! Säng- und Tänzerinnen!
Ihr Bäſſe, Barytöne und Tenöre!
Ihr Väter, Mütter, Anſtandsdamen, Lieb-
Und Rollenhaber aller Art und Fächer!
Wenn einſt in alter Griechenzeit die Schiffe
In See zu ſtechen ſich gerüſtet, muthvoll
Ein Angehör'ger oder theurer Freund
Des ſchwarzen Pontus Schrecken nicht bedachte,
Unwirthbar Land und wilde Läſtrygonen
Zu grüßen ging, ſo hoben ſeine Freunde
Die Hände zu den ew'gen Göttern auf
Und miſchten in die Opferbüſte Wünſche
Aufwirbelnd mit dem Wohlgeruch, wie dieſe:
Poſeidon! Hab' Erbarmen! Bann' im Meere
Sirenen, die Cadenzen ſingen, trillern,
In Lucia von Lammermoor entzücken,
Nachtwandleriſch mit Engelſtimmen flöten,
Die Seele kindlich an den Lampen zeigen, —
Doch hinterrücks fiſchfloſſig Volk, mit Schuppen
Die Einen, Andre vogelkrallig, grauſe,
Harpyen, ringsumgeben immerdar
Von menſchlichen Gebeinen, unter denen
Theaterdirectoren unverkennbar!
O hüte ihn, Poſeidon, vor Gorgonen,
Den trag'ſchen Müttern, ſchnaubenden Medeen,
Die mit dem Dolch auf die Contracte zeigen
Und paragraphenweiſe in der Wuth,
Wenn mindeſtens nicht wöchentlich ein Stück
Von ihrem Repertoir die Straßenecken
Beliebt, den unglückſeligſten Abſyrtos
Zerſtückeln! Hüte ihn vor Lamien,
Vor alten Keiferinnen Hekate's,
Liebhaberinnenmüttern, die wie Baubo
Im zweiten Theil des Fauſt (und ungeniter
In Intendantenzimmern) grauenhaft
Die anmuthvollſte Grazienblöße zeigen!
O hütet ihn, ihr Himmliſchen, den Wand'rer,
Wenn endlich er das Land beſteigt, das Ufer,
Wo er ſein golden Vließ ach, oft Barbaren,
Wie Drachenſchrecken erſt die gold'nen Aepfel
Der Hesperiden abgewinnen muß!
Die Fährlichkeiten wird der Freund beſiegen
Wie Jaſon ſie beſiegte und Herakles.
Doch ewig unbeſiegbar drohen ihm
(Und gegen dieſe kämpfen Götter ſelbſt,
Wie Schiller ſchon geſagt, vergebens!) die Völker.

Die fabelhaft'sten aus der Odyssee
Und wiederum zu seh'n nur auf der Bühne,
Bei Proben, Regisseursberathungen,
Die Völker mit dem Kopfe unterm Arm,
Die Schrecklichen, die mit dem Magen denken,
Die Mauernbrecher mit gehörnter Stirn,
Die Misgestalten, die auf Händen gehen,
Die Sprecher mit der Gurgel, Athemschöpfer
Aus Lungen, die man beinah' sehen kann,
Maschinen, Mnemosynen für die letzte
Von allen Musen haltend, da sie doch
Die erste, hölzerne Figuren, die
Vom unterird'schen Kasten des Souffleurs
Erst Luft und Leben athmen — Herodot
Sah bei den schwarzen Aethiopen nicht
So wunderliches Volk, als unserm Freund
Auf seiner Lebensbahn begegnen wird!

Ihr ew'gen Mächte! Härtet ihm Geduld
Und gebt ihm Schultern, Menschliches zu tragen!
Wer sich bezwingt, dem heftet Götterhuld
Der Kränze schönsten an den Siegeswagen.

Der Besitz einer Bibliothek.

An keinem sachlichen Besitze dürfte so sehr die Unendlichkeit des Geistes zu erfahren sein als an dem Besitze eines guten Buchs. Jeder Besitz gewährt schon an sich mehr Ruhe des Gebrauchs als Das, was man nur leihweise an sich gebracht hat. Durch den Besitz erst erhält man Muße, um frei zu schalten. Aus dem Besitze erst entsteht allmälig der Hausstand. Zu jedem geordneten Hausstande sollten gute Bücher gehören. Ein gutes Buch will wieder und wieder gelesen sein. Nach jedem Zeitverlauf faßt man es anders auf; denn die Eindrücke, welche die Zeit gebracht hat, wirken nach und schärfen die Auffassung. Nicht die Zahl, wol aber die Wahl der Bücher ist von unerschöpflichem Ertrage. Es gehört zur Reform unsers deutschen Familienlebens, den Besitz einer gewählten Bibliothek jedem geordneten Hauswesen zur Pflicht zu machen. Es ist vielleicht keine müßige Anmerkung, daß die Bibel schon dem Ausdrucke: Bibliothek entgegenkommt. In der Bibliothek, als einem ererbten und erweiterten Heiligthume, müßte der Familiengeist sich zum Weltgeist erweitern. Man müßte es einer deutschen Familie ebenso sehr verdenken, blos aus einer Leihbibliothek sich die Nahrung des Geistes zu holen, wie man es ihr mit Recht verdenken würde, wenn sie täglich aus einem Gasthause äße, statt sich fröhlich zum Genusse des Selbstbereiteten um den Familientisch zu sammeln. Das Lesen aus den Leihbibliotheken hat etwas Nomadenhaftes. Der Nomade hat noch keinen geordneten Hausstand, weil er noch keinen Bodenbesitz hat. Wenn der Cultus der Literatur von früh auf auch in der Familie begangen würde, wenn man so den großen Beruf des Schriftstellers und die Bedeutung der Presse schon früh auch in der Familie zur Erfahrung brächte, so erlebten wir bald ein Geschlecht, welches geistige Kräfte entwickelte, deren Möglichkeit jetzt noch wie Fabel klingt.

Alexander Jung.

Anregungen.

Das Bedürfniß des Glaubens.

Die Nebelbilder von Siegmund und Rohde suchen bekanntlich die verschiedenen Perioden der Erdbildung nach den Forschungen Cuvier's, Humboldt's, Bischoff's u. s. w. zu veranschaulichen. Eine gutstilisirte, kräftigvorgetragene Erläuterung gibt dabei den Ergebnissen wissenschaftlicher Vermuthungen schon den Charakter einer unwiderleglichen Beweisführung; doch der Eindruck, den sowol diese geologische wie die spätere astronomische Partie der Schaustellung hervorbringt, ist ein entschieden erhebender und befruchtender.

Als kürzlich eine Dame diese Schattenbilder an sich vorüberführen sah, gerieth sie bei den Behauptungen des Erläuterers und der Tendenz der Bilder selbst in eine unbeschreibliche Aufregung. Die Erde hatte sich aus einer Feuermasse eine Kruste, ihre Rinde, gebildet, die Grauwackenperiode begann, einzelne unheimliche Thiergestalten wurden für die ersten Bewohner

der Erde ausgegeben. Da hielt es ihr Gefühl nicht länger. Sie brach laut in dieselben Verwünschungen aus, die in Mainz und Freiburg bekanntlich das Verbot dieser Darstellungen zur Folge gehabt haben. Wie man wagen könne, so etwas in christlichen Ländern zur Schau zu stellen! Wie man Cuvier und Humboldt höher schätzen könne als die Bibel! Wie man von Millionen Jahren reden könne, wo die heiligen Urkunden nur von sechs Tagen sprächen! Man hatte alle Mühe, sie zu beruhigen. Ihr Unwille stieg von Bild zu Bild. Endlich bekam die Erde sanftere Formen. Der mit grellem Höllenroth bezeichnete Granit verlor sich immer mehr, die Vulkane hatten ausgebrannt, die wenigen, die noch rauchten, wurden nach Humboldt's sinniger Anschauung die Sicherheitsventile der Erde genannt, der Elefant brachte wenigstens die Welt, wie sie jetzt ist, in die nächste Empfindung und Anerkennung wieder. Die Bilder der Herren Siegmund und Rohde machen bekanntlich einen sehr gewaltigen Sprung von der untergegangenen kolossalen und plumpen Thierwelt zu einer anmuthigen und malerisch gedachten Gruppe der ersten Menschen. Die Bestrebung der Natur, endlich den Menschen hervorzubringen, hätte jedenfalls auch in den Formen dargestellt werden müssen, die der menschlichen Gestalt wenigstens äußerlich verwandt sind. Aeußere Rücksichten mögen die Schattenkünstler bestimmt haben, diese genetische Entwickelung, etwa die Annahme einer präadamitischen Menschenwelt mit geringerer Intelligenz (nach den Sagen aller Völker), zu unterlassen. Wie aber nun endlich in grünen Waldesschatten und auf Blumenauen die ersten Menschen sichtbar wurden, brach die Dame, von der wir erzählen, in Thränen aus. Sie hatte die Welt wieder, der ihr Herz, sie selbst und ihr Glaube angehörte.

Diese Thränen eines kindlichen und gläubigen Gemüths waren nicht die Folge einer endlichen Erlösung vom Drucke der schmerzlichsten Spannung; sie waren nicht der Ausdruck der Freude allein über die endlich siegreich hervorbrechende Wahrheit des ersten Menschenlebens, das die Bibel schöner als alle Urkunden der Völker und Zeiten uns erzählt; diese Thränen waren der Ausdruck des Schmerzes über den Verlust einer Jahrelang liebgewesenen Vorstellung. „Die schöne Welt! Sie ist zerstört!" Ein Faustisches Wehe! Wehe! ergriff ihre ganze eigene Seele. Sie dachte nicht mehr daran, diese Bilder verboten zu wünschen. Sie weinte nur, weil sie sich gewöhnen mußte, sich in die Annahmen der Wissenschaft und in die Prüfung unserer Traditionen zu finden.

Wenn all unsere Intoleranz darauf hinauskäme, dem Beispiele dieses edeln Gemüths zu folgen!

Zur Lehre von der gesellschaftlichen Unterhaltung.

Unerquicklich ist der Streit mit Menschen, die nur vertheidigen, was sie einmal sind und was sie schon lange waren und was sie noch lange bleiben wollen. Wo man nicht hoffen kann, durch einen Streit Meinungsgenossen zu gewinnen, vermeide man lieber jede Debatte! Sie regt nicht an, sondern verstimmt nur.

Die Auswanderung.

Zweimalhunderttausend Menschen verlassen jährlich den deutschen Boden! Welch ein Verlust an Arbeitskraft und an Capital! Nicht die Armen gehen nach Amerika, sondern die Besitzenden. Noch mehr; wie wird in Denen, die zurückbleiben und die folgen würden, wenn sie könnten und die folgen werden, wenn sie können, der Sinn für vaterländisches Leben, Wirken und Hoffen zerstört! Ganze Länderstrecken Deutschlands sind heimischer und geistig orientirter am Missouri als am Neckar und an der Donau. Wir sind begierig, ob nicht endlich ein Bishierher und nicht Weiter! mit entschiedenstem Nachdruck wird ausgesprochen und alle Erleichterungs- und Werbe-Industrie zur Beförderung dieser Entleerung Deutschlands und der in ihrem Gefolge befindlichen Herabstimmung unsers öffentlichen Geistes entfernt werden.

Der Aberglaube des Herzens.

Wir denken oft außerordentlich frei und vorurtheilslos über den Begriff: „Gott und die Welt", haben aber eine tiefe, fast abergläubische Scheu vor den räthselhaften Mysterien des Herzens. Auch hat allerdings der sogenannte Zufall oft einen so curiosen Humor, daß wir uns wol auf der Schwäche betreffen dürfen, ihm seine wunderlichen Launen durch die Mäßigung unserer Gefühle und Leidenschaften gleichsam abkaufen zu wollen.

Die poetischen Menschen.

Unbekannte, nie besuchte Stellen des Waldes durchschneidet oft die mathematisch gerade Linie einer neuen Eisenbahnanlage. Solchen plötzlich mit der Welt vermittelten und gleichsam aus einem langen stillen Traume aufgeschreckten Geheimgegenden des Naturlebens gleichen gewisse überraschend zum Vorschein kommende, seltsame und höchst wunderbare Menschen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 24. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Montenegriner.

I.

Eine Fortsetzung der Carnischen Gebirge zieht unter dem Namen der Dinarischen Alpen längs der Ostseite des Adriatischen Meeres hinab. Der höchste Rücken dieser Kette bleibt meistens zehn Meilen weit vom Meere entfernt. Doch wird auch dieser Zwischenraum noch durch eine Menge paralleler Ketten und unsagliches Felsen- und Steingelände ausgefüllt. Am Südost-Ende dieser langen Gebirgsreihen, da, wo sie anfangen ihre Richtung zu verändern und theils zum Balkan nach Osten, theils zu den griechischen Bergen nach Süden auszuzweigen, liegt Montenegro. Es drängen sich hier schroffe Vorberge, die beinahe so hoch sind wie die Hauptkette selbst, dicht zum Meere heran. Die höchsten und am häufigsten genannten Spitzen dieser Vorberge sind der Monte Sella (oder Lowtschen) und der Monte Sutturman. Vom Adriatischen Meere aus, zu dem sie mit ihren schrofften Seiten abfallen, sieht man diese Höhen mit den sie verbindenden Zweigen (eben das Land Montenegro) wie ein kolossales Gemäuer sich aufbäumen. Man gebraucht vier Stunden mühseligen Kletterns, um dieses Gemäuer zu erklimmen. Die schöne, vielverzweigte Bai von Cattaro zieht tief ins Land hinein, bis nahe zu dem Fuße jener Bergmauern hinan. Nach der Binnenlandseite fallen die rauhen Berge etwas allmäliger ab und verlieren sich am Ende in die Ebene, welche das Becken des großen Sees von Skutari umgeben. Zu diesem See neigen sich alle Thäler des Landes hinab, ihm fließen alle seine kleinen Flüsse zu, einige direct, die meisten nachdem sie sich zuvor zu einem größern Flusse, der sogenannten Moratscha, vereinigt haben. Diese Moratscha ist der Hauptfluß, daher sie von den Montenegrinern auch blos Rjeka, d. h. der Fluß, schlechthin genannt wird. Sein Thal geht, von Norden nach Süden das Land halbirend, mitten zwischen der Hauptkette der Dinarischen Alpen und dem Küstengebirge hindurch. Am Südende des Sees fließt er unter dem Namen Bojana bei Skutari wieder hervor und bald darauf ins Meer.

Demnach zerfällt das Land in drei natürliche Hauptabschnitte; erstens in das Küstengebirge zwischen dem See von Skutari und der Bai von Cattaro; zweitens in einen Ab-

schnitt der Dinarischen Hochgebirgskette, an die sich die Montenegriner im Osten heften, und drittens in die Thal- und Flußlandschaften der Moratscha mitten zwischen beiden.

Wer auf der rauhen Oberfläche des Karsts ein wenig bekannt ist, der kann sich, wenn er das dort Geschaute noch etwas vergrößert, leicht einen Begriff vom Anblick des Landes Montenegro machen, denn die ganze orographische und geologische Beschaffenheit bleibt vom Karst durch ganz Dalmatien hinab bis Albanien so ziemlich dieselbe. Durchweg derselbe wilde Höhlen- und Trümmerkalk. Auf Schritt und Tritt Felsen- und Steinknorren wie Drachenzähne. Es sieht aus, als ob die bergbauenden Titanen außer ihren großen Pflugmaschinen, mit denen sie die Thäler ausgruben, noch weitere kleine Schaufeln, Eggen und Hacken genommen hätten, um damit Weg und Steg auch en détail zu verderben. Selbst auf dem Boden, den die Leute Thalboden oder Fläche nennen, kann man fast keinen Schritt thun, ohne Hals und Bein zu riskiren. Wackelnde oder festwurzelnde Steinklötze sind in allen Richtungen zerstreut und das ganze Land sieht mit einem Worte wie eine zertrümmerte Festung aus. Es gibt hier eben solche trichterartige und mit etwas anbaufähigem Erdreich gefüllte Löcher wie in der Oberfläche des triestiner Karsts, eben solche langgewundene Höhlen, eben solche sich im Boden verlierende Gewässer, die plötzlich aus irgend einem Souterrain in schäumenden Wasserfällen wieder ans Tageslicht treten. Im Ganzen herrscht aber ein solcher Mangel an Wasser und Quellen, daß man oft froh ist, in einem Steinloche etwas Regenwasser angesammelt zu finden. Auch die Vegetation in Montenegro ist ebenso wie auf dem Karst. Alle Berge sind nackt und kahl, nur an geschützten Stellen hier und da etwas grünliche Waldung. Aber die tiefern Thäler nach dem See von Skutari hinab sind buschig und begrast. Daher wäre es auch eine falsche Vorstellung, wenn man glauben wollte, daß das Land seinen Namen „Schwarz-Berg" etwa wie unser Schwarzwald von dem Anblick finsterer Tannenwaldungen empfangen habe. Die wenigen Waldungen, die es gibt, sind sehr helle und freundliche Laubgehölze, meistens Buchen. Auch die Felsen selbst haben nichts weniger als eine dunkle oder schwarze Farbe. In der Sonne scheinen ihre Zinnen und Gipfel eher grauweißlich oder glühen purpurroth am Abend und Morgen. Dennoch heißt das Land in allen Sprachen „Schwarzberg", im Slawischen Tschorna Gora, im Türkischen Kara-dagh, im italienischen oder vielmehr im venetianischen Dialekt*) Monte negro, was alles Dasselbe bedeutet. Der venetianische Name ist der bei allen Westeuropäern angenommene. Die Slawen nennen überhaupt Alles „schwarz", was wild, wüste, garstig und böse ist, dagegen sie Alles, was gut, schön und lieblich ist, „weiß" nennen. Monte negro heißt daher etwa so viel als die wüsten oder schrecklichen Berge.

Man kann schon nach dem soeben Gesagten denken, daß das Land sehr wenig Hülfsmittel besitzt. Die Montenegriner sind arm. Ihre Armuth ist eine der Hauptstützen ihrer Freiheit. Weil sie wenig zu verlieren haben, genügsam und abgehärtet sind, konnten sie es bei türkischen Einfällen länger in der Wildniß aushalten und waren auch weniger um die etwaigen Zerstörungen in ihren Dörfern besorgt, als sie dies im entgegengesetzten Falle gewesen sein würden. In der Hauptsache sind sie ein Hirtenvolk. Schweine, Schafe und Ziegen, welche selbst von den unzugänglichsten Felsen die einzeln versteckten Kräuter zu erbeuten wissen, und hier und da etwas Rindvieh, machen ihren Hauptreichthum aus. Doch treiben sie auch Ackerbau, wo sich Gelegenheit bietet. Die kleinen mit etwas Erde gefüllten Trichterlöcher in der Erdoberfläche, von denen ich oben sprach, sind alle angebaut mit Rüben oder Gerste oder Kartoffeln. In den untern Theilen am See haben sie auch Bienenzucht, Garten- und Weinbau. Ihre Kartoffeln, die der vorvorige Wladika einführte, sind so gut, daß sogar nach Triest zuweilen kleine Quantitäten davon auf den

*) Denn im Italienischen müßte es Monte nero heißen.

Markt gebracht werden. Ebenso holen sie aus der Moratscha und dem See von Skutari auch Fische, die von Cattaro aus versandt werden. Auch bringen sie Felle, Holz und einige andere Gegenstände von ihren Bergen nach Cattaro auf den Markt und sie machen zuweilen mit ihren kleinen Pferden mühselige Reisen über Stock und Block, um für ihre winzige Ladung gesammelten Gestrüpps 2 oder 2½ Zwanziger zu lösen. Am meisten beklagen sie es, daß die Natur nicht Salpeter und Schwefel in ihrem Lande wachsen ließ. Denn nach Pulver haben sie einen beständigen und unersättlichen Hunger. Nicht Gold, sondern Schießpulver ist bei ihnen der Nervus rerum. Und wenn man einen montenegrinischen Bettler auch mit klingender Münze schon reichlich lohnte, so nimmt er doch noch hinterdrein den Hut ab und bittet, ob man ihm nicht gütigst eine Patrone schenken wolle.

Die Anzahl der Einwohner des Landes wird sehr verschieden angegeben. Natürlich, weil sie Niemand gezählt hat. Der verstorbene Vladika meinte, es wohnten etwa 100,000 Menschen in seinen Landen und darunter seien etwa 20,000 Waffenfähige.

Die Montenegriner gehören wie die Bewohner Bosniens, Serbiens, Dalmatiens und der Herzegowina zu einer großen Abtheilung der slawischen Völkerfamilie, welche man die Südslawen zu nennen pflegt. Diese Slawen nennen sich selbst den serbischen oder illyrischen Stamm. Sie reden alle denselben slawischen Dialekt, nämlich den serbischen, haben ganz dieselbe hohe und schöne Körpergestalt, dieselben Sitten, dasselbe Blut und denselben Geist. Ebenso gehören auch dem Blute und dem Geiste und der Sprache nach die slawischen Bewohner Slawoniens, Kroatiens, Syrmiens, der östreichischen Woiwodina und des Banats mit den Montenegrinern zu demselben Stamme. Die Verschiedenheiten zwischen allen diesen Slawen sind nur äußerst gering und man kann sagen, daß zwischen der Drau und dem Adriatischen Meere von der Umgegend von Triest bis in die Nähe des Südendes dieses Meeres ein und dasselbe Volk wohne. Wer in der Richtung von Wien nach Triest reist, begegnet im südlichen Steiermark und in Krain den ersten Vettern oder Brüdern der Montenegriner. Die dortigen Bauern haben ganz das Wesen der Montenegriner, und man dürfte nur Weniges in ihrem Costüme, ihrer Sprache ändern, um sie den Montenegrinern gänzlich gleich zu machen. Wer von Wien nach Pesth auf der Donau hinabfährt und bei dem Städtchen St.-Andre oberhalb Pesth aussteigt, kann dort die ersten Brüder der Montenegriner finden. Denn dieses Städtchen enthält unter einem griechischen Bischofe die nördlichste Colonie, welche die Serbier an der Donau gestiftet haben. Von da an werden die serbischen Colonieen immer dichter bis nach Belgrad hinab, wo man sich schon mitten in Serbien befindet. Von da südostwärts ist Alles mit Serbiern bis nach Macedonien und fast bis an die Thore von Salonichi und an das Aegeische Meer voll. Es ist ein Stück Land von mehr als 120 Meilen Länge und von großer Breite. Der Leser kann sich demnach denken, wie weit in die Türkei und auch in Oestreich hinein die Sympathieen gehen, die für den Kampf der Montenegriner erwacht und rege sind. Von Triest bis Skutari, von Pesth bis Thessalonich schlagen viele Herzen für die Sache der Montenegriner, die sie in demselben Grade als ihre eigene Sache betrachten, wie wir Deutschen vor einiger Zeit das Recht unsers Schleswig-Holsteins.

Fast in allen Perioden des Mittelalters und der Neuzeit zeigt uns die Geschichte die serbischen Stämme seit ihrem ersten Auftreten in politischer Zersplitterung und Uneinigkeit. Sie lebten fast immer in viele kleine Staaten, freie Gemeinden, Fürstenthümer und Provinzen vertheilt, oft mehr oder weniger selbständig, oder als Unterthanen der benachbarten Staaten: des byzantinischen Kaiserthums, des ungarischen Königreichs, der venetianischen Republik, und später des türkischen Sultanats und des östreichischen Kaiserthums. Nur einmal um die Mitte des 14. Jahrhunderts waren unter dem großen serbischen Könige und Kaiser Stephan Duschan wenigstens die meisten dem serbischen Stamme an-

gehörigen Völker zu einem politischen Ganzen vereinigt. In neuerer Zeit haben sich zwei Mächte ganz allein in sie getheilt: Oestreich und die Türkei.

Die am tiefsten eingreifenden Unterschiede begründet bei den Serben die Verschiedenheit der Religion, Unterschiede, die sich bei ihnen wie bei allen Slawen fast so groß und nachdrücklich zeigen wie anderswo Stammes-, National- und Sprachverschiedenheit. Einige große von Serben bewohnte Länderstriche (Kroatien, Slawonien, das dalmatische Küstenland ꝛc.) wurden für den Papst und die römische Kirche gewonnen; für sie wurden auch durch lange fortgehende Anstrengungen und Missionen in Bosnien, der Herzegowina und dem eigentlichen Serbien selbst Proselyten gemacht, die dann mit dieser Religion für ihre Schriftsprache auch das westeuropäische Alphabet annahmen. Die Hauptmasse der südlichern und östlichern Serben blieb bei der griechischen Kirche, der sie in alten Zeiten alle zufallen zu sollen schienen. In den von den Türken eroberten Provinzen wurde aber der Adel des Landes mohammedanisirt, und dieser, obwol von slawisch-serbischem Geblüt und auch Serbisch redend, ist damit dem Nationalinteresse gänzlich entfremdet. In den serbischen Strichen, welche später die Venetianer und dann die Oestreicher zurückeroberten, sowie auch in dem in der Neuzeit freigewordenen Fürstenthume Serbien mußten dann alle mohammedanischen Slawen wie die Osmanlis selbst das Land verlassen. Einige, die sich zum Christenthum zurückbekehren ließen, blieben. Auch in den von den Montenegrinern bewohnten Strichen hatten die Türken bei ihrem Eindringen ins Land viele Proselyten für den Propheten gemacht. Doch war auch hier die Hauptmasse des Volks, wie im übrigen Serbien, griechisch-christlich und stand unter dem griechischen Bischofe von Diocletia, einem Städtchen am See von Skutari. Als einmal, es war am Ende des 17. Jahrhunderts, einer dieser Bischöfe von Diocletia von dem türkischen Pascha von Skutari mit grausamem Tode bedroht wurde (man glaubt, es sei auf Anstiften katholischer Albanesen geschehen), da flüchtete er in die Berge und es erhoben sich die christlichen Bewohner seines kleinen Sprengels (im Jahre 1703) zu seinem Schutze und bildeten eine Verschwörung zur völligen Ausrottung der Mohammedaner. Alle Anhänger des Propheten, seien es Osmanlis oder Slawen, Stammesfeinde oder Verwandte und Brüder wurden in einer Nacht überfallen und wurden entweder ums Leben gebracht oder mußten das Kreuz nehmen, und hiermit beginnt denn die eigentliche neuere Geschichte von Montenegro, auf die ich nun einen flüchtigen Blick werfen will.

Zwar hat es wol ohne Zweifel in den Bergen und Thälern dieses Landes nicht nur seit den ältesten Zeiten Bewohner, sondern auch freiheitliebende und ihre Unabhängigkeit mit mehr oder weniger Glück behauptende Bewohner gegeben, und es sind dieselben nicht erst, wie Einige haben glauben machen wollen, in Folge jener Bluthochzeit bevölkert worden. Die Montenegriner behaupten, einige ihrer Gemeinden oder Dorfschaften der höhern Regionen hätten dort von unvordenklichen Zeiten her frei gelebt, und haben auch selbst noch in diesen letzten Tagen die türkischen Paschas versichert, daß dieselben sogar nach den großen Schlachten auf dem Amselfelde (1389 und 1447), in denen ganz Serbien Schiffbruch litt, den Türken nicht tributär geworden seien. Unter der Anführung eines flüchtigen serbischen Helden Zwo bildete sich hier ein Herzogthum oder eine Wojewodschaft „Zenta" genannt, die etwa dem heutigen Montenegro entspricht. Die Fürsten von Zenta (von dem alten Montenegro) starben aber allmälig aus und wanderten in Folge innerer und äußerer Unruhen nach Venedig. In den untern Partieen des Landes, in den breitern Thälern und am See herum schlichen sich allmälig Türken des benachbarten Paschas von Skutari ein, mohammedanisirten zum Theil die Bewohner derselben und machten sie dem besagten Pascha tributpflichtig. Ihre geistlichen Oberhäupter (Bischöfe) residirten, wie noch jetzt viele griechische Bischöfe, mitten unter den Türken unten am See, bis, wie gesagt, einer derselben etwa um das Jahr 1700 von den Türken so bedroht

und beleidigt wurde, daß jene montenegrinische **Vesper** die Folge davon war. Durch sie wurden eine ganze Menge benachbarter Thäler bis an den See von Skutari hinab von den Türken gesäubert und ungefähr derjenige Thäler- und Bergecomplex, welcher noch jetzt das Gebiet des kleinen Staats bildet, für ein unabhängiges, sich selbst regierendes Bisthum (das neuere Montenegro) erklärt. Der Bischof verlegte seinen Sitz vom Ufer des Sees in das Herz des Landes in das am höchsten gelegene Thal von Cettinje und in das dort schon seit alten Zeiten bestehende Kloster gleiches Namens. Seit dieser Zeit nun bis auf den heutigen Tag herab hat zwischen den Montenegrinern und Türken ein beständiger Kriegszustand geherrscht, der nur durch kurze, selten einige Jahre gehaltene Friedensschlüsse oder Waffenstillstände unterbrochen wurde. Für gewöhnlich gab es nur kleine Scharmützel und Ueberfälle von beiden Seiten. Türken und Montenegriner waren beständig gegeneinander bewaffnet, und stets voreinander auf der Hut pflügten sie sogar ihre aneinandergrenzenden Felder mit dem Schwerte an der Seite und mit den Pistolen im Gürtel. Zuweilen entstanden bei einzelnen Vorfällen weitergreifende Mißhelligkeiten und dann zogen wol die Paschas von Skutari, wenn sie nicht eben anderweitig beschäftigt waren, mit größern Armeen gegen die Montenegriner, die sie als Rebellen und namentlich als Abtrünnige von ihrem Paschalik Skutari betrachteten, heran. Zuweilen thaten sie dies in ihrem eigenen Namen ohne den Sultan von Stambul viel zu fragen, zuweilen von diesem dazu beauftragt.

Im Laufe des vorigen Jahrhunderts ist dies mehr als zehn mal geschehen und es sind dabei mitunter türkische Heere auf die Beine gebracht, die so viele Soldaten zählten als das ganze Ländchen Einwohner besitzt. Die türkischen Seriaskier (so z. B. Achmed Pascha 1712, Duman-Pascha-Kiuprili 1714) durchzogen mit ihren zahlreichen Scharen sengend und mordend die untern Thäler, endigten aber meistens ihre Feldzüge, ohne die höhern Gebirgsgegenden zu erreichen, mit Niederlagen. Mehre Oberfeldherren verloren dabei selber das Leben und Heere, deren Stärke zuweilen auf 100,000 Mann angegeben wird, wurden dabei aufgerieben oder zur Flucht und Auflösung gezwungen. Sogar wenn die Türken die Hauptburg der Montenegriner, ihr Gebirgscentrum Cettinje erreichten und das dortige Kloster zerstörten (wie dies z. B. bei dem Feldzuge von 1714 geschah), so half ihnen dies doch zu Nichts. Mangel an Lebensmitteln, der hinter jedem Fels- und Berggipfel fortgesetzte Guerrillaskrieg der Montenegriner nöthigte sie dennoch wieder, die errungenen Vortheile aufzugeben. Die Montenegriner richteten ihre ärmlichen Wohnungen leicht wieder ein; scharten sich wieder um ihren Vladika und führten ihr altes unabhängiges Hirten- und Räuberleben fort wie zuvor, ohne dem Sultan Haradsch (Tribut) zu bezahlen.

Der letzte dieser großen Feldzüge der Türken gegen Montenegro war der des bekannten Mahmud-Pascha, Vezirs von Skutari, am Ende des vorigen Jahrhunderts. Dieser Pascha, selbst ein Rebell gegen die Pforte, deren Heere er mehre male geschlagen hatte, zog zwei mal in demselben Jahre (1796) mit einer Armee von 30—40,000 Mann gegen die Montenegriner an, um sie seiner Oberhoheit zu unterwerfen. Beide male wurde er aber umzingelt und in die Flucht geschlagen. Beim zweiten male verlor er selber das Leben und sein von den Montenegrinern erbeuteter Kopf wurde in Cetinje noch bis auf die neueste Zeit als die glorreichste Trophäe aufbewahrt und gezeigt.

Seit dieser Zeit sind die Montenegriner bis auf den von uns jetzt erlebten Feldzug Omer-Pascha's nicht mehr von großen türkischen Armeen bedroht worden, obgleich allerdings kleine Kämpfe und Kriege sich noch häufig wiederholten und Scharmützel und Streifzüge von beiden Seiten, wie gesagt, etwas Alltägliches waren. Da die Türkei die Unabhängigkeit, welche Montenegro factisch genoß, nie anerkannte, da die Grenzen des Ländchens nie fest bestimmt wurden, so waren dergleichen Grenzstreitigkeiten unvermeidlich.

Mehre kleine Punkte am See von Skutari, z. B. zwei kleine Inseln in diesem See und der Felsen der an sich höchst unbedeutenden und winzigen sogenannten Festung Zabliak wurden als seit alten Zeiten ihren Bischöfen gehörig bald von den Montenegrinern überrumpelt und besetzt, bald wieder als ihnen unentbehrlich von den Türken erobert und befestigt. Namentlich war die kleine Festung Zabliak in den letzten Jahren bald in den Händen der einen Partei, bald in denen der andern. Zuletzt waren die Türken Herr derselben geblieben und da nun am Ende des vorigen Jahres die Montenegriner sich wieder in Besitz setzten, so wurde dann aus diesen geringfügigen Streitigkeiten um den Steinklumpen von Zabliak einmal wieder ein großer Ernst. Obgleich die Montenegriner ihre Beute fahren ließen, so schien doch den gereizten Türken die Zeit günstig und sie beschlossen, ihre alten halbverrosteten Rechte mit aller Macht geltend zu machen.

Während wir erwartungsvoll dem Ausgange dieses neuesten Kampfs zusehen, die Einmischung Oestreichs und Rußlands erwarten und wol gar hier und da der Vermuthung Raum gegeben finden, daß dieser Kampf in Montenegro das Vorspiel der großen Katastrophe der orientalischen Frage sein könnte, müssen uns die Eigenthümlichkeiten der Montenegriner von doppeltem Interesse sein und heben wir deshalb noch einige derselben in einem zweiten, demnächst folgenden Artikel hervor.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Eine Novelle aus Centralamerika.

Drittes Capitel.

Encarnacion.

Mit welchem Gefühle mochte Rosita Encarnacion's Gegenwart empfinden, als ihr Bewußtsein wiederkehrte! Sie, die in ihrem Innern uneins gewesen, ob sie Usorio für ledig aller Schuld halten dürfe, war durch den plötzlichen Angriff Chico's, den sie auf sich gerichtet glaubte, erschreckt zurückgesprungen. Als sie aber Usorio angefallen und diesen mit gezogenem Messer Chico entgegentreten sah, die beiden einzig möglichen Räuber ihrer Kinder im Kampfe gegeneinander begriffen, überfiel sie plötzlich der Gedanke, es sei göttliche Schickung, welche diese Männer einander gegenüberstellte, der Unschuldige werde siegen, nur der Schuldige müsse, welcher er auch sei, unbedauert untergehen. Jener plötzlichen Eingebung zufolge, welche in ihrem persönlichen Charakter sowol als im nationalen Glauben an Vorherbestimmung begründet lag, war sie, fest entschlossen, den Ausgang des Kampfs abzuwarten, in der Hütte von heimlicher Furcht bebend in die Kniee gesunken und hielt krampfhaft mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckt. Beim ersten Hülferufe Encarnacion's hastig emporfahrend und hinausfliegend hatte sie Usorio in den Abgrund stürzen sehen. Ihre Liebe zu ihm war zu stark, als daß sie dem Aberglauben huldigend Chico nunmehr von aller Schuld hätte freisprechen dürfen, ihr Verdacht gegen Usorio zu rege und durch den Ausgang des Kampfs erhöht, als daß sie einen Rettungsversuch zu seinen Gunsten gewagt hätte. Erst auf Encarnacion's wiederholten Ruf war sie hervorgetreten, Wahnsinn im Auge, Wuth und Schmerz auf der Lippe. Der Anblick der entstellten Leiche Chico's hatte ihre Sinne bewältigt und bewußtlos war sie in Encarnacion's Arme gesunken.

Als Rosita wieder zu sich kam, war Encarnacion bemüht, sie zu trösten. Nicht daß er in Uebereilung der eigenen innersten Absichten sich selbst in den Vordergrund gestellt hätte. Er kannte in seiner Weise das Herz der Frauen und wußte die wohlthätigen Folgen eines zarten Betragens an geeigneter Stelle zu schätzen. Der Zufall, schien es

nun, hatte Encarnacion herbeigeführt im Augenblicke, als der unselige Ausgang des Kampfs unwiderruflich entschieden war. Er stand Rosita gegenüber im unbescholtensten Rufe. Er hatte sie und ihren Gatten ab und zu, wenn er mit verkäuflichen Landesproducten nach Santo-Tomas hinunterruderte, besucht und manches mal bei ihnen übernachtet, er hatte die Kinder stets freundlich behandelt, ja der ergötzliche Affe und die Papageien in der Hütte, die ihre Freunde gewesen, waren ein Geschenk von ihm, er hätte wenigstens mehre Piaster an den Thieren verdienen können. Dieser Dinge entsann sich Rosita wohl. Encarnacion konnte sich als einen lieben, freundlichen, geselligen Mann darstellen; er war zwar nicht schön, aber was fördert nicht ein guter Charakter das Glück häuslichen Beisammenlebens auch in der Indianerwelt!

Rosita wußte schon am nächsten Tage, wessen sie sich von Encarnacion zu gewärtigen hatte. Ihre Eitelkeit besaß ein scharfes Auge, sie durchschaute Encarnacion's eifrige Dienstgefälligkeit. Sein zartes Benehmen ließ keinen Zweifel aufkommen. Sie gewann ihn zwar nicht lieb, aber bald zog die Trauer und die Gewohnheit ein engeres Band um Beide. Encarnacion war mit diesem Erfolge vorläufig zufrieden. Er übereilte sich nicht. Es galt nur, sich zu beherrschen, um der Beute habhaft zu werden, auf die es abgesehen war. Zwei Tage blieb er, helfend, rathend, sorgend. Dann schützte er seinen Handel vor und entfernte sich. Nach einer Woche kam er wieder. Rosita nahm seine nun offener hervortretende Werbung mit Schüchternheit entgegen. Sie lehnte erst die dritte Ehe, nach so kurzer Witwenzeit, ab. Aber Encarnacion's Freundlichkeit, sein zartes Entgegenkommen machten ihr den Eindruck einer endlich in die Hand einer gewissen Bildung und Civilisation kommenden Zukunft. Dennoch durften die eigenen Besorgungen nicht vernachlässigt werden, und so ungern Encarnacion ging, er mußte sich zu wiederholten malen trennen und blieb dabei gegen Rosita's anziehende Ablehnung seiner Rückkehr und seiner Dienste taub.

Drei Monate seit dem Tage seines Erscheinens mochten vergangen sein. Auf Chico's Grabe wuchs schon hohes Gras. Die Unruhe in Rosita's Seele hatte sich gelegt. Die sinnigerfinderische Liebe Encarnacion's lag wie ein Zaubernetz um sie ausgespannt. Durch die immer wiederholten Besuche hatte Rosita sich gewöhnt, den stets dienstfertigen Mann gern um sich zu sehen, und als sie eines Morgens vor der Hütte beisammen auf einem abgestumpften Baume nach genossener Mahlzeit plaudernd saßen — die Brander an der Feuerstelle dampften noch, daß der Rauch leise vorüberstreichend die Mosquitos ferne hielt, die Vögel sangen ihr Feierlied und ein lauer Wind wiegte die herabhängenden Windenranken und streute die Düfte der Citronenblüte über das Ufer —, da glaubte Encarnacion, daß der rechte Augenblick der offenen Erklärung gekommen sei und in der That, die bleibende Vereinigung wurde beschworen. Es war lange nicht so heiter an diesem Orte hergegangen. Alles schien neu belebt, auch der Affe, welcher sonst melancholisch zusammengekauert vor sich hinzugaffen oder des Abends mit den Mücken zu kämpfen pflegte, schien vor Freude ganz ausgelassen, machte hundert neue Sprünge, pfiff und gurgelte und war erfinderisch in seltsamen Gliederverrenkungen und Grimassen. Die Papageien wurden festlich bewirthet, wenn sie sich anschickten, für ihre alten Rufe: Chico! Chico! und Sorio! Sorio! die neue Abkürzung Nacion! zu sprechen. Alles gackerte, plauderte, schmauste. Nur der Hund, welcher seit dem Tode Chico's weniger gesellig schien, verschmähte die Freude und das Mahl, hielt sich vom neuen Gebieter scheu entfernt und jagte einsam im Walde, aus dem von Zeit zu Zeit sein heiseres Bellen erscholl.

„Hegst du Vorliebe für diesen Ort?“ fragte Encarnacion des andern Morgens Rosita, „da doch deine Verhältnisse zulassen, daß du in ein Dorf oder noch lieber nach Yucatan zögest?“

„Vorliebe?“ erwiderte die Indianerin. „Ich habe nie begriffen, was Chico wollte,

daß er in dieser Einsamkeit sich niederließ. Aber in Yucatan, wo es groß und kostbar leben ist, ginge es nicht."

„Kostbar und groß für dich!" fiel Encarnacion ein. „Ei! Du scherzest wohl. Chico wohnte ja hier des Schmuggelns wegen und — du?"

„Nicht arm, nicht reich bin ich", erwiderte Rosita, „ich habe was ich brauche".

„Wenn nicht reich", wendete Encarnacion ein, „aber dein Vater war Goldwäscher. Euch war die Woge gesegnet!"

„Es ging, wie's gekommen!" sagte Rosita.

Encarnacion summte vor sich hin. Nach einer Weile begann er aufs neue und sprach von Rosita's Vater, dem Goldwäscher. „Ich sehe wohl", sprach er, „die Goldkörner liegen nicht vorm Hause und auf deinen Tischen liegt kein Goldstaub. Aber man weiß schon, Rosita, warum du vor Chico und Usorio immer Heimlichkeiten hattest."

Rosita horchte hoch auf.

„Ja, ja", sagte Encarnacion. „Usorio war Verschwender und Chico ein Geizhals. Deine schönen Korallen kaufte du dir in Yucatan nicht von Chico's Schmuggel. Deine Spange am Arme trägst du nie hier in der Hütte, aber bei der Beichte in Santo-Tomas. Es ist gut, daß eine Frau, die schön ist, sich von dem Erbe ihres Vaters zu schmücken weiß und die Goldkörner vergraben hat."

Rosita sah den Redner erschreckend an. „Du glaubst?" — war Alles, was über ihre Lippen kam.

„Deinem dritten Gatten, Rosita, wirst du nichts verheimlichen? Nicht wahr?"

„In der That, Encarnacion, das stände mir schlecht. Nur nimmt mich Wunder, daß du das Alles glaubst. Die Spange ist kein Gold und die Korallen gehörten schon meiner Mutter."

Encarnacion lachte. Er rückte näher an Rosita, schlang seinen Arm um ihren Leib, zog sie an sich — aber Rosita waren diese Bewegungen wie die einer Schlange. Eine beklemmende Angst überfiel sie. Sie wand sich los. „Encarnacion!" sagte sie mit erstickter Stimme. „Ich habe keine Schätze vergraben."

„Nun beim heiligen Vater von Esquipulos!" brach Encarnacion schon in einer sichtlichen Wallung des Zorns aus. „Das sind schöne Sachen! Du lohnst mich schlecht. Wer wüßte nicht, daß Rosita die Tochter des Goldwäschers ist und ihre Kinder sahen ja oft, daß sie, wenn Chico auf der Jagd war, an den Bäumen heimlich grub und scharrte —"

„Ich?" rief Rosita aufspringend. „Meine Kinder —?" setzte sie stammelnd hinzu.

Encarnacion brach ab. Er sah wohl, daß alle Mühen seiner Beredungskünste jetzt noch vergeblich wären. Er hatte sich schon zu sehr verrathen. Er begann zu scherzen und zu lachen. Rosita, die ein gläubiges Herz hatte und sich nach so vielem Unglück jetzt gern — wie der Mensch einmal ist — mit Gewalt glücklich sehen wollte, folgte ihm wieder erheitert zur Hütte.

Die Mahlzeit ging jedoch nicht so heiter von statten. Zu scharfe Worte waren gefallen. Zu tief saßen diese Spitzen im Herzen. Was wußte Encarnacion von Rosita's Korallen und Spange? Von ihren Besuchen in Yucatan und Santo-Tomas? Hatte er sie schon lange beobachtet? Und die Kinder! Die Kinder hatte er ausgehorcht? Wann? Unter welchen Umständen? Ihre Mutterliebe zwang sie, auf die Kinder zurückzukommen und jetzt sprang Encarnacion, dessen wilde Natur einer langen Verstellung nicht fähig war, auf und sagte:

„Rosita! Geheimniß gegen Geheimniß! Von deinen Kindern weiß ich! Sage du von deinem vergrabenen Schatze!"

Rosita blickte starr. Das Teuflische der ihr gestellten Bedingung aber hörte sie. Nur das Wort: Von deinen Kindern weiß ich! klang in ihrem Ohre. Sie stürzte sich En-

carnacion an die Brust, schluchzte, liebkoste ihn: „Du weißt meine Kinder? Du willst mich überraschen? Hast sie gefunden? Encarnacion!"

„Nun wohl!" antwortete dieser, der die Rolle einer allmäligen Entwickelung nicht durchführen konnte. „Nun wohl! Ich komme auf den Tag zurück, als deine beiden Kinder verschwanden. Du hast den Uebelthäter wohl gekannt, der dein Mutterherz so unmenschlich verletzte. Er hat dir ja nahe gestanden. Nicht Chico, nein, Usorio war der Schuldige! Ich spürte es gleich. Ich schnoberte wie ein Hund. Leider! Die Fährte war Blut!"

„Blut!" schrie Rosita auf.

„Doch. . . ."

„Du quälst mich!" stöhnte Rosita. „Rede! Sie sind todt!"

„Sie leben!" sagte Encarnacion mit Entschiedenheit. „Aber wo? Unter welchen Verhältnissen? Das sag' ich dir, wenn ich an dem Baume stehe, wo du den Schatz deines Vaters vergraben hast!"

Rosita war noch unfähig, sich in die grausame Alternative des Bösewichts zu finden. Sie blieb nur bei der Thatsache: Ihre Kinder lebten! Bald mit Schluchzen, bald mit Lachen warf sie sich Encarnacion an die Brust, halste und küßte ihn: „Sprich! Sprich! Sei barmherzig! Wo sind die Kinder?"

Diese Angstrufe eines gequälten Mutterherzens glitten aber an Encarnacion's Seele wie ohnmächtige Regentropfen vom glänzenden Metalle ab. „Du kennst meine Bedingung", wiederholte er. „Sie ist die einzige, unwiderruflich die einzige, unter der ich mein Geheimniß enthülle. Wo liegen die Schätze deines Vaters vergraben?"

Rosita sah nur die Kinder. „Glaube, glaube mir", sprach sie, „bei der heiligen Jungfrau, bei dem heiligen Gottvater in Esquipulos — ich rede Wahrheit. Es ist nicht anders. Kein Gold, kein Silber, noch irgend ein anderer Schatz, von dem ich wüßte, liegt, wo es auch sei, verborgen. Was ich besitze, du weißt es und siehst es täglich. Nimm es hin! nimm Alles, mit Freuden laß' ich es dir. Was ich an jenem Baume vergraben habe, zeig' ich dir. Es ist von schlechtem Metall ein altes Götzenbild, von dem ich Zauberkünste und Wunder erwartete bei Krankheiten. Das ist Alles".

„Schändliche", fiel ihr Encarnacion ins Wort; „so hast du mich getäuscht, mit deinen Ränken mich gefangen, und nun enthüllst du dich? Deine Kinder sind todt! Ewig todt! Zeige mir den Baum! Vielleicht daß deine Götzenbilder sie wieder ins Leben zurückrufen!"

Rosita, bebend, zum Tode erblaßt, nun im vollen Lichte den Menschen erkennend, dem sie ihr Leben gewidmet hatte, flog aus dem Garten. Ein zwergartiger kleiner Baum wurde als die Stelle angedeutet, von der ihre Kinder gesprochen haben konnten. Encarnacion holte einen Spaten und grub. Er fand bald einen Weidenkorb mit einigen jener alten Götzenbilder, die neben dem Christenthum im Leben der Indianer immer noch fortwirken und in nächtlicher Weile mehr regieren als alle Heiligen des Himmels. Encarnacion wußte längst, daß Rosita dem Zauberer am Vulkan von Agua, einem einsam wohnenden Greise, Wunderkräfte zuschrieb. Er schleuderte die für ihn werthlosen Bilder von sich. Das Ende seiner Rolle war da. Keine Rücksicht, keine Schonung mehr. Die ihm bittend und zitternd nahende gequälte Frau schleuderte er mit einem Ingrimm bei Seite, als wenn er sie mit einem einzigen Wurfe tödten wollte. Sie sank besinnungslos nieder. Der Bösewicht war rasch entschlossen. Er eilte zur Hütte, ergriff einen Feuerbrand, schwenkte ihn, um ihn in helle Flammen zu bringen, steckte ihn in das dürre Palmendach, das in wenigen Augenblicken in wilden knisternden Flammen zum Himmel empor lohte. Die Thiere schrieen, Rosita lag betäubt. Der Hund sprang zum Angriffe an. Encarnacion lockte ihn schmeichelnd an sich und stieß ihm, als er kam, hinterrücks das lange Messer ins Genick. Das Thier sank, röchelte. Die Flammen schlugen hoch. Der Rauch schwärzte den Himmel. Wie Kani

flüchtete sich Encarnacion von der Stelle seiner Verbrechen. Noch einmal blickte er hohnlachend um sich. Im Dämmern schritt er dahin von den Trümmern der Zerstörung. Als Rosita das Bewußtsein wieder gewann und sich aufrichtete, glaubte sie, wahnsinnig zu sein. Wo war sie? Wo war ihr Haus? Was deutete dieser Rauch und diese Asche? Die Indianerin vermochte das Geschehene kaum zu glauben. Sie war auf Schutt und Trümmern. Encarnacion! Es durchschauerte sie, nur dieses Namens zu gedenken.

Viertes Capitel.

Der Zauberer am Vulkan von Agua.

Rosita besann sich. Jedes Wort fiel ihr wieder ein. Sie war ein Opfer der grausamsten Habsucht geworden. Aber mehr. Sie sah ein, nur Encarnacion war der Urheber aller ihrer Leiden. Er hatte die Kinder geraubt, den Mord Ufforio's und Chico's, durch gegenseitiges Anstacheln, verschuldet, sie selbst getäuscht, zur Bettlerin gemacht ... ihre Kraft war gebrochen. Selbst Rache, die im natürlichen Menschenverstande bei solchen Erfahrungen der nächste Gedanke ist, selbst Rache gab ihr keine Fassung. Wie sollte sie den Flüchtling erreichen? Erreichen in einem Lande, dessen Wächter und Ordner weder Macht besitzen, noch Willen zeigen, ihren Pflichten zu genügen? Zeit und Zufall, unermüdliches Forschen konnten ihre einzigen Mittel werden. Ach! sie stand in Verzweiflung. Es war schon Mittag. Einer der seltenen klaren Tage jenes Küstenstrichs. Kein Lüftchen regte sich. Nur das Lied der Cicade erfüllte die Luft mit schrillem Gesange und die Schmetterlinge wiegten von Blume zu Blume den goldenen Fittich und wetteiferten mit dem Kolibri an metallischem Farbenglanze. Unten rauschte der Montagua. Der nahe Tropenwald wehte herüber. Wer ihn in solchen Augenblicken in seinem geheimen Leben und Weben belauschte, der kennt die Zauber der Natur. Alles war schön, schien glücklich um sie her. Der treue Spaßmacher hatte sich geflüchtet und schien sogar kein Futter zu begehren. Die Papageien, die nicht wie die Tauben und kreisende, scheue Hausvögel sich in die Flamme stürzen, saßen plaudernd in den Orangebäumen. Alles war glücklich. Nur Rosita saß verzweifelnd auf den Trümmern ihrer Hütte.

Zwei Tage gingen so vorüber.

Einsam, durch Encarnacion auch des hülfreichen Kahns beraubt, hatte Rosita vergeblich auf Indianerboote gewartet. Es blieb still auf dem Montagua. Sie mußte nun wandern. Die Nahrung fehlte. Der treue Hund war todt. Den lebenden Thieren gab sie die Freiheit, trug sie selbst in den Wald. Sie nahm das Letzte, was ihr noch geblieben war an Habseligkeiten und machte sich auf den Weg in die Ferne. Sie wanderte, um zu Menschen zu kommen. Sie wanderte aber auch von einem unbestimmten Gefühle getrieben, Encarnacion, den Mörder ihrer Kinder und ihres Glücks aufzufinden. Indem sie auf Waldwegen nach Santa-Rosa, einem Minenorte, sich wandte, wo Encarnacion in der letzten Zeit vor ihrer Einigung gelebt hatte, hoffte sie wenigstens Andeutungen über seinen gegenwärtigen Aufenthalt erlangen zu können, oder wollte dort die Ankunft ihres sich vielleicht sicher glaubenden Feindes erwarten. Nach einer mühevollen zweitägigen Wanderung, während dessen sie die klufreichen Gebirge von Kopan überschritt, gelangte sie in die am Talgua-Thalhange gelegenen Ortschaften. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Unverrichteter Dinge setzte Rosita ihre Wanderung flußabwärts bis an die Grenze von San-Salvador fort. Es zog sie nicht nur die Rache, die Sehnsucht nach Hülfe, sondern auch eine geheimnißvoll sie durchschauernde Sehnsucht nach irgend einem Beistande aus dem dunkeln Reiche der überirdischen Gewalten. Der christliche Sinn verklärt sich hier noch nicht zu derjenigen Milde, die das Evangelium in den Sklavenstaaten Nordamerikas zur Unterstützung des Duldens und Entsagens gemacht hat. Als ihr Muth gesunken, die Hoffnung auf

ein Wiederfinden der Kinder schon verloren war, als sie bei Amatitan, in dem Cochenillegarten eines deutschen Ansiedlers, Arbeit suchen mußte, um für die Weiterreise Geld zu verdienen, da gedachte sie aus ihren Reisen, die sie sonst mit Chico und Usorio gemacht hatte, des Zauberers, der an dem Fuße des Vulkans von Agua hauste und Nachts die Gestalt eines Löwen annahm und der die Gegend durchstreifte, alle Geheimnisse der Schöpfung kannte und beherrschte. Mit dem Vollmonde machte sie sich auf, den Zauberer um Hülfe und um Rettung anzugehen.

Die Sonne schwebte schon dem Horizonte zu, als Rosita, von anhaltendem stundenlangen Steigen ermattet, am Fuße des Vulkans von Agua ankam. Eine hochgelegene Hütte, die von dichtem Gesträuch umhegt an drei pyramidalen Bäumen kenntlich war, war die Wohnung des Zauberers. Vor der Thür saß ein junger Indianer, den das Abbalgen einiger Fledermäuse und Vampyre beschäftigte. Ein gezähmter Papagei rief vom Rande des Tisches der Herantretenden einen spanischen Abendgruß: „Buenos noches" zu. Der Indianer blickte auf und wechselte mit Rosita die übliche Begrüßung. Rosita stellte die Opfergabe, einen Korb mit Blumen und in ihnen versteckte Eier von Waldvögeln, unheimlich umherschauend auf den Boden und brachte ihre Bitte um Rath und Beistand vor. „Der Zauberer verrichtet in der Stube seine Abendandacht", hieß es, „ich will unterdessen Eure Bitte entgegennehmen. Wartet bis ich zurückkehre, schaut unverwandt in die untergehende Sonne und übet dabei Eure Andacht!"

Kaum eine Minute verging, als Rosita von einem Geräusch aufgeschreckt wurde. Zwei schwarze mit Gold geschmückte Gestalten schritten auf sie zu: die Eine eine menschliche, die Andere die eines Löwen. In der Entfernung von etwa funfzehn Schritten blieben sie stehen. Der Löwe richtete sich an der Gestalt des Mannes hoch empor und gähnte so laut, daß die Indianerin schaudernd entfliehen wollte. Der Löwe sprach: „Fürchte dich nicht vor mir, sondern vernimm meinen Rath! Wallfahrte hinüber nach Esquipulos, dort findest du Heil! Wandere! Wandere! Esquipulos hilft." Rosita war während des Spruchs bebend in die Kniee gesunken und küßte den Boden. Als sie wieder aufschaute, waren die Gestalten verschwunden. Ein heftiger Erdstoß, von dumpfem Donner begleitet, ließ den Berg erzittern. Der Sonnenball war von dem Horizont gesunken und nur ein glühender Reifen glomm noch auf der schwarzblauen Flut des Stillen Oceans, der sich westlich ausbreitete. Rosita schaute in das Thal und die Ebene hinab. Sie lagen stumm in Finsterniß gehüllt. Von der Küste her wehte eine kühlende Seebrise, die den vom Krater beleuchteten Dampf auf dem Feuervulkane ostwärts trieb. Die Wolke stand in doppeltem Lichte, denn auch die Abendglut, welche die Kugel des Pacaya und des Vulkans von Fuego erglühen machte, glomm auf ihren Wellen. Hinter den scharfen Umrissen der Berge tauchte der Mond in düsterm Nebelroth empor. Aus der matt erleuchteten Rohrhütte tönte leises Klagen und Flüstern. Es waren fremde Laute, die weder dem spanischen noch irgend einem indianischen Idiome angehörten. Rosita gewahrte wieder die Gestalt des jungen Indianers und bald erhob sich vom Boden die stattliche Figur eines weißen Mannes. „Ich treibe dich aus meinem Dienste, Pablo", tönte eine tiefe Baßstimme, welche Rosita an das Gähnen des Löwen mahnte, „wenn du noch einmal beim Vespergebete mich störest. Mit Frauen bleibe fern!" Erschreckt wandte sich jetzt Rosita zur Flucht, denn sie fürchtete die Rückkehr des zwiegestalteten Zauberers. Seine Warnung beflügelte ihre Schritte.

Wunderbar genug, aber sehr erklärlich, daß die heidnischen Zauberer auf christliche Hülfe verweisen. Der Löwe von Agua schickte Rosita zu der christlichen Kirche von Esquipulos. So steht der Aberglaube und die herrschende Religion in bestem Verhältnisse, der eine verweist auf die andere. Würden die Zauberer den Aberglauben von aller Beziehung mit den Priestern und Mönchen lostrennen, so würden sie bald ihre Metamorphosen ausgespielt haben und die Körbe mit leckern Eiern nicht mehr an der Schwelle ihrer einsamen Hütten finden.

Esquipulos ist ein so berühmter Wallfahrtsort in Centralamerika, wie nur in Deutschland Walldüren oder in Polen Czenstochau. Da gibt es Zelte, Buden, Spiele wie bei einem Jahrmarkt. Tausende von Menschen aus allen Theilen Centralamerikas bilden da in verschiedenartigsten Bekleidungen und einfachster Costumlosigkeit eine bunte wogende Menge. Alle Hautfarben vom schwarzen Karaiben und dem kupferbraunen Indianer bis zu den Bewohnern des Hochlandes und den europäischen Einwanderern sind daselbst sichtbar. Weiße Jacken und Hosen, blaue und rothe Hemden und Schürzen schimmern wie Sternschnuppen aus der bewegten Masse. Palmenhütten, Baumwollzelte, Bretterverschläge in mannichfachsten Gestalten schießen da wie Pilze nach dem Herbstregen aus dem Boden und alle erdenklichen europäischen und indianischen Waaren füllen die Räume. England bringt seine Baumwollstoffe, Frankreich Seide und Weine, Deutschland Eisen- und Kurzwaaren, Mittelamerika Lederarbeit und Flechtwerk. Engländer, Deutsche, Franzosen, Italiener, Spanier, Holländer, Belgier mischen sich unter die trotzigen Gestalten wildgelockter Mosquitoindianer, pfiffiger Ladrinos und gewandter Indianer von Yucatan und Honduras, Guatemala und San-Salvador und Nicaragua. Der Waffenstillstand, welcher, eine Ausnahme dort zu Lande, bereits seit zwei Monaten andauerte, hatte Kauflustige und Verkäufer in großer Anzahl herbeigelockt und die Regierung von Guatemala rechnete, die Kriegskosten des vergangenen Jahres so ziemlich durch die Marktsteuer von Esquipulos decken zu können. Vor allem erfuhren die Trinkbuden den lebhaftesten Zuspruch, in denen spanische Weine und Cognac, hauptsächlich aber Rum und Genever, das beliebte geniebra, geschenkt wurde. Durch den wilden Gesang der Zecher und das wüste Marktgeschrei tönten bisweilen ernste Glockenlaute vom Thurme der stattlichen Kirche, in der andächtige Büßer sich drängten. Die reichlich beschenkten Priester ließen auch ihrerseits den reuevollen Sünder an Gaben der Kirche nicht darben, ihre Segenspende war freigebig.

Eine Büßerin nur, die der kluge Zauberer mit ihrem Anliegen an die gesetzliche Quelle geschickt hatte, schien vergeblich am Altar zu knieen. Der Segen des Priesters, der heilende Kuß des schwarzen Christusbildes erleuchtete das Dunkel nicht, welches der Schmerz um ihre Augen hüllte. Zerknirscht und an der Kraft des heiligen Bildnisses und der Weisheit des Zauberers auf dem Wasservulkan zweifelnd, verläßt sie die Kirche. Bekannte und Befreundete, deren mehre aus dem Gewühl der Messe auftauchten, begegnen ihr theilnehmend, erkundigen sich nach ihren Erlebnissen und versprechen hülfreiche Hand zu bieten, wo irgend Gelegenheit sich geben sollte.

Und warum sollte sie nicht? Esquipulos ist der Markt des Lebens! Wer erführe da nicht, was in der Welt geschieht! Verkaufte Kinder? Papageienhändler? Da ist Hülfe und Rath! Ein Deutscher wurde es, der in den Zusammenhang unserer Erzählung mit hülfreicher Hand eintreten sollte.

Unter den Kaufleuten, welche den Markt besuchten, befand sich ein Solcher, Namens Eichwald, von den Indianern schlechtweg Dom Pedro genannt; es war der reiche Besitzer der schon erwähnten Cochenillepflanzung bei Amatitan und einer Cacaoplantage in Soconusco, der Heimat der feinsten Chocolade, eines am Stillen Ocean um die Abhänge der Anden südlich von der früher mexicanischen Provinz Chiapa und nordöstlich von der Provinz Oueſaltenango gelegenen Districts. Dom Pedro, dem man vom Unglück, das die Indianerin getroffen, erzählt hatte, verlangte Rosita zu sprechen. Sie erschien. Nachdem der Kaufmann auf verschiedene Fragen über das Verschwinden der Kinder, über deren Alter und Aussehen, über die muthmaßliche Person des Räubers und über hundert einzelne Umstände sich hatte Auskunft geben lassen, glaubte er auf der rechten Spur sich zu befinden. Dom Pedro hatte nämlich — und Zeit und Umstände stimmten überein mit Rosita's Angaben — ein indianisches Mädchen von einem Mosquitomanne gekauft, der dies für sein eigenes Kind ausgegeben.

Besser, es kommt in meine Hände, hatte der Deutsche gedacht, und erwirbt sich ein freundliches Loos. Weise ich den Kauf von der Hand, entgeht das Kind dem Schicksale doch nicht und kann der gewissenlosesten Behandlung anheimfallen. Daß der Name des Verkäufers, der sich Dom Gonzalo genannt, nicht übereinstimmen wollte, that nichts zur Sache; denn eine Schmarre auf der rechten Wange und das verstümmelte Daumengelenk der linken Hand, deren Dom Pedro sich wohl entsann, zeugten dafür, daß Encarnacion und Gonzalo Eine Person waren.

Dom Pedro Eichwald interessirte diese Angelegenheit nicht allein vom allgemein-menschlichen Standpunkte aus, er hatte die kleine Dolores bereits als eine begabte, geweckte Natur liebgewonnen und war entschlossen, ihr eine gute Erziehung zu geben.

Welch herzerschütternden Freudeäußerungen die Indianerin auf diese Mittheilungen des Kaufmanns sich hingab, bedarf keiner Beschreibung. Verlautete auch kein Wörtchen von Juan, ihrem Lieblinge — ein Kind — ein Trost war gefunden. Kaum vermochte Rosita die Stunde der Abreise zu erwarten. Ihre Dolores wenigstens, die Tochter des so unglücklich geendeten Chico, sollte sie wiedersehen!

Dom Pedro Eichwald sorgte durch seine allseitigen Handelsverbindungen dafür, daß überall in Honduras und Guatemala die Spur Encarnacion's verfolgt wurde. Sichern Nachrichten gemäß, welche am letzten Meßtage ein Kaufmann von Omoa in Honduras mittheilte, war der bezeichnete Mosquitoindianer kurz vor der Abreise des Kaufmanns an Bord einer englischen Goelette als Matrose nach Belize in Britisch-Honduras abgesegelt. Die Geschäfte waren abgeschlossen, Befehle ertheilt und die Reise nach Soconusco wurde unter günstigen Umständen in kaum achtzehn Tagen zurückgelegt.

Und hatte der Zauberer nicht wahr gesprochen? Hatte nicht die Messe von Esquipulos Hülfe gebracht? Dolores war gefunden! Die Mutter drückte das Kind an ihr Herz, weinte und richtete bald ein Gebet an die Heiligen des Himmels, bald eins an den schwarzen Löwen vom Vulkan zu Agua. Die Mittheilungen der kleinen Dolores bestätigten den Verdacht gegen Encarnacion im weitesten Umfange und der Schmerz um den zweiten noch fehlenden Liebling Juan verlieh dem längstgehegten Rachegefühl kräftigere Schwingen. Mit einem Briefe des im ganzen Lande wohlangesehenen Dom Pedro versehen (denn er war der erste Gläubiger der Regierung von Guatemala), begab sich Rosita auf die Reise. In Izabal, dem Haupthafen der Republik am Atlantischen Ocean, zwischen Omoa und Belize im Grunde der Hondurasbai am Golfo Dulce gelegen, meldete sich die Indianerin bei Dom Juan Baily, dem Correspondenten Dom Pedro's, um nach Aufnahme der unterdeß hier eingelaufenen Nachrichten über Encarnacion ihre Weiterreise zu verabreden. Kürzlich eingetroffenen Briefen gemäß hatte Encarnacion, nachdem er von Omoa in Belize angelangt, sich als Arbeiter auf den Mahagonischlägen des Herrn Dellafaille am Rio Dulce, dem Ausfluß des Golfo Dulce in die Hondurasbai, verdungen.

Mit dem ersten, von Izabal nach Belize fahrenden Schiffe, dessen Capitain *** die nöthigen Vorschriften zur Aufhebung Encarnacion's (durch Vermittelung des Ortscommandanten) empfing, schiffte sich Rosita als lebendiger Zeuge und Ankläger ein. Ihre Seele lechzte nach ihrem zweiten Kinde, Juan. Ebenso aber auch nach Encarnacion. Der Durst nach Rache mehrte sich mit jedem Schritte, wo sie dem Ziele ihres Hasses näher zu kommen glaubte. Selbst für die schmerzlich erwiesene Gewißheit, daß Juan wol nicht mehr lebte, fühlte ihre wilde Seele in der Hoffnung, bald dem Mörder und Räuber ihres Glücks, unterstützt von Männerkraft, gegenüberzustehen, die einzig mögliche Beruhigung.

(In der folgenden Nummer das fünfte und letzte Capitel: „Die Rache ist mein.")

Die Räuberbraut.

In Nr. 8. unserer „Unterhaltungen" gab ein verehrter Freund, Herr Advocat Hänle in Würzburg, aus dem Leben berüchtigter deutscher Räuber eine Zusammenstellung derjenigen Momente, in denen sich die Beziehung des weiblichen Geschlechts zu diesem abenteuerlichen und wilden Treiben kundgab. Bei Gelegenheit der hierher gehörenden Thatsachen aus dem Leben des bekanntlich Schinderhannes genannten Bückler's wurde von dessen Geliebten oder Frau Juliana erzählt, daß sie durch unerwartet günstige Aussagen das Glück hatte, das Schaffot zu vermeiden und mit einer zweijährigen Zuchthausstrafe davonzukommen. Der Darsteller des Processes, Präsident Rebmann, sagte damals von ihr: „Das prosaische gemeine Leben war dieser Person zuwider. Sie verließ es, um Gott weiß wohin zu gehen."

Darauf hin erhalten wir aus Saarbrücken von einem dortigen Justizbeamten folgende interessante Mittheilung.

* * *

Am 4. März 1844 machte ich mich von Saarbrücken mit meinem Freunde S. und dem Auscultator Sch. auf, um in einem am äußersten Ende des Landgerichtsbezirks zwischen Nahe und Glan gelegenen Dorfe einen Kindesmord zu untersuchen. S. war Untersuchungsrichter, Sch. Protokollführer und ich fungirte als Staatsanwalt. Nach damaliger Reiseweise brauchten wir fast zwei Tage, um an den Ort unserer Bestimmung zu gelangen. Ueberdies war die Nahe ausgetreten, hatte die Brücken weggeschwemmt und die Straßen verwüstet, sodaß nur auf Umwegen und meist zu Fuß unser Ziel erreicht werden konnte.

Da wir einen nicht unbedeutenden Theil des classischen Bodens Schinderhannesischer Thaten durchwandern mußten, hatte ich zur Unterhaltung das bekannte Buch von Keil über die „Banden am Rhein" mitgenommen. In jenen Bergen gibt es fast kein Haus, keinen Baum, keinen Felsen, an den nicht eine auf den „furchtbaren Räuberhauptmann" bezügliche Thatsache sich anknüpfte; keine Familie, die nicht mit ihm, wohl oder übel, zusammengekommen wäre. Unser Studium der Keil'schen „actenmäßigen Darstellung" wurde unter diesen Umständen großentheils durch lebendige Anschauung unterstützt und wir hatten bald die einzelnen Verbrechen so genaue inne, daß wir sofort als öffentliche Ankläger wider den seligen Hannes an den Assisen hätten auftreten können.

Während wir in diesem strafrechtlichen Genusse schwelgten, versetzte uns die von dem Bürgermeister von Sien hingeworfene Aeußerung, daß die bekannte Geliebte des Schinderhannes, Julchen Bläsius, noch lebe und in dem nahegelegenen Dorfe Weiherbach wohne, in den höchsten criminalistischen Enthusiasmus. Unser Dienstgeschäft war in drei Tagen beendigt und da wir das Dorf Weiherbach (a. d. Nahe, zwischen Oberstein und Kirn) auf unserm Heimwege berühren mußten, wurde beschlossen, die persönliche Bekanntschaft dieser interessanten Reliquie zu machen. In einem freundlichen Wirthshause erkundigten wir uns nach der Räuberbraut.

Der Wirth erklärte uns, Juliana Bläsius, gewissermaßen verwittwete Schinderhannes, sei stets bereit, den Einladungen der Reisenden Folge zu leisten und von ihren „bessern Tagen" zu erzählen. Sie wurde sofort zum Kaffee eingeladen. Mit welcher Ungeduld wir sie erwarteten, wird Jeder ermessen können, in dem noch ein Stück Romantik übriggeblieben ist. Sie kam. Eine reinlich gekleidete, gut conservirte, etwas magere, eher kleine als große Frau, mit lebhaften schwarzen Augen, die beim Erwähnen ihres Hannes hellauf blitzten. Ein feines, scharfes Profil. Ueberhaupt ein Gesicht, das unzweifelhafte Spuren

früherer Schönheit trug. So saß sie neben uns — Keil's „actenmäßige Darstellung" — verkörpert in Menschengestalt.

Das Buch zu Grunde legend, begannen wir nun ein strenges Examen mit ihr. Aber auch nicht ein einziges mal ließ sie sich auf Unwahrheiten oder auch nur Uebertreibungen ertappen, so weit wir dies aus dem Buche feststellen konnten. Dies schien uns eine Bürgschaft dafür, daß auch das Uebrige von ihr Mitgetheilte vollen Glauben verdiene. Sie war, so erzählte sie, noch nicht funfzehn Jahre alt und zog mit ihrem Vater und ihrer Schwester Margarethe von ihrem Geburtsorte Weiherbach aus auf Märkten und Kirchweihen Musik machend, als Bückler ihrer bei einer solchen Gelegenheit ansichtig wurde. Er faßte sofort eine heftige Neigung zu ihr und ging den Vater an, ihm „das Julchen" zu überlassen. Dieser wollte nichts davon wissen; aber Bückler war nicht der Mann, der sich einen Korb geben ließ. Eines Abends kam der Feldhüter M. heimlich zu Julchen und sagte ihr, droben am Walde warte ein Herr auf sie, der mit ihr sprechen wolle. In Begleitung des Boten begab sie sich an die bezeichnete Stelle und fand Bückler, der ihr mit kurzen Worten erklärte, sie müsse nun mitgehen und bei ihm bleiben. Sie schützte ihre große Jugend vor, aber der Räuber ergriff sie, lud sie auf seinen Rücken und trug sie anderthalb Stunden weit in sein Hoflager. Von da an blieb sie seine unzertrennliche Gefährtin in Leid und Freud' bis zum Tode. Sie hatte ihn mit einem Sohne beschenkt, der bei den Assisen zu Mainz zwischen seinen Aeltern saß und in der Sitzung der Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit seines Vaters war. Beide Aeltern wurden verurtheilt: Der Vater zum Tode, die Mutter zu zweijährigem Gefängniß. Des zwei bis drei Jahre alten Knaben erbarmte sich ein Beamter aus der Gegend von Mainz, er nahm ihn zu sich und gab ihm eine gute Erziehung. Er soll große Anlagen gezeigt haben, starb aber, 17 Jahre alt, ohne daß seine Mutter ihn wieder gesehen hat.

Alles Dies und vieles Andere erzählte uns Julchen sehr geläufig, ohne eine besondere Rührung oder Reue an den Tag zu legen. Auf unsere Frage, welches Leben ihr am meisten zugesagt, ihr jetziges oder früheres, erwiderte sie lebhaft: „Ach, beim Hannes war's schöner!"

Und nun, lieber Leser, wirst du fragen: Was war denn aus Julchen nun eigentlich geworden? Welche Stellung nahm sie, wie man zu sagen pflegt, in „staatsbürgerlicher Hinsicht" ein? Sie war — Ironie des Schicksals! — seit 1807 die gesetzlich angetraute Ehegattin des Polizeidieners Peter Bläsius zu Weiherbach (wahrscheinlich eines Vetters) und hatte mit diesem sieben bis neun Kinder. Frau Räuberin früher und Frau Polizeidienerin jetzt! Ein Sprung vom Kothurn zum Soccus!

Julchen ist seitdem zu ihrem Hannes versammelt worden. Sie starb am 13. Juli 1851, 70 Jahre alt. Ihr Sterbeact, niedergeschrieben auf der Bürgermeisterei zu Sien am 14. desselben Monats, liegt originaliter vor mir, unterschrieben vom trauernden Gatten Peter Bläsius, dem Zeugen Andreas Niesset und dem Civilstandsbeamten Georg Schwenk. Sic transit gloria mundi!

Saarbrücken, 15. Februar 1853. Pj.

Anregungen.

Eine geistige Tagesordnung.

Man klagt aus Paris, daß daselbst, einige unfruchtbare und gehässige Streitigkeiten über Jugendunterricht und classische Bildung ausgenommen, keine anregende, das ganze intelligente Publicum mehr beschäftigende Debatte aufkommt. In den Tagen Ludwig Philipp's, der zu seinem Nachtheil die oberflächliche Hälfte im Charakter der Franzosen nicht verstehen wollte und sich ein ehrlicher Mann dünkte, wenn er zwischen den Tuilerien, der Börse und den Deputirtenkam-

mern eine möglichst lebhafte, wenn auch kleinliche und, man möchte damit den ganzen Charakter seiner Politik bezeichnen, fraubasenhafte Verbindung unterhielt, gab es immer irgend einen Gegenstand, der zwei, drei Tage lang ganz Paris beschäftigte, dann freilich schon wieder veraltet war, aber doch nur, um von einem neuen Gegenstande abgelöst zu werden. Bald hatte Balzac einen Roman, bald Victor Hugo ein Drama geschrieben; Guizot hielt eine Rede in der Deputirten-, Villemain in der Pairskammer, Arago einen Vortrag in der Akademie; Horace Vernet stellte eine neue Scene aus Algier, Ingres ein neues Porträt aus; eine literarische Fehde entspann sich, neue Entdeckungen wurden gemacht und besprochen, irgend ein neues Talent tauchte auf und Ludwig Philipp selbst, der im Grund seines Herzens immer ein Gegner der alten Vorurtheile war und die rationalistische Aufklärung der Zeit liebte, Ludwig Philipp selbst hatte ein heimliches Gefallen an allerlei Debatten, die über Unterricht, Kirchenlehre, Geschichte, Philosophie ausbrachen und gönnte von Herzen seinen legitimistischen Gegnern die schwierige Stellung, die ihnen zuweilen der Lehrstuhl des Collége Louis le Grand und der Sorbonne, die Feuilletons des „Journal des Débats" und die ausführlichern Erörterungen der „Revue des deux Mondes" bereiteten.

Jetzt ist von allen diesen Erörterungen keine Spur mehr zu finden. Die geistige Gährung hat aufgehört. Die Journale sind dem gedankenlosen Romanfabrikate und der Plauderei über die Bälle, Feste, Gerüchte der Gesellschaft übergeben. Kein Dichtwerk, keine wissenschaftliche Schrift, keine Rede, keine neue Idee vermag noch in dem leeren und oberflächlichen Lärm, den der an das große politische Ruder Frankreichs gekommene Jockey-Club hervorbringt, durchzudringen. Eine geistige Tagesordnung gibt es in Frankreich nicht mehr.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit wol an Wien und Berlin die Frage richten: ob auch bei ihnen dafür gesorgt ist, daß in jeder Woche mindestens eine Thatsache höherer Art die allgemeine Aufmerksamkeit der Gebildeten beschäftigt? Für die edlere geistige Erziehung einer großen Bevölkerung scheint uns diese Sorge unerläßlich.

Deutsche Gegensätze.

Macaulay, dessen politisches Glaubensbekenntniß bekanntlich das freisinnigste ist und selbst in England von der Stabilität angefochten wird, erhält vom König von Preußen den Orden des literarisches Verdienstes und demnach einen Sitz unter jenen dreißig Hochmeistern vom europäischen Geiste, die bei der im Jahre 1840 beschlossenen Stiftung des neuen Ordens pour le mérite zu einem Artushofe der ersten Paladine der Intelligenz erhoben wurden — und Gervinus, der sein verbotenes Buch nur in Macaulay's Geiste geschrieben, stand dafür in Mannheim vor Gericht.

Die Probe alles Wohlwollens.

Wenn wir von einem herzlichen Anschlusse, von wahrer Liebe, Freundschaft und Hingebung überhaupt die Probe anstellen wollen, so beobachte man, wie die Menschen, die uns unter vier Augen ihre Liebe, Freundschaft und Hingebung versichern, sich benehmen, wenn sie uns in einem großen gesellschaftlichen Kreise begegnne. Sind sie dort fremdartig oder zerstreut, so kann höchstens ihre Eitelkeit oder Gefallsucht sie entschuldigen, wenn sie die Besinnung auf die Gefühle, deren sie uns unter vier Augen versicherten, gänzlich vergessen zu haben scheinen. Man sieht daraus, welch edle und starke Natur schon dazu gehört, vor aller Welt gegen Jedermann den Ton fortzusetzen, den man mit ihm allein angeschlagen hat.

Die rechte Hülfe.

Wenn doch die Menschen, die gern helfen, nicht immer erst warten wollten, bis ihre Hülfe verlangt wird! Längst schon kann ein Auge hoffnungslos nach ihnen geblickt haben, längst schon kann eine Existenz wurzellos geworden und vom Strome des Verderbens unterwühlt sein, während sie äußerlich noch grün und lebensschimmernd erscheint. Freilich gehört ein großer Edelmuth des Herzens und eine seltene Entäußerung dazu, einem fremden Dasein in seinen Grundquellen nachzufühlen und aus den Symptomen einzelner Stockungen desselben sich Zustände selber zu entnehmen, die, ehe man hilft, erst eingestanden und bekannt wissen zu wollen, bei manchen an sich ganz achtungswerthen Gemüthern doch eine große Trägheit der Gefühle, wenn nicht gar etwas Schlimmeres bekundet.

Des Wahnes Ungeduld.

Daß die Welt doch in der That plötzlich einmal über Nacht untergehen könnte, ängstigt Niemanden mehr als Denjenigen, der etwas Neues entdeckt zu haben glaubt und nur noch ein paar ganz, ganz kleine Umstände zu überwinden hat, bis sein Gegenstand für die allgemeine Bewunderung reif ist.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 25.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Mac-Donnogh oder die Ausrottung der Sklaverei.

Mit Bezugnahme auf unsere mehrfachen Erörterungen über „Onkel Tom's Hütte" in Nr. 7 und Nr. 23 unserer „Unterhaltungen" bringen wir heute die ausführlichere Angabe jener hochherzigen Vorschläge, die der Pflanzer Mac-Donnogh gemacht und ausgeführt hat, um mit der Zeit die Sklaverei der Neger so auszurotten, daß die Herren selbst darunter keinen Schaden erlitten.

Im Jahre 1842 ließ Mac-Donnogh achtzig seiner Sklaven frei und schickte sie, um zu beweisen, daß sie wirklich bei ihm freigeworden waren, nach Afrika in die bekannte Negercolonie Liberia. Als man darüber seines Lobes in allen negergünstigen Blättern Nordamerikas voll war, lehnte er die Huldigungen, die man ihm darbrachte, ab und setzte in einer Zuschrift an ein in Neuorleans erscheinendes Blatt sein System auseinander.

Mac-Donnogh beginnt in diesem merkwürdigen Actenstücke der Humanität, das in der durch „Onkel Tom's Hütte" angeregten Debatte in Deutschland um so eher erwähnt werden mußte, als Lehmann's so trefflich redigirtes und sich seit Jahren unverändert frisch und umsichtig erhaltendes „Magazin für die Literatur des Auslandes" 1845 bereits in Nr. 72—76 diese Zuschrift mittheilte, seine ausführliche Auseinandersetzung mit einer Betrachtung über den Sonntag, dessen bekannte große Heiligung in England und Nordamerika die natürliche erste Anknüpfung seiner Erörterungen sein mußte. Die Neger arbeiteten aus eigenem Triebe für ihre kleinen Bedürfnisse am Sonntag. Der Pflanzer verhinderte dies und gab ihnen den Sonnabend Nachmittag frei, d. h. als Zeit, um für sich selbst zu arbeiten.

Von dieser Zeit ab, im Jahre 1822 schon, erzählt Mac-Donnogh, wurde der Sonntag heilig gehalten, die Kirche besucht, und ich gewahrte in sehr kurzer Zeit, fährt er fort, eine merkliche Veränderung in ihren Sitten, ihrem Benehmen und ihrem Lebenswandel, welche sich in jeder Beziehung zum Bessern neigten. Auf diesem Wege gingen wir froh, glücklich ungefähr drei Jahre lang oder bis 1825 fort, als ich auf den Betrag der Summe aufmerksam wurde, welche die Neger durch ihre Arbeit den Sonnabend Nachmittag verdienten, um auf diese Weise ihre eigene Freiheit und die ihrer Kinder zu

erlangen. Bei dieser Schätzung und Rechnung kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß dies längstens in 14—15 Jahren bewerkstelligt werden könne. Meine nächste Betrachtung war: Ist es mein Vortheil, sie in der Erreichung dieses Ziels zu unterstützen, oder kann ich es auf irgend eine erdenkliche Weise dahin bringen, daß ich meinen Vortheil darin finde, wenn ich ihnen dazu behülflich bin, daß sie während dieser Zeit ihre Freiheit erlangen? Dies erfoderte wieder Ueberlegung und Berechnung. Ich ging daran und war in sehr kurzer Zeit durch die klarste aller Schlußfolgen überzeugt, daß es geschehen konnte und daß es, unter welchem Gesichtspunkte man auch die Sache ansehen und erwägen wollte, mein Vortheil war, so zu handeln, und solches um so mehr, wenn ich die Genugthuung, die Freude und das Glück in Betracht zog, welche ich genießen würde, wenn ich nach dem Wohle Anderer strebte.

Als ich mich nun überzeugt hatte, daß das Vorhaben an sich gut war und aus mehren gewichtigen Gründen versucht zu werden verdiente, beschloß ich, ihnen meinen Plan vorzulegen und in seinem ganzen Umfange zu erläutern, d. h. etwa zehn oder zwölf Männern oder Weibern, solchen Männern und Weibern, zu denen die andern Zutrauen hatten. Das that ich eines Sonntags Nachmittags nach dem Gottesdienste. Ich sagte ihnen: Wenn ihr und eure Kinder wollt fromm, ehrbar, treu, nüchtern, sparsam, fleißig sein, nicht Augendiener, die Angelegenheiten und den Vortheil eures Herrn wie die Angelegenheiten und den Vortheil eines jeden Einzelnen von euch ansehen und alles Dieses mit dem festen Entschlusse, trotz jeder Versuchung, die euch ankommen mag, und trotz jeden Hindernisses, was sich euch in den Weg stellen mag, bis ans Ende im Gutesthun zu verharren, und euch in jeder Hinsicht von mir leiten, regieren und führen zu lassen, dann will ich in diesem Falle und bei diesem vollständigen gegenseitigen Uebereinkommen und Verständniß die Verwaltung eurer Angelegenheiten übernehmen, sodaß ich euch, unter dem Segen des Höchsten, eure Freiheit und die eurer Kinder innerhalb 15—16 Jahren versichere, nämlich eure Freiheit in Liberia, dem Lande eurer Väter. Dies wird nach meinem Plane und Dafürhalten auf folgende Art möglich sein. Da nämlich eine Hälfte des Sonnabends euch bereits gehört (in Folge eines Abkommens mit euch, daß am Sonntag nicht gearbeitet werden darf), so wird euer erstes Bestreben dahin gehen müssen, eine hinlängliche Summe Geldes zu erwerben, um die andere Hälfte des Sonnabends zu kaufen; die beträgt den elften Theil der Zeit, die ihr für euren Herrn zu arbeiten habt, und mithin den elften Theil der Summe, die euer Herr für euch gegeben hat und die ihr ihm für eure Freiheit zu bezahlen habt. Wenn ihr den ganzen Erwerb stehen laßt und so wenig Geld als möglich aus meinen Händen nehmt, so könnt ihr das nach meiner Berechnung in ungefähr sieben Jahren vollführen; habt ihr das erst ausgeführt und gehört euch ein ganzer Tag von sechs Tagen, dann werdet ihr leichter und rascher vorwärtskommen; in der That, wenn ihr dies erst erreicht habt, so ist euer Erfolg gewiß; wenn ihr dann in eurem guten Werke fortfahrt, so werdet ihr durch euren Verdienst von einem ganzen Tage in jeder Woche leicht im Stande sein, einen andern Tag eurer Zeit in ungefähr vier Jahren auszukaufen.

Seid ihr nun Herren und Eigenthümer von zwei Tagen in jeder Woche, so werdet ihr in zwei fernern Jahren im Stande sein, einen andern Tag zu kaufen, sodaß euch drei Tage oder die eine Hälfte eurer Zeit gehören wird; in einem und einem halben Jahre darauf werdet ihr im Stande sein, noch einen Tag zu kaufen, sodaß euch vier Tage gehören; in einem Jahre darauf noch einer oder der fünfte Tag; und in sechs Monaten wird euch der letzte Tag oder die ganze Zeit gehören. Euer Verdienst in weniger als noch einem Jahre wird genügen (mit Hinzurechnung Dessen, was die Kinder in derselben Zeit werden verdient haben), auch eure Kinder frei zu machen, und nun wird Alles erreicht sein.

Ich habe nun zu bemerken, daß das Erstaunen und die Ueberraschung der Neger bei solch einem Vorschlage leicht zu begreifen ist; sie gaben mit Freudenthränen ihre Beistimmung, erklärten, daß sie auf meine Treue, meine Ehrlichkeit und meine reinen Absichten, ihnen und ihren Kindern Gutes zu thun, vollkommen vertrauten und willig und entschlossen seien, sich in allen Dingen von mir leiten zu lassen und meinen Willen und meinen Vortheil zu dem Bestreben und der Regel ihres Lebens zu machen. Als wir uns trennten, sagte ich ihnen, daß sie meinen Plan und meine Vorschläge ihren erwachsenen Mitsklaven, Männern und Weibern, mittheilen und sagen sollten, daß keiner von ihnen, der etwas dagegen einzuwenden hätte, gehalten oder gezwungen sei, dem Abkommen beizutreten, daß Derjenige, der nicht beizutreten wünsche, nach der alten Regel fortleben solle; und ich foderte sie Alle zusammen auf, sich die Woche hindurch darüber zu besprechen und mir am nächsten Sonntage in der Kirche ihre bestimmte Antwort und Entscheidung abzugeben, ob sie den Plan annehmen oder aufgeben wollten; zur selbigen Zeit machte ich es ihnen zur Pflicht (weil ich es vermeiden wollte, die Sklaven anderer Pflanzungen unglücklich oder unzufrieden zu machen), wenn ihnen an meiner Liebe etwas gelegen sei, Dasjenige, was ich ihnen gesagt hatte, in ihrem Herzen zu behalten und keinem lebenden Wesen auf Erden zu offenbaren, bis sie das Land verlassen hätten, um nach Afrika zu segeln. Denn einen neuen Selbstverkauf etwa in Amerika würde ich nicht dulden.

Das versprachen sie zu thun und ich glaube, sie haben es streng gehalten. Es bleibt mir nur übrig, die Ergebnisse des Versuchs zu erzählen. In weniger als sechs Jahren war der erste halbe Tag von meinen Sklaven gewonnen und bezahlt. In ungefähr vier Jahren war der nächste oder zweite Tag der Woche bezahlt und ihr Eigenthum. In ungefähr zwei und einem Vierteljahre war der nächste oder dritte Tag bezahlt und ihr eigen. In ungefähr funfzehn Monaten gehörte ihnen der nächste oder vierte Tag. In ungefähr einem Jahre war der nächste oder fünfte Tag gewonnen und bezahlt; und in ungefähr sechs Monaten wurde der letzte oder sechste Tag der Woche ihr Eigenthum und vollendete den Kauf, sodaß sie ihre Freiheit in ungefähr vierzehn und einem halben Jahre erreicht hatten. Nach diesem nahm ich sie etwa fünf Monate zur Arbeit, um die für ihre Kinder noch schuldige Summe zu bezahlen, als Ergänzung zu Dem, was die Knaben und Mädchen bereits verdient hatten. Wenn ein Misverhältniß in den Zeiträumen erscheint, in welchen sie den Loskauf der verschiedenen Tage bewerkstelligten, so muß es dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie zu einer Zeit mehr Geld entnahmen als zur andern, was namentlich gegen das Ende häufig vorkam, als sie schon den Kauf von zwei oder drei Tagen erreicht hatten, sonst wäre ihre Freiheit noch rascher in Erfüllung gegangen; dies geschah (die Erreichung ihrer Freiheit) im August 1840, und sie wären auch um diese Zeit nach Liberia abgereist; da aber die Abolitionisten der nördlichen und östlichen Staaten eine große Aufregung in unsern Staaten hervorgebracht hatten, nicht nur unter den Sklavenbesitzern, sondern auch unter den Sklaven selbst, so hielt ich es nicht für thunlich, sie fortzuschicken, weil sich in der unmittelbaren Nachbarschaft der Wohnungen meiner Schwarzen eine beträchtliche schwarze Bevölkerung befand. Ich sagte ihnen deshalb, ohne ihnen den Grund anzugeben, daß sie sich darein finden müßten, zu bleiben wo sie wären, bis die für ihre Abreise geeignete Zeit herbeikommen würde, und diese Erklärung genügte ihnen auch. So erreichten sie ihre Freiheit, wie oben erzählt worden ist, in ungefähr vierzehn und einem halben Jahre, und ein früher von mir ausgesprochenes Wort in einer Zeitung unterm 24. des vergangenen Juni, „daß die Fortsendung dieser Leute in meinem Falle nur eine bloße Handlung der Ehrlichkeit wäre", ist nun erläutert, insofern ich von ihnen in Gelde (oder dem Aequivalente des Geldes) den vollen Werth erhalten habe, über den wir in Bezug auf ihre Freiheit in Liberia übereingekommen waren.

Nachdem fährt Mac-Donnogh fort: Es könnten vielleicht manche Leute geneigt sein zu sagen: „Wozu sich denn so im Kreise drehen — den halben Sonnabend freigeben — Rechnung führen — einen Tag nach dem andern verkaufen u. s. w.? Das ist Alles unnöthig, und ihre Arbeit, um ihre Zeit zu verdienen, ist eine Täuschung — denn die ganze Zeit des Sklaven gehört eigenthümlich dem Herrn — der Herr kann ihn zur Arbeit zwingen, ohne ihn freizulassen u. s. w.“ Ich gebe die Wahrheit des letzten Theiles der Behauptung zu, daß die Zeit und Arbeit des Sklaven von Rechts wegen dem Herrn gehört; aber ich leugne, daß der erste eine Täuschung ist, in Beziehung auf den Einen wie auf den Andern, den Herrn oder den Sklaven; denn er gründet sich auf die moralische Constitution des Menschen. *Ohne Hoffnung, ohne ein gewisses Etwas in der Zukunft, nach dem der Mensch vorwärts schaut und strebt, wäre er Nichts.* Nimm ihm diese belebende Eigenschaft der Seele und er wird wie das Thier im Staube kriechen. Aber, sagt man, warum verspricht er ihnen nicht die Freiheit auf ein mal nach funfzehnjährigem Dienste? Auf diese Weise, sage ich, würde seine Freiheit als ein Geschenk seines Herrn erscheinen, welcher (wie der Sklave fürchten müßte) sein Versprechen bereuen und zurücknehmen könnte. Bei dem andern Verfahren aber würde der Sklave sie verdient, erkauft und seinen Herrn dafür bezahlt haben. Hoffnung wäre in seiner Brust lebendig geblieben, — er hätte ein Ziel im Auge gehabt, welches ihn beständig zur Aufrichtigkeit, Ergebenheit, Treue, Fleiß, Sparsamkeit und zu jeder Tugend und jedem guten Werke *angetrieben* hätte.

Aus der vorstehenden Uebersicht geht hervor, daß die Grundlage meines Plans für die Förderung und Leitung *Religion* war, — der Wunsch, die Liebe Gottes in ihren Herzen zu erwecken. Waren Hoffnung und Vertrauen zu ihm erst in ihrer Seele erwacht, so mußten sie auch ihre Frucht tragen: Gehorsam, Thätigkeit, Ordnung, Sparsamkeit und alle guten Werke. Daß dies der Erfolg und jenes die bewegende Ursache ihres treuen und biedern Lebenswandels war, hat sich gezeigt. Ihre Wirkung auf den Vortheil ihres Herrn, seine Freude und ihre eigene Freude, hat sich ebenso gezeigt und bewiesen. Sie sind nun nach Liberia, dem Lande ihrer Väter gesegelt, und ich kann mit Wahrheit und herzlicher Genugthuung sagen, daß in keiner Gemeinde tugendhaftere Leute zu finden waren, und ich bitte den Höchsten, ihnen den Segen zu erhalten, den er niemals aufhörte, über ihre Häupter auszugießen, so lange sie unter meinem Dache für ihre Selbstbefreiung treu und fleißig arbeiteten!

So weit der Bericht jenes braven Mannes, der sein System auf eine tiefe Erkenntniß der Menschennatur baute. Auch der Aermste und Unglücklichste verdankt die Besserung seines Looses lieber sich selbst als einer fremden Hand. Die Freiheit dieser Sklaven wurde der Lohn ihrer Mühe. Sie arbeiteten in Hoffnung. Die Hoffnung, dieser schönste Stern des Lebens, hob ihre Augen empor und regelte ihre ganze sittliche Natur und machte sie stark, einst auch ihre Freiheit freigeworden zu nutzen.

Ein fast zum Dramatischen sich steigernder tragischer Nebenumstand dieser vorsichtigen und besonnenen Sklavenbefreiung war der Miscredit, in den Mac-Donnogh selbst bei seinen Umgebungen gerieth. Seine Sklaven schwiegen über ihre Verabredung mit ihm. Sie mußten es thun, weil die Bedingungen ihrer Existenz die andern Pflanzer und Neger hätten aufrühren können. Da sie nun in ihrem eigenen Interesse außerordentlich stark arbeiteten und sich keine Zeit gönnten, um endlich ihre Freiheit zu gewinnen, so erschien Mac-Donnogh als ein hartherziger, grausamer Herr und mußte viel Unbill und Anfeindung erleben. Er that dies wie ein scheinbarer Geizhals, der für einen edlen Zweck spart. Er ließ sich's gefallen, ein grausamer Pflanzer zu erscheinen und tröstete sich mit den verborgenen Dankesthränen seiner Schwarzen und der endlich ans Licht tretenden Thatsache,

daß von Jahr zu Jahr immer wieder neue Transporte seiner freigewordenen Neger nach Liberia segelten.

Mac-Donnogh ist sehr reich gestorben. Er hinterließ ein Vermögen, das in die Millionen Dollars ging und keine Kinder. Die Hälfte seiner Reichthümer vermachte er seiner Geburtsstadt Neuyork und die andere seinem Wohnorte Neuorleans, dem Schauplatz seines edeln, nicht genug zu rühmenden und bei den jetzigen Debatten über Sklavenbefreiung in erster Reihe vorzuführenden Wirkens.

Eine Novelle aus Centralamerika.

Fünftes und letztes Capitel.

„Die Rache ist mein!"

Mit leiser Strömung und halbgeschwellten Segeln glitt ein Fahrzeug zwischen flachen, sumpfigen Inseln, deren Bäume von Orchideen und Lianen strotzten, in die Mündung des Rio Dulce, wo links aus üppigwuchernden Schlingpflanzen und Palmen die rothblauweißgelbe Guatemala-Flagge von den übergrünten Mauern der Feste San-Felipe grüßte. Die üppigen Waldufer des Rio Dulce, welche, in anmuthigen Linien bald hier- bald dorthin gewandt, allmälig höher und höher emporsteigen, ließen endlich auch die Spuren der Menschenhand erkennen. Angesichts der von Bananengärten umgebenen Arbeiterwohnungen, die zu den nahen Mahagonischlägen des Herrn Dellafaille gehörten, hielt die Goelette und mit klopfendem Herzen stieg Rosita zum Capitän und den Matrosen hinab, welche in ein Boot gesprungen waren, um das Land zu erreichen. Von himmelhohen Bäumen umgrenzt, aus deren Schirmdach die Finsterniß des Urwalds neugierig hervorlugte, zog sich vom Bergesabhange bis an die Hütten am Wasser ein üppiges Maisfeld, durch dessen Grün die verkohlten Aeste gefällter Riesen des Forsts emporragten. Indem die Ankömmlinge das Boot verließen, trat auch schon ein Karaibenweib aus der nächsten Hütte. Wie groß war der Verdruß der Schiffsleute, wie ungestüm die Verzweiflung Rosita's, als sie erfuhren, Encarnacion hätte Tags vorher den Ort in unbekannter Richtung verlassen, vermuthlich um nach Levingston, einem Karaibendorfe, an der Mündung des Rio Dulce in der Hondurasbai, sich zu flüchten. Herbeikommende Mahagoniarbeiter erzählten, daß die Nachricht seiner Verfolgung ihm durch Marktleute von Esquipulos bereits überbracht worden sei, was ihn bewogen habe, nach Empfang seines Wochenlohns den vortheilhaften Dienst zu verlassen. Verdrießlich über den gescheiterten Versuch, des Verbrechers sich zu bemächtigen, begaben sich der Capitän, die Matrosen und Rosita wieder an Bord und das Fahrzeug setzte seine Reise fort.

Bald schlossen senkrechte, über 300 Fuß hohe Felsenwände, die mit der üppigsten Vegetation überwuchert waren, den Fluß ein und ließen dem Winde nur bei einzelnen Wendungen freien Zutritt. Hier und dort stürzte ein Wasserfall aus der Höhe zwischen den schwankenden Laubzweigen herab und stimmte mit seinem Rauschen in den Sang der Waldvögel, in das Schrillen der Cicade ein. In immer neuen Windungen erreichte der Rio Dulce endlich das Meer und Rosita gewahrte links aus der Entfernung auf der vorstrebenden Uferwand die cocosumrauschten Palmendächer Levingstons. Da die Ebbe erst eben begonnen hatte, war es den Schiffern um so leichter, über die flache Barre vor der Mündung mit frischem Seewinde hinauszusteuern. Der Capitän, der einige Bestellungen auszurichten hatte und Rosita, in der Hoffnung, den flüchtigen Verbrecher endlich einzuholen, fuhren zu Land. Im Sonnengolde glühten die jähen Kalkfelsufer, welche theils mit Schlingpflanzen, theils mit Strauchwerk bekleidet im Schmucke von Cocosbäumen die schlichten Hütten des Negerdorfs trugen. Scharen von Fischerbooten durchkreuzten mit geblähtem Segel die

Bucht oder steuerten weiter auf die See hinaus, hin und wieder tauchte die Rückenflosse eines Haifisches aus den Wogen empor. In der Nähe des Ufers herrschte thätiges Treiben. An den Quellen, welche aus dem Gestein reichlich hervorsprudelten, saßen Frauen und Mädchen mit dem Waschen ihrer weißen und bunten Kattunröcke beschäftigt; die Männer reinigten Fische für die bevorstehende Mahlzeit, andere waren mit Ausbesserung ihrer Fischernetze beschäftigt.

Grüßend und begrüßt stiegen Rosita und ihre Begleiter den schlüpfrigen, steilen Berg zum Dorfe hinan. Ihre Spannung war groß und ihre Blicke forschten nach allen Seiten. Erkundigungen wurden eingezogen. Auch der Commandant des Orts, einer der angesehensten Karaiben, wurde befragt, doch über Encarnacion war keine Silbe zu erfahren.

Als die Reisenden zum Fahrzeuge zurückkehren wollten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch den von einem nahen palmenbeschatteten Platze herübertönenden Jubel angezogen. Um einen Greis, der auf den Boden einer umgekehrten Kiste wie auf eine Trommel losschlug, sprang rundum eine Kinderschar, unter die ab und zu junge Leute sich mischten. Ein weiter Zuschauerkreis kauerte, das Cigaretto im Munde, an den Hüttenschwellen auf rothdurchflochtenen gelben Bastmatten, andere schauten, im Innern der Wohnungen auf Hängematten sich wiegend, dem heitern Getümmel zu, wieder andere hatten sich, an saftigem Zuckerrohre kauend, unter den Cocos- und Mangobäumen gelagert. Eine lebhafte, von hellem Gelächter begleitete Unterhaltung flog von Lippe zu Lippe. Der alte grauköpfige Karaibe rührte die Trommel mit wahrer Künstlerschaft und trieb die kleinen Tänzer zu immer begeistertern Sprüngen.... Plötzlich durchblitzte ein gellender Ruf den Freudenlärm der Tanzgesellschaft. „Juan! Mein Sohn! Juan!“ und Rosita stürzte mit fliegendem Haare unter die plötzlich gebannte Gruppe. „Du lebst! Du bist es!“ Thränen strömten aus ihren Augen, ihr Busen flog, die Rede versagte. Starr und neugierig forschend sammelte sich die Schar der Schwarzen um Mutter und Sohn, und es schien als strömte das ganze Dorf herbei. Die Menge beruhigte sich nicht, Jeder wollte antheilnehmend von dem Vorgefallenen genauen Bericht hören und die beglückte Mutter fand kaum Besinnung, ihren Liebling über seine ans Wunder grenzende Rettung zu befragen. Unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Versammlung erzählte der kleine Juan, wie er an jenem geheimnißvollen Tage, der ihn von den Aeltern trennte, durch einen Streifschuß Encarnacion's betäubt, den Fluß hinabgetrieben sei, bis er am Ufer von Guatemala in einem Gewirre von Wurzeln und Lianen erwachte. Der Mond stand hoch am Himmel und sandte seine Strahlen über die eilenden Fluten des Montagua, vom Blutverluste ermattet schaute der Gerettete nach Hülfe sich um, aber die Gegend war völlig wild, er kannte sie nicht. Plötzlich sah er es im Schlamme des Ufers sich regen; die unheimliche Gestalt eines schuppigen wasserglänzenden Alligators tauchte empor und nahte sich ihm schnaufend. Die Noth beflügelte Juan's Kräfte, er schwang sich auf einen nahen Baum und sah nun, wie das gierige Thier mismuthig die verlassene Stelle prüfte. Jetzt erst fiel dem Knaben ein, wem er seine Rettung zu danken hatte. Einige oberflächliche Bißwunden an der linken Schulter, welche von den Zahnreihen des Alligators herrührten, bestätigten seine Vermuthung. Dieses Thier verberge, so hatte ihm der Vater erzählt, seinen frischen Fang in den losgespülten Wurzelnetzen der Uferwaldung, um erst bei Beginn der Fäulniß den Raub zu verzehren. Juan's starke Natur hatte, durch Schlummer gekräftigt, dies Schicksal abgewandt. Die ganze übrige Nacht mußte er mit Schmerz und Müdigkeit kämpfend auf dem Baume Wache halten, bis endlich in der Morgenfrühe ein einsamer Indianer, welcher den Fluß hinabruderte, seiner sich annahm. Nach längerem Aufenthalte in den Strandhütten einiger Karaiben fand er Gelegenheit, zur älterlichen Hütte heimzukehren. Wie groß war seine Bestürzung, als er die Verwüstung des Platzes wahrnahm, der seit Wochen von keiner menschlichen Seele bewohnt schien! Und dennoch fand er sich nicht allein; denn während

er noch weinend und ſuchend am Ufer auf und ab ging, flatterten aus den nahen fruchtbehangenen Sapotabäumen, mit wohlbekanntem Kreiſchen grüßend, zwei Papageien herbei, die er einſt ſorglich gepflegt hatte. „Juan, Uſorio!“ riefen die treuen Thiere, „como esta?“ Den Knaben rührte die Anhänglichkeit der verlaſſenen Vögel und er nahm ſie, als ſeine karaibiſchen Begleiter zur Abfahrt mahnten, mit ſich. Sie ſollten ihm von frühern glücklichen Tagen vorplaudern und von der Hütte erzählen, in der er aufgewachſen war. In gefälliger Geſchwätzigkeit nannten ſie die Namen Uſorio und Chico, die zu ſprechen ſie von Roſita gelehrt waren. Mit denſelben karaibiſchen Männern reiſte Juan ſpäter nach Levingſton, wo ihn die Mutter jetzt wiederfand.

Grenzenlos war der Jubel Roſita's, als ſie die überſtandenen Erlebniſſe ihres Lieblings vernommen hatte, und nur mit Ungeduld gab ſie den vielfältigen Fragen Gehör, welche von den Anweſenden über den nähern Zuſammenhang der ganzen Angelegenheit an ſie gerichtet wurden. Der Capitän drängte zur Weiterreiſe und nachdem Juan ſeine Papageien, an denen er mit Zärtlichkeit hing, aus einer benachbarten Hütte abgeholt hatte, wanderten ſie unter weitgeſcharter Begleitung zum Strande hinab, wo das Boot und die Goelette ihrer harrten.

Encarnacion aber, das ſtand feſt, mußte gefunden werden. Der Wiederbeſitz nunmehr ihrer beiden Kinder genügte nicht dem rachedürſtenden Herzen der Wilden. Man kehrte an Bord zurück. Die Reiſe nach Belize nahm ihren Fortgang und ging bei günſtigen Winden und hellem Mondſchein glücklich von ſtatten. In der Frühe des zweiten Morgens flimmerten weſtlich, wol zwei Meilen landeinwärts, die vier Gipfel des Cockscomb-Gebirgs im Dufte der aufgehenden Sonne und den flachen Strand entlang dehnte ſich in unabſehbarer Häuſerreihe Northern-Standing, ein von nahe bei tauſend Karaiben bewohntes Dorf.

Als es Nacht geworden war — Juan lag in ſüßem Schlummer und der erſte Freudentaumel in Roſita's Seele hatte ſich beruhigt — ſaß ſie einſam ſinnend an der Koje, auf welche durch die offene Luke im Deck ein Strahl des Mondlichts aus dem bewegten Tauwerk fiel, um mit dem Antlitz ihres Lieblings zu koſen. Aber Roſita ſah es kaum, ihre Gedanken wanderten in entfernte Räume. Sie ſchwebte halb im Wachen, halb im Schlummer und wüſte Traumgeſtalten ſtiegen, Uſorio und Chico, vor ihren erſchreckten Blicken auf. Von aller Schuld für ſich ſelber gereinigt klagten Beide ſie des Wankelmuths, der Untreue und des Verraths an. Um ſie und für ſie hatten Beide das Leben gelaſſen, und Beider Rettung, welche in ihrer Macht lang, hatte ſie mistrauiſch ſich entzogen. Die Todten erhoben ihre blutigen Locken über ſie. Sie beugte ihr bebendes Knie und umklammerte mit Flehen die Füße der Gemordeten, aber Beide ſchüttelten ſich abwendend ihr feuchtgeröthetes Haupthaar. Keine Gnade. Selbſt der Heilige Vater von Esquipulos konnte ſie nicht gewähren. Jetzt tauchten die Geſtalten der kleinen Dolores und Juan's empor, aber auch die eigenen Kinder flohen mit Abſcheu ihre Nähe. Jammernd eilte ſie ihnen nach, da zerronnen die eitlen Phantome und Encarnacion's Schatten in übermenſchlicher Größe, mit gezücktem Meſſer und geſchwungener Fackel vertrat ihr den Weg. „Zurück Nichtswürdige“, donnerte ſeine Stimme, „nicht Jenen darfſt du folgen, du biſt mein!“ „„Scheuſal!““ ſtöhnte Roſita, „„ich vernichte dich““. Aber ihre Stimme röchelte, wie die einer Sterbenden, denn er erwürgte ſie. „„Gnade! Gnade!““ ächzte ſie. Ein letzter Angſtſchrei ... und ſie erwachte.

„Mutter! Mutter! was iſt dir!“ rief Juan aus dem Lager auffahrend; denn ihre Stimme hatte ihn emporgeſchreckt und krampfhaft umklammerte ſie des Knaben Füße. Er berührte die brennende Stirn Roſita's, die, mit dem halben Oberkörper über die ſcharfe hölzerne Wendung ſeiner Koje geneigt, in Schlaf geſunken war. Roſita erwachte, noch entſetzt von dem beängſtigenden Traume, und erſt Juan's liebes Auge, welches ihr im Mondlichte begegnete, der Druck ſeiner Hand, die kühle Seebriſe, welche über den nächtlichen

Ocean daherstrich, das Rauschen und Dröhnen der an den Bord schlagenden Wellen, das Schaukeln des Schiffs, das Knarren der Maste und des Takelwerks brachten sie völlig zu sich. Sie legte sich zur Ruhe nieder und bald entschlummert kamen neue Träume ihren Schlaf zu beunruhigen, bis endlich nach einer langen peinvollen Nacht der Morgen über den Wassern graute.

Friedlich winkten die grauen Palmendächer aus dem Schatten der Cocosbäume, das Schiff segelte wol eine Meile vom Ufer entfernt, aber rings die ganze See wimmelte von kleinen Ruderkähnen und Segelbooten, mit je zwei Leuten bemannt, die sich zum Theil mit Angeln der Fische, zum Theil mit dem Schildkrötenfange beschäftigten. Es werden nämlich Angeln mit Lockspeise ins Meer versenkt, die, durch ein Seil mit einem auf dem Wasser schwimmenden Holzklotze verbunden, leicht kenntlich bleiben. Von Zeit zu Zeit mustert der Angler seine Haken und hebt die gefangenen oft drei Fuß langen Schildkröten ins Boot.

Rosita, umgeben von ihren harmlosen, fröhlichen, plaudernden Kindern saß am Fuße des Fockmastes, starrte unter dem geblähten Segel hinaus auf die blaue wogende Meerflut und folgte mit dem Blicke bald einem, bald dem andern Kahne, welcher die Bahn der Goelette kreuzte. Plötzlich stockt ihr Athem. Es war, als ob ihr Herz stille stände. Sie lugte mit weit vorgebeugter Brust hinaus und hielt die Hand vor dem geblendeten Auge. „Juan, Pablo", rief sie mit gepreßter, dumpfer Stimme zum Sohne und zum Capitän, „er ist es. Ich sehe Encarnacion!" — „Wo?" — „In jenem Boote dort, mit jenem Schwarzen! Sie ziehen eben Beide am Schildkrötenseil."

Ein Plan war rasch ersonnen. Mit lichtfunkelndem Auge schlüpfte Rosita in die Kajüte hinab, sich zu verbergen. Die Goelette hatte dem Boote unterdessen sich genähert: „Freunde", rief der Capitän hinüber, „habt ihr Schildkröten zum Verkauf? Wir nehmen den ganzen Fang." — „Warte nur ein Weilchen, Capitän", rief Encarnacion, „wir haben da einen, der macht uns nicht wenig zu schaffen, er sträubt sich gewaltig." — „Bringt uns Hülfe!" rief der Karaibe einfallend und ergriff den niedrigen Bord der Goelette, welche unterdeß nahe herangekommen und die Segel gewandt hatte. Das Ende des Schildkrötenseils wurde auf das Schiff geworfen und bald hob sich, durch die vereinten Kräfte der Matrosen überwunden, der bepanzerte Seebewohner ans Deck empor. Encarnacion und sein Genosse folgten der Einladung des Capitäns, den Handel am Bord abzuschließen. Kaum aber hatte der Mosquitoindianer den Fuß aufs Schiff gesetzt, als ein heiserer Ruf: „Chico! Usorio!" vom nahen Steuer ertönte und im selben Augenblicke schwangen sich die Papageien ihm entgegen. Encarnacion sah entsetzt nach den Vögeln. Ein plötzlicher Verdacht durchzuckte seine Seele. Noch besann sich der Capitän, noch zögerten die Matrosen. Rosita, in deren Brust beim Anblicke Encarnacion's aller Rachedurst erwacht war, hatte der Ruf der Vögel wie eine überirdische Mahnung, wie ein Strafgericht der Rache getroffen und, von dem Gedanken fortgerissen, der Mörder könnte abermals der verdienten Strafe entgehen, stürmte sie hervor. Encarnacion sah, erkannte sie. Von Furcht und Schrecken getroffen flüchtete er ins Boot, ergriff das Ruder und schon setzte sich der leichte Kahn in Bewegung, als ihn die Indianerin durch einen Sprung von der Goelette herab umstürzte. Wellengetümmel überplätscherte sie und Encarnacion. Sie heftete sich an den Nacken des Verhaßten. Der geschickte Schwimmer leistete Widerstand, ergriff das umgeschlagene Boot und holte zu einem Messerstoße aus. Rosita's Leben hing an einem Faden, da fiel ein Schuß vom Bord der Goelette. Encarnacion war getroffen. Rosita ließ den jetzt Sinkenden frei, aber mit krampfhafter Allgewalt klammerte sich Encarnacion an sie an. Sie rief um Hülfe, aber Beide versanken. Das Wasser erstickte ihre Stimmen.

In bebender Spannung erwarteten die Kinder, die der Capitän mit Gewalt an Bord zurückhielt, den Ausgang des Kampfs, während zwei Matrosen mit dem Schiffsboote, das erst vom Deck herabgelassen werden mußte, Rosita zu Hülfe eilten. Der Wind hatte die

Goelette weiter abgetrieben. Nochmals tauchten zwei stimmernde Häupter stumm aus den Wogen und die Papageien, die Rosita und Encarnacion instinktartig gefolgt waren, umkreisten sie mit dem verhängnißvollen Rufe: „Chico! Chico!“ und „Usorio! Usorio!“ Als die Matrosen anlangten, war es zu spät. Das Meer hatte seine Opfer verschlungen.

Eine halbe Stunde darauf hatte die Goelette ihre Fahrt wieder begonnen. Ein frischer Seewind blähte die sonnenglänzenden Segel und der Steuermann saß schon wieder pfeifend am Ruder. An dem Mahle, das aufgetragen wurde, nahmen die weinenden Kinder keinen Theil.

„Weinet nicht“, sagte zu ihnen der Capitän, als er vom Mahle aufstand, „ich kenne Dom Pedro Eichwald, er ist ein braver Mann und wird euch, wenn er von eurem Schicksal und dem Ende eurer Mutter Nachricht erhält, wie seine eigenen Kinder behandeln. Ihr werdet es Beide gut haben! Weinet nicht!“

Bei Dom Pedro Eichwald kann man das junge blühende Indianerpaar sehen. Sie sind nicht wie Diener gehalten. Wenn auf seiner reizenden Villa die Gäste auf der schattigen Veranda nach dem Mahle ausruhen und kühlendes Sorbet gebracht wird, kommen Rosita's Kinder zutraulich die hohe, mit tropischen Pflanzen geschmückte Stiege herauf und erheitern die Gäste durch Lieder in mehr klagenden als frohen Tönen, zu denen sie ihre nationalen Tänze aufführen, von einfacher, aber sinniger Bedeutung.

Jegor von Sivers.

Die Montenegriner.

II.

Die Sitten und Gebräuche der Montenegriner sind fast in jeder Beziehung die aller übrigen Serben, und wer diese kennt, kennt auch die der Montenegriner, nur daß bei letztern Alles noch etwas mehr ins Wilde und Barbarische spielt. Wie alle Serben, so sind auch die Montenegriner kriegerisch und tapfer. Die Waffen haben sie immer bei sich, wie der Wolf seine Zähne. Jeder, selbst der Ackersmann, der Schafhirt, der Priester und Pfarrer, der Bettler und der Knabe, der eine Pistole heben kann, ist mit Stech- und Schießwaffen geschmückt. Und man erinnert sich dabei der Schilderung der alten römischen Illyrier, deren „wildfinsterer Anblick und deren stetes Waffengeräusch und Säbelgeklirr“ Tacitus beschreibt. Mancher Montenegriner hat für sein reichgeschmücktes Gewehr einen höhern Preis gegeben als für seine Frau, und er hält es wie seinen Augapfel, was in Bezug auf seine Frau nicht immer der Fall ist. Wie alle kriegerischen und armen Hirtenvölker und wie alle Serben, sind sie gastfrei und schlachten einem Gaste zu Ehren ihre beste Ziege, die bei ihnen noch ganz so zubereitet, gebraten und auch verspeist wird wie bei denjenigen Ziegenfleischessern, die Homer besingt. Dabei sind sie aber zugleich sehr raub- und rachlustig. Die Blutrache ist tief bei ihnen eingewurzelt und der vorige und vorvorige Vladika haben vergebens gestrebt, sie auszurotten. Obwol sie arm sind, obwol sie stets mit Noth und Elend, mit den Türken, mit undankbarem Boden, mit dem Mangel an Lebensbedürfnissen ringen und obwol daher ihr Temperament in der Hauptsache melancholisch ist, besitzen sie doch eine reiche poetische Ader. Dichtung, Lieder und Gesang sind ihre Freude. Sie besingen Alles, was ihnen in den Weg kommt, hauptsächlich aber ihre Heldenthaten gegen die Türken. Und kaum ist gestern etwas Eclatantes gegen ihre Erzfeinde ausgeführt, so weiß es heute schon ein Guslar (Zitherspieler) in einem ellenlangen Liede zu besingen und streicht dazu die Gusle (Pferdehaar-Zither). Allerdings klingen diese Lieder fast alle, selbst wenn sie nichts Trauriges abhandeln, wie ein Mittelding zwischen Kirchenlied und Grabgesang mit viel Beimischung von Kriegsgeschrei. Die Monte-

negriner hören ihren Sängern stundenlang zu. Einem von uns würde es bald Kopfweh machen. Auch ihre Vladikas selbst waren Dichter, namentlich der leider jüngst Verstorbene und Vielbetrauerte, der mehre vortreffliche Sachen geschrieben und publicirt hat, unter andern ein philosophisches Gedicht, das ich zwar nicht kenne, das aber in seinen Speculationen sehr Hegelianisch sein soll. Ferner ein Drama: „Stephan der Kleine", in welchem eine äußerst poetische Schilderung seines eigenen Landes (Montenegro) vorkommt, die ein Montenegriner einem Dogen von Venedig vorträgt.

In ihrem Umgange mit Andern zeigen die Tschernogorzen viel natürlichen Verstand und haben in ihren Redeweisen eine gewisse Höflichkeit und Vorsicht, da sie von Haus aus gewohnt sind, unter sich jedes Wort auf die Wage zu legen, weil nicht blos beschimpfende Handlungen (ich meine Schläge), die bei ihnen ganz ungewöhnlich sind, sondern auch beleidigende Worte Veranlassung zu Blutrache werden können. Wer einem Andern einen Schlag mit dem Tschibuk (Pfeifenstiel) gibt, ist nach einem noch vom letzten Vladika bestätigten Gesetze des Todes schuldig. Die vorsichtige und zurückhaltende Weise, in der sie von dem schönen Geschlechte reden, ist ganz morgenländisch, sowie auch die Frauen bei ihnen fast ganz dieselbe Stellung haben wie bei den Türken, nur daß sie nicht die Polygamie der Letztern theilen. Die Frauen sind weniger ihre Gefährtinnen als ihre Sklavinnen, die nicht blos das Haus, sondern auch meistens das Vieh und den Acker bestellen und die fast ganz ihre eigene Wirthschaft, sogar ihren separirten Tisch für sich führen.

Ihre ganze häusliche Einrichtung ist natürlich sehr einfach, etwa wie die unserer Alpenhirten in ihren Sennhütten. Möbeln und Bequemlichkeiten findet man da fast keine. Die Häuser sind ungefähr so gebaut wie die Sennhütten in Savoyen und den französischen Thälern der Schweiz: aus Steinklötzen zusammengelegte Mauern, mit einem Stroh- oder Strauchdach darüber und mit Schießscharten statt der Fenster. Daher braucht man auch eben nicht sehr zu zittern und zu zagen, wenn man in den Zeitungen liest, daß die Türken ein montenegrinisches Dorf „in Rauch hätten aufgehen lassen", oder daß sie „sengend und brennend" durch ein Thal gezogen wären. Hat der Montenegriner nur seine Heerden in die Bergverstecke getrieben, seine Kinder und Frauen in Sicherheit gebracht, sein Pulver und einige vielleicht ersparte Zwanziger oder Dukaten beigesteckt, so mag er um sein Dorf ziemlich unbekümmert sein. Viel mehr als die Schilfdächer kann da nicht verbrennen und diese sind nachher bald wieder zurechtgeflickt. Sogar der Vladika selbst in seinem sogenannten Klosterpalaste hat nicht mehr als drei einigermaßen wohnliche und geräumige Zimmer.

Wie in Bezug auf ihre Abstammung, so stehen auch in Bezug auf ihre sociale und staatliche Verfassung die Montenegriner keineswegs isolirt da. Von jeher sind aus dem slawischen Stamme eine Menge kleiner Gemeinschaften oder Freistaaten hervorgegangen, deren Zustände denen der Montenegriner so ähnlich sehen wie ein Ei dem andern. Ueberall in der von einheimischen Tyrannen oder fremden Eroberern stets vielbedrückten Slawenwelt flüchteten einzelne freiheitliebende Jünglinge, Familien oder ganze Gemeinden und kleine Stämme in die Wildniß und begründeten in den Wäldern, Bergen oder an abgelegenen Flußufern Räuberbanden und Kriegergemeinschaften, aus denen, wenn sie glücklich waren, zuweilen kleine Staaten erwuchsen. So waren z. B. die berühmten Saporogischen Kosacken, die so lange mitten zwischen Tataren, Polen und Russen ihre wilde Freiheit behaupteten, nichts weiter als ein solcher Staat kriegslustiger Räuber und freiheitliebender Patrioten. Etwas Aehnliches war auch der ebenso berühmte Staat oder Bund der sogenannten Uskoken auf den Grenzen Oestreichs, der Türkei und der venetianischen Republik. Etwas Aehnliches sind alle die zahllosen Haiduckenbanden und Verbrüderungen, die in Zeiten äußerer Noth und Bedrückung aus dem serbischen Volke hervorgingen und dann und wann die Gebirge Bulgariens, Serbiens, Bosniens u. s. w. erfüllten. Uskoke bedeutet im Slawischen etwa so viel als ein Entsprungener, ein Verbannter, ein „Outlaw" und Haiduck

hat so ziemlich denselben Sinn, bekam dann aber auch, da die in die Wildniß verbannten Patrioten sich oft nur durch Raub halten konnten, die Bedeutung von Räuber.

Da wo die Verbrüderung der Patrioten nur klein blieb und kein bestimmtes Terrain und Gebiet für sie gewonnen wurde, wo die Uskoken oder Haiducken unstet in den Wäldern umherschweiften, wie z. B. bei den stets zahlreichen Haiduckenbanden in den bulgarischen, serbischen u. s. w. Gebirgen, wurde die Verfassung dann eine mehr militärische oder despotische. Ein Hetman (bei den Kosacken) oder ein Harambascha (bei den Bulgaren) wurde erwählt, der als Militärchef oder Räuberhauptmann den Bund leitete und ziemlich willkürlich commandirte. Da aber, wo (wie bei Montenegro) ein festes Gebiet gewonnen wurde, wo ganze Dörfer, Gemeinden und Stämme sich mit den Uskoken und Haiducken vereinigten, wurde dann die Verfassung gewissermaßen bürgerlicher und freier und die ursprüngliche eigenthümliche patriarchalische Einrichtung der slawischen Dörfer, Gemeinden und Stämme mischte sich als Grundlage der entstehenden Staatsverfassung dem uskokischen Kriegercommando bei.

Die slawischen (serbischen) Dörfer sind fast alle aus der Familie entstanden. Die Familienmitglieder trennten sich nicht voneinander und bauten sich immer nebeneinander an, bildeten ein Dorf und behielten ihr altes Familienhaupt als Dorfhaupt bei. Jedes Dorf ist daher bei ihnen eigentlich eine Familie oder ein Stamm (ein Plemen, wie sie sagen) mit patriarchalischer Verfassung, an dessen Spitze der sogenannte Starschina (der Oberälteste) steht. Oft natürlich gingen aus einem Hauptdorfe Colonieen oder Nebendörfer hervor und derselbe Familienstamm verbreitete sich dann in einem ganzen kleinen Districte, für den ebenfalls der Name Plemen (den wir mit dem schottischen Clan übersetzen können) beibehalten wurde. Mehre benachbarte Dorfgruppen oder Plemens traten dann wol zu einer größern Verbrüderung zusammen und diese wurde dann Nahia genannt, was wir etwa mit Canton übersetzen können. Die sämmtlichen Serbenländer (und so auch Montenegro) zerfallen daher in Nahias (Cantons) und Plemens (Dorfschaften oder Familienschaften). Die größern Genossenschaften oder Nahias wählten sich dann aus ihren Aeltesten wieder besondere Chefs des Ganzen, die sehr verschiedene Titel bekamen und bald Knes (Fürsten), Hospodare (Herren) oder Woiwoden (Herzöge) genannt wurden. Am häufigsten ist der Titel Woiwode (Schottisch: Chiefstain) bei diesen Stammhäuptlingen, die, in Berathung mit den Starschinen oder Dorf- und Familienältesten, die zu nehmenden Maßregeln beschließen. Traten wieder, wie bei Montenegro, mehre Nahien zu einem größern Ganzen zusammen, so wurde dann auch für diesen größern Bund wieder ein gemeinsames Oberhaupt, ein Ober-Woiwode oder Ober-Hospodar erwählt, der sich mit den Häuptlingen der Nahien und Stämme dann wieder ebenso berieth wie diese unter sich mit ihren Familienhäuptern und Aeltesten. In Folge dessen, daß sich, wie ich sagte, im Jahre 1703 der Bischof von Zenta an die Spitze des Aufstandes der tschernogorischen Stämme stellte, kam es, daß die Montenegriner ein geistliches Oberhaupt, einen Vladika, als ihren allgemeinen Chef erhielten.

Nichts ist eigensinniger als Corporationen, und von allen Corporationen die eigensinnigsten und starrsten sind die Bluts- und Stammgenossenschaften, die Clans, die nur in der Zeit größter Noth zu einem gemeinsamen Beschlusse gebracht werden. Oestreich hat in Dalmatien, in der Morlakei und Albanien noch überall mit dem Clangeiste der slawischen Bewohner zu kämpfen. Es gibt dort vielfach noch Clans, Cantons und Dorfschaften, die, ihre Starschine und Woiwoden an der Spitze, sich nur schwer der von Oestreich erstrebten Staatsordnung fügen. Solche Stämme, die zwar an Oestreich Tribut bezahlen, und ihn dann besonders richtig leisten, wenn viele östreichische Truppen in der Nähe sind, sind z. B. die Kriwoschianer in einem Thale nordwärts von der Bai von Cattaro, die

Schuppaner, die Pastrowitschianer in den südlichsten Thälern gegen Türkisch-Albanien zu. Sie sind fast in allen Stücken den Montenegrinern gleich und genießen auch eines ziemlichen Grades von Freiheit, nur daß sie östreichische Unterthanen heißen und nicht offenbare Tscheten (Raubausfälle) machen dürfen. Sind in Cattaro nicht gerade viel Truppen zur Hand, so suchen indeß die östreichischen Behörden mehr auf dem Wege der Güte als der Gewalt mit diesen Leuten durchzukommen, und östreichische Beamte lassen sich in jenen wilden Thälern eben nicht viel oder gar nicht blicken. Machen die Leute es zu arg, so kommt wol einmal eine östreichische Executionscompagnie ins Thal und die Furcht vor solchen Executionen und Einquartierungen hält sie ziemlich in Ordnung. In der europäischen Türkei gibt es überall eben solche, von halbfreien Stämmen bewohnte Striche (Clans), in denen es selbst zur Zeit der größten Blüte der türkischen Macht für einen Türken nicht geheuer war und wo der Sultan, wenn er seinen Haradsch (Tribut) bekommen hatte, weiter keinen Einfluß auf das Selfgovernment dieser Leute übte.

Ein in letzter Zeit oft neben den Montenegrinern citirtes Beispiel eines solchen je nach Umständen zuweilen halb, zuweilen ganz unabhängigen Clans sind z. B. die sogenannten Grahowianer, die unter ihren Familienältesten und unter ihrem tapfern Woiwoden ein Thal an der Nordwestgrenze von Montenegro bewohnen. Gerade ebenso ist es nun auch in Montenegro selbst. Der letzte Vladika hat zwar aus den Woiwoden und Knesen der verschiedenen Plemens und Nahien eine Art Senat gebildet, der sich bei ihm versammelt und unter seinem Präsidium Entschlüsse faßt; auch hat er noch sonst einige, auf Centralisirung der Staatsgewalt hinstrebende Anordnungen getroffen, sich z. B. auch mit einer Leibwache, die aus den vornehmsten jungen Leuten der verschiedenen Thäler zusammengesetzt ist, mit den sogenannten Perianitzen, umgeben. Aber nichtsdestoweniger geht es bei den Beschlüssen des Senats und des Vladika doch nie ohne Separat-Unterhandlungen mit den einzelnen Thalschaften, Stämmen und Dörfern ab, die alle nur gar zu oft ihren eigenen Willen und ihre eigenen Interessen haben, die sich einzeln auf ihre eigene Hand den Türken ergeben oder auch wieder auf ihre eigene Hand Tscheten (Ausfälle) gegen die Türken machen, ohne den Vladika zu fragen. Da diese verschiedenen Stämme, trotzdem daß sie alle Montenegriner, doch wieder häufig in Blutrache-Angelegenheiten untereinander verfeindet sind, Angelegenheiten, die nur während eines Türkenkriegs einstweilen ruhen, so geschieht daher auch der Verkehr der Bewohner eines Thales oder Dorfes mit dem andern immer mit großer Vorsicht. Und sogar der verstorbene Vladika selbst sagte uns, es gäbe genug Striche in seinem Lande, in denen er nicht reisen möchte, wenigstens nicht ohne Begleitung einiger Perianitzi oder ohne die Thalbewohner zuvor benachrichtigt und um ein sauf-conduit aus ihrer Mitte gebeten zu haben. Er deutete uns dabei namentlich auf die Berdas und die hohen Gebirge im Osten seines Landes, welche die Montenegriner die „Verfluchten Berge" (proklati gori) nennen und von denen man immer nicht gewiß weiß, ob sie türkisch oder montenegrinisch oder wie sonst gesinnt sind. Wären die Montenegriner allein auf der Welt, so würden sich die Berdas und die Katunsker und die Tschernitzer und die Grahowianer beständig in den Haaren liegen und ebenso blutige Kriege untereinander führen, wie sie es jetzt gegen die Türken thun. Ein wenig Türkennoth ist ihnen zu ihrer innern Ruhe und Einigkeit und zu ihrem eigenen Glücke ganz nöthig. Namentlich kann auch der Vladika den Türkenkrieg nicht entbehren, weil er nur durch Hinweisung auf den Halbmond seine Herrschaft und Centralmacht stärkt. Auch für die einzelnen Stämme und Individuen sind die Tscheten (Ausfälle auf die Türken) eine Art Erwerbsquelle. Dieser jetzige Türkenkrieg mag daher vielleicht durch ein Compromiß wieder beigelegt werden; doch wird ein solches Compromiß immer wieder nichts Definitives sein. Und im Ganzen werden die alten Zwistigkeiten und Ver-

hältnisse fortdauern, so lange bei den Montenegrinern Blutrache und Clangeist nicht etwas losere, Civilisation aber etwas festere Wurzeln schlagen, was leider noch sehr lange dauern kann. *) J. G. Kohl.

Schwankungen der Erdoberfläche.

Am 13. October 1852 wurde im Atlantischen Meere, 12 Meilen vom Aequator, von einem englischen Schiffe ein merkwürdiges Schauspiel beobachtet. Die Mannschaft hörte plötzlich ein donnerähnliches Getöse in der Tiefe des Meers. Es nahm allmälig so an Stärke zu, daß es geradezu ohrenbetäubend wurde. Die See warf berghohe Wellen und da der Wind von mehren Seiten anströmte, verlor der Steuermann bald jede Gewalt über das Fahrzeug, das bald in die Höhe, bald in die Tiefe geschleudert wurde. Die Mannschaft betete und hielt sich für rettungslos verloren. Funfzehn Minuten hatte dieser furchtbare Zustand gedauert, da wurde die See allmälig ruhig und der Steuermann begann sein Ruder wieder zu handhaben. Das Schiff war gerettet. Aber mehre andere, die beim Beginn der Meeresersschütterung in Sicht gewesen, waren verschwunden und nach wenigen Minuten sah man Schiffstrümmer und das Wrack eines Schraubendampfers vorübertreiben. Das Schauspiel war also ernster Art gewesen und hatte Menschenleben gekostet.

Ohne Zweifel war dies ein unterseeisches Erdbeben, oder ein Meerbeben könnte man es nennen. Also ein neuer Beweis, daß überall, auch unter dem Meere, noch das unterirdische Feuer thätig ist und daß das Innere der Erde überall von unterirdischem Feuer erfüllt ist, wahrscheinlich auch im geschmolzenen Zustande sich befindet und die feste Oberfläche der Erde nur eine dünne Rinde auf einem inwendig glühenden Tropfen ist, verhältnißmäßig noch dünner als ein dünnes Goldblättchen auf eine Orange geklebt, wie Beudant sich ausdrückt.

Daraus folgt freilich, daß die gegenwärtige Form unserer Erdoberfläche mit ihren Meeren und Continenten, mit ihren Gebirgen, Thälern und Ebenen noch keineswegs eine so bleibende und zuverlässige ist, wie man es sich gewöhnlich träumt. Die Zeit freilich ist vorüber, wo nach den Darstellungen unserer Geologen die Ausbrüche jener Feuermassen so gewaltig waren, daß sich aus dem Meere Gebirge wie die Alpen erhoben, auf denen man noch in bedeutender Höhe versteinerte Muscheln und andere Seethiere in großer Menge findet; wo über große Strecken der Erde hinweg Land und Meer ihre Rollen tauschten, Vorgänge, deren Zeuge der Mensch noch nicht war. Aber daß auch noch in der historischen Zeit, seit das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, Aenderungen der Oberfläche, und zwar bedeutende und weit verbreitete, stattfanden, dafür finden sich zuverlässige Zeugnisse fast auf der ganzen Erde. Das erwähnte unterseeische Erdbeben steht keineswegs vereinzelt da, sondern gerade in jener Gegend hat man ähnliche Erscheinungen gar nicht selten beobachtet, auch bisweilen vulkanische Asche in Masse auf dem Meere schwimmend getroffen. Berghaus hat auf seiner Karte des südatlantischen Meers die Gegend verzeichnet in einer Linie, welche durch die Inseln St.-Helena und Ascension geht. Diese Inseln sind selbst vulkanischer Natur und wahrscheinlich bei einem ähnlichen Ereignisse aus dem Meere emporgestiegen. Solche Inseln, die augenscheinlich aus dem Meere emporgestiegene Vulkane sind, gibt es bei Italien, Griechenland, Island, an der Ostküste Asiens in Menge. Man hat sogar viele derselben aus dem Meere allmälig emporsteigen sehen. So bemerkte im Jahre

*) Das Ergebniß dieser dankenswerthen Mittheilung des geschätzten Verfassers der „Reise in Istrien, Dalmatien und Montenegro" ist demnach wol, daß wir, ohne uns türkischer Sympathieen verdächtig zu machen, doch an den Montenegrinern kaum ein anderes Interesse nehmen können als das ihrer gedrückten und bedrängten Religion. D. H.

1831 ein Schiff in der Nähe Siciliens in der Ferne eine Stelle, wo das Meer zu kochen ſchien und gewaltig dampfte. Man näherte ſich vorſichtig und bemerkte, daß eine Inſel aus dem Meere emporſtieg. Nach Verlauf mehrer Tage war ſie fertig, wurde ruhig und man konnte wagen, ſie zu betreten. Man ertheilte ihr den Namen Ferdinandea. Nach einigen Monaten war ſie aber ſpurlos wieder verſchwunden.

Beträchtlich ſind die Aenderungen der Erdoberfläche, welche ſeit der hiſtoriſchen Zeit durch allmäliges Erheben und Sinken des Bodens in verſchiedenen Theilen der Erde entſtanden ſind und welche ebenfalls durch Wirkungen des unterirdiſchen Feuers erklärt werden müſſen, welche in dieſem Falle zwar unmerklich und langſam, aber durch ihre längere Dauer von großem Einfluſſe ſind. Man bemerkt ihre Wirkungen namentlich in der Nähe des Meers und glaubte wol früher, das Meer nehme ſelbſt ab und zu, ſein Niveau werde höher oder tiefer, was aber mit der Lehre vom Gleichgewicht der Flüſſigkeit durchaus unvereinbar iſt. So erhebt ſich die Küſte von Schweden ſchon ſeit Jahrhunderten langſam aber merklich. Die Akademie von Upſala machte ſchon 1731 Verſuche, die Sache zu beweiſen. Man brachte an den Felſen gerade in der Höhe des Waſſerſpiegels Einſchnitte an, die ſchon nach einigen Jahren nicht mehr vom Waſſer erreicht wurden. Seitdem iſt das Factum vielfach beobachtet und beſtätigt worden. Die Erhebung beträgt an manchen Stellen mehr, an andern weniger; Beweis genug, daß nicht ein Sinken des Meers Urſache iſt. Die Küſte von Schoonen hingegen ſenkt ſich allmälig. Die Stadt Adria lag ſonſt am Meere, dem ſie den Namen gab, und hatte einen Hafen; jetzt liegt ſie weit vom Ufer. Aehnliche Erſcheinungen bemerkt man in Menge an den Küſten Frankreichs, Englands, Grönlands, Südamerikas. Dieſe Bewegungen ſind freilich zu langſam, um ſich durch den Augenſchein im Verlauf weniger Wochen oder Monden davon überzeugen zu können. Wer aber durchaus nur ſeinen Augen trauen wollte, der müßte ſich an die italieniſche Küſte bemühen. Dort ſtehen im Königreiche Neapel die berühmten Ruinen des Serapis-Tempels von Pozzuoli als ein unverwerfliches Zeugniß der allmäligen Veränderungen, welche mit jenen Küſten vorgegangen ſind, und zwar ſeit dem Daſein des Menſchengeſchlechts. Außer vielen andern in der Nähe liegenden Ruinen ſtehen dort, von umherliegenden Bauſteinen umgeben, drei hohe Marmorſäulen. Obgleich gegenwärtig ein Blick auf dieſe Säulen augenblicklich Jeden überzeugen muß, was im Verlaufe von Jahrtauſenden hier geſchehen iſt, ſo waren ſie doch lange Zeit ein Räthſel und Zankapfel der Gelehrten. Die drei Säulen ſtehen nahe am Meere, ſodaß das Waſſer ihren Fuß beſpülen kann. Sollten wol die alten Römer das, übrigens mit architektoniſchem Aufwande hergeſtellte Gebäude an einer ſo übel gewählten Stelle errichtet haben, wo jeden Augenblick das Waſſer hineintreten konnte? Gewiß nicht! Es bleibt keine andere Annahme übrig, als daß ſich nach Erbauung des Tempels die Küſte geſenkt habe. Aber weiter. Blicken wir an den Säulen empor, ſo ſehen wir in einer Höhe, zu der wir nicht hinaufreichen können, um jede Säule einen breiten Streifen laufen, der ſich auszeichnet. Alle drei Säulen ſind an dieſer Stelle mit einer Menge von Löchern verſehen. Unterſuchen wir dieſe Löcher näher, ſo finden wir, daß ſie von einer Bohrmuſchel, der Meerdattel herrühren, und zum Ueberfluſſe finden wir noch in manchen Löchern die Muſchel ſitzen. Dieſe Bohrmuſchel bohrt ſich merkwürdigerweiſe ziemlich tiefe Löcher in Steine und ſchlägt darin ihren Wohnſitz auf. Sie bohrt noch jetzt z. B. die Inſel Helgoland an, an der man ſie häufig finden kann. Sie lebt aber nur unter der Oberfläche des Waſſers. Wie ſind nun wol dieſe Bohrmuſcheln dazu gekommen, die drei Marmorſäulen in jener Höhe anzubohren? Offenbar iſt dies nur einzig dadurch erklärbar, daß dieſe Säulen einmal längere Zeit hindurch bis über jene Löcher hinauf unter dem Waſſer geſtanden haben. So tief alſo hat ſich einſt die Küſte geſenkt und iſt nach längerer Zeit wieder zur jetzigen Höhe emporgeſtiegen. So bilden dieſe Säulen ein unverwerfliches Denkmal der Schwankungen,

welche im Laufe der Jahrhunderte an diesen Küsten stattgefunden haben und belehren uns, daß es mit der Beständigkeit der Erdoberfläche auch gegenwärtig eben noch gar nicht ganz sicher steht. K.

Anregungen.

Unsere gegenwärtige Literatur.

Bei aller gereiftern Formvollendung, die man unserer neuern deutschen Poesie auf manchen Gebieten einräumen darf, hat man ihr doch den entschiedenen Vorwurf einer auffallenden Inhaltlosigkeit zu machen.

Ein Rückblick auf die vergangenen Zeiten beweist, was wir meinen. In der classischen Periode sowol wie in der romantischen war die schöne Literatur die Vermittelung eines für die Nation im Großen und Ganzen wichtigen Inhalts. Es wurden durch die großen Talente nicht nur neue Formen der Darstellung gewonnen, sondern auch Thatsachen zum lebendigsten Ausdruck gebracht; Thatsachen, die mit dem öffentlichen Geiste, seinem Gähren, Entwickeln, Kämpfen und Sichbewähren im innigsten Zusammenhange standen. Man kann Namen wie Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller nicht nennen, ohne nicht damit auch zugleich Capitel der Culturgeschichte zu bezeichnen. Noch die romantische Periode drückte in ihren Romanen, Dramen, lyrischen und epischen Gedichten einen innigen Zusammenhang mit dem allgemeinen Geiste der Zeit aus. Man wandte sich damals von französischem und antikem Geschmack zu einem germanisch-mittelalterlichen, man wandte sich vom deistischen Glauben zur Philosophie, ja zum Christenthum selbst zurück; man huldigte auch in der Literatur der Geschichte und den Erinnerungen unsers Volks, die nach Bau-, Bild- und Schriftwerken gesammelt wurden. Mit dem Sturze der Fremdherrschaft begann aber schon 1815 jene Inhaltlosigkeit einer sich gleichsam nur selbst befruchtenden Literatur. Der starke, volle Ausdruck einer ringenden Gedankenwelt hörte auf dem reinpoetischen Gebiete auf. Die Talente wurden immer schwächer und ihre Leistungen für die Nation im Großen und Ganzen bedeutungsloser. Man nennt jene Zeit einer auslaufenden größern Periode und eines keineswegs neu wieder nachwachsenden Ersatzes die Restaurationsliteratur. Sie wurde von der Bewegungsliteratur, die in mannichfachen Erscheinungen mit dem Jahre 1830 anbrach, in ihrer innern und äußern Haltlosigkeit mit allen Waffen der Kritik und des Spottes bekämpft; ja man versuchte auch schon wieder, die Poesie zum Ausdruck der allgemein die Zeit bewegenden Ideen zu machen (Tendenzpoesie); indessen theils die mangelnde Unterstützung durch große Talente, theils die Kraft noch vorhandener älterer Literaturreste, theils die Verfolgung der Regierungen und die immer schwieriger sich gestaltende Lage des gedruckten Buchstabens, den öffentlichen Thatsachen gegenüber, hinderte, daß die Poesie wieder in jener alten Kraft und Stärke sich offenbarte, die sie einst zu einem nothwendigen und nicht zu umgehenden Dolmetscher des allgemein Bindenden in der Zeit und der Bildung gemacht hatte. Die Folge dieser immer mehr zunehmenden, von kritischen, abgünstigen Organen noch geförderten Isolirung und Vereinzelung der neuen Literatur ist nun die, daß wir nachgerade zwar in formeller Hinsicht sehr viel Schönes auf allen Gebieten der poetischen Darstellung geleistet sehen, aber im Ganzen genommen eine bis zur Armuth gehende Inhaltlosigkeit unserer neuesten Poesie nicht verschweigen können.

Sehen wir uns nur um und fragen wir in allen Gebieten der Dichtkunst nach dem so zu sagen auf ihnen verarbeiteten Stoffe. Es ist der willkürlichste und zufälligste. Was ist die Richtung unserer Zeit im Drama? Man würde in Verlegenheit kommen, wenn man für alle die hier und da auftauchenden Talente, die für die Bühne dichten, ein charakteristisches Merkmal angeben wollte. Im Allgemeinen kann man sagen, die meisten dieser Poeten wollen eben nur Poeten sein. Das ist die Stereotype des Tages geworden. Ein ursprünglicher, naturwüchsiger Dichter, eine hohe Begabung, eine Urkraft u.s.w., das sind die Kennzeichen, die man in den Zeitungsberichten und Feuilletons zu verbrauchen pflegt, wenn es sich darum handelt, Werke von einer gewissen Bedeutsamkeit der Absicht, einer gewissen Frische und Wärme der Ausführung anzukündigen und im Uebrigen hinzufügen zu müssen, das Gegebene wäre eben doch nur der Anfang eines noch Kommenden, der Vorschmack eines noch zu Erwartenden. Im Roman erlebten wir die erquickende, ergötzende Erscheinung der „Dorfgeschichte". Man erwartete einen Umschwung der Literatur von ihr und es ist nur ein Genre zurückgeblieben; ja, es ist noch weniger zurückgeblieben, nur eine Mode, die nur noch bei den Meistern und ersten Tonangebern dieser Darstellungsweise und auch bei diesen

nur bei wirklichem Verdienst der Erfindung *) gefällt, bei Nachahmern aber nicht mehr zu genießen ist. In unserer Lyrik hat jede nähere Bestimmung des Inhalts aufgehört, wenn man nicht den forcirten Ruf einiger Neimereien im Geschmack des „Westöstlichen Divan" für den Anklang eines neugefundenen reellen Inhalts nehmen will. Kurz wir würden in Verlegenheit gerathen, wenn wir von Dem, was unsere gegenwärtige schöne Literatur in Deutschland auszudrücken will, bestimmte Kennzeichen angeben sollten.

Man kann die Schuld dieser, mit dem allgemeinen hochpoetischen Gebahren in so auffallendem Widerspruch stehenden Gedankenleere nicht auf das Publicum allein werfen, so sehr dies auch an ihr mit betheiligt ist. Die Furcht vor dem Gedanken ist nur Parteisache und zwar immer nur Sache der entgegengesetzten Partei; wo der rechte Gedanke der Partei getroffen wird, entzieht sie sich der Anerkennung keineswegs. Die conservative Partei hat sich mit großer Begeisterung auf Alles geworfen, was der Inhalt ihrer eigenen Strebungen auch innerhalb der Poesie geworden ist. Da gibt es Soldatenlieder von Zedlitz, Schlachtenbilder von Scherenberg, absolut reactionäre Harmlosigkeiten wie die Gedichte von Geibel, die Märchen von Pullitz; da gibt es ein gefeiertes und fast zum Ausdruck unserer ganzen weichlichen Epoche gewordenes Werk: „Amaranth." Wie sieht es aber schon mit den Gegensätzen dieser Parteien aus? Rudolf Gottschall und Karl Beck haben leider ihre eigene Partei ästhetisch nicht so befriedigen können, um sie mit dem vollen, ganzen Mandate einer poetischen Anwaltschaft huldigend betrauen zu dürfen.

Speculation, originelle Erfindung, muthiges Behaupten und Verkünden einer eigenen Welt- und Lebensanschauung ist in unserer Poesie jetzt sehr wenig vorhanden. Ein leider, wie wir hören, nicht befriedigend ausgefallenes Gedicht „Demiurgos" von W. Jordan steht ziemlich allein. Das Wählen dramatischer Stoffe z. B. ist nicht im mindesten neu und überraschend. Man greift nach einer Episode aus der Bibel, nach einer Mythe des Alterthums, nach einer alten Sage, wie Agnes Bernauer, u. dergl., stutzt diese Aufgaben mit an sich achtbarem Talent auf, ohne daß darum auch nur die leiseste Strömung der Zeit bedingt wird. Von eigener Erfindung ist auf diesem Gebiete selten noch die Rede. Man ahmt Shakspeare in der Aufstellung irgend einiger ungeheuerlicher Charaktere nach und sucht von seinem ursprünglichen, meist lyrischen Dichtergemüth in die Reproduction der überlieferten und adoptirten Stoffe so viel Reiz und Haltung wie möglich zu bringen. Reicht aber das Alles, so Achtbares dabei jeweilig zu Staude kommt, aus? Kann noch so viel vereinzelte Sinnigkeit mancher Idee und hier und da der Ausführung jene gewaltige Wirkung der Individualität ersetzen, die z. B. bei Schiller und Goethe uns immer erst die Dichterkraft selbst vergegenwärtigt und dann fast an zweiter Stelle erst das Thema, das sie gerade gewählt hatten? Wer als objectiver Dichter wirken will, muß erst eine Periode der starken Subjectivität gehabt haben, und einer jedenfalls bedeutendern Subjectivität, als die sich im lyrischen Gedichte allein zu erkennen geben kann.

Dem zur Dorfgeschichte verklärten Genrebild verdanken wir eine große Umwälzung unserer zu abstract gewordenen Poesie. Aber das fortwährende Anlehnen an das Gegebene, das im Gefolge der Dorfgeschichte eintreten mußte, kann die Gefahr bringen, die Poesie auch an das Gegebene so zu binden, daß ihr die Idealität verlorengeht und sie statt Erfindung nur noch Verknüpfung bringt.

Eine Literatur bekommt nur erst dann Inhalt, wenn die Dichter die Werke, die sie liefern, als nothwendige Fortsetzungen ihrer Entwickelung geben und wenn sie die Stoffe nicht aufzugreifen scheinen, um an ihrer Wirkung eben nur ihr Talent zu zeigen, sondern um mit ihnen etwas zu beweisen, was ganz außerhalb des gewählten Stoffs an sich eine Nothwendigkeit entweder für die Welt oder wenigstens für sie und ihre eigene Individualität ist. Solcher Autoren, mit denen, wenn sie heute stürben, der ganzen Nation, wenn auch nur auf einen Augenblick, eine Ader ihres eigenen Lebens zu stocken scheinen würde, haben wir sehr wenige.

*) Wir freuen uns, unsern Lesern für Nr. 27 unserer „Unterhaltungen" den Beginn der neuesten Erzählung von Berthold Auerbach ankündigen zu dürfen.

Nachgiebigkeit.

Die meisten Menschen markten nur mit ihrer Nachgiebigkeit. Auf das eine Opfer, das zu bringen sie sich entschließen, verlangen sie von Dem, dem sie es bringen, sogleich ein anderes. In solchen Fällen erzeugt die Nachgiebigkeit statt Friede nur vermehrten Streit. Wahrhaft nachgiebig und einen schroffen Gegner durch Nachgiebigkeit zähmend und versöhnend ist nur Derjenige, der im Stande ist, diese vortreffliche und, wenn sie nicht aus willenloser Schwäche entsteht, ganz besonders edle Umgangstugend unmittelbar hintereinander drei und vier mal zu üben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 26. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Knopf im Klingelbeutel.

Vom Herausgeber.

Der alte, greise Küster zur Heiligen Dreifaltigkeit hatte den schwarzsammetnen, mit goldenen Palmen gestickten Seckel gar angestrengt und keuchend durch den dichtgefüllten Gottestempel wandern lassen und immer schwerer und schwerer wurde das Uebergewicht an dem obern Ende des langen schwarzen Stiels, den des braven Mannes weiche, wohlgepflegte, heute aber schon ganz kirschroth gewordene Hand durch die offenen Bänke und geschlossenen Zellen, durch die vermietheten Stühle und durch die Reihen derjenigen Andächtigen, die nur stehen konnten, mit manchem unterdrückten oder durch gewohnte Demuth doch sehr gemilderten Zornesseufzer bis in die obersten Chorwinkel dirigirte. Der Herr Pastor primarius zur Heiligen Dreifaltigkeit, des wandernden Glöckleins mitten im Conterte schon gewohnt, hatte sich nicht irremachen lassen in seinem erhabenen Feuer und predigte gar gewaltiglich und bibelstark über das Evangelium als ein bescheiden Senfkorn. Es war April und die Osterzeit. Draußen jubelte hier und da schon eine Lerche. Es ging auf die allgemeine Auferstehung der Natur. Und läßt sich auch das gerade aus einem verstoßenen und unterdrückten, von der ganzen classischen Pracht und Herrlichkeit der Alten Welt völlig unbeachtet gelassenen Volke einst gekommene Evangelium irgend einem Bilde treffender vergleichen als einem aus lang versteckt gebliebener Winterfaat ausbrechenden grünen und mächtig sich entfaltenden Wachsthume des Kleinsten?

Meister Marcus, der Küster, hätte seine gesegnete Klingelbeutelernte nun eigentlich dicht vor der Sacristei an einen Riegel hängen und sie erst dann ausschütten sollen, wenn Sr. Hochwürden der Herr Pastor primarius die volle, aus dem Senfkorne aufgegangene Saat der Herrlichkeit Gottes zu Ende geschildert, das Vaterunser gebetet, die glücklichen Oster-Brautpaare des ersten, zweiten und dritten Aufgebots proclamirt, dann für den Landesherrn, die Landesmutter und des Landes sämmtliche Räthe und Consistorien gebetet und das Ganze mit dem heißerflehten üblichen Segen Gottes um Alle geendet hätte. Indessen war die Ernte des Klingelbeutels bei diesem beliebten Prediger immer so groß und so schwer, daß die Sortirung der eingegangenen Münzen ein höchst langwieriges Wechsel-

geschäft und die sofortige Uebergabe des vorwaltenden Kupfers an eine benachbarte Spezereikrämerin, die seit Jahren diese frommen Bankgeschäfte der Kirche in der Sacristei selbst besorgte, ein zu weitläufiges Disconto veranlaßt hätte. Meister Marcus genoß daher vom hohen Presbyterio des alten Gottestempels der Heiligen Dreifaltigkeit schon seit lange das Vertrauen, den Klingelbeutel während der Predigt in besagter Sacristei in Gottes und seiner Ehrlichkeit Namen selbst entleeren, die Münzen je nach Gehalt und Bedeutung auf einen Platz in Rollen aufschichten und vom gerade an jedem betreffenden Sonntag fungirenden Geistlichen dann nur eine einfache Bescheinigung der nunmehr vorhandenen neuen Fonds der Kirche fodern und entgegennehmen zu dürfen. Hatte Meister Marcus dies Geschäft in gewohnter lauschiger Stille der mit grünen Fenstervorhängen gar gemüthlich beschatteten, rings von alten, zwar sehr wurmstichigen, aber immer noch nothdürftig erkennbaren ehrwürdigen vorhinnigen Superintendenten und Pastores primarii dieser Kirche geschmückten Sacristei zu Ende gebracht, so setzte sich der treue Pfleger seines Amts, ein etwas dicker und wie man sagte nicht recht glücklicher und nie besonders heiterer Mann, in einen weichen großen ledernen Sessel, der, zum „Urväter-Hausrath" gehörend, ohne Zweifel einst schwarz gefärbt gewesen war, aber nunmehr schon manches Jahr seine ursprüngliche Farbe, die gelbe, hin und wieder auch schon mit einem bei Tapezierarbeiten sogar erfreulichen Bekenntniß die echte Füllung mit Roßhaaren hervorschimmern ließ. Meister Marcus stärkte sich so von seiner Erschöpfung immer bis zu dem Augenblicke, wo sein Ohr ein gewisses Summen vernahm, das ihn schließen lassen mußte, die Orgel beginne die Fuge und begleite, mit oft prächtigen Tonschwingungen, den Ausgang der Gemeinde. Die an den Kirchthüren dann in gelben Becken wiederum in Empfang genommenen anderweitigen Spenden der Mildthätigkeit gehörten einer andern frommen Finanzcontrole an, nämlich dem Armenwesen des Kirchspiels. So blieb es immer eine gar behagliche halbe Stunde, die Meister Marcus so auf seinem Sessel schlummern und von den Dingen, die ihm zu fehlen schienen, träumen konnte.

Heute nun, wo das Senf- oder Weizenkorn des Evangeliums der Gegenstand der allgemeinen Ostererbauung gewesen war und noch draußen in den Herzen der Hörer wuchs, lagen auf dem grünen Tische vor Marcus ausgebreitet wie sonst die Ergebnisse des Klingelbeutels. Es waren fünf bis sechs lange Reihen. Eine kleine figürliche Schlachtordnung. Der Kern des Ganzen war das Kupfer. Dies war gleichsam das Fußvolk, die Kerntruppe. Ein Ertrag, im Einzelnen von geringem Werthe, aber durch die Masse und dann, wenn es die Specereikrämerin in Silber verwechselt hatte, in seinem couranten Werthe außerordentlich achtbar. Es waren da mindestens dreihundert lachend-rothe alte und neue Pfennige nebeneinander postirt. Dann kam eine Reihe Zweipfenniger, so achtbar wie neben den nur einfach Schwert- und Schildbewaffneten sich in alten Tagen die Truppen auszunehmen mußten, die dazu noch eine Lanze trugen. Dann kam ein Haufe Dreipfenniger. Kleiner, aber doch ansehnlich gesteigert durch innern Gehalt, war die Reihe der Fünfpfenniger. Dann nach oben (es wurde allmälig eine Pyramide oder jene berühmte Schlachtordnung von Leuktra, die keilförmige Phalanx des Epaminondas und Friedrich's des Großen), dann nach oben also standen enganeinandergelegt die Groschen. Es waren ihrer gewiß vierzig. Spitzer zulaufend kamen dann noch allerlei progressive Courantstücke. Die Spitze der Pyramide war zuletzt etwas stumpf. Denn zwei Achtgroschenstücke stritten sich um den Vorrang. Ein Thaler etwa, der dem Ganzen einen hübschen Knauf gegeben hätte — ein Thaler — trotz dreißig Equipagen, die vor der Kirchthür hielten — fehlte.

Während Meister Marcus schlief und draußen der Pastor primarius beim Wie? seines Themas, also im zweiten Theile seiner Betrachtung war (der erste Theil behandelte immer das Was? der zweite das Wie? und der dritte gewöhnlich das Warum? und Wozu?) wisperte es ganz leise, leise in der stillen Sacristei.... Es konnten Mäuschen sein ...

Mäuschen, die sich's in den alten selten gescheuerten Dielen wohl sein ließen . . . es konnten Holzwürmer in den Rahmen der alten Superintendenten sein . . . aber . . . es waren weder Mäuschen noch Holzwürmer, die zu wispern begannen, sondern es waren auf dem grünen Tische — die Münzen, die Erträgnisse des heutigen Klingelbeutels, die erst leise klingten und klingten und ihre metallenen Mündchen probirten und bald in eine Conversation übergingen. Sichtlich herrschte unter den milden Spenden eine Aufregung. Sie zischelten und tuschelten durcheinander so lebhaft, wie es ungefähr in der Kirche drinnen dann lebendig zu werden pflegt, wenn erstens nach dem Was? zweitens nach dem Wie? und drittens nach dem Warum? oder Wozu? immer eine gewisse Pause eintritt zur Erleichterung der inzwischen zurückgehaltenen katarrhalischen Affectionen. Kurz, ebenso ertönte es plötzlich, als Marcus entschieden schnarchte, in den Reihen der Münzen. Und ihre Aufregung kam von dem seltsamen Vorfalle her, der den Meister Marcus eben auch schon fast zu einem hier doppelt ungehörigen kleinen Verflucht! und sogar: Nein! wie schändlich! Oder wol gar: Niederträchtig! (Doch verbürgen wir nicht diese Sprache des, wenn nicht mit dem Evangelisten, doch mit dem Evangelium verwandten, braven Marcus) veranlaßt hatte. Es hatte sich nämlich heute in den Klingelbeutel außer den metallischen und selbst im Pfennige beachtenswerthen Werthzeichen ein Gegenstand eingefunden, der offenbar in dieser Sammlung ungehörig war, nämlich ein simpler, an sich höchst harmloser, höchst unbedeutender, aber im Klingelbeutel entschieden zweideutiger Knopf.

Was sollte dieser Knopf?

Dieser Eindringling von einem Knopf war nicht einmal, seiner Gattung nach, von Zinn . . . etwa einer von der Sorte mit fünf durchbrochenen Löchern . . ., sondern es war ein ganz gewöhnlich hölzerner, wenn auch bespyynener Knopf, an dem sogar noch die Fädchen hingen, wie wenn diese soeben erst von irgend einem respectiven Rock oder sonstigen Kleidungsstücke abgelassen hätten. Und ein neuer Rock konnte dieser Rock gleichfalls nicht gewesen sein; denn es lag schon jenes bekannte „verschönernde Grün der Jahrhunderte", jener gewisse glänzende Hauch der Abnutzung auf dem Gespinnste. Kurz, schon das äußere Ansehen gab dem Knopfe hier unter den Münzen in der That eine traurige Stellung. Dieser zwecklose, überflüssige, nichtssagende Knopf hier unter den für sich selber sprechenden Pfennigen, Dreiern, Sechsern, Groschen, Vier- und Achtgroschenstücken! Die Aufregung der Münzen war gerecht. Offenbar hatten sie an dem Knopf einen allgemeinen Feind, eine unwürdige, empörende Nachbarschaft und jedenfalls einen Verrath am Klingelbeutel — und alle witterten sogleich — Tendenz.

Ja, fingen zuerst mehre Groschen an, es ist doch unerhört, wie weit die Unkirchlichkeit der Zeit geht! In diesem Klingelbeutel, den ein uralter heiliger Brauch trotz aller Proteste der Cultusreformer mitten in der Predigt von Herzen zu Herzen wandern läßt und in den jede Seele, die noch zur Kirche hält, ein Scherflein der Liebe steuert und opfert, ein solch abscheulicher Betrug! Ein Knopf im Klingelbeutel! Hintergang des frommen Glaubens! Täuschung der gläubigen Hoffnung! Wo steht unsere Zeit! Was soll aus einer Welt werden, die so verwildert die Kirche mitten in ihrem Frieden, die Gläubigen mitten in ihrer Andacht verletzt! Hinweg aus unsern Reihen! Hebe dich von uns, du gesponnener, zweckloser, antikirchlicher Uebelthäter!

Ich hoffe, lieber Leser, die Geschichte meines Knopfs interessirt dich. Aber du möchtest gern wissen, worauf hinaus? Bekommen wir eine Geschichte zu lesen? Oder ein Märchen? Ein Sinnbild vielleicht? Vielleicht von allen Dreien Etwas? Höre nur zu!

Dem Knopf mußte angst und bange werden. Er fühlte, daß er seinem Werthe nach allerdings hier über manchem veralteten Pfennige einst gestanden hatte und vielleicht bei freundlicher Taxation irgend einer guten Schneiderseele noch jetzt über jedem Pfennige stehen konnte; aber für den Klingelbeutel war er allerdings mehr als Null. Denn un-

ter Null ist ja alles Das, was einem bestimmten Zwecke gegenüber Das nicht ist, was dieser Zweck voraussetzt. Was ist Holz, wo Eisen nöthig ist? Was schöne Diction in einem Drama, wo man Handlung verlangt? Und nun gar der Ruf: Tendenz! Tendenz! Einer Tendenz war sich dieser Knopf am allerwenigsten bewußt.

Um den armen Eindringling war es geschehen. Schon hatten die gewichtigen Münzen den kleinern Muth gegeben — denn es ist merkwürdig, was der Vorgang der größern Nennwerthe bei den kleinern Potenzen immer für Courage und dann auch gleich Fanatismus erzeugt —, schon schleppten Dreier und Pfennige im Geiste Scheiterhaufen für den armen Knopf, der den regelrechten Gottesdienst betrog, zusammen, als plötzlich ein eigenthümliches Klingen unter den Dreiern ertönte. Es war ein ganz wunderbarer Klang, wie eine Melodie unter heiserm Gekrächz, wie ein Saitenton unter dem Scharren von Stühlen oder Kritzeln von Schiefertafeln, wie eine schöne Tenorstimme unter ungeschulten Sängern, die uns irgendwo von vorüberziehenden Handwerksburschen im Walde überrascht. Es war aber nur ein Moment, daß es so prächtig klang. Alles schwieg eine Weile. Da der Klang nicht wieder ertönte, fand eine Stimme, sie kam von einem Fünfpfenniger, der sich einen Sechser nannte, Zeit, Folgendes zu erzählen, was aus unserer Geschichte sogleich die Vermuthung, sie hätte eine Tendenz (die Tendenzpoesie ist ja verrufen) entfernen wird und aus ihr eine kleine harmlose Anekdote macht.

Ich weiß den Urheber des Frevels, sagte der Sechser. Wir saßen alle still und warm und behaglich in den Börsen und Portemonnaies unserer Spender auf dem zweiten Chore, als wir hinter uns schon während des Gesangs von einem jungen Manne reden hörten, der in keinem sonntäglichen Rock es wagte, sich unter die achtbaren Bürger des Kirchspiels zu stellen. Es war ein blasser kränklicher Jüngling, dessen menschenscheue Art um so mehr auffallen mußte, als dicht neben ihm ein Herr stand, der sich nur den Oberrock hätte zu lüften brauchen, um zu zeigen, daß er eine Art Prinz war. Es war auch, wie mehre anwesende Schneidermeister und Gemeindeverordnete versicherten, niemand Anders als der Graf Harras, den in der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit zu sehen ebenso überraschend sein mußte, wie wenn mein späterer frommer Spender, der Actuarius Bellermann, sich plötzlich hätte bei der Landesmutter zum Thee einladen wollen. Neben dem Grafen von Harras stand jener junge unsonntäglich gekleidete Mensch, der weder ein Gesangbuch bei sich hatte, noch in ein anderes einsah, noch sich verbeugte, so oft der Herr Pastor einen heiligen Namen aussprach, noch sonst irgend einen Anspruch hatte, sich auf jenem Chor als wahrhaft Andächtiger sehen zu lassen. Er war zerstreut, sah Jeden an, beglotzte Alles, grübelte. Und wie Meister Marcus ankam und den Klingelbeutel Dem und Jenem und Einem nach dem Andern reichte und Niemand seine Gabe in der Hand behielt, sondern wie ein Wohlbekannter vom lieben sonntäglichen Klingelbeutel sonntäglich angeklingelt wurde und seinen sonntäglichen Dreier oder Sechser gab und nur höchst selten einmal Einer, der seine Börse vergessen oder kein klein Geld hatte, blos mit dem Kopfe nickte und den schönen schweren Beutel mit den gestickten Palmen verlegen an sich vorübergehen ließ, da hat es mein alter Actuar Bellermann mit sichtlichen Augen gesehen, daß der fremde Mensch, kurz ehe der Graf Harras an die Reihe kam, der ohne Zweifel die beiden obligen Achtgroschenstücke spendete, sich ganz leise einen schon etwas wackelnden Knopf hinten von seinem Rocke abriß und ihn, wie der Klingelbeutel bei ihm vorsprach, rasch mit verdeckter Hand in die heilige Sammlung warf. . . .

Schwerlich hatte der junge Mann gedacht, daß euer Actuar und die Nachbarn die Augen statt auf den Geistlichen, auf seine Hand gerichtet hatten. . . .

Diese Worte kamen von den Dreiern. Es war aber unmöglich ein Dreier, der so entschieden gesprochen. Es war der wunderbare Ton von vorhin. Es war wie von einer Glocke. So rein, so voll, so tönend, so hell wie lauteres Gold. Und in der That, es fand sich

— daß Meister Marcus mit seinen schwachen alten Augen unter die Dreier — ein Goldstück und sei's gleich gesagt — einen braunschweigisch-lüneburgischen halben Louisdor gelegt hatte. Das muthige lüneburger Roß auf dem Gepräge schien ordentlich keck hervorzuspringen, Alles scheu auszuweichen. Ein halber Louisdor, ein Werth von beinahe drei Thalern hatte unter den Dreiern gelegen! Der halbe Klingelbeutel konnte dafür heute ausgekauft werden. Und nun verstand es sich von selbst, daß eine solche glänzende Erscheinung augenblicklich das Wort erhielt und mit verhaltenem Athem selbst von den nun gestürzten gröbern Courantstücken vernommen wurde.

Ich bin, begann der halbe braunschweig-lüneburger Louisdor, im Klingelbeutel fast ein ebenso unberufener Gast wie jener Knopf. . .

Wie so? Bitte! Bitte! Die Ehre! Nein! Nein! Hochverehrtester! Gnädigster! Dreißig Equipagen! . .

So protestirte man durcheinander. . . .

Doch! Doch! fuhr die Goldmünze fort. Es mögen Fälle vorkommen, wo auf diesem grünen Tische noch reichere Spenden sich ausbreiten, allein was mich selbst betrifft, so kann ich nur einfach sagen, ich bin aus Zufall hineingeworfen. Ich komme vom Grafen Harras. Der fromme Redner vorhin hat schon gesagt, daß mein Graf in die Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit ebenso gerathen ist, wie wenn der Actuar Bellermann sich bei der Landesmutter zum Thee einlüde. Mein schlimmer Graf besucht selten die Kirche. Er pflegt Sonntag Vormittags seine Briefe zu ordnen, englische Zeitungen zu lesen, Landkarten vor sich aufzuschlagen, Kupferwerke zu vergleichen, Freunde bei sich einzuladen und sich über die Erdrinde oder die Doppelsterne zu unterhalten. Zuweilen auch schreibt er sich in diesen stillen Stunden die Erfahrungen der Woche auf. Kurzum! Es ist ein Rechter — ein Arger — aber davon erzähl' ich nicht.. Es fehlte ihm ein Schreiber, seitdem sein letzter Secretär einen Staatsdienst erhalten. Unter Hunderten, die sich meldeten, fiel ihm eine zwar nicht sehr schöne, aber mit festen Zügen sich besonders kenntlich machende Handschrift auf, die ihm ein junger Mann, ohne zu wissen an wen, schrieb. Wollt ihr dies Schreiben hören? Es hängt mit dem Knopfe wol nur sehr entfernt zusammen. . .

Die Münzen fühlten sich sehr geehrt durch die Herablassung eines halben Louisdor. Aber sie hatten Angst, es käme etwas Unpassendes oder wol gar Frivoles. Dieser Graf Harras! Diese Unkirchlichkeit! Diese weltmännische Sonntagsentweihung! Sie besorgten eine indirecte Vertheidigung, eine Rechtfertigung des Knopfes. Dennoch flüsterten sie einstimmig: Bitte Ew. Gnaden! Bitte!

Der halbe Louisdor fuhr fort:

Der Brief lautete: Mein Herr! Ich kann mich durch wissenschaftliche Studien nicht empfehlen, aber durch manche Welterfahrung. Ich bin zu früh von dem Glauben geblendet gewesen, die Welt wäre ein Baum mit lachenden, reifen Früchten, nach denen man nur den Muth haben müsse, zeitiger emporzulangen, ehe uns Andere zuvorkommen. Ich täuschte mich bitter, unreif war jede Frucht, die das Leben mir bisher geboten. Ich verließ meine Aeltern nach unsäglichen Kämpfen mit einem gutmüthigen, aber schwachen Vater und einer Stiefmutter. Ich wurde behandelt, ich glaubte es wenigstens, wie ein im älterlichen Hause wohnender Fremdling. Ich verwilderte. Mein Vater zwang mich zu einem Handwerk, das ich nicht erlernen mochte. Ich entfloh. Ich wollte zu Schiffe. Ich schrieb von einer Seestadt um Unterstützung und erhielt von meinen Aeltern nicht nur kein Geld, sondern Worte des Fluchs statt Reisesegen. Als Schiffslehrling ging ich mit einem Kauffahrer nach Batavia. Ich machte Reisen drei Jahre lang und stieg auch leidlich, trotz empörender Behandlung. In den Antillen warf mich das Gelbe Fieber nieder. Kaum genesen ergriff es mich zum zweiten male. Ich entging dem Tode, wurde aber in meinen Kräften ein Schatten. Man erbarmte sich meiner, pflegte und unterstützte mich. Ich begann meine alten Kenntnisse zu

nutzen; zum Seedienste konnte ich nicht zurückkehren. Ich gewann aber so viel, daß ich die in der Krankheit ganz namenlos gewordene Sehnsucht der Rückkehr zur Heimatserde befriedigen konnte. Ich schiffte mich ein, vervollkommnete unterwegs mein wenig Spanisch, übte mich weiter im Holländischen, Englischen, welche beiden Sprachen ich ziemlich fertig spreche und kehre nun, erst einundzwanzig Jahre alt, aber schon recht unglücklich in meine Heimat zurück. Der letzte Pfennig meiner Baarschaft ist verzehrt. Noch kämpft ein innerer Stolz mit den Stimmen des Herzens, die mich wieder zu meinem alten Vater zurückrufen wollen. Soll ich ihm die Hartherzigkeiten, die ich erduldete, vergeben? Soll ich zu ihm eilen und an seine Liebe mich wenden? Kaum bin ich angekommen, so find' ich vorläufig die Aufforderung zu einem Dienste als Secretär bei einem vornehmen Herrn. Ich schreibe, da der Name nicht genannt ward, an einen Unbekannten. Wollen Sie mir Ihren Schutz gewähren? Wollen Sie meinen Erfahrungen trauen? Wollen Sie die Wahrheit aller meiner Bekenntnisse prüfen und sich an die mir ungünstigste Quelle wenden? Getrost nenn' ich Ihnen den Namen meines Vaters, der mich verurtheilen wird. Es ist der alte Küster an der Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit: Marcus. Sie finden ihn am sichersten jeden Sonntag, wenn der Gottesdienst — —.

Weiter kam aber die Mittheilung der Goldmünze nicht. . . .

Meister Marcus war erwacht. . . . Die Orgel summte. . . . Die Sacristei belebten Menschenstimmen. Der Herr Pastor kam von der Kanzeltreppe herab, die gerade in die Sacristei führte. Er wischte sich nach anstrengender Predigt die heiße Stirn. Der Segen des Klingelbeutels wurde flüchtig durchlaufen; der halbe Louisdor richtig wieder für einen Dreier genommen. Draußen klopfte die Spezereikrämerin, die ihr Geschäft des Geldwechsels so ehrlich und in seiner frommen Bestimmung so brav trieb, daß der Heiland ihren Disconto nicht würde vom Tempel verjagt haben. Sie konnte diese Pfennige, Dreier und Sechser in die kleine Handelswelt schicken und nahm wenig Procent. Wie ehrlich sie war, ersah man schon aus dem Wunder, das sie über die von ihr sogleich entdeckte Goldmünze ausrief. Ein Irrthum gewiß! sagte der Pfarrer, der zwar hinlänglich rechtgläubig war, um Vornehme bei sich zu sehen, aber darum doch noch nie einen halben Louisdor im Klingelbeutel gefunden hatte. Ein Irrthum, wie dieser Knopf auch wol kein Betrug gewesen ist, Alterchen, sagte er zu Marcus, als dieser und die Spezereihändlerin ob dieses empörenden Knopfes wetterten. Er kommt gewiß von einem Furchtsamen, der die gewohnte Spendung der Andächtigen an sich nicht mochte vorübergehen lassen und voll Kleinmuth lieber den Schein rettete. Ach, ist es nicht mit der menschlichen Seele zu tausend, tausend Fällen eben so?

Als Meister Marcus nach Hause kam und der Milchreis mit köstlich duftendem Schweinsbraten und gedörrten, mit Zimmet und Zucker bestreuten Pflaumen (sein Sonntagsgericht) auf blendendweißem Tischtuch seiner wartete — er aß als Witwer und kinderlos allein — wollte ihn ein Fremder sprechen. Es war ein vornehmer Herr, der sich Graf Harras nannte.

Lieber Meister Marcus, sagte Graf Harras zu dem, über vornehme Besuche von wegen Trau-, Sterbe-, Geburts-, Taufschein- und Kirchenbuchführung nicht erschreckenden Alten, ich wollte Sie nur in einer gewissen Angelegenheit sprechen und vermuthete Sie heute früh noch vor der Kirche zu treffen, kam aber zu spät. Ich benutzte deshalb die Muße, dem Klange der Orgel zu folgen, um einmal eine gute Predigt zu hören. Das Senfkorn hat mir sehr wohlgethan. Uns träge Gottesbesucher muß manchmal ein wenig etwas Beizendes kommen. Der Geistliche hat's brav und mild ausgelegt und wie ich überhaupt milden Senf dem allzu scharfen vorziehe, so gesteh' ich, daß seine Art mir gefallen hat. Aber Moutarde après oder avant dîner... Genug! Meister Marcus, haben Sie nicht einen Sohn?

Ueber See, Herr Graf . . . antwortete Marcus dem etwas frivolen Weltmann.

Verstoßen, verloren, verjagt?

Er that nicht gut. Seine Mutter . . .

Stiefmutter?

Ist todt. . . .

Wenn Sie ihn nun wiedersähen?

Herr Graf!

Graf Harras öffnete die Thür. Ein blasser junger Mann mit edelm Ausdruck, geistvollen Augen, aber etwas gedrückt, vernachlässigt in seiner Kleidung stand vor dem Alten.

Heinrich! rief der Alte, sich am Stuhle haltend. . . .

Thränen flossen an dem Herzen des Sohnes . . . Thränen an dem Herzen des Vaters.

Graf Harras erklärte sich geneigt, Heinrich Marcus zu seinem Secretär zu nehmen. Er hatte auf dem Chor der Kirche zufällig bereits dicht bei ihm gestanden, war nach dem Gottesdienste in das nahe gelegene Küsterhaus gegangen, hatte den jungen Mann unter der Hausflur zagend und mit sonderbar gerötheten Augen wieder gefunden, hatte ein Gespräch mit ihm angeknüpft, seinen Namen gehört, einige Worte englisch, holländisch, sogar spanisch mit ihm gewechselt, ihm Hoffnungen gegeben. . . . Sie wurden erfüllt. Graf Harras ließ beim Vater den Sohn zur glücklichsten Aussöhnung und als einen vielbeweinten Gast im einsamen, jetzt wie sonnig sich aufhellenden Aelternhause zurück.

Die kleine Geschichte ist aus.

Aus der stillen unsichtbaren Geisterwelt des Märchens berichten wir noch Folgendes:

Als der Knopf im Kamin der Sacristei unter der alten vom Winter übriggebliebenen Asche lag, summte er den stillen Staubatomen, die Alles gehört hatten, diese Worte zu:

Der Sohn sah seinen alten Vater zuerst wieder oben auf dem Chore und in seinem Amte. Er sah den Seckel mit den Palmen, den Zeichen des Friedens, immer näher und näher kommen. Er sah den Vater die Reihen sich drängen und drücken und beim vierten, beim dritten, beim zweiten Nachbar die Gabe fodern und die Gabe empfangen. Ach, sein Vater kam auch zu ihm. Er sollte seinen Athem seit Jahren zum ersten male wieder fühlen und ihm nur verlegen, nur ablehnend, nur beschämt zunicken? Er sollte mit dem Schein der Nichtversöhnung den Vater sehen? Er sollte sagen: Ich habe nichts für dich — wie ich denn wirklich keinen Pfennig habe! Und der Vater sollte sagen: Auch Einer, der mich nicht hätte incommodiren sollen, ihm meine Palmen anzubieten? Nein! Ich kann nicht verlegen nicken, wenn er kommt. Ich kann nicht sehen, daß er sich verdrießlich von mir wendet! Ich muß ihm wie Alle geben. Aber was? Ich habe nichts? Keinen Pfennig! Nichts! Nichts!.. Da trennte er sich leise den Knopf vom Rocke und gab ihn mit bedeckter Hand als Spende der Andacht. Der Vater hielt ihm den palmengeschmückten Seckel entgegen, sah ihm, wie er in der Gewohnheit zu Jedem hatte, dankend, freundlich, grüßend, kopfnickend in die feuchten Augen und ging vorüber zu den Andern.

Die Atome der Winterasche in der Sacristei stritten lange über den Fall. Sie einigten sich zuletzt darin, daß es ganz eigene Opfer der Andacht gibt, ganz eigene Spenden, dem Himmel dargebracht und auch ganz eigene Arten, Gott zu dienen. Und so oft ihr wieder einmal einen Knopf im Klingelbeutel findet, so denkt: Die Opfer der Liebe sind mannichfalt.

Schnee und Eis.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

Es ist eine ziemlich verbreitete Meinung, daß im Winter das Leben der Natur gleichsam todt sei. Der Dichter trägt einen Theil der Schuld für diese Ansicht; denn er ist es, der von einem Leichentuche gesprochen, das die Natur in ihrer Schneedecke über die Flur geworfen. Bei dem Chinesen entwickelte die gleiche Vorstellung die Sitte, im weißen Kleide

zu trauern: er ist der Nachbar jenes furchtbaren Sibiriens, bei dessen bloßem Nennen dem Russen schon das Herz erstarrt, wo das Quecksilber gefriert, wo trostlose ewige Eisfelder das Auge des Menschen blenden und eine entsetzlich hohe Schneedecke wirklich ein Leichentuch ist, unter welchem das Mammuth, ein riesiger Elefant der Vorwelt, noch jetzt seit Jahrtausenden oft frisch und wohlerhalten ruht.

Doch die Natur kennt keinen Tod. Sie weiß Leben zu wecken in den heißesten Quellen, wo noch Pflanzen auf niedriger Stufe, oft sogar Wasserkäfer erscheinen; und sie erweckt auch Leben unter und auf der starren Schneedecke. Auf ihr erzeugt sich im hohen Norden und auf den Alpen der „rothe Schnee". Es ist eine jener wunderbaren Urpflanzen, da sie, nur aus einer einzigen Zelle bestehend, die niederste Stufe des Pflanzenreichs darstellt. Millionen von Zellen, jede ein selbständiges Wesen, überdecken die Gletscher in lieblicher Abwechselung als erste Bürgen, daß der Schnee keinen Tod kenne. Unter der wärmenden Schneedecke hervor entfaltet sich schon gegen Weihnacht die seltsam gestaltete Nieswurz, ihrer Blütezeit halber auch Christwurz genannt. Die Schneeglöckchen verkünden in unserm nordischen Klima schon unter dem Eise hervor den nahenden Frühling. Die weitverbreitete Welt der lieblichen Moose entfaltet gerade ihre höchste Pracht vom Herbst zum Winter und Frühling. In dieser Zeit reifen die meisten ihrer Früchte. Dies trifft so zu, daß diese Pflanzenwelt gerade auf den höchsten Alpen der ganzen Welt und im eisigsten Norden ihre größte Mannichfaltigkeit entfaltet, während die Moose zwischen den lebensprühenden Wendekreisen der heißen Länder merklich zurücktreten und nur erst auf deren höhern Gebirgen mit eisigem Klima ihre alte Pracht wieder entwickeln. Die ebenso wunderbar gestaltete wie mannichfaltige Welt der Flechten geht den Moosen zur Seite. Die letzte Pflanze, welche Humboldt auf dem Gipfel des Chimborazo sah, war eine kleine Flechte, die Lecidea geographica. Ja die Natur drückt den Flechten eine um so größere Farbenpracht auf ihr Laub, je nordischer die Heimat ist. Wie ein Stoff den andern erlöst, so erzeugt das Leben der Flechten ein neues im hohen Norden. Hier gedeiht die Rennthierflechte in besonderer Ueppigkeit; hier hat das Rennthier seine Wiege und findet in jener Flechte täglich seinen Tisch gedeckt; hier ist das Leben des Nordländers an das Rennthier gebunden wie das der Beduinen an das Kameel: und unversehens hat die mütterlich sorgende Natur auch den Menschen von dem Tode des Nordens erlöst, als sie eine so einfache und schmucklose Flechte aus dem eisigen Schoose seiner Heimat hervorgehen ließ. Eine andere Art aus der Familie der Nabelflechten (Umbilicaria vellea und hyperborea) dient dem Lappen als Brot. Sie diente auch dem Capitän Parry auf seiner Reise ins Eismeer zur Nahrung, nicht schlechter und nicht besser als die Gallerte des Isländischen Mooses — auch eine Flechte —, welches sich auf Island, trotz des eisigen Klimas, in besonderer Ueppigkeit entwickelt. Manchem Brustkranken hat es schon in unserm Vaterlande zur Speise gedient, denn diese Flechte enthält einen Stoff, der auch die Kartoffel zum Nahrungsmittel macht, nämlich das Stärkemehl. Aber auch mit Blüten begabte Pflanzen erzeugt die Natur am ewigen Schnee, Pflanzen, welche in der warmen Stube verkümmern würden. Dort erscheint die Gattung der Alpenrosen, ihre Pracht schon im Namen verrathend. Von 5000 Fuß Höhe ansteigend — wie in den Alpen der Schweiz — erheben sich im Himalaya noch die prachtvollsten Arten bis zu 15,000 Fuß Höhe. Heidelbeere und Rauschbeere gehen bis zu 7000 und 8000 Fuß hinauf. Weidenarten von zwergiger Gestalt gehen noch darüber. Prachtvoll blühende Steinbrech-Arten begleiten sie in Gesellschaft der herrlichen Enzianen mit tiefblauen oder gelben Blumen. Hier auch ist die Heimat der Aurikel, einer unserer beliebtesten Zierpflanzen, deren Cultur und Handel den Menschen vielfach beschäftigt. Eine Menge von Gräsern und Riedgräsern stehen diesen zur Seite. So auf unsern europäischen Alpen. Aehnliche Gestalten erscheinen, mit neuen gemischt, auf den höchsten Gebirgen der Neuen Welt, den Anden und Cordilleren. Hier entfaltet die Sonne von 10 Uhr Mor-

gens eine wahrhaft drückende Hitze; von 2 Uhr Nachmittags brechen regelmäßig die fürchterlichsten Schneegestöber herein, die des Wanderers Leben gefährden. Der Schnee bleibt die Nacht hindurch liegen, bis er früh um 10 Uhr der Macht der Sonne erliegt und die Natur in sommerlicher Pracht erscheint, als ob sie nie von einem Wintergrausen berührt worden wäre. Das ist die sogenannte Puna Perus, wo täglich zwei Jahreszeiten in wunderbaren Gegensätzen miteinander um den Sieg ringen. Dieser großartige Kampf des Klima erzeugt eine neue große Welt. Hier gerade erscheinen, Sinnbilder einer ewigen Auferstehung der Natur, die Calceolarien mit ihren auffallenden Blütenbildungen in einer Pracht, die wir nun schon seit längerer Zeit in unsern Treibhäusern bewundern und so gern als vorzügliche Zierden in unsern Winterstuben verehren. Hunderte anderer Blumen suchen ihnen den Rang streitig zu machen. Sie werden wieder die Wiege für eine neue Welt der Wunder. Wie in den wärmern Gegenden der Erde, erwählen auch hier wunderbare Insekten, die schönsten Käfer, zarte Schmetterlinge diese Blumen zu ihrer Heimat, beleben die Einsamkeit der menschenleeren Puna. Noch 18,096 Fuß hoch fand Humboldt am Chimborazo schwirrende Insekten; etwas tiefer hatte Bonpland, sein berühmter Gefährte, dicht am eisigen Boden gelbliche Schmetterlinge beobachtet. Auch auf unsern Alpen, z. B. denen Oestreichs, schwärmt 6—7000 Fuß hoch nicht selten die Schmetterlingsgattung Psodos (horridaria und trepidaria), ein Spanner, in der Sonne. Auch höhere Thiere, meist an das Leben der Pflanzen gebunden, bewohnen die Schneegrenze. In der Schweiz sind es die Murmelthiere, noch über 8000 Fuß hoch, und die Wühlmaus, die fast unter dem Schnee des Faulhorn, 8250 Fuß hoch, Magazine von Pflanzenwurzeln anlegt. Auf den Anden ist es die Gattung des Lamas; in den schweizer Alpen sind es die Gemse und der Steinbock, jene bis 10,500 Fuß oder darüber hinaus gehend. Ihnen beiden zur Seite geht der Fuchs, bis zu 10,000 Fuß Höhe, von ebenso hoch wohnenden Schneehühnern lebend, denen sich in den Anden von Peru eine eigenthümliche Rebhuhn-Art zugesellt. Selbst der Bär jagt auf diesen Höhen auf Gemsen und Alpenheerden. Daneben beleben noch herrliche Singvögel die Alpen im ewigen Eise. Sie nähren sich von den Insekten, denen die Blumen ihre Nahrung reichen. Die königlichsten Vögel der ganzen Welt endlich, die Geier der Schweiz und die Condore der Anden, drücken diesen hohen Denkmälern der Natur das Siegel des ewigen und großartigsten Lebens auf. Aber die ganze Thierwelt ist an die Pflanzenwelt gebunden, mittelbar oder unmittelbar. Daher beruht ihre Erlösung auch hier wieder auf der Pflanze, wie diese ihr Leben wieder der winterlichen Erde verdankt. Auch der Mensch empfindet dieses Leben. Wer kennt nicht die großartige Alpenwirthschaft der Schweiz, Tirols? Wo würde diese sein, wenn nicht die Natur verstanden, auch aus dem Eise hervor ein neues Leben zu treiben? Und welches Leben! Kräftiger sind die Alpenheerden, denn die Alpen sind das Paradies der Rinder und wolltragenden Thiere. Schafe, welche abgemagert, ausgehungert und geschoren — sagt Blanqui — niederwärts kommen, athmen auf den Alpen eine Luft, die ihnen in kurzer Zeit frisches Leben verleiht. Sie vermehren sich hier mit erstaunlicher Fruchtbarkeit. In den schweizer und den benachbarten Alpen fällt die Grenze der Kühe, Schafe und Ziegen mit der Grenze der Alpenweiden und einer regelmäßigen Grasdecke zusammen. In den Centralalpen ist die mittlere Grenze der Milchwirthschaft bei 6500 Fuß. Doch gehen Schafe und Ziegen noch bei 9000 Fuß auf die Weide, während Kühe, ihres schwerfälligen Baues wegen, höchstens bis 8000 Fuß gehen. Ein neues Leben hat die Natur durch die Alpengräser erzeugt. Im poetischen Gewande strahlt jetzt die Alpe mit ihren idyllischen Heerden, ihren Sennen und Sennerinnen. Ein unendlich ergiebiger Handel mit dem berühmten Alpenkäse baut der Poesie auch ihr Haus, d. h. legt den Grund zu Wohlstand, geistigem Fortschritt, zu Sang und Klang. Was würden die Alpenländer ohne diese Milchwirthschaft sein? Noch mehr; auch ihre Freiheit und Unabhängigkeit ist die Folge des Schnees. Ohne

die Gletscherwasser würden die Alpen in dem trostlosen Bilde nackter Felsen erscheinen. Diese Gewässer verwittern den Stein, erzeugen fruchtbares Erdreich, rufen die Grasdecke der Alpenweiden hervor, ernähren damit Gemsen und Steinbock und bilden bald darauf in dem Gemsenjäger einen Menschen, dem die Furcht aus dem Herzen schwindet, da er täglich sein Leben aufs neue erkauft. Wie Englands Seemänner nur groß wurden im Kampfe des stürmischen Eismeers durch die Jagd auf Stockfisch und Walfisch, wie hier die Jagd die Kraft eines Volks erzeugte, so schuf die Alpennatur durch ihre tausend Gefahren jenen kühnen Gemsenjäger, dessen Herz tief für die große Heimat schlägt, dessen Volk er liebt, weil er seine Heimat liebt; dessen Kraft überging auf ein ganzes Volk, an dessen zähem Widerstande mancher Anprall seine Stirn zerschmetterte. Tiefer liebt nun der freie Mann seinen freien Herd, tiefer sein Weib, seine Kinder. Aus seinem innersten Herzen strömt jetzt eine neue Quelle des Lebens durch seine Liebe; der Gesang. Die Liebe hat das Eisenherz des Mannes erweicht. Auf der Alpe tönt das Horn des Hirten. Abwechselnd jodeln um die Wette alpauf alpab kernige Dirnen und stämmige Burschen und in der Hütte greift zum lustigen Tanze der Meister in seine Zither.

Kein so herrliches, aber doch auch ein Leben voll Größe entfaltet sich daneben auf den Schneealpen der Anden durch die Vicuñaheerden oder das Lama. Auf der Puna geboren, überdauern sie leicht die klimatischen Schrecken dieser Einöde. Deshalb taugen sie vortrefflich zu Lastthieren, wo bei großer Höhe das Pferd der Ebene, auch das Maulthier wol, ihre Kraft verlieren würden; wo Hunde und Katzen in Zuckungen verenden und der fremde Wanderer sein Ende gekommen glaubt, wenn allmälig durch den Einfluß der dünnern Luftschicht sein Blut aus den Augenlidern, unter den Nägeln hervordringt, wenn seine Füße ermattet zusammenbrechen. Nicht gering schätzt der Indianer daneben das Fleisch und die Haut der Vicuñas.

Trostloser ist freilich das Bild in den eisigen Ländern des Nordpols, der Heimat des Eskimo. Auch hier erzeugt sich noch eine Pflanzendecke aus den Schneefeldern. Zwar kümmerlich, ist sie doch da und ernährt noch die Hirsche, Moschusochsen, Polarhasen, Schneeeulen und andere Thiere des Nordpols. Fische, Seehunde und Eisbären daneben erzeugt das Meer. So hat die unerschöpfliche Natur auch in einer Gegend, wo die längste Nacht und der längste Tag ein Vierteljahr dauert, dem Menschen eine Stätte bereitet, welche er, wenn auch noch auf tiefster Stufe der Bildung, beherrscht. Man kann der Natur doch wenigstens nicht nachsagen, daß sie ihr Leben nur gewissen bevorzugten Ländern gegeben habe. Wahrlich, im Verhältniß zu der unermeßlichen Fülle von Wasser und Wärme in den heißen Ländern hat die Natur hier bei so ungleich beschränkten Mitteln das Möglichste geleistet. Die Eskimos sind uns aber für unser Thema noch von einer andern Seite her wichtig. Sie sind es deshalb, weil es uns überall darauf ankommt, den Menschen als ein Kind der Natur darzustellen. Wie jeder Mensch den andern nur nach sich beurtheilt; wie die Bewohner von Madeira erstaunt waren, von dem deutschen Reisenden Holl in Dresden zu erfahren, daß sein Vaterland Sachsen gegen 60 Meilen vom Meere entfernt liege, während sie selbst doch unmittelbar vom Ocean umgeben waren, ebenso zeigt sich dieser tiefe Zug des Menschengeistes bei den Eskimos. In den arktischen Hochlanden an der Baffinsbai, von der einen Seite durch das Meer, von der andern durch eine hohe unübersteigliche Bergkette von allem Verkehr mit andern Menschen ausgeschlossen, fand John Roß einen Stamm von 200 Köpfen. Sie hielten sich sämmtlich für die einzigen Bewohner der Erde, diese für eine große Eismasse und ihre Heimat für den einzigen bewohnbaren Punkt derselben! Es gibt eine Freiheit des Geistes, welche die Erde beherrscht; allein sie selbst ist erst durch die Natur innerhalb ihrer selbst erzeugt. Der Mensch entsteht durch die Natur in der Natur; wird in ihr, durch sie erhalten, fühlt in ihr, fühlt also nur Natur, forscht in der Natur, weil Alles, was

ihn umgibt, auch die höchste Geistesblüte, nur eine durch die Natur erzeugte Geschichte ist; ist folglich selbst Natur und seine Freiheit dazu, die sich nur in denselben Gesetzen bewegen kann, wie die übrige Natur; und der Dichter hat Recht:

Darum nur leugn' es Keins:
Daß Drin und Draußen Eins!

Sehen wir uns am Ende unserer Unterhaltung auch noch mit wenig Blicken in unserer Heimat um, ein Entfesselndes im Winterkleide des Wassers zu finden. Unsere Saatfelder schützt der Schnee vor der feindlichen Einwirkung der Kälte, indem er der Erde als schlechter Wärmeleiter ihre natürliche Wärme bewahrt. Dies ist so wahr, daß die Eskimos sich im Winter ihre bienenkorbähnliche Hütte von Schnee erbauen, deren Fenster aus großen Eisquadern bestehen. Nichts sieht der Ackerbauer lieber als eine starke, fortwährende Schneedecke im Winter; denn er weiß, daß der im Frühling wegthauende Schnee die Saat nicht allein unversehrt erhalten, sondern ihr auch als Düngmittel dient. Ebenso schützt das Eis unserer Gewässer alle Pflanzen und Thiere derselben. Nie gefriert ein größeres Wasser völlig aus; die Temperatur des Wassers sinkt unter der schützenden Eisdecke nie unter 4,°1 C. herab, und diese Wärme ist hinreichend, Fische und andere Wasserthiere und auch die Pflanzen unserer Weiden zu erhalten.

So tief diese weise Einrichtung in den Haushalt der Natur eingreift, so groß ist das Leben, welches das Winterkleid des Wassers im Schoose der Menschheit erzeugt. Selbst das Eis ist Gegenstand des Handels geworden. Schon segeln nordamerikanische Schiffe mit Eis befrachtet, in Heckerling sorgfältig verwahrt, nach wärmern Gegenden, z. B. nach Aegypten, wo es guten Absatz findet. Schon im südlichen Italien ist das Eis der Alpen ein gesuchter Artikel. Das ist indeß noch nicht Alles. Traulicher ist das Familienleben des Nordländers geworden. Er ruht mit der Natur von den Freuden des Sommers gleichsam aus und verarbeitet in seinem Innern neugewonnene Gedanken der wärmern Jahreszeit. Der Gelehrte sehnt sich weniger hinaus in die Natur; sein Geist ist im Winter thätiger geworden; er hat es in der Hand, sich in seiner Stube diejenige Temperatur zu verschaffen, welche seinen Geist weder erschlafft noch zu stark reizt. Die Kunst feiert ihre Feste gerade im Winter. Alles ist in den Städten wieder versammelt; Musik und Theater beginnen ihre schönste Zeit. Draußen auf den Straßen rasseln die oft kunstvoll gebauten Schlitten mit klingenden Schellen. Auf dem Eise übt sich die Jugend im kräftigenden Schlittschuhlaufen und in Norddeutschland ist auch schon die Frauenwelt darunter. Kräftigere Mütter bilden sich durch eine so edle und einfache Kunst aus, eine kräftigere Nachkommenschaft erzeugend. Das trifft in der That in diesem Theile von Deutschland so zu, daß sich z. B. in Ostfriesland ein viel kräftigerer Volkssinn erhalten hat. Zudem werden hier die vielen Kanäle des wasserreichen Landes im Winter durch ihr Eis außerordentlich wichtige Communicationsmittel für die Eingeborenen. Ebenso edle als kräftigende Volksschauspiele erzeugt im Jeverlande wie in Ostfriesland die Schneedecke. Da sieht man zur Zeit des harten Frostes zwei feindliche Parteien im sogenannten Klotwerfen vereinigt. Es gilt einen Preis von hohem Werthe. Jede Partei hat ihre vorzüglichsten Schützen auf der Haide versammelt. In einer Entfernung von vielleicht 100 Fuß liegt ein Bret auf dem Boden. Der Klotschütze muß es mit kräftigem Arme verstehen, eine mit Eisen oder Blei angefüllte Holzkugel auf das Bret zu werfen. Durch ihre Elasticität springt dann die Kugel vom Brete weiter vorwärts, um so weiter, je fester der Boden gefroren und darum je glatter ist, bis ihre Kraft erlischt. Dann beginnt dasselbe Spiel vorwärts, endlich wieder rückwärts. Genau messen die beiden Parteien den mächtigen kunstvollen Wurf der kräftigen Schützen in bequemer Tracht; dann zählt man die Schritte und Der ist der Sieger, welcher die meisten Schritte warf. Ein fröhliches Mahl beschließt das Schauspiel. Oft zieht der Besiegte beschämt von dannen.

Auch in der Stube belebt sich am traulichen Ofen im Nordlande der Volkssinn. Manches liebliche Märchen hat da der Volksgeist in der Spinnstube ersonnen; noch heute kann man sie erzählen hören, wo die Völker ihren kindlichen Sinn bewahrten. Auf Island sitzt um diese Zeit der Hausherr im Kreise seiner Familie. Er hält die alten Eddalieder, jene religiösen Vorstellungen der alten skandinavischen Vorfahren, in seiner Hand, erzählt sie Kindern und Enkeln und pflanzt so von Kind zu Kind die mehr als tausendjährige Geschichte eines kräftigen Volks fort. Größer ist dann der Genuß der Jahreszeiten durch die Schneedecke des Winters mit seiner Abwechselung. Verschiedenartigere Gefühle erweckt in den Herzen des Menschen die Natur. Der Mensch wird tiefer, sinniger, erfindungsreicher. Die Glut des Sommers würde ihn sinnlicher gemacht und, wie es alle Völker des heißen Südens beweisen, in seinem geistigen Leben zerstreut haben.

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

I.

Gibt es ein Jenseits und sehen wir dereinst uns wieder?

Was sagen Naturwissenschaft und Philosophie zu dem Glauben der Religion und den bunten, mit den Farben der Phantasie geschmückten Vorstellungen der Dichtkunst?

Wer Jean Paul's „Selina" gelesen hat, lebte schon, eine vom irdischen Stoffe entfesselte Seele, vorgenießend in dem Aetherreich jenseitiger Existenz. Die Mutter sieht ihr Kind, das sie dem unerbittlichen Tode mit Verzweiflung preisgeben mußte, in den Auen der Seligen wieder. Herzen, die Jahrelang nebeneinander schlugen und des Lebens ernste Prüfungen bis zum Augenblicke der unerbittlichen Naturnothwendigkeit bestanden, trennen sich nur auf kurze Zeit, um mit verklärten Leibern sich in einer schönern Welt zu ewiger Vereinigung wiederzubegrüßen. Der Freund findet den Freund, treue Kindesliebe findet die Aeltern, Liebende, die mitten in der Rosenzeit ihrer Neigung des Lebens schönste Blüten von der Hippe des Todes brechen sehen mußten, feiern im Reiche der Sphären, unter den Jubelchören der Engelwelt, nach kurzer Trennung ein ewiges Wiedersehen.

Wem wäre aber auch nicht bekannt geworden, daß dieser schöne Glaube immer ernstere und ernstere Anfechtungen erleidet?

Was die Philosophie aller Zeiten schon gegen diese für eine Geisterwelt die Vorstellungen der sinnlichen allzu sehr entlehnenden Hoffnungen einwenden mußte und eingewendet hat, ist der gereiftern Bildung bekannt. Aber noch in größere Kreise hat sich seit der immer mehr sich verbreitenden Neigung für die Naturwissenschaften die traurige Botschaft verbreitet, daß allen diesen Vorstellungen nur ein Wahn zum Grunde läge. Die Naturwissenschaften haben Wunder gewirkt, uns von Vorurtheilen befreit. Sie haben der Menschheit manche Bedrängniß, aber auch in diesem Gebiete einen Trost genommen. Immer weiter bringt schon die Vorstellung um sich, der Mensch wäre, wie alles Uebrige, was lebe, nur der Ueber- und Durchgang eines nach Gestaltung ringenden höhern Naturgesetzes. Wie unser Geist der Flamme gliche, die für sich keine Selbständigkeit hätte, wenn sie nicht auf und in einem brennbaren Stoffe lodere, so erfülle auch unser Leben nur irgend einen uns unbekannten Zweck des allgemeinen einzigen Gottes, der Natur. Blüte, eine wunderbare, duftende Blüte der Natur wäre dies Dasein eines Menschen auf der Erde, eine wunderbare Fülle von Träumen und Sinneseingebungen wäre allmälig unser Denken, Glauben, Hoffen, ja unsere ganze Geschichte geworden und doch wäre Alles, was wir sind und hinterlassen, nur zu vergleichen den aus vorsündflutlichen Erdrevolutionen auf flüssigem Gestein abgedrückten Thier- und Pflanzenformen. In die Sinnenschranke

bliebe ewig unser Geist gebannt und was von uns, wenn die Erde unsern Leib wieder aufgenommen, einzig nicht verwehe, wäre der materielle Staub, die Asche, die zu neuer Erde würde und von neuen Bildungen der Natur neue irdische Gestaltung gewönne...

Auf tausend Herzen lastet jetzt diese Vorstellung wie der Druck der Verzweiflung. Das Leben, das ihnen bei solchem Glauben an Reizen gewinnen sollte, verliert daran. Wenn unser Leben keinen Zweck mehr für uns selbst hat, wenn wir nur die Stufen eines über uns hinwegschreitenden Naturgesetzes sind, Asche und Staub für neue Bildungen, an denen das lebendige, volle, uns in diesem Augenblicke so urkräftig hebende Bewußtsein unserer selbst keinen Theil hat, wenn die Erinnerung verloren ist, was soll dies Leben? Dann sind wir Gekerkerte, eingeschlossene Büßer einer unbekannten Schuld, dann ist die Sonne uns so dunkel wie das Grab...

Wagen wir uns deshalb dieser wichtigsten Frage unsers Daseins näher und suchen uns in ruhiger Erörterung über das Jenseits Vorstellungen zu gewinnen, die zwar zu keinem absoluten Wissen führen können, aber doch mehr Beruhigung geben, als wenn wir nur in dem Gebiete eines schönen kindlich verklärten Glaubens oder dem phantastischen der überschwänglichen Dichterwelt stehen bleiben wollten.

* * *

Unsterblichkeit der Seele! Wie ist dieser Begriff in die Welt gekommen? Ist er alt oder neu? Ist es derselbe Begriff, der sich bei den Alten schon mit den Vorstellungen vom Tartarus verband? Ist das Schattenreich eine Erhaltung unserer Seele? Lehrte das Christenthum gleich anfangs jenseitige Hoffnungen, oder war die Unsterblichkeit der Seele nur eine Schlußfolgerung aus andern Lehren, aus der Seelenwanderung bei den Heiden, der Lehre vom ewigen Gerichte und der Wiederkunft des Herrn bei den ersten Verbreitern unsers christlichen Glaubens?

Die Unsterblichkeit in dem Sinne, in welchem wir sie verstehen, wenn von ihr unter Gebildeten die Rede ist, ist ein Begriff, welcher ganz erst der neuen Zeit und ihrer Bildung angehört. Sie ist das Erzeugniß eines zu hellerm Selbstbewußtsein und höherm Selbstvertrauen gekräftigten Geistes. Wir meinen hier die Unsterblichkeit, wenn sie nicht im Sinne einer mythologischen Vorstellung verstanden wird, sondern im Sinne eines naturgemäßen fortgesetzten Lebenszustandes, welcher zu den beiden miteinander abwechselnden Zuständen des Schlafs und Wachens hinzugefodert wird als ein dritter, um das Leben, welches in jenen beiden Zuständen von entgegengesetzten Seiten her unvollständig erblickt wird, zur Erscheinung seines eigenen ganzen und vollen Wesens zu bringen. Nimmt man die Unsterblichkeit in diesem Sinne, welchen wir der Kürze halber als den philosophischen bezeichnen wollen, so ist sie eine jener Neuerungen der Civilisation, von denen man nicht die Ursache angeben kann, indem sie nicht von einzelnen wenigen Punkten, sondern von vielen zugleich ihren Anfang nahmen und sich schnell, wie in die Welt hineingeheimnißt, überallhin verbreiteten. Wer vermag z. B. anzugeben, wer die in der modernen Welt jetzt herrschenden Begriffe von einer vergeistigten Liebe, wer den Sinn für die dem Alterthume unbekannten, harmonischen Accordfolgen in der Musik zuerst angefangen, ausgebreitet oder erfunden hat? Niemand kann darauf Antwort geben. Nur so viel ist gewiß, daß sich hier der Menschheit von ganz unbekannten Orten aus neue Sinne erschlossen haben, die man, sobald sie einmal geöffnet worden sind, vergebens aufs neue zu verschließen suchen würde. So wenig diese Bemühungen fruchten würden, wollte man dem jetzt lebenden Geschlechte seinen Sinn für vergeistigte Liebesempfindung oder für musikalische Harmonie abzugewöhnen suchen, ebenso vergeblich angewandt würde die Bemühung sein, eine Menschheit, welche einmal die volle Zuversicht zum dritten Zustande des Lebens, zum Lebens-Superlativ, gefaßt hat, wieder zu einer kahlen Resignation auf

den bloßen Lebens-Positiv im natürlichen Dasein und den Lebens-Comparativ im schaffenden Dasein herabspannen zu wollen.

Unsere Vorstellung von der Unsterblichkeit als einem Zustande, welcher sogleich im Tode seinen Anfang nimmt, um von hier aus höhern gesetzmäßigen Entwickelungen entgegen zu gehen, ist keine Erbschaft aus der christlichen Tradition. Denn sie ist dem Christenthume der Kirchenväter und der scholastischen Theologie des Mittelalters noch fremd. Jedermann weiß aus seinem Glaubensunterrichte, daß darin die Rede war von einer dereinstigen Auferstehung des Fleisches, einer Vorstellung, die im ganzen alterthümlichen Sinne der ersten Christenheit beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft wol selbst vom strenggläubigsten Theologen nicht mehr so verstanden werden wird, als handle es sich um eine dereinstige Wiederzusammenfügung der inzwischen in die heterogensten Verbindungen anderer Existenzen eingegangenen chemischen Stoffe zu ihrem alten Leibe. Es ist vielmehr ein auch in der Kirche ganz allgemeines und ungestörtes Uebereinkommen eingetreten, für diese Auferstehung des Fleisches ein sofort mit dem Augenblicke des Todes eintretendes Ausschälen eines geistigen Leibes aus der Hülle des irdischen zu setzen, mit Beziehung auf Lukas 23, 43: „Heute wirst du mit mir im Paradiese sein!"

Sowie in unserer Zeit die philosophische Ansicht von der Unsterblichkeit die ganz allgemein herrschende geworden ist, vor welcher sich die Unterschiede der verschiedenen Religionsbekenntnisse allmälig nivelliren, so sehen wir im Mittelalter die Idee der erst spätern Auferstehung, und zwar der Auferstehung des Fleisches, das Scepter einer unbestrittenen Herrschaft schwingen sowol bei Mohammedanern als Christen. Auch ist es keineswegs die Reformation, welche in diesem Gedankenkreise eine Umwälzung in der öffentlichen Meinung hervorgebracht hat. Sang doch noch die Kurfürstin Luise Henriette von Brandenburg im 17. Jahrhundert in ihrem bekannten Liede: „Jesus meine Zuversicht":

Dann wird eben diese Haut
Mich umgeben, wie ich gläube;
Gott wird werden angeschaut
Dann von mir in diesem Leibe;
Und in meinem Fleisch werd' ich
Jesum sehen ewiglich.

Aber schon Dante läßt seine Todten im Fegefeuer nicht erst auf den Auferstehungstag warten, sondern versetzt sie nach geschehener Reinigung sofort ins Paradies, widrigenfalls in die Hölle. Ein noch größeres Hinüberstreben in die philosophische Ansicht ist bei den Nachfolgern Dante's wahrzunehmen, nämlich bei denjenigen unter den Neuern, welche sich ebenfalls gleich Dante vermessen haben, detaillirte Bilder vom ewigen Leben zur Befriedigung der Wißbegierde der Seelen zu entwerfen, wie z. B. im vorigen Jahrhundert Jung-Stilling, Lavater, Swedenborg, Oberlin gethan haben. Denn bei diesen dichterischen Geistern schwindet nicht nur die Idee eines erst nach Jahrtausenden zu erwartenden Jüngsten Tages und Weltgerichts ganz dahin oder wird zu etwas ganz Anderm umgedeutet, sondern es wird auch bereits der schroffe Gegensatz zwischen Himmel und Hölle gemildert und eine Fortentwickelung in den mannichfaltigsten Graden und Schattirungen erweiterter geistiger Thätigkeit in Aussicht gestellt und eben dadurch, wenngleich noch an der Hand veralteter Zeichen und Symbole, der Kreis einer neuen, jugendlichen, einem sich verjüngenden Weltalter angehörigen Vorstellungsweise beschritten.

Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gründet sich auf das Gefühl, daß der Geist des Menschen die völligen Kräfte zu einer Sphäre stärkerer Wirksamkeit sowol als stärkern Genusses in sich trage, als ihm dieser gegenwärtige Zustand seines Lebens eröffnet. Der neuchristliche Unsterblichkeitsglaube gleicht dem Gefühl der Ungeduld, womit das bereits ausgebildete Küchlein im Ei an seiner umschließenden Schale pickt, indem es Kräfte in sich erwachsen fühlt, für welche der enge Raum der Eiesschale ihm keinen Spielraum gewährt.

Diese Zuversicht auf einen gefoderten Zustand, dessen erweiterte Sphäre dem ganzen Umfange Dessen entspreche, wozu die Kräfte des Wirkens und Genießens als fähig empfunden werden, ist von kräftiger, von sthenischer Natur. Dem neuen Glauben ist die Seele darum unsterblich, weil sie sich wirklich unsterblich fühlt. Dem alten Glauben war sie es, trotzdem daß sie sich nicht unsterblich fühlt, d. h. eines neuen Leibes bedarf. Ein solches Hinaufsteigen aus Asthenie in Sthenie, aus Mattigkeit der Empfindung in Fülle der Empfindung läßt sich durchaus nicht als eine bloße Mittelstation zwischen alter Kirchensatzung und einem sich langsam bahnbrechenden Zweifel an derselben bezeichnen. Vielmehr tritt der neue Unsterblichkeitsglaube als ein positiv Neues in die Welt ein, welches, wie nach Schiller's Ausdruck die Wellen des Gesangs, aus unentdeckten Quellen strömt und als ein neuer kräftiger Glaube den alten Glauben, indem er ihn übertrifft, stillschweigend zum poetischen Mythus verklärt.

Neben der Erstarkung des Selbstgefühls, der unaufhaltsam fortschreitenden Zuversicht des Geistes auf seine Gewalt und Größe, welche nicht zuläßt, daß er sich für ein nur in die engen Grenzen des Erdendaseins eingesperrtes Wesen hält, läuft eine ebenso unaufhaltsam fortschreitende Kette von Eroberungen im Gebiete des empirischen Wissens. Wie verhalten sich diese beiden unabläßig steigenden Kräfte der modernen Cultur, die Idealität und die Erfahrung, zueinander? Unterstützen sie einander gegenseitig? Arbeiten sie einander in die Hände? Oder ist es natürlich, daß die eine der andern in einzelnen Fällen, z. B. jetzt in der Unsterblichkeitsfrage, entgegenarbeitet? Wie verhalten sich zur Unsterblichkeitsfrage die Entdeckungen im Gebiete der Naturwissenschaften?

Eine Betrachtung, die wir an der Hand eines geistreichen, gelehrten und berühmten Führers, dem wir das Material dieser Mittheilungen verdanken, in den folgenden Artikeln ausführlicher anstellen wollen.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Aus unserm Geistesleben.

Seit längerer Zeit bereits ist in unserer gelehrten geschichtschreibenden Welt ein Zwiespalt sichtbar, der fast wie ein Grenzstrich durch eine Landkarte geht. Wir haben eine süd- und norddeutsche oder eine katholische und protestantische Geschichtschreibung zu allen Zeiten gehabt; allein seitdem Spittler und Johannes von Müller die neuere Geschichtschreibung der Form und dem Inhalte nach zur historischen Kunst erhoben haben, seitdem wol dreißig Jahre lang durch Luden, Schlosser, Raumer und die populären Darstellungen von Becker, K. A. Menzel und Rotteck in der Geschichtschreibung die protestantischen Gesichtspunkte entschieden überwogen, hat uns die neueste Zeit (besonders durch die Begründung der münchener Universität) eine gegentheilige Geschichtschreibung gebracht, die nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, den Charakter einer durch Censurhemmnisse oder dürftige Forschung sich gleich von selbst verurtheilenden Einseitigkeit trägt, sondern an Geist der Auffassung, wissenschaftlicher Forschung und einschmeichelnder Form der Darstellung der bisher in vorherrschender Geltung gewesenen protestantischen Geschichtschreibung das Gegengewicht hält. Wir brauchen hier nur Namen wie Hurter, Aschbach, Konstantin Höfler zu nennen.

Wenn es wahr ist, was die Zeitungen berichten, daß Leopold Ranke, der von jeher eine große Hinneigung zu süderuropäischem Staats- und Völkerleben gezeigt hat, die glanzendsten Anträge erhielt, nach München überzusiedeln, so ist seine Ablehnung derselben und sein Verbleiben an der berliner Universität ein denkwürdiges und in ernstliche Erwägung zu ziehendes Ereigniß. Die Folgen, welche die Verpflanzung der jungen historischen Schule, die um Ranke in Berlin sich seit lange zu versammeln pflegt, hätte nach sich ziehen müssen, wären auf lange Zeit für den öffentlichen Geist Deutschlands und jedenfalls zunächst für die wissenschaftliche Forschung unberechenbar gewesen.

Wie tiefeingreifend jener geographische Riß auch durch die Herzen und Stimmungen des Publicums geht, zeigte uns neulich ein Freun-

desbrief aus Köln. Die Herren vom Dombau daselbst suchen ihrem großen Unternehmen, wo es nur geht, pecuniäre Mittel zu erwerben und sind deshalb gegenwärtig auf den Gedanken gekommen, von Gelehrten in der Art, wie es in Berlin und München geschieht, wissenschaftliche Vorträge halten zu lassen. Sie berufen solche aus Bonn. Der in neuerer Zeit mehrfach mit Auszeichnung genannte junge historische Forscher, Dr. Abel, kündigte ihnen zu Gefallen eine Vorlesung über den letzten Ritter, Maximilian I., an. Die Herren vom Dombau hatten die Freude, fast ein halbes Tausend Zuhörer im Casinosaale sich einfinden zu sehen. Natürlich ist die Stimmung dieser ganzen Gesellschaft die modische des Tages, die neuromantische oder, da Damen zugegen waren, besser gesagt die amaranthische. Wie erstaunten daher die Abonnenten der „Deutschen Volkshalle", als Dr. Abel, ein geborener Württemberger, sich ganz mit kritisch-gelehrtem Behagen auf seinem tübinger Standpunkte zu ergehen begann. Es würde zu weit führen, wenn wir wiederholen wollten, was Dr. Abel über das unglückliche Zusammentreffen sprach, wie Oestreich einst zu gleicher Zeit ein blühendes und kräftiges Eigenleben schützen und erweitern mußte und zugleich das sinkende deutsche Reich vertreten sollte; wir erwähnen nur, daß die Herren vom Dombau in Verzweiflung geriethen und sich die Vorlesung mit einer jener Dissonanzen endete, die leider durch unser ganzes deutsches Leben sich ziehen und bestimmt zu sein scheinen, für unsere Nation noch die Veranlassung vieler Erfahrungen zu werden.

Erikson's neue Erfindung.

Die Erfindung des in Nordamerika lebenden Dänen Erikson besteht bekanntlich in der Anwendung der durch Wärme ausgedehnten Luft. Es kommen aus Neuyork die glänzendsten Berichte über den unermeßlichen Werth, der sich aus dieser Erfindung für die bisherige Dampfschiffahrt ergeben würde. Auf der andern Seite werden Zweifel und Befürchtungen ausgesprochen, es möchte mit dieser Kraft gehen wie mit der elektromagnetischen, die noch immer in ihrer Anwendung auf mechanische Fortbewegung nicht die gehofften Resultate gegeben hat.

Es ist gut, daß die Regierungen von Nordamerika und von England selbst ein Interesse haben, die Untersuchung der Erikson'schen Erfindung in Angriff zu nehmen; denn bekanntlich ist die Dampfschiffahrt zwischen Europa und Amerika deshalb nicht in den Händen von Privaten zu erhalten, weil sie bis jetzt nichts einbringt. Der übergroße Bedarf an Steinkohlen, den die Dampfschiffe für ihre Fahrt mitnehmen müssen, verhindert die Verwerthung durch Fracht und Passagiere.

In einer nächsten Nummer bringen wir über diese neue Erfindung eine ausführlichere Erörterung vom wissenschaftlichen Standpunkte.

Auf Veranlassung Goethe's und seines Umgangs.

Eine bekannte Thatsache ist, daß bedeutende und schöpferische Menschen nichts empfangen, hören oder lesen können, ohne sich nicht sogleich selbst davon productiv angeregt zu fühlen und das Vernommene aus eigenen Mitteln zu ergänzen. Daher mag es kommen, daß bedeutende Menschen so oft von dem Mittelmäßigen sich so auffallend befriedigt fühlen und es Wunder wie hoch anschlagen, während ihnen das Gleichartige, von andern, auch bedeutenden Menschen Gebotene fremdartig bleibt, ja nicht selten kaum von ihnen verstanden wird. Diese Selbstthätigkeit schöpferischer Köpfe geht oft so weit, daß ihnen sogar das nächste Auffassen und Begreifen fremder Demonstrationen entschieden schwer wird.

Innere Teufelsstimmen.

Menschen von vielem Verstande und einer lebhaften Phantasie ist es unstreitig höher anzurechnen, wenn sie immer das Rechte und Edle thun, als einer geringern Intelligenz und einem trägern Umlaufe des Bluts. Das Gegentheil des Rechten und Edeln wird Jenen aus einer geheimnißvollen innern, oft dämonisch wider ihren Willen in ihnen spukenden Laterna magica der Combinationen und der Möglichkeitsvorstellungen immer mit so verführerischen und lockenden Farben vorgespiegelt, daß sie des ganzen Anhalts an die besonnenere Erwägung bedürfen, um nicht dem Reize zu erliegen, den das Kluge und Schlaue oder Kecke und Trotzige vor der Mäßigung und Ergebung immer voraus hat.

Pedanterie.

Pedanterie zeugt von wenig Begriffen. Niemand ist pedantischer als Kinder von zwei und drei Jahren.

Ein Umgangstrost.

Es schmerzt uns oft, daß Menschen, die uns werth sind, an unsern Unternehmungen so geringen Antheil verrathen. Wir überschätzen aber diese Antheillosigkeit. Sie entsteht glücklicherweise weit öfter aus Trägheit als aus Geringachtung.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 27.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

„Ich glaub' nicht an Amerika", sagte einst die alte Lachenbäuerin in der Hohlgasse, als man ihr Vielerlei und darunter auch Fabelhaftes von dem fernen großmächtigen Lande erzählte. Die Leute erlustigten sich über diese einfältige Rede; denn die Lachenbäuerin hatte keineswegs damit nur sagen wollen, daß sie nicht an die Verheißungen und Hoffnungen Amerikas glaube; sie erklärte sich einfach dahin, sie glaube überhaupt nicht an das Dasein von Amerika, das sei Alles lauter Lug und Trug. Sie bemühte sich dazu nicht zu mehr Beweisen, als die Großen am spanischen Hofe gegen Columbus vorbrachten, sie glaubte eben nicht an Amerika und fester Unglaube läßt sich ebenso wenig überführen als ein fester Glaube.

Wenn heutigen Tags Jemand im Dorfe durch irgend welche Hindernisse nicht nach Amerika auswandern kann, hilft er sich mit der Scherzrede: „Ich glaub' nicht an Amerika wie die alte Lachenbäuerin."

Es gibt aber landauf und landab kein Haus mehr, in dem man nicht den lebendigen Beweis vom Gegentheile hätte. Da ist ein Geschwister, dort ein Verwandter oder auch nur ein Bekannter in Amerika, man weiß den einzelnen Staat zu nennen, in dem sie sich angesiedelt haben, man hat Briefe von ihnen gelesen oder gehört.

Im Wirthshause des entlegensten Dorfs, wo man aus einem guten Schoppen Kräftigung oder Vergessenheit trinken will, schreibt mitten aus den Tabackswolken eine Zauberhand ihr Mene Tekel an die Wand; da legen sich zwei Hände brüderlich ineinander, da segelt ein buntgeflaggtes Schiff auf grüner See und in flammenrothen Buchstaben leuchtet die Botschaft: Nach Amerika! Verschwunden ist alles Selbstvergessen und der Geist, der sich in sich versenken und begnügen wollte, wird mit Zaubergewalt hinausgetragen auf das unabsehbare Wellenwogen der Ueberlegungen und Berathungen. Freilich ist bei dieser Schrift keine Zauberei, sie ist nur ein Meisterstück der Buchdruckerkunst und die zahllosen Auswanderungsexpeditionen, die Bruderhand, das treue Geleit, die sichere Obhut, die glückliche Zukunft und wie sie sich alle nennen, Auswanderungsagenten mit ihren Helfers-

helfern, Wirthen, Schulmeistern und Krämern sorgen dafür, daß man allerorten eingedenk sein muß, wie weit wir es in der Kunst Gutenberg's gebracht. Ist der Blick aber auch nur flüchtig von diesen Zeichen gefesselt worden, so muß auch das Wort ihm folgen, und Menschen, die ihr lebenlang kein anderes Fahrzeug auf dem Wasser gesehen als den Floß, der eilig an der Wiese vorbeischwimmt, darauf sie mähen, sprechen von gekupferten Dreimastern, vom Leben in den Vorkajüten und dem Zwischendeck. Menschen, die es daheim nicht zu einer handbreit Erde bringen können, sprechen von Congreßland und den tausend Morgen, die sich leicht erwerben lassen. — Amerika schickte uns einst die Kartoffel, die in der Alten Welt heimisch und zum Bedürfniß geworden, in hunderterlei Art bereitet und genossen wird; man kann fast sagen, das Gespräch über Amerika ist auch eine Art von Kartoffel, das wird gesotten und gebraten, in hunderterlei Arten bereitet und sogar zum berauschenden Trank hergerichtet. Wie erlaben und erhitzen sich oft die Sonntagsgäste an der Kartoffel in Trank und Wort, und kehren sie dann heim in ihre Behausungen, so kommen sie aus dem fernen Lande zurück und spät in der Nacht wird noch mit der Frau überlegt, ob man nicht auch auswandern wolle, dahin, wo man nicht mehr zinse und steuere; jedes kleine Ungemach hebt alsbald ganz hinweg von dem gewohnten Lebensboden und noch am Morgen bei der Arbeit ist es oft, als ob die Luft von selbst das Wort Amerika spreche; mit Sichel und Sense oder der Pfluggabel in der Hand schaut der Bauer oft aus, als müßte plötzlich Jemand kommen, der ihn abrufe nach dem gelobten Lande Amerika. Glückselig, wer sich bald wiederfindet und sich tapfer wehrt auf dem Boden, darauf Geburt und Geschick ihn gestellt.

Es wäre thöricht, die unabsehbare Befruchtung und den großen Alles bewältigenden Zug der Menschheitsgeschichte in dem Auswanderungstriebe verkennen zu wollen. Das hindert aber nicht, ja fodert eher dazu auf, die Herzen Derer zu erforschen, die, vom Einzelschicksale gedrängt, in die Reihen der Völkerwanderung eintreten, deren weltgeschichtliche Sendung unermeßbar und dem Einzelnen unerkennbar ist. Daneben ist es von besonderm Belange zu beobachten, welche Wandlungen solch ein Trieb, der die ganze Zeit ergriffen, im beschränkten Lebenskreise der Scheidenden und Verbleibenden hervorbringt.

Der Statistiker stellt, manchmal mit Bedauern, die Summen Derer zusammen, die in diesem und diesem Jahre das Vaterland auf ewig verlassen; er ermißt, welche Arbeits- und Capitalkraft dadurch dem Vaterlande entzogen wurde; die innere ethische Macht aber, die den Zurückbleibenden dadurch entzogen und anbrüchig geworden ist, läßt sich nicht in Zahlen fassen und in die Linien der statistischen Tabellen eintragen.

Wandert über Berg und Thal und der Lastträger, der sich euch anschließt, stemmt seinen Stock unter die Last auf seinen Rücken und ausschnaufend erzählt er euch, wie man in Amerika für seine harte Arbeit doch auch etwas vor sich bringe und wie er gerne dahinzöge, wenn er nur die Ueberfahrtskosten erobern könnte. Dort in jener Hütte wohnt ein altes Paar, einsam und verlassen, es hat seine Kinder, die Freude und Stütze seines Alters, übers Meer geschickt, damit es doch mindestens ihnen wohlergehe und ist bereit, den Rest seiner Tage einsam und freudlos zu verbringen, wenn nicht die Kinder es zu sich rufen. In einem andern Hause klagt eine arme Verwandte ihre bittere Noth und ein noch nicht fünfjähriger Bub sagt: „Sei zufrieden Base, wenn ich groß bin, geh' ich nach Amerika und schick dir einen Sack voll Geld." Der Dienstbote spart sich sein Lohn zusammen und stellt sich die Rahmenschuhe weg, die er zu Georgi und Michaeli bekommt und über alles zunächst Vorliegende hinaus schweift der Gedanke nach Amerika; das ganze diesseitige Leben wird zu einem mühseligen Samstag, hinter dem der lichte Sonntag verheißungsvoll winkt. — Hatte jener Bauer recht, der da sagte: „Wenn eine Brücke hinüberginge übers Meer, es blieb' kein einziger Mensch mehr da?"

Tretet in die Hallen des öffentlichen Gerichts und der ewige Endreim heißt: nach

Amerika. Der Brandstifter wollte mit den Versicherungsgeldern — nach Amerika, der Dieb mit dem Erlöse seines Diebstahls — nach Amerika, die Kindesmörderin wollte mit ihrem Verführer — nach Amerika und da er sie verließ, tödtete sie ihr Kind, um sich allein zu retten — nach Amerika, ja selbst der verurtheilte Verbrecher getröstet sich, daß er im Zuchthause so viel erübrigen könne, um auszuwandern oder gar, daß man ihm die Hälfte seiner Strafzeit schenke und ihn fortschicke — nach Amerika.

Aber nicht nur Verarmte, die sich nicht aufraffen und sich der Hoffnung hingeben, daß sie die Gemeinde oder der Staat endlich übers Meer sende, und nicht nur Verbrecher, die sich mit kecker Hand das Lösegeld aneignen, schauen aus nach Amerika; auch die Menschen, die sich wieder drein gefunden haben, muthig und rechtschaffen auf ihrer Stelle auszuharren, tragen oft zeitlebens die unvertilgbaren Folgen, daß sie solche Sehnsucht über sich kommen ließen und nur starke Naturen oder Andere, denen nichts tief geht, überwinden die Unruhe und die Unstetigkeit, die auf lange nicht aus der Seele weichen will, die einst solchen Gedanken in sich gehegt hatte.

Es wird sich wol noch Gelegenheit finden, in weitern Ausführungen Gruppen der Auswandernden und Zurückbleibenden kennen zu lernen, jetzt will ich nur die Geschichte von des Lachenbauern Xaveri erzählen. Es ist der Enkel jener Alten, die den Spruch that: „Ich glaub' nicht an Amerika", aber der Xaveri mußte daran glauben und zwar auf eine seltsame Weise.

Das war ein unbändiges Gelächter am Rottweiler Markt vor dem Wirthshause zur Armbrust! Auf einem sattellosen Apfelschimmel saß ein halbwüchsiger Bursche, breitschultrig, mit einem wahren Stiernacken, darauf ein Kopf von gewaltigem Umfange ruhte, die braunen Haare, die geringelt von selbst emporstanden, machten den Kopf noch umfangreicher und eben war man daran, diesem Haupte seine entsprechende Bedeckung zu verschaffen. Der Reiter hielt mitten im Marktgewühle vor einer Bude und ein Hut nach dem andern wurde ihm heraufgereicht, aber er gab sie alle wieder zurück. Ein älterer Bauer nahm das Pferd am Zügel und führte es sammt seinem Reiter durch die drängenden Menschen nach einer andern Bude gleichen Inhalts. Der frühere Versuch wurde hier erneuert, ein Hut nach dem andern wanderte auf das gewaltige Haupt des Reiters und wieder hinab, braune und schwarze und graue Hüte von jener neuen Form, die ohne die Verbote der Regierungen die Menschen aus verschiedenen Bildungsstufen wenigstens der Form nach unter Einen Hut gebracht hätte. Man reckte und zerrte die Hüte, man spannte sie über die Form, aber dennoch war keiner passend. Der Bursche hielt den Zügel des Pferdes und die schwarze Zipfelmütze, die er abgethan, krampfhaft in der linken Hand. Eine große Menschenmenge hatte sich bald leise, bald laut spottend um ihn versammelt, da rief Einer laut: „Der Xaveri hat einen viereckigen Kopf."

„Es ist beim Blitz wahr, für dich findet sich kein Deckel, reit' nur heim, du Maleszbub", rief der Mann, der früher das Pferd am Zügel nach der andern Bude geführt hatte und jetzt schrie Alles laut spottend: „Der Viereckig! Der Viereckig!"

Der Reiter nahm die lederüberzogene neue Peitsche, die er über die Brust gespannt hatte, ab und hieb damit nach Dem, der zuerst „der Viereckig" gerufen hatte, aber dieser war rasch entschlüpft und als der Reiter in langsamem Schritte durch die Menge weiterritt, rief ihm Alles nach: „Der Viereckig! Der Viereckig!" Die dicken Lippen des Reiters schwollen noch mächtiger an, er schärfte sie bisweilen mit den Zähnen und murmelte Unverständliches vor sich hin und als er das Menschengedränge hinter sich hatte, peitschte er das Pferd, daß es vorn und hinten ausschlug und jagte in wildem Galopp davon. Manchen, der still allein mit sich oder laut zu Zweit mit seinem Rausche dahinwandelte und Manchen, der mehr als nüchtern sein unverkauftes Vieh heimtrieb, hatte er in raschem

Ritte faſt über den Haufen geworfen, aber er hörte kaum das Fluchen und Schelten hinter ihm drein, ja ſchnelle Steinwürfe erreichten ihn nicht, denn das ſchwerfüllige Pferd trug ihn mit Windeseile dahin. Gedanken aber ſind doch noch ſchneller und wir können darum den Reiter leicht geleiten und ihn näher kennen lernen.

Es gab keinen keckern, meiſterloſern Buben im Dorfe als des Lachenbauern Xaveri. Der Lachenbauer — er hieß nicht ſo, weil er viel lachte, das konnte dem finſtern und kargen Manne Niemand nachſagen, ſein Haus ſtand neben der Pferdeſchwemme der ſogenannten Lache und nicht weit davon war das allgemeine Waſchhaus — der Lachenbauer hatte ſeine heimliche Freude an all den loſen Streichen ſeines Sohns Xaveri und wenn man ihm darob klagte; pflegte er zu ſagen: „Haut ihn, das macht ihn feſt, das gibt einen Kerl, der Bäum' umreißt und ich hab' nichts über ihn zu klagen, mir folgt er aufs Wort."

Es war faſt keine Hand im Dorfe, von der nicht Xaveri ſchon ſeine Schläge bekommen hatte. Das konnte ihn aber nichts anfechten, im Gegentheil, er gedieh wacker dabei, er war halsſtarrig und hartſchlägig; was er einmal wollte oder nicht wollte, davon brachte ihn Nichts mehr ab. Seine Hauptheldenthaten vollführte der Xaveri an Sommerabenden beim Pferdeſchwemmen und in den Nächten beim Waſchhauſe. Wenn die Männer und Burſchen an Sommerabenden ihre Pferde in die Schwemme ritten oder auch nur am Ufer ſtehend an langem Leitſeile hineintrieben, ſodaß die Thiere ihre Nüſtern aufblieſen und die Mähnen ſchüttelten, mußte man den Xaveri mit hineinreiten oder ihn die Peitſche regieren laſſen; wollte man ſich dem nicht fügen, ſo traf unverſehens ein ſcharfer Kieſel den Reiter oder den Kopf des Pferdes, wie aus der Luft kam der Wurf geſchleudert, man konnte nicht ſagen, kam er vom Giebel aus dem Hauſe des Lachenbauern, aus einer Hecke am Weiher oder von irgend einem Baume; deſſen aber war man ſicher, daß er aus der Hand des Xaveri kam, den man nur ſelten habhaft werden konnte; geſchah dies, ſo erhielt er ſeinen ungemeſſenen Lohn; aber wie geſagt, das geſchah doch nur ſelten, denn der Xaveri war ſchlau und behend wie eine wilde Katze.

Eine Beharrlichkeit auch in ſchlimmen Streichen übt immer eine gewiſſe ſiegreiche Macht; die Männer und Burſchen konnten bei allem Aerger nicht umhin, eine gewiſſe Freude an dem unbändigen Buben zu haben und es war auch mislich, ihm im Zorne nachzuſpüren, da man bei vergeblichem Forſchen noch wacker ausgelacht wurde. So kam es, daß der Xaveri immer freiwillig aufgefodert wurde, die Pferde mit in die Schwemme zu reiten und da er nicht auf alle Pferde ſitzen konnte, ertheilte er ſolche Gunſt an dieſen oder jenen Altersgenoſſen und machte ſie ſich dienſtpflichtig; aber keiner war ſo geſchickt wie der Xaveri, er ſtand barfuß auf dem Pferde und trieb es in das Waſſer bis über die Mähne und lenkte es mit einem Zungenſchlage wieder zurück.

Hatte er die Männer und ſeine Altersgenoſſen ſich zinspflichtig gemacht, daß ſie ihm ihre Pferde zur Verfügung ſtellen mußten, ſo erpreßte er faſt wie ein Raubritter von den wehrloſen Frauen und Jungfrauen Eſſen und Trinken, was ihm gelüſtete und mancherlei Gunſt. Man konnte aufpaſſen wie man wollte, unverſehens war der Zapfen an der Laugengelte ausgezogen und die angefeuchtete Aſche, die in einem Tuche über die Wäſche ausgebreitet war, in dieſelbe geſtürzt, ja ſogar die aufgehängte Wäſche war nicht ſicher und war wie von Geiſterhänden herabgeriſſen und erbarmungswürdig zuſammengeballt. Das konnte niemand Anders gethan haben als des Lachenbauern Xaveri. Die Frauen und Mädchen lockten ihn darum an ſich, gaben ihm von ihrem Kaffee und Kuchen, verſprachen ihm Obſt und was er begehrte und trieben oft ganze Nächte im Waſchhauſe allerlei Scherz und Neckerei mit ihm, ſodaß man Lachen und Johlen oft weithin vernahm. Hatte ſich der Xaveri nicht bewegen laſſen, im Waſchhauſe zu bleiben, ſo kam er oft mitten in der Nacht in allerlei Geſpenſterform daher und der Jubel war aus dem Schrecken heraus noch ein höherer. Eine beſondere Macht erwarb ſich der Xaveri noch dadurch, daß er von neidiſchen,

boshaften oder eiferſüchtigen Frauen und Mädchen dazu angelernt wurde, irgend ein verborgenes Stelldichein zu ſtören oder geheime Wege zu vertreten. Der Xaveri war noch nicht zwölf Jahr alt, als er bereits Verhältniſſe im Dorfe kannte, die Vielen erſt im ſpätern Alter offenbar werden; er war aber auch nach Gunſt und Laune verſchwiegen und war natürlich der Kobold des Dorfs in Scherzen und Schelmenſtreichen. Es herrſchte die allgemeine Stimme im Dorfe: „Der Xaveri wird einmal ein fürchterlicher Menſch" und Jedes that das Seine dazu, daß er das werde; Manche aber ſagten auch: „aus ſo wilden Buben wird oft was ganz Beſonderes." Beides hörte der Xaveri oft und er nahm ſich Beides gleich ſehr zu Herzen, das heißt gar nicht.

Im älterlichen Hauſe war der Xaveri folgſam, beſonders gegen den Vater; gegen die Mutter erlaubte er ſich ſchon manche Widerſpänſtigkeiten; einen unbedingten Untergebenen aber hatte er an ſeinem zwei Jahre ältern Bruder mit Namen Trudpert. Xaveri konnte thun was er wollte, der Bruder half ihm immer heraus, ja er nahm manche Uebelthat auf ſich, nur daß der Xaveri verſchont wurde, denn dieſer hatte es ihm wahrhaft wie mit einem Zauber angethan.

Eines Tags, es war im Winter — die alte Lachenbäuerin, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika", war ſchon lange todt und ſie wäre jetzt anderer Ueberzeugung geworden — da war großes Halloh im Hauſe des Lachenbauern, die Mutter hatte es nicht geſtatten wollen, daß der Trudpert ſeinem jüngern Bruder Alles nachgebe und hatte Xaveri deshalb geſchlagen bis ſie müde war und der Knabe ſchrie jämmerlich und ſchnitt Geſichter aber ohne zu weinen, da kam ein armer Mann, der nach Amerika auswandern wollte und bettelte um Dürrobſt oder um etwas Leinenzeug für ſeine zahlreiche Familie. Im Zorne rief die Mutter:

„Da, nehmt den böſen Buben mit nach Amerika."

„Ich geh' mit, gleich geh' ich mit", rief Xaveri aufſpringend, aber jetzt wälzte ſich der Trudpert auf dem Boden und ſchrie:

„Mein Xaveri darf nicht fort, mein Xaveri muß dableiben."

„Schenk' mir dein Sackmeſſer und deine Tauben", unterhandelte der Xaveri und der Bruder gab trotz der widerſprechenden Mutter Alles und war glücklich, als er den Xaveri um den Hals faſſend mit ihm nach dem Taubenſchlage ging.

Von nun an hatte der Xaveri ein untrügliches Mittel, um von ſeinem Bruder Alles zu erlangen; willfahrte er ihm nicht alsbald, ſo drohte er: „Ich geh' nach Amerika" und damit erlangte er allzeit was er wollte, denn dem Trudpert ſtand alsbald das Waſſer in den Augen, wenn er dieſe Drohung hörte.

Auch ſonſt im Dorfe brachten die Leute den Xaveri oft dazu, daß er ſeinen Spruch herſagte: „Ich geh' nach Amerika." Da die Leute an dem Xaveri nichts erziehen konnten und mochten, machten ſie ſich den genehmern und weit anſchlägigern Triumph, ihn auf allerlei Weiſe zu verhetzen, indem ſie ihm oft vorhielten, wie gut es die Kinder in Amerika hätten, da brauche man gar nicht in die Schule zu gehen und die Buben ſäßen den ganzen Tag zu Pferde und ritten in Wald und Feld umher und ſchon mit ſechs Jahren bekäme ein Knabe eine Flinte, um Hirſche und Rehe zu ſchießen. Die Leute waren merkwürdig erfinderiſch im Ausmalen von allerlei Ungebundenheit und der Schreiner Jochem, der mit ſeiner Familie auswanderte, trieb ſeine Gemüthlichkeit ſo weit, daß er mit Xaveri ein Complot einging und ihm verſprach, ihn heimlich mitzunehmen. Xaveri kam richtig mitten in der Nacht, in der Jochem mit ſeiner Familie davonziehen wollte, zu demſelben, brachte in einem Packte ſeine Kleider und in einem Sacke einen ziemlichen Vorrath von Dürrobſt. Der Jochem packte das letztere zu unterſt in eine große Kiſte, ſchickte aber heimlich nach der Mutter des Xaveri und ließ ſie ihren Sohn ſammt ſeinen Kleidern abholen. Das war der erſte gewaltige Hohn und Betrug, den Xaveri in ſeinem Leben erfuhr, aber er ver-

wand ihn bald wieder, zumal da die Mutter die ganze Sache und sogar den Raub am Dürrobst vor dem Vater vertuschte. Im Dorfe aber war die Sache dennoch ruchbar geworden, man ließ es nicht daran fehlen, den Xaveri in aller Weise zu necken und er entgalt es durch noch übermüthigere Streiche.

An einer Kindesseele verschwinden alsbald die Spuren der tiefsten Eindrücke; es hat sein Gutes weit mehr als sein Schlimmes, daß die jugendliche Spannkraft in ihrem freien Wachsthume beharrt. Wer aber weiß, was dem Forscherauge unfaßbar in der unbewußten Kindesseele fortwaltet? Wenn von brausender Locomotive ein brennender Funke in den offenen Kelch einer Blume fällt, vom Winde alsbald verweht und verlöscht wird, ihr seht keine Spur an dem offenen Kelche, aber an dem Boden, darin die Wurzel saugt, ruht die verlöschte Asche und nährt sie fördernd und verderbend.

Wenn der Xaveri nicht seinen Bruder damit neckte, dachte er nicht mehr an Amerika, und nur einmal, als Kinder aus der Schule mit ihren Aeltern auswanderten, trug er ihnen auf, dem „Schreiner Jochem drüben" alle Schimpf und Schande zu sagen; ja er schrieb einen Brief an ihn mit den heftigsten Drohungen, wenn er nicht den Sack, worin das Dürrobst war, wieder mit Gold gefüllt zurückschicke.

In seinem zwölften Jahre stand der Xaveri schon vor Gericht und wurde auf einen Tag eingesperrt. Im Dorfe war eine äußerst verhaßte Persönlichkeit, und zwar diejenige, die die öffentliche Ordnung handhabte. Der „Wullisepple", so genannt, weil er ehemals Wolle gesponnen hatte, war Ortspolizeidiener geworden und hatte von nun an den Namen „grausig Mall", d. h. so viel als die grausame Katze, denn er war den Nachtbuben äußerst auffätzig und konnte seine Augen funkeln lassen wie eine Katze. Nun nahmen die Burschen einst Rache an ihm und dazu gebrauchten sie den Xaveri. Es war auf dem Tanze, da wurde der kleine Xaveri von den Burschen vor die Musikanten hingestellt und er rief: „Aufgepaßt! Es kommt ein neuer Tanz!" und sang den Musikanten ein Spottlied auf den grausigen Mall vor. Dieser war zugegen und wollte abwehren, aber die Burschen riefen: „Du gehst 'naus! Du hast das Recht erst um elf Uhr da zu sein! Du bist Polizei und nicht Gast!" Sie bildeten einen Knäuel und drückten den grausigen Mall hinaus; der aber rief: „Ich geh' und ich geh' zum Amt!" Nun war ein Lachen und Johlen und Singen und der Xaveri wurde von Allen auf den Armen herumgetragen. Der grausig Mall hielt Wort und Xaveri stand mit mehren Burschen vor Gericht. Man wollte wissen, woher er das Lied habe; er blieb aber dabei, er habe es Morgens beim Tränken am Wetti-Brunnen gefunden. Er mußte das Lied vor dem Amtmann nochmals singen, der selbst darüber lachte, und da er dabei beharrte, Niemanden angeben zu können, wurde er auf vierundzwanzig Stunden eingesperrt. Als man ihn abführte, rief er: „Wer mich einthut, muß mich auch schon wieder austhun!"

Man kann sich denken, welch eine bewunderte Persönlichkeit Xaveri nach dieser Heldenthat war. Er hatte den giftigen Zorn des grausigen Mall nicht zu fürchten, denn alle Burschen des Dorfs waren seine Gönner.

Unter Allen im Dorfe, die das Gemüth Xaveri's verhetzten, stand das Zuckermännle obenan. Es gibt in jedem Dorfe einen besondern Menschen, der seine eigene Freude daran hat, allerlei Wirrwarr und Feindseligkeit anzustiften, und zwar ganz ohne Eigennutz, wenn man nicht eben in der Freude an diesen Vorkommnissen einen Eigennutz sehen will. Das Zuckermännle, ein kleiner schmächtiger Schneider mit verschmitzten grauen Aeuglein in dem faltenreichen Gesichte, hatte, da es noch viel jünger an Jahren war, die alte Krämerin, die sogenannte Zuckerin, geheirathet; es hoffte, seiner Alten bald loszuwerden und sich dann ein frisches Weibchen nach seinem Herzen zu holen; aber die alte Zuckerin war zäh und dürr, der Tod schien gar kein Verlangen nach ihr zu haben; sie lebte zu besonderm Leidwesen ihres Mannes noch einunddreißig Jahre. Sie war erst diesen Frühling gestor-

ben und das Zuckermännle, das unterdeß alt und grau geworden war, ging auf fröhlichen Freiersfüßen. Bei seinem frühern Hauskreuz war es ihm ein besonderes Labsal gewesen, den Xaveri zu allerlei Schelmenstreichen anzustiften und suchte dann mit heimlicher Schadenfreude die Beschädigten auf, um Mittel und Wege zu neuen zu entdecken. Seit Xaveri aus der Schule entlassen war, zog er sich von seinem ehemaligen Lehrmeister auffallend zurück; man hatte geglaubt, daß Xaveri, von der Schulzucht entbunden, mit neuen losen Streichen sich zeigen werde; aber seltsamerweise war er arbeitsam und still und man hörte nichts von ihm; ja in der Sonntagsschule war er äußerst aufmerksam und ehrgeizig und die Leute, die prophezeit hatten, daß aus dem Xaveri noch etwas Besonderes werde, frohlockten ob ihrer Weisheit. Es schien, als ob die gewonnene Freiheit und Selbständigkeit ihn geändert hätte. Mehre Jahre gingen darauf hin, ehe man den rechten Grund erfuhr, und jetzt wunderte man sich, daß man diesen nicht schon früher bemerkt hatte.

In diesem Frühling war Xaveri aus der Schule entlassen worden; er war achtzehn Jahre alt und er verstand es was es heißt, wenn die Blaumeise im Frühling singt: „D'Zit is do! d'Zit is do! d'Zit is do!" Noch viel wahrer aber lauteten die Worte, die man dem Gesange eines andern Vogels unterlegt; denn nachahmend das Schwirren und Zwitschern heißt es, daß die Lerche singt: „'s ist e König im Schwarzwald, hat siebe Töchter, siebe Töchter, d'Lies' ist d' schönst', d' schönst', d' schönst'!" Mit dem König konnte niemand Anders gemeint sein als der Pflugwirth im Dorfe; er hatte zwar nicht sieben Töchter, aber doch fünf und dazu nur einen Sohn, und aufs Wort hin war es nichts als Wahrheit, daß des Pflugwirths Lisabeth landauf und landab das schönste unter allen Mädchen war.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

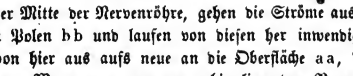
Frühlingsbetrachtungen.

II.

Als ums Jahr 1790 in Galvani's physikalischem Laboratorium zu Bologna unter der Hand eines Studenten, welcher Frösche präparirte, Froschschenkel anfingen zu zucken, sobald sie in eine zufällige Berührung mit dem elektrischen Strom aus einer in der Nähe befindlichen Elektrisirmaschine kamen, war hiermit der erste Anstoß zu einer Kette von Entdeckungen über die Natur und Thätigkeit der Nerven gegeben, welche durch die bewunderungswürdige Ausdauer des Herrn du Bois Raymond in Berlin bereits bei ihrem End- und Schlußgliede scheint angelangt zu sein. Denn was Galvani schon ahnte, aber nicht zu beweisen vermochte und daher durch eine falsche Hypothese verdarb, das haben siebenjährige Bestrebungen deutschen Fleißes zum sichern Besitz der Erkenntniß für alle kommenden Zeiten gebracht. Und zwar war das merkwürdige Jahr 1848 hier das epochemachende für die Wissenschaft.

Es steht jetzt als eine an Versuchen erwiesene Thatsache fest, daß alle Muskelfasern sowol als Nervenröhren, und zwar je größer die Lebensfülle des Thieres ist, in desto höherm Grade, von elektrischen Strömen durchflossen und umkreist sind und daß sich das Eintreten sowol des Empfindungs- als des Bewegungsreizes am Nerven jedesmal als eine Modification dieser Ströme in dem betroffenen Nerven zu erkennen gibt, und zwar nach dem Grade der Stärke sowol des Bewegungs- als des Empfindungsreizes. Die Wissenschaft hat durch du Bois die Handhabe empfangen, der Seele an ihren Nerven den Puls zu fühlen. Sowie nämlich ein jeder Magnet beständig von elektrischen Strömen umkreist ist, in ganz ähnlicher Weise ist eine jede reizbare Nervenröhre von solchen Strömen um-

floſſen. Die Strömungen der magnetiſchen Kraft gehen bei einem jeden Magnet von der Mitte zu den beiden Polen und von hier wieder rückwärts der Mitte zu, immer nach demſelben Schema, der Magnet mag ſo lang oder kurz ſein als er will. Bricht man z. B. einen Magnet in zwei Stücke, ſo wird Das, was bisher die Mitte war, zum Südpol für das abgebrochene nördliche Stück, zum Nordpol für das abgebrochene ſüdliche, und wir beſitzen nun ſtatt eines Magneten deren zwei. Aehnlich iſt es bei der Nervenröhre. Man mag ſie in ſo viel Theile zerſchneiden als man will, jedes Stück wird, ſo lange noch ſeine Reizbarkeit dauert (bei einigen Nerventheilen längere, bei andern kürzere Zeit), das vollſtändige Schema jener elektriſchen Ströme in ſich darſtellen. Nämlich die Ströme werden immer von der Mitte ab nach den beiden Polen der Röhre in entgegengeſetzter Richtung auseinanderſtreben und zwar nicht innerhalb der Röhre, ſondern an deren Oberfläche, dann aber, bei den Polen angelangt, von hier aus durch das Innere der Röhre dem Mittelpunkte, von wo beide ausgingen, aufs neue zulaufen, nach folgendem Schema:



Von a a, als der Mitte der Nervenröhre, gehen die Ströme auswendig an der Oberfläche hin bis zu den Polen b b und laufen von dieſen her inwendig im Mittelpunkte c zuſammen, um ſich von hier aus aufs neue an die Oberfläche a a, den beiden Polen b b entgegen, zu zerſtreuen. Wenn man nun am ruhig liegenden Nerven das elektriſche Inſtrument (den Multiplicator) in eine ſolche Stellung gebracht hat, daß das Umkreiſen dieſer Ströme bemerkbar wird, ſo zeigt das Inſtrument immer ſogleich ein entweder theilweiſes oder gänzliches Aufhören dieſer Ströme an, ſobald der Nerv auf irgend eine Art gereizt wird. Und zwar findet dies ſowol bei Bewegungsnerven als bei Empfindungsnerven ſtatt. Je ſtärker die Reizung, Berührung, Zerrung, chemiſche Affection u. dergl. des Nerven iſt, deſto mehr hören die denſelben umkreiſenden elektriſchen Ströme auf; je ſchwächer die Reizung iſt, deſto weniger. Hört die Reizung des Nerven ganz auf, ſo fahren augenblicklich die elektriſchen Ströme fort, in ihrer völligen Stärke den Nerven zu umkreiſen.

Einen ſo engen Zuſammenhang des Nervenreizes, welcher bei den empfindenden Nervenröhren die Empfindung, bei den motoriſchen der Wille genannt wird, mit dem elektriſchen Strom hatten bisher die wenigſten Phyſiologen vermuthet, die meiſten für ganz unmöglich gehalten. Und ſelbſt Die unter ihnen, welche an der Hypotheſe einer Vermittelung unſerer Empfindungen und Bewegungen durch Elektricität feſthielten, huldigten hierbei der ganz falſchen Anſicht, die Nervenröhren für elektriſche Leitungsdrähte anzuſehen, welche, gleich den Leitungsdrähten eines elektriſchen Telegraphen, die Neuigkeiten der Sinne als Empfindungen zum Gehirn und die Entſchließungen des Gehirns als Bewegungen zu den Gliedern leiteten. Dieſes erträumte Telegraphennetz liegt durch du Bois' Entdeckung in Trümmer geſchlagen. Centripetalität und Centrifugalität der Nervenwirkung exiſtirt fortan nicht mehr. Alles erklärt ſich auf ganz andere und viel einfachere Art. Die Nerven vollziehen ihre Wirkungen nicht als *Leiter*, ſondern als *Erzeuger* der Elektricität. Sie ſpielen nicht die Rolle des Conductors bei der Elektriſirmaſchine, welcher die Elektricität empfängt und weitergibt, ſondern die Rolle der gedrehten Glasſcheibe, welche die Elektricität in ſich ſelbſt erzeugt, und es gibt keinen Theil irgend einer Nervenröhre, von welchem dies nicht im ganzen und vollen Sinne gälte, daß er nicht einen bloßen abgeleiteten Bach, ſondern einen völligen Urquell der Elektricität in ſich enthielte. Ferner iſt es nicht eine Verſtärkung, ſondern ein Aufhören des elektriſchen Stroms, welches ſich bei allen Empfindungen und Willensimpulſen ereignet. *Der Quell hört auf zu fließen, wenn Empfindung und Wille eintritt*, und fängt wieder an zu fließen, ſobald

jene aufhören. Man muß daraus schließen, daß beim Empfinden und Wollen die elektrische Kraft eine anderweitige Verwendung *nach innen* zu erfährt, sodaß sie ihre Wirkungen nach außen hin nicht mehr in einem ebenso starken Maße entlassen kann, ähnlich wie das aufthauende Wasser eine Portion Wärme in sich aufnimmt und zur innern Verflüssigung verbraucht, welche es beim Gefrieren wieder aus sich entläßt.

Welche Aussichten eröffnen sich durch diese Entdeckung für die Wissenschaft der Seele! Das Erste, was uns bei der genauern Kunde der Sache ergreift, ist Staunen. Empfindung und elektrische Kraft im *stellvertretenden*, *sich ablösenden* Verhältniß zueinander, wie gebundene und frei werdende Wärme! Wir empfinden und wollen — der elektrische Strom schlägt *nach innen*, wird zu einem psychischen Act. Die Empfindung und der Willensact hören auf: — und die Kraft, deren Wirkungen nach innen aufhören, tritt in demselben Grade nach außen und erscheint hier aufs neue als elektrischer Strom. Wir überzeugen uns, daß wir die Kraft der Elektricität bisher nur in der einen Hälfte ihrer Erscheinungen kennen gelernt haben, während uns die ganze andere Hälfte ihrer Wirkungen verborgen blieb. Wir kannten nur die Erscheinung der elektrischen Kraft in Gestalt von kreisenden Licht- und Wärmeströmen, ihre Erscheinung als sichtbare und fühlbare Kraft. Ihre Wirkungen als *unsichtbare und latente* Kraft blieben unbeachtet; denn Niemand hatte eine Ahnung davon, welches diese Wirkungen sein könnten. In ähnlicher Weise hielt man sich auch bei den Experimenten mit der Wärme zuerst nur an der Erscheinung derselben als fühlbare Wärme oder Temperatur fest. Später erst lernte man, daß die Wärme ihren erscheinenden Zustand der Temperatur mit einem entgegengesetzten der Latenz oder Gebundenheit vertauschen und aus ihm wieder in den Zustand der Temperatur zurückkehren kann. Die latente Wärme ist auch Wärme, aber wir nennen sie im gemeinen Leben nicht so. Wir nennen sie Ausdehnung, in vielen Fällen auch Verflüssigung des Gegenstandes, in welchem sie wirkt bei ihrem Verschwinden als Temperatur. Ebenso haben sich unsere Physiker bei den Experimenten mit der Elektricität zuerst nur an das Erscheinen derselben als entbundene oder herauszelassene Kraft, als ein Kreisen von Licht- und Wärmeströmen festhalten müssen. *Jetzt* lernen wir, daß dieselbe Kraft ihren Zustand des Erscheinens oder der Herauslassung auch mit einem ihm entgegengesetzten Zustande der Bindung oder Latenz vertauschen kann. Die latente Elektricität zeigt nicht mehr Licht- und Wärmeströme, sondern an deren Statt etwas Anderes, nämlich Empfindung und Willen.

Und was für Folgen ergeben sich nun, sobald wir diese Thatsachen anerkennen? Ist die Seele materiell? So lange wir die elektrische Kraft eine materielle Kraft nennen, werden wir auch die Seele eine materielle Kraft nennen müssen. Denn die Seele ist eben diese Kraft, wenn sie in einer entgegengesetzten Art ihrer Wirkungen gedacht wird. Wenden wir hingegen die Sache um und fragen: Ist denn die elektrische Kraft wirklich eine materielle Kraft? so läßt sich diese Frage jetzt nicht mehr mit einem einfachen Ja beantworten, sobald man nicht die Ausdrucksweise des gemeinen Lebens verlassen und dieselbe mit einer ganz neuen und völlig willkürlichen vertauschen will. Denn im gemeinen Sprachgebrauch bezeichnen wir nur die Erscheinung dieser Kraft in ihrem entbundenen Zustande als materiell, wohingegen die Wirkungen derselben Kraft im latenten, sagen wir gewissermaßen todten Zustande nicht materielle Erscheinungen, sondern psychische Acte heißen. Die Natur erkennt den Unterschied zwischen Leib und Seele, den wir aus den Schubfächern unserer Compendien hinzubringen, nun einmal nicht an. Wollen wir weiser sein als die Natur?

Die Begriffe von Materialismus und Spiritualismus passen nicht mehr. Sie bewähren sich nicht mehr als feuerbeständig im Tiegel der Physik. Sobald wir uns nicht mehr wehren können gegen die Einsicht, daß jede Empfindung und jeder Willensact ein in den Zustand der Latenz, der Gebundenheit, der Zurückhaltung übergetretener Licht-

und Wärmestrom ist, können wir uns auch durchaus nicht mehr wehren gegen den Gedanken als einen nicht nur möglichen, sondern wahrscheinlichen, daß die die Sonnensysteme des Fixsternhimmels durchkreisenden elektrischen Licht- und Wärmeströme sich in lauter psychische Thätigkeiten würden umwandeln lassen, sobald es ein Mittel gäbe, sie aus dem Zustande der entbundenen Elektricität in den der latenten überzuleiten. Wenn Seele elektrische Kraft in ihrer Latenz, elektrische Kraft Seele in ihrer Entbundenheit ist, so sind die magnetischen Ströme, welche in wurmförmig gekrümmten Linien den Erdball umkreisen und die Schwankungen und Abirrungen der Magnetnadel verursachen, der elektrische Schein des Nordlichts, die Schlagkraft des Blitzes, die wärmende Kraft des Sonnenlichts, sie alle, alle sind Spuren und Lebenszeichen einer und derselben universellen, sowol psychischen als elektrischen Kraft, welche wir in diesen Fällen ihres Auftretens nur allein darum nicht Seele nennen, weil nur allein die Licht- und Wärmeströme ihres entbundenen Zustandes, nicht aber die psychischen Wirkungen ihrer latenten Zustände in unsere Beobachtung fallen. Seelen pflegen wir (obwol nicht mit Recht) nur allein diejenigen elektrischen Ströme zu nennen, welche mit einem Apparate, einem Körper verbunden sind, vermöge dessen sie können auf willkürliche Art durch eine Reizung desselben in Empfindung und Willen verwandelt und umgekehrt wieder durch ein Aufhören des Reizes in den Zustand des Licht- und Wärmestroms zurückentlassen werden. Solche Apparate finden wir bei den magnetischen Strömen des Erdballs, den Blitzen, Nordlichtern und Sonnenstrahlen nicht angebracht und darum nennen wir diese nicht psychische, sondern materielle Kräfte. Aehnlich pflegen wir ja auch im gemeinen Leben Schnee und Eis noch nicht als Wasser zu bezeichnen, sondern nur erst dann, wenn sie in die flüssige Form übergegangen sind. Nichtsdestoweniger ist doch in der einen dieser Formen, ob Eis, ob Schnee, nur ganz dasselbe Substrat enthalten, was in der andern enthalten ist.

Die Fortschritte der Physik im gegenwärtigen Jahrhundert haben dazu gedient, die Principien, welche man früher bei Erklärung der Naturphänomene voraussetzte, überall zu vereinfachen. Elektricität und Magnetismus, welche man früherhin für zwei verschiedene Grundkräfte hielt, haben sich als Dasselbe erwiesen. Die Fortpflanzungsmotive des Lichts und Schalls sind auf ein und dasselbe Gesetz der Wellenschwingung zurückgeführt worden. Licht und Wärme scheinen sich in zwei verschiedene Anblicke einer und derselben expansiven Grundbewegung auflösen zu wollen. Der chemische Proceß ist durch ein sich Ordnen der Stoffe in eine elektrische Spannungsreihe mit negativem Sauerstoffpol und positivem Wasserstoffpol in eine ähnliche Stellung zum reinen elektrischen Proceß getreten, als worin sich die angewandte Geometrie zur reinen oder die Lehre vom Stil zur Grammatik befindet. Die Existenz einer besondern Lebenskraft ist den Physiologen seit längerer Zeit bereits mehr als verdächtig geworden, seitdem man deutlicher als ehemals hat einsehen gelernt, wie weit man in der Erklärung organischer Processe schon mit Elektricität und Chemismus ausreicht, besonders aber seitdem die Identität der psychischen Kraft mit der elektrischen nicht länger zu umgehen ist. Nach allen diesen Vorgängen steht bereits in ganz naher Aussicht ein Einschmelzen aller Stoffverwandlungen in ein bloßes Spiel der mannichfaltigsten Wirkungen elektrischer Grundkräfte. Licht und Wärme sind der Anblick ihres einfachen Erscheinens; das chemische Product ist ein zwischen elektrischen Spannungen entstehendes zeitweiliges Gleichgewicht; die elektro-chemische Spannungsreihe ist die Claviatur, auf welcher man die verschiedenen möglichen Stellungen dieses Gleichgewichts wie in Accorden nach Zahlenintervallen greifen kann; endlich ist die organische Lebenskraft die Verbindung der elektrischen Grundkraft mit einem chemischen Apparat, Körper, Leib genannt, vermöge dessen sie nach Belieben aus dem Zustande ihrer Entbundenheit in ihre Latenz, wie umgekehrt, übergeleitet werden kann.

Vergleichen wir mit diesen erweiterten Aussichten in die Natur die im modernen Be-

wußtſein der Völker entwickelte Idee der Unſterblichkeit, ſo ſpringen, wie man deutlich ſieht, die Anwendungen ins Auge. Es gilt jetzt, an der Hand unſers neugewonnenen Wiſſens die für unſere Fortdauer in Ausſicht geſtellten Hoffnungen zu prüfen. Wachen, Schlaf, Tod ſind die nächſten Uebergangs-Zuſtände, die uns hier zu beſchäftigen haben.

Schlaf und Wachen. Da wir wiſſen, daß Empfindungen und Willensacte in einem Latentwerden der Grundkraft beſtehen, ſo folgt, daß im wachen Zuſtande ſich fortwährend ein größeres Quantum dieſer Kraft im latenten, dagegen im Schlaf im entbundenen Zuſtande befindet. Denkt man ſich nämlich in einem menſchlichen Nervenbau die ganze Summe ſeiner Urkraft im entbundenen Zuſtande des elektriſchen Stroms, ſo denkt man ſich den Menſchen eben damit im vollkommenen Schlaf. Denn man denkt ihn ſich dann ohne Empfindung und ohne Willen, und dieſer Zuſtand wird, wenn das Leben dabei fortdauert, Schlaf genannt.

Der Zuſtand des Schlafs oder der völlig entbundenen elektriſchen Function der Grundkraft iſt der für das Wachsthum und Gedeihen des Körpers zuträglichſte Zuſtand. Das Wachen ermüdet den Körper, bringt ihn ſogar, wenn es einen gewiſſen Grad überſteigt, zur Abmagerung und Auszehrung. Im Schlaf gewinnt er regelmäßig die durch das Wachen eingebüßten Kräfte wieder. Daher vollziehen ſich auch alle Proceſſe der Geneſung von Krankheit, Heilung verletzter Gliedmaßen u. dgl. leichter und beſſer im Schlaf als im Wachen. Bei zu lange fortgeſetztem Wachen tritt Gehirnerweichung mit Entkräftung ein, welche zuletzt dem Tode zuführt. Die Glieder verſagen den Dienſt, es folgt eine allgemeine Ueberreiztheit der Nerven, verbunden mit Fieber, zuletzt Ohnmachten und Krämpfe, bis endlich der Nerv erſtirbt, d. h. der Fähigkeit einer Wiedererzeugung der elektriſchen Ströme und der durch ſie angefachten phyſiologiſchen Thätigkeiten gänzlich beraubt wird. Umgekehrt wird durch erneuerten und regelmäßig wiederholten Schlaf das Gehirn aufs neue verfeſtigt und geſtärkt, die aufs neue entbundenen elektriſchen Ströme wirken wohlthätig auf daſſelbe ein, kräftigen die Nerven und befeſtigen das Band, welches dieſelben mit den in ihnen rege gewordenen Quellen der entfeſſelten Urkraft zuſammenhält. Je dauernder die an einem Nerven wirkſam gewordene Grundkraft in ihre elektriſche Function tritt, deſto mehr wächſt die Tauglichkeit des Nerven, auch ferner dieſem Kraftquell zum Apparat zu dienen. Je anhaltender und dauernder die Grundkraft in ihren latenten oder pſychiſchen Zuſtand zurückgeht, deſto untauglicher wird der Apparat. Zöge ſich die Grundkraft gänzlich in ihren latenten Zuſtand zurück, ſo könnte das Schickſal des Apparats nur Verderbniß und Verweſung ſein.

Wir leben alſo dadurch, daß die Grundkraft, welche Wir ſelbſt, unſer Ich, ſind, ſich entweder theilweiſe oder gänzlich in den Zuſtand der Entbindung zu elektriſchen Strömen im Nerven verſenkt, oder daß unſere Seele entweder theilweiſe oder gänzlich in den Zuſtand des Schlafs verſinkt. Das ganze volle Leben findet nur im tiefſten Schlafe ſtatt. Ein jedes Wachen, ein jedes Empfinden und Wollen iſt ſchon ein theilweiſes Zurücktreten der Grundkraft vom Herauslaſſungsapparat, eine theilweiſe Iſolirung der Seele in ſich, worin diejenigen Theile der Grundkraft, welche auf pſychiſche Weiſe thätig ſind, dem Nerven nicht mehr unter Geſtalt von Lebenskräften oder elektriſchen Strömen zu gute kommen. Der Schlaf iſt in ſeiner Art ein entſchiedener und ganzer, das Wachen ein gewiſſermaßen noch unentſchiedener und halber Zuſtand. Im Schlaf iſt die Seele völlig verſenkt, völlig untergetaucht in den Nervenapparat, ſodaß ſie alle ihre Kraft in der Geſtalt von elektriſchen Strömen zeigt. Im Wachen iſt ſie ebenfalls noch verſenkt und untergetaucht; aber jeder auf den Apparat wirkende Reiz verurſacht ein theilweiſes Inſichzurückgehen der Kraft, welches darin beſteht, daß ſie einen Theil ihrer in Geſtalt von elektriſchen Strömen herausgekehrten Thätigkeit wieder unter der Geſtalt von pſychiſchen Acten in ſich zurücknimmt.

Der Tod ist nun das Versiegen des Elektricitätsquells im Nerven. Es ist dies nicht der Verlust eines bloßen Quantums entwickelter Elektricität, sondern der Verlust der ganzen Fähigkeit, die Grundkraft des Universums aus dem Zustande der Latenz in den Zustand der Entbindung überzuleiten. Dadurch, daß wir das Sterben zu beobachten im Stande sind, hat uns die Natur einen weitreichenden Blick in ihre Geheimnisse vergönnt. Wir müssen nur verstehen, die deutlichen und gewaltigen Lettern ihrer Mienen- und Geberdensprache mit richtigem Sinn zu lesen, wozu uns die neue Physiologie die Anfangsgründe eines Alphabets an die Hand gibt.

Der Zustand des Nervensystems im Sterben bildet mit dem Zustande desselben im Schlafe den allergrößten Gegensatz. Im Schlafe ist die Höhe der Versenkung der Grundkraft in ihren Apparat, im Sterben der Uebergang zum gänzlichen Verluste des Apparats. Im Schlafe Ernährung und Kräftigung des Nerven durch die Vermehrung der umkreisenden Licht- und Wärmeströme, im Sterben der Anfang einer Verderbniß und Desorganisation des Nerven durch das Versiegen seines elektrischen Quells. Im Schlafe Ausruhen der Glieder von den Erregungen der motorischen Nerven, im Sterben höchste Erregung der Motoren und in deren Folge Krämpfe, Zuckungen und Todtenstarre. Im Schlafe Empfindungslosigkeit, im Sterben Schmerz, Angst und Ekstase. Da wir nun wissen, daß bei jeder Empfindung und jeder motorischen Erregung ein partielles Aufhören des elektrischen Nervenquells erfolgt, so ist der Eintritt des höchsten Grades von motorischer Erregung und Empfindung bei Gelegenheit des gänzlichen Versiegens des Quells im Nerven nur ganz consequent. Die Natur liest uns hier ein einfaches logisches Collegium.

Einschlafend geht die Seele in einen Zustand über, worin sie gänzlich entbundene Kraft, gänzlich elektrischer Quell ist; sterbend geht die Seele in einen Zustand über, worin sie gänzlich latente Kraft, gänzlich Empfindung und Wille ist. Zwischen diesen beiden Zuständen steht der, welchen wir das Wachsein nennen, als Oscillationszustand in der Mitte. In ihm ist ein Theil der Grundkraft noch versenkt in den elektrischen Apparat. Denn es dauern die physiologischen Bewegungen, welche von den elektrischen Strömen oder dem schlafenden Zustande ausgehen, fort. Aber zugleich ist ein anderer Theil der Kraft dem Apparat enthoben. Denn bei jeder Empfindung und jedem Willensact wird ein elektrischer Strom latent oder wird eine Partikel der Grundkraft aus dem elektrischen in den psychischen Zustand übergeführt. So weit wir also physiologisches Leben besitzen, so weit sind wir im Schlaf; so weit wir empfinden und wollen, sind wir in demjenigen Zustande, zu dessen unbedingtem Eintreten das Sterben den Uebergang bildet. Wir brauchen also unsere Unsterblichkeit nicht erst in einem Jenseits zu suchen. Denn wir sind schon mitten drin. Aber noch nicht völlig, sondern nur erst zur Hälfte. Wir gleichen den Amphibien, welche zwar den Kopf aus dem Sumpf strecken, aber den Unterkörper noch unter Wasser haben. Der alte Spruch: Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel — bekommt einen durchaus richtigen Sinn, wenn man unter Thier eine schlafende oder nachtwandelnde, unter Engel eine völlig erwachte oder ganz in den Zustand psychischer Function zurückgekehrte Grundkraft versteht. Das Fehlerhafte der alten Auffassungsweise bestand nur darin, daß man das Thier und den Engel im Menschen zu zwei verschiedenen Kräften machte, das Thier zu einer materiellen Lebenskraft, den Engel zu einem der Materie entgegengesetzten Geist. Es existiren weder Lebenskräfte noch Geister in diesem Sinne. Das Thier und der Engel sind nicht Wesen von verschiedener Abkunft, welche sich in uns einen Besuch abstatten, sondern entgegengesetzte successive Zustände, welche die Grundkraft mit Oscillationen zwischen beiden durchläuft. Im Schlafe ist die Grundkraft ganz Thier, ganz Elektricität, im Tode wird sie ganz Engel, ganz Psyche. Im Wachen ist sie zum Theil im elektrischen oder schlafenden, zum Theil im psychischen oder unsterblichen Zustande, aber dieses auch wiederum nicht so, als ob eine Durchtheilung

in zwei Quartiere stattfände, sondern so, daß die Kraftpartikel, welche bis jetzt elektrischer Strom war, durch Nervenreiz sich bindet und als Empfindung zu fungiren anfängt, während sie als Strom zu fungiren aufhört, um vielleicht im Augenblick darauf wieder in ihre Function als Strom zurückzukehren.

Dahingegen gründet sich der Spruch: Der Schlaf ist der Bruder des Todes — auf eine Aehnlichkeit, welche eine ganz oberflächliche ist und wenig oder nichts bedeutet. Es ist ein Vergleich, wie wenn ich sagen wollte, der Schnee sei der Bruder des Regens, wobei ich nichts im Auge hätte als die äußerliche Aehnlichkeit, daß beide aus der Wolke zur Erde fallen, während ich die wesentliche Entgegensetzung, daß die Schneekrystalle, um zu Regentropfen zu werden, Wärme binden, die Regentropfen, um zu Schneekrystallen zu werden, Wärme entlassen, ganz aus den Augen setzte. Aehnlich hält sich jenes Gleichniß ebenfalls nur an der äußerlichen Aehnlichkeit fest, daß schlafende sowol als todte Glieder zusammensinken und daher beide in liegender Stellung angetroffen werden, während man dabei den wesentlichen Unterschied aus den Augen setzt, daß die Stellung das eine mal durch ein möglichst starkes Anschwellen des elektrischen Stroms, das andere mal durch ein gänzliches Versiegen desselben hervorgebracht wird. Daher sich denn auch diese oberflächliche Aehnlichkeit bei genauerer Besichtigung bald ganz ins Gegentheil auflöst. Der Schlafende senkt, wie schon Aristoteles beobachtete, die Augensterne nach unten, der Sterbende zieht sie nach oben; im Schlafe erreichen die Glieder den höchsten Grad ihrer Weichheit und Geschmeidigkeit, im Sterben den höchsten Grad der Starrheit; im Schlafe sind die Convulsionsreize der Muskeln möglichst gering, im Sterben möglichst groß. Oberflächliche Aehnlichkeiten äußerster Extreme finden sich in der Natur aber häufig vor. Mangel an Anstrengung läßt die Glieder schwach bleiben und Ueberanstrengung läßt sie aufs neue schwach werden, wenn sie stark waren. Jener osnabrückische Rathsherr, welcher zum ersten male an einer Hoftafel Gefrorenes kostete, glaubte, er — verbrenne sich die Zunge daran. Der Wassertropfen, welcher auf rothglühendem Eisen verzischt, wird vom weißglühenden ebenso wenig angegriffen als vom kalten. Daher wir denn am richtigsten thun, wenn wir von der Brüderschaft des Schlafs mit dem Tode ganz absehen und uns an die hier vollkommen passende Regel halten, daß sich nur souvent les extrèmes touchent.

Media vita in morte sumus — mitten im Leben stehen wir im Tode. Dieser alte Kirchengesang trifft den Nagel auf den Kopf. Nicht allein, daß wir im Leben vom Tode umfangen sind, wie Luther übersetzte, nein, unser Denken und Thun, unser Empfinden und Anschauen, unsere ganze psychische Thätigkeit ist ein ins Leben und in den Schlaf eingebrochener Tod. Tod und Leben sind relative Ausdrücke für das sich gegeneinander anstemmende Verhältniß, worin die entgegengesetzten Functionen der Grundkraft zu einander stehen. Die psychische Thätigkeit der Grundkraft ist der Tod des Schlafs als der elektrischen Function, und der Schlaf oder die elektrische Function ist der Tod des Wachens als der psychischen Function derselben Kraft. Wenn wir aber unter Leben die psychischen Functionen der Grundkraft verstehen, so drehen sich die Sachen völlig um. Denn das Leben in diesem Sinn als gänzliche Zurückziehung der Grundkraft in ihre innern Thätigkeiten tritt erst mit dem Tode ein. Nennen wir also unser Denken, Empfinden und Wollen unser Leben, so leben wir im Wachen zur Hälfte und sterben im Schlafe ganz. Nennen wir aber unsere physiologischen Thätigkeiten, unsere Ernährung, Athmen, Blutbereitung u. s. f. unser Leben, so leben wir im Schlafe ganz und vollziehen mit dem Erwachen vom Schlafe die erste Hälfte des Todes, dessen andere Hälfte einst nachfolgt. Die Denkkräfte, womit wir die Natur beherrschen, greifen wir voraus aus dem Zustande unserer Zukunft, dem Zustande des Todes. Nennen wir den Tod Tod, so liegt darin ausgesprochen, daß wir unter Leben uns den Schlaf oder die elektrische Function denken. Diese stirbt im Tode ganz und gar. Verstehen wir aber unter dem Leben die

psychische Function der Kraft, so darf der Zustand, welchen wir den wachen nennen, noch nicht ein Leben, sondern erst der Uebergang zum Leben oder die Anticipation des Lebens im Elemente des Todes genannt werden. Der Leib ist der Sarg der Seele. Das Leben ist eingepuppt in den Tod, nämlich in den elektrischen Apparat des Schlafs. Es wird seine elektrischen Ströme wieder in sich zurückziehen und sich dadurch vom Sarge seines Leibes, in den es eingesenkt oder begraben war, befreien. War es eine solche Ahnung, welche zu Grunde lag den Phantasieen der Völker von einem Lebendigwerden der Todten und sich Erheben aus ihren Särgen am Tage,

— wo die Himmel wie geschmolzenes Silber laufen,
Und die Berge zerstieben wie Wolle, so die Winde zerraufen, —
Am Tage, wo sie aus ihren Grädern eilen, als eilten sie zu ihren Fahnen —
(Koran, Sure 75.)

Wir wissen es nicht. Auch hat es kein Interesse, darüber Betrachtungen anzustellen.

Nun haben wir drei wesentliche Punkte zu erörtern, welche sich als unabtrennliche Bestandtheile der gewonnenen Unsterblichkeitsidee ausgebildet haben und daher im gewöhnlichen Sprachgebrauche immer zugleich mit verstanden werden, so oft von Unsterblichkeit der Seele die Rede kommt. Der erste Punkt betrifft: Erinnern wir uns dereinst unsers gegenwärtigen Zustandes? Der zweite: Sehen wir uns wieder? Der dritte: Wird einst das Gute belohnt und das Böse bestraft am Tage des Gerichts? Wir werden in unserer fernern Betrachtung nach bestem Gewissen auf diese Fragen zu antworten suchen.

(Ein dritter Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Wärmeschiffe für Dampfschiffe.

Erikson's calorisches Schiff macht gegenwärtig in Amerika großes Aufsehen und mit Recht. Europa kann sich diesen Vorfall ad notam nehmen. Freilich kennen wir vor der Hand nur noch blos den äußerlichen Erfolg; die Erfindung selbst ist noch Geheimniß, und zwar ein schwer zu errathendes, trotz unserer physikalischen Kenntnisse. Erhitzte Luft — weiter wissen wir vorläufig Nichts. Schon vor zwanzig Jahren hatte der Erfinder seinen glücklichen Gedanken und suchte ihn natürlich zuerst in England auszuführen. Nachdem er mit vieler Mühe die Geldleute überredet, konnte er endlich die ersten Versuche anstellen: Sie fielen zweideutig aus und Allen, bis auf Erikson, sank der Muth. Er rettete seine Idee nach Amerika. Hier fand er in dem Kaufmann John Kitching in Neuyork einen Mann, der die Hälfte des nöthigen Capitals selbst vorstreckte, die andere Hälfte bei seinen Freunden zusammenbrachte. Die Amerikaner sind bekanntlich nicht schlechte Maschinenbauer und Erikson bereitete ihnen einen Triumph. Um das Geheimniß nicht zu verrathen, bestellte er die verschiedenen Theile seiner Maschine bei verschiedenen Fabriken in verschiedenen Städten. Seine Angaben und Zeichnungen mögen schwierig gewesen sein, aber die Maschinenbauer ließen sich nicht werfen. Alle die aus verschiedenen Weltgegenden zusammengebrachten Theile paßten ineinander. Am 4. Januar 1853 schwamm das Schiff „Erikson" auf dem Salzwasser und unternahm seine erste Probefahrt. Sie fiel glänzend aus. Vierzehn englische Meilen in einer Stunde! Also fast die gewöhnliche Geschwindigkeit unserer Dampfwagen, denen unsere Dampfschiffe nachstehen. Von der Maschine haben Neugierige nur das Aeußere oberflächlich betrachten können. Auf dem Verdeck des großen und ausgezeichnet schön und stattlich hergestellten Schiffs erheben sich vier weiße, 12 Fuß hohe Cylinder, 30 Zoll im Durchmesser. Zwei davon dienen als Kamine, die beiden andern sind die Ausgänge für die verbrauchte Luft. Im untern Raume muß man sich erst umsehen, um die Maschine zu entdecken. Die Röhren, Hebel und Stangen, Pumpen, Kessel, Oefen unserer Dampfmaschinen sind verschwunden. Vier einfache Cylinder sind im Gange, zwei vor, zwei hinter der Räderachse. Unter jedem Cylinder steht ein kleiner Ofen. Mit einer einzigen Handhabe dirigirt der Maschinist das ganze Schiff. Das ist es ungefähr, was wir von der Maschine wissen.

Worauf nun eigentlich die großartige Wirkung der Maschine beruht, ist schwer zu vermu-

then. Bekanntlich wirken unsere Dampfmaschinen so, daß der durch hohen Wärmegrad sehr elastische Wasserdampf in den Cylinder strömt, hier sich mit großer Gewalt, die man beim Zerspringen der Kessel kennen lernen kann, auszudehnen strebt und dadurch den Kolben im Cylinder in die Höhe treibt, der dann durch einen von der andern Seite kommenden Dampfstrom wieder niedergedrückt wird. Dadurch bewegt sich die Kolbenstange mehre male in der Secunde mit großer Gewalt auf und nieder, und hat man erst einmal eine Bewegung, so läßt sich dieselbe durch Hebel und Räder in beliebiger Weise nach jeder Richtung hin benutzen. Bei der Siedehitze, 80° Réaumur, verwandelt sich das Wasser bekanntlich plötzlich in Dampf, und da dieser etwa 1700 mal leichter und dünner ist als Wasser, so sucht dies plötzlich einen 1700 mal größern Raum einzunehmen als vorher. Dieses Streben des Dampfs, sich auszudehnen, wächst aber bei größerer Hitze noch zu einem viel höhern Grade. Die Kraft des Dampfs beträgt schon bei der Siedehitze so viel als der Druck der Atmosphäre, d. h. etwa 15 Pfund auf jeden Quadratzoll Fläche, bei 96° schon doppelt so viel, bei 144° vier mal so viel, bei 180° zehn mal so viel, bei 266° vierzig mal so viel, und der letztere Hitzgrad ist erst der Schmelzpunkt des Wismuths, eines der leichtflüssigsten Metalle. Auf diese Weise wird allerdings die Gewalt des Dampfs begreiflich.

Wodurch hat nun wol Erikson diese ersetzt? Durch erhitzte Luft. Damit ist man aber freilich noch nicht weit. Die atmosphärische Luft dehnt sich zwar in der Wärme ebenfalls aus und wird also auch einen immer wachsenden Druck ausüben. Man kann dies an einer etwas aufgeblasenen Schweinsblase beobachten, wenn man sie allmälig erwärmt. Aber dieser Druck wächst bei weitem nicht in dem Verhältnisse wie beim Dampfe, und jene vier kleinen Oefen scheinen auch nicht gerade auf hohe Hitze hinzudeuten. Sind etwa die Cylinder sehr weit, sodaß jeder Kolben eine große Fläche für den Druck der erhitzten Luft darbietet? Denn auf- und niedergehende Kolben scheinen doch, wie bei den Dampfmaschinen, die zunächstbewegten Körper zu sein. Kurz, so viel sieht man schon, das Geheimniß läßt sich vor der Hand nicht so bald errathen.

Und wird sich die schöne Erfindung auf die Dauer bewähren?

Es scheint fast so, denn das Schiff hat seitdem mehre Probefahrten, darunter eine siebentägige, auf dem Ocean gemacht und alle glücklich bestanden. Und wenn sie sich bewährt, werden bald unsere Dampfmaschinen zunächst von den Dampfschiffen verschwinden. Die Sache hat zwei große und sehr einleuchtende Vortheile. Erstens betragen die Kosten der Unterhaltung blos 20 Procent, also den fünften Theil der Kosten bei Dampfmaschinen. Zweitens wird dadurch die Dampfschiffahrt weit unabhängiger und auf lange Fahrten erst möglich. Die Dampfschiffahrten zwischen England und Amerika rentiren schlecht, weil die Schiffe in dem Grade Kohlen einnehmen müssen, daß sie wenig Fracht laden können. Die Fahrt durch den Großen Ocean kann man mit Dampfschiffen kaum wagen, weil die Schiffe kaum die nöthige Menge Kohlen einnehmen können. Die letzte Expedition der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach Japan hatte den Zweck, entweder eine Handelsverbindung anzubahnen oder wenigstens den Japanesen die Erlaubniß abzutrotzen, auf einer der kleinen Nebeninseln bei den Fahrten von Nordamerika nach China Kohlen für die Dampfschiffe ankaufen zu dürfen, weil diese Tour mit einer Ladung Brennmaterial kaum zurückzulegen ist. Wenn das schon eine Expedition nach Japan werth war, so kann sich Amerika freuen, durch Erikson in diesem Punkte unabhängig von der Gnade wenigstens — der Japanesen geworden zu sein.

Nimm dich zusammen, Europa! Deine Tochter Amerika will dir den Rang ablaufen!

Tropische Gewächse im Sächsischen Erzgebirge.

Zu den Unfällen eigenthümlicher Art, welche in Kohlengruben vorkommen, gehören Ausbrüche schlagender Wetter und Brände. Sehr viele Steinkohlen besitzen nämlich die Eigenschaft, sich selbst zu entzünden. Die Hauptursache, durch welche Brände herbeigeführt werden, ist — nach wissenschaftlicher Ansicht — in den in den Kohlenlagern vorhandenen Eisenkiesen zu erkennen. Bald sind jene Erze in geringerer, bald in größerer Menge vorhanden und je reicher Kohlen darin gefunden werden, um so geneigter zeigen sie sich zur Selbstentzündung. Namentlich pflegen sich Eisenkiese besonders häufig da einzustellen, wo Störungen der Kohlenflöze wahrzunehmen sind. Dringt Wasser zu den kiesreichen Kohlen, so hat Zersetzung derselben statt und dabei erlangt die Wärmeentwickelung Höhengrade, welche brennbare Substanzen zu Flammen entzünden können. Es fehlte in neuerer Zeit nicht an Beispielen von Kohlenbränden. Eins der großartigsten gewährte die Fanny-Grube bei Michalnowitz in Oberschlesien. Im Jahre 1823 brach hier, wo seit einem beträchtlichen Zeitraum bedeutender Kohlenabbau stattgefunden, in Folge von Selbstentzündung Feuer aus, welches trotz aller

Mittel, die angewandt wurden, so überhandnahm, daß zuletzt die Arbeit eingestellt werden mußte. Auch bei Neuhaus in Thüringen zeigten sich vor mehren Jahren die Spuren der Selbstentzündung eines mächtigen Kohlenlagers. Während man hier so glücklich war, das Feuer zu dämpfen, glimmt seit Jahrhunderten in dem am Fuße des Sächsischen Erzgebirges bei Zwickau gelegenen Dorfe Planitz, und zwar auf dem Besitzthum des Kammerherrn von Arnim, ein Steinkohlenflötz im unterirdischen Brande, welcher der Erdoberfläche einen so hohen Grad Hitze verleiht, daß auch im härtesten Winter niemals Schnee auf ihr liegen bleibt und ein siedend heißer Dampf aus dem Boden emporsteigt, wo man auch nur ein wenig in dieselbe einbohrt. Diese merkwürdige Naturerscheinung hat vor mehren Jahren eine Actiengesellschaft dazu benutzt, eine Treibgärtnerei auf den „Planitzer Erdbränden" anzulegen, welche selbst im strengsten Winter die schönsten und seltensten Blumen und die meisten tropischen Gewächse erzeugt. Die Blumenfreunde und Botaniker finden hier eine reiche Ausbeute für ihre Liebhaberei und ihre Wissenschaft. Durch Röhren, welche in den Erdboden eingelassen sind, wird die Hitze in die über dem Brande befindlichen Treibhäuser geleitet, in welchen dadurch eine dem Klima des Aequators gleichkommende Temperatur erzeugt wird. Die meisten Pflanzen, welche die heiße Erdzone hervorbringt: Ananas, Palmen, Bananen, Aloë, Cactus u. s. w., sind dort bei Zwickau zu finden und hat man daher Gelegenheit, hier Gewächse zu sehen, die man sonst nur durch Reisebeschreibungen kennen lernt.

Der Verlauf der Jahrhunderte.

Gibt es außer den Zahlengesetzen der Astronomie und Physik im Leben der Weltkörper und der menschlichen Existenzen noch geheimnißvollere Zahlenverhältnisse, die uns die Lehre des Pythagoras, daß Gott die Zahl wäre, sinnlicher vor Auge rücken könnten?

Die Astrologie und die Kabbala haben seit Jahrtausenden versucht, darauf bejahende Antworten zu geben. Astrologie und Kabbala sind in das Reich der Chimären verwiesen.

Als wir indessen kürzlich in Gervinus' bekannter „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" sahen, daß ein besonnener Historiker für die Mitte und das Ende unsers Jahrhunderts Vergleichungen aus der Mitte und dem Ende anderer Jahrhunderte herleitete, griffen wir mit Interesse nach einer kleinen, von Herrn Henschler in Dresden mit Fleiß ausgeführten Zusammenstellung aller wichtigen Ereignisse, die im Jahre 1853 so zu sagen säcular geworden sind. Wenn man annehmen darf, daß im Beginn der Jahrhunderte immer unausgesprochene, stabilgewordene Zustände herrschten, dann gegen die Mitte Gährungen, gegen das Ende gewaltige Explosionen kamen, so lassen sich aus den Jahreszahlen mit 53 vielleicht folgende Vorkommnisse und Erlebnisse schließen:

Ein mehr verdrossenes als eifriges Drängen der Zeit, über Vieles, was sie bisher beunruhigte, zum Abschluß zu kommen. Gewaltsame und durch Erschöpfung mehr als durch die zwingenden Umstände und Ueberzeugungen herbeigeführte Friedensschlüsse. Höchste Gewalt der festwurzelnden Autorität, namentlich auch die Neuerung ihrer eigenen Mühen und Anstrengungen müde und daher ebenso schroff gegen ihre eigenen Angehörigen wie gegen völlig Andersdenkende. Calvin ließ Mich. Servet am 17. October 1553 den Scheiterhaufen besteigen. In allen Ländern, Deutschland, Niederland, Frankreich, Reactionen der abartenden Partei gegen die alte Mutterpartei. Dazu dann Abenteuerlichkeit und Zusammenwürfelung der Völkerbegegnungen und in ihrem Gefolge viel Seeschlachten. Wenn die Zustände in eine Art Schwebe und Erschöpfung gerathen, muß naturgemäß das Abenteuerliche aufkommen, das Zufällige und die Combination, die das Nächste mit dem Entferntesten künstlich verbindet. Sicilische Normannen, Abkömmlinge des europäischen Nordens, besiegen 1053 den Papst und nehmen ihn gefangen. Gegen die Russen erheben sich die Tataren und drängen in gewaltigen Zügen vorwärts. Besonders aber ist die Mitte der neuern Jahrhunderte immer von türkischen Ereignissen bezeichnet. Im Stillen jedoch reifen neue Geister. Meist in der Mitte der Jahrhunderte wurden von jeher, wenn nicht die größten, doch die feinsten Köpfe, besonders auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste, geboren. Es sind die neuen Befruchtungskeime, die im Stillen aufwachsen und dazu beitragen sollen, den gewaltsamen Katastrophen der endenden Jahrhunderte eine geistige und die Leidenschaften abschleifende Spitze zu bieten.

Verschiedene Lesart.

Was du dir zuweilen Charakter nennst, nenne dir doch viel lieber zuweilen nur Trotz.

Volk und Sprache.

Die Sprache ist das Volk. Die französische Sprache schreibt mehr Buchstaben als sie ausspricht. Doch leichter Sinn, der mehr verspricht als er hält?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 28. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortsetzung.)

Des Pflugwirths Lisabeth war mit Xaveri zugleich aus der Sonntagsschule entlassen worden und er galt nun für ihren öffentlichen Erklärten und Keiner im Dorfe wagte ihm dies streitig zu machen, denn von Kindheit auf war Xaveri von Allen gefürchtet. Der Pflugwirth schien auch nichts gegen dieses offene Verhältniß zu haben, er hieß den Xaveri, den Sohn eines vermöglichen Bauern im Dorfe, stets willkommen bei sich und sah es mit Genugthuung, daß der Nachwuchs der jungen Burschen im Dorfe sich seinem Hause zuwendete, während Alles bisher dem Wirthshause zur Linde treu geblieben war; denn der Pflugwirth war ein Fremder, er war von Deimerstetten oder vielmehr von Strasburg ins Dorf gezogen und war er nun auch schon mehr als achtzehn Jahre ansässig, er war doch noch ein Fremder, denn seine Frau war eine Elsäßerin und er selber ein seltsamer Mann, vor dem man eine geheime Scheu hatte, wenn man seiner nicht bedurfte. Sein ganzes Behaben hatte etwas Fremdes und Auffälliges; wenn er über die Straße ging, lief er allzeit so behend, als wenn er immer zu eilen hätte. Das ist im Dorfe besonders abstechend, wo man sich zu Allem gerne Zeit nimmt. Er mußte es noch von der Stadt her gewöhnt sein, an den Menschen vorüberzugehen, ohne sich um sie zu kümmern; er hielt nirgends Stand und wenn man ihn grüßte, dankte er kurz und knapp. Der Pflugwirth war vordem Hausknecht im „Rebstöckl" in Strasburg gewesen und bildete sich nicht wenig auf seine Welterfahrenheit und besonders auf sein Französisch ein. Um dieses Letztere selber nicht zu vergessen und noch einen Vortheil für seine Kinder daraus zu ziehen, sprach er mit seinem einzigen Sohne Jakob, den er Jacques nannte, nie anders als französisch und zwar elsäßer-französisch. Der Schackle, wie er im Dorfe hieß, war vor den Leuten nur schwer zu bewegen, in der vornehmen Sprache zu antworten und bekam deshalb viele Schläge. Im Dorfe und in der Schule wurde er viel geneckt und während die andern Kinder des Pflugwirths frisch gediehen, war der Schackle ein verbutteter unansehnlicher Knabe. Obgleich er viele Jahre jünger war, hatte ihn doch Xaveri zu sich heraufgezogen und nur diesem Umstande verdankte er es, daß er in der Schule nicht täglichen Mißhand-

lungen ausgesetzt war. Seit kurzer Zeit hatte der Pflugwirth aber auch einen thatsächlichen Erfolg von seiner Weltgewandtheit und Sprachkenntniß; er war nicht nur Agent einer französischen Feuerversicherungsgesellschaft, sondern auch, was noch einträglicher war, Agent einer Auswanderungs-Expedition, genannt Die Bruderhand. Nun hatte er oft hin und her zu reisen und er sah es gern, daß Xaveri viel in seinem Hause aus- und einging; denn er half dem Schackle, der im Feldgeschäfte sehr unanstellig war, sowie den Töchtern bei demselben. Xaveri war weit mehr im Pflugwirthshause als bei seinen Aeltern, er war ohne Lohn fast der Knecht des Pflugwirths. Dies gab oft Streit zwischen ihm und dem Vater. Xaveri kehrte sich nichts daran. Seit einigen Wochen aber war er mislaunisch und zankſüchtig, mehr als je. Von Deimerstetten, dem Geburtsorte des Pflugwirths, kamen sonntäglich die Burschen und besonders Einer, des Lenzbauern Philipp, warb offenkundig um Lisabeth und diese schien es nicht unwillfährig aufzunehmen. Xaveri schalt mit Lisabeth, ja er klagte dem Pflugwirth selber, aber dieser beruhigte die „Kinder“ mit klugen Worten und Xaveri war wohlgemuth, da auch er als Kind des Hauses bezeichnet wurde.

Nun hatte er heute zum rottweiler Markt seine schwarze Zipfelmütze abthun und sich auch einen breitkrämpigen Hut mit breitem Sammetband und einer hohen Silberschnalle ganz wie des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten anschaffen wollen, darum war er im Geleite seines Vaters nach Beendigung des Pferdemarkts auf den Krämermarkt geritten und dort beim Wirthshause zur Armbrust hatte er den fürchterlichen Schimpf erfahren und der zuerst den Spottnamen „der Viereckig“ gerufen hatte, war gerade des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten gewesen und Alle, und darunter auch Viele aus seinem eigenen Orte, hatten ihn ausgelacht und verhöhnt. Darum raste jetzt der Xaveri in wilder Wuth dahin, er hatte mit dem schönen Hute ins Dorf zurückkehren wollen und jetzt kam er mit dem schändlichen Unnamen und den hatte ihm sein Nebenbuhler gegeben. Hin und her rasten seine wilden Gedanken. Er haßte seinen Vater, der mit geholfen hatte ihn zu beschimpfen und noch dazu gelacht hatte; vor allem aber schleuderte er seinen bittersten Grimm auf des Lenzbauern Philipp, und wenn er selber darüber zu Grunde ginge, den wollte er krumm und lahm und zu Tode schlagen. Er überlegte nur noch, wie er das ins Werk setze.

Der rasche Galopp hatte sein Ende erreicht; am Fuße des Bergs, der nach seinem Heimatsdorfe führte, schnauften Roß und Reiter aus und Xaveri schaute verwirrt umher, als ihn das Zuckermännle grüßte, das eben auch vom Markte heimkehrte. Es war ganz neu gekleidet und seine fröhlichen Mienen schienen nichts zu wissen von dem Flore, den es um den Arm trug. Es lüpfte den neuen Hut und reichte denselben dem Xaveri, damit er erkenne, wie leicht und geschmeidig er sei. Xaveri erschien das als Hohn, er holte schon mit der Peitsche aus, um sie auf den alten Schelmenkopf zu schlagen, da erinnerte er sich noch, daß ja das Zuckermännle nichts von seiner Verspottung wissen könne, er war ja Allen voraus davongeeilt. Ohne zu sagen, was ihm geschehen sei und nur im Allgemeinen von einer Beschimpfung sprechend, verlangte er von dem alten Schlaukopfe einen Rath, wie er sich rächen solle; so sehr aber auch das Zuckermännle hin und her darauf drang, Xaveri ließ sich nicht dazu bewegen, seinen Unnamen auf die Lippen zu nehmen und lautlos ritt er dahin, das Zuckermännle ging im Schritt neben ihm.

Im Dorfe ging Xaveri vor Unruhe hin und her, es waren die letzten Stunden, in denen er hier ohne den schändlichen Unnamen lebte. Jedem, der vom Markte kam, schaute er tief ins Gesicht, als wollte er ergründen, wer der erste Verkünder seines Schimpfs wäre. Endlich machte er sich nach dem Pflugwirthshause und erzählte hier der Lisabeth den ganzen Vorfall, aber noch immer ohne das Wort zu nennen. Er verlangte von Lisabeth, daß sie mit des Lenzbauern Philipp kein Wort mehr spreche, ja ihm sogar die Thür weise;

aber sie weigerte ihm das Eine und das Andere, hier sei ein Wirthshaus und da müsse man Jeden willkommen heißen. Es war schon Nacht, als die jungen Burschen von Deimerstetten, die auf dem Heimwege nach ihrem Dorfe durch Renkingen kamen, im Pflugwirthshause einkehrten. Xaveri saß am Tische, seine Augen rollten und seine Fäuste ballten sich, bald verließ er die Stube und man sah ihn hastig im Dorfe hin- und herrennen, aber nicht mehr allein, denn von Haus zu Haus vergrößerte sich sein Anhang; sie gingen endlich Alle gemeinsam auch nach dem Pflugwirthshause und wenn die Deimerstetter eine Maß Achter kommen ließen, so riefen die Renkinger: Ein' Maß Zehner! und wenn die Deimerstetter ein Lied begannen, sangen die Renkinger ein anderes drein und überbrüllten sie. Der Pflugwirth beschwichtigte so gut er konnte, der Schackle mußte die Deimerstetter bedienen und die Lisabeth mußte sich zu den Ortsburschen setzen und durfte nicht vom Platze. Xaveri aber glaubte zu bemerken, daß sie feurige Blicke nach des Lenzbauern Philipp am andern Tische sendete und jetzt rief dieser: „Lisabeth, frag einmal den Xaveri, warum er vom Markte keinen Hut mitgebracht hat."

„Wart', ich will dir einen Glashut auffetzen, den man dir aus dem Kopfe schneiden muß!" schrie Xaveri, faßte eine Maßflasche, sprang damit über den Tisch und schlug nach dem Kopfe des Philipp. Durch die Abwehr des Pflugwirths und der Kameraden schlug er die Flasche nur an der Wand entzwei und unter Geschrei und Toben gelang es endlich dem Pflugwirthe, eine rasche Versöhnung herzustellen. Er behauptete, wer Feindschaft halte, der habe es mit ihm zu thun, er sei ein Deimerstetter und Renkinger in Einem Stücke, er gab selber eine Maß von seinem Besten als Freitrunk und brachte es endlich dahin, daß die Tische aneinandergestoßen wurden und die Burschen beider Orte zusammensaßen und tranken. Der Wein aus Einer Flasche belebte die Zungen und die gleichen Töne stimmten zusammen, aber doch mochte man beiderseits spüren, daß noch keine Einigkeit da war. Es war schon spät, als die Deimerstetter endlich aufbrachen, die Renkinger wollten ihnen das Geleit geben, der Pflugwirth suchte diese davon zurückzuhalten und es gelang ihm bei mehren, daß sie in seiner Stube blieben. Der Xaveri mit wenigen seiner Genossen beharrte aber dabei, daß er das Geleit gebe und man ließ ihn ziehen; er war nun an Zahl den Deimerstettern nicht überlegen und diese waren berühmt ob ihrer Stärke. Durch das Dorf ging man still und wohlgemuth miteinander. Xaveri hatte einen Plan, erst draußen im Hohlwege die Feinde anzugreifen, aber unversehens platzte er am letzten Hause des Dorfs heraus und fragte den Philipp. „Sag' Philipp, sag' noch einmal, wie hast du mich auf dem Markte geheißen?"

„Laß gut sein, es ist ja vorbei."

„Nein, sag's nur, ich will's noch einmal hören, sag's! Du mußt. Hast's vergessen?"

„Nein, aber ich sag's nicht!"

„So thu's oder ich werd' wild!"

„Du bist ein närrischer Kerl, ein Wort läuft ja an Einem 'runter."

„Ich will's aber noch einmal von dir hören, nur noch einmal."

„Viereckig ist besser als rund!" sagte ein anderer Bursche und kaum hatte Xaveri diese Worte gehört, als er eine Baumstütze am Wege ausriß und den Philipp traf, daß er zu Boden stürzte.

Nun erhob sich ein allgemeines Schreien, Schlagen und Fluchen und es hallte weit hinein durch das Dorf. Der Nachtwächter eilte herbei mit seiner Hellebarde und einer Laterne, ihm folgte der grausig Mall mit dem Gewehr über der Schulter. Ihr Ruf nach Ruhe wurde nicht gehört, denn wie ein wilder Knäuel wälzte sich Alles am Boden. Da schoß der grausig Mall über ihren Köpfen weg den einen Lauf seines Gewehrs ab und in wilder Flucht stob Alles auseinander. Einen aber, der mit Steinen nach ihm warf,

glaubte der grausig Mall zu erkennen, er verfolgte ihn und im nahen Walde stellte er sich ihm selber, drang auf seinen Verfolger ein und rang heftig mit ihm. Der Polizeisoldat riß sich los, faßte sein Gewehr und zerschlug auf dem Haupte seines Gegners den Kolben in Stücke; gleich als wäre nichts geschehen, entfloh der Bursche und höhnend rief der Polizeisoldat: „Lauf du nur, ich erkenn' dich schon morgen, ich hab' dich gezeichnet. Man wird dir ein Lied singen, das du nicht am Wettibrunnen gefunden hast."

Als der grausig Mall ins Dorf zurückkehrte, kam ihm wunderbarerweise, die Arme auf den Rücken übereinandergelegt, der Xaveri entgegen und häupte ihn zuvorkommend.

„Ich will dir morgen groß Dank sagen", erwiderte der grausig Mall und ging, um sogleich alles Vorgekommene dem Schultheiß zu melden.

Am andern Morgen war eine seltsame Verhandlung beim Schultheißenamt. Xaveri bekannte offen, daß er bei der Rauferei gewesen, aber er leugnete beharrlich, mit dem grausigen Mall in irgend eine persönliche Berührung gekommen zu sein und staunend sah ihn der Diener der öffentlichen Ordnung an, der Xaveri mußte einen Kopf härter als Stahl und Eisen haben, denn nicht eine Spur irgend einer Verletzung war daran zu bemerken und Xaveri war so lustig wie je. Der Schultheiß, der ein Vetter Xaveri's war, ließ die Verhandlung nach dieser Seite hin gern auf sich beruhen, denn eine Auflehnung und ein persönlicher Angriff gegen den Polizeisoldaten hätte, wenn vollkommen erwiesen, nicht die leicht zu verwindende Strafe von ein paar Wochen bürgerlichen Gefängnisses oder eine Geldbuße nach sich geführt, sondern entehrendes Arbeitshaus. Um so ernster nahm dagegen der Schultheiß die Rauferei mit den heimerstetter Burschen, und hier sah sich Xaveri in einer seltsamen Falle gefangen, er wollte durchaus nicht sagen, was eigentlich der Grund seines Zornausbruchs gegen des Lenzbauern Philipp war, er bezeichnete ihn im Allgemeinen als Ehrenkränkung, und als der Schultheiß spöttelnd darauf kam und auch die Genossen mittheilten, daß der Unname die eigentliche Veranlassung gewesen sei, und als einer nach dem andern unter großem Gelächter das Wort: „der Viereckig" aussprach, war Xaveri voll Wuth und schrie immer:

„Das Wort darf nicht ins Protokoll, das darf nicht auf dem Rathhaus eingetragen sein, sonst ist's ja für ewige Zeiten fest, das darf man gar nicht nennen, gar nicht erwähnen, das leid' ich nicht, sonst hat's der ganze Gemeinderath mit mir zu thun."

Alle diese Einwände halfen nichts und Xaveri sah zu seinem Schrecken, daß er hervorgerufen, was er auf ewig verstummen machen wollte. Er selbst mußte zuletzt seinen Namen unter ein Protokoll schreiben, worin es deutlich und mehrfach wiederholt hieß, daß er den Schimpfnamen: „der Viereckig" habe.

Als er vom Rathhause herunter kam, ballte er die Faust und knirschend schaute er das Dorf auf und ab. Freilich hatte er fortan den seltenen Ruhm, daß er einen so harten Kopf habe, daß das Gewehr des grausigen Mall daran splitterte, ohne ihn zu verletzen. Eine Zeit lang schien es, daß dieser Ruhm Das überdeckte, daß er einen so bösen Schimpfnamen hatte. Die nicht zu bewältigende Macht im Raufen brachte ihm viel Lob und Ehre ein. Es ist aber doch ein seltsames Ding um einen solchen Ruhm. Die Bethätigung einer ungewöhnlichen Kraft, ein wüstes Raufen kann sich eine Zeit lang als Bedeutung geltend machen, oft aber tritt plötzlich eine Ernüchterung ein; die Menschen besinnen sich, was denn das eigentlich sei, und wenn man nicht immer neue glorreiche Thaten aufbringen kann, erscheinen die verjährten Rechte eines Gewalthabers plötzlich in Frage gestellt. Eine Widerspänstigkeit gegen das herrische Wesen Xaveri's machte sich im ganzen Dorfe geltend, er hieß jetzt nur immer „der Viereckig" und mußte das mit guter Miene gelten lassen, denn er konnte doch nicht immer drein schlagen. Des Pflugwirths Lisabeth vor Allen entzog sich ihm, sie sah jetzt auf einmal, daß Xaveri auch gegen sie roh und gewaltthätig gewesen war, er hatte sie behandelt, als müsse man ihm ohne Frage ge-

horchen und indem sie sich von solcher Unterthänigkeit frei machte, machte sie sich auch von Xaveri selber ganz frei. Das geschah besonders, seitdem des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten ungehindert im Dorfe aus- und einging, denn der Schultheiß hatte Xaveri gedroht, sobald den fremden Burschen im Dorfe irgend eine Unbill widerfahre, würde er ohne Untersuchung Xaveri dafür in Strafe ziehen, und dieser mußte nun fast selber der Wächter seines Nebenbuhlers sein. Bald wurde Lisabeth Braut mit des Lenzbauern Philipp und Xaveri that, als ob ihm das sehr gleichgültig sei, er besuchte nach wie vor das Haus des Pflugwirths und als Lisabeth in Deimerstetten Hochzeit machte, ritt er dem geschmückten Brautwagen voraus auf seinem wohlbekannten Apfelschimmel und an dem schönen breiten Hute, den er sich allerdings ausdrücklich hatte bestellen müssen, flatterten helle Bänder.

Xaveri schien froh, daß er Soldat werden mußte und an der Fastnacht, bevor er nach der Garnison abging, vollführte er noch einen lustigen Streich, der ihm noch lang anhaltenden Nachruhm zuzog. Das Zuckermännle hatte sich bald zu trösten gewußt und sich ein armes aber schönes Mädchen aus Deimerstetten zur Frau geholt. Als nun zu Fastnacht die Burschen auf einem Wagen durchs Dorf zogen und die sogenannte „Altweibermühle" darstellten, erschien Xaveri als die verstorbene Zuckerin und wußte ihr ganzes Behaben und Wesen so täuschend nachzuahmen, daß Alles im Dorfe darob jauchzte; und als er unter gewaltigem Schreien in die Mühle geworfen wurde, erschien er auf der andern Seite wiederum als die junge Zuckerin. Selbst vor dem Hause des Verspotteten führten sie dies Possenspiel auf und die junge Frau sah dazu vergnüglich lächelnd aus dem Fenster; das Zuckermännle aber ließ sich nicht sehen. Am Aschermittwoch Morgen hatte Xaveri die Keckheit, sich ein Päckchen Taback bei der Zuckerin zu holen, diese aber schien gar nicht bös gelaunt, sie war unter Lachen äußerst zuthunlich gegen Xaveri und in einem Anfluge von Tugend und Mißgunst sagte dieser zuletzt: „Laß dich nur nichts mit den hiesigen Burschen ein, dann hast du, wenn dein Alter abkratzt, die Wahl unter Allen."

Wenige Tage darauf mußte Xaveri in die Garnison und am Morgen vor der Abreise übergab ihm seine Mutter mehre Päckchen Taback, die er bei der Zuckerin eingekauft und die diese überbracht hatte. Xaveri hatte nichts gekauft, er nahm aber das seltsame Geschenk doch wohlgemuth mit.

Es gibt Auffälligkeiten und Bezeichnungen für dieselben, die sich auf wundersame Weise überallhin verbreiten. Als Xaveri zu seinem Regimente eingetheilt war, erfuhr er vor allen seinen Kameraden den alten Schimpf aufs neue. Der Feldwebel fluchte und wetterte, daß auch dem Beherztesten flau zu Muthe wurde; er hatte nach und nach fast sämmtliche Helme auf Xaveri's Haupt probirt, aber keiner paßte, er drückte ihm die Helme auf den Kopf, das Lederwerk und die Spangen knarrten, aber doch war keiner passend. Endlich sagte er halb fluchend halb spaßend: „Kerl, du hast ja einen viereckigen Kopf und größer als eine Bombe." Nun hatte der Xaveri auch in der Kaserne sein gebranntes Leiden, aber er hatte seinen Stolz darauf, daß man ihm eigens einen Helm bestellen mußte und bei der ersten Visitation des Obersten war er Gegenstand allgemeiner Betrachtung, wobei er nur in sich hineinlachte, denn nach außen lachen durfte man als Soldat nicht mehr im Angesichte der Vorgesetzten.

Ganz gegen alles Vermuthen fühlte sich Xaveri im Soldatenleben wohl; diese strenge, unwandelbare Ordnung, dieses unbeugsame Gesetz übte eine große Macht auf den Burschen aus, der nie die Herrschaft eines fremden Willens gekannt hatte; dazu kam, daß für Xaveri sich bald eine Lustbarkeit aufthat: er war Schütze und bald darauf Signalist geworden.

Draußen am Waldesrande sich auf dem Horne einüben, das war ihm eine Lust, und Xaveri's Signale übertönten alle; man mußte ihn nur zwingen, nicht zu übermächtig sie ertönen zu lassen.

Schon im ersten Jahre seines Soldatenlebens erfuhr Xaveri den Tod seines Vaters. Er nahm Urlaub auf zwei Tage, ordnete mit seinem Bruder Alles und ließ sich bereit finden, gegen eine Summe, die sich nahezu auf tausend Gulden belief, dem Bruder, wie es der Vater bestimmt hatte, das väterliche Erbe zu überlassen. Bald hörte er, daß sein Bruder sich verheirathe und seine einzige Schwester mit dem Vetter von des Lenzbauern Philipp verlobt sei. Das Soldatenleben schien aber Xaveri so zu gefallen, daß er nicht einmal zu den Hochzeiten seiner Geschwister kam, und besonders glücklich war er, als die Signalisten zu einer Musikbande geordnet und eingetheilt wurden, die nun bei Aus- und Einmärschen hellauf blies.

Xaveri hatte seine sechs Jahre ausgedient, ohne die Garnison zu verlassen; er war willens, als Einsteher einzutreten, da kam gerade um dieselbe Zeit das Gesetz der allgemeinen Wehrpflichtigkeit, welches das Einsteherwesen aufhob, und Xaveri kehrte ins Dorf zurück. Er lebte bei seiner Mutter, die ein mäßiges Leibgeding von Trudpert bezog und in der untern Stube des älterlichen Hauses wohnte. Er konnte sich nicht dazu bringen, bei seinem Bruder in freiwilligen Dienst zu treten und schien dem Rathe seines Vetters, des Schultheißen, zu folgen, der ihn ermahnte, sich nach einem rechten „Anstand", d. h. nach einer vermöglichen Heirath umzuthun. Unterdessen aber lebte er in den Tag hinein, und wie von selbst war er wiederum die meiste Zeit in dem Hause des Pflugwirths. Der Schackle, der sich zum Feldbau untauglich erwiesen, war auswärts in der Lehre bei einem Kaufmann, aber fast noch schöner als ehemals die Lisabeth war jetzt die zweite Tochter des Pflugwirths, Agathe, geworden; freilich war sie nicht so beredtsam und die Leute sagten sogar, sie sei dumm wie Bohnenstroh; aber Xaveri hatte das nie gefunden, sie wußte auf Alles gehörig Rede und Antwort zu geben; von selbst sprach sie allerdings nicht. Xaveri hatte einmal seinen Kopf darauf gesetzt, eine Tochter des Pflugwirths zu haben; war es Lisabeth nicht, so mußte es Agathe sein.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

III.

Die Möglichkeit einer Zurückerinnerung an das gegenwärtige Leben bietet keine Schwierigkeit. Wir sehen alle wachen oder psychischen Acte der Seele schon an sich in einer fortlaufenden Kette untereinander stehen, welche die Erinnerung heißt. Die Erinnerung bezieht sich nur auf Willensacte und Empfindungen oder auf den wachen Zustand. Aus den Zuständen, in denen wir nichts gewollt und nichts empfunden haben, aus den Zuständen des tiefen Schlafs können wir keine Erinnerungen haben. Dagegen sind ja schon die Träume psychische oder wache Functionen, welche im Schlafe auftauchen. Von ihnen haben wir im Wachen Erinnerungen. Warum sollte sich nun das vollkommenste Wachen nicht des mäßig wach gewesenen Zustandes ebenso wohl erinnern, als der letztere sich der Träume erinnert? Hier steht nicht das Mindeste im Wege. Vielmehr würde es gegen alle natürliche Analogie sein, wollte man das einstige Erinnern leugnen.

Einige haben eine Schwierigkeit darin gesucht, daß sie meinten, die Empfindungs- und Willensacte kämen vermöge gewisser Eindrücke im Gehirn zu Stande und folglich müsse, sobald diese Eindrücke im Gehirn verwesten und zergingen, auch die durch sie vermittelte Erinnerung untergehen. Diese Annahme zeigt sich, beim Licht der neuen Physiologie, als unstatthaft. Das Gehirn ist keineswegs der Apparat für die psychischen

Functionen als solche in ihrer Reinheit, sondern nur allein für den möglichst lebendigen und schnellen Umtausch zwischen der psychischen und der elektrischen Function in einzelnen Theilen der Grundkraft. Daher denn, je mannichfaltiger und schneller dieses Spiel wird, um desto mannichfaltiger und verwickelter sich auch der Bau des Gehirns gestalten muß, ohne daß dadurch irgend eine Faser des Gehirns zu einem höhern Range erhoben würde als jede andere Nervenfaser, nämlich Elektricität erzeugender Apparat zu sein.

Gehen wir etwas tiefer ein. Nehmen wir an, gewisse Erinnerungen seien an gewisse Nervenfasern des Gehirns gebunden, wie gewisse Empfindungen an gewisse Nervenfasern der Sinnorgane gebunden sind. Nehmen wir an, die Erinnerungen der Farben seien dort gebunden, wo die Phrenologen den Farbensinn, der Töne dort, wo Jene den Tonsinn setzen. Da nun die Empfindung dadurch entsteht, daß der elektrische Apparat außer Function tritt, indem die in psychische Function übergegangene Kraft ihn nicht mehr durchströmt, so wird die Erinnerung in einer Nervenfaser des Farbensinn-Apparats ebenfalls dadurch entstehen, daß der elektrische Strom jener Faser aufhört und folglich dieselbe von der mit ihr verbundenen Partikel der Grundkraft nicht mehr durchströmt wird. Je mehr Erinnerungen demnach im Gehirn wach werden, um so mehr Fäserchen werden ihrer Function entbunden und so bringt uns der Zustand einer Entbindung des ganzen Gehirns von seiner elektrischen Function eher in die Verlegenheit, der Erinnerungen zu viel auf einmal, als derselben zu wenig zu bekommen.

Das Wiedersehen freilich ist ein gefährlicher Punkt. Zustände, welche außerhalb des Gebiets unserer Anschauungssphäre liegen, durch Bilder aus derselben beschreiben zu wollen, ist ebenso bedenklich, als der Versuch des Blinden, von der Farbe zu reden. Man entgeht dabei nicht der Gefahr, sich nun auch nothgedrungen Vorstellungen machen zu müssen von der Sprache, in welcher sich die vollendeten Seelen miteinander unterhalten, und den Werkzeugen, mit denen sie dieselbe sprechen; sich entscheiden zu müssen über höchst bedenkliche Punkte, z. B. ob in der Unsterblichkeit auch noch der Unterschied von männlichen und weiblichen Seelen festgehalten werde, ob „verwandte Seelen" auch dort noch verwandt oder alle Menschen einander gleich nahe seien. Endlich vermeidet man nicht die rührenden Scenen des Wiederfindens, der Verwunderung Derer, welche nicht an Unsterblichkeit glaubten, über ihren neuen Zustand, sowie der triumphirenden Mienen, womit die Gläubigen den Ungläubigen ihren bewiesenen Kleinmuth vorrücken. Goethe wenigstens äußerte einst scherzend in Gesellschaft, er glaube schon darum nicht an das Wiedersehen nach dem Tode, weil es ihm erschrecklich sei, die ganze Schar seiner gläubigen Freundinnen auf sich zustürmend zu denken mit dem Ausruf: Haben wir es nicht gleich gesagt?

Andererseits droht dem Philosophen hier die Gefahr des Königs Midas. Midas empfand ein Verlangen nach Gold und bekam es auch, nun aber leider in einem so großen Maße, daß er wieder davon befreit zu sein wünschte. Denn es wurde ihm Alles, was er betastete, unter den Händen zu Gold. Ebenso möchte dem Philosophen, welcher über diesen Punkt nachdenkt, nicht Das Schwierigkeit verursachen, wie er die getrennten Personen in jenem Leben aufs neue zusammenbringe, sondern vielmehr Das, wie er ihnen in jener psychischen Grundkraft des Universums, in welche sie sich zurückversammeln, noch jeder ihren besondern, von den übrigen abgetrennten Platz und ihren vom Standpunkte dieses Lebens aus gewünschten und erstrebten abgesonderten Egoismus sichere. Für Den, welcher die wirkliche Sachlage erkennt, hat die Bekümmerniß um das allzu materielle Wiedersehen etwas zur Heiterkeit Reizendes, indem vielleicht bei einem Theile der auf diese Weise Bekümmerten, erkennten sie den wirklichen Thatbestand, sofort die entgegengesetzte Sorge eintreten könnte, ihr ihnen theuer gewordenes Ich aus der Fülle des Universalbewußtseins und der Universalempfindung aufs neue in eine isolirte und geringere Stellung seitab retten zu müssen.

Der einzige Compaß auf dieser gefährlichen Fahrt der Gedanken dürfte vielleicht in folgender Reflexion anzutreffen sein:

Die Charakteranlagen der Aeltern pflegen auf Kinder und Enkel fortzuerben. Wie oft kommen Aeltern in den Fall, ihre eigenen Schwächen an ihren Kindern bemerken und strafen zu müssen! Gewisse Züge des Gesichts, Bildungen des Kinns und der Nase machen ein oft durch Jahrhunderte sich forterstreckendes Familieneigenthum. Wer kennt nicht die Familienzüge des Habsburgischen Geschlechts, der Napoleoniden u. s. f.? Nicht selten erlöschen die Charakterzüge im Sohn, um im Enkel wieder emporzutauchen. In einer Familie, welche sich durch den Fehler der sechsfingerigen Hand auszeichnete, trat derselbe in der Reihe der Söhne und Töchter zurück, um in der Reihe der Enkel wiederzukehren. Dieselbe Regel hat man an Familien von Blutern beobachtet (Menschen, aus deren Wunden das Blut nicht zu stillen ist, denen daher jede Verwundung tödtlich wird). Aus solchen Thatsachen darf man schließen, daß im Allgemeinen die Geschlechter der Menschen die Absenker ihrer Voráltern sind, oder daß die elektrischen Seelenquellen der Voráltern in den Seelen der Sprößlinge unter den mannichfaltigsten und unbekannten Modificationen ihre Ströme vermischen, und zwar so, daß jeder Sprößling, nachdem seine bestimmte Charaktermischung eingetreten ist, von hier ab fortfährt, die ihm ähnlichen Partikeln der Grundkraft aus der Natur an sich zu ziehen, die ihm unähnlichen aber abzustoßen. Wächst und reift nun die Seele eines jeden Kindes auf diese Art, indem sie aus Luft, Speise und Getränk nur allein die Theile der Grundkraft an sich zieht, welche ihr ähnlich sind, die entgegengesetzten aber, wenn sie eingedrungen sind, wieder entfernt; sehen wir überhaupt nirgends ein einmal gewordenes psychisches Wesen durch einen plötzlichen Sprung aus seinem Charakter fallen, sondern jedes fortwährend zu seinem Wachsthum sich die ihm ähnlichen Krafttheile assimiliren, die ihm unähnlichen ausscheiden: so werden wir hierin das Grundgesetz des Wachsthums der psychischen Kräfte zu erkennen haben.

Gleiche psychische Kräfte ziehen einander an, ungleiche stoßen einander ab. Dieses Gesetz der wachsenden Seelen im Universum dürfte in seiner Uebertragung auf die ausgewachsenen und vollendeten Seelen der einzige Compaß sein, um das Schiff einer nach der Dichtung unbekannter Jenseitswelten lüsternen Phantasie zwischen einer gänzlichen Vereinsamung der auf ihre psychischen Functionen zurückgezogenen Grundkräfte und einer gänzlichen Auflösung derselben in eine einzige Universalempfindung mitten hindurch wie zwischen Scylla und Charybdis oder zwischen den drohenden Säulen des Hercules in den Ocean der glücklichen Atlantis zu steuern.

Nur wer wagt, gewinnt. Die Götter leihen kein Pfand. Aber der Raum für eine zweite Hemisphäre unserer Existenz steht nun einmal abgesteckt. Sollen wir ihn leer lassen? Irgend etwas muß darauf gezeichnet werden. Darum ist es vielleicht vorzuziehen, wenn eine von den Regeln des wissenschaftlichen Denkens geleitete Dichtkunst versucht, mit möglichst behutsamer Hand die feinen jenseitigen Länderumrisse zu ziehen, als daß man es einer jeden von Fieberphantasieen gequälten Einbildungskraft erlaubt, darauf alles Wilde zu zeichnen, was ihr einfällt. Darum ans Werk und Hony soit qui mal y pense!

Die dichterische Ahnung spricht also vom Jenseits etwa Folgendes:

„Sobald die Seele dem Raume der elektrischen Wirkungen enthoben ist, sieht sie sich nur noch allein in dem Raume befindlich, welchen sie selbst schon während des Lebens durch ihre Empfindungen, Anschauungen und Gedanken um sich herum erschuf. Was sie in diesem Raume erblickt, sind Gegenstände denen ähnlich, die sie auf Erden sah, aber feiner, durchsichtiger und in einer edlern Fülle der Formen. Kein Sommertag auf Erden erreicht diese Intensität des Lichts, kein Frühling auf Erden diese rosige Frische des Waldhauchs. Denn hier wirken nicht Massen auf Massen nach dem Gesetze des Stoßes und der Elektricität, sondern Kräfte auf Kräfte nach dem Gesetze der Aehnlichkeit, indem immer

das Aehnliche vom Aehnlichen erblickt wird, das Unähnliche dem Unähnlichen entschwindet. In welcher Stimmung demnach die Seele ist, in dem ähnlicher Umgebung lebt sie. . . . Die Distanzen des Erdraums bestimmen sich nach Massenverhältnissen, die Distanzen des Seelenraums nach den Verhältnissen der Aehnlichkeit und des Contrastes. Hier wirkt die Aehnlichkeit unwiderstehlich attractiv, die Unähnlichkeit repulsiv. Auch schon auf Erden wirkt die Aehnlichkeit der Seelen attractiv, aber nur als Wunsch. Im Seelenraum bewirkt jeder Wunsch eine Verminderung der Distanz, jede Abneigung eine Vergrößerung derselben. . . . Was auf Erden die Schwere ist, allgemeine Attraction der Massen, Grundgesetz der elektrischen Sphäre, das ist im Seelenraum das Verhältniß des Aehnlichen zu Aehnlichem, welches in seiner Function die Liebeskraft heißt und die Distanzen zwischen den Wesen aufhebt. Dieses ist das Grundgesetz der unsterblichen Sphäre, das Gesetz der psychischen Attraction. . . . Der Raum der Wesen richtet sich nach den Verhältnissen der Wesen. Das Massenverhältniß der Schwere erzeugt den irdischen Raum, das Kraftverhältniß der Aehnlichkeit den Raum der Unsterblichen. Der irdische Raum ist die Welt, der Raum der Seelen ist die Gottheit. Der Raum der Welt ist gefühllos, der Raum der Seelen ist durch und durch Empfindung. . . . Der Raum der Liebe ist die Urwelt, der Raum der Schwere ist die Abwelt. Die in die Urwelt zurückgekehrten Seelen betrachten ihr vollbrachtes Erdenleben als ein überstandenes Abenteuer, eine vollendete Reise. Die Lust und der Wunsch, diese Reise zu wiederholen, ist bei den verschiedenen Seelen eine verschiedene. Auch hier ist die Lust und der Wunsch eins mit der Ausführung. Einige sind weniger abenteuerlustig und bleiben daher beständig in der Heimat zurück. Diese heißen Engel. Andere sind fast immer auf Reisen und bedienen sich ihrer Rückkehr in die Heimat nur zu einer kurzen, nothdürftigen Ruhe. Diese heißen Pilger. . . . Je höher die Vervollkommnung der Seelen steigt, desto weniger stimmen die Wünsche, Neigungen und Beschäftigungen mit den auf Erden gewohnten überein, in dem Grade, daß Dasjenige, was den vollkommnern Seelen die höchste Lust macht, auf die unvollkommnern als eine unerträgliche Pein einwirkt, welche sie, sobald sie sich derselben aussetzen, Hölle nennen. Könnten alle Unsterblichen das Feuer der höchsten Lust ertragen, so würden sich alsbald alle Pilger in Engel verwandeln und die Welt würde unbevölkert bleiben. . . . Der Pilger sieht sich zwischen zwei Abenteuer in die Mitte gestellt, zwischen das Abenteuer einer Rückkehr in die Welt und das Abenteuer des Emporklimmens zu den Gebirgen der höchsten Lust. Es kommt ganz auf ihn selbst an, welchem der beiden er den Vorzug geben oder wie lange Zeit er zwischen beiden in einer unentschiedenen Mitte stehen will. . . . Je vollkommner eine Seele wird, desto mehr wächst ihre Activität, welche sich als Attractionskraft äußert. Und da zwar dem Unvollkommnern die Sphäre des Vollkommnern verschlossen ist, aber nicht umgekehrt, so besitzt die vollkommnere Seele die Kraft, durch Liebesgewalt die unvollkommnere in ihre Sphäre zu ziehen. Wird durch diese Anziehung der Wunsch gegen das unbekannte Vollkommnere im Pilger rege, so folgt er dem Zuge; siegt aber bei ihm die Furcht vor der vermeintlichen Hölle, so widersteht er. . . . Muth eröffnet den Weg nach oben. Furcht hält in den niedern Regionen zurück."

So weit redet der Dichter. Ob er im göttlichen Wahnsinn das Unaussprechliche zu stammeln verstand, ob er in leeren Phantasieen abirrte? Wir überlassen ihn seinem Schicksal und kehren aus dem intensiven Sonnenlichte Elysiums zu der Dunkelheit des schmalen Bodens der Erfahrung zurück, den wir kennen.

Der Dichter meinte, daß Muth in der Welt der Unsterblichen den Weg nach oben eröffne, Furcht ihn hemme. Er warf dadurch auf sämmtliche Erdenpilgrime einen boshaften Schatten, als seien sie allesammt nichts als himmlische Deserteure, welche aus Furcht, die dort bevorstehenden Kämpfe auszukämpfen, sich in die elektrische Sphäre bis auf Weiteres als in einen Abort verirrt hätten. Er schlug aber andererseits damit

auch ein neues Thema an, welches den Boden der Erfahrung sehr nahe berührt, und zu welchem wir uns nun noch zuletzt wenden müssen. Wie verhält sich der Unsterblichkeitsglaube zur Moral?

(Ein vierter und letzter Artikel in nächster Nummer.)

Mein Portefeuille.

Von Adalbert Grafen Baudissin.

Die Schlacht bei Idstedt war geschlagen. Trotz der großen Ermüdung der Truppen ward vom General Willisen der Rückmarsch bis Sehestedt am schleswig-holsteinschen Kanal angeordnet. Das dritte Jägercorps, bei welchem ich als Premierleutnant Dienste that und zu dem ich vor kurzem versetzt war, hatte das Gefecht bei Idstedt vom 24. und die Schlacht vom 25. in vorderster Reihe mitgemacht und wenn ich die Zeit, in welcher das Corps unausgesetzt in Bewegung gewesen war, gering anschlage, so glaube ich doch behaupten zu können, daß die Mannschaft bei seiner Ankunft in Sehestedt drei Tage und drei Nächte kaum einige Stunden ein Auge geschlossen hatte. Als daher der Corpscommandeur auf einer Wiese bei Sehestedt das Commando gegeben: „Setzt die Gewehre zusammen! Weggetreten!“ sank Jeder von uns augenblicklich nieder, wo er gerade gestanden hatte, und in wenig Momenten bot das Corps, das Tags zuvor zwölf Stunden muthig dem Tode ins Antlitz geblickt und mit begeisterter Tapferkeit auf der idstedter Haide gekämpft hatte, das Bild der tiefsten Ruhe dar; der langentbehrte Schlaf übte sein Recht; schwerathmend hob sich die Brust manches Braven, der im Traume die gefallenen Brüder gen Himmel steigen sah.

Ich mochte wol zwei bis drei Stunden in tiefem Schlafe gelegen haben, als ich mich an der Schulter stark berührt fühlte und mich mehrmals „Herr Offizier! Herr Offizier!“ anreden hörte. Die Stimme war eine so dringende und das Rütteln an meiner Schulter ein so unausgesetztes, daß ich allmälig in die Höhe kam und ungeduldig fragte, was es denn gäbe? Mein Störenfried antwortete: „Ist Emil St. hier?“ Ich blickte ärgerlich auf und wollte eben erwidern, daß er und sein Emil mich um Gotteswillen in Ruhe lassen möchten; als ich aber alle Schrecken der entsetzlichsten Seelenangst in den gramvollen Zügen des Fragers ausgeprägt fand, als ich sah, daß mein Störenfried in der heftigsten Aufregung am ganzen Leibe zitterte, als er immer nur die eine Frage wiederholte: „Ist Emil St. hier?“ dauerte mich der Grabeston seiner Stimme und ich entgegnete so freundlich als stärkste Schlafessehnsucht möglich machte: „Ich weiß es nicht — kann sein! Wer sind Sie? Lassen Sie mich in Ruhe!“

„Herr Offizier! Ich suche meinen Sohn! Ist er hier? Bitte, sagen Sie mir's!“

„Emil St.?“ brummte ich wieder. „Ist's nicht ein schmächtiger Mensch mit schwarzem Haar? Mit 'ner Idee von 'nem Schnurrbart?“

„Richtig!“ entgegnete der Mann, der mit fieberhafter Spannung diese Worte von meinen Lippen nahm — „er sieht mir ähnlich! Um Gotteswillen! Sagen Sie mir, ob er von Idstedt zurück ist! Es ist mein einziges Kind!“

Nun mußte man sich schon erheben. Ich stand auf und ging zwischen unsern schnarchenden Jägern umher, Jedem in das pulvergeschwärzte Antlitz sehend und mich auf Emil St. besinnend. Plötzlich rief mein Begleiter: „Da liegt er!“ Er lebte also.... Ich war froh, mich nun entfernen zu können; denn holder Schlaf, süße Gewohnheit des Daseins, wo kommst du erquickender als unter Waffen! Ich wollte schon mit einem „Guten Morgen!“ Abschied nehmen, als mich der Vater des jungen Mannes krampfhaft festhielt und mir mit bebender Stimme sagte: „Herr Offizier! War mein Sohn auch brav? Bitte! Sagen Sie mir das erst noch! War er brav?“ — „Na“, sagt' ich, „wes-

nigstens kann ich Ihnen nicht das Gegentheil beweisen. Er war während der ganzen Schlacht an meiner Seite und wir waren, denk' ich, vorn. Guten Morgen! Gute Nacht! Wie Sie wollen!" — Dem Vater genügte die Auskunft nicht. Er wollte Thatsachen, schlagende Beweise. „Ich bitte Sie bei Allem, was Ihnen lieb und theuer ist, sagen Sie mir, ob mein Emil so für Schleswig-Holstein gefochten hat, wie ich es mit Recht von meinem einzigen Sohne erwarten darf. Lieber Herr Offizier, verzeihen Sie, aber ich bin so aufgeregt! Hat der Junge sich schlecht benommen, so ist meine Lebensfreude dahin; ist er aber wie sich's gehört ins Feuer gegangen, Herr Gott, dann will ich ihn an mich drücken!" — und Thränen erstickten seine Stimme und krampfhaft preßte er meine Hände. Eigentlich hatte ich Mitleid, daß seine Begeisterung den armen Emil aufwecken würde; aber ich hätte von Holz sein müssen, wenn ich den alten Mann ohne Rührung hätte ansehen können; er liebte seinen Sohn offenbar von ganzer Seele, aber das Vaterland stand ihm doch noch höher. Da ich nur unvollständigen Bericht über Emil's Benehmen in der Schlacht ablegen konnte, aber doch von dem Wunsche beseelt war, dem Vater nun auch die günstigsten Nachrichten zu geben, so weckte ich den Unteroffizier, der, einige Schritte von Emil entfernt, am Rande eines Grabens schnarchte, und fragte ihn, wie sich der junge St. bei Idstedt genommen hätte? Der Unteroffizier, auch nicht sehr erfreut über diese unzeitige Neugier eines Leutnants, rieb sich die Augen, starrte mich fragend an, besann sich einen Augenblick und antwortete: „De junge St. is een gans firen Kirl, man en beeten gar to tulldrist" — und Bums! in der Secunde hatte ihn das schwellende Gras wieder und Morpheus' bleierne Umarmung deckte ihn. Als das: „Man een beeten gar to tulldrist!" kaum verklungen war, entquoll auch schon ein heftiger Thränenstrom den Augen des Vaters und nun wurde der Sohn geweckt. Erschreckend fuhr er auf. Sein erster Blick fiel auf das wonnige Gesicht seines Vaters. Er streckte beide Arme aus und sank ihm mit den Worten: „Vater, es war doch ein Sieg!" an die Brust. „Emil, mein Emil!" rief der glückliche Alte, „du bist mein lieber Sohn! Junge, wenn du feig gewesen wärst — aber du hast tapfer gefochten, du braver alter lieber Junge! Gott segne dich!" Nun ließ ich die beiden Glücklichen allein und als ich nach mehren Stunden stillen Zwiegesprächs mit den Geistern der Nacht und des Traums die Ronde durch die leider — leider stark gelichteten Reihen meiner Jäger machte, sah ich den alten St. neben seinem Sohne sitzen, dessen müdes Haupt wieder entschlummert war, jetzt aber in dem Schooße des liebenden, glücklichen Vaters ruhte. Ich wollte den Vater anreden. Er winkte mir, ich möchte nicht laut sprechen, damit sein Sohn nicht erwache. Noch lange Zeit sah ich ihn Fliegen und Mücken von seinem schlummernden braven Kinde abwehren.

* * *

Zwei Monate später stand das dritte Jägercorps auf Friedrichshof, eine Meile nördlich von Rendsburg. Eines Tags, es war am 10. September, erging an mich die Bitte, ins Wirthshaus zu kommen, es wäre eine Frau da, die mich zu sprechen wünschte. So unangenehm es mir war, eine Partie Billard aufgeben zu müssen, so machte ich mich doch auf den Weg, um die Frau oder Dame kennen zu lernen, die mich hatte rufen lassen.

Das Wirthshaus bei Friedrichshof mag in Friedenszeiten ein ganz erträgliches Bauern-Wirthshaus sein; im September 1850 war es aber eine wahre Mördergrube. Eine Compagnie Soldaten, eine Unmasse von Marketendern und Fuhrleuten benutzten das einzige vorhandene Zimmer als Eß-, Schlaf-, Wohn-, Rauch-, Wachstube, sodaß die Atmosphäre in diesem umfassend benutzten Raume allmälig eine Dichtigkeit annahm, die durch ein gewöhnliches Kerzenlicht nicht mehr erhellt werden konnte. In diesem Zimmer, oder Raum wollen wir die Localität nennen, fand ich die Dame vor, die so freundlich gewesen war, mich rufen zu lassen. Die Soldaten hatten aus Artigkeit und Rücksicht gegen eine

vornehm gekleidete Frau, die mit vier schönen Füchsen vorgefahren war, die Pfeifen ausgehen lassen; nur hin und wieder hämmerte Einer oder der Andere beim Kartenspielen auf den Tisch und als die gebietende Herrlichkeit eines Leutnants erschien, war Ruhe — im Weltall.

Ich bat die schön gekleidete Dame, in ein anderes Zimmer, d. h. in die Küche zu kommen und mir zu sagen, was mir das Glück verschafft hätte, ihr meinen Respect beweisen zu können. Klopfenden Herzens nahm die freundlich und gutmüthig blickende kleine Frau meinen Arm und als ich meine Frage wiederholte, wodurch ich ihr dienen könne, entgegnete sie: „Ich bin Emil St.'s Mutter."

Also nach dem Vater nun die Mutter! Emil war durch Schicksalsschluß an mein Dasein gebunden.

Ein leuchtender Blick aus zwei sanftstrahlenden blauen Augen begleitete diese kurze, aber vielsagende Antwort; der Blick hieß so viel als: „Schaffen Sie meinen Sohn auch mir her, lieber Herr Leutnant! Was dem Vater recht ist, ist der Mutter billig!" — Ich beantwortete den Blick durch die Bereitwilligkeit, Emil, der auf Feldwache war, rufen, d. h. ablösen zu lassen.

„Sie sind sehr freundlich", fuhr die Dame fort; „ich wollte, ich könnte Ihnen so von Herzen danken, aber Sie wissen nicht, wie ein Mutterherz am einzigen Kinde hängt. Mein Mann schreibt unaufhörlich an Emil, er solle wie ein Rasender d'raufgehen, und da fürchte ich denn immer, ich werde meinen Sohn einmal durch seinen Uebermuth zu Grunde gehen sehen." — „Aber", nahm ich diese Sorgen entgegen, „sollten denn Ihre Postscripta nicht auch auf Emil einwirken? Ich habe mehre Briefe Ihres Herrn Gemahls gelesen, denen Sie, gnädige Frau, einige freundliche Ermahnungen, im Gegentheil, nicht zu tapfer zu sein, beigefügt hatten." — Die Dame erröthete, als sie ihr Geheimniß verrathen sah, faßte dann meine Hände und sagte unter Thränen, die längs ihren glühenden Wangen herabrieselten: „Es ist mein einziges Kind!" Die Besorgniß der Mutter, daß ich ihr zürnen möchte, lehnte ich mit den Worten ab: „Daß ich das nicht thue, will ich Ihnen gleich beweisen. Sehen Sie, dort kommt Ihr Emil mit Sack und Pack, Sie sollen ihn gleich mitnehmen und acht Tage bei sich behalten, denn in diesen Tagen gibt es Etwas. Ich möchte Emil um Ihretwillen nicht dabei haben; aber schweigen Sie, ich bitte, gegen Jedermann und besonders gegen Emil selbst! Ich habe ihn seit der Schlacht bei Idstedt aus jedem kleinern Gefechte entfernt gehalten, damit ihm vor der Zeit, wo etwas Großes gewagt sein muß, nichts Schlimmes begegne. Aber da kommt er; bitte, verrathen Sie mich nicht!" — Der junge St. trat ins Haus, salutirte militärisch und meldete: „Auf Befehl des Herrn Leutnant abgelöst von der Feldwache Nr. 3 —."

„Sie können gleich hinzufügen", bemerkte ich, „Auf Befehl des Leutnants auf achttägigen Urlaub geschickt, um für ihn Rebhühner zu schießen, damit er hier nicht verhungere; und jetzt vergessen Sie den Leutnant und begrüßen Sie Ihre Frau Mutter!" — Mit diesen Worten verließ ich das Haus, um nicht das Wiedersehen zwischen Mutter und Sohn zu stören, und schlenderte auf der Landstraße auf und ab. Von weitem sah ich einen Ordonnanzdragoner heransprengen. Er brachte richtig den Befehl, am folgenden Tage die Gewehre in der Compagnie abschließen und neu laden zu lassen. Mit andern Worten: Es gab Etwas.

Ich war inzwischen wieder an der offenen Hausthür des Wirthshauses vorübergegangen und sah zu meinem Erstaunen, wie der junge St. seinen Tornister umgehängt hatte und ziemlich unfreundlich von seiner weinenden Mutter Abschied nahm. „Ja, was geht denn hier vor, lieber St.?" fragte ich; „bleiben Sie hier? Und fahren Sie nicht mit Ihrer Frau Mutter nach Hause?" — „Herr Leutnant, ich bitte, zu einer andern Compagnie versetzt zu werden!" war die Antwort; „Sie schicken mich immer auf Commando oder jetzt gar auf Urlaub, wenn Sie glauben, daß wir ein Gefecht haben werden. Ich

kann mich vor meinen Kameraden nicht mehr sehen lassen, wenn das so fortgeht!" — „Ihr Wunsch soll erfüllt werden!" antwortete ich; „aber jetzt befehle ich Ihnen, augenblicklich auf den Wagen zu steigen und sich vor Ablauf von acht Tagen nicht sehen zu lassen; gehorchen Sie mir nicht augenblicklich, so stecke ich Sie in Arrest! Verstehen Sie mich?" — Ein wüthender Blick Emil's und ein wonniger, seelenvoller, durch Freudenthränen leuchtender Blick der Mutter waren die stumme Antwort auf diesen sonderbaren Befehl. In der nächsten Minute flogen die vier Füchse mit dem leichten Wagen, worin Mutter und Sohn sehr verschiedenartig über den Leutnant nachdenken mochten, davon. Zwei Tage später war das Gefecht bei Missunde. Das dritte Jägercorps nahm theil an diesem für die Schleswig-Holsteiner so rühmlichen Gefecht. In geschlossenen Colonnen rückten die Truppen singend gegen die feindlichen Batterieen und erst da, als sie endlich dem Feinde so nahe waren, daß die Bespannung und Bedienung der dänischen Batterie ihren Spitzkugeln unterlag, ward der Rückzug befohlen. Der Kanonendonner war so lebhaft, daß er fast im ganzen Herzogthum Holstein gehört wurde; selbst Schiffer sollen ihn auf der Ueberfahrt von Kurhaven nach Hamburg deutlich gehört haben.

Was Wunder nun, daß auch dem jungen St., der kaum vier Meilen von Missunde auf dem Gute seiner Aeltern war, das Schießen seiner Kameraden bald wie eine mahnende Stimme ins Ohr rief. Umsonst flehte die Mutter, seinen Urlaub zu benutzen; umsonst verschwendete sie alle rührenden Bitten einer verzweifelnden Mutter. Emil ließ vorspannen. Er hatte dem Kutscher gedroht, ihn zu erschießen, wenn er nicht in fünf Minuten fertig wäre. Der Mutter entsank das Herz. Bei jedem Kanonenschuß fuhr sie zusammen. Sie sah im Geist ihren Sohn von einer Kugel zerschmettert auf dem Schlachtfelde liegen. Während er den Augenblick nicht erwarten konnte, wo er am Kampfe theilnehmen würde; während er die Mutter mit Vorwürfen über ihre Zärtlichkeit überhäufte, verdoppelte sie diese als die einzige Waffe, mit der sie ihren Sohn bekämpfen konnte und zu besiegen hoffte. Als aber der Wagen im gestreckten Galopp vorfuhr, als Emil von seinem festergebenen Vater Abschied nahm und dieser ihm zurief: „Nur d'rauf!" da ergriff die Mutter Hut und Mantel und sagte: „Bist du fertig, Emil? Ich fahre mit! Es ist heute dein Geburtstag! Vor siebzehn Jahren habe ich dir das Leben gegeben! Ich will über dir wachen auch in der Gefahr des Todes!"

Der Abend des 12. September sah die schleswig-holsteinsche Avantgarde traurig und niedergeschlagen auf den nassen Wiesen bei Kosel das Bivouak beziehen. Die Leute hatten muthig gefochten, der Sieg war schon in ihren Händen gewesen, am folgenden Tage hätten sie in Flensburg einziehen, Schleswig befreien können — sie mußten, in Folge bekannter anderer Einflüsse, dem geschlagenen Feinde ihre Todten und Verwundeten, ihre Hoffnungen und ihr Vaterland als Siegesbeute übergeben. Im ganzen Bivouak schlug nur Ein glückliches Herz, das der Frau St. Sie hatte mit ihrem Sohne das dritte Jägercorps erreicht, als dies schon aus dem Gefechte zurückgezogen war; sie hatte gesehen, wie die Compagnie, zu welcher ihr Sohn gehörte, den braven Emil mit einem lauten Hurrah begrüßte, als er trotz der Bitten seiner Mutter seinen Platz an der Spitze der Compagnie einnahm. Wol vergoß sie Thränen, als sie die Namen der Gebliebenen hörte, von denen sie Mehre kannte und liebte, aber unter die Thränen des Kummers mischten sich die der Freude über ihren glücklich erhaltenen Sohn.

Drei Monate später, als ich den Weihnachtabend auf der Feldwache zubrachte, meldete sich bei mir ein Bauernbursche. Er trug ein kleines Packet, welches die Adresse führte: „Dem gütigen Leutnant von einer dankbaren Mutter." Das schöne Portefeuille, das ich hervorzog, ist die Veranlassung gewesen, von einem Vater, von einer Mutter und einem Sohne zu erzählen, deren Herzen sich wieder bewähren würden, auch wenn es dann schon zu ihrem Bunde Enkel gäbe, um die sich zwei Mächte stritten: die Liebe und das Vaterland.

Die Maiblume von Mrs. Harriet Beecher Stowe.

Wie diese aus der Feder der berühmten Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" geflossenen dreizehn kleinen Erzählungen und Skizzen zu dem obigen Titel gekommen sind, ist aus dem Buche selbst nicht recht sichtbar. Man spricht von einer Anspielung auf das erste englische Auswandererschiff, das unter dem Namen der Maiblume nach dem spätern Virginien segelte, ohne indessen angeben zu können, wie diese im Buche selbst nirgends erwähnte Thatsache mit dem Inhalte desselben zusammenhängt. Sollte letzterer vielleicht an irgend einem englischen Theetische werth erachtet worden sein, eine Art Humanitäts-Rückfracht zu bezeichnen, die gleichsam Amerika und vorzugsweise das jungfräuliche Virginien für die erste Maiblume wieder nach Europa verladen hat? Oder sind die dreizehn kleinen Skizzen den Glöckchen zu vergleichen, die an einer Maiblume duftig und bescheiden den Frühling mit einläuten helfen?

Kurz, dieser Titel unsers Buchs ist das erste Räthselhafte daran.

Das Zweite ist, Vergebung, liebe Leserin! die unglaubliche Langeweile des Vortrags, entspringend aus einer wiederum kaum glaublichen Unbedeutendheit der Mittheilungen. In „Onkel Tom" hatten wir zwar zuweilen auch die aschgraue Grundirung der Thatsachen mit englisch-nordamerikanischer Sonntagsstimmung, aber der Humor oder die Erfindungsgabe der Verfasserin wußte doch immer wieder lebendige, bunte, anziehende Gestalten darauf zu malen. Hier begreift man aber kaum, wie eine und dieselbe Feder „Onkel Tom" und diese „Maiblume" schreiben konnte. Man möchte letztere eher einem vergilbten und verbräunten Rosenblatte vergleichen, das man vor einigen zehn oder zwanzig Jahren einmal in eine Bibel oder ein Gesangbuch legte. Auch ist der Bibel und dem Gesangbuche diesmal die Muse der Frau Beecher Stowe ausschließlich gewidmet.

Das dritte Räthsel endlich ist, wie es in Deutschland Leute geben kann, die an dieser manierirten, frömmelnden Langeweile Gefallen finden. Oder richtiger gesagt, diese dritte Erscheinung ist eigentlich nicht räthselhaft. Sie hängt mit der Richtung des Tags, mit unserer süßlichen, amaranthischen Mode zusammen, mit den Werken der Innern Mission und dem Einflusse der Theologie auf unsere Aesthetik und Literaturgeschichte. Denn hat sich nicht sogar unter Denen, die der Zeit und ihren Foderungen sonst mit offenem Auge entgegenzublicken pflegen, in Geschmackssachen doch dieselbe verhimmelte Befangenheit und Ideenscheu verbreitet, die bei der Leidenschaft und dem Mistrauen einer andern Partei kein Wunder nehmen kann? Ueberall herrscht die salbungsvolle Phrase, die Abneigung gegen wagende Heiterkeit und gesunde Natur, die Vorliebe für Das, was à tout prix nur immer tugendhaft und immer edel, ja in keiner Weise verletzend und für das Ohr eines jungen Mädchens von sechszehn Jahren unhörbar wäre. Und die Poesie wird unter diesen Umständen nach und nach auch ganz in den Tractätchenton fallen, sie weiß selbst nicht wie.

Es sei fern von uns, an diesen dreizehn Erzählungen zu verkennen, daß sie auch einige Spuren des Talents verrathen. Durch Frederike Bremer, Andersen und sonstige Vorarbeiter der häuslichen Idylle hat auch Frau Stowe den Muth bekommen, offenherzig die ganze kleine Welt des weiblichen Lebens im Hause zu schildern und den Reiz der Naivetät wird man manchem ausgeplauderten Geheimniß der Küche und der Toilette nicht absprechen können. Noch mehr. Die Einleitungen ihrer kleinen Erzählungen sind nie ohne Liebenswürdigkeit, der anfängliche Humor der Mittheilung ist nie ohne heitere Anregung, nie ohne die geweckte Hoffnung auf ein schon in der Ahnung ganz traulich wirkendes Vermögen der Verfasserin, sich nöthigenfalls selbst ironisiren zu können. Allein nach wenig Seiten stellt sich sogleich die enttäuschendste Monotonie ein. Diese Onkel alle, ob nun Onkel Tim oder Phineas oder Wilson oder Dudley; diese Tanten, ob nun Tante Sarah oder Rebekka; diese jungen Mädchen, ob nun Miß Constance oder Florence; diese jungen Liebhaber, ob nun Mister Eduard oder Mister

Arthur, sind alle in ihrer Langeweile so unendlich verwandt und gleichgeartet, daß, wenn man den Einen hat wettern oder beten hören, die Kirche besuchen oder vermeiden, die Bibel lesen oder nicht lesen sehen, man sie Alle kennt. Eine öde Welt der Farblosigkeit das. Pedanterie wird für Gewissenhaftigkeit, Denkträgheit für Religion, die Beschränktheit für Tugend und für gute Sitte ausgegeben. Höchstens erhebt sich in der Erzählung: „Ein Jeder für sich und Gott für uns Alle!" die Geschichte eines Mannes, dem seine Frau und ein frommer Freund das Trinken abgewöhnen, zu demjenigen handfestern Interesse, das Geschichten dieser Art haben müssen, um so zu sagen tüchtig packend ihren Tractätchen-Zweck zu erfüllen.

Wir sprachen so ausführlich von einer unbedeutenden Erscheinung deshalb, weil die Verfasserin sich einen weltberühmten Namen erworben hat und die Gelegenheit, sich gegen die Prüderie, gegen die phrasenhafte Selbstbeschränkung und träumerisch gedankenlose Süßlichkeit unsers gegenwärtigen Geschmacks auszusprechen, nicht oft genug ergriffen werden kann; um so mehr, als es der Verfasserin von „Onkel Tom's Hütte" merkwürdigerweise gelungen ist, sogar in Frankreich festen Fuß zu fassen und wir bei der kopfhängerischen Neigung, die auch dort die freiesten und muthigsten Geister der Zeit (z. B. Georges Sand) ergriffen und bei den Fünf-, respective Zehntausend-Franken-Belohnungen, die die große Sittenreinheit und Tugend der gegenwärtigen Minister für die tugendhaftesten Dichtungen ausgeschrieben hat, sicher gewärtigen können, die Gefahren, die der idealen Poesie drohen, in beiden Hemisphären noch höher anwachsen zu sehen.

Allerlei Geist im Lesen.

Den guten Philister erkennt man doch auf der Stelle daran, daß er da, wo keine Anspielungen gemacht sind, durchaus solche finden will, um seinem Scharfsinn zu schmeicheln, und da, wo die sinnreichsten gemacht sind, nicht das Geringste davon spürt. Sodann aber auch daran, daß er, wo einer der Genien seiner Nation etwas Ausgezeichnetes, Ureigenes leistete, immer sogleich behauptet, es sei eine bloße Nachahmung dieses oder jenes Werks von einem Ausländer und er hätte ganz sicher da oder dort schon einmal etwas Aehnliches gelesen.

Alexander Jung.

Anregungen.

Deutsche Holzschnitte.

Ein stattlicher Band der „Münchener Hauschronik" liegt vor uns. Diese Monatsschrift geht aus dem Atelier der bekannten „Fliegenden Blätter" in München hervor und bringt in jedem Hefte eine Anzahl Holzschnitte, deren Charakter wol verdient, eine besondere Betrachtung zu veranlassen.

Von den ersten Proben der neuen Holzschneidekunst, deren Pflege und Ausbildung wir vorzugsweise Gubitz in Berlin verdanken, kann man einen eigentlichen besondern Charakter nicht angeben. Bald schnitten Gubitz und seine Schüler für praktische Zwecke, Verzierungen des Buchdrucks u. dergl., und dabei ziemlich flüchtig und steifen Ausdrucks, bald sammelte sich dieser vielgewandte Mann zu einzelnen höherstehenden Leistungen, die sich durch Sauberkeit der Ausführung und Kraft des Ausdrucks sehr vortheilhaft auszeichneten. Sein Volkskalender hat manchen trefflichen Schnitt gebracht. Seither ist die Holzschneidekunst zum Besten illustrirter Werke eine Lieblingstechnik des Tags geworden. Wir haben in Leipzig, München, Dresden Ateliers, die im Auftrage von Buch- und Kunsthändlern vollauf zu thun haben. Es ist bemerkenswerth, daß sich jede dieser Kunstwerkstätten einen eigenthümlichen Charakter ihrer Leistungen zu wahren wußte. Epochemachend auf diesem Gebiete war die „Illustrirte Zeitung". Sie brachte nicht nur fremde Holzschnitte, die als

Vorbilder dienen konnten, sondern drückte auch den heimischen Leistungen durch den flüchtigen Zeitungszweck vorzugsweise den französischen Charakter auf. Für das vielbeschäftigte Atelier Kretzschmar's ist auch diese vorzugsweise französische Art das Hauptmerkmal geblieben. Kretzschmar schneidet und läßt schneiden ganz im Geiste der französischen illustrirten Prachtwerke, des „Gil Blas", des „Don Quixote", der Revolutions- und Napoleonsgeschichten. Daß es der deutsche Fleiß und Ernst auf diesem Gebiete trotz der Nachahmung doch immer zu eigenem Werthe bringt, beweisen die Ausführungen der Zeichnungen des humoristischen Malers und Touristen Löffler und die vielleicht zu minutiösen und schon in den Stahlstichausdruck übergehenden Arbeiten Georgy's, besonders aber das große Kretzschmar'sche Bild: Gustav Adolf's Tod, eine Platte, die den Eindruck eines Kupferstichs macht, wenn auch die außerordentliche Gediegenheit der Absicht durch die mangelnde Weiche des Tons, die einmal aus dem Holze nicht herausgebracht werden kann, nicht ganz belohnt wird.

Gegen die französirenden Holzschnitte Leipzigs und Berlins brachte Dresden und München Reaction. Der „Illustrirten Zeitung" stellten sich die „Fliegenden Blätter" gegenüber. Die Herren Braun und Schneider in München lehnten sich an die frische Nachhülfe der dortigen Künstlerwelt und brachten in ihren ersten Jahrgängen wahrhaft Ausgezeichnetes an Beweisen, welch ein Humor, welche poetische Schalkhaftigkeit und Sinnigkeit in dem deutschen Künstlergemüthe walten kann. Die oft wie in der beiläufigsten Laune nur hingeworfenen Skizzen der münchener Künstler bedingten eine eigene Behandlungsart der Holzstöcke. Auch hier entwickelte sich eine leichte Manier der raschen Handhabung, aber im Jagd-, Städte-, Dorfleben, in Costüm- und Sittenbildern aller Art fehlte hier nie die Nachhülfe der achtbarsten Künstlerhand. Leider müssen wir bekennen, daß auch da zuletzt eine Stereotype eingetreten. Es ist eine auffallende Einerleiheit in den neuern Leistungen von Braun und Schneider allzu sichtbar geworden. Es sind die romantischen Ablagerungen der Volksbücherpoesie, die durch Guido Görres, Pocci und eine Menge anderer in Süddeutschland dichtender Poeten eine etwas langweilige Monotonie erzeugt haben, aus der sich die rüstigen Unternehmer zu befreien suchen sollten. Dies stete Wiederholen von Abenteuern, Sagen, Mären, Schwänken, dies fortgesetzte Colorit der mittelalterlichen Städte, diese Abschilderungen von eulenspiegelhaften Dorfsitten, von Ritterschwänken und Fräuleinfahrten und wie die ganze Welt der altdeutschen Schnurre sich sonst bezeichnen läßt, wird zuletzt auch im stärksten Grade Zopf, und in der That kann man nicht sagen, daß der ganz in diesem Geiste gehaltene Inhalt und die xylographische Ausschmückung der „Hauschronik" irgend besondere Freude gewährt.

Endlich wäre noch die dresdener Xylographie zu erwähnen, die noch weiter zurück und zuweilen fehlgegriffen hat, was die Art und den Charakter des Holzschnitts anlangt, aber entschieden den Vorsprung gewann, was die freie künstlerische Behandlung und das Anschmiegen an die künstlerische Absicht betrifft. Als das Extrem dieser Richtung müssen wir die Holzschnitte des Rethel'schen Todtentanzes bezeichnen. Hier ist die alte Holzschneidemanier aus dem „Theuerdank" und „Weißkunig", die grobkräftige Art Wohlgemuth's und Manuel's so nachgeahmt, daß wir bei Betrachtung solcher Leistungen mehr antiquarisch und sogar tendenziös als behaglich uns angemuthet fühlen. Wenn manches noch jetzt aus dresdener Ateliers Kommende an diese antiquarische Art der Holzschneidekunst erinnert und uns zuweilen auch durch allzu lichte, allzu hell und schattenlos gehaltene Behandlung der Stöcke kein rechtes Wohlgefallen abgewinnt, so mögen die Aufgaben der Besteller Schuld daran sein; Märchen, biblische Darstellungen, artistische Tendenzen der Vorzeichner bringen solche markloſe Töne und Tinten von selbst mit sich. Ganz besonders wohlthuend aber ist die Art, wie sich der reiche und unerschöpflich scheinende poetische Genius Ludwig Richter's den Holzschnitt ganz nach seinem Wunsch und Bedürfniß unterthan gemacht hat. Da schmiegt sich Absicht und Ausführung so innig aneinander, daß man an der Holzschnittbehandlung keinerlei Manier oder specielle Extraabsicht merkt; Zeichnung und Holzschnitt sind Eins. Und darin möchte denn auch die eigentliche Aufgabe der Xylographie unserer Tage überhaupt liegen, daß sie nichts Apartes für sich sein darf, sondern nur die rascheste Ausführung des erfindenden Künstlercrayons. Will sie mehr sein, will sie mit Stahlstich oder Lithographie wetteifern, so verfällt sie entweder in Unzulänglichkeit und ins Bedeutungslose oder, wie man Beispiele genug dafür aufführen könnte, ins Gesuchte und die Manier.

Sicherstellung gegen manche verdrießliche Ueberraschung.

Man wird gut thun, auch nicht von einem einzigen Menschen in der Welt anzunehmen, daß er unbedeutend wäre.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 29.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ueber Unsterblichkeit der Seele.

Frühlingsbetrachtungen.

IV.

Sowie Mephistopheles nachdenklich sagt: „Blut ist ein ganz besondrer Saft", so darf man auch wol hinzufügen: „Muth ist ein ganz besondres Ding." Muth ist der innerste Kern und die Seele von Dem, was man auf Erden Tugend nennt und wovon man vom Standpunkte der Erfahrung aus unmöglich gänzlich absehen kann. Wenn die griechischen Philosophen über ihr Lieblingsthema stritten, ob die Tugend gelehrt werden könne, so kamen sie über die Weisheit, die sich mittheilen, über die Mäßigkeit, die sich durch gute Erziehung angewöhnen läßt, und über die Gerechtigkeit, die sowol aus dem natürlichen Gefühl als sogar aus Klugheitsregeln folgt, leicht hinweg, aber bei der Tapferkeit, als dem Muth des Widerstandes sowol gegen Verführung als gegen Gewalt, dem Muth, für Das, wovon man überzeugt ist, auch einzustehen, entzündete sich der Streit immer aufs neue. Zuletzt mußte man sich doch eingestehen: Velle non discitur — Wissenschaft ist nicht Muth. Das Wissen des Rechten schließt den Muth, das Rechte nun auch zu thun, noch nicht in sich. Sollte für diesen Muth in der Unsterblichkeitsidee ein Erweckungsmittel liegen können?

Es ist eine häufige Rede, daß der Muth zur Ausübung der Tugend und Rechtschaffenheit bei den Menschen alsbald in ein gänzliches Sinken kommen würde, wenn nicht Hoffnung auf ewigen Lohn und Furcht vor ewiger Strafe denselben immer aufs neue bei ihnen anfachte. Die praktische Art, womit z. B. eben heutzutage gewisse Wanderprediger diese furchtbare Handhabe der Gemüther gebrauchen, indem sie furchtsamen Seelen die Hölle heizen, brachte schon die erstaunlichsten Wirkungen hervor. Gestohlene Sachen wurden heimlich wieder zurückerstattet, für zugefügte Beleidigungen wurde Abbitte gethan. Zwar hört man gegen ein solches handfestes Verfahren in der Bearbeitung der Gemüther ebenso häufig den gegründeten Einwand, daß ein solches nicht im Sinne des Christenthums sei. Denn das Christenthum wolle die Tugend nicht als Lohndienerei um des Gewinnstes willen oder aus knechtischer Furcht vor der Strafe, sondern der Mensch solle das Gute

thun, weil es das Gute sei, entspringe daraus was da wolle. So pflegt man zu sagen und man hat ganz sicher Recht darin.

Aber bedenkt man auch Alles wohl, was man damit sagt? Wird man immerfort bereit sein, das Gute zu thun, auch dann, wenn es die Seele offenbar ins Verderben führt? Man wird uns darauf, und zwar ebenfalls wieder mit offenbarem Rechte, erwidern: Das Gute kann die Seele unmöglich ins Verderben führen, weil es der dem Wesen der Seele am meisten angemessene Zustand selbst ist. . . . An diesen Satz halten wir uns einstweilen fest. . . . Das Gute ist der dem Wesen der Seele angemessene, natürliche, das Böse ist der dem Wesen der Seele unangemessene, dasselbe entstellende und verzerrende Zustand. Jedes Laster, jede feige Heuchelei gibt der Seele eine Wunde und Schmarre, welche bleibt, oder krümmt ihr den Rücken, hemmt ihr den geraden, sichern Gang und macht sie zum rücksichtslosen Fortschreiten auf der Bahn des als recht Erkannten immer feiger, kleinmüthiger und verzagter. Muth zur Tugend, das ist der Lohn der Tugend. Muth als das Kraftgefühl, wirklich Das zu können, was man will, und eine Person zu sein, auf welche man sich selbst verlassen kann. Wer immer guten Muth hat, was bedarf der weiter?

Bis hierher haben Diejenigen Recht, welche den Unsterblichkeitsgedanken als zur Ausübung der Tugend entbehrlich erklären. Gehen sie aber von hieraus weiter und leugnen auch gänzlich die unterstützende Kraft dieses Gedankens zum Guten, so ist dies ebenso viel, als wenn Jemand Wagen, Pferde und Eisenbahnen darum als gänzlich untauglich zum Reisen erklären wollte, weil man auch zur Noth ohne sie zu Fuß fortkommen kann. Diogenes suchte mit angezündeter Laterne auf dem Markte von Athen nach Menschen. Er hielt nicht einen Jeden dafür, der so aussah. Das Närrische bestand in diesem Falle blos in der Unhöflichkeit, den Athenern diesen Gedanken ins Gesicht zu sagen, nicht in der Dreistigkeit, ihn zu hegen. Machiavell räth seinem Fürsten, den Löwen und den Fuchs in sich auszubilden, den Menschen abzuthun. Wer nun bei sich selbst einen solchen Beschluß faßt, den Menschen in sich gründlich abzuthun, wird es dem wol einerlei sein, ob er diesen Beschluß blos für diesen gegenwärtigen, schnell vorübergehenden Zustand faßt oder ob er sich damit zugleich unabsehbaren Consequenzen für einen darauf folgenden Zustand unterzieht? Muß nicht in einem solchen Zustande, wenn er bevorsteht, der hier erworbene Charakter oder die der Seele aufgeprägte Signatur das Grundcapital bilden, mit welchem das sowol länger dauernde, als an Genuß- und Schmerzfähigkeit zunehmende Lebensgeschäft begonnen werden muß? . . . Welcher der Schüler wird fleißiger arbeiten, der, welcher darauf angewiesen ist, seine zu erwerbenden Kenntnisse als das Capital zu betrachten, mit welchem er sich dereinst seinen Lebensunterhalt erwerben soll, oder der, welcher im Vertrauen auf sein väterliches Vermögen die Schulkenntnisse als einen bloßen Schmuck, eine bloße äußerliche Zierath des gebildeten Mannes ansieht? Und in welchen Unterrichtsstunden wird der Erstere fleißiger sein? In denen, welche sein zu erwerbendes Capital vermehren? Oder in denen, welche er des bloßen Herkommens, des bloßen Anstands wegen besucht? Welcher Mann, der sich ein Haus baut, wird größere Sorgfalt darauf wenden, daß Fenster, Thüren und Wände, Dach und Keller im guten Zustande sind? Der, welcher vorhat, sein Leben lang darin zu wohnen und Regen, Frost und Winterstürme darin auszuhalten? Oder der, welcher es sich blos als eine Hütte bei einer Jagdpartie zum Aufenthalt für einige Tage herrichtet? Wer wird größere Sorgfalt in der Auswahl einer Lebensgefährtin anwenden? Die Confession, welche zeitlebens nicht von ihr geschieden werden kann? Oder der Zigeuner, welcher nur auf eine Zeit von sechs Jahren mit ihr „den Topf bricht"? . . . Und nun vergleiche man mit der philosophischen Idee der Unsterblichkeit die Annahme eines Weltgerichts nach der alten Strafttheorie, so wird man bald über den Werth dieser

beiden Vorstellungsarten in Betreff ihrer Wirksamkeit als Motive fürs praktische Leben ins Klare kommen.

Nach der philosophischen Idee der Unsterblichkeit ist jeder Mensch ein angehender Geschäftsmann, welcher sich das Capital, auf welches er im künftigen Leben seinen Geschäftsbetrieb begründen soll, im gegenwärtigen zu erwerben hat. Nach der Straftheorie ist er ein Knecht, welcher für die Uebertretung von seines Herrn Befehlen das ewige Feuer fürchtet. Je mehr die Furcht vor den Flammen der Hölle bei dem philosophisch Gebildeten schwindet, desto mehr tritt die Besorgniß um ein Deficit in dem zu erwerbenden moralischen Capital ins Leben. Welches von beiden aber schlimmer ist, der physische Schmerz, die Qualen einer gut geheizten Hölle auszuhalten, oder die geistige Scham, sich selbst mit erleuchteten Augen der Erkenntniß in einem degenerirten Zustande zu erblicken, das ist dem Gefühl eines Jeden zur Entscheidung zu überlassen.

Man denke sich nur die Sache lebendig, wie sie ist, nämlich nicht in eine ferne, unbekannte Zukunft hinausgeschoben, sondern mitten in den gegenwärtigen Zustand zu uns herantretend. Ist ja doch die unsterbliche Function nicht ein Leben, das wir erst erwarten, sondern ein Leben, wo wir bereits mitten darin sind. Was wir erwarten, ist ja nichts weiter als eine Verstärkung der bereits begonnenen psychischen Function durch eine völlige Umwandlung der elektrischen in dieselbe. Nicht blos der feinfühlende Mensch, sondern auch der ganz grob fühlende empfindet den Widerwillen vor sich selbst, wovon ein jedes unehrenhafte Thun begleitet ist, immer dann auf das schärfste und empfindlichste, wenn Momente eintreten, welche ihm ganz deutlich von selbst Das vor Augen stellen, was er nun thut, und ihm nicht mehr erlauben, sich in der Art von Illusion, Selbsttäuschung und geistiger Umnebelung, wovon jedes schlechte Handeln begleitet ist, einzuwiegen. Der Wegelagerer wird viel lieber und bereitwilliger einen politischen Feind oder auch einen ihm gänzlich Unbekannten ausplündern als einen Bekannten oder gar einen ehemaligen Wohlthäter, weil er in letzterm Falle den Mangel an Berechtigung zu seinem Thun stärker empfindet in Gestalt eines Abscheus vor sich selbst. Der Dieb betäubt seinen moralischen Ekel damit, daß er nur gestohlen, aber nie gemordet, der Raubmörder damit, daß er immer mit Lebensgefahr gekämpft, niemals gemeine Diebstähle begangen hätte. Jedem Menschen ist es unerträglich, vor sich selbst unschön und widerlich zu erscheinen. Er sucht sich daher seine moralische Entstellung so lange zu verbergen, als es angeht. Jeder Mensch, auch der schlechteste, hat ein moralisches Schönheitsgefühl, das ihn zum beständigen Heuchler gegen sich selbst macht. Muß es also da nicht im höchsten Interesse des gesunkenen Menschen liegen, und zwar je tiefer er sinkt, desto mehr, keinen Zustand fürchten zu müssen, in welchem die Möglichkeit solcher beschönigenden Illusionen mit einem male aufhöre, in welchem die schon gegenwärtig durch allerlei künstliche Parfums übertäubte Witterung einer unangenehmen Selbstempfindung möglicherweise in offenen Schreck über sich selbst ausschlagen könne?

Die Erfahrung bestätigt dies. Daß ein gesunkener Mensch wirklich und gern an Unsterblichkeit denke, ist unmöglich und kommt gar nicht vor. Denn sowie der Gedanke an Unsterblichkeit gehegt würde, auch nur als eine Möglichkeit, so bestünde schon hierin eine Aenderung seines Zustandes. Im Moment, wo die Ueberzeugung von der Unsterblichkeit seiner Seele im Menschen lebendig und wach ist, ist er schlechthin unfähig, eine schlechte Handlung zu begehen. Denn alle schlechten Handlungen ohne Ausnahme sind berechnet auf ein von der Unsterblichkeit abstrahirendes, auf ein verstümmeltes Leben. Alle Handlungen, welche berechnet sind auf die ganze und vollständige Zukunft der Menschen, sind gute Handlungen. Daher ist jeder gesunkene Mensch, abgesehen von dem Glauben, den er vielleicht äußerlich heuchelt, doch inwendig ein Unsterblichkeitsleugner aus Interesse, und wer es noch nicht in seinem eigenen Innern zur vollen Unsterblichkeitsleugnung ge-

bracht hat, ist noch nicht völlig gesunken. Und wenn es der Wissenschaft gelänge, die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen mit der Evidenz von $2 \times 2 = 4$, der gesunkene Mensch müßte fortwährend in seinem Innern dem entgegen behaupten, daß $2 \times 2 = 5$ sei. Denn die Schlechtigkeit ist die inwendige Lüge, verbunden mit der Unfähigkeit zur Wahrhaftigkeit.

Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an Unsterblichkeit glaubt.

Aber man darf die Sache nicht umdrehen und behaupten, wer nicht an Unsterblichkeit glaube, könne darum auch kein guter und rechtschaffener Mensch sein. Eine solche Behauptung würde viele Erfahrungen gegen sich haben. Die feinfühlende Seele empfindet die Scham und den Widerwillen gegen alles unlautere Thun schon von selbst so lebhaft, daß sie zur Verdeutlichung oder Verstärkung dieser Empfindungen nicht erst des Resonanzbodens bedarf, welcher der Seele im Unsterblichkeitsgedanken zur bessern Orientirung in sich gegeben ist. Dem Feinfühlenden wäre es unmöglich, sich in Unlauterkeit und Ehrvergessenheit zu verstricken, auch wenn es keine Unsterblichkeit gäbe. Er gleicht dem behutsamen Spaziergänger auf der Straße, welcher sich schon aus einem angeborenen Reinlichkeitsgefühl von selbst in Acht nehmen würde, sich zu beschmutzen, auch wenn er nicht eben auf dem Wege zu einem Gastmahl begriffen wäre. Der feinfühlende, gute Mensch ist daher vielleicht Unsterblichkeitsleugner. Wir haben Beispiele. Recht gern. Aber seine Verleugnung wird dann doch immer einen ganz andern Charakter haben als die Verleugnung des Gesunkenen. Sie wird eine Verleugnung aus Unzulänglichkeit der Naturerkenntniß, aus Verlegenheit, das Richtige zu finden, aus Oppositionslust gegen abergläubische Vorstellungen, aber niemals eine Verleugnung aus Interesse sein.

Es steht daher die Vorstellung von Himmel und Hölle zur philosophischen Idee der Unsterblichkeit in einer weit engern Verwandtschaft als die von der Auferstehung des Fleisches. Denn der Gedanke einer Auferstehung des Leichnams aus dem Sarge seines Begräbnisses hat mit dem Gedanken an eine Auferstehung der Seele aus dem Sarge ihres Leibes wenig oder gar keinen Zusammenhang. Soll die erste Vorstellung ein mythisches Gleichniß für die zweite sein, so ist doch dieses Gleichniß in allen Fällen für ein unschönes und wenig passendes zu erklären. Dagegen bleibt das Verhältniß einer von aller Untugend und Unreinheit unzertrennlichen *Unsterblichkeitsscheue* ein reelles und unvertilgliches, mag nun dasselbe sich auf mythische Art als Furcht vor Bestrafung der Uebertretungen göttlicher Gebote oder auf philosophische Art als Furcht vor einer fortdauernden Verschlechterung der psychischen Organisation des eigenen Ich kundgeben.

Daß der mythische Begriff der Höllenstrafe eine große Kraft in sich hat zur Erschütterung und Aufweckung einer gesunkenen, aber noch nicht verstockten Seele, ist unzweifelhaft. Aber der philosophische Begriff einer moralischen Degeneration der Seele besitzt eine noch stärkere Wirkungskraft. Der Gedanke an den Brand der Hölle scheint zwar anfangs eine dringendere Triebfeder abzugeben. Wenn man aber dabei in Erwägung zieht, daß gerade diejenigen theologischen Systeme, welche das stärkste Gewicht auf die Höllenstrafen legen, in der Regel zu gleicher Zeit der Seele den breitesten und bequemsten Weg öffnen, Alles, was sie durch lebenslange Vernachlässigung im Guten versäumt hat, auf der Stelle durch eine Gnaden-Bewerbung vor dem Throne Gottes wieder einholen zu können, so wird man bald zu der Einsicht gelangen, daß das System der Höllenstrafen zwar für das Ansehen der Kirche, aber nicht für die wirkliche moralische Cultur der Menschen das fruchtbarste ist. Aber in diesem Punkte erheben sich vom philosophischen Standpunkte aus Schwierigkeiten. Hier erhebt sich das Bedenken: Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln, ein Parder seine Flecken? Kann der Schlemmer frohen Muthes hunger und Durst ertragen, kann der Feigling frohen Muthes fechten, sobald er nur will? Das ist mehr als zweifelhaft. Unsere psychische Organisation ist das Gebäude unsers

ganzen Lebens, wozu jeder Tag ein Stück Mauerwerk, jede Stunde einen Quaderſtein liefert. Dieſes Gebäude geht nicht unter, es bleibt ſtehen. Mohren und Pardern, Böcken und Schlangen, denen allen kann man freilich höchſt leicht die Pforte eines ſupponirten Paradieſes eröffnen, ſobald man darunter nichts weiter als einen himmliſchen Ort verſteht. Aber philoſophiſch geht es nicht. Philoſophiſch handelt es ſich beim Parder keineswegs darum, in welche himmliſche Behauſung er erſt noch zu ſtellen ſei, indem der Parder, als pſychiſche Organiſation genommen, ſchon von ſelbſt ſein eigener Ort iſt. Der Parder geht in den Parder, der Mohr in den Mohren, der Menſch in den Menſchen und das Ungeziefer ins Ungeziefer. Himmel und Hölle beſtehen darin, daß man Das iſt, was man iſt. Wer euch ein magiſches Mittel zu geben verſpricht, um damit plötzlich aus eurer eigenen Haut und Signatur fahren zu können, gegen den ſeid zum mindeſten mistrauiſch!

Dies darf jedoch nicht ſo verſtanden werden, als ob der Menſch keine Macht über ſeinen eigenen Charakter und folglich auch über ſein dereinſtiges Schickſal hätte. Kann doch der im Hausbau Begriffene während des Baus ſeinen alten Plan ändern, um einen beſſern zu befolgen. Warum nicht auch der im Bau ſeines Charakters begriffene Menſch? Hierzu aber gehört viel Muth, verbunden mit großer Ausdauer. Mit bloßer Reue und Zerknirſchung, wenn ſie ohnmächtig iſt, iſt nicht viel gethan. Es muß, wie die rechte Theologie auch verlangt, Hand ans Werk gelegt werden. Dazu iſt es niemals zu ſpät. Denn der Bau kommt ja am Ende dieſes Lebens nicht zugleich mit an ſein Ende, ſondern wird jenſeits fortgeſetzt. „Das Buch wird" — wie Franklin in ſeiner Grabſchrift bemerkte — „erſcheinen in einer neuen Auflage, vermehrt und verbeſſert vom Autor."

Der Philoſoph hat alſo durchaus keine Maſchinerie von Weltgericht, Verantwortung wegen begangener Thaten u. dgl. nöthig, um den Gedanken eines „Nachfolgens der Werke" im Tode und einer „Seligkeit Derer, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung litten", gleichfalls in ſeiner ganzen und tiefen Wahrheit zu verſtehen. Denn ſelig ſein heißt Menſch ſein. Wie ſoll Das der Parder, der Tiger, der Stier ſo plötzlich erreichen? Führte man ſie durch alle Welten, durch alle Geſtirne, es könnte ihnen ja nichts helfen; denn überall würden ſie Parder, Tiger, Stiere bleiben und auch nichts Anderes als nur dieſes ſein *wollen*. Nur allein der Wille und der Muth einer Verbeſſerung ihres Charakters, ein aufgehendes Licht über Das, was ſie ſind und ſtatt deſſen ſein könnten, würde eine allmälige innere Umwandlung ihrer Organiſation zum Menſchen oder ein allmäliges Aufſteigen zum Paradieſe durch Arbeit und Muth in ihnen erwecken können. Auf eine leichte Schenkung des Paradieſes auf Grund einer blos paſſiven Demüthigung und Unterwerfung unter das Werk Anderer ohne eigene Arbeit und Anſtrengung iſt ſicher am wenigſten zu rechnen.

Erhebe dich! Das iſt der Ruf der philoſophiſchen Unſterblichkeitsidee. Bücke dich! Das iſt der Ruf der mythologiſchen. Erhebe dich und ſchreite gerade! iſt der Ruf der Tugend und des Lichts. Bücke dich und ſchreite krumm! iſt der Ruf der Heuchelei und der Finſterniß. Erhebe dich und vertraue dir! iſt der Ruf der neuen geſunden und ſteigenden Weltordnung. Bücke dich und verzweifle an dir! iſt der Ruf der alten und immer mehr zuſammenſinkenden.

Der Viereckig oder die amerikaniſche Kiſte.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortſetzung.)

Mit einem eigenthümlichen Gemiſch von Empfindungen hörte und ſah Xaveri, daß das Hausweſen der Liſabeth und des Lenzbauern Philipp in Deimerſtetten, die bereits ſechs Kinder hatten, in Verfall gerathen war, ja die Rede ging, wenn nicht der Pflugwirth

nochmals nachgeholfen hätte, wären sie bereits ganz zu Falle gekommen. Xaveri war nicht hartherzig genug, um sich ob dieser Wahrnehmung zu freuen, aber auch nicht so sanftmüthig, daß er nicht eine gewisse Genugthuung darin empfand. Die ältere Schwester sollte einst die jüngere beneiden und der Pflugwirth hatte nicht Unrecht gethan, da er ihm Lisabeth versagte, er war damals noch zu jung und unerfahren, aber jetzt hatte er etwas von der Welt gesehen und konnte es dem Dorfe beweisen. Das waren die Gedanken Xaveri's.

Der Pflugwirth verstand es wiederum, ihn als Knecht ohne Lohn im Hause zu haben und zum Essen und Schlafen ging Xaveri zu seiner Mutter. Die Leute schimpften darob gewaltig und waren an Trudpert, daß er das nicht dulde; aber dieser konnte sich nicht dazu bringen, scharf gegen seinen Bruder zu sein. Die alte Liebe und Anhänglichkeit aus der Kinderzeit lebte noch in ihm und er hatte darob manchen Zank mit seiner Frau auszustehen.

Der Pflugwirth hatte sein Auswanderungsgeschäft noch viel nachhaltiger betrieben, er hatte sich ein eigenes Gefährte angeschafft und beförderte oft ganze Trupps mit demselben nach Strasburg. Dabei bediente er sich des Xaveri als Kutscher und Postillon, denn durch Renkingen und durch alle Dörfer, die man bis nach Offenburg an die Eisenbahn berührte, blies Xaveri lustig auf seinem Waldhorn, das er ins Dorf mitgebracht hatte. Länger als ein Jahr war Xaveri so der unbelohnte Knecht des Pflugwirths zum Aerger aller Dorfbewohner, die auch die Mutter verhetzen wollten, aber diese war wie Trudpert dem Xaveri mit unerschütterlicher Liebe zugethan. Da starb das Zuckermännle, und kaum war es unter der Erde, als sich ein Schwarm Bewerber bei der vermöglichen und noch immer wohlansehnlichen Witwe einfand.

Zu großer Belustigung des Dorfs wurde ein Brief des alten, abgestellten Schullehrers von Deimerstetten bekannt, der der Zuckerin schrieb, sie möge sich mit einer Heirath nicht übereilen, seine Frau kränkle immer, und er werde sich glücklich schätzen, sich mit ihr zu verehelichen. Man kann sich denken, wie sehr dieser Brief belustigte, und Manche konnten seine hochtrabend verschmitzten Worte ganz auswendig.

Man konnte recht die Menschen kennen lernen an der Art, wie sie über die Zuckerin sprachen. Sie hatte wenig gute Freunde im Dorfe, sie war eine Fremde und man war ihr neidisch, und noch dazu ist die Krämerin eine immer widerwillig betrachtete Persönlichkeit, weil ihr der Bauer das besonders hochgeschätzte baare Geld geben muß und sie allerlei Heimlichkeiten der Bauerfrauen Vorschub leistet. Jetzt schien plötzlich ihr Ruf ein ganz anderer geworden. Manche verkündeten laut ihr Lob und Andere nickten nur still, aber vieldeutig dazu. Man konnte ja nicht wissen, in welche Familie nun bald die Zuckerin gehören würde. Eine ihrer Eigenschaften aber wurde mit allgemeinem Lobpreis hervorgehoben, und das war der Acker von anderthalb Morgen, den sie besaß, draußen am Bergesabhang neben dem Kirchhofe an der Straße nach Deimerstetten. Man ermahnte den Pflugwirth, er solle sich diesen Acker von der Witwe zu erwerben suchen, der sei gerade für ihn gelegen, denn er liebte besonders die Aecker an der Straße; aber er lehnte es ab und sagte spöttisch, der Acker gehöre ja schon einem aus Deimerstetten Gebürtigen. Als man ihn hierauf neckte, er möge den Schackle mit der Zuckerin verheirathen, dann habe er den Acker und brauche keinen neuen Kaufladen einzurichten, sagte er mit schelmischer Gutmüthigkeit, er wolle einem guten Freunde nicht in den Weg stehen.

Xaveri war still, aber in ihm kochte die Wuth, als ihm der Pflugwirth mit zuthunlicher Freundlichkeit anrieth, sich auch um die Zuckerin zu bewerben. So hatte er sich zwei mal von dem abgeriebenen Schelm betrügen lassen. Dennoch that er wiederum, als ob nichts geschehen wäre, und Tage lang saß er in der Wirthsstube zum Pflug und starrte hin auf die große Tafel an der Wand, drauf ein Schiff auf der See schwamm und mit großen, rothen Buchstaben geschrieben war: Nach Amerika. Der Entschluß schien

ihm schwer zu werden; endlich aber eines Sonntags, als fast das ganze Dorf in der Wirthsstube versammelt war, verkündete er, daß er auch auswandere. Einige sagten, daß er daran recht thäte, und sie hätten das schon lange erwartet, solch ein halbes Leben schicke sich nicht für ihn; Andere dagegen bedauerten seinen Weggang und wieder Andere bezweifelten, daß es ihm Ernst sei.

„Ihr kennt mich dafür, daß Das, was ich gesagt habe, auch ausgeführt wird", schrie Xaveri, und seine alte Trotzigkeit lebte wieder in ihm auf. Das Wort war heraus, er wußte nun, was er wollte, und war nicht mehr von Zweifeln geplagt. Dennoch willfahrte er beim Nachhausekommen seiner Mutter, die von Andern bereits seinen Entschluß gehört hatte, nicht zu schnell damit zu sein und die Sache noch hinzuhalten, vielleicht fände sich doch noch der rechte „Anstand", daß er im Lande bleibe. Wochenlang ging er nun im Dorfe umher und mußte still sein, denn er wußte nichts zu antworten, wenn ihn die Leute immerfort fragten: „Bis wann geht's fort?" Er hatte auch im Stillen gehofft, daß der Pflugwirth noch andern Sinnes werde und ihn nicht ziehen lasse, aber dieser hatte sich bereits einen wirklichen Knecht gedingt und Xaveri sah, daß all' seine Hoffnung vergebens sei.

Hatte bisher Xaveri im Dorfe die junge Welt beherrscht, so schien es nun, daß er auch mit seinem Weggange eine gewaltige und beispielgebende Macht ausüben sollte. Unter dem ledigen Volke im Dorfe zeigte sich eine ungeahnte und jetzt zum Schrecken Vieler geweckte Wanderlust. In dem Auswanderungstriebe war eine neue Entwickelungsstufe von unberechenbaren Folgen eingetreten. Bisher war man es nur gewohnt, ganze Familien auswandern zu sehen und mußte man mitunter auch manchen Wohlhabenden ausscheiden sehen, der Riß unter den Zurückbleibenden war darum doch kein so auffälliger; es schieden Menschen, die sich von ihren Blutsverwandten und Angehörigen schon losgelöst hatten zu einer in sich abgeschlossenen Familie, sie waren nur sich verpflichtet und man mußte sie wenn auch mit Wehmuth, doch ohne Groll scheiden sehen. Die neue Thatsache aber, daß nun auch ledige Leute auswandern wollten, daß sich eine ganze Schar von jungen Burschen und Mädchen zusammen that, um in die weite Welt zu ziehen, brachte auf einmal die Gemüther in seltsame Bewegung.

Wie es ein lebendiges Nationalgefühl empfinden sollte, wenn wie in unsern Tagen der Gesammtheit noch zukunftsreiche Kräfte sich entziehen, so empfand man jetzt im Dorfe was es heißt, wenn junge Bursche, die man bisher großgezogen und von denen man etwas erwarten kann, sich mit ihrer Kraft davon machen. Xaveri war der erste Ledige im Dorfe, der davonzog und andere Burschen und Mädchen wollten es ihm nachthun; mitten in der Familie that sich eine Selbstsucht auf, von der man bisher keine Ahnung hatte. Kinder, die man unter Sorgen und Mühen großgezogen und von denen man eine Stütze des Alters erwartete, dachten jetzt nur an sich, wollten sich selbst eine Zukunft schaffen und die alten Aeltern und jüngern Geschwister der Stütze und thätigen Kraft beraubt allein lassen. Der Staat duldet es nicht und ahndet es im Betretungsfalle, daß sich ein junger Mann der Wehrpflicht entziehe, und was hat der Staat für ein Recht an Dem, der ihn verlassen will? Die Familie hat keine äußere Macht, die den Treulosen zurückhielte und hätte sie sie auch, sie käme nur selten zur Anwendung. In vielen Häusern in Renkingen hörte man lautes Schreien und Lärmen, denn hier wollte ein Sohn und da eine Tochter und dort alle Erwachsenen auswandern und die Aeltern klagten, gaben aber meist nach, denn was opfert die Aelternliebe nicht?

Auf den Xaveri aber war Alles zornig, er hatte diese Sucht im Dorfe aufgebracht und wurde immer als Beispiel angeführt, er hatte es ja am wenigsten nöthig und zog doch auch übers Meer. Während aber viele Andere bereits entschieden waren, war gerade Xaveri noch zweifelhaft.

Es war an einem ſchönen Sommernachmittage nach der Heuernte, da führte Xaveri eine neue Kiſte von weißem Tannenholze auf einem Schubkarren langſam das Dorf hinauf, er ſtand oft ſtill und ließ die Leute fragen, was er da habe, um ihnen zu ſagen, daß das ſeine Auswanderungskiſte ſei, wobei er erklärte, wie ſie geſetzmäßig genau drei Schuh hoch, drei breit und vier lang ſei, denn ſo müßten dieſe Kiſten ſein, um gehörig in den Schiffsraum gebracht werden zu können. Auch beim Schloſſer, wo er die Reife darum ſchlagen, zwei Schlempen anbringen und die vier Ecken mit ſtarkem Eiſenblech beſchlagen ließ, wußte er es ſo einzurichten, daß dies die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Seine Mutter weinte, aber er getröſtete ſie, daß nun einmal nichts zu ändern ſei. — Er war nun zu ſeinem ungeordneten und müſſigen Leben berechtigt, er zog ja von dannen und durfte ſich's wol noch in der Zeit ſeines Verweilens in der Heimat bequem machen, er ſchaffte ſich mehrfache neue Kleider an und ging in denſelben an Werktagen umher. Vor dem Rathhauſe, wo es alle Leute ſehen konnten, wurde im Sonnenſchein die Kiſte mit blauer Farbe angeſtrichen und der grauſig Mall, der ſich einen Nebenverdienſt als Sackzeichner nicht entgehen ließ und dieſe Zeichnung mit beſonderer Liebe machte, denn ſie entledigte ihn eines von Kindheit auf tückiſchen Feindes, ſchrieb mit großen Buchſtaben auf den Deckel und auf die Vorderſeite: „Xaver Boger in Neuyork.“ Ein ganzes Rudel Kinder ſtand immer umher und viel Kopfbrechens und mehrfache Verſuche koſtete es, hüben und drüben an der Kiſte das Waldhorn Xaveri's abzumalen, aber darauf beſtand er und endlich war das große Werk gelungen.

Xaveri brachte die Kiſte zu ſeiner Mutter, dieſe aber klagte immer, daß ſie nicht ſchlafen könne wegen der Kiſte, es ſei ihr immer, als ſtünde der Sarg ihres Sohns bei ihr und es ſei auch ein Sarg, er wäre ja todt für ſie, wenn er über das Meer ziehe. Weinend und klagend wiederholte ſie oft: „Ach! Mein' Mutter hat geſagt, ich glaub' nicht an Amerika, ich, ich muß dran glauben!“ Auch Trudpert drang in ſeinen Bruder, doch zu bleiben, er ſei der einzige Bruder und ſie hätten immer treu zuſammengehalten, er ſolle ihn doch nicht verlaſſen. Der unbeugſame Xaveri erwiderte: „Was der Viereckig einmal will, das führt er auch aus.“ Gegen ſeine Angehörigen ließ er ſeinen Zorn los, daß er dieſen Schimpfnamen hatte und ſie konnten doch nichts dafür. Doch machte Xaveri einen letzten Verſuch und ging zu dem Pflugwirth, mit ihm den Ueberfahrtsvertrag abzuſchließen, er hoffte, wenn auch nur halb, daß dieſes ihn möglicherweiſe noch nachgiebig machen würde; aber der Pflugwirth holte mit Bedauern zwei gedruckte Formulare, darauf die Bruderhand ſehr ſchön zu ſehen war, füllte ſie aus, unterſchrieb ſelber und ließ auch den Xaveri unterzeichnen, worauf er ihm den Vertrag einhändigte mit dem Beifügen: „Du kannſt mir auf den Abend oder morgen das Geld bringen, aber bezahlen mußt, was einmal da geſchrieben iſt, muß bezahlt werden und du ſiehſt, ich hab' dir ja den billigſten Preis geſetzt.“ Xaveri nickte bejahend ohne ein Wort zu reden und ſteckte den Vertrag zu ſich. Als er auf dem Heimwege am Hauſe der Zuckerin vorüber kam, ging er hinauf, um ſich Taback zu holen. Er hatte ſie ſeit ſeiner Rückkehr nicht wieder beſucht, er hatte eine gewiſſe Furcht vor ihr; jetzt, mit dieſem Abſchiede in der Taſche, konnte er ſie ſchon wieder ſehen. Die Zuckerin war überaus freundlich bei ſeinem Eintritte, ſie ſchalt zwar lächelnd, daß er ſie ſo auffallend vernachläſſigt habe, erklärte ihm aber dabei, wie ſie ihm ſeine gute Ermahnung doch nicht vergeſſen habe und wie ſie jetzt ſehe, daß er Recht gehabt habe, denn ſie könne ſich der Freier gar nicht erwehren, ſie beſinne ſich aber zwei mal, bis ſie ſich entſchließe, um einen in dieſe volle Haushaltung einzuſetzen, in der mehr ſtecke als man glaube und die ſie ſich bei ihrem Alten habe ſauer verdienen müſſen. Xaveri ſah ſich mit Wohlgefallen in dem Hauſe um und als eben ein Kind kam, um Eſſig und bald darauf der grauſig Mall um ſein Naſenfutter zu holen und noch Andere die Stiege herauf kamen, ſchickte die Zuckerin mit zutraulichem Bedrängen den Xaveri

in die Stube, damit er ihrer dort warte, bis ſie die Käufer abgefertigt habe. Unwillkürlich folgte ihr Xaveri und es muthete ihm behaglich an in der Stube. Der große Lehnſeſſel ſtand neben dem Ofen, der jetzt im Herbſte ſchon geheizt war und Aepfelſchnitze, die auf dem Simſe gedörrt wurden, verbreiteten einen angenehmen Duft. Die rothgeſtreiften Vorhänge an den Fenſtern, die mit Meſſing eingelegte nußbaumene Kommode, die gepolſterten Seſſel, Alles machte einen behaglichen Eindruck. Man hörte nichts als das ſchnelle Ticken einer doppelgehäuſigen Sackuhr, die an der weißen Wand hing und das Summen der Fliegen, die jetzt das Herbſtquartier bezogen hatten und ſich an den Aepfelſchnitzen gütlich thaten. Alles im Zimmer war, wenn auch etwas ausgedient doch ſauber und an den feſten Platz geſtellt, da waren keine Kinder, die Unruhe und Unordnung machten. Xaveri nickte mehrmals mit dem Kopfe vor ſich hin, als wollte er ſagen: „Das iſt nicht ſo uneben.“ Xaveri war in einer niegekannten weichen Stimmung; der unterſchriebene Ueberfahrtsvertrag in der Taſche, nach dem er mehrmals griff, mußte das bewirken. Er fürchtete ſich jetzt faſt vor der Zuckerin, er hatte ſich zu viel zugetraut; die Abfertigung der Käufer im Laden dauerte lange und immer hörte er wieder neue die Treppe heraufkommen. Mehrmals dachte er daran, ſich aus dieſer peinlichen Lage fortzumachen und die Rückkehr der Zuckerin nicht abzuwarten. Was ſollte ihm das jetzt? Er mußte fort und hatte nie von der Zuckerin was gewollt, dafür war er ſich zu viel werth; aber wenn er jetzt fortging, mußte es ja Aufſehen erregen bei den Leuten im Kaufladen. „Aber was liegt daran, wenn man dir auch etwas nachſagt? Du ziehſt ja übers Meer. Es iſt aber auch wieder nicht recht, die Frau ins Geſchrei zu bringen; um ihr das nicht anzuthun, mußt du bleiben.“ Und ſo blieb er mit widerſtreitenden Gefühlen. Er ſtopfte ſich ſeine Pfeife, ſchlug Feuer und ſetzte ſich behaglich ſchmauchend in den abgegriffenen großen Lederſeſſel am Ofen. „Das iſt kein übel Plätzle“, ſprach es in ihm und von dieſem Gedanken doch wieder erſchreckt ſtand er plötzlich auf. Eine eigene Geſpenſterfurcht überkam ihn am hellen Tage in dieſer ſtillen Stube; auf dieſem Stuhle hatte die alte Zuckerin und das Zuckermännle ſich ausgehuſtet, das war kein Platz für des Lachenbauern Xaveri. Er ſchaute an den Pfoſten gelehnt durch das Fenſter, um zu wiſſen wer wegging, als aber jetzt des Pflugwirths Agathe, die aus dem Hauſe trat, ſich umwandte und nach dem Fenſter ſchaute, trat er tief zurück in die Stube, ſetzte ſich aber nicht mehr in den abgegriffenen Lederſeſſel am Ofen. Endlich klang die Klingel an der Ladenthür wie bellend, die Thür wurde abgeſchloſſen, aber es ſprang wieder Jemand die Treppe hinab, man hörte an der Hausthür einen Riegel vorſchieben und laut athmend kam die Zuckerin in die Stube und ſagte: „So, jetzt bin ich nicht mehr daheim. Wer kein Eſſig und Oel hat, der kann ſeinen Salat ungegeſſen laſſen. Du glaubſt gar nicht, was man geplagt iſt, wenn man ſo Haus und Geſchäft allein über ſich hat. Der Verdienſt iſt gut, ich könnt' gar nicht klagen, es iſt nicht groß, aber regnet's nicht, ſo tröpfelt's doch. Das iſt recht, daß du dir deine Pfeife angezündet haſt. Ich riech' den Taback gar gern. Mein Alter hat nicht rauchen können. Jetzt ſag': iſt's richtig, daß du fortgehſt?“

Ohne ein Wort zu erwidern, reichte Xaveri der Zuckerin den unterſchriebenen Ueberfahrtsvertrag und die Hände zuſammenſchlagend und klagend rief ſie: „Ja der Pflugwirth! Wenn den der Teufel holt, zahl' ich ihm das Fuhrlohn. Den kennt Keiner, das iſt ein Seelenverkäufer, der hat dich zum Narren gehabt und dich hineingeritten, bis du nicht mehr gewußt haſt, wo anders hinaus, und da macht er noch ſeinen Proſit dabei. Wenn ich Gift hätt' und wüßt', daß Niemand anders davon eſſen thät', dem gäb' ich's, der iſt nichts Beſſeres werth. Ach! und ich hab's immer geſagt, du biſt ſo gut, nur zu gut. Es iſt unerhört, daß ein Menſch wie du und aus einer ſolchen Familie auswandern ſoll. Das laß ich mir gefallen bei Einem, der nicht mehr weiß wo aus noch ein und der keinen Anhang hat. Mich dauert nur dein' gute rechtſchaffene Mutter, der drückt es das Herz ab, und eine beſſere Frau gibt es nicht zwiſchen Himmel und Erde.“

Minder dieſes Lob und dieſer zutrauliche Ruhm, als der anfängliche Zorn gegen den Pflugwirth, drang Xaveri tief in die Seele; ſie ſprach es aus, was er ſelber ſchon oft gedacht hatte und um ſeinetwillen hatte ſie dieſen Zorn. Nicht nur ein Gegenſtand gemeinſamer Verehrung, ſondern oft noch weit mehr der eines gemeinſamen Haſſes eint die Gemüther, und erſt die Folge lehrt, welches das dauerndere Band ſei. Das heftige und ingrimmige Weſen der Zuckerin ſprach jetzt Xaveri tief an, weil es ſich gegen den Mann ſeines Haſſes kehrte und er ward zutraulich und freundlich gegen die Witwe und glaubte es ihr ſchuldig zu ſein, daß er ſie lobte und ihr Hausweſen bewunderte, während ſie ihn von der Bühne bis zum Stalle umherführte. Mit einer verblüffenden Offenherzigkeit erklärte ſie dann zwiſchen hinein:

„Kannſt dir denken, daß es mir an Freiern nicht fehlt, aber ich mag keinen von Allen, ich will Keinen, der Einem in der Hand zerbricht. Ich will dir's nur geſtehen, dir darf ich's ſchon ſagen, ich bin ein bißle hitzig und obenaus, aber auch gleich wieder gut und drum will ich gerad' einen Mann, der den Meiſter macht, der ein rechter Mann iſt und nicht unterduckt. Für die Frau gehört ſich's, daß ſie untergeben iſt und das kann ich nur ſein gegen Einen, vor dem ich Reſpect hab', der feſt hinſteht."

Dieſe, in verſchiedenen Wendungen halb lächelnd, halb klagend vorgebrachten Selbſtbeſchuldigungen, die doch wieder ruhmreich waren, machten den Xaveri ganz wirbelig, ſeine Antworten, die er doch manchmal einfügen mußte, beſtanden in einem unverſtändlichen Murren und Brummen, das ebenſo ſehr Misvuth wie Wohlgefallen ausdrücken konnte und in der That auch Beides ausdrückte.

Trotz freundlicher Zurede kehrte aber doch Xaveri vom Stalle aus nicht mehr in die Stube zurück. Er verließ plötzlich das Haus und rannte die erſten Schritte ſchnell wie fliehend davon. Es war Nacht geworden und auf dem Heimwege gelobte er in ſich hinein, daß er ſich nie mehr zu ſolcher Vertraulichkeit mit der Zuckerin verleiten laſſen wolle, das war einmal geſchehen und nie mehr. Er war des Lachenbauern Xaveri, der ſich nicht an eine abgedankte Witwe vergeben durfte, die gar nicht einmal wußte, woher ſie war. Und gerade daß die Zuckerin ſeinen großen Familienanhang lobte und das Gelüſte zeigte, in denſelben einzutreten, erweckte wieder ſein ganzes ſtolzes Bewußtſein in ihm. Jetzt zum erſten male kam ihm aber auch der Gedanke, daß er drüben in Amerika nicht mehr des Lachenbauern Xaveri ſei, da galt ſein Familienanſehen nichts mehr. Das war nun freilich nicht mehr zu ändern.

Es mußte aber doch etwas Eigenthümliches in Xaveri vorgehen, daß er am Abend und den ganzen andern Tag ſeiner Mutter nichts davon ſagte, daß er den Ueberfahrtsvertrag abgeſchloſſen und am heutigen Tage bezahlt habe. Erſt von der Zuckerin vernahm ſie das Erſtere ſpät am zweiten Abend. Sie war gekommen, um ihr friſches Backwerk zu bringen und wußte viel davon zu ſagen, wie gern der Xaveri dabliebe, er wiſſe ſchon wo er gleich daheim ſei, und daß es nur darauf ankäme, ihn dahin zu bringen, daß er, ohne ſich vor den Leuten dem Spotte auszuſetzen, wieder umkehre, man müſſe darum thun, als ob man ihn zwinge daheimzubleiben, das ſei es was er wolle, aber nur nicht ſagen könne.

Die Mutter, der zwar die Schwiegertochter nicht recht anſtand, war doch glücklich, daß ſie ihren Xaveri daheimbehalten ſollte und lange, ehe dieſer zum Schlafen kam, war es unter den beiden Frauen ausgemacht und entſchieden, daß er bleiben müſſe.

Xaveri war indeß an dieſem Tage vor dem verſammelten Gemeinderathe geweſen und hatte ſeinen Austritt aus der Gemeinde gemeldet. Der Schultheiß, ein Vetter Xaveri's, rieth ihm, daß er gar nicht nöthig habe ſein Heimatsrecht aufzugeben, er könne ſich einfach einen Paß nehmen und wenn es ihm in Amerika nicht gefalle, wieder zurückkehren oder auch unterwegs andern Sinnes werden. Xaveri lachte höhniſch ob dieſer Zumuthung

und drang jetzt gerade um so mehr auf ein Ausscheiden aus dem Orts- und Heimatsverbande.

„Nun denn", rief zuletzt der Schultheiß, „wenn's sein muß, wollen wir's gleich ausfertigen, aber ich rath' dir, besinn' dich noch einmal."

„Bin schon besonnen, fort geh' ich", sagte Xaveri trotzig.

Gelassen erwiderte nochmals der Schultheiß: „Xaveri, ich mein', du verbindest dir den unrechten Finger." *)

„Ich weiß selber, wo mir's fehlt und Ihr seid auch kein Doctor, behüt's Gott!" schloß Xaveri und ging davon.

„Es ist wie's im Sprüchwort heißt: Wenn's der Geis zu wohl auf ihrem Platze ist, da scharrt sie", sagte ein Gemeinderath hinter ihm drein und der Schultheiß setzte hinzu: „Es ist halt der Viereckig Hartkopf." Er hatte aber doch Unrecht, gerade weil Xaveri innerlich ein Schwanken empfand, that er nach außen um so trotziger und unbeugsamer. Erst am andern Morgen gelang es der Mutter, ihm den Antrag wegen der Zuckerin zu machen, aber Xaveri that auch hier unmuthig und entgegnete: „Wie könnet Ihr mir so einen Antrag machen? Werd' ich so Eine nehmen? So Eine findet man noch, wenn der Markt schon lange vorbei ist."

Es war nun ein seltsames Widerspiel von verdeckten Meinungen in der niedern Leibgedingstube, die Mutter lobte die Zuckerin überaus und hatte doch im Innern keine rechte Zuneigung zu ihr und der Xaveri that, als ob er gar nichts davon hören wolle und im Geheimen war es ihm doch lieb, daß man ihn damit bedrängte. Die Mutter erinnerte sich aber wohl, daß ihr die Zuckerin mitgetheilt hatte, der Xaveri wolle, daß man ihn zwinge, damit er sich vor den Leuten nicht zu schämen habe, daß er von seinem Auswanderungsentschlusse abstehe. Sie war eben daran, alle möglichen Bitten und Gründe vorzubringen und führte schon die Hand nach den Augen, um die zukünftigen Thränen abzuwischen, als gerade der Vetter Schultheiß eintrat. Er überbrachte Xaveri die verlangten Papiere und sagte spöttisch, daß er ihn nun als Fremden im Dorfe begrüße, er sei hier nicht mehr daheim. Die Mutter schrie laut auf und die Thränen stellten sich jetzt unerwartet ein. Xaveri aber ergriff mit zitternden Händen die Papiere und starrte auf die großen, rothen Siegel. Der Trudpert, der eben ins Feld fahren wollte, kam auch in die Stube zu der Mutter, er sah schnell, was hier vorging und lehnte still die geballte Faust auf die blaue Kiste, die auf der Bank stand. Eine Weile schwiegen alle Vier, die in der Stube versammelt waren, nur die Mutter schluchzte vernehmlich vor sich hin. Als jetzt aber der Schultheiß weggehen wollte, hielt sie ihn zurück und mit mächtiger Beredtsamkeit schilderte sie nun, welch ein Glück der Xaveri im Dorfe machen könne, wie er gewiß kein solches über dem Meere finde, und wie er sich noch dabei sagen könne, daß er seine alte Mutter nicht vor der Zeit ins Grab bringe. Als sie endlich den Namen der Zuckerin nannte, schaute Trudpert wie erschreckt um, aber er schwieg. Xaveri starrte zur Erde und der Schultheiß zeigte sich als eifriger Beistand der Mutter und half ihr, wenn auch nicht die Zuckerin, doch das schöne Beibringen, das sie besaß, zu loben. Die Mutter redete sich nun immermehr in Eifer hinein und was vorher nur eine gewaltsame und von außen erregte Wärme war, ward jetzt zu einer von innen kommenden; denn so eigen geartet ist das Menschenherz, daß es bald nicht mehr weiß und nicht mehr wissen will, was ihm gegeben und was aus ihm gekommen ist. Die Mutter pries sich und die ganze Familie glücklich, die einen der Ihrigen an der Seite solch einer Frau und in solch einem Hauswesen wußten. Xaveri hatte bei diesen Worten aufgeschaut und aus seinem Blicke sprach's, daß er an sich und seinen Gedanken zweifelte: War denn eine Heirath

*) Du thust gerade das Falsche.

mit der Zuckerin in der That ein solches Glück? Fast aber hätte der übertriebene Lobpreis der Mutter Alles zerstört, wenn nicht der Schultheiß mit bedachtsamer Ruhe Jegliches in gehörigen Betracht gezogen hätte, sodaß auch endlich Trudpert nickte, und zuletzt stieg es wie ein Leuchten in dem Antlitze Xaveri's auf, als der Schultheiß darlegte, Xaveri verstünde ja jetzt das Geschäft der Auswanderungsbeförderung so gut wie der Pflugwirth und er könne, wenn er die Zuckerin heirathe, mit seinem freien Vermögen die Sache so in die Hand nehmen, daß er dem Pflugwirth das Handwerk lege. Das schien bei Xaveri einen gewaltigen Eindruck zu machen, aber er schwieg noch immer, bis endlich Trudpert die Hand auf die Schulter des Bruders legend sagte: „So red' doch auch, wir wollen dich nicht zwingen."

„Nein, wir wollen ihn zwingen, ich geb' dir keine Hand, ich red' kein Wort mit dir, ich weiß nicht was ich thu'. Dein Vater unterm Boden wird mir's nicht verzeihen, daß ich's ihm verhehlt habe, daß du als Kind mit dem Schreiner Jochen hast davongehen wollen. Er hätt' einen Eid geschworen, daß er dich verflucht, wenn du je fortgehst. Soll ich das jetzt für ihn thun? Soll ich? Ich muß. Ich hab' dich mein Lebtag nicht zwingen können, von kleinauf nicht; ich thu's nicht anders, ich zwing' dich, jetzt zwing' ich dich, es geschieht zu deinem Heil, folg' mir nur das eine mal, eine Mutter weiß am besten, was ihrem Kinde gut ist, ich hab' dich unterm Herzen getragen, ich kenn' dich doch am besten, ich weiß deine Gedanken, du folgst mir, ich bin dein' Mutter, du thust's deiner Mutter zu lieb' und du thust's gern und es wird dein Glück sein in dieser Welt und in jener." So rief die Mutter mit beredtem Munde und hielt zwischen ihren beiden Händen die Hand Xaveri's, der jetzt wie erwachend lächelte, aber noch immer nicht redete.

„So sag' doch ein Wort", drängte endlich der Schultheiß und Xaveri platzte heraus: „Ich hab' meine Entlassung, ich hab' meinen Ueberfahrtsvertrag, ich kann nicht mehr daheimbleiben."

„Hast dein Ueberfahrtsgeld schon bezahlt?" fragte Trudpert zuerst.

„Ja, auf den Kreuzer", erwiderte Xaveri.

Vor allem wendete sich nun das Denken des Schultheißen und Trudpert's darauf, wie man das Geld von dem Pflugwirthe wieder herausbekäme. Xaveri redete nichts darein und die Mutter, welche die Hand ihres jüngsten Sohnes nicht mehr losließ, sagte:

„Das hat nichts zu sagen und wenn's auch verloren ist, besser als ein Kind verloren."

„Das verstehen die Weiber nicht, man kann kein Geld 'nausschmeißen", riefen Trudpert und der Schultheiß wie aus Einem Munde, der Letztere aber fügte noch hinzu: „Ich will's schon machen, ich will schon ein gut Theil wieder von ihm herauskriegen, er hat mich auch oft nöthig; aber es ist jetzt verteufelt, Xaveri, hättest du mir nur gestern gefolgt und dein Heimatsrecht nicht aufgegeben, jetzt mußt du dich beim Blitz wieder in die Gemeinde aufnehmen lassen; nun, sie können dir's nicht verweigern, aber die ganze Hetzerei und das Gethu' wär' nicht nöthig gewesen."

„Wenn ich auch bleiben möcht'", sagte endlich Xaveri, „euch zu lieb' Mutter und auch euch Vetter Schultheiß und auch wegen deiner Trudpert, wenn ich auch möcht', ich kann nicht, ich hab's den Andern versprochen mitzugehen. Und kurzum, ich laß mich nicht anbinden, ich bin nicht Der, der da steht, wo man ihn hinstellt."

Nun erklärte der Schultheiß in Hohn und Zorn, daß in der Welt ein Jeder für sich selber zu sorgen habe und Xaveri solle nur einmal die Briefe von den Leuten aus Amerika lesen, da sel's erst recht so, da halte man zusammen so lange man Vortheil davon habe und länger keine Minute, und man könne Niemanden versprechen, daß man sich selber vor sein Glück stehen wolle.

Xaveri sah bei dieser Darlegung den Schultheiß steif ins Gesicht und der Schultheiß konnte nicht ahnen, wie sehr es traf, als er noch hinzusetzte, in Amerika gelte des Lachen-

bauern Xaveri nicht mehr als jeder andere hergelaufene Knecht. Das war ja ganz Dasselbe, was er an jenem Abende, als er von der Zuckerin wegging, schmerzlich gedacht hatte.

„Ich muß doch fort und ich geh' auch", sagte er abermals mit halber Stimme und heftete den Blick auf die blaue Kiste. Es schien ihn jetzt nur noch der Gedanke zu beherrschen, daß er einmal dem Dorfe Ade gesagt und daß es auch dabei bleiben müsse. Die Mutter ahnte dies, sie zischelte dem Trudpert etwas ins Ohr, worauf dieser wegging und mit wunderbar heiterm Sinne spöttelte sie nun darüber, wie es so lustig sei, daß man das ganze Dorf zum Narren gehabt habe; von den Nachkommen der alten Lachenbäuerin gehe keiner nach Amerika, sie hätten's nicht nöthig, und indem sie nun mit seltsamem Geschicke ausführte, was Dieser und Jener zum Dableiben Xaveri's sagen werde, brach sie den scharfen Nachreden, um die diesem allerdings bangte, mit klugem Geschick die Spitzen ab.

Trudpert kam bald wieder, aber unter der Thür hörte man ihn sagen: „Geh' du nur voraus." Er, der eigentlich scheel dazu sah und der neuen Schwägerin nicht zugethan war, that doch ehrerbietig gegen sie und die neue Schwägerin war Niemand anders als die Zuckerin, die mit aufgerichtetem Haupte Xaveri die Hand bot. Die Mutter, welche die Hand Xaveri's gehalten hatte, legte diese nicht ohne fühlbares Widerstreben in die dargereichte und sagte: „Gott Lob und Dank, daß das so schön fertig geworden ist." Auch der Schultheiß und Trudpert brachten nun ihre Glückwünsche zu der Verlobung und Xaveri nickte still.

So war also Xaveri Bräutigam und blieb daheim.

(In der folgenden Nummer die Fortsetzung.)

H. Hettner's griechische Reiseskizzen.

(Braunschweig, Vieweg, 1853.)

Obgleich die hellenischen Reiseeindrücke eines Professors der Kunstgeschichte und Aesthetik uns zunächst nur eine Ausbeute für das gelehrte Wiedererkennen der alten classischen Oertlichkeiten verheißen, so hat doch Hellas in diesem Gaste, der mit Göttling von Jena und Preller von Weimar im verflossenen Jahre die classischen Fluren besuchte, einen Beobachter gefunden, der über den alten Trümmerhaufen verschütteter Tempel auch für die mannichfachen Anregungen nicht unempfindlich blieb, die Griechenlands Gegenwart bot. Der poetische Sinn des Reisenden suchte Vergangenheit und Gegenwart zu verknüpfen. Vom todten Geröll alter Steine entlehnte er mehr als nur Merkmale der vergleichenden Kunstgeschichte. Er reist mit offenem Auge und mit offenem Herzen und weiß uns ebenso geistreich und gelehrt als Archäolog zu unterhalten, wie uns seine Empfänglichkeit für das vergangene und gegenwärtige Volksleben auf diesen classischen Stellen der Vorzeit eine Gemüthlichkeit erschließt, deren trauliche Ergüsse unsern ganzen Antheil gewinnen. Wir folgen ihm von dem enthusiastischen Gruße an Hellas, mit dem er Attikas Boden besteigt, durch leider immer melancholischer sich ihm weckende Stimmungen hindurch bis zu dem wenn nicht offengegebenen, doch unverkennbaren Geständniß schmerzlicher Enttäuschungen und einer völligen Verzichtleistung, Gegenstände von einer so trübstimmenden Wirkung weiter zu verfolgen. Die Herren Göttling und Preller, glauben wir, reisten weiter. Professor Hettner kehrte nach Deutschland allein zurück.

Sein Buch ist somit die Schilderung einer Gemüthsreise geworden. Darin liegt ein großer Reiz desselben, aber auch ein Vorwurf, den man der allzu schwärmerischen Stimmung des Autors machen muß. Wer drei Jahre, wie er erzählt, glücklich in Italien lebte, kann durch die ganze Welt reisen und wird überall nur die Sehnsucht

nach seinen drei glücklichen Jahren in Italien empfinden. Konnte ihm denn schon bei den Vorstudien auf eine griechische Reise verborgen bleiben, daß Griechenland nur eine Kette von Enttäuschungen bietet? Hätte der Verfasser sogleich mit dieser sichern Erwartung das Dampfschiff, das ihn von Triest nach Athen brachte, verlassen, er würde uns vor Gefühlen bewahrt haben, die das letzte Drittel seines Buchs etwas zu tief herabstimmend machen.

Griechenland wird, wie der Verfasser im Laufe seiner anregenden Erörterungen sagt, den Russen verfallen. Es ist dies das Ergebniß einer Beobachtung, an deren Scharfblick und Redlichkeit wir nicht zweifeln dürfen. Der Verfasser zeigt sich uns zu ehrlich in der Bekämpfung seiner Illusionen, zu offen und freimüthig in seinem Urtheil über einflußreiche, selbst mächtige Menschen, als daß wir ihm nicht auch hierin vollkommen vertrauen dürften. Die griechische Religion und die griechische Armuth, Hülflosigkeit und Civilisationsunfähigkeit führen dies Land in die Arme Rußlands. Es ist arm an Menschen sogar, es ist todt nicht nur in seiner Vergangenheit, sondern auch in seiner Gegenwart; es ist abgestorben nicht nur in seinem geistigen Leben, sondern sogar in seiner Natur. Was uns der Verfasser nach den Mittheilungen der Ackerbauer und Physiker anführt, läßt uns mit Schaudern hier an einem neuen Beispiele erkennen, daß unsere Erde, so wie sie jetzt ist, in der That allmälig abzusterben scheint. Hier in Griechenland sehen wir den Unterschied, den in Wald, Flur, Gestein, Wasser, Berg und Thal zwei Jahrtausende machen können. Jene großen Erdrevolutionen, deren Perioden von Jahreszahlen bezeichnet werden, die blos nachzusprechen schon grauenhaft ist, liegen offen zu Tage, wenn man die Geschichte und geographische Beschaffenheit eines Landes so gegenwärtig aus dem Alterthum kennt, wie wir Griechenland durch seine Literatur bis in die kleinsten Winkel seiner Berge und Thäler kennen. Die schon oft in unsern Blättern angeführten Folgen, die das Entwalden der Erdstriche auf Natur, Menschenleben und Menschengeist ausübt, werden durch das vertrocknende und zermürbte, wald- und wasserlos gewordene Griechenland bis zum Schrecklichen bestätigt.

Einem solchen Lande, wie der Verfasser es schildert, ist freilich nur noch durch einen Zustrom aus der Ueberfülle zu helfen. Da müssen, wie Potemkin künstlich gemalte Städteprospecte auf die russischen Landstraßen stellte, aus demselben mechanischen Geiste auch ganz mechanische Colonisationen stattfinden. Es muß befohlen werden, daß hier fünftausend Menschen wohnen sollen, dort kein Ast von einem Baume mehr gebrochen werden darf. Neue Pfropfreiser müssen diesem Griechenvolke von 900,000 Seelen kommen vom vollen und blühenden Stamme. Nothdürftig zusammengebettelte deutsche Colonisten können nicht helfen. Und im Grunde ist die Gefahr für die Menschheit auch eben nicht so groß, wenn Rußland Veranlassung findet, endlich aus seinen Grenzen herauszutreten. Wenn es nicht fürchtete, daß es von dem Augenblick an, wo es sich mit andern Nationalitäten zu mischen und von unterworfenen Verhältnissen neue Bedingungen seiner eigenen Art sich gefallen zu lassen hat, aufhören müßte, das alte Rußland zu sein, die grüne Fahne auf der Sophienkirche zu Stambul wäre längst verschwunden. Walachen, Serben, Montenegriner, Griechen werden niemals sich so einverleiben lassen wie Kosacken und Kirgisen.

Für Leser, die von mancher ins Kunstgebiet gehörenden Streitfrage der wissenschaftlichen Welt eine leichtfaßliche Kunde einziehen möchten, wird in diesem, auch stilistisch geschmackvollen Buche überall gesorgt. Der Verfasser weiß die so schwierige Orientirung unter den alten Baureſten Athens, die Lehre vom Tempelbau, das Für und Wider der Frage, ob die Alten ihre Tempel bemalten, und vieles Andere, was innerhalb der lateinischen Welt jetzt mit großem Eifer besprochen und sogar mit Leidenschaft ausgefochten wird, so bündig und klar, so gefällig und geschmackvoll vorzutragen, daß man fast Lust bekommt, wie ein Gelehrter mitzurathen und mitzuforschen. Bald möchte man den Ver-

faſſer fragen, ob in dem gegenwärtigen, ſonderbarerweiſe nur maſſenhaft ſchreitenden Tanze der Griechen nicht noch die Bewegungen des tanzenden Chors aus der antiken Tragödie erinnerlich werden dürften, bald möchte man ſogar vor dem Löwenthore von Mycene die ſcherzende Frage aufwerfen, ob zwei zwiſchen einer Säule ſich ſymmetriſch aufbäumende Löwen nicht lieber auf die heraldiſche Zeit des Mittelalters führen ſollten und dem Wappen irgend eines hierher gehörigen Colonna angehört haben möchten? Kurz, ſolch vorwitziges und ſich oft ſogar klug dünkendes Fragen und Conjecturiren wird leicht, wo mit uns kein allzu ſtrenger und orakelnder Profeſſor redet, ſondern eine Gründlichkeit, die immerhin zugibt, daß mancher berühmte Name, trotz ſeiner Gelehrſamkeit, oft auf den wunderlichſten Irrthümern ertappt wird.

Die Mittheilungen des Verfaſſers über den Hof von Griechenland ſind discret. Aber ſo viel erſieht man doch, daß die Aufgabe, in Athen die Krone zu tragen, weder für Se. Majeſtät den Nachfolger des Theſeus, noch für die Erbin der Phädra, Ihro Majeſtät die Königin, eine beſondere Glückſeligkeit ſein muß.

„Noble" oder „Edle" in der Literatur.

Es gibt im modernen Literaturleben, unter den ſogenannten eleganten Schriftſtellern, eine ganz eigenthümliche Art von Gecken oder Dandies, die, ungeachtet ſie den feinſten Weltmann zur Schau tragen, ungeachtet ſie in Kleidung, Lebensweiſe, mündlicher und ſchriftlicher Darſtellungsweiſe die gewählteſten Manieren beobachten, dennoch ein ſo unausgebildetes Innere und kaltes Seelenleben verrathen, daß man ſich darüber entſetzt. Der burſchikoſeſte Renommiſtengeiſt lebt in ihnen fort und Manche verrathen ihn ſogar unter dem Deckmantel der Prüderie.

Alexander Jung.

Anregungen.

Ein engliſcher Stahlſtich.

Die Malerei, ſowie die Kunſt überhaupt, gewährt nicht allein durch die Schönheit und möglichſte Vollkommenheit ihrer äußern Form dem Auge des Beſchauenden einen angenehmen Ruhepunkt, ſondern dem Verſtande und der Seele des Betrachtenden ein weit erhabeneres Ergötzen, indem er aus der Form den Gedanken herausliest, der im Künſtler lebte, als deſſen Hand ſein Werk erſchuf.

Vor uns liegt ein engliſcher Stahlſtich, der die Unterſchrift „The only daughter", „Die einzige Tochter" trägt. Nur vier Perſonen ſind dargeſtellt: Ein ſterbendes Mädchen, die beiden Aeltern und der Arzt. Der Ausdruck der Mienen iſt ſo meiſterhaft, daß in jedem Zuge jedes Einzelnen eine Reihe von Gedanken ſich offen ausſpricht. Im Auge der Sterbenden ſchimmert der verklärte Glanz, der in den letzten Stadien der Zehrung ſo unvergleichlich ſprechend der geliebten, theuern Welt Lebewohl ſagt, ſchon halb vom Lichte des Jenſeits angeſtrahlt. Auf dem jungfräulich ſchönen Antlitz ruht deutlich der Ausdruck empfundener Liebe, deren ſüßtödtende Schmerzen dies zarte Daſein gebrochen zu haben ſcheinen. Wie ſtrahlt das Auge jene ſtille Seligkeit wider, welche ſelbſt im Tode die Erinnerung an das genoſſene kurze Glück gewährt! Der Arzt: wiſſenſchaftlicher Ernſt und Ehrfurcht vor dem herben Schmerze der Aeltern. Er weiß ſehr wohl, daß hier keine Hoffnung mehr zu geben iſt. Die Mutter: alle Empfindungen der Liebe und Zärtlichkeit, welche die Natur in des Menſchen Bruſt für Diejenigen gepflanzt hat, denen ſie durch die Bande des Bluts geeint ſind, concentriren ſich durch die höchſte, ſchrecklichſte Furcht des Verluſtes eines ſo theuern Weſens zu einem Strahl des Auges, der im Antlitz des Arztes verzweiflungsvoll nach dem letzten Schimmer der Hoffnung haſcht, um an ihn noch ſich anzuklammern. Der Vater, ehrwürdiger Geſtalt, beurtheilt die Verhältniſſe wie ſie ſind; zugleich mit dem Manne der Wiſſenſchaft hat auch er jeder Hoffnung entſagt und ſeine Zuflucht zu dem einzigen Troſte genommen, der ihm noch bleibt: religiöſer Entſagung; der bevorſtehende Jammer hat ſchon jetzt alle ſeine

Schwere auf ihn niedergesenkt; ein Buch, auf das er seine Hand stützt, erhält ihn aufrecht durch die Hoffnung auf ein geistiges Leben. *)

H. P. B.

Das Tischrücken vor Bremen schon zu Bonn am Rhein.

Während die Klopfgeister Amerikas sich doch vorläufig erst bis England gewagt haben (nach berliner Mittheilungen möchte man glauben, das Klopfen geschieht von dem Geistbeschwörer mit einem eingelernten Abschnellen der Fußzehen, wie man bekanntlich die Finger auch abschnellt), erfuhren wir schon seit Wochen durch Privatbriefe von der aufgeklärten Universität Bonn, daß daselbst auf Veranlassung eines aus Amerika zurückkehrenden jungen Gelehrten ernsthafte Naturforscher das Experiment zu Stande brachten, durch Handauflegen einen leichten Tisch in Selbstbewegung zu bringen. Die Erscheinungen des Lebensmagnetismus haben viel Wunderbares zu Tage gefördert, die odisch-magnetischen Briefe des Herrn von Reichenbach haben uns den Glauben schon an Mancherlei gelehrt, daß aber, nach der bonner Anleitung, acht Hände, die zehn Minuten lang leise verbunden, dann dreißig bis sechzig Minuten lang getrennt auf einem leichten Tische ruhend, diesen zuletzt nach der Seite hin, wohin der gemeinschaftliche Wille ihm die Richtung vorschreibt, in eine doppelte Bewegung, eine um sich selbst und eine fortschreitende, bringen, schien uns das Nonplusultra der Zumuthung an ein allerdings immer gläubiger werdendes Zeitalter. Wir fürchteten, von einem Aprilscherz zu sprechen, bis Dr. Karl Andree's Mittheilung in der „Allgemeinen Zeitung" uns die Zweifel nahm. Wir erwarten jetzt drei Dinge. Erstens: Die Ansicht der Naturforscher. Zweitens: Die mögliche weitere mechanische Anwendung einer neuentdeckten Bewegungskraft. Drittens aber auch: Eine starke Rüstung jedes Aufgeklärten und Besonnenen gegen wundersüchtige und kopfhängerische Nutzanwendung, an der es leider nicht fehlen wird. Es liegen uns Briefe ernsthafter und berühmter Männer vor, die das Experiment von Naturforschern wie den DD. Bunsen, Hartenstein u. A. ausgeführt sahen. Es steht zu erwarten, daß auch von Bonn aus demnächst von diesen Wunderdingen eine genauere Kunde kommt.

*) Es ist zu beklagen, daß unsere deutsche Künstlerwelt in diesem Gebiete der Darstellung so wenig leistet. Alles haschet bei uns nach dem Schlagwort Poesie. Im Genrebild will man sie fast immer nur im Romantischen, im Naiven, Märchenhaften, Volksthümlichen finden. Die von Tieck und seiner Schule mit großem Unrecht angefochtene Sentimentalität zur Poesie zu verklären, ist leider nur Wenigen gegeben. Unter den Malern, die ein empfundenes Gedicht des Herzens und Lebens in Farben wiederzugeben wissen, steht bekanntlich Fr. Gonne oben an. Seine Reue des Räubers, seine Convenienzheirath und neuerdings Der Gefangene sind Werke derjenigen dichterischen Conception, die auch den großen und kleinen Schöpfungen der alten Meister, aus der Welt, in der ihre Zeit lebte, selbst in ihren religiösen Stoffen, zum Grunde lag und stehen an Tiefe der Erfindung und Reichthum der Anregung für Verstand und Herz über manchen gepriesenen Leistungen unsers vulgären Malerwesens. D. Her.

Heinrich Heine.

In der neuesten „Revue des Deux Mondes" befindet sich ein französisch geschriebener Aufsatz von Heine: „Die Götter im Exil." Es sind wieder dieselben Tändeleien mit theologischen Begriffen und Traditionen, die man schon so mannichfach von ihm lesen konnte. Wenn auch die Form des Humors bei einem Schriftsteller dieselbe bleiben darf, in seinen Gegenständen sollte er wechseln. Man kann die wiederholt den Franzosen vorgetragenen Geschichten vom Tannhäuser, dem Venusberg, der Teufelinne Frau Venus und all den bekannten, zweideutig immer auf das Palais-Royal und die abendlichen Boulevards zugespitzten Pointen und Späßen dem müden und durch ein bejammernswerthes Geschick auch auf dem Krankenlager noch immer im Kreise seiner alten sinnlichen Gaukelbilder festgebannten Dichter zu gute halten; nur für die Franzosen hat es den Nachtheil, daß sie glauben, wenn sie von deutschen Schriftstellern und deutschem Dicht- und Geistesleben etwas lasen, müßte ihnen auch immer sogleich die Lorelei, der Tannhäuser, der Venusberg, die Sage und das Mittelalter entgegentreten, eine Dichtwelt, die sich bei uns doch fast schon in der gläubigen Auffassung, ganz gewiß aber in der ironischen überlebt hat.

Das Selbstbewußtsein der Güte.

Zeige, daß du gütig bist; aber verbirg die Absicht, es sein zu wollen, ebenso sehr wie die Freude daran, daß du es bist! Jede Rührung, die du über dich selbst empfindest, wird dir die Welt doch immer nur zum Uebel deuten. Sie glaubt nicht, daß unsere Tugend aus zwei Theilen bestehen darf: aus einem Schatz und einem Meister, der ihn hütet; aus Gästen, die da anklopfen, und einem Wirth, der aufthut; aus einem Gewinn unsers Werthes für uns selbst und aus unserer Freude daran.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 30. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die letzten Menschen.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Vergeblich haben sich Philosophen und Geologen die Köpfe zerbrochen, um zu ermitteln, wie alt wol die Erde sei? Wie lange ihr sogenannter Beherrscher, der Mensch, auf ihr sein Wesen treibe? Und wie lange er es noch treiben werde? Man hat zwar durch allerlei Hypothesen und Combinationen einige Zahlen dafür gefunden, aber sie sind so unbestimmt und so ungeheuer, daß man sie kaum noch für Zahlenwerthe ausgeben kann. Weil nach Fourier's Berechnung seit den letzten 2000 Jahren die Erde nicht ganz um $^1/_{170}$ eines Thermometergrads kälter geworden sein kann, während doch die Geologen behaupten, daß sie durch Abkühlung entstanden, d. h. fest geworden sei, so schloß man durch Rechnung daraus weiter, daß zur Abkühlung um einen ganzen Grad des hunderttheiligen Thermometers mindestens 340,000 Jahre nöthig gewesen seien, zu ihrem Festwerden durch Abkühlung aus dem heißflüssigen Zustande überhaupt aber mindestens einige Billionen Jahre, wovon etwa 9 Millionen allein auf den verhältnißmäßig kleinen Zeitraum kommen, der verstrichen ist, seitdem die Pflanzen der Steinkohlenformation in unserm Klima wuchsen, Pflanzen, die wir gegenwärtig ihrer ganzen kryptogamischen Natur nach nur für Unkräuter erklären würden, da sie weder Blüten noch Früchte trugen. Neun Millionen Jahre sind eine Kleinigkeit in der Zeitrechnung der Geologen, die über nichts so freigebig verfügen als über Zeiträume, während sie sogleich beschämt die Augen niederschlagen müssen, wenn man sie frägt, wie viel Jahre die altadelige Familie der Ichthyosaurier als Raubritter und blutgierige Fischtyrannen im Meere der Vorwelt geherrscht haben möge? Oder im wievielten Jahre v. Chr. das erste Mammuth geboren wurde? — Solche Fragen erklären sie darum als unbescheiden oder vorwitzig.

Dafür haben sie aber ausgerechnet, daß, wenn die Abkühlung des Erdkörpers so fort schreitet, wie es durch Fourier als mögliches Maximum festgestellt ist, d. h. in 340,000 Jahren höchstens um einen Grad, mindestens noch 200 Millionen Jahre nöthig sein werden, ehe die glühenden Eingeweide der Erde ganz fest und zu Granit oder Basalt geworden sind. Dann wird es keine Vulkane und keine heißen Quellen mehr geben. Karls-

bad, Wiesbaden und manche andere Heilquellen werden verödet sein, der Vesuv und der Aetna harmlose Schlackenkegel. Aber die Menschen brauchen deshalb noch nicht nach der Sonne oder der Venus auszuwandern, denn die Temperatur der Erdoberfläche ist beinahe unabhängig von der des Erdinnern, sie ist schon jetzt fast nur Folge der Sonnenbestrahlung.

Der Anfang des Endes unserer Erdgeschichte, die man sonderbarerweise Weltgeschichte nennt, ist aber dann doch gekommen. Neptun schwingt von da an allein noch seinen Dreizack als Scepter über die Erde, Vulkan ist begraben oder in den Weltraum verflüchtigt, er pocht nicht mehr mit seinem gewaltigen Hammer an die bebende Felsschale der Erde, er schiebt keine Berge, Gebirge und Länder mehr aus dem Meere hervor und nach abermals einigen hundert Millionen Jahren hat das Wasser durch einen unwiderstehlichen Nivellirungstrieb alle Gipfel, Inseln und Festländer in die Tiefe des Meeres hinabgeschwemmt; der Mensch müßte zum Fisch werden, wollte er länger noch seine geliebte Erde bewohnen.

Wie wohlthätig Vulkan, der Gott der Schmiede und Erdrevolutionen, wie nöthig für das dauernde Bestehen der Menschheit die kleinen Rippenstöße sind, mit denen er das Bestehende zuweilen aufrüttelt, das wird sich erst dann recht deutlich zeigen, wenn er einst zum ewigen Verschwinden begnadigt ist; denn sobald der viel conservativere Neptun zur alleinigen Herrschaft gelangt, dann wird er selbst zum langsamen Wühler und zum Kämpfer nicht für Freiheit, aber für grausige Gleichheit. Er duldet nichts Hohes und Erhabenes mehr, er nagt an jeder Landzunge, wie an jeder Bergspitze, und wenn auch langsam, gelangt er endlich doch zum Ziele — zur allgemeinen Einebnung und Versumpfung.

Aber erst 200 Millionen und dann noch einige unbestimmte hundert Millionen Jahre sind nöthig, ehe es so weit kommt auf unserer Erde; und da läßt sich wol das berühmte après nous le déluge in vollkommenster Berechtigung anwenden. Was kümmert's uns, was die Menschen nach einer halben Billion Jahre anfangen werden, um ihr irdisches Dasein zu fristen oder ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen! Und wird es dann überhaupt noch Menschen auf der Erde geben?

Es gibt noch eine andere Methode, die Zukunft oder vielmehr das Ende der Menschheit zu bestimmen, ebenso hypothetisch und unsicher zwar, aber doch viel kürzer zum Ziele führend.

Wenn wir die Geschichte des organischen Lebens auf der Erde untersuchen, so ergibt sich aus der Aufeinanderfolge der versteinerten Bestien und Unkräuter als sehr wahrscheinlich, daß nicht nur die Individuen, sondern auch die Arten ihre bestimmte Lebensdauer haben, daß sie also nach einer gewissen Zeit ihrer Existenz altern und endlich absterben. Sollten sich, wenn es so ist, nicht auch Altersstadien in dem Lebenszeitraum der Arten nachweisen lassen, vergleichbar denen des Individuums? Beim Menschengeschlechte z. B. vergleichbar denen der Kindheit, des Jünglings- des Mannes- und des Greisenalters? Einer meiner Freunde (A. v. M.) glaubt wirklich in der Geschichte der Menschheit solche Altersstadien nachweisen zu können. Er behauptet, die Menschheit sei bis jetzt in den Kinderschuhen gelaufen, nun aber in ihre Flegeljahre eingetreten und gerade daraus erklärt er unsere gegenwärtigen politischen und socialen Zustände.

Die Flegeljahre treten beim menschlichen Individuum bekanntlich zwischen dem achten und zwölften Altersjahre, also durchschnittlich etwa im zehnten ein. Da hätten wir denn einen vortrefflichen Maßstab, um die noch übrige Dauer des Menschengeschlechts zu ermitteln, bis es endlich aus Altersschwäche stirbt. Der gesunde Mensch wird im Mittel sechzig Jahre alt, also sechs mal so alt als der Flegelmensch. Wir brauchen nun nur noch zu wissen, wie lange die Menschheit überhaupt schon existirt, wie lange sie also gebraucht hat, um in die Flegeljahre einzutreten? Nun, etwa 10,000 Jahre, denn daß die Bibel etwas zu wenig angibt, behaupten wenigstens viele Geschichtsforscher, uns aber kommt es

hier nicht eben auf ganz genaue Zahlen an, und wir möchten auch nicht gern die ganze Dauer auf 30,000 Jahre beschränkt sehen.

Also sechs mal 10,000 d. i. 60,000 Jahre hätte hiernach die Menschheit im Ganzen zu leben, und von jetzt an noch 50,000. Das ist freilich viel weniger, als die Natur des Wohnplatzes nach dem Obigen ihr gestatten würde, aber doch eine recht ansehnliche Zeit, in der sie noch Vieles erleben, lernen und verlernen kann und wir wollen ihr ein recht vergnügtes Greisenalter wünschen.

Eins aber dürfen wir nicht übersehen: Bei den Frauen treten die Flegeljahre, oder um mich artiger auszudrücken, die Zeiten der minder graciösen Tournüre und überhaupt alle Altersstadien bekanntlich etwas früher ein als bei den Männern; nach meines Freundes Hypothese müßten also die Frauen um einige hundert oder tausend Jahre früher aussterben als die Männer, und diese würden sonach zuletzt auf ein unfreiwilliges Cölibat und auf die vielgescholtene generatio aequivoca angewiesen sein.

Ganz besonders interessirte sich nun eine Freundin für das ergreifende Schicksal der letzten Frau unter den Männern der Zukunft, die nach 40,000 Jahren gleichsam alle als Greise geboren werden und die jedenfalls dann viel zu weise sind, um sich mit solchen Kindereien wie Liebe noch zu befassen. Das Schicksal dieser letzten aller Frauen zu besingen, betrachtet jene Freundin als eine hohe Aufgabe, die vielleicht jetzt schon von irgend einer unserer gegenwärtigen Dichterinnen mit Vorliebe ergriffen wird.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Fortsetzung.)

Der Schultheiß ging aufs Rathhaus, Trudpert aufs Feld und Xaveri blieb noch lange mit seiner Braut bei der Mutter; er wollte vorher sich die seltsame Kunde im Dorfe verbreiten und bereden lassen, ehe er sich mit seiner Braut zeigte. Vor dieser öffentlichen Schaustellung bangte ihm überhaupt sehr, nur das glückstrahlende Gesicht seiner Mutter erheiterte ihn und er sagte sich zum ersten male in seinem Leben, daß er eigentlich ein guter Sohn sei. Fast nur der Mutter zu lieb' that er schön mit seiner Braut, aber den noch willfahrte er nicht, daß er sie jetzt nach Hause geleite. Die Zuckerin ging allein. Den ganzen Tag verließ Xaveri die Stube nicht, er saß fast immer still in sich zusammengekauert auf seiner blauen Kiste, er las wiederholt seinen Ueberfahrtsvertrag und dann las er ihn nicht mehr und starrte nur hin auf das Papier, auf die abgebildete Bruderhand, auf die gedruckten Zeilen, dazwischen sein Name eingeschrieben war und dann sah er nichts mehr und Alles schwamm ihm vor den Augen. Erst in der Dämmerung machte er sich auf Zureden der Mutter auf, seine Braut zu besuchen; er wurde von allen Begegnenden stille gehalten und spöttisch hieß man ihn willkommen aus Amerika. Und ebenso schien es, daß man ihm zu seiner Verlobung Glück wünschte.

Die Mutter saß still daheim und betete immerfort; es lag ihr schwer auf dem Herzen, daß sie vielleicht doch ihr Kind ins Elend hineingezwungen habe; Xaveri hatte so gar kein bräutliches Ansehen; aber sie getröstete sich wieder, daß es die zurückgehaltene Auswanderung, nicht die widerwärtige Verlobung sei, die den Trübsinn in sein Angesicht brachte.

Die Zuckerin war unwillig, daß ihr Bräutigam erst jetzt sich zeigte, und dieser mußte, um sie zu versöhnen, zärtlicher sein als es ihm im Sinne lag. Als er im Gespräche darauf kam, daß er dem Pflugwirthe das Handwerk legen wolle, sagte die Zuckerin zuerst: „Das geht nicht, das leid' ich nicht; mein Mann muß daheim bleiben und nicht draußen ich weiß nicht was treiben."

Als Xaveri auf dieſe Worte aufſtand und ſie zornig anſah, ſetzte ſie ſchnell begütigend hinzu: „Nun, es läßt ſich ja drüber reden, es braucht ja nicht Alles heut' ausgemacht ſein.“ Als Xaveri zuletzt ſich noch ein Päckchen Batzenknaſter mitnahm und nicht anders that, als daß er es bezahlte, gab ihm ſeine Braut noch ein anderes Päckchen Taback und ſagte: „Probir' einmal den, der koſtet die Hälfte, probir' ihn nur, und er wird dir auch ſchmecken, ſo gut wie der theure; es iſt ja nur geraucht.“

„Du biſt häuslich“, ſagte Xaveri mit ſpöttiſchem Lob, aber die Zuckerin nahm dies für ein wirkliches hin.

Das Einzige, was Xaveri zu Hauſe ſeiner Mutter klagte, war dieſe Geſchichte mit dem Taback, aber die Mutter beſchwichtigte ihn: „Sie iſt halt ein blutarmes Mädchen geweſen, das den Kreuzer werthhalten muß und hat nachher den Geizhals gehabt. Weiber verthun genug, ſei froh, daß du eine häusliche haſt, und ſie wird ſich ſchon dran gewöhnen was der Brauch iſt bei Einem, der aus einem rechtſchaffenen Bauernhaus kommt.“

Xaveri fügte ſich darein, daß man ſich ins Leben finden müſſe ſo gut es geht und ſeltſam — dieſe weiche in ſich entſagende Stimmung, die der Trotzkopf zum erſten male in ſeinem Leben kannte, machte ihn minder empfindlich gegen die Neckereien, die er vielfach auszuſtehen hatte wegen ſeines Daheimbleibens. Die Leute waren ihm faſt gram, daß er ſie um ihre Theilnahme wegen ſeines Weggehens betrogen hatte, ſie hatten ihm dieſe gewidmet und er war ihnen nun auch ſchuldig wegzugehen. Faſt eine ſtehende Frage, die man an ihn richtete, war, wie es in Amerika ausſehe und wie er die Seekrankheit überſtanden habe. Zu ſeiner Verlobung glückwünſchte man ihm größtentheils aufrichtig und weil Xaveri gerade wegen dieſer in ſich bedrückt war, fühlte er die Spöttereien wegen ſeines Verbleibens faſt gar nicht.

Der Pflugwirth hatte ſich dazu verſtanden, das Ueberfahrtsgeld wieder herauszugeben, aber die Bedingung feſtgeſetzt, daß man als billigen Entgelt nun auch die Hochzeit in ſeinem Hauſe feiere. War dieſe ganze Hochzeit eine eigentlich erzwungene, ſo war es auch nun noch der Ort der Feier. Braut und Bräutigam hatten keine rechte Freude aneinander und der Wirth und ſeine Leute, die freundlich und ehrerbietig zu ihnen thaten, empfanden nichts von dieſer Schauſtellung.

Acht Tage vor ſeiner Hochzeit wanderten die Burſchen und Mädchen aus, mit denen Xaveri hatte ziehen wollen. Er ſah ihnen mit trübem Blicke nach, aber er ſchüttelte Alles von ſich und ſagte ſich innerlich vor, daß er daheim ein Glück gemacht habe, vielleicht größer als es ihm in Amerika zu Theil geworden wäre und dabei blieb er des Lachenbauern Xaveri.

In der Nacht vor ſeiner Hochzeit führte Xaveri ſeine blaue Kiſte, darinnen ſeine ganze Ausrüſtung für die Auswanderung war, in das Haus ſeiner Braut. Die Zuckerin wollte ſogleich die Aufſchrift auskratzen und die Kiſte in dem Kaufladen verwenden, aber Xaveri beſtand mit Heftigkeit darauf, daß die Kiſte bleibe wie ſie ſei und daß ſeine ganze Gewandung darin aufbewahrt werde. Er ſtellte die Kiſte in das Schlafzimmer vor das Bett und ſagte ſcherzend: „Ich ſteige über Amerika hinüber ins Bett.“

Ein wohlangebrachter Scherz hat immer etwas Verſöhnendes. An dieſem Abende ging Xaveri zum letzten male zu ſeiner Mutter zum Schlafen und zum erſten male war er in der Seele eigentlich recht froh, er wußte nicht warum und wollte es auch nicht wiſſen.

An der Hochzeit ging es luſtig her, nur war die Zuckerin einmal unwillig, weil Xaveri mehr als nöthig war mit Liſabeth, die von Deimerſtetten herübergekommen war, und mit ihrer jüngern Schweſter Agathe getanzt hatte. Xaveri verſöhnte ſie bald und als ſeine Frau mit ſeinem Bruder Trudpert tanzte, ſtieg er zu den Muſikanten hinauf und blies den amerikaniſchen Marſch, den er ſo oft den Auswanderern auf dem Wagen aufgeſpielt hatte, als luſtigen Hopſer und erntete darüber großes Lob.

Xaveri trug so zu sagen Amerika immer auf dem Leibe, denn er ging in der fremdländischen mehrfach zu wechselnden Kleidung, die er sich für die neue Welt angeschafft hatte, aber er trug auch Amerika noch immer im Herzen, und das war viel gefährlicher. In der ersten Zeit nach seiner Verheirathung durfte sich Xaveri es schon hingehen lassen, daß er sich nur halb der Arbeit widmete; aber als er auf Bedrängen der Frau sich derselben mehr annehmen sollte, zeigte sich's, daß er jetzt doppelt schlaff war. Der Gedanke der Auswanderung hatte ihn erlahmt, er hatte sich daran gewöhnt, das Dorf gar nicht mehr als den Kreis seiner Thätigkeit anzusehen, er hatte, so zu sagen, auf einen neuen Lebensmontag gehofft, an dem er sich scharf ins Geschirr legen wollte; jetzt sollte er mitten in der alten Woche im alten Geleise doppelt frisch zugreifen; dazu kam, daß, wie das Dorf und Alles, was darin vorging, ihm keine Freude mehr machte, weil er sich daran gewöhnt hatte, sich nur von einem ganz andern Leben, ganz andern Verhältnissen Erfrischung zu versprechen und Alles, was um ihn her vorging, gleichgültig zu betrachten, so war ihm auch gleicherweise das erheirathete Anwesen alt und morsch, es bot keine Belebung der Neuschöpfung, die er sich so glänzend ausgedacht hatte; er war eben in ein verwittwetes Anwesen versetzt, die ganze alte Welt, die ganze gewohnte Umgebung hatte ihm etwas Verwittwetes. Er konnte sich das nicht deutlich machen, aber er fühlte es nichtsdestominder. Gern gab er seiner Frau nach, daß er dem Pflugwirth das Handwerk nicht legte; es war ihm recht, daß er nichts Besonderes, eigenthümliche Anstrengung und Zusammenfassung Erfoderndes zu thun hatte, er lebte gern so in den Tag hinein und es war ihm schon zu viel, daß er damit zu thun hatte, neues Vieh anzuschaffen, denn das alte war verkommen, daß er neue Feldgeräthe anschaffen mußte, denn die alten waren gar nicht zu gebrauchen. Das Anwesen der Zuckerin und die Fülle des Hauses war nicht so bedeutend, als es den Anschein gehabt hatte. Die Vorräthe im Kaufladen waren geborgt und Xaveri, der sein Vermögen auf Zinsen anlegen wollte, mußte mehr als die Hälfte in das Haus stecken und durfte sich davon vor den Leuten nichts merken lassen, um nicht zu dem Schaden auch noch den Spott zu haben. Dabei hatte er über die kleinste Anordnung, die er im Hause traf, scharfe Auseinandersetzungen mit seiner Frau; sie hatte einst gewünscht, einen Mann zu haben, dem sie untergeben sei, und das Geringste, was dieser nun selbständig verfügen wollte, erregte ihre heftigste Einsprache. Xaveri, der einst das ganze Dorf und noch weit darüber hinaus beherrscht hatte, sah, daß es ihm nicht gelingen wollte, seine eigene Frau in seine Gewalt zu bekommen. Er rang mit ihr um die Oberherrschaft und weil keine Liebe zwischen ihnen waltete, war die Herrschaft ihr einziges Ziel. Wenn Eins merkte, daß das Andere Dies oder Jenes besser verstand, herrschte darob nicht Freude und Anerkennung, sondern Neid und Schmälsucht. Xaveri hatte, ohne vorher ein Wort davon zu sagen, den ganzen Viehstand im Hause verändert, und weil er damit, zum Theil nicht ohne seine Schuld, unglücklich war und mit Verlust noch einmal ändern mußte, ließ sich's die Frau nicht entgehen, ihm solches oft und mit Schadenfreude zu wiederholen und ihm zu zeigen, daß er nichts verstünde und sich von Jedem betrügen lasse. Bei solchen Erfahrungen und Wahrnehmungen war Xaveri wol bös auf seine Frau, aber noch mehr auf seine Mutter, seinen Bruder und alle seine Verwandten; er sah in Allem nur sein Ungeschick für die alte Welt, man hätte ihn sollen ziehen lassen, er wäre ein ganz anderer Mann geworden in Amerika, das war sein steter Gedanke. Mit Ungestüm foderte er oft Hülfeleistungen und Beistand von seinen Angehörigen, sie durften ihm, wie er glaubte, nichts versagen, sie waren es ihm schuldig, da er ihnen zu lieb' daheimgeblieben war. Wenn man ihn bei solchen Anmuthungen auf seine eigene Kraft und Thätigkeit hinwies und ein Jedes unbekümmert um das Andere seinem Tagewerke nachging, knirschte er in sich hinein: ihm war ja himmelschreiend Unrecht geschehen, er war daheimgeblieben, um eine hülfbereite Verwandtschaft zu haben und es gab ja gar kein

Zusammenhalten mehr, er war einsam und auf sich gestellt, als wäre er in weiter Wildniß. Die Familienangehörigkeit ist eben auch eine Lüge wie Alles auf der Welt. Tage und Wochen lang sah sich Niemand nach ihm um und doch hatten sie gethan, als könnten sie nicht leben, wenn er nicht da wäre. Wie freundschaftlich und zuthunlich war damals das ganze Dorf und besonders seine Verwandtschaft gewesen, als er fortgehen wollte, und jetzt zeigten sie nicht den hundertsten Theil jener Herzlichkeit. Der Pflugwirth erschien jetzt noch als der Bravste, der war doch immer der gleiche Schelm gewesen. Mit Absicht entzog sich jetzt Xaveri oft den Seinigen und verspottete sie. Besonders gegen seinen Bruder Trudpert faßte er einen tiefen Widerwillen, der war immer so ruhig und still, ging unablässig in seinem Geleise seinem Geschäfte nach und hatte nicht einmal ein freiwilliges Wort für das Anliegen eines Andern, geschweige einen Beistand. Er war mit dem Pfluge ins Feld gefahren, als Xaveri nach dem Markte ging, um neues Vieh einzukaufen, er hatte ihm kaum Glück auf den Weg gewünscht. Hätte er nicht als älterer, erfahrener Bruder freiwillig mitgehen und Xaveri vor dem Ungeschick bewahren müssen, in das er für sich allein gerathen war?

Am meisten aber war Xaveri doch auch bös' auf sich selber und zwar natürlich darum, weil er der Narr gewesen war, dem Geflenne und Gezerre der Seinigen nachzugeben und daheimzubleiben.

Mitten in all diesem Sinnen und Grübeln war es fast wunderlich und Xaveri schüttelte selber oft darüber den Kopf, daß er jetzt so viel über die Menschen und über sich selbst nachdenken mußte. Es schien, als habe er bis jetzt alle seine Jahre nur träumend verbracht und jetzt auf einmal ging ihm das Leben auf, so verwirrt und düster.

Ein jeder Menschengeist, so dumpf er auch scheinen mag und so sonnenlos auch sein Standort, hat doch seine kürzer oder länger dauernde Blütenzeit. War der Kelch, der sich hier erschloß, eine Distel oder gar eine Giftpflanze? Die Nahrung mindestens, die Xaveri zu sich nahm, war eine in Zorn und Hader vergiftete. Er hatte einen unüberwindlichen Abscheu vor allem Geschirre, das vom Zuckermännle und der alten Zuckerin herstammte und wenn er das seiner Frau sagte, daß er sie immer husten höre, lachte sie ihn höhnisch darob aus und suchte seinen Ekel noch zu vermehren. Er suchte sich fortan zu überwinden, aber — man mag es seltsam finden, aber es ist doch so — eine Hauptursache vieler Verstimmungen war, daß die Zuckerin das Essen selber bereitete, daß es Xaveri fast gar nicht genießen konnte. Anfangs half er sich damit, daß er zuerst wie zum Scherz, dann aber zu bitterm Ernst von seiner Mutter das Nöthige bereiten ließ und bei ihr verzehrte; er scheute sich, vor den Leuten zu zeigen, wie es ihm ergehe. Bald aber ließ er sich offen vor aller Welt beim Pflugwirthe Etwas geben und wenn er nach Hause kam, sprach seine Frau, die das immer schon erfahren hatte, ihm das Nachgebet dazu; sie machte ihm nun zum Possen das Essen immer noch schlechter und aß selber vorher insgeheim.

Xaveri, der bei aller seiner Wildheit doch noch immer eine gewisse Ehrfurcht vor der Häuslichkeit hatte, die er in so schöner Weise bei seinen Aeltern kennen gelernt, bewog seine Mutter, hier vermittelnd einzugreifen und es gelang der alten Lachenbäuerin, eine entsprechende Friedsamkeit herzustellen. Die beiden Eheleute schienen wieder geraume Zeit in schöner Eintracht miteinander zu leben. Xaveri ermannte sich und griff wacker zu, aber sobald nur der kleinste Zwist ausbrach, sobald nur das kleinste Ungemach sich zeigte, war immer sein erster Gedanke: „O wär' ich doch, wo mich meine Kiste hinweist!" Er hatte dies einmal gegen seine Frau ausgesprochen und sie holte die Axt und wollte die Kiste zertrümmern und verfluchte ganz Amerika und jeden Gedanken daran. Nur der größten Milde und Nachgiebigkeit und dem schließlichen Vorhalte, daß die Kiste fünf Gulden werth sei und daß er sie bei nächster Gelegenheit einem Auswanderer verkaufe, rettete sie noch,

und wenn fortan ein Gedanke an die neue Welt in Xaveri aufstieg, verschloß er ihn in sich; manchmal aber konnte er minutenlang in der Kammer auf die Kiste hinstarren und seine Gedanken zogen weit ab von Allem, was ihn umgab.

Wenn Xaveri Abends im Pflugwirthshause saß, schaute er oft durch die Tabakswolken nach jener Tafel, darauf das Schiff schwamm und wo mit rother Schrift zu lesen war: Nach Amerika! Wenn er heimkam, machte er dann jenes Scherzwort zur Wahrheit, daß er über Amerika ins Bett stieg.

Im Frühling war eine lustige Hochzeit im Dorfe, die aber ihre traurigen Folgen hatte. Der Schackle war zurückgekehrt und heirathete eine Kaufmannstochter aus der nahen Amtsstadt und errichtete einen großen Kramladen mit langen, bis an den Boden reichenden Fenstern, wie man solche im Dorfe noch nie gesehen. Die Zuckerin, die, gestützt auf ihren jetzigen Familienanhang bei Schultheiß und Gemeinderath, die Gestattung dieser Concurrenz hatte verhindern wollen, brachte nichts zu Stande, und sie, die einst die Familie Xaveri's so hoch gerühmt hatte, konnte nicht genug Schimpfworte auf dieselbe finden und den Xaveri hieß sie fast nicht mehr anders als den „Garnichts", weil er einmal gesagt hatte: „Ich kümmere mich um die Sache gar nichts!" und dabei fest verblieben war. Die Zuckerin suchte jetzt den Xaveri zu stacheln, daß er dem Pflugwirth dafür seinen Auswanderer-handel verderbe; dieser aber war nicht mehr dazu aufgelegt; dennoch versagte er sich die Schadenfreude nicht, ihr vorzuhalten, daß sie ihn verhindert habe, als es noch Zeit war und ihn jetzt ermahne, da es zu spät sei. Nun wollte sie, daß er mindestens dem Schackle nicht zur Hochzeit gehe; aber auch hierin willfahrte ihr Xaveri nicht; er war ja der alte Beschützer des Schackle gewesen und schloß zuletzt auf jede Ermahnung: „Ich bin kein Krämer!"

Xaveri pfiff lustig, als er zum Hochzeitschmause des Schackle ging und hörte nicht auf das Brummen und auf das laute Schelten seiner Frau; er zog sein bestes amerikanisches Gewand an und versteckte noch darunter sein Waldhorn. Er entsetzte sich fast, als er seine Frau ansah: wie hatte diese sich so fürchterlich verändert! Ihre ganze Erscheinung war so über alle Maßen vernachlässigt, daß er sich fast gar nicht glauben mochte, daß das seine Frau sei. Die Zuckerin wußte, daß ihr Mann noch vom Soldatenleben her viel auf ein propres Wesen hielt und fast zu seinem Aerger vernachlässigte sie sich immer mehr.

„Kannst dich anziehen und auf den Abend auch nachkommen, ich will einmal gut essen!" sagte Xaveri und ging nach dem Pflugwirthshause.

Das Waldhorn tönte am Abend das ganze Dorf herauf; es konnte Niemand anders sein als der Xaveri, der so schön blies. Die Zuckerin saß daheim in Zorn und bitterm Haß und sie wußte am Ende nichts Anderes zu thun, womit sie ihren Mann ärgern könnte, als daß sie ein Beil holte, um die Kiste zu zertrümmern. Er hütete die Kiste wie ein Kleinod; er hatte seine Frau gebeten, ja ihr streng befohlen, sie nie zu berühren; darum sollte sie jetzt zerstört werden. Die Zuckerin besann sich aber doch wieder, daß sie einen namhaften Geldwerth zerstörte und ließ nun ihren Zorn damit aus, daß sie mit dem Beil den Namen Xaveri's und die beiden Waldhörner auskratzte. Sie ging vor das Haus und jetzt sagte ihr eine wohlwollende Nachbarin, daß der Xaveri tanze wie ein junger Bursch. Schnell sprang sie nach dem Wirthshause und eilte athemlos die Treppe hinauf. Dort tanzte eben Xaveri mit des Pflugwirths Agathe und jauchzte und sang dabei; schnell drang sie durch die tanzenden Paare und stand vor ihrem Xaveri. „Was machst du da?" schrie sie laut.

„Guck, die ist halt schöner als du!" erwiderte Xaveri. Fluchend und mit gellendem Schreien, daß darob die Musik einhielt, schimpfte nun die Zuckerin die Agathe, die aber ruhig erwiderte: „Was schändest so? Ich mag ihn nicht; wenn ich ihn gemöcht hätt', hätt'st du ihn nicht kriegt!"

„Du siehst ja aus wie der Hanfbutz!“ *) rief Xaveri und in übermüthiger Laune begann er das Lied zu singen:

I g'sieh kein Krapp **), i g'sieh kein Vogel —
Der Hanfbutz, der Hanfbutz, der Hanfbutz isch do!

Die Musik begann die Weisung zu spielen und Alles jauchzte hellauf und tanzte und drückte die Zuckerin hinaus. Diese eilte zu der Mutter Xaveri's und zu Trudpert. Bald sah man Letztern auf dem Tanzboden und Xaveri verschwand gleich nach ihm.

Im Leibgedingstüble der Mutter gab es nun heftige Erörterungen, oft von Weinen und Schreien unterbrochen. Die Mutter hatte schnell die Laden zugemacht. Es sollte kein Laut nach außen dringen. Xaveri, der ohnedies nur verzweifelt lustig gewesen war, erkannte wol bald sein Unrecht, aber er hatte wieder seinen alten Trotzkopf und wollte das nicht gestehen, bis endlich Trudpert, der sein Lebelang gutmüthig und nachgiebig gegen ihn gewesen war, auf ihn zusprang und schwur, ihn zu erdrosseln, wenn er nicht bekennen und sich bessern wolle. Die Mutter weinte und wehrte ab so viel sie vermochte und nach der eigenthümlichen Art sprachen ihre Klagen nichts davon, wie jammervoll dieser Bruderstreit an sich war; sie wiederholte nur immer: „Was ist das für eine Schande vor den Leuten, daß ihr so Händel miteinander habt! Um Gotteswillen! Das ganze Dorf läuft ja zusammen! Draußen steht Alles und horcht zu!“

Die Zuckerin saß auf der Bank und hielt still die Hände ineinander. Xaveri schaute nur einmal mit wildem Blick nach ihr hinüber; wie ein Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, wie schändlich es von seiner Frau sei, daß sie ihm nicht beistehe und abwehre gegen seinen Bruder, der ihm fast den Hals zudrehte. „Laß los, du hast Recht!“ rief er aber doch keuchend. „Du mußt Recht haben, weil du so gegen mich sein kannst! Das hätt' ich nie geglaubt!“

„Ich hätt's auch nie geglaubt!“ sagte Trudpert, ließ ab und seine Hände zitterten.

Xaveri versprach aufrichtig, sich zu bessern, und als er mit seiner Frau heimging, schaute ihm die Mutter aus ihrem Fensterchen nach und betete auf den nächtigen Weg der Davongehenden noch lange inbrünstige Gebete.

(Der Schluß in nächster Nummer.)

Die Engländerinnen.

Von den alten Deutschen wird erzählt, sie hätten, als sie noch in ihren Wäldern hausten, die Frauen den Engeln gleich gehalten. Das ist etwas lange her. Die Velledas, die Thusnelden leben im Reiche der Dichtkunst. Schon mit der christlichen Aera trat der Cultus der reinen Jungfrau gegen den der Mutter zurück. In Deutschland war die Frau die Freie. In welchem Sinne sie es war, lehrt Tacitus. Die Sklaven bedienten Haus und Herd. Die Sklaverei ist abgeschafft. Die Frauen haben, wie emancipirte Mitschwestern sagen werden, die Erbschaft der Sklaverei angetreten. Ueber die Stellung der Frauen im gegenwärtigen Deutschland bedarf es für sie keiner weitern Aufklärungen.

Aber England! Ging das freie Frauenthum mit Hengist und Horsa, den alten Sachsenführern, über Meer? Hat die Flut der Zeit das alte Priesterthum des germanischen Weibes hinweggeführt zu Ossian's Nebeln? Ist der Boden Britanniens die Heimat der neuen Velleden und Thusnelden geworden? Folgen wir einmal der alten Sachsenspur und sehen uns bei den Gebietern des Weltmeers nach der Stellung der dortigen Frauen um.

Wie ein Staat sich auf die Familie gründet, wird auch die Familie immer das Bild

*) Vogelscheuche.
**) Rabe.

eines Staats sein. Aber nicht nur eines Idealstaats im Allgemeinen, sondern auch des Staats, in dem man lebt. Trägt der Mann als Bürger das Bewußtsein, in seinem guten Rechte überall den Schutz zu finden, den er begehrt, um nirgends der Willkür unterthan zu sein, so wird er auch Andern zugestehen, was er für sich selbst beansprucht, und von Keinem eine Selbstverleugnung begehren, die er nicht achten kann. Das Haus ist sogleich der Ort, wo ein erstarktes Gerechtigkeitsgefühl und der errungene Freiheitssinn sich geltend macht. Da ergibt sich denn beim Engländer mancherlei Folge. Er nennt sein Haus sein Schloß. Er glaubt, daß die Heiligkeit jener Mauern, die ihm sein Weib und seine Kinder bergen, durch keine Macht der Erde, durch keinen Spruch des Gesetzes, durch keinen Menschenwillen antastbar wäre. Die Habeas-Corpus-Acte unterstützt diesen Glauben. In England bewohnt jede Familie ein eigenes Haus für sich. Sei es noch so klein oder auch noch so groß, es gehört nur einer Familie. Es ist ein geschlossenes Schloß. Was hinter dieser Pforte geschieht, was von Frau und Kind in den oft todt scheinenden Mauern empfunden wird, davon verlautet keine Kunde. Wehe dem Munde, der über die Schwelle hinaustrüge, was er im Schoose der Familie erlebte! Selbst der Fremde, den der Zufall zum Zeugen des häuslichen Lebens machte, gelobt jene Discretion, die in England in so wunderbarem Contraste zur Zügellosigkeit des öffentlichen Lebens und der Presse steht.

Folgen wir nun dem Loose der Frau, wenn sie, als Gattin, eines solchen Hauses Schwelle betritt! Nachdem sie den Mann ihrer Wahl auf einer Hochzeitsreise begleitet, die, kurz oder lang, Gelegenheit bot, daß sich Beide in ihrer Eigenthümlichkeit ganz zu erkennen geben, wird sie in jenes Schloß geführt, begrüßt als dessen Herrin. Sie betrachtet die Räume, in denen sie schalten und walten soll, und macht sogleich des Hauses Gesetze. Doch nicht allein macht sie diese Gesetze. Die neue Verfassung wird mit dem Manne entworfen, seiner Zustimmung vorgelegt und nur das Detail der Ausführung bleibt ihrem eigenen Ermessen überlassen. Der Einnahme gemäß werden die Ausgaben festgestellt, jeder Zweig der Existenz erfährt eine Berücksichtigung und ein angemessenes Verhältniß wird im Allgemeinen und im Besondern erwogen.. Damit entäußert sich der Herr des Hauses gleichsam für immer seiner Macht und die executive Gewalt beginnt. Der Mann ist Herrscher, die Frau regiert. Monsieur règne, Madame gouverne. Rechnungsbücher weisen nach, wie die Verwaltung geführt wird. Jeder Monat erfährt seinen Abschluß und das Jahr zeigt wieder die Summe des Ganzen. Bei dieser Uebersicht wird ein Nadelgeld für die Frau nicht vergessen. Ohne eine kleine Summe, die sie ganz ihr Eigenthum nennt, würde sie bei aller Freiheit doch wieder nur Sklavin sein. Dies Mein und Dein, wenn auch noch so unbedeutend, erzeugt die Anerkennung einer gegenseitigen Berechtigung. Sie kann nun mildthätig sein nach ihrem Willen. Sie kann schenken, wenn sie freigebig ist. Sie kann der Neigung, sich zu schmücken, folgen, soweit ihre Mittel reichen. Mein und Dein! Welche erhebende Wechselwirkung! Schon im Kinde sehen wir ein Festhalten an Dem, was es sein Eigenthum nennt und wer würde verkennen, daß aus einem Fehler auf diesem Gebiete auch Tugenden sich entwickeln lassen? „Es gehört ihm", sagt die englische Mutter von ihrem Söhnchen, „wenn er sein Spielzeug nicht freiwillig gibt, so dürfen wir es ihm nicht nehmen." Im kleinsten Kinde achte man doch schon dies Recht des Eigenthums, dies Recht der freien Selbstbestimmung! Die Mutter, die auf diese Art dem Staate Bürger erzieht, trägt dazu bei, ihn zur politischen Macht zu erheben. Und wie klein daher oder wie groß das Schloß, das ein Engländer bewohnt, die Herrin desselben wird eine eigene Revenue beziehen, von der sie keine Rechenschaft abzulegen braucht. Weisen die Bücher zu jeder Stunde nach, was die Verwaltung des allgemeinen Hausstandes gekostet, so findet keine Untersuchung statt, was die Privatausgaben betrifft. Ob die Gattin ein Kleid kauft oder nicht, ob sie milde Gaben spendet oder sparsam sammelt, ist ihre Sache; mit ihrem Eigenthume schaltet sie nach Belieben. Auch liegt

der Gewinn auf der Hand. Der Mann ist sicher, daß seine Bücher nicht blos künstlich, sondern wirklich stimmen und daß alle Gegenstände auch wirklich Das gekostet haben, womit sie verzeichnet stehen.

Je unterdrückter der Mensch ist, desto begieriger wird er zum Herrschen. In England weiß man nichts von der sogenannten „Herrschaft des Pantoffels". Die Engländerin kann nur in Anerkennung der Rechte des Andern die eigenen schützen. Sie verlangt, wenn sie in glücklichen und entsprechenden Verhältnissen lebt, von ihrem Gatten nicht erst, daß er sie um Erlaubniß frage, wenn er einen Gast mitbringen will. Er kennt die Einrichtung seines Hauses und muß beurtheilen können, ob der Freund, den er unverhofft an seinem Tische Platz zu nehmen bittet, mit der täglich vorgefundenen und von ihm erwarteten Bewirthung zufrieden sein könne: Die Frau hat freilich auch das gleiche Recht. Sie wird es weise benutzen. Denn zwei Menschen, die sich lieben und achten, zwei Menschen, die einen Bund geschlossen haben, der die Spanne Zeit, Leben genannt, ausdauern soll, werden nur wünschen können, in ihrer gegenseitigen Beziehung glücklich zu sein und dem Andern nicht zufügen wollen, was Jeder selbst nicht gern sähe. Freiheit erzeugt Schonung. Macht erzeugt Selbstbeschränkung. Die Engländerin ist vernünftig. Ist dies Anlage der Natur, ist es der vorherrschende Verstand über die Empfindung, ist es Folge der Erziehung? Sie kann schon als Mädchen eine Mutter sein, dem Geiste und Herzen nach. Sie erzieht vortrefflich. Ihr gegenüber gilt keine Schwäche, keine Uebertretung eines Gesetzes, kein süßes Schmeichelwort, keine Appellation an das schwache Frauenherz. Daher hat aber auch die junge Engländerin wirklich als Mutter nur das Ziel der Bildung vor Augen. Sie wird keinen Scherz treiben mit dem physischen und moralischen Wohl ihres Kindes. Kein schwacher, empfindsamer und bei unsern Frauen mit ihrem ewigen Herzen und Küssen und Schmeicheln der Kinder so unendlich alberner Moment wird ihr Das ablocken, was sie als schädlich oder unangemessen einmal verboten hat. Zucker, Näschereien werden dem Kinde nie gereicht. Ein englisches Kind bittet auch nicht um Dinge, die es nicht erhält.

Die Berechtigung, die Jeder in den Beziehungen des Lebens geltend macht, zielt mehr auf Achtung hin als auf Liebe. Man kann nicht umhin, Denjenigen zu achten, der seine Stellung im Leben richtig versteht, derselben gemäß handelt und seine Beziehungen zu der Welt danach feststellt, auch wenn man sonst an ihm keinen Gefallen fände. Das englische Kind lernt früh diese Achtungsverhältnisse kennen. Sowie es sich selbst bewußt wird, verschmäht es zwar, irgend Jemand Gewalt über sich einzuräumen außer seinen Aeltern, es wird von den Dienern des Hauses würdig behandelt; aber dafür muß es jeden kleinen, ihm geleisteten Dienst auch mit einem Worte des Danks entgegennehmen. Es ist wahr, der Trotz der jungen Engländer mag zu weit gehen. Ein Wort, wie: „Sie haben uns nicht zu befehlen!" an eine fremde Mahnung gerichtet, widersteht dem Charakter der deutschen Gemüthlichkeit; aber um so größer ist der Gehorsam gegen das Gebot der Aeltern. Dies ist ein heiliges und wird auch in deren Abwesenheit heilig gehalten. Das Kind fühlt instinctmäßig, daß Aelterliebe nur dann gebietet, wenn es die Einsicht heischt. Tritt die Mutter in die Kinderstube, mit ihrer würdevollen Haltung, ihrer ruhigen Miene, so beherrscht sie schon mit ihrem Blick die Anwesenden, ehe sie noch gesprochen. Ein englisches Kind hört kein wildes Wort aus dem Munde seiner Mutter. Selten sieht es den Zorn Macht über sie gewinnen. Hat das Kind eine Klage zu führen, so hört sie ruhig an und entscheidet gerecht, auch wenn sie verweisend die Thräne aus des Kindes Auge küßt und ernst vor der Zukunft warnt.

Nach Allem, was wir bisher aus langjährigem Studium englischer Sitten mittheilten, wird man erkennen, daß die Engländerinnen wirklich die Herrscherinnen und Priesterinnen des Hauses sind. So manches Jahr schon hat der Engländer erfahren, welche Wohlthat ihm daraus erwuchs, daß sein Weib in allen Angelegenheiten des häuslichen

kleinen Staats das Scepter führt. Sie denkt über das Gemeinwohl nach, über sich, über Andere, über ihre Verhältnisse, und darin liegt ein unberechenbarer Vorzug. Um diesen Formensinn, diese Logik des Verstandes schon früh einem jungen Mädchen einzupflanzen, sucht man Lehrer, die sie in der Mathematik unterweisen, ja sogar die lateinische Grammatik wird nicht selten deshalb betrieben, um eine Vorschule zu einem richtigen Schlußvermögen abzugeben. Das Praktische, Ernste, Sichere entwickelt sich bei den Engländerinnen schon in der Jugend. In einem englischen Familienleben gehört es nicht, daß die Kinder beständig um die Aeltern sind, daß sie mit ihnen speisen und an allen ihren Vergnügungen Theil nehmen. Der Mutter wäre die Theilnahme schon recht, denn der Natur gemäß ist die Liebe zu den Kindern die vorherrschende. Aber die Besonnenheit verhindert dies allzu glückliche und bevorzugte Leben. Nützt dieses System einmal für die Erziehung, so erschließt es auch eine Quelle des Glücks für das Zusammenleben der Gatten selbst. Die Liebe dauert länger. Der Mann wählte sich eine Gefährtin auf der Bahn des Lebens, die mit ihm theile, was das Schicksal bringt, in deren stets verschlossener Brust er frei ausathme, was ihm die Außenwelt an Sorg' und Hoffnung bietet. Er kehrt heim von seiner Arbeit, er will an seines Weibes Herzen ruhen. Wie oft findet er bei uns statt einer Geliebten nur die Mutter! Nicht so in England. Die Frau sieht die Berechtigung des Gatten ein, sein Glück zuerst berücksichtigt zu wissen und demgemäß handelt sie. Er ist und bleibt das Haupt des Hauses, nie werden es die Kinder, wie in tausend und abertausend Ehen. Die Engländerin bezieht ihr Leben sichtlich nur auf den Gatten. Sie frühstückt mit ihm allein, sie gehört ihm so lange, bis er gesammelt an die Geschäfte des Tags geht. Hat er sich entfernt, dann ist sie Mutter. Den ersten Unterricht in der Religion, die schwere Kunst des Lesens lernt jedes Kind in England nur auf dem Schooße seiner Mutter. Die ganze Erziehung ist ihr Werk, ihr Wort bestimmt Alles; auch die kleinsten Details ihrer Kinderstube sind ihr Gesetz, und daß dies gehalten werde, darüber wacht sie streng. Dabei schützt sie Jeden in seiner Berechtigung und Niemand der Dienstboten wird aufgefodert, Das zu leisten, was seines Amts nicht ist. Kehrt der Herr des Hauses dann zurück, sind seine Geschäfte beendet, so harrt schon die Gattin seiner, um die Stunden der Muße ganz allein mit ihm zu theilen. Selbst den beliebten deutschen Umgang für sich allein in Zusammenkünften mit aparten Freundinnen, die oft der Mann gar nicht kennt, pflegt sie nicht. Sie geht spazieren, macht Morgenbesuche, macht Einkäufe, aber um die Zeit, wo ihr Gatte heimkehrt, ist sie zurück und ungetheilt nur für ihn und seine Verhältnisse auf der Welt. Man speist sehr spät. Es ist Sitte, zum Mittagsmahle eine andere Kleidung anzulegen und keine Dame jenseit des Kanals wird es versäumen, mit ihrem Gatten allein dieselbe Sorge auf ihr Aeußeres verwandt zu haben, als wenn sie Besuch erwartete. Eine gleiche Rücksicht wird aber auch von seiner Seite beobachtet. Das Wohlanständige des Beisammenlebens, die manchen kleinen Rücksichten des Schicklichen, das stete Beobachten der Form sind wesentliche Bedingungen im Eheleben. Herrscht ein solcher Ton unter den Aeltern, so beugen sich die Kinder früh vor seinem Einfluß und Schamgefühl überschleicht sie, wo sie dagegen gefehlt. Respect ist das große Wort, das Jeder für sich begehrt. Es soll bei den Engländern, wie die Phrenologen sagen, ein Organ vorhanden sein, das darauf hinweist. Ist dem so, so müßten die Spuren desselben Organs doch noch zu finden sein bei den Abkömmlingen der alten Sachsen diesseit des Kanals. Suchen wir es auszubilden! Vielleicht tritt es wieder mehr hervor.

Aus der Anerkennung gegenseitiger Berechtigung entsteht die Folge, daß Jeder, wenn es ihm zusagt, sich seine eigene Lebensweise erfindet. Daher ist England das Land der Originale. Und besonders ist dies unter den Frauen bemerkbar. Es gehört Muth dazu, originell zu sein. Die Engländerin sagt: „Warum soll ich nicht leben wie ich mag, wenn ich Niemand beeinträchtige?" Die Lächerlichkeit fürchtet sie nicht. „Was werden die Leute

ſagen!" — dies peinliche „Qu'en dira t'on!" kennt ſie nicht. Sie hat die Berechtigung, ihren Geſchmack geltend zu machen und ſie thut es. Eine junge Dame von hohem Stande wurde zum erſten male bei Hofe vorgeſtellt. Dieſe Ceremonie hat etwas Herzbeklemmendes für den Neuling. Mit der langen Schleppe angethan, im Angeſicht ſo vieler Zeugen vor dem Sitz der Majeſtäten vorübergehen, ſeine Verbeugung machen und dann rückwärts durch die entgegengeſetzte Thür verſchwinden, iſt ein Kunſtſtück, das eingelernt ſein will und das dennoch beim erſten Verſuche mißlingen kann. Die junge Dame war Lady in her own right, d. h. ſie hatte einen Titel mit auf die Welt gebracht; dieſer Titel gab ihr das Vorrecht, von der Königin einen Kuß auf die Backe zu erhalten. Der Kämmerling rief den Namen, die junge Dame verbeugte ſich, aber kein Kuß erfolgte. Sie verharrte immer noch auf ihrem Platze. Der Hof, die ganze Verſammlung muſterte ſie mit ſtaunenden Blicken. Glühendes Roth überzog ihre Stirn, eine Falte zog ihre Augenbrauen zuſammen, aber mit ſtolzer Haltung verharrte ſie auf ihrem Platze. Da endlich flüſterte ein Naheſtehender der Königin den Misgriff zu und der Kuß erfolgte. Es war nicht der Kuß, es war ihr *Recht*, das ſie begehrte; ein Recht, das ihre Vorfahren erworben haben mochten wie ſie wollten, das ſie aber zu behaupten geſonnen war.

Wir wählten dies Beiſpiel, um die feſte, ſelbſt vor dem Throne ihrer ſelbſt nicht uneingedenk bleibende Sicherheit der Engländerinnen zu bezeichnen. Und nur diejenige Frau, die ſelbſt etwas auf ſich gibt, kann allein lieben und wahrhaft beglücken. Es iſt doch wol nicht Zufall, daß die erſte und einzige Tragödie der Liebe: „Romeo und Julia", von einem Engländer gedichtet iſt. Julia Capulet hat den Namen einer Italienerin, aber ihrem innerſten Weſen nach, von ihrem erſten: „Wer iſt dort der Herr?" bis zum letzten: „So laß mich ſterben!" iſt ſie eine Tochter Albions.

Aus meinen Tagebüchern.

Glaube. Zweifel. Wiſſen.

Der Glaube gleicht der Blüte mit ihrer bunten Farbe, mit ihrem lieblichen Dufte, mit ihrer, dem Auge des Beſchauers wohlthuenden Geſtalt; der Zweifel der unreifen Frucht mit ihrer Bitterkeit oder Säure und mit der noch unanſehnlichen Geſtalt; das Wiſſen der gereiften Frucht mit ihrer Süßigkeit, ihrem Nahrungsſtoffe, mit ihrer Abrundung. Es wäre gleich thöricht, die Blüte abſtreifen zu wollen, bevor ſie einen Fruchtknoten zeigt, wie die unreife Frucht zu brechen oder den Verluſt der Blüte zu beklagen, während man an der gereiften Frucht ſich laben kann.

Halbwahrheiten.

Die Entdeckung, daß uns gar Vieles bald als Halbwahrheit erſcheint, was wir als ganze Wahrheit angenommen oder gegeben haben, ſollte uns nicht ſowol dazu dienen, daß wir von keiner Wahrheit etwas wiſſen und hören, oder das von uns ſelbſt für wahr Gehaltene als Wahrheit auszugeben uns allzu bedenklich finden laſſen möchten, ſondern vielmehr dazu, daß wir die *andere* Hälfte der Wahrheit zu entdecken uns um ſo eifriger bemühen.

Die Fehler eines Andern.

Wie kommt es, daß es Andern nicht immer recht iſt, wenn wir Fehler und ſelbſt Untugenden ablegen, über die ſich dieſelben kurz zuvor ſchwer beklagt und die ſie ſo übel empfunden haben? — Nun, ſie haben ſich im Umgange mit uns auf unſere Fehler und Untugenden eingerichtet und haben ſich dadurch zu eigenen Fehlern und Untugenden verleiten laſſen, die ſie nun ſelbſt ablegen müſſen, wenn ſie gut mit uns auskommen wollen.

Wer nicht den Muth hat, einmal etwas Falſches zu ſagen, der wird auch mit ſeinen Wahrheiten oft zu ſpät kommen. Wer zu ſehr fürchtet, etwas Unrechtes thun zu können, wird auch das Rechte oft verſäumen.

Es iſt leichter, ein begangenes Verbrechen, das man hinter ſich hat, einzugeſtehen als die kleinſte Schwachheit, die man eben noch an ſich trägt.

Die rechte Würdigung des Ungemeinen wird immer ebenſo ſelten ſein als die Erſcheinung des Ungemeinen. Daher kommt es, daß die Liebevollſten doch nicht immer die Geliebteſten ſind. P. K. zu K. b. D.

Familienabende.

So viel Zeit müßte jeder tüchtige und wo möglich gebildete Familienvater ſchon ſeinen Geſchäften abmüßigen können, daß er einige Abende des Monats ganz und in höherm Sinne ſeiner Familie widmete. Wie reiche Früchte würden daraus ſpäter dem Leben im Staate, in der Kirche und endlich der ganzen Menſchheit erwachſen! An dieſen Familienabenden ſollte jede Anlage zum Beſſern im leichten Rhythmus der Geſelligkeit ausgebildet, ſollte dem Herzen wie dem Kopfe die gedeihlichſte Nahrung zugeführt werden. Das ganze Panorama der Welt wird ſich hier der Gattin, den Kindern und einigen Freunden des Hauſes in faßlicher Weiſe aufſchließen, in Bild- und Schriftwerken, in Muſik und vor allem in lebendiger Wechſelrede. Wie viele Hülfsmittel dazu, welche unſere Vorfahren nicht kannten, bietet die jetzige Zeit dar! Hülfsmittel, um in Natur und Geſchichte einzudringen und im Laufe des Jahrs den jungen Weltbürger zu erziehen für das Kleinſte und Größte, für das Dieſſeits und das Jenſeits, um ihn vor aller Kopfhängerei, aber auch vor aller Vermeſſenheit zu bewahren! Wahrlich, zwiſchen dem flimmernden Weihnachtsbaume mit ſeinen lockenden Geſchenken, mit ſeinen ſüßen Näſchereien und dem funkelnden Sternenhimmel draußen waltet eine große Verbindung ob, die durch das Familienleben, beſonders an traulichen Abenden, zum Bewußtſein gebracht werden ſollte, um alle Freuden, aber auch den Ernſt des ſpätern Erdenlebens ſchon vorzubereiten. Unſere Kinder ſitzen und ſchwitzen nach dem heutigen Erziehungsſyſtem viel zu viel die langen Winterabende hindurch über todten Lectionen. Und doch muß man ſagen: In England und Deutſchland ſind Familienabende es geweſen, welche in Kindern jenen Grund niedergelegt haben, aus dem der Nation einſt große Männer und Frauen erwachſen ſind.

Alexander Jung.

Die tanzenden Tiſche.

Der Weltgeiſt iſt ein Humoriſt. Zuweilen wirft er irgend eine wunderliche Frage hinaus ins Menſchengewühl und beobachtet die poſſirlichen Geberden, die wir machen, um ſie zu löſen. Der Spaß, den daran jener neckiſche Demiurgos zu haben ſcheint, kann auch dem Beobachter werden, der ruhig zuſieht, wie die Menſchen mit den neuen Nüſſen fertig werden.

Wie luſtig iſt jetzt die Aufnahme der Kunde von den tanzenden Tiſchen! Und nicht blos wie luſtig, ſondern auch wie lehrreich! Wir ſind ſtill geworden über Monarchie und Republik, über Offenbarungsglauben und Vernunftglauben, über Staat und Geſellſchaft; man weiß kaum recht, welche Stimmungen und Geſinnungen verborgen in der Welt ſchlummern. Da kommt zwiſchen alle Verſtellung und Furcht plötzlich das Phänomen von einem durch Handauflegen in Bewegung zu bringenden Tiſch und nun zeigt ſich Zweifel

und Glaube, Ernst und Humor, Grübeln und Spotten nebst allen Zwischenschattirungen von Bedächtigkeit, von Prüfung, von Unentschlossenheit, von gewöhnlichem Ab- und Zuwarten Derer, die natürlich immer die Klügsten bleiben und zuletzt die Siegreichen. Der nimmt die Sache melancholisch, Jener sanguinisch; Der cholerisch, Der phlegmatisch. Die Federn spitzen sich und sogar die Neigung zur Oeffentlichkeit, die plötzlich 1848 so schreckenerregend aufwucherte und sich jetzt im Gegentheil in ein allgemeines bene vixit qui bene latuit verloren hat, tritt nun wieder mit Namennennungen, Eingesandts und allen den der deutschen Nation leider sehr eigen scheinenden Geltendmachungen des respectabeln wohlgeborenen und hochwohlgeborenen eigenen Ichs hervor.

Und auch die Erscheinung ist merkwürdig, wie außerhalb der Dilettantenwelt in der literarischen Sphäre bei den tanzenden Tischen wieder lustig die gewöhnlichen schriftstellerischen Capriolen gemacht werden. Das war ein Thema für die „gewandte Feuilletonistik!" Tanzende Tische! Welches reiche Feld des parodirenden Witzes! Was werden wir erst erleben, wenn die Tische auch in den französischen Blättern tanzen werden, dort, wo seit einigen Jahren aller Humor verbannt und der „Charivari" unleserlich geworden ist! Die Welt wird wieder heiter werden. Die aschgraue Wirklichkeit überzieht ein frohes Himmelblau. Es kann wieder Spaß geben, auch da sogar, wo der Spaß bisher nicht privilegirt war und man ihn sich nur von ein paar Andern, die sich die Gelehrten des „Kladderadatsch" nannten, vormachen ließ und zu diesen von Herzen dankbar seine süßsaure und schmunzelndseufzende Miene machte. Dank den Göttern! Sie senden uns mit den tanzenden Tischen wieder die verbannte Heiterkeit in die Welt.

Und welche weise Vorsicht des Geistes, der seine schöne Erde liebt! Die tanzenden Tische sind Veranlassung, daß wir wieder miteinander zu sprechen anfangen. Gab es denn noch seit zwei bis drei Jahren Gruppen von vier oder fünf Personen, die sich zu einem gemeinschaftlichen Zwecke verbanden? Sah denn der Eine noch auf den Andern? Schlich nicht Jeder seinem Berufe nach und mied das Antlitz des Nachbarn und schlenderte so still für sich hin durch dieses irdische Jammerthal? Die tanzenden Tische erlösen uns nicht nur von der trübseligen Ernsthaftigkeit des Lebens, sondern auch von der schrecklichen Isolirung, in die Einer gegen den Andern gerathen war. Wie wenig Vereinigung noch in der Welt herrschte, sah man recht deutlich daraus, daß anfangs *Niemand das Experiment gemacht hatte*, wer nicht zufällig eine Familie besaß oder gerade einen Thee gab. Einen Freund zu haben, war schon für diese Zeit zu viel verlangt. Nun braucht man drei, vier, fünf Freunde und findet sie. Die tanzenden Tische führen die Menschen wieder zusammen. Die verbundenen Fingerspitzen erzeugen elektrische Strömungen des Lebens. Wir waren im Begriff, Einsiedler, Mönche, Trappisten zu werden; da schickt uns das fröhliche, muntere, gesunde, goldfindende Amerika nach dem trübseligen „Onkel Tom" die tanzenden Tische und plötzlich besinnen wir uns, daß wir noch Nachbarn haben und Einer des Andern bedürfe und wir erkennen uns wieder und lachen zusammen und tauschen Vielerlei, vielleicht sogar unsere Meinungen aus.

So viel heute von den tanzenden Tischen in socialer und weltgeschichtlicher Bedeutung. Was an ihnen naturwissenschaftlich ist, das wird wahrscheinlich erst durch ein Geschworenengericht von Akademikern kund werden, die sich darauf rüsten, bei dem Rufe: „*Er bewegt sich!*" nicht ihren unsterblichen Verstand zu verlieren. Denn dieser Moment ist der gefährliche, dieser Moment, wo plötzlich von einem Dutzend Händen immer eine Hand dann in der Lage ist, sogleich zu schieben, und elf in der Lage, geschoben zu werden, so aber, daß, wenn die eine schiebt, alle andern geschobenen gläubig sind und die einzige zweifelnde dann doch auch gläubig wird, wenn von den elfen die nächste Hand sie ablöst und dann diese die schiebende und vorübergehend zweifelnde wird. Ferner müssen diese Geschworenen den feierlichen Eid ablegen: Ich schwöre, mir nichts ein-

zubilden auf meine wunderbare elektrische Empfänglichkeit und meine wunderbare magnetische Ausströmung! Ich schwöre nie auszurufen: O, ich bin ein furchtbar sensitiver, ein odischer Mensch und habe Das schon lang' gesagt und nun sieht man's, was gerade in mir für eine Merkwürdigkeit steckt!

Von Erklärungen des neuen Wunders lasen wir schon viele. Eine der für uns erfreulichsten erhielten wir von Herrn Dr. C. Hlawacek in Karlsbad, der unsere Aufsätze „Ueber Unsterblichkeit der Seele" mit dem ihm gelungenen Phänomen in Verbindung brachte und jene, in Nr. 27 unserer „Unterhaltungen" gegebene Auseinandersetzung über gebundene und ungebundene Nervenelektricität auf die neue Bewegung der Tische bezog. Seine geistreiche und scharfsinnige Vermuthung gaben wir, da die Mittheilung drängte, in die „Deutsche Allgemeine Zeitung", von wo sie in die übrigen politischen Blätter überging und unsern Lesern demnach schon bekannt sein wird.

Anregungen.

Die schöne Seele.

Wir haben diese, der deutschen Sprache eigenthümliche Bezeichnung bekanntlich zuerst von Goethe im „Wilhelm Meister" mit der bestimmten Hindeutung auf ein weibliches, sanftes, christliches Gemüth mit herrenhuterischer Färbung erhalten. Sollte bei Bildung dieses Begriffs Goethe'n nicht eine Modernisirung des griechischen Kaloskagathos, die verbundene „Güte und Schönheit" vorgeschwebt haben? Carus gibt in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" folgende Definition: „Unter dem Ausdrucke: Eine schöne Seele, pflegen wir eine eigenthümliche Reinheit und innere Großartigkeit der Fühlung im Gemüthe und der einfachen Klarheit im Erkennen und Wollen zu bezeichnen."

Sehr sinnig sind die körperlichen Merkmale, die Carus von der schönen Seele angibt. Er spricht ihr eine Hand zu, die er die psychische nennt und die aus feinen, schlanken, verlängerten Fingern und ebenso verlängerten Nägeln bestehen soll. Es ist nicht gesagt, daß sich diese Hand immer nur bei den vornehmen Damen findet, die in träger Beschaulichkeit ihrer Boudoirs mit einem feinen englischen Nagelstahl ihre Finger und Nägel pflegen können; man findet sie auch bei Frauen aus dem Volke, bei mildthätigen, hingebendgestimmten Naturen, sanften Müttern, duldenden Ehegattinnen, die unter mancherlei Bedrängnissen zu leiden und sich dem Schicksal meist still ergeben zu fügen haben.

Man kann mit jener Carus'schen Definition der schönen Seele um so einverstandener sein, als sich in ihr das Gefühlsmoment mehr hervorgehoben findet als die Intelligenz. Es ist nämlich ein Vorwurf, den wir gegen die psychologischen Erörterungen des geistreichen und allen Dingen auf die Tiefe nachgehenden Denkers nicht unterdrücken mögen, daß Das, was er hochzustellen und bedeutend zu nennen pflegt, sich gewöhnlich mehr in der Gegend des erkennenden und interessirten Geistes als in der des Herzens befindet. Die Welt der Entsagung, der Unterordnung und Demuth ist doch sehr oft im Leben die leere Reversseite von Medaillen, die sehr glänzend nach der Seite des Geistes, des Interesses, der „höhern Empfänglichkeit" strahlen. So treffend und anregend die Definitionen auch dieser neuen und mannichfach merkwürdigen Symbolik für die Erkenntniß der menschlichen Gestalt sind, so verwundet doch nicht selten die allzu sichere Eintheilung in Hoch, Höher, Höchst, in Gewöhnlich und Mittel, in Niedrig und Gering je nach der Außenseite des Menschen, über die uns so unabweisbar tief der Glaube an ihre Zufälligkeit eingeprägt ist, und bei all der ebenso gelehrten wie geistvollen Erörterung kommt dann immer recht beklemmend Eins ins Gedränge, nämlich eben jenes Herz, das oft unter unscheinbarster Hülle so treu und warm zu schlagen weiß. Lesen wir nicht schon im „Hafiz" das schöne Wort, daß Das, was uns Menschen hienieden garstig, krumm, buckelig, lahm und schielend erscheinen will, im Auge Gottes eitel Schönheit ist?

Genie und Talent.

Zu denjenigen Gemeinplätzen, die man täglich wiederholen hört, muß man gewisse Unterscheidungen zwischen Genie und Talent rechnen. Es sind das diejenigen Unterscheidungen, die von den Einflüssen des Dilettantismus herrühren, der leider zu allen Zeiten, während die großen Geister schufen, die Theorie ihres Schaffens bestimmen wollte. Der Dilettantismus ist entweder unendlich anmaßend oder unendlich zerflossen. Anmaßender Dilettantismus hat die Lehre von dem Genie auf-

gebracht, dem leider das Talent fehle, gewöhnlich also er selbst. Zerfließender Dilettantismus vermißt in Allem, was das Talent hervorbringt, den „Funken des Genies". Das Wahre an dem ganzen Gegensatz zwischen Genie und Talent ist Das, daß es nie ein Genie ohne Talent und nie ein wahres Talent ohne Genie geben kann. Die eigentlichen Werthbestimmungen des geistigen Vermögens und artistischen Schaffens liegen im Grade, in der Weihe, in der Vollkommenheit, aber nicht in einer jenseitig hergeholten Urverschiedenheit zwischen Genie und Talent. Das Genie ist das schöpferische Talent in seiner höchsten Potenz. Die Bezeichnung geringer Potenzen des Talents mit dem Namen Genie, da ihrer Ueberschwänglichkeit nur die Anlage und Ausbildung fehle, ist eine Erfindung eben jener Dilettanten, die das wahre Können und Vermögen in allerhand Rubriken und Etagen deshalb vertheilen müssen, um dabei immer auch für sich selbst noch ein Plätzchen zu gewinnen. Shakspeare war ohne Zweifel Talent und Genie; doch würde man seit hundert Jahren viel besser gethan haben, sein Talent mehr hervorzuheben als sein Genie. Die absolute Talentlosigkeit würde der zufällig nicht mit Talent begabten Genieshaftigkeit nicht so viel Feld eingeräumt haben in unserer Literaturgeschichte und unserer noch täglich grassirenden Dilettanten-, d. h. Impotenzkritik. Was war Kotzebue? Unsere überschwängliche Phrasenmacherei sagt: O, ein großes Talent! Im Gegentheil. Kotzebue war, im Sprachgebrauch dieser Genie- und Talentunterscheidungen, ein großes Genie, aber im edeln und rechten Sinne des Worts ein ganz mäßiges Talent. In unsern kritischen Aburtheilungen hat man zu sehr die natürlichen Unterscheidungen zwischen Genie und Talent durcheinandergeworfen, wie noch viele Beispiele beweisen würden. Will man Genie einen prädestinirten, gleichsam von der Vorsehung berufenen Epochemacher, also einen Genius im Leben der Menschheit nennen, dann ist gegen diesen Ausdruck auch in der Sphäre des Talents, in der Sphäre des Schaffens, nichts einzuwenden. Nur muß man dann zugleich hinzufügen, daß es theils doch immer erst die Zeit gewesen ist, die allmälig irgend ein in seinen Schöpfungen eminentes Talent zum epochemachenden Genius erhoben hat, theils aber auch, wie es große Talente gab, die nur durch Umstände, deren Erörterung hier zu weit führen würde, nicht in die Lage kamen, daß sich in ihnen geschichtliche Zufälligkeiten gleichsam durchkreuzten und sie zu Trägern einer Epoche, d. h. zu „bahnbrechenden" Genies machten.

Oft kommen im gewöhnlichen Leben und auch in der Kritik Fälle vor, wo man glauben möchte, man sähe das Genie nur da, wo zufällig mit einem Talent ein heißblutiges, sanguinisches Temperament verbunden ist. Ihr armen Verständigen und Phlegmatiker dann! Mancher auch hat Schiller'n schon um deshalb ein Genie und Goethe nur ein Talent genannt.

Die leipziger Chirogrammatomantik.

Die Handschriftendeuter, die aus Schriftzügen auf unsern Charakter schließen wollen, würden ihre Kunst noch vervollkommnen, wenn sie aus der Form unserer Schriftzüge zuweilen auch auf unsere Stimmung schlössen.

Der Bergbach.

Aus der Waldnacht, tief und heilig,
Rauscht der felsentsprung'ne Bach!
Ueberschäumend, jugendeilig
Stürzt er nach dem Thale jach.
Unaufhaltsam strömt die Welle
Ihre Bahn, voll Uebermuth;
In das warme, sonnenhelle
Leben strebt die klare Flut.
Ueberbraust die mächt'gen Dämme,
Hat den Felsblock durchgewühlt
Und die Wurzeln hoher Stämme
Bloßgewaschen, losgespült.
Seine wilden Wogen tragen
Von den Höhen, schroff und kahl,
Frische Märchen, dunkle Sagen
In das wiesenduft'ge Thal.
Er erzählt vom kühnen Sprunge
Scheuer Hirsche, die er lebt;
Von des Wolfes blut'ger Zunge,
Die sein Wasser kühlend netzt.
Von der Elfin weißem Leibe,
Die er nächtlich oft umrauscht,
Während hoch die Mondenscheibe
Durch die grünen Blätter lauscht.
Wie sie aus krystall'nem Bade
Furchtsam in die Büsche flieht,
Wenn auf stillem Waldespfade
Ein frühwacher Jäger zieht. — —
Wie er stolz und silberprächtig
Von des Berges Brust sich löst;
Zornesmuthig, jugendmächtig
Jedes Hemmniß seitwärts stößt;
Wie er tosend, ohne Friede
Jede Schranke überspringt —
Gleicht er einem Freiheitsliede,
Das der Berg dem Himmel singt.

Fedor Löwe.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 31. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Viereckig oder die amerikanische Kiste.

Eine Erzählung von Berthold Auerbach.

(Schluß.)

Der offenkundige Zerfall, den Xaveri herbeigeführt hatte, schmerzte ihn sehr, wir müssen aber sagen, nicht sowol um des verlorenen Glücks willen als um die preisgegebene Ehre. Vor Tag ging er mit dem Pfluge ins Feld oder zum Holzfällen in den Wald und kehrte erst am Abend wieder heim. Im Wirthshause sah man ihn lange nicht. Die Leute sagten, Xaveri könne sich nicht sehen lassen, sein Gesicht sei zerkratzt, man habe ihn solch einen Ausruf einmal bei Nacht schreien hören; das war nicht der Fall, seine Frau hatte ihm nur während seiner Abwesenheit seinen Namen von der Kiste abgekratzt und so oft er nun darauf sah, kochte ein Ingrimm in seiner Seele, aber er sprach nur ein mal davon, immer aber mußte er daran denken, wie ganz anders es stünde, wenn er mit seinem unversehrten Namen davongezogen wäre übers Meer. Im Hause wurde wenig gesprochen; es war weder Friede noch Streit. Nur einmal entbrannte letzterer wieder, als die Zuckerin die Kiste verkauft hatte und Xaveri eben dazu kam, als man sie abholen wollte. Er hielt sie zurück mit dem Bedeuten, daß sein Eigenthum Niemand anders verkaufen dürfe. Die Zuckerin, deren Kramladen ganz verödete, kochte ihrem Manne fast gar Nichts mehr und er mußte sich wieder bei seiner Mutter erholen.

Die Ernte kam herbei. Xaveri ging schon vor Tag mit der Sichel hinaus nach dem Acker neben dem Kirchhofe. Dieses Hinausschreiten im kühlen Morgennebel, da sich ein grauer Schimmer auf Gras und Staude legt, diese Freude am frischen Gange aus Dumpfheit und Verzerrung, die Arbeit, die jetzt noch als Lust entgegenwinkt, der Gruß der Begegnenden, die sich zu gleichem Thun aufmachten und einander in der sichern Hoffnung auf einen hellen Tag bestärkten, Alles machte Xaveri plötzlich im Innersten froh; er dachte kaum mehr an sein verworrenes Leben und es schien ihm leicht zu glätten, mindestens wollte er Alles thun, damit es schön und heiter sei. Xaveri war trotz Allem doch noch Bauer genug, daß er seine Freude an dem schönen Acker hatte, den er jetzt sein eigen nannte, er lachte vor sich hin, als er denken mußte: es ist doch gut, daß sich die Wiesen

und Aecker nichts um die Händel im Hause bekümmern und beim Unfrieden nicht davonlaufen; sie wachsen still, und wie prächtig steht hier das Korn! Ihr seid doch glückliche Menschen und Gott ist gut, daß er euch den Unfrieden nicht entgelten läßt.

Der erste Anschnitt eines Ackers hat immer etwas Feierliches, besonders für den einsam Arbeitenden; der alte Lachenbauer hatte immer gebetet ehe man anfing, Xaveri that das nun zwar nicht, aber indem er die Sichel noch einmal wetzte, wetzte er gleichsam noch einmal seine Gedanken und die waren: daß er fortan arbeitsam und friedsam sein wollte. Das Feld war ergiebig, die niedergelegten Halme, die sogenannten Sammelten, lagen so nahe aneinander, daß man gar keine Stoppeln mehr sah, und das ist das fröhlichste Zeichen einer reichen Ernte. Die Sonne war emporgestiegen, die Lerchen sangen in blauer Luft, aber Xaveri horchte nicht hin und sah nicht auf, seine Gedanken waren drüben in Amerika: Wie anders wäre das, wenn du jetzt dort zum ersten male Ernte hieltest, auf einem vordem nie bebauten Boden — die Morgenglocke tönt, dort hört man kein Geläute, vom Acker daneben hört man Menschenstimmen, dort vernimmt man nichts. Es ist doch besser auf dem Boden zu bleiben, den schon die Vorfahren bebaut und der von Geschlecht zu Geschlecht genährt, und wer weiß ob du drüben noch lebtest — Xaveri richtete sich verschnaufend auf und sah nach dem Kirchhofe: dort liegt dein Vater und dort deine Ahne, von welcher der Spruch herrührt: „Ich glaub' nicht an Amerika." Zum ersten male in seinem Leben empfand er, was es heißt, den Boden zu verlassen, darin die Gebeine der Angehörigen ruhen, aber dieser Gedanke streifte ihn nur flüchtig und im Weiterarbeiten gedachte er: Auch du wirst einmal dort liegen. Dieses Leben hast du nur ein mal und willst du es so in Haß und Hetzerei verbringen? Fang' es frisch an, so lang' es noch nicht verloren ist; dein Weib wird schon gut sein, sie muß, wenn sie sieht, daß du gut bist. Wir haben unser reichliches Brot, warum sollen wir denn nicht gut miteinander auskommen? Ich will nicht mehr an Amerika denken. Es muß uns hier gut gehen und wir haben's besser als tausend Andere und wenn jetzt das alt' Zuckermännle den Löffel erst grad' aus dem Maul gethan hätt', ich thät' damit essen und es schmeckt' mir; das darf nichts mehr gelten. Wenn sie mir nur auch bald Essen bringt....

Dieser letzte Gedanke war es, bei dem Xaveri am längsten verharren mußte, denn er spürte in sich einen Mahner und auch von außen wurde er daran erinnert. Von den benachbarten Aeckern hörte man gemeinsames Sprechen und oft lautes Lachen. Es war sechs Uhr, man hatte den Schnittern das Essen gebracht und überall, so weit man sah, wandelten Frauen und Kinder mit Körben und Töpfen. Denkt deine Frau allein nicht an dich und glaubt sie, daß du nicht auch hungerig wirst und schneidest du denn für dich allein? So sprach es in Xaveri und der im Hunger doppelt leicht gereizte Zorn wollte wieder in ihm aufsteigen und Alles bewältigen, aber noch würde er seiner Herr und sagte sich, daß seine Frau sich verspätet haben könne oder daß sie im Kaufladen aufgehalten werde. Er schnitt allein weiter, während Alles um ihn her ruhte und sich gütlich that; das aber nahm er sich vor, es sollte als Zeichen des Friedens gelten, ob seine Frau ihm Essen bringe oder nicht. Sieben Uhr war schon vorüber, ringsumher war Alles wieder neugestärkt an der Arbeit und Xaveri, der immer weiter schnitt, empfand ein tiefes Mitleid mit sich, daß ihm das Weinen nahe stand; er war verlorener als wär' er in der weiten Welt. Oft schaute er aus, aber immer noch sah er seine Frau nicht. Er wollte davonlaufen, aber in einer Art von heldenmüthiger Selbstvernichtung wollte er unaufhörlich weiter arbeiten bis er niedersänke vor Ermattung und die Leute dann sähen, wie es ihm erginge. Endlich, es schlug acht Uhr, da sah er seine Frau den Berg herabkommen, sie hatte weder Korb noch Topf bei sich. Auch Das wollte Xaveri verwinden, sie konnte ja wieder umkehren. Als sie aber näher kam und so verwahrlost aussah in der nachlässigsten Kleidung mit der Sichel in der Hand, konnte er sich nicht enthalten, ihr

halb scherzend zuzurufen: „Du siehst ja wieder aus wie der Hanfbutz. Guck, es ist kein Vogel weit und breit, es singt kein Lerch wo du bist, du bist halt der Hanfbutz.“ Die Zuckerin stand still, hielt die Sichel in der einen Hand und ballte die andere, dann rief sie: „Stirb, daß man dich daneben hinlegt“ und schleuderte die Sichel, die in der Sonne blinkte, hoch empor und nach ihrem Manne. Xaveri schrie laut auf und alle Leute auf dem Felde kehrten sich nach den Beiden und hielten die abgeschnittenen Aehren in der Hand. Xaveri war nicht getroffen worden. Er wollte auf seine Frau zueilen, aber er hielt noch an sich, er hackte, da wo er stand, seine Sichel in den Boden und stampfte sie noch mit dem Fuße hinein, dann verließ er das Feld. Die Frau schimpfte und klagte hinter ihm drein, er aber drehte sich nicht mehr um, ging in das Haus, raffte Alles, was er zu eigen besaß, in seine Kiste und eilte damit zu seiner Mutter. Dieser erzählte er Alles, was an dem Morgen beim Schneiden in ihm vorgegangen und wie er so friedfertig gegen seine Frau gewesen war und sie nur im Scherze geneckt habe. Die Mutter mochte ihm hundert mal erklären, daß das ja die Frau nicht wissen konnte, daß man sich erst wieder necken dürfe, wenn man schon lange Frieden habe; Xaveri mochte wol etwas davon einsehen, denn er antwortete nichts darauf, er wiederholte nur, daß es bei seinem Schwure bleibe, er habe, als er die Sichel in den Boden getreten, in sich hineingeschworen, nie mehr hier zu Lande eine in die Hand zu nehmen und dabei bliebe er, keine Gewalt des Himmels und der Erde brächte ihn davon ab. Ein unbeugsamer Trotz gegen die ganze Welt, der sich leicht in Selbstzerstörung verwandelt, setzte sich in Xaveri fest. Mitten in der hohen Erntezeit, wo so zu sagen jeder Finger im Dorfe, der sich regen kann, in Arbeit ist, saß Xaveri draußen am Waldesrande und blies auf seinem Waldhorn. Durch dieses Benehmen ward Xaveri des ganzen Vortheils und des ihm allgemein zuerkannten Rechts gegen seine Frau verlustig. Solch ein Müssiggang war unerhört und empörend. Man hielt Xaveri anfangs für närrisch, dann aber wendete sich Haß und Verachtung des ganzen Dorfs gegen ihn. Selbst Trudpert brachte sich dazu, in heftigen Worten seinen Bruder anzulassen, ja er drohte, der Mutter von der ausbedungenen Nahrung abzuziehen, wenn sie den Xaveri noch länger damit füttere, er wolle die Sache vor Gericht kommen lassen. Er brachte aber mit dieser nicht ausgeführten Drohung nichts zu Stande, als daß er dem langverhaltenen Ingrimme Xaveri's Gelegenheit gab, sich Luft zu machen, der sogar dahin ging, daß ihm ein Erscheinen vor Gericht erwünscht sei, da es sich dann auch zeigen werde, daß er bei Theilung des väterlichen Erbes betrogen worden sei. Trudpert und Xaveri redeten fortan kein Wort mehr miteinander und von allen Menschen im Dorfe war diesem Niemand mehr zugethan als seine Mutter. Sie ging zu Jedermann und redete gut von ihrem Xaveri, sie wollte im Einzelnen ihm wieder gewinnen, was er auf einmal und bei Allen verloren hatte und sie allein hoffte noch immer, daß Alles sich wieder ausgleiche, aber vergebens. Die Sühneversuche zwischen Xaveri und seiner Frau, die vor dem Pfarrer, vor dem Kirchenconvent und dem Amte wiederholt gehalten wurden, blieben erfolglos. Xaveri bestand darauf, daß er nie mehr zu seiner Frau zurückkehre. Die Entscheidung zog sich lange hin und endlich im Herbste wurden sie getrennt, da sie nicht geschieden werden konnten. Mehr als ein Drittheil seines Vermögens, das Xaveri in das Hauswesen gesteckt hatte, war verloren, es zeigte sich bei der Auseinandersetzung ein auffälliger Rückgang des Besitzthums, aber doch blieb Xaveri noch so viel, um in der Ferne sein Heil zu versuchen. Noch einmal wurde die Kiste frisch angestrichen, noch einmal der Name darauf geschrieben und abermals ein Ueberfahrtsvertrag mit dem Pflugwirthe abgeschlossen. Des Lenzbauern Philipp von Deimerstetten und Lisabeth mit ihrer zahlreichen Familie wanderten zu gleicher Zeit mit Xaveri aus.

Das war ein anderes Abschiednehmen als vor einem Jahre. Damals war Xaveri stolz und im vollen Bewußtsein seiner Geltung, ein Jedes mußte bedauern, daß er weg-

ging, jetzt reichte man ihm kaum die Hand und sprach kaum halbe Worte, und Xaveri glaubte es Diesem und Jenem anzusehen, daß man ihn fortwünschte und er nahm sich nun als einzige und letzte Rache vor, Keinem mehr Ade zu sagen. Nur auf dringendes Bitten der Mutter ging er zu Trudpert und reichte ihm die Abschiedshand. „Ich verzeih' dir", sagte Trudpert.

„Und ich verzeih' dir", trotzte Xaveri und ging davon. Die Brüder, die einst so einträchtig miteinander gelebt, schieden jetzt in innerm Grollen; Jeder glaubte sich von dem Andern tief gekränkt und Jeder sprach Worte, die ganz Anderes ausdrückten, als was sie eigentlich sagten.

Xaveri hielt sein Waldhorn in der Hand, als er, auf dem Wagen neben seiner blauen Kiste stehend, durch das Dorf fuhr; er hatte lustig blasen wollen, aber er brachte es nicht zu Stande, es versetzte ihm den Athem. Er schaute um und um nach den gewohnten Menschen; dort lud Einer Mist und nickte ihm im Aufladen zu; dort spannte Einer seine Ochsen ein und das Joch in der Hand haltend, rief er ein Lebewohl. Dreschen kamen aus den dunkeln Scheunen, nickten und riefen noch ein „Behüt's Gott!" und kaum war er vorbei, so hörte er hinter sich den Taktschlag der Dreschflegel. Mitten im Dorfe stand die Zuckerin am Wege. Xaveri streckte unwillkürlich die Hand nach ihr aus, sie aber bückte sich, nahm einen gewaltigen Stein auf und schleuderte ihn auf Xaveri und traf ihn gerade auf den Kopf. Der Stein kollerte auf die Kiste und zerriß noch einmal den Namen, aber Xaveri rief: „Mein Kopf ist hart, dem thut's nichts, das ist der Viereckig! So, jetzt hab' ich doch noch einen Anhängstein von meiner Frau!" Er öffnete die Kiste im Anblick vieler Versammelten und legte den Stein in die obere Ecke; dann fuhr er, trotzig umschauend, das Dorf hinaus.

Draußen, nicht weit vom Kirchhofe, erhob sich eine Frauengestalt, die am Wege saß. Xaveri erkannte jetzt seine Mutter, von der er doch schon Abschied genommen; er sprang vom Wagen und die Mutter umfaßte ihn und rief:

„Xaveri, sei gut und bleib da, bleib bei mir allein, wenn du willst; aber besser und geh' zu deiner Frau! Wenn du auch was zu leiden hast, denk', du bist auch viel Schuld! Guck, dort legt man mich bald in den Boden! Kehr' noch ein mal um, alle Menschen auf Erden und die Engel im Himmel werden dir's vergelten, was du an deiner Mutter thust; es wird dir gewiß gut gehen!"

Zum ersten male in ihrem Leben sah die Mutter den Xaveri bitterlich weinen und er sprach mit aufgehobenen Händen: „Mutter, da schwör' ich's unter freiem Himmel, ich thät umkehren, Euch zu lieb, wenn ich könnt'! Ich hätt' mich schon lang' umgebracht, wenn Ihr nicht wäret. Ich steh' jetzt da, ich hab' Niemanden auf der weiten Welt als Euch! Ich möcht' mein Lebenlang da Stein' schlagen auf der Straß', wenn ich nur bei Euch bleiben könnt'! Mutter, ich sollt' Euch das nicht sagen, es macht Euch das Herz nur schwerer! Mutter, ich muß fort, ich muß! Lasset Euch drin im Dorfe erzählen, was sie mir noch gethan hat! Ich muß fort, ich muß! B'hüt's Gott! B'hüt's Gott, Mutter!"

Er sprang auf den Wagen und fuhr rasch davon. Vom Thale herauf hörte man ihn noch lange auf dem Waldhorn blasen; die Leute auf den Feldern, die das hörten, schimpften auf die Hartherzigkeit Xaveri's, die Mutter aber wußte, daß er ihr noch Zeichen geben wollte, so lange sie ihn hörte; sie horchte hinaus, bis sie nichts mehr vernahm, dann kehrte sie ins Dorf zurück. . .

Mehre Wochen darauf — die alte Lachenbäuerin war bereits gestorben — kam eine blaue Kiste mit dem Namen „Xaver Boger" ins Dorf zurück; dabei war ein Brief von des Lenzbauern Philipp, der meldete: „Man war glücklich in Havre angekommen, Alles war auf dem Schiffe zur Abfahrt versammelt, da wurden die Kisten der Auswanderer an einer aufgestellten Winde vom sogenannten Baunt hinabgelassen in den Schiffsraum;

hüben und drüben saſſen Klammern an und die Auswanderer, die ihre Habe ſo in der Luft ſchweben und baumeln ſehen, jammern oft kläglich um dieſelbe und die Matroſen machen ſich manchmal noch den Scherz, ſolch eine bejammerte Kiſte noch übermäßig hin- und herſchaukeln zu laſſen. Als man auch die Kiſte Xaveri's einhakte, ſchrie Dieſer: «Gebt Acht, da iſt ein Kleinod von meiner Frau drin!» Er ſprang herbei und wollte die ſchwankende Kiſte halten, da traf ihn die ſcharfe, eiſenbeſchlagene Ecke mit der ganzen Wucht der Schwere an die Stirn und er fiel todt nieder."

Die Kiſte iſt noch im Dorfe. Die Zuckerin hat ihr Anweſen verkauft und iſt wieder nach Deimerſtetten gezogen. Der Pflugwirth iſt doch noch in den Beſitz des ihm ſo gelegenen Ackers neben dem Kirchhof gelangt. Man ſagt, die Zuckerin wird den verſpotteten, abgeſtellten Schullehrer heirathen, der den Tod ſeiner Frau richtig vorausgeſehen hatte.

„Ich glaub' nicht an Amerika!" hat die alte Lachenbäuerin geſagt; hat nicht der Xaveri in ſeltſamer Weiſe daran glauben müſſen?

Ein Goethefeſt in der Fremde.

Wir befinden uns in einem idylliſchen Lande, in einem Lande der Hirten und Ackerbauer. In der Mitte einer ſtillliebenden Gegend wohnen wir und genießen in vollen Zügen die Sommerfreuden. Ein Schauplatz dieſer Freuden iſt der See, der lang wie ein Strom ſich zwiſchen den beiden Ufern hinzieht, dem einen, an dem unſere helle Villa auf dem Gartenhügel und das Dorf im Grün der Obſtgärten liegt, und dem andern, wo der Eichenwald ſeine dunkle, geheimnißvolle Schönheit im Gewäſſer ſpiegelt. Im Weidengebüſch am Ufer liegt ein kleiner grüner Nachen. Wir machen die Kette los. Ada ſitzt am Steuer, Meta rudert. Es iſt eine Luſt, von den beiden reizenden Schifferinnen geführt zu werden und über die ſtille blaue Fläche zu gleiten, an den kleinen Schilfinſeln vorüber, auf denen purpurrothe Blumen blühen, bis hinauf in den fernſten Winkel des Sees, wo Wälder von Schilf unſern Weg hemmen, wo die wilden Schwäne wohnen, die, vor uns fliehend, zwiſchen den Binſen mit ihren Flügeln rauſchen, wo die Nymphäen ſchwimmen, einzeln und in ganzen Eilanden zuſammenhängend, und wir die weißen und gelben Blüten, die wie träumend auf den breiten Blättern ruhen, emporziehen und unſern Kahn damit füllen. Hier und da drängt ſich der Wald bis an das Waſſer und breitet kühlen Schatten über ſeinen Rand; mancher Baum taucht ſeine Aeſte wie dürſtend in die Flut und ſchaut ſich ſelbſt an in „feuchtverklärter" Schönheit.

Gebüſche von Erlen, Weiden und Schilf, die weiße Winden umranken, ſtehen dichtverwachſen am Ufer und bilden ſchattige Winkel, den Wohnplatz der wilden Waſſerenten, die zuweilen in die Sonne ſchwimmen, gefolgt von einer ganzen Schar ihrer goldig gefiederten Kleinen. Weiße Schmetterlinge und grünliche Libellen umflattern die Büſche, Schwalben ſchießen pfeilſchnell über das Waſſer hin und hoch in den Lüften kreiſt die Lerche und offenbart in ihrem Jubelton die Luſt und Seligkeit, die die Welt erfüllt. Da und dort gleitet ein kleiner Nachen mit Bauern übers Waſſer, einfach und ganz urthümlich aus einem hohlen Baumſtamme gebildet. Man hört auch die Glocken der Heerden, die am Ufer weiden, oder hört, iſt es Sonntag, das Kirchengeläute weithin über den See zittern. Nahe dem Dorfe iſt mehr Leben. Man führt Pferde ins Waſſer, Frauen ſtehen auf Steinen mitten inne und ſpülen ihr Leinenzeug, Fiſcher ſitzen mit ihren Netzen am Ufer und an vielen ſonnigen Stellen baden ſich Kinder unter lautem Jubel.

Schön iſt es hier am Morgen, wenn noch duftige Nachtfriſche die Gegend umhüllt und Thautropfen auf allen Gräſern und Schilfhalmen glänzen und die Wellen ſelbſt ſo kühl ſcheinen, als hätten ſie alle Friſche der Nacht in ſich gezogen. Schön iſt es am Abend,

wenn ein leiser Wind die stille Flut bewegt und Rosenwölkchen über unserm Haupte schweben und widerglänzend unter uns im Wasser schwimmen. Schöner noch in spätern Stunden, wenn die Wälder sich in ihre Schatten hüllen wie Menschen, versunken in die Traumgedanken ihrer Seele, wenn Sterne über uns und unter uns mit Freundesaugen grüßen und endlich der Mond emporschwebt höher und höher, bis auch er an des Himmels Mitte in die Tiefe des Sees schaut und Silberglanz auf ihn und alle Wälder gießt und auch unsere Seele so traumhaft beleuchtet und in ihr leise jede frohe und trübe Erinnerung weckt.

Und ebenso schöne Stunden finden wir im Walde. Es sind dies keine ernsten Fichten- und Tannenwälder, auch keine feierlichen Buchenhaine, in die man mit geheimnißvollem Schauer wie in eine hohe Kirchenhalle tritt; es sind Birkenwälder voll Licht und Lieblichkeit und Eichenwälder voll Glanz und Frische. Wie zu einem Feste ladet uns in erster Morgenfrühe der nahe Birkenhain; vor ihm breitet sich ein reicher Teppich aus tausend Wiesenblumen gestickt und mit feucht schimmernden Perlen und Diamanten bestreut. Amsel und Pirol jubeln uns entgegen. Wir treten ein wie in einen griechischen Tempel, der mit schlanken glänzenden Säulen emporsteigt. Durch das hellgrüne zitternde Laubgewebe lächelt der blaue Himmel, strahlt das goldene Licht und spielt mit den Schatten am Boden. So weit das Auge sieht, erblickt es nur diese tausend silberweißen Säulen und zwischen ihnen dicht aneinandergedrängt die großen blauen Glockenblumen, die aus dem thauesfrischen Grase ins Licht schauen wie eine Schar von Kindern, die im Tempel beten und ihre klaren Augen zum Himmel wenden.

Es ist schön, dort unter den wehenden Birken zu liegen und in das Grün und den blauen Himmel und seine ziehenden Wolken zu blicken. Ungelesen liegen unsere Bücher neben uns, denn wir fühlen, daß um uns die Quelle selber rauscht, aus der die Dichter schöpften. Später am Abend ziehen wir Alle zu Pferd und Wagen in den entferntern Eichenwald. An seinem Rande steigen wir aus und folgen einem der schmalen Pfade, die da und dort ins Dickicht führen und uns locken, verborgene Schönheit aufzusuchen. Hier erhebt sich der Boden zu einem Waldhügel, dort senkt er sich und bildet ein kleines Thal voll Gebüsch und Blumen; mitten im Dickicht liegen wie verborgene Paradiese kleine Wiesen mit einzeln und in Gruppen verstreuten alten Bäumen, auf deren Wipfel Störche wohnen und unter denen Heerden lagern. Hohe Spireabüsche mit weißen Blütenzweigen schimmern im Waldgrün, blaue Glocken und rothe Nelken lächeln uns an und versteckte Erdbeeren verrathen sich durch ihren Duft. Tief im Walde ist eine eigen schöne Stelle: Dunkle Eichenbäume umschließen den grünen Platz, in dessen Mitte sich Felsentrümmer erheben, mit Federnelken, duftendem Thymian und wilden Rosensträuchern bewachsen; auch einzelne Birken wurzeln im Erdreiche zwischen den Spalten und ihre Zweige und die Ranken der Rosensträucher beben im Abendwinde. Wir sitzen hoch auf dem Gestein und sehen, wie die Eichen sich in Abenddunkel hüllen und über ihren Wipfeln noch das Gold der untergehenden Sonne glänzt und die kleinen Wolken färbt, die wie Engelsgesichter zu uns nieder schauen. An jener Stelle und in solcher Stunde feierten wir einst den hundertjährigen Geburtstag des Dichters, in dessen Liedern Waldhauch weht, der die Stimme der Natur verstand und ihre Sprache auch in unserer redete und dessen Geist dort in seiner eigenen Welt uns näher schien.

Unsere Nachbarn waren gleich uns begeistert für die Idee eines solchen Goethefestes und sie Alle, die ihn nur aus einzelnen Blüten und Früchten kannten, die er ihnen wie seltene Schätze in den Schoos geworfen hatte, waren doch bereit, ihm, gleich uns, Dank und Liebe zu zeigen. Einer nach dem Andern trat auf die Felsenspitze, wo die Büste des Dichters unter Eichengrün stand, und sprach eins seiner Lieder in die Welt hinaus, aus der sie in seine Seele gedrungen waren. Die einsame Stelle erschien geweiht durch die lieben bekannten Worte und es war, als wandle des Dichters Geist im Abendschatten durch

die Bäume und segne das fremde Land und spräch' es aus: „Des Dichters Heimat ist die Welt.“ Darauf zündeten wir aus grünen Aesten und Zweigen auf derselben Felsenspitze ein Feuer an, das warm und leuchtend wie ein großer Menschengeist zum blauen Himmel emporstieg. Wir lagerten uns auf die Felsenstücke umher und ließen den materiellern Theil der Feier, unser Mahl von Wein und Früchten, folgen und riefen nochmals mit klingenden Gläsern des Dichters Namen durch den Wald. Zuletzt pflanzten wir eine junge Pappel in das Erdreich zwischen die Felsen als lebendiges Denkmal unserer Feier und als Symbol der Liebe für den Dichter, die auch unter fremdem Volke wurzeln und wachsen soll wie der Baum aus fernem mildern Lande im fremden Felsenboden unter eingeborenen Eichen.

Und wo verbreitete Geist und Natur diese Zauber um uns?

Der Leser wird erstaunen....

Es war in Rußland. Wenige Stunden von Städten, die unsere Zunge nicht aussprechen kann, wenn auch der Name des ganzen Strichs unserm Ohre wohlklingend tönt. Sucht euch auf der Karte die Länder Volhynien und Podolien. *M. F.*

Ueber Poesie und Poetenthum.

Einen Dichter nennt man dasjenige schriftstellerische Talent, welches der stummen Sprache der Natur und des Lebens denjenigen Ausdruck zu geben vermag, der zu gleicher Zeit dem Wesen der Natur und des Lebens vollkommen entsprechend ist und in seiner Wiedergabe Wohlgefallen erweckt.

Auch der Denker läßt die stumme Sprache der Natur und des Lebens reden, aber er ist um die Form seiner Deutungen und Verlebendigungen unbekümmert. Nähert sich seine Darstellung dem Streben, durch sie auch Wohlgefallen zu erzeugen, so pflegt man oft zu seinem Nachtheile zu sagen, sie wäre dichterisch. Auch den Bildhauern, den Malern, den Musikern wird eine dichterische Behandlung ihrer Gegenstände dann nachgerühmt, wenn sie der Wirklichkeit diejenige Wiedergabe zu verleihen wissen, welche unserm Auge, dem sinnlichen wie dem geistigen, ganz besonders wohlthuend ist.

Das einzige Material, mit dem der Dichter schafft, ist das Wort. Zwar steht ihm der ganze Schatz der Sprache zu Gebote, aber er wird in seiner Anwendung wählerisch sein müssen. Um das Stumme redend zu machen, wählt der Denker diejenigen Ausdrücke, die seiner Bildung ohne weiteres die nächstliegenden sind, wenn sie das Dargestellte nur anschaulich und klar machen. Der Dichter aber, der dieselbe Anschaulichkeit und Klarheit, aber mit dem äußern Reize des Wohlgefallens erstrebt, kann nur selten die Sprache des Denkers reden.

Die niedrigste Stufe des Reizes zum Wohlgefallen ist der Reim. Dem Ohre schmeichelt sich der Wohlklang gleichlautender Worte ein. Zu höherm Werthe wird der Reim durch die Strophe gehoben. Die gleiche Wiederkehr derselben Schwingungen des Takts im Vortrage verfeinert die Thätigkeit des horchenden Ohres. Sie gewinnt ein Wohlgefallen an der gleichmäßigen Ordnung und wiederkehrenden Regel des Vortrags. Die Beschränkung wird somit das Wesen der Dichtkunst überhaupt. Die Kunst des Dichtens ist das Vereinigen des Weiten und Breiten auf eine bestimmte, selbstgewählte Begrenzung. Diese Begrenzung sind die Dichtformen. Wenn ein Roman oder eine Novelle nur das einfache Ausplaudern einer vorgefallenen Begebenheit ist und Anfang, Mitte und Ende in keinem harmonischen Zusammenhange stehen, so kann man niemals von einer Dichtung sprechen. Je größer die Aufgabe des Dichters in seinem Erwecken des stummen Lebens wird, z. B. im Erwecken eines einst gewesenen, nur von den Jahrbüchern der Geschichte

erzählten Ereignisses durch den Versuch, dies Gewesene zu einem Seienden zu machen auf der Bühne, desto höher noch steigert sich die Nebenbedingung des künstlerischen Wohlgefallens. Die Passionsspiele, welche die Bauern im bairischen Hochgebirge zu Ammergau aufführen, sind die Wiedergabe gewesener Ereignisse, erwecken auch ein gewisses Wohlgefallen durch die Naivetät der Absicht, müssen aber auf dichterischen Werth verzichten, da ihnen die Beschränkung fehlt, diejenige Beschränkung, die, seit die fesselnde Rede der Anschauung und Begeisterung sich zuerst die Selbstbeschränkung durch Rhythmus oder Reim vorschrieb, immer höher und feiner sich steigerte. Nur in der höchsten und subtilsten Begrenzung liegt das ästhetische Wohlgefallen beim Drama, wie in jenen das Auge täuschenden Verkürzungen des Künstlers auf Gemälden. Darum können z. B. die Vorschläge Richard Wagner's, die dramatische Form zu erweitern und den vorgeführten Thatsachen eine breitere und massenhaftere Entfaltung zu geben, nur die Folge haben, die Poesie auf einen Naturzustand zurückzuführen, der, wenn auch noch so buntfarbig und sinnenreizend überschmückt, doch nur einer civilisirten Barbarei gleichkommt.

Ueber die Art des Dichtens ist viel gestritten worden. Man suchte dem Dichter in die stille Werkstatt seines Schaffens zu folgen und hat sich, ohne Dichter zu sein, oft der anmaßendsten Vorschriften, wie es ein echter Dichter machen solle, vermessen. Es ist aber völlig gleichgültig, ob ein Dichter von Natur zunächst nur Bilder und Symbole sinnlich vor seinem Auge tanzen hat und dazu Gedanken sucht, oder ob das starke, innere Geistes- und Gemüthsleben sein Erstes war und die Welt der Bilder und Symbole sein Zweites ist. Goethe sah mit sinnlichem äußern Auge eher das Bild und Symbol, Schiller's inneres geistiges Auge sah erst dann Bild und Symbol, wenn ihn der Gedanke ergriffen hatte. Leider hat man über den Proceß des Dichtens bei deutschen Kunstrichtern viel Thörichtes hören müssen. Schiller philosophirte allerdings, aber er war darum nie ein Philosoph. Es gibt für den Dichter gewiß auch und muß geben eine Neigung zur Abstraction; man müßte denn so närrisch sein wollen, wie viele unserer Aesthetiker, die im Dichter nur einen unbewußten, sich selbst räthselhaften und Alles im Traume findenden Offenbarungsmenschen (der er allerdings in gewissem Sinne ist) finden wollen. Alle großen Dichter hatten Neigung zur Abstraction und sogar zur Philosophie. Sophokles, Calderon, Shakspeare moralisirten, wo sie nur konnten; sie gefallen sich im Ergründen und Erforschen von Sitten- und Lebensgesetzen und häufen Sentenz auf Sentenz und dennoch blieben sie im Bann völligen Unvermögens zu jener Philosophie, die, wie bei Plato oder den Scholastikern, trotz überaus poetischer Stimmung doch immer nur abstrahiren, nur Schlüsse ziehen, nur Folgerungen aneinanderreihen konnte. Nicht auf das Ursächliche kommt es in der Poesie an, sondern auf das Gewirkte. Ist das Letztere eine ansprechende Verlebendigung des Stummen und leblos Scheinenden in der Natur und dem Leben und befriedigt uns durch Reize des Wohlgefallens, so gehört die Art, wie sein Vermögen dem Dichter gekommen, in die Psychologie oder Biographie, nicht in die Aesthetik.

Mit der steigenden Bildung wird wahre Poesie und wahres Poetenthum immer mehr in Gefahr kommen. Nicht so, daß wir mit Gervinus glaubten, die Poeten würden aussterben — es wäre dies gerade, als wenn man alle Schädel bei der Natur nach einer bestimmten Form bestellen wollte —, aber die Entwickelung und die Würdigung der Poesie wird in immer gesteigertere Bedrängniß kommen. Und das auch, nach unserer Ueberzeugung, nicht etwa weil die Naivetät der Zeiten und Sitten aufhören und die Cultur gegen poetische Auffassungen anarbeiten wird — das sind unbegründete Sätze — nein, die Cultur wird uns nicht so viel echte Dichter verderben, als, ihrer selbst überdrüssig, unechte mit unverdienten Ehren schmücken. Darin allein finden wir die Gefahren der steigenden Cultur. Ein künstliches Zurückbleiben in der Bildung der Zeit wird jetzt schon mannichfach für wahres Poetenthum genommen. Der Eine, vielleicht eine Null als

Mensch, ein Schatten in innerer Entwickelung und die Nichtberechtigung selbst, hämmert im Laufe von einigen Jahren eine Anzahl Balladen, die den Ton des Mittelalters nachahmen; nichts weiß die Welt von ihm, als daß er zuweilen singt: „Held Sigurd ritt um Mitternacht" und es thut der Generation wohl, daß inmitten ihrer materiellen Sorgen es noch Menschen gibt, die da singen können: „Held Sigurd ritt um Mitternacht"; flugs hat man den Dichter. Ein Anderer verlegt sich auf die Märchen. Ein Dritter beginnt jedes seiner Gedichte mit einem elegischen: „Du bist wie eine Blume" oder: „Die Sterne wollt' ich fragen" u. s. w. An dieser Gattung von Dichtern sind wir jetzt so gesegnet, daß die Sammler von Auszügen und Blumenlesen nicht mehr wissen, wohin mit der Ueberfülle. Sogar die Ehrfurcht vor den gewesenen großen Geistern, deren Töne sie tausendfach variiren, nimmt sie ebendeshalb auch dafür. Im Grunde aber liegt die Schuld an der Epoche selbst. Der Kummer und der Verdruß der gebildeten Welt suchen nach Ausnahmen von der üblichen Tagesordnung und kein Wunder, wenn sich sogar in der vernünftigen und überlegten Erörterung Dessen, was ein Dichter wäre, Angesichts Schiller's, Goethe's, Klopstock's, Voß's, Bürger's u. s. w. festzusetzen anfängt: Ein Poet wäre ein Mensch von einer gewissen träumerischen, der Welt absagenden Unzulänglichkeit, der uns den Gefallen thäte, noch wie ein Kind unter Blumen zu liegen, Schmetterlinge zu haschen, im Sonnenschein zu träumen und die Sprache der Gräser, der Käfer, nur ja nicht der Zeitungen und der Börsencurse zu hören und ähnliche Kennzeichen mehr, für die es sogar an feinen, gelehrten und geistvollen theoretischen Ausdrucksweisen nicht mangelt.

Zu dieser einen Gefahr, daß die zunehmende Bildung die künstliche Kindlichkeit, träumerische Unzulänglichkeit und die verbrauchten Dichtweisen zu Poesie stemple, gesellt sich, was den Inhalt des Dichtens anlangt, die andere, daß die zunehmende Verstandesschärfe und Gedankenmäßigkeit des Zeitalters zuletzt ihr eigenes Gegentheil, das absolut Verkehrte, Unverständige und Gedankentolle poetisch nennt. Dies ist bei uns Deutschen nicht nur, sondern auch bei der Würdigung, die der deutschen Literatur die Fremden angedeihen lassen, ganz besonders im Schwange und eine Folge unserer alten Romantik. Die Geschmacksrichtung der Romantik kam bekanntlich aus dem Mittelalter. Man mochte vor funfzig Jahren, als Napoleon die Welt beherrschte, wenig Freude an der Gegenwart empfinden und ließ sich daher gern in die Tage zurückzaubern, wo andere Sitten und Meinungen herrschten. Mit allerlei Wasser-, Luft-, Erd- und Feuergeistern bevölkerte sich damals die Literatur. Legendenhaft und sagenhaft wurden alle Vorgänge des Lebens erzählt. Traumleben wurde wie Wirklichkeit dargestellt. Die letzte Form dieser Romantik schien Hoffmann. Hoffmann stellte geradezu die Menschen auf den Kopf, ließ Hunde und Katzen, nürnberger Puppen und Automaten menschenmäßig leben und weben; das absolut Unmögliche wurde Poesie und ihr Merkmal. Diese Art deutschen Poetenthums hat sich z. B. bei den Franzosen auch seitdem so festgesetzt, daß sie durch einen „deutschen Dichter" sogleich nur nach dem Lande der Feen, nach dem Blocksberg, nach den Geistern des Schwarzwalds, nach den Sagen des Rheins, den Loreleys, den Studenten von Heidelberg u. s. w. versetzt sein wollen. Was Herrn St.-René Taillandier, einem unermüdlichen, aber fortwährenden Täuschungen der in Frankreich lebenden und von Deutschland an ihn schreibenden deutschen Dichter ausgesetzten französischen Kritiker der deutschen Literatur, nicht sogleich märchenhaft, mit blauen Winden und Kornblumen umrankt, mit Falken auf der Hand und im Faustgewande in einer Hexenküche entgegentritt, macht ihm deutscherseits keinen dichterischen Eindruck. Es ist in Deutschland meist nicht besser. Ein Trauerspiel mit einem blinden Bettler, mit einem wahnsinnigen König, mit einer Blumen zerzupfenden, durch diese oder jene Umstände um ihren Verstand gekommenen Jungfrau, hat sicher sogleich das Vorurtheil für sich, poetisch zu sein, mag es auch um das übrige Gebäude nach allen Richtungen hin schief und baufällig stehen.

Der Dichter hat seine eigene Art die Dinge zu betrachten; er hat seine eigene Art sie zu verknüpfen. Doch darf diese Art niemals in dem Grade eine eigene werden, daß sie den Charakter des Sonderbaren und Aparten bekommt. Die Gemeinfaßlichkeit muß bleiben, die Art der Natur, die Logik des üblichen Lebens darf nicht aufgegeben werden. Bei allen wahrhaft großen Dichtern ist der Verstand die erste Geistekraft, die sie in uns anregen, denn verstanden sein wollen ist ihr erster Wunsch. Wer verstanden sein will, führt mit dem Hörer einen Denkproceß auf, einen Denkproceß, den er trotz aller poetischen Absichten und künstlerischen Zielpunkte zuerst doch auch in sich selber durchmachen mußte. Man wird von einer Dichtung als einer wahren Dichtung allerdings nur dann sprechen können, wenn der Verstand nicht allein angeregt wird. Eine bloße Scenenfolge spannender Verwickelungen in einem Drama allein macht noch kein Gedicht. Das Gedicht tritt erst ein, wenn die Beschäftigung des Verstandes (das erste Erforderniß jedes Dramas) auch mit eingeschlossen eine Beschäftigung der Phantasie und eine Beschäftigung des Herzens wird. Sophokles' „Antigone" ist eine Mustertragödie, weil sie Verstand, Phantasie und Herz zugleich beschäftigt. „Das Leben ein Traum" von Calderon, wirkt nur anregend, nie befriedigend; es beschäftigt Phantasie und Herz, verletzt aber den Verstand. Die Tragödien Racine's und Voltaire's sind darin unvollkommen, daß sie zwar Verstand und Herz beschäftigen, aber nicht die Phantasie. Schiller ist darum ein so großer Dramatiker, weil er auf alle drei Thätigkeiten der Auffassung wirkte, obgleich der phantasiereiche „Fiesco" weniger das Herz und mehre seiner großen geschichtlichen Dramen, z. B. „Die Jungfrau von Orleans", nicht ganz den Verstand befriedigen. Auch Goethe ist ziemlich gleichmäßig in seiner Anregung und nur in seiner „Natürlichen Tochter" begegnete ihm das sonderbare Unglück, das Herz allein anregen zu wollen, ohne daß Verstand und Phantasie die mindeste Mitleidenschaft erfuhren. Die Wirkung ist bekannt.

Es wäre hier zuletzt etwas von dem „göttlichen Unsinn" zu sagen. Mit diesem göttlichen Unsinn hat es folgende Bewandtniß: Der göttliche Unsinn, der etwas *absolut* Widersinniges zu Tage fördert, gehört der Burleske an; derjenige aber, der etwas *relativ* Widersinniges doch zur Anerkennung zu bringen weiß, gehört allerdings zur Poesie, denn ihrer nächsten Natur nach ist die Poesie wenn nicht Lüge, doch die curiosefte Unwahrheit von der Welt. Eine wahre Geschichte, noch so sinnig vorgetragen und mitgetheilt, wird niemals Poesie werden, es sei denn, daß Gott schon dafür gesorgt hat und sie so geschehen ließ, um uns sogleich den poetischen Eindruck von außen zu zeigen. Im tiefsten Grunde liegt in Allem, was geschieht, Poesie. Oft auf der Hand. Meist aber muß es erst der Dichter sein, der nachgräbt und das Tiefliegende zu Tage fördert. Da allein kann sich seine Kunst und sein Beruf zeigen. Poesie ist in solchen Fällen die Herstellung eines wunderbaren Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Zufall und Absicht, zwischen Freiheit und Nothwendigkeit. Der Dichter wird Seher, Ausleger, Prophet, Augur, Zeichendeuter, er sieht dem Schöpfer in sein Werk, er will ihm seine Allmachtskünste abgewinnen. In diesem Bestreben lassen wir ihn, wenn er nur im Allgemeinen auf dem rechten Wege ist, gern gewähren, ja wir gestehen sogar lachend und ganz befriedigt ein, daß wir dann oft nicht wissen, wo man sich mit ihm noch auf festem Boden befindet und wo plötzlich die grünen weichenden Stellen anfangen, auf denen nur Irrlichter tanzen. Einem Poeten, der ein redliches Streben hat, Gottes Sinn zu erforschen, sieht man immerhin nach, wenn er über Gottes Sinn plötzlich auf Augenblicke in den göttlichen Unsinn verfällt. In der Poesie hat der Sinn der Auslegung der Welt so sehr die Gefahr zu vermeiden, ins Witzige, der Verstand so sehr die Gefahr, ins Verstandesmäßige, d. h. Dialektische zu verfallen, daß man dem Dichter dann lieber doch noch eher den Seitensprung gestattet, sich ins Dunkel zu retten, wie es eben geht. Ein Beispiel solcher Art vom erlaubten göttlichen Unsinn ist Shakspeare's „Hamlet". Die Wirkung

dieſes Gedichts auf Phantaſie und Herz iſt ſo überaus mächtig, daß der Verſtand dabei in die Enge geräth und plötzlich wirklich Eins nicht mehr recht zum Andern paßt, während man doch die wunderbare Wahrheit des Ganzen ſich nicht beſtreiten kann. Schiller's „Räuber", die Confuſion ſeines „Don Carlos" gehören in dies Gebiet vom göttlichen Unſinn, der einen ſo großen Zauber ausübt, daß manche Nachahmer, z. B. die Schickſalstragiker oder die Magnetismusdramatiker, wie H. v. Kleiſt, oder die ſpätern Kraftgenies, wie Grabbe, den göttlichen Unſinn künſtlich anſtrebten. Kleiſt's „Prinz von Homburg" z. B. iſt durch und durch verletzend für das Herz, arm für die Phantaſie und bar aller Anregung für den Verſtand; dennoch mit ganz mechaniſch angebrachter Hülfe des göttlichen Unſinns gewann er eine künſtliche Poeſie, ſodaß man von dem unwahren Charakter des Stücks noch jetzt aller Orten hören kann: „Es liegt ein wunderbarer Hauch von Poeſie über dem Ganzen." So groß iſt die Macht jener Aushülfe, die in gewiſſen Fällen ihre Berechtigung hat, z. B. im Roman. In Romanen, die durch Charakteriſtik und poetiſche Intention im Ganzen und Großen bezwingend wirken, läßt man noch die Maſchinerie des Wunderbaren ſich oft in ſeiner ganzen Unmöglichkeit als reizende und neckende Verknüpfung gefallen (Harfner und Mignon bei Goethe), ja verlangt ſie ſogar. Ein Stück Wahnſinn und etwas Flunkern gehört zu aller Poeterei. Ein immer bedächtiger und immer weiſer Poet kann, auch wenn er noch ſo naiv und gutgeartet wäre, zuletzt doch recht von Herzen langweilig werden.

Aber auch nur ein Stück Geflunker. Es ſei nicht geſagt, daß der göttliche Unſinn allein den Poeten mache. Unſere deutſche Geniehaftigkeit und ſtudentikoſe Aeſthetik würde ſonſt den Satz bald aufgreifen und uns den Parnaß vollends noch mehr verhexen und für die geſunde Vernunft unzugänglich machen als er bereits iſt.

Maria Thereſia und Katharina II.

Eine Parallele.

Es dünkt uns eine der fruchtbarſten Betrachtungsweiſen der Entwickelung des Menſchengeiſtes, ſich geſchichtliche Parallelen zu ziehen. Man ſtelle ſich eine große Weltbegebenheit neben die andere, die große Kirchenrevolution des 17. mit der großen politiſchen im 18. Jahrhundert, und merke auf ihre Aehnlichkeit und Unähnlichkeit im Einzelnen und um ſo ſchärfer muß eine jede uns vor die Augen treten. Ebenſo kann man Parallelen ziehen zwiſchen geſchichtlichen Charakteren und wird von dieſer Seite manchen Umblick gewinnen. Mitunter ſcheint uns dies ſogar die allerdienſtlichſte Weiſe, zu deutlicherer Erkenntniß zu gelangen und eine durch die Erſcheinungen ſelbſt gebotene. Wir erinnern an Gervinus' jüngſt ausgeſprochenes Wort, daß nicht jede Zeit, und vor allem die unſere, hervorragende einzelne Perſönlichkeiten hervorbringen kann und ſoll. Weit reicher an ihnen als unſere Gegenwart nennt Gervinus mit Recht das letztvergangene Jahrhundert; begreiflich, weil das damalige Nichtvorhandenſein von Völkergeſchichte nothwendig den Einzelnen mehr hervortreten ließ. Verſuchen wir mit den obengenannten Namen einen Beweis dieſer vergleichenden Methode zu geben.

Zwei gekrönte Frauen! Zwei deutſche Frauen! Zwei Frauen, die unter dem Einfluß der herrſchenden Ideen ihrer Zeit ſtanden! Und doch wie verſchieden! Ihre Individualität war von Natur ſchon eine ſich entgegenſtehende. Beide ungewöhnlich, Beide klug, Beide charaktervoll; aber Katharina ſinnlich, unter der Herrſchaft des Temperaments, des Naturells ſtehend, voll Liſt; Maria Thereſia mäßig, beſonnen, gemüthreich; jene genialer, dieſe beſſer. Jene eine Norddeutſche, vom alten Sachſenſtamm und Proteſtantin, dieſe ſüdlich, Oeſtrei-

cherin und Katholikin. Jene überschlagend in Freigeisterei, in allzu flache Aufklärung; diese zu hingegeben den ersten Eindrücken ihrer Geburt und Erziehung. Die Oestreicherin sträubte sich, die Jesuiten aufzuheben, weil sie ihnen zu viel traute, ihnen zu viel glaubte; die deutsche Russin nahm sie auf und gerade deshalb, weil sie — an nichts glaubte.

Stürmisch der Regierungsanfang bei beiden Herrscherinnen, aber ganz verschieden diese Stürme. Beide hatten die Herrschaft mit Anstrengung sich zu erkämpfen. Maria Theresia, letzte Erbtochter ihres Hauses und durch ein väterliches Testament, dessen Garantie bei allen Fürsten Europas mit Schwierigkeit gesucht worden, wider bisheriges Recht als alleinige Nachfolgerin bezeichnet. Kaum die Regierung antretend, von der Herrschsucht fast aller europäischen Mächte in allgemeinen Krieg verwickelt, ein alleinstehendes Weib, Allen eine leichte Beute erscheinend. Die deutschen Fürsten, jubelnd über des hochgewachsenen Oestreichs Fall; sie sehen jetzt den Zeitpunkt gekommen, sich an der vielleicht verfallenen Macht aufzurichten; nach der deutschen Kaiserwürde, einem wie verjährten Besitze des habsburgischen Geschlechts, strebt ein Nachbar, der Baiernherzog; vor Allen drohend die hegemonische Nebenbuhlerin Preußen. Und inmitten dieser Stürme das gemüthsstarke Weib bewundernswürdig ausdauernd. Ein Gefühl eigenthümlicher Hochachtung überkommt uns, wenn wir die starke Frau, wie sie so Manches auch verliert, doch am Ende noch vielfach siegreich aus dem Kampfe treten sehen, lediglich durch die Waffe ihrer Weiblichkeit. Das Herzgewinnende ihrer Natur blieb ihre höchste Kraft; wenn sie, eine verfolgte Fürstentochter und Fürstenmutter, den Thronerben im Arm, vor die ungarische Reichsversammlung hülfesuchend tritt und die allgemeinste Rührung und Begeisterung erregt — was anders half ihr als der weibliche Instinct, der, über die Verstandeseinsichten der Zeit hinausfühlend, an das Herz und die Kraft der Völker sich wandte? Und die deutsche Kaiserwürde, die sie als Herrscherin nicht erringen konnte, erhielt sie eben als Weib, als Gattin. Ihr Gemahl, der Lothringer Franz, ein Mann, den sie liebte und achtete und in der That ein besonnener und achtungswerther Mann, ein Staatswirth, wurde Kaiser. Ihr Leben machte den Eindruck der Familie auf dem Throne.

Einen grellen und unheimlichen Abstich dagegen bildet die Revolution, durch die Katharina zum Throne gelangt. Eine grauenvolle That bahnt ihr den Weg. Katharina ist des russischen Thronfolgers Gattin geworden, eines Mannes, für den sie nichts empfindet, eines Mannes, der keiner ist, der zu den letzten seines Geschlechts gehört, eines Mannes aber, der Kaiser werden kann. Orloff ermordet ihn. Katharina besteigt den blutigen Thron. Sie nimmt die Sitten der Halbbarbaren an, trotz Voltaire und Diderot, trotz aller Philosophie. Sie läßt ein Klagmanifest ergehen über die der orthodoxen griechischen Kirche drohende Gefahr; sie hält ihren triumphirenden Einzug nach Peter's Ermordung unter zahlreicher Popenbegleitung. „Ein Fürst muß wenigstens scheinen Religion zu haben" — sagt Machiavell. Leugnen dürfen und wollen wir nicht, daß viele Regierungshandlungen Katharina's vortrefflich gewesen. Heer und Cabinet trugen das Gepräge ihres genialen Geistes. Verschweigen können wir nicht, daß ihr großartiges Walten die edelsten Männer der Zeit blendete und ganz über den Ursprung ihrer Herrschaft hinwegblicken ließ; Alfieri sogar, der strenge Unbestochene, nennt sie mit Begeisterung die Clitennestra filosofessa. Sie ist die „Semiramis des Nordens". Und doch — ein Potemkin beherrscht — die Weltbeherrscherin.

Maria Theresia ist auch ein Weib, auch schwach als Weib, aber achtbar ist ihre Bescheidenheit, ihr Takt und ihre sich nicht über sich selbst erhebende Einsicht, womit sie sich die bedeutendsten Männer als die geeignetsten Rathgeber herauserkennt und ihren Rath begehrt. Kaunitz war kein Potemkin. Ihr Sittlichkeitsgefühl wurde ein wenig zu schroff, ihr patriarchalisches Regiment ist oft tyrannisch; sie wollte keinen im Rufe der Sinnlichkeit stehenden Mann als Diener ihres Staats und wähnte Dergleichen durchzu-

ſetzen im 18. Jahrhundert! Und dennoch — ſchreibt ſie an die Pompadour: „Ma chère Cousine!“ Eine Schwäche führte zur andern. Sie hatte die Schwäche, ſich mit dem Erbfeind Oeſtreichs, mit Frankreich, zu alliiren und dann freilich konnte die Inconſequenz nicht ausbleiben, für Paris die Sitte zu vergeſſen, die ſie in Wien ſo ſtreng behauptete.

Groß wird von der Geſchichte Katharina genannt; dies hat ſeinen Grund doch wol nicht in ihrer größern Geiſtesbegabung? Es war das größere Feld, auf dem ſie walten durfte. Dulden und ausharren iſt ſo groß wie kämpfen und unternehmen. Der größte Theil von Maria Thereſia's Regierung wird von ihrem hartnäckigen Widerſtande gegen Preußen ausgefüllt, deſſen letzter Theil jener weltbekannte, nicht blos Deutſchland heftig erſchütternde, ſondern mittelbar die Welt bewegende Siebenjährige Krieg. Das iſt jene Zeit der leidenſchaftlichſten Aufregung in der bedrängten Kaiſerin Leben; in der Mitte Deutſchlands, da wo Nord und Süd ſich berühren, wüthete der Krieg, da klaffte der Riß ſchmerzvoll gefühlt. Man erzählt, Maria Thereſia habe Schleſien ihr Lebenlang nicht verwinden können und ſtets ſeien ihr Thränen ins Auge getreten, ſo oft ſie einen Schleſier erblickt; unſtreitig edlere und reinere Thränen als die, welche Katharina um den Tod eines ihrer vielen Lieblinge vergoß.

Es gibt zwei hervorſtechende Hauptrichtungen in der deutſchen Natur, die in der That wie einander entgegengeſetzt ſcheinen. Die eine iſt die Neigung zur Sonderthümlichkeit, der Trieb und Drang, ſich abzuſchließen aus größern in kleinere und kleinſte Kreiſe; die andere iſt das Dichten und Trachten in die weiteſte Ferne, das Streben, herauszudringen aus der Enge, weithin zu wirken, weithin zu wandern. Nennen wir deutſchen Particularismus und Kleinſtaaterei von der einen, deutſch-römiſches Kaiſerthum, Völkerwanderung und Auswanderungsluſt von der andern Seite, ſo haben wir hiſtoriſche Belege genannt. Der gemeinſchaftliche Vater jener beiden Extreme iſt der deutſche Drang nach perſönlicher Freiheit und dieſer iſt wieder ein Product der eigenthümlich reichen Conſtruction des deutſchen Geiſtes, der ebenſowol der Geſammtheit der Nation als dem Individuum innewohnt. Ein herrlicher Trieb, aber entwickelt noch nicht; noch verkommt der Deutſche ſo oft, wenn er ſich abſondert; noch verzettelt er ſich ſo leicht, wenn er nach außen ſtrebt. Oeſtreich ſchloß ſich ſeit Maria Thereſia in ſich ab und wußte zugleich als eine imponirende Großmacht ohne das Deutſche Reich ſich zu behaupten im Oſten und Weſten Europas. Aber es hatte während des langen erſchöpfenden Kriegshaders mit Preußen kaum aufſchauen können, um zu bemerken, daß ſich mittlerweile, gerade durch eine freiwillige Iſolirung, im Nordoſten eine Macht aufgethürmt und ſich Preußen wie Oeſtreich an die Seite geſtellt hatte. Was nun auch an innerer Feſtigkeit noch fehlen mochte, der Bau war vor der Hand doch ein rieſiger und man mußte eben zuſehen, wie man ihn gleichzeitig immer feſter innen ausmauerte und nach außen hin ins Ungeheure zu erweitern ſtrebte. Dies Letztere war Katharina's Werk. Es hatte dieſe Frau von dem andern deutſchen Schlage mächtig gereizt, in ſolcher wilden Form das groteske Werk Peter's des Großen mit ihrem deutſchen, an ſich ſelbſt großartigen Verſtande fortzuführen. Was war damals Patriotismus? Niemand kannte und hatte ihn, Niemand glaubte und fand ihn bei Andern, am wenigſten der Deutſche. Dort bei den Ruſſen aber gab es ein weites Feld für dieſe rückſichtsloſe ideale Thatkraft, dort fand die Deutſche in den halbfertigen Menſchen die trefflichſten Organe für ihre kühnen, germaniſch gearteten Entwürfe; da war Gelegenheit, leider auf der Oberfläche jener Maſſen, das Klebegold der deutſchen Geiſteserhellung ſchimmernd aufzutragen. An Anſtalten für Wiſſenſchaften und Künſte, an humanen Schulen in der Reſidenz Petersburg, an Schriften über Humanität und Toleranz fehlte es nicht; auch der große deutſch-holländiſche Zar Peter ward auf Katharina's Geheiß zwar durch Voltaire franzöſiſch, aber doch in ihrem und ſeinem idealſtrebenden Sinne deutſch gefeiert. Ihr Reich wuchs und wuchs, es dehnte ſich aus bis an das Schwarze

und Kaspische Meer und Türken und Tataren wurden zerschmettert, ja bis nach dem osmanischen Stambul streckte sie ihre Hand aus. Ihre Flotte wagte sich ins Mittelmeer und herrschte auf der Ostsee und beaufsichtigte die skandinavischen Völker und selbst gegen das seemächtige, wider seine abgefallene Colonie kriegende England wußte sie sich in feste Positur zu setzen und sich Handel und freie Schiffahrt zu wahren durch den von ihr erfundenen bewaffneten Neutralitätsbund. Das Alles verdankten die Russen einer kleinen deutschen Prinzessin von Anhalt-Zerbst... Beide Frauen, Maria Theresia und Katharina, sind die Träger des doppeltgearteten geschichtlichen germanischen Geistes.

Der Proceßkrämer.

Aus dem Gerichtsleben. Von S. Hänle.

Im Grunde ist die Leidenschaft des Proceßführens nur eine Unterart der Leidenschaft des Spiels. Mich wenigstens gemahnten jene speculirenden Spieler, die Tag und Nacht darüber nachgrübeln, wie sie die Zufälle des Pharo und des Rouletts berechnen können, an jene Halbrechtsverständigen, die mit ihrem Processe aufstehen und mit ihrem Processe sich niederlegen, mit ihrem Processe essen und mit ihrem Processe trinken, schon an der Thür stehen, wenn der Referent zur Sitzung gehen will, schon an der Thür warten, wenn ihr Advocat sich erhoben hat und geht, kurz deren Tag-, ja Lebenswerk ihr Proceß ist.

Wehe dir, wenn ein solcher Proceßkrämer durch irgend einen Zufall herausgebracht hat, daß du mit dem Referenten seiner Sache bekannt bist, oder daß du nur ein Wort im Corpus juris verstehst, du kannst sicher darauf rechnen, daß er einen Vorwand findet, mit seinem Packet Acten, das er immer in der Tasche bei sich führt, auf der Straße, im Kaffeehause, in den Gängen des Gerichtshauses oder in deiner eigenen Wohnung dir einen langen Vortrag über den Stand seiner Sache zu halten und dich um deinen Rath zu bitten. So wenig es aber ein Mittel gegen die Seekrankheit gibt, so wenig gibt es ein Mittel, um ihn abzuschütteln. Bist du höflich, so wird er zudringlich; bist du kalt, so bemerkt er's nicht und macht keinerlei Anstalten sich zu entfernen; bist du grob, so wird er höflich und bringt dich mit seinen Bitten und Betheurungen zur Verzweiflung.

Man kennt den neuen Roman von Boz: „Bleakhouse". Er hat zum Hintergrunde die Geschichte eines Processes, mit dem alle Charaktere und Personen in größere oder geringere Verbindung gebracht werden. Der Proceß hat in diesem Romane wie der Marionettenspieler alle Figuren am Drähtchen, sie kommen, sie gehen, sie stehen, sie fallen nur durch den Proceß. Da sehen wir denn auch eine ordentliche Anzahl von Proceßkrämern und Dickens' sehr in Galle getauchte Feder zeigt sie uns als die nothwendigsten Geschöpfe des leidigen Formalismus. Wahr ist es, daß in England der Formalzopf hinten und vorne hängt, allein ohne Formalien kann der Civilproceß nicht bestehen und so lange Formalien bestehen, wird man sich auch um Formalien streiten.

Manchmal, es ist dies richtig, ist ein solcher Proceßkrämer das Opfer dieser Formalien geworden, er trägt immer das Bewußtsein der Billigkeit seiner Ansprüche mit sich, er fühlt, er hat Recht und kann nicht zu seinem Rechte gelangen. Er sieht, wie am Ende des Ziels ihm die Preisrichter winken mit dem Preise in der Hand, er kann über die Barrièren nicht hinweg, welche die Rennbahn umgeben; es geht ihm wie in einem Märchen, er duckt sich, da senken sich die Balken, er will hinüberspringen, da erheben sie sich, und das Alles kommt ihm zuletzt auch wie ein Märchen vor und man kann sagen, er wird närrisch am gebrochenen Rechtsbewußtsein. Das sind aber Seltenheiten. Die Regel ist, daß der Formelkram gerade das Lieblingsstudium der Proceßsüchtigen ist, daß sie, wirk-

lich im Unrecht, vermöge dieses Formelwesens alle Welt angreifen, sich gegen alle Welt vertheidigen zu können glauben; oder auch sie gehen mit der fixen Idee, mit der Einbildung, sie hätten Recht, obgleich sie Unrecht haben und diese Idee ist so festgewurzelt in ihrem Innern, daß weder Proceßkosten noch Strafen sie davon abbringen können. Ich kenne einen sehr reichen Mann, der nur deshalb bei den Advocaten Eingang findet, weil seine Guldenstücke ebenso aussehen wie die der andern Leute. Dieser Mann, der sich wol manches andere Vergnügen machen könnte, scheint sich lediglich damit zu unterhalten, an seine Rechtsfreunde bogenlange Instructionen zu schreiben, juristische Erörterungen auszuführen, ohne in der Regel, was man so sagt, den Nagel auf den Kopf zu treffen, zu den Entwürfen der Schriften Zusätze oder gar Kritiken darüber zu machen. Um einige hundert Gulden Differenz wird sogleich ein Proceß angefangen, der an Kosten zuweilen das Doppelte übersteigt. Der gewöhnliche Schluß ist, daß der übereilt angefangene Proceß verloren wird. Da hat nun der Rechtsanwalt die Schuld, der Proceßkrämer sucht sich einen andern, und man glaube mir, er macht die Runde. Ich habe einen Adeligen gekannt, der aus altem Geschlecht sich von Schloß und Ehre processirte und zuletzt so weit kam, daß er in seinem zerrissenen Rocke das Gespötte der Schreiber aller Gerichtshöfe wurde und mehr wie einmal von einem jungen Praktikanten wegen unpassender Aeußerungen auf 24 Stunden in den Thurm zu den Bettelleuten, Vaganten und Dieben geschickt werden mußte. Die letzte Hoffnung dieses heruntergekommenen Edelmanns war ein Proceß, den er erst anfangen *wollte* und der ihm 12,000 Gulden einbringen sollte. Er ist mit dieser Hoffnung gestorben. Ich kenne Gewerbsleute, Bauern, die der Proceß aus einer behaglichen Stellung ins Elend gejagt. Ich kenne Frauen, die gleich der alten Frau in Voz' „Bleakhouse" trotz ihrer ewigen Complimente die Plagen der Referenten sind, Tag für Tag das Gerichtszimmer besuchen und wenn mit Hiob's Geduld der Referent ihnen Tag für Tag auseinandersetzt, wie die Sache stehe und woran sie hänge, doch wieder, nachdem er ausgesprochen hat, mit ihren Klagen von vorn anfangen. Sie haben die Erklärungen des Referenten gar nicht vernommen und die Zeit, während er sprach, als Pause benutzt, nur um Athem zu schöpfen und über die Redeformeln nachzudenken, mit welchen sie ihre Sache vorbringen wollen, wenn er aufgehört hat. Das Schlimmste unter dem Schlimmen im Gerichtsleben ist die Proceßkrämerei der Frauen.

Führen diese Vorgänge an den Bettelstab, so kommen andere noch vor die Schranken des Strafgerichts. Ich will nicht davon sprechen, daß zuweilen Einer oder der Andere durch irgend eine gewagte Manipulation den Gang seines Processes zu beschleunigen oder zu verbessern sucht; Meineid, Fälschung einer Urkunde, Bestechung von Zeugen sind derartige Mittel. Nur von der Regel will ich reden, die darin besteht, daß jeder Proceßkrämer wenigstens einmal das Vergehen der Amtsehrenbeleidigung sich zu Schulden kommen läßt. Da wiederholt sich denn das ganze Bild des Civilprocesses in der öffentlichen Sitzung. Endlos wälzt sich die Rede des Beschuldigten dahin, eine Woge überstürzt die andere und die anscheinend kurze Fahrt wird zur langen sturmbewegten. Auf jede Frage hat er eine Antwort, die nicht paßt, und es ist vergebens, ihm Einhalt thun zu wollen, er plaudert fort und fort, immer wieder von seinem Processe anfangend und die zugefügte Beleidigung in Verbindung mit tausend und tausend Dingen bringend, die gar nicht dazu gehören. Und alles Das, was auf dem Gerichte da öffentlich verhandelt wird, das hat privatim der Vertheidiger schon hören müssen, dem ein bogenlanges Manuscript mit solchem unpassenden Geschwätz gefüllt aufgenöthigt worden. Ohne Dank, unzufrieden mit dem ganz andern Standpunkte, von dem aus die Vertheidigung die That betrachtete, kehr der Proceßkrämer nach Verkündigung des Strafurtels zu demselben zurück und sein Abschied und der ganze Dank ist in der Regel eine Unart oder eine Drohung, zum wenigsten eine zugeschlagene Thür.

Eins aber ist richtig; wir haben es schon oben erwähnt. Bei den meisten dieser Proceßkrämer hat die Leidenschaft der Proceßsucht die Verstandeskräfte getrübt und geschwächt. Sie sind selten völlig zurechnungsfähig und Mancher wandert ins Irrenhaus.

Anregungen.

Mischungen und Kreuzungen des deutschen Blutes.

Dem deutschen Naturell hat man schon öfter nachgesagt, daß ihm, wie allzu milden Weinsorten, die Mischung mit ihm fremdartigen Elementen wohlthue. Es mag auch in solchen Völkermischungen Gesetze geben, die einer Mischung vor der andern einen Vorzug sichern. So glauben wir nicht, daß Französisch und Deutsch gutthut. Wir haben die Beispiele im Elsaß und in unsern deutsch-französischen Colonieen. Dort ist der Sinn weder deutsch geblieben, noch ganz französisch geworden; es ist eine charakterlose Halbheit übriggeblieben, die nicht viel Achtbares mehr ausdrückt. Hier, z. B. in Berlin oder in jenem merkwürdigen, fast ganz französisch gebliebenen Oertchen Friedrichsdorf in Hessen-Homburg, hat die Mischung zwischen Deutsch und Französisch etwas Bemessenes, Pedantisches hervorgebracht, dem man außer industrieller Regsamkeit eine bedeutende geistige Schaffenskraft nicht nachrühmen kann. Die Mischung von Deutsch und Italienisch liegt nur in gewissen Colonieen, z. B. in Basel, Köln, Frankfurt a. M., Dresden, vor. Sie hat ein ganz besonders empfängliches und gewissermaßen geniales Geschlecht zu Tage gefördert, eine Mischung von bedachtsamer Sinnigkeit und einer noch immer großartigen, oft prachtliebenden Anschauung. Bettina ist ein Erzeugniß dieser Mischung. Mischungen mit Holländern und Engländern sind zu gleichartig und haben meist ein zu starkes und nicht eben gefälliges Ueberneigen zu dem fremden Elemente zur Folge gehabt; der Deutsch-Engländer z. B. ist eine Caricatur. Die Mischungen deutschen und slawischen Wesens sind ein Jahrtausend alt. Alle Länder jenseit der Elbe sind davon erfüllt. Man würde im reinen Alemannien und Frankenlande Unrecht thun, wenn man diese Mischung eine ungünstige nennen wollte. Ein zähes und kraftvolles Wesen ist jedenfalls aus dieser Mischung in die deutsche Art gekommen, ein Element, dessen Wirkungen sich im Widerstande bisher großartig bewiesen haben und die viel geringere Widerstandskraft des reindeutschen Geistes übertreffen. Wir nennen hier Widerstandskraft jene Stabilität, die ebenso gut auch eine fortschreitende werden kann, wenn ihr nur die rechte Bahn gezogen würde. Die sogenannte Gothaer Partei ist die reindeutsche gewesen und sie hat in der That alle Beweise der Unproductivität gegeben, während wir eine Zahl deutsch-slawischer Striche sowol wie deutsch-slawischer Befähigungen aufführen könnten, die in zweifelhaften Lagen um einen Entschluß nicht verlegen sein würden und auch fast die Aufgabe zu haben scheinen, bei deutschen Bewegungen besser an der Spitze zu stehen als das reine und ungemischte Deutschland.

Auch die Mischung des Judenthums mit der deutschen Art verdient hier eine Erwähnung. Sie ist eine von denen, die der letztern heilsam wurden. Gerade die jüdische Art füllt eine Lücke in unserer Natur. Dem bis zum Holländischen sich abneigenden Charakter Hamburgs z. B. ist das Judenthum in jeder Beziehung eine förderliche Beimischung. Die dortige Gesellschaft und ihre Empfänglichkeit für Politik, Völkerleben, Kunst und Literatur erhält durch das stark regsame jüdische Element einen gekräftigten Ausdruck. In Frankfurt a. M. mag die jüdische Gegenwirkung zu gespannt und bei dem ohnehin beweglichen Charakter der dortigen Bevölkerung mehr reizend als fördernd sein; doch ist in geistigen Dingen ein Zuviel nie so schädlich wie ein Zuwenig. Welche Kräftigung und Anregung wir durch das Judenthum hervorgebracht verstehen, beweist Leipzig, dem diese Mischung fehlt. Leipzig könnte die Tonangabe Deutschlands in den meisten Dingen behaupten, wenn es eine jüdische Bevölkerung hätte. Dies allseitig durchzuführen, möchte jedoch eine weitläufigere Erörterung erfodern.

Zur Wetterkunde des Lebens.

Unsere Schicksale kommen aus uns selbst, wie die Wolken nur aus der Erde.

An einen wiener Modedichter.

Glanz und Duft genug! Die Veilchen duften Patschouli!
Diamantenbesäet ist die Flur von Tropfen des Thaues!
Ja die Thräne sogar malt en émaille dein Pinsel!

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 32.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Dr. Wichern und sein Rauhes Haus.

Eine Stimme aus Hamburg.

Die vielgerühmte Rettungsanstalt sittlich verwahrloster Kinder, die von dem zum Doctor der Theologie ernannten frühern Candidaten Wichern begründet wurde, liegt eine halbe Stunde von Hamburg bei dem Vorwerk Horn. Ein Häuschen mit einem Strohdache ist das Samenkorn, aus welchem sich der große Baum der gegenwärtigen Colonie des Rauhen Hauses entfaltete, das erste Gebäude der Anstalt, in welchem sie vor 19 Jahren als unscheinbarer Anfang ins Leben trat. In der Mitte steht jetzt ein großes Giebelhaus mit einem Kirchthurm, einer Uhr; links von diesem, im Hintergrunde des ziemlich ausgedehnten Gartens, und ebenso nach der rechten Seite zu ziehen sich eine Reihe von Localitäten; sie enthalten Schlaf-, Wohn- und Lehrstuben, wie sich das in den übrigen Häusern, welche nach und nach entstanden sind, in ähnlicher Weise wiederholt. Diese Häuser, zum Theil in Schweizer Art erbaut, machen einen freundlichen Eindruck. Bei einer Wendung nach Süd-West sieht man einige kolossale Bauten. So steht zur Rechten ein dreistöckiges Gebäude aufgeführt, welches etwas an das hallesche Zellengefängniß mahnt und einen mehr dauerhaften als erquickenden, mehr fesselnden als erfreulichen Eindruck macht. Hier entwickelt die sogenannte Besserungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder der höhern Stände ihre junge Thätigkeit. So viel mir bekannt, ist diese eine die Brüderanstalt oder den Herrn Dr. Wichern allein betreffende Unternehmung, welche, obgleich erst funfzehn Kinder anwesend sein sollen, ohne Zweifel viel Vortheile abwirft. Der Führer des Ganzen bewohnt das palastartige, erst seit einem Jahre entstandene weiße Gebäude links, zu dessen Erbauung, wie es heißt, ein wohlwollender Fürst in unserer Nähe den größten Beitrag geleistet haben soll. In dem vorgedachten Hause der wohlhabenden Pensionäre befindet sich auch der Buchhandel, jedenfalls der wichtigste Theil der Gesammtindustrie des Rauhen Hauses. Von hier aus werden die unzähligen Schillingsbücher in die Welt geschickt: „August Hobelmann", „Die Stiefmutter Martha", „Der alte treue Freund", „Die Gärtnerstochter", ferner die illustrirten Katechismen, welche in letzter Zeit mancherlei Anfechtungen erfahren haben. Ueber diese vornehme Besserungsanstalt belehrt uns ein Jahresbericht von 1851,

der letzterschienene, daß sie nicht von dem ursprünglichen allgemeinen Rauhen Hause, sondern von der Brüderanstalt, d. h. dem Seminar der Erzieher, ausging. Letztere hätte zu diesem Zwecke Alles, was sie baar besaß, hergegeben. Die Gebäude seien aber Eigenthum der Kinderanstalt, das Curatorium der Brüderanstalt besorge die finanzielle Verwaltung. Es wird später hinzugefügt: Die Brüderanstalt zahle jährlich Pension an die Kinderanstalt, und zwar geschähe dies für den durch erstere an letztere geleisteten Gehülfen-Unterricht, „sodaß die letztere alle diese Gehülfen gewinnt, ohne daß sie Kosten davon hat." Diese finanzielle Sonderung beider Anstalten in solcher Weise, daß die eine „alles Baare hergibt" und die andere doch „Eigenthümerin der betreffenden Gebäude wird", ist nicht leicht zu verstehen, zumal die beiden Anstalten „mit ihren Wurzeln so sehr zusammengewachsen sind", daß die eine mit der andern „fallen würde." Es hat indessen der ganze Zuschnitt solcher aus milden Gaben entstandenen und von stillen, zum großen Theil ungenannten Gebern am Dasein erhaltenen Institute bei aller scheinbaren Oeffentlichkeit viel Geheimnißvolles, sodaß man sich bescheiden muß, die immer wiederkehrenden Klagen am Schlusse dieser Finanzberichte doch für begründet zu nehmen. Vergißt man aber für einen Augenblick, daß ein minder günstiger Kassenbestand sich ohne Zweifel doch wol in einer Beschränkung der buchhändlerischen, kostspieligen Propaganda zu erkennen geben würde, während sich diese wie auch das Missionswesen im Gegentheil immer mehr ausbreitet, so ließen sich an die Klagen über Abnahme der hamburger Beiträge immerhin einige ernste Reflexionen knüpfen.

In der That! Hamburg, das urtheilen und vergleichen kann, weil es die Thatsachen sieht, Hamburg, trotz seiner Frömmigkeit, zieht sich vom Rauhen Hause zurück. Seine regelmäßigen Beiträge betrugen 1846 7662 Mark, nach neuestem Ausweis nur 6126 Mark. Seine einmaligen Geschenke betrugen 1848 6450 Mark und gegenwärtig nur 3440 Mark. Es scheint daraus hervorzugehen, daß die bisherigen Geber mit der erweiterten, die ursprüngliche Bestimmung der ganzen Stiftung verrückenden Wirksamkeit, ja mit der mehr und mehr dem fortschreitenden Geiste der Zeit entgegenarbeitenden Tendenz dieser Anstalt nicht mehr einverstanden sind.

Die Ferne brachte freilich ein anderes Resultat. Preußen, Württemberg, Sachsen, die schleswig-holsteinische Ritterschaft haben Pensionate in der Brüderanstalt gegründet und von allen Richtungen her fließen zahlreiche Mittel zur Pflege des Rauhen Hauses. Die Brüderanstalt ist seit 1836 Seminar für Innere Mission geworden. Sie nimmt junge Männer aus dem Handwerker- und Schulstande auf und hat den Zweck, die Brüder zu Bibel-Colporteuren, zu Rettungslehrern, Gefängnißwärtern auszubilden. Sie hat bis jetzt in Allem 80 solcher „Brüder" herangezogen und zählt gegenwärtig deren 40—50. So lange dieselben der Anstalt angehören, sind ihnen die Kinder zur Beaufsichtigung und Besserung zugetheilt. Nach dem nicht immer streng beobachteten Principe sollen je zwölf Kinder einem Bruder beigegeben sein, welche zusammen eine „Familie" bilden. Die Handwerker unterweisen die ihnen zugetheilten Knaben im Schneider-, Schuster-, Tischlerhandwerk und solchergestalt werden Kleidung und ähnliche Handwerkserzeugnisse in der Anstalt selbst verfertigt, sowie die Mädchen Küche, Wäsche und was dahin gehört besorgen. Neben diesen Werkstätten hat sich eine Buchbinderei und eine Stereotypengießerei herausgearbeitet und für das allgemeine Interesse des Unternehmens sorgt endlich die sogenannte Agentur des Rauhen Hauses, welche in Deutschland 50 Zweigagenturen gegründet hat.

Man sieht, die Stiftung des ursprünglichen Gebers der ersten 15,000 Mark hat sich seit 1833 sehr erweitert und es darf nicht befremden, daß ein Institut, welches im letzten Finanzbericht bereits eine Bilanz von 48,545 Mark (per ultimo 1850) auswies und dabei eine so kriegerische Stellung gegen die Zeit eingenommen hat, die Kritik ernstlich herausfodert.

„Das Evangelium" — sagt Dr. Wichern — „ist der Stamm alles hiesigen Unterrichts." Nachdem: „Ueberhaupt ist die Ueberschätzung der Schule so verderblich wie die Unterschätzung derselben." Nachdem: „Alttestamentliche Geschichte, Neutestamentliche Geschichte, zusammen mit dem Lesen und der Auslegung der heiligen Schrift, sowie mit dem Katechismus, — das sind und bleiben der eigentlichen Säulen des Unterrichts." Dem entsprechend finden wir denn auch folgende Religionsübungen: „Nach dem Morgengebet Alttestamentliche Geschichte, Katechismus. Dann um ½8 Uhr früh Hausandacht im Betsaal, an drei Tagen in der Woche eine Stunde lang. Dann vor Tische das Tischgebet. Nach Tische das Dankgebet. Nachmittags Dasselbe wiederholt. Am Mittwoch Nachmittag setzen sich die Knaben mit dem Familienbruder um den Tisch; Jeder hat seine Bibel vor sich; es entwickelt sich ein Gespräch über ein Capitel. Das währt eine Stunde. Um 8 Uhr ruft die Glocke alle Familien in den Betsaal. Am Sonnabend hat jede Familie aus der sogenannten Dreifältigen Schnur (ein Büchelchen, das für jeden Tag drei Bibelsprüche, ein Gebet, ein Gebot und eine Verheißung enthält) sich einen Wochenspruch zu wählen, der dann die ganze Woche hindurch täglich hergesagt wird, nachdem er Sonntags noch vor dem Kirchgang im Betsaal in einer besonders dazu angeordneten kurzen Andacht verlesen." In der „Fastenzeit" (von der Protestanten sonst nichts wissen) vermehrt sich dieses Bibelleben noch in weiterm Maße. „Eine gesegnete, ernste Zeit bricht für das ganze Haus an" —, d. h.: Es sind „wie zur Adventzeit jetzt auch während der ganzen Fastenzeit Mittagsandachten eingerichtet. In der ersten Woche die Verheißungen auf das Leiden des Herrn aus dem Alten Testament, in den vier nächsten Wochen die Leidensgeschichte, zuerst des Matthäus-, dann des Marcus-, des Lucas-, des Johannes-Evangeliums. So bis Palmarum." Am Nachmittag des Charfreitag wird „die ganze Leidensgeschichte nach den vier Evangelien, also alle Mittagsandachten der Fastenzeit noch einmal zusammengefaßt. Hier findet das hohepriesterliche Gebet (Joh. 17) seine Stelle." Abends dann die Vertheilung neuer Bibeln, am großen Rüsttage „besondere Festandachten", am Ostermorgen „Wallfahrt nach dem Kirchhofe". Kurz das ganze Leben und Wirken in dieser Anstalt ist auf religiöse Andacht begründet.

Es ist unstreitig ein sehr ernstes Wort: Wie führt man verlorene Gemüther, irrende, schon verstockte Kinderseelen auf den Pfad der Tugend zurück und gibt in ihnen der Gesellschaft nützliche, gebesserte, für die neuen und vergrößerten Gefahren des Lebens gerüstete Mitglieder? Der Gedanke an die Heilswirkungen der Religion liegt nahe. Wer hätte sie nicht in sich selbst empfunden die Macht der göttlichen Offenbarung im Gemüthe, auch wenn man sich grober Vergehen nicht zeihen konnte? Wer denkt nicht an seine Kinderzeit zurück und vergegenwärtigt sich die Kraft des Gebets, des Gottvertrauens, der Hingebung an die schöne Welt des Alten und des Neuen Testaments? Dennoch wird eine weitere Prüfung sich sagen müssen: Was dem Gesunden schon im Uebermaße Gefahr bringen kann, wie gefahrvoll kann es dem Kranken werden? Schon einmal wurde in diesen Blättern ausgesprochen: „Die kräftig aufstrebende Entwickelung des jugendlichen Geistes früh schon zu mildern durch das Abhängigkeitsgefühl von einer geheimnißvollen Weltordnung, ist die Aufgabe jedes Erziehers, der seinen Beruf zu wahren weiß. Aber nur da, wo die Bürgschaften einer dem Lichte zugewandten vorurtheilslosen Entwickelung geboten sind, nur da, wo die jugendliche Seele in der vollen Freiheit der reinen Geisteslüfte die Schwingen auszubreiten und zu üben lernt, ist die Religion und in besonderer Gestalt das Christenthum die nothwendige Ergänzung derjenigen Hülfsmittel, durch welche die Jugend mit den Pflichten des menschlichen Daseins bekanntgemacht werden muß. Bedenklich wird die Anwendung des erziehenden Einflusses der Religion oder wenigstens des positiven Glaubens da, wo den Geist und das Herz eine trübe Dämmerung umgibt. Treten wir in eine Anstalt, wo Cretinen oder Blödsinnige oder Verbrecherkinder erzogen

werden und vernehmen wir von dem vielleicht in Hamburg bei Dr. Wichern gebildeten Vorsteher: Der Grund seiner Methode wäre die auf die Erbsünde sich bauende christliche Heilsordnung, so können wir die Besorgniß nicht unterdrücken, daß bei solchen speciellen Erziehungsaufgaben dieser Weg nicht der richtige ist. Die Demuth mildere nur den Stolz! Das Gefühl der Abhängigkeit regele nur das Bewußtsein einer zu lebhaften freien Selbstbestimmung! Dem armen verlorenen Kinde soll vor allen Dingen der Muth gegeben und geweckt werden, zu sich, zum Dasein, zur Welt, zum Licht, zu den Menschen überhaupt wieder Vertrauen zu fassen, und wenn auch die Religion bei einer so schwierigen und hohen Aufgabe der Erziehung wie diese unfehlbar das wesentlichste Moment der Bildung bleiben muß, so glauben wir doch nicht, daß es gut ist, wenn in solchen Erziehungsanstalten der Grund alles menschlichen Strebens immer nur auf die Voraussetzung unserer Unzulänglichkeit und Unvollkommenheit gebaut wird. Es ist gerade so, als wenn man in Krankenhäusern nur Zuspröche dulden wollte, die sich auf den Tod beziehen."

Sehen wir jetzt auf Werke des Rauhen Hauses. Wir haben dazu nur nöthig, eins der vielen Schillingsbücher aufzuschlagen, die der Buchhändler Dr. Wichern verbreiten läßt. Da ist „August Hobelmann." Wir lesen: „Hobelmann's Vater war ein Pumpenmacher. Er sagte zu seinem August: «Deine liebe Schwester lebt bei unserm Gott; sie ist bei Christus und einst wird sie auferstehen mit einem neuen Leibe.»" Wahrlich, es gibt nur wenig solcher Pumpenmacher; doch nichts von der ästhetischen Seite dieser Darstellung! Nichts von diesem Stil! Wir gehen weiter. Dieser gute Vater schickt seinen Sohn in die Sonntagsschule und in die Wochentagsschule; die erstere „nannte er die Kinderkirche." Der Lehrer derselben erfreute den Mann mit Erzählungen „über die Innere Mission." Es folgt eine Erklärung der letztern: „wozu vornehmlich gehört: Aller Obrigkeit Ehre zu geben und unterthan zu sein." Der Alte merkte sich die Auslegung und sagte: „Wenn dem so ist, so bin ich wol ein Pumpenmacher, aber kann ja auch nebenbei .... die Innere Mission betreiben!" Kurz, er wurde „ein Bote Gottes", ein Werkzeug der Innern Mission. Er macht Bekehrungen unter den „Arbeitsleuten an den Ecken." Bald darauf stürzt er in einen Brunnen, ertrinkt und dann endlich lernen wir den Helden der Novelle kennen: August Hobelmann. August, eine Waise, kommt in die Armenanstalt „im Hannoverschen"; es folgt eine Schilderung des benachbarten Schlosses „Adlerhorst"; „links und rechts weiße Bildsäulen"; dann des Schulgartens, „mit Rosen, Nelken; auch wuchsen da große Blaue" (so nannte August die Rittersporen). Zuweilen kam dann auch der Herr vom Schlosse; dem ging „die Bauernschaft mit einem Lebehoch entgegen." Der Herr vom Schlosse, die Frau, die Töchter, der Schulmeister sind sämmtlich Innere Missionare. Wie glücklich wird August! Sein Loos gleicht dem seines Vaters! Der dreizehnjährige Knabe empfindet eine solche Freude an den Weihnachtreden des Predigers, daß er sie, aus dem Gedächtniß nachgeschrieben, zur Lectüre mitnimmt. Er kommt zu einem Schuhmacher in die Lehre; dieser liest Zeitungen. Solche „Blätter" sind nicht für die Erweckung. August ist nicht glücklich bei seinem Meister. Er vermißt die Gottesfurcht. Er wandert. Da freilich kommt mit dem Reiz der Welt die Weltlust. August wird leichtsinnig, — „bis Gott sein Herz doch wiederfand und weckte durch harte Schläge." „Er kehrte zu seinem Heiland zurück." Die harten Schläge brachten ihn mit der Innern Mission wieder in Berührung, da diese zum großen Theil ihre Apostel unter herabgekommenen Handwerkern findet, welche sie unterstützt. „Er benutzt jetzt jede Gelegenheit, seinen Nachbar auf Das, was Gott fodert, hinzuweisen; Sonntags Nachmittags kann man ihn vor dem Hause stehen sehen, wo Sonntagsschule gehalten wird; er holt dann die kleinen Nachbarskinder aus der Schule ab, damit sie auch noch ruhig nach Hause gehen." Schließlich wird als Empfehlungskarte seines August Hobelmann die hamburger Adresse des Schuhmachers gegeben: „Eichholz, Hof Nr. 103, 2 Treppen hoch nach vorn."

Was soll man von dieser Erfindung sagen? Ist das Tendenz oder Wirklichkeit? Bildet so das Leben? Hebt und bildet so die Ueberfülle der Religion? Ich kenne einen Fall der religiösen Ueberfülle, der anders lautet, einen Fall, der die Wahrheit eigenen Erlebnisses für sich hat und den ich erzählen will.

Die Aeltern eines Knaben lebten in Altona, waren Protestanten, hatten ihr Kind protestantisch taufen lassen. Der Vater kommt plötzlich ums Leben. Die Mutter ist dadurch geknickt und in ihrem Schmerz ohne Halt. Eine „Erleuchtete" findet sich; sie nimmt die Mutter zur Brüdergemeinde, wo sie die Ueberzeugung gewinnt, daß Gott sie durch Strafen heimsuchen wolle und Zerknirschung die einzige Hülfe und das einzige Mittel, ihn zu versöhnen, wäre. In ihrer Herzensangst genügt ihr das religiöse Leben der Brüdergemeinde noch nicht; sie lernt den Prediger einer Sekte kennen, welche ihre Mitglieder im altonaer „Diebsteich" thatsächlich tauft. Dieser widmet ihr die Kraft seiner Beredtsamkeit. Sie schließt sich dieser neuen Gemeinde an, der Sohn wird zum zweiten male getauft. Aber noch höher steigert sich ihr Bedürfniß, das rechte Maß zu finden. Ein Haartuchmacher, Prediger einer Privatsekte, wird ihr bekannt. Hier ist die religiöse Kraft schon bis zum Fieber gesteigert. Eine Werkstatt ist die Kirche. Ein großer schwarzer Hund, das böse Princip versinnlichend, und eine weiße Taube, Vertreterin des Heiligen Geistes, sind die lebendigen Attribute dieses Gottesdienstes. Der Hund muß heulen, sobald die Gemeinde, den Kopf auf die Stuhlpolster gedrückt, am Boden kniet. Auch der Knabe wird zum dritten male auf die neue Art getauft. Da man solchen Wahn nicht füglich lange Zeit fortsetzen kann, ohne die Erde ganz aus den Augen zu verlieren, so ist es begreiflich, daß die Verachtung irdischer Dinge mit dieser Frömmigkeit Hand in Hand geht. Der Wohlstand der Mutter ging zurück. Auf den Knaben äußert sich die neue Lebensweise geistödtend. Daheim mit Bibel- und Gesangbuchlesen beschäftigt, bei den kleinsten Versehen und Vergehen, und wär' es das Zerbrechen eines Glases oder Aehnlichem, von der Mutter angehalten, mit ihr, kniend, Gott um Vergebung dieser Sünden anzuflehen, entwickelt sich in ihm eine krankhafte Schwermuth, welche fixe Ideen mit sich bringt; er glaubt, seine Mutter werde ihm ans Leben gehen; so oft sie ein Messer ergreift, weint und zittert er. Dies gilt indessen natürlich für eine neue Heimsuchung, welcher nur durch verdoppeltes Gebet zu begegnen wäre, und so findet denn das Auftauchen eines neuen Heiligen willkommene Stätte. War es ein Auswandererprediger oder ein sonstiger Missionar, mir ist es entfallen, — genug, der Mann durfte nicht am Lande predigen und hieß deshalb der „Schiffsprediger." In der Kajüte eines Schiffs hielt er seine gottesdienstlichen Versammlungen, häufig unterbrochen durch die Roheiten der vom Deck schauenden Matrosen. Hier wurde der Knabe zum vierten male getauft und gerieth in einen Zustand gänzlich unzurechnungsfähiger geistiger Erstarrung, bis es den erwachsenen Brüdern des Knaben nach vielen vergeblichen Versuchen gelungen war, die Mutter zu einer veränderten Erziehung des Bruders zu bewegen. Er wurde in eine Schule geschickt, durfte indessen nur an dem Religionsunterrichte, sowie am Lesen und Schreiben Theil nehmen. „Eine Ueberschätzung der Schule" — sagt ja Dr. Wichern — „ist ebenso verderblich wie eine Unterschätzung." Die Mutter drückte ihre Gedanken weniger vorsichtig aus; sie erklärte alles weitere Wissen für Teufelswerk und war so fest in ihrer Ansicht, daß jedes von dem Knaben heimlich geborgte und nach Hause gebrachte Buch: Naturgeschichte, Geographie oder Aehnliches, ohne weiteres, sobald es entdeckt wurde, in den Ofen wanderte. Der jetzt allmälig gereifte Knabe hat einen siechen Körper als Erfolg dieser Erziehungsweise mit in seine Mannesjahre hinübergenommen und vor gänzlicher Verödung retteten ihn nur spätere glücklichere Umstände.

So wirkt das Uebermaß der Religion. Das Volk kennt in Dem, was es einmal erfaßt hat, keine Grenzen. Man sehe und beobachte doch nur! Wer die Missionsstunden

in Eilbeck, St.-Pauli und andern Orten bei Hamburg besucht, wird durch die blumenreiche Verhüllung der Sache selbst, wie man sie im Rauhen Hause mit vorsichtiger Rücksicht auf die zahlreichen Besucher beobachtet, nicht irre geführt werden. Es findet wenig Unterschied statt zwischen den Auslassungen des Candidaten Glaiß in Eilbeck, welcher den leibhaftigen Teufel zu seinen Bekehrungen nicht entbehren kann, und dem Wiedertäufer Onken in der Böhmenstraße, welcher von der Kanzel erklärt: „Wenn wir um nichts Anderes in die Hölle kämen, so müßte es schon unserer Gebete wegen geschehen.“

Es ist nicht leicht zu nehmen, wenn man die wachsende Ausdehnung dieser finstern, frömmelnden, verdummenden Richtung verfolgt; leidenschaftlich ist auch der Haß, mit welchem in Hamburg dieser Pietismus bekämpft wird. Was nur fest und freudig an den Beruf der Menschheit glaubt, schart sich gegen dies Unwesen zusammen. Das Rauhe Haus hat gewiß manchen gebesserten, für das Leben brauchbaren Knaben entlassen, aber ebenso groß ist die Zahl der zu einer methodischen Heuchelei Angeleiteten. Statt die verlorengegangene Menschenwürde, statt die Freiheit des Geistes, die letzte Achtung seiner selbst dem Kinde zu retten, versinstert man es immer mehr, drückt das Selbstgefühl, diesen letzten Anker der Hülfe, durch eine überspannte Gottesfurcht herab, bringt es, da es schon mit der Gesellschaft zerfallen ist, in immer schroffern Gegensatz zum Leben, wie es einmal ist. Den Welterhalter, den großen allmächtigen Geist der Liebe gewinnt kein gefallenes Wesen lieb, wenn man ihn aus der „Dreifältigen Schnur“ allein entwickelt. So lange der Zwang des Instituts, so lange die bessere Behandlung bei zur Schau getragener Frömmigkeit die Bibel zur Alltagslectüre macht, was kann da eintreten? Nach Uebersättigung mit einer einzigen Speise folgt um so gewisser der Ueberdruß und mit ihm das Verlangen nach anderer Kost. Die Anstalt kann ihre Zöglinge nicht bis ins spätere Alter beaufsichtigen. Nach vier, fünf Jahren einseitiger, dem Leben völlig feindlicher Geistesnahrung muß sie ihre scheinbar Bekehrten dem Treiben der Menschen doch zurückgeben und statt sie auf dieses vorbereitet, statt sie mit dem guten Kern der häufig mittelmäßigen Schale bekanntgemacht zu haben, gab sie ihnen nur einen zum Ueberdruß gewordenen Gedächtnißvorrath mit, den sie schon beim ersten Auslaufen aus dem bequemen Anstaltshafen über Bord werfen, wenn anders die fortdauernde Abhängigkeit von der Anstalt und ihren Unterstützungen sie nicht noch eine Weile den leeren Schein bewahren läßt.

Hätten wir für die Wahrheit dieser betrübenden Gewißheit keine andere Sicherheit als die Physiognomieen der Zöglinge, sie allein wären hinreichend, jeden Zweifel zu zerstören. Ich stehe und beobachte diese Kinder. Sie schaufeln den Schnee im Garten. … Ein Lavater ertrüge eher den peinlichen Anblick einer Verbrechercolonie als denjenigen dieser gebesserten, dieser bibelfesten Knaben und Mädchen, „von denen jedes des Katechismus in solchem Maße Herr ist, wie Jeder nach der Meinung des ganzen Volks das Vaterunser inne hat.“ Ich habe nicht leicht verschmitztere, horchendere, verstecktere, abgerichtetere, verdächtigere Gesichter gesehen als in dieser Anstalt; selbst in Gefängnissen nicht. Unfrei schon durch das Laster und das Bewußtsein ihrer Vergangenheit, macht diese Erziehung sie doppelt unfrei, indem sie ihren persönlichen Stolz vollends bricht und unter das Joch einer äußerlichen, zornigen, herrschsüchtigen Macht beugt. Die innere Freiheit aber ist die letzte geröttelte Handhabe, an der ein Verbrecher zu bessern ist. Und bedenkt man nun, daß jene aus der Brüderanstalt hervorgegangenen 80 Gefängnißwärter, Rettungshaus-Vorsteher in dieser der menschlichen Natur völlig entgegengesetzten Weise an wichtigen Orten und in gewichtigen Stellungen wirken; daß der Doctor Wichern von Fürsten und Herren als Helfer in der Noth der Menschheit berathen wird; bedenkt man das vorbereitete Material, welches diesem Manne und seiner Besserungsmethode das pennsylvanische System in die Hände liefert, — so erschrickt man über die Tragweite dieser Richtung und erkennt die täglich dringendere Nothwendigkeit, Licht zu verbreiten über Diejenigen,

welche sich berufen wähnen, den Hülfsbedürftigsten der menschlichen Gesellschaft Hülfe zu leisten und sie dadurch nur um so sicherer verderben, wenn nicht unserm Erziehungswesen im Lichte der Zeit und wahren Humanität endlich ein Retter kommt, ein neuer Pestalozzi.

Ueber Gedächtniß und Auffassung.

Von Professor Fortlage in Jena.

I.

Wenn Menschen darüber klagen, daß sie ein schlechtes Gedächtniß haben oder Andere ihres bessern Gedächtnisses wegen beneiden, so pflegen sie häufig die Sache in dem Sinne zu verstehen, als handle es sich hier von dem schadhaften Zustande eines einfachen Organs, wie z. B. einer entzündeten Lunge oder eines schwachen Magens. Dies ist ein Irrthum. Es ist daher sehr der Mühe werth, den wahren Quellen und Wurzeln eines so edeln und kostbaren Vermögens, als das Gedächtniß ist, in uns näher nachzuspüren.

Gegen Gedächtnißschwäche gibt es keine solche Specifica wie gegen Magenleiden (wofern man nicht etwa den berühmten Schneeberger Schnupftaback hierher zählen will). Auf der andern Seite reisen mnemotechnische Künstler, welche uns Mittel an die Hand zu geben versprechen, ein jedes Gedächtniß von gesunder natürlicher Kraft zu den ungeheuersten Wirkungen zu steigern und, was mehr ist, dieses Versprechen wirklich erfüllen. Allein wie sonderbar! Einestheils ist zur Abwendung des Uebels eines schlechten Gedächtnisses doch noch kein Kraut gewachsen, anderntheils haben wir es in der Gewalt, uns durch Kunst ein besseres Gedächtniß zu machen, wenn wir nur wollen. Sollte es damit vielleicht gehen wie mit fehlenden Beinen, die man sich künstlich — doch nur durch hölzerne ersetzt? Oder lieber wie mit den einfachen Gartenblumen, welche man durch besseres Erdreich, Düngung und Pflege in gefüllte umwandelt? Dann bleibt aber immer noch das Auffallende, daß der dem Gedächtniß zugegebene Dünger keine Speise und kein Medicament ist, sondern eine bloße Methode in Verknüpfung gegebener Vorstellungen.

Das Reich der Vorstellungen mit seinen Gesetzen ist ein eigenthümliches Reich. Man gewinnt da nichts, wenn man auf Vergleichungen mit Vorgängen der leiblichen Sphäre, mit Pflanzenwachsthum, Krystallisation, Elektricität u. dergl. ausgeht; man gewinnt Alles, wenn man die Sache einfach nimmt wie sie sich gibt und aus nichts Anderm zu erklären sucht als aus sich selbst.

Zunächst handelt es sich darum, einzusehen, daß das Gedächtniß nicht eine einfache Kraft, sondern ein Resultat aus verschiedenen Vorgängen des Seelenlebens sei, und sodann, diese verschiedenen Vorgänge näher zu bestimmen und in ihrem Zusammenwirken vor den Augen unsers Geistes spielen zu lassen.

Daß es mehre verschiedene Vorgänge sind, welche zusammenwirken, um das Phänomen des Gedächtnisses hervorzubringen, geht hervor aus den verschiedenen Bedeutungen, in denen wir einem Menschen ein gutes oder schlechtes Gedächtniß zuschreiben. Es kann Jemand z. B. den Kopf voller Kenntnisse haben, sie fallen ihm aber nie zur rechten Zeit ein. Umgekehrt wird Der, welcher von dem Schatze seines Erlernten immer Alles bei der Hand hat und geschickt anzuwenden weiß, viel mehr zu wissen scheinen als er wirklich weiß. Dem Einen fällt Alles recht wohl und zur gelegenen Zeit ein, aber er weiß Alles unvollkommen, weil er es zu wenig genau aufgefaßt hat; dem Andern wird das Bestaufgefaßte darum unnütz, weil die Spannung, in die ihn die Anfrage oder das Nachdenken bringt, ihn in eine Art von Betäubung versetzt, worin die aufgesammelten Erfahrungen nicht vor das Fenster seiner Aufmerksamkeit gelangen. Rousseau klagt in seinen „Con-

sessions", daß ihm seine guten Einfälle immer zu spät kämen. Ein guter Einfall aber ist nichts weiter als ein in eine gegebene Gedankenreihe passend eingreifendes Gedächtnißbild. „Ich hätte Jemanden schicklich und passend noch nach Etwas fragen sollen. Es fällt mir ein, nachdem ich schon wieder von ihm gegangen bin. Ach, daß ich doch daran nicht dachte! Ich habe ein schlechtes Gedächtniß!" Hier ist das Einfallen der schicklichen Vorstellung gemeint, welche ich recht gut weiß und in mir habe, welche aber nur nicht zur rechten Zeit sich im Spiegel meiner Aufmerksamkeit präsentirt. Der Fehler liegt hier nicht in der Vorstellung, welche sich sicher und wohlaufbewahrt in mir befindet, sondern in der Aufmerksamkeit, welche ihrer nicht zu rechter Zeit habhaft werden kann.

Es wird Jemand aufgefodert, über gesehene Gegenstände, eine Antikensammlung, ein Mineraliencabinet, zu berichten. Er entschuldigt sich mit seinem schlechten Gedächtniß für diese Art Gegenstände. Worin besteht es? Er hat kein Interesse für sie und faßt sie daher gar nicht oder unvollkommen auf, gewinnt gar keine oder nur undeutliche Vorstellungen überhaupt von ihnen. Dagegen wird ein Solcher für die ihn interessirenden Gegenstände, vielleicht Pferde und Hunde, ein gutes Gedächtniß haben, d. h. er wird sich deutliche Vorstellungen von ihnen erwerben. Jener Rechenkünstler, welchen man in London ins Theater führte, als Garrick spielte, wußte, als man ihn fragte, wie ihm das Stück gefallen habe, gar nichts von dessen Inhalt, weil er sich mit nichts Anderm beschäftigt hatte als die gesprochenen Worte zu zählen, deren Summe er von jedem der Schauspieler genau im Gedächtniß hatte. Er legte also ein starkes Gedächtniß für Zahlen, ein schwaches für den Inhalt des Schauspiels an den Tag. Hier ist Gedächtniß so viel als Auffassung oder Interesse. Der eine Knabe muß sich mit einer Rede, einem Gedicht, einer Geschichtstabelle, die er auswendig lernen soll, mühsam plagen und wieder plagen, bis er sie ins Gedächtniß bekommt, während sie bei einem andern von schnellerer Fassungskraft sogleich und wie von selbst sitzt. „Der Erste hat das schlechte, der Zweite das gute Gedächtniß." Aber siehe da! Dem Lehrer fällt nach einem halben Jahre ein, die Probe zu machen, wie viel des Gelernten noch bei den Schülern hafte. Da findet sich dann, daß bei dem schwer Lernenden noch Alles wie in Marmor gegraben sitzt, während bei dem gar zu leicht Fassenden über einer Fülle neuer Eindrücke die alten Vorstellungen sich wie in einer Sündflut untergegangen finden.

Was ist nun das für ein seltsames Ding, das nach Umständen das Entgegengesetzteste bedeuten kann? Was jetzt zur Bezeichnung dient für die Dauer der Vorstellungen in meinem Innern, den Augenblick darauf für das Interesse, mit welchem Vorstellungen aufgefaßt werden, und zuletzt gar für das Fenster der Aufmerksamkeit, vor welchem aufgefaßte und dauernde Vorstellungen entweder bereitwilliger oder träger ihre Aufwartung machen?

Dringen wir näher in diesen Mechanismus ein, so finden wir, daß es drei wesentlich voneinander unterschiedene Vorgänge in der Vorstellungswelt sind, aus denen sich das Phänomen des Gedächtnisses zusammensetzt. Der erste ist das Auffassen neuer Vorstellungen durch die Aufmerksamkeit. Gedächtniß ist hier so viel als Fassungskraft. Der zweite ist das Fortwirken aufgefaßter Eindrücke in der Seele. Hier ist Gedächtniß so viel als Gewohnheit. Die Gewohnheit besteht in einer Fähigkeit, gehabte Eindrücke zu wiederholen. Diese Wiederholung ist noch nicht Erinnerung, sondern wird erst dann zu einer solchen, wenn die Aufmerksamkeit mit den in der Seele fortwirkenden Gedächtnißspuren in neue Verbindungen eintritt. Hieraus entspringt dann die dritte Bedeutung des Wortes Gedächtniß, wonach es so viel ist als Erinnerungskraft.

Daher sind es drei Themata, welche wir in mehren Artikeln „am häuslichen Herd" näher zu besprechen gedenken: 1) Das Auffassen neuer Eindrücke durch die Aufmerksamkeit; 2) das Fortwirken aufgefaßter Eindrücke in der Seele ohne die Beihülfe der

Aufmerksamkeit; 3) das Erinnern an gehabte Eindrücke, und zwar wiederum vermittels der Aufmerksamkeit.

Betrachten wir hier das Gedächtniß im Sinne von Auffassung. Es kommt dabei zuerst an auf Naturanlagen des Menschen, welche man mit Beneke passend als Kräftigkeit, Lebendigkeit und Reizempfänglichkeit des auffassenden Vermögens oder der Aufmerksamkeit charakterisiren kann. Eine kräftige Aufmerksamkeit bildet voll und stark, eine lebendige schnell und ohne Hemmung, eine reizempfängliche gern und mit Begierde. Wenn man die Seele mit einem Pianoforte vergleicht, welches die Eindrücke der Tasten, die der Spieler ihm beibringt, mit Klängen beantwortet, so würde die Kräftigkeit des Pianoforte im starken Saitenbezuge bestehen, wodurch es die Eindrücke mit starken und vollen Tönen beantwortet, die Reizempfänglichkeit hingegen in dem leichten Anschlag als der Eigenschaft, daß schon der leiseste Druck der Taste genügt, um einen Ton hervorzubringen, und endlich die Lebendigkeit in der Fähigkeit, den größtmöglichen Tonwechsel in Rouladen und Passagen auszuführen, ohne daß dadurch die einzelnen Töne an Deutlichkeit verlieren.

Am kräftigsten faßt die Aufmerksamkeit des ausgebildeten Mannes. Seine Auffassung gebiert starke, feste, gediegene, lückenlose Gebilde, sehr verschieden von den lückenhaften Auffassungen des Kindes und den abgestumpftern des Greisenalters. Denn im Kindesalter ist die ganze Kraft erst im Wachsen begriffen und kann daher überhaupt noch nicht viel zwingen, obgleich sie dort noch ganz nach außen gewandt ist. Im Greisenalter ist zwar die innere Entwickelung und Ausbildung der Seele die reichste, die Seele hat sich bereits in eine Schatzkammer des Wissens und der Erfahrung umgewandelt; aber mit dem Bedürfniß und Verlangen nach neuen Eindrücken nimmt auch die Auffassungskraft des Neuen ab.

Die Lebendigkeit der Aufmerksamkeit gebiert Beweglichkeit und hierdurch Vielseitigkeit der Auffassung. Ein Solcher betrachtet alle Sachen auch von der entgegengesetzten Seite, und während ein Anderer noch immer auf dem ersten Eindrucke hockt, hat er den Gegenstand sich schon drei mal in der Hand herumgedreht. Umgekehrt gibt es schwerfällige Geister, welche, oft bei großer Kräftigkeit und Reizbarkeit des Aufmerkens, nicht gut von einer Vorstellung, die sie gefesselt hält, zur andern hinwegkommen, sich daher überall gern vergraben und vergrübeln. Von Solchen pflegt man zu sagen, daß sie nicht um die Ecke können. Dies ist Mangel an Lebendigkeit der Aufmerksamkeit.

Wo ein Mangel an Reizempfänglichkeit waltet, da macht das Auffassen und Lernen große Mühe. Die Tasten schlagen nicht gut an. Es gibt träumerische, in sich versenkte Naturen, welche die Gewohnheit haben, sich vorwiegend mit ihrer innern Gedankenwelt zu beschäftigen und darüber unempfänglicher werden für äußere Reize. Daher man denn auch von anstrengenden Kopfarbeiten sagt, daß das Dinge seien, wobei Einem Hören und Sehen vergehe, weil sie den Geist abziehen. Die Tasten der äußern Sinne werden angeschlagen, aber es erfolgen keine Töne.

Wir nennen diesen Zustand auch Zerstreutheit. Der Zerstreute ist, während seine Aufmerksamkeit ganz nach innen gezogen ist, fortwährenden Verwechselungen der mangelhaft aufgefaßten Gegenstände mit ähnlichen ihres Gleichen ausgesetzt. Er vertauscht seinen Hut, Rock, Regenschirm; er geht statt in seine Wohnung in eine andere, wo er ehemals einmal gewohnt hat, und macht sich's dort bequem. Die Zerstreutheit, diese Modekrankheit der Gelehrten des vorigen Jahrhunderts, war besonders bei dem gothaischen Kapellmeister und Componisten Benda auf einen hohen Grad gestiegen. Er kam einst zur Musik bei Hofe an mit der Kleiderbürste statt des platten Hutes unter dem Arm. Während seines Arbeitens pflegte er oft einzelne Musiksätze beim Clavier singend zu versuchen. Vor dem Clavier stand ein alter breiter Lehnsessel mit niedriger Lehne. Einst läuft er im

Eifer von der verkehrten Seite dahin, setzt sich aufs Clavier und hämmert mit beiden Händen zu seinem Gesange auf der Lehne des Stuhls. Alle häuslichen Geschäfte überließ er seiner Frau. Fiel ihm bei der Arbeit etwas ein oder kam sonst etwas Häusliches vor, so rief er es seiner Frau durch die Thür zu. Diese ihm so unentbehrliche Frau starb. Er war untröstlich, kam aber den zweiten Tag schon ganz wieder in seine gewöhnliche Arbeit hinein. Es fällt ihm ein, ob der Tod seiner Frau auch wol seinen Freunden angesagt sein möchte; nach seiner Gewohnheit öffnet er die Zwischenthür und will eben der todten Frau zurufen, sie solle doch ihren Tod ansagen lassen. (Schlichtegroll's „Nekrolog auf 1795", Bd. 2, S. 313 fg. — Beneke's „Pragmatische Psychologie", I, S. 237.)

Eine schnelle und reizempfängliche Auffassung begründet Das, was man insgemein einen guten Kopf, auch wol ein Genie nennt. „Das Bewußtsein, fassen zu können was man will" — sagt Hippel —, „thut bei einem Genie oft größere Dinge, als wenn es schon ein gerüttelt, geschüttelt und überflüssiges Maß im Kopfe hätte. Ich habe noch keinen Dichter gekannt, der nicht schnell gefaßt hätte, was er gelesen. Fassen und Behalten wird im gemeinen Leben für eins genommen, allein ganz unrichtig. Ein jeder Originalkopf muß schnell fassen und schnell vergessen. Etwas bleibt zurück und nur eben so viel als nöthig ist, um nicht blos Abschreiber, Copist zu sein. Ein Poet kann Nichts lesen und hören, was er nicht sogleich mit dem Seinigen bereichert. Er verzinst oft einen Gedanken mit 50 Procent, oft mit mehr. Er weiß beständig viel, nur nicht immer was Andere wissen." („Lebensläufe", S. 34 fg.)

Die Phrenologie hat der schnellen und reizempfänglichen Auffassung unter dem Namen des Sachgedächtnisses ein besonderes Organ gewidmet. Dieses Sachgedächtniß, welches als eine allgemeine Bildungs- und Erziehungsfähigkeit bezeichnet wird und unter welchem nur die allgemeine Fassungskraft als natürliche Anlage verstanden werden kann, soll in dem untersten Theile des vordersten Gehirnlappens ihren Sitz haben und sich durch eine Erhöhung des untern und mittlern Stirntheils zwischen den Augenbrauen kundgeben. Die hiermit verbundene Erziehungs- und Bildungsfähigkeit soll sich dann in einem besonders erhöhten Grade zeigen, wenn beim Kinde ihr ein ausgezeichnetes Schlußvermögen, für dessen Kennzeichen eine Erhöhung des Mitteltheils der obern Stirn gehalten wird, zu Hülfe kommt, sodaß es nach Gall für die künftige Bildungsfähigkeit eines Kindes das allerbeste Zeichen ist, wenn bei der Entwickelung der Stirn vom dritten Lebensmonate an sich eine erhöhte Linie von der Nasenwurzel an bis über die Mitte der Stirn hinaus gleichwie eine Art von Sattel über die Stirn ausbildet. „Bei meinen Vorlesungen" — schrieb Gall in seiner Organologie — „zeige ich gewöhnlich den Kopf eines Arztes, der in den Gesellschaften vermöge seiner mannichfachen Kenntnisse eine große Rolle spielte. Er wußte Alles, nahm aber ohne alle Einschränkung jede neue Lehre an. Zu Zeiten des unsterblichen Professors Stoll war er der eifrigste Stollianer; als Frank auftrat, hing er dessen Lehre ebenso an, und als Brown mit seiner mörderischen Lehre erschien, verordnete er nur Opium, Wein, Schlangenwurz und Moschus. Alle neuen Arzneimittel wurden seine Panaceen und er ermangelte nicht, in den medicinischen Zeitungen die wunderbaren Wirkungen seiner Lieblingsmittel zu preisen. Er faßte neue Ansichten so schnell, daß es ihm niemals einfiel, daran zu denken, daß sie durch Erfahrung geprüft werden müßten. Der mittlere vordere untere Theil der Stirn war sehr entwickelt, während der obere Theil der Stirn zurückwich. Bei allen so gebauten Personen habe ich bemerkt, daß sie mehr Bienen für die Erzeugnisse der Andern als Erfinder sind." („Vollständige Geisteskunde", S. 296.)

Ebenso wichtig aber als die natürliche Anlage einer reizempfänglichen Aufmerksamkeit sind für die Auffassung des Neuen die bereits fertigen Vorstellungsgebilde, welche als die Erzeugnisse vergangener Auffassungen die zukünftigen vorbereiten und regeln. Beneke hat

sie unter dem Namen der Spuren und Angelegtheiten zu einem höchst wichtigen psychologischen Erklärungsprincip erhoben, das wir mit wenigen Worten demnächst auseinandersetzen wollen.

(Der zweite Artikel in einer nächsten Nummer.)

Eine Frühlingsreise durch Galizien.

Krakau liegt hinter uns. Wir begrüßen viel freundliche Ortschaften. Die bedeutendsten: das reizende Wieliczka, mit eleganten Salinen- und Badehäusern in der Mitte eines grünen, waldigen Thals gelegen, Bochnia, eine liebliche Stadt, die sich mit hellen Häusern und Kirchen am Fuße einer Bergreihe erhebt und in der ein munteres Sonntagsleben herrschte. Nach der Fahrt durch eine warme, mondhelle Nacht frühstückten wir in Szczutiscro, gegenüber einem anlockenden, herrlichen Parke und Schloß der Fürstin Lubomirska. Später kamen wir an Potoczkischen großen Besitzungen vorüber und konnten uns auch hier im Vorbeieilen in die dunkeln Schatten des Parks sehnen, aus deren Grün die weißen, eleganten Villen mit ihren Verandas, ihren nahen Rasenplätzen und Springbrunnen, Baum- und Blumengruppen hervorleuchteten. Eine Allee alter, schattiger Kastanienbäume verbindet beide wol eine Meile voneinander gelegenen Güter. Auf beiden Seiten dieser schönen Straße ziehen sich niedere, tannenbewachsene Berge hin. Mit der Pracht dieser Villen und Gärten contrastirten die benachbarten Judenstädtchen. Auch die traurigsten und ärmsten Dörfer sahen wir, mit niedrigen, stallartigen Hütten, ohne Grün und Blumen. Alles, was zum Dorfleben gehört, ist grau; grau die Kleidung der Bauern, grau ihre Hütten, grau selbst die Ochsen und Kühe, die zahlreich auf den Fluren weiden. Nur eine glänzend grüne Erde umschließt, ein tiefblauer Himmel überwölbt diese düstern Eindrücke. Wie mit liebenden Armen umfaßt die Natur in ewiger Schönheit ihre ärmsten Kinder und drückt sie an ihr reiches, reines Herz.

Wir ziehen weiter und weiter, Alles bleibt schön, überall lacht der Mai, alle Lüfte sind voll Vögelgesang, groß ist die Fruchtbarkeit des Landes; einsam aber ist die Straße, auch die Dörfer liegen weit voneinander und sind öde; keine kleinen Gärten mit Blumen und Bienenkörben, kein altes Kirchlein unter dunkeln Linden, kein Dorfplatz mit spielenden Kindern und schwatzenden Alten, keine bunte Bauerntracht; Alles staubig, schweigsam; langsam schleichen einige in Grau und schmuziges Weiß gekleidete Gestalten dahin, halbnackte, zerlumpte Kinder liegen im Sande am Wege; wohlgenährt und zufrieden sehen allein die Kühe und Ochsen aus, die über die Wiesen zerstreut sind. Poetisch aber bleiben dabei doch die Eindrücke, z. B. der kleinen Judenstädte, in denen man mit etwas Phantasie zahlreiche Bilder aus dem alten Testamente sich zaubern kann. Dort auf einem Steine am Wege sitzt der blinde Tobias und wendet nachdenklicher das greise Haupt in die Ferne, als könnte er noch sehen, auch der junge Tobias kommt auf der Straße, die Geldtasche umgeschnallt, den Wanderstab in der Hand; er hat dunkle, kluge Augen; man kann sich wol den Engel unsichtbar neben ihm denken. Hier an der Thür des niedern Häuschens sitzt Abraham im langen, schwarzen Kaftan, mit Silberhaar und weißem Bart, der bis an den Gürtel reicht; ein kleiner Isaak, ernst wie alle Judenkinder, schmiegt sich an seine Kniee; auch manchen kleinen Ismael kann man an der Straße liegen sehen, in Lumpen, bettelnd, das magere Händchen ausgestreckt. Manche Sarah im bunten Kleide und goldenem Halsbande steht an der Thür und schilt eine arme Hagar, die sich umsonst vertheidigt. Dort kommt der bräunliche Hirtenknabe David und treibt seine Zicklein voran, die zur Staffage jeder Judenstadt gehören, und dort am steinernen Ziehbrunnen, der in der Mitte des öden Platzes steht, weilt eine schlanke Rebekka, ein rothes Tuch um das kohl-

schwarze Haar geschlungen und einen Krug aus dem Wasser hebend, dessen Form denen gleicht, die wir in altbiblischen Bildern sehen. Nach diesen asiatischen Eindrücken erscheinen als Erinnerung an das reiche, elegante Leben der europäischen Gesellschaft von Zeit zu Zeit immer weiße, freundliche Landhäuser jenseits der Straße, umgeben von grünen, blühenden Gärten; ein Theetisch unter dem Dache des Balcons, bedeckt mit allen Luxuries of high life, Herren und Damen in eleganter Toilette, Luxus-Hunde auf der Treppe ausgestreckt, allerliebste Kinder, die im Vordergrunde auf dem Rasenplatze Reifen spielen, eine junge Amazone, die, von Cavalieren und einem Reitknechte gefolgt, auf hohem Rosse in einer der Seitenalleen daherſprengt — Das so vereint, Alterthum und moderne Zeit, bildet prächtige Gemälde.

Nach Osten! Nach Osten! Immer weiter und weiter hätte ich in die blaue Ferne ziehen mögen, bleibend auf dem Wege zu den Paradiesesländern.... Am Abend erschienen Berge vor uns, grüne Wellen, bedeckt mit herrlichen Wäldern, deren Duft uns erfrischte; am Fuße des Gebirges, das sich vor uns erhob, liegt das alte Przemysel mit grauen Thürmen und Häusern, das Schloß, in der Mitte aus dunkelm Grün emporragend. Vorn rauscht der San über Felsgestein, eine steinerne Brücke wölbt sich, rechts hinter der Stadt erhebt sich auf dem dunkeln Waldberge eine Burgruine; eine zweite steht im Hintergrunde auf einem höheren Gipfel. Wir standen lange am Brückengeländer und freuten uns an dem schönen Bilde und an dem Monde, der das Bild sanft beschien und sich im Flusse zu unsern Füßen spiegelte. Ich glaubte mich am Rhein, am Neckar; diese Romantik hatte ich nicht in Galizien erwartet.

Freilich — bei jedem Anhalten an den Stationen mitten in der Nacht dann auch wieder an unserm Wagen bleiche Bettlergestalten, deren auch am Tage zahllose am Wege lagerten. Die weißen und grauen Leinentücher, in die sie gehüllt waren, die magern Knochenhände, die sie heraus und zu uns in den Wagen streckten, die blassen Gesichter mit hohlen Augen — Alles stach aus der Dunkelheit hervor, ihr Klagen und Seufzen tönte grausig durch die nächtliche Stille. Auf diese unglücklichen Bettler belagerten uns in frühesten Morgenstunden schon Scharen zudringlicher Juden, die auf den Wagentritt stiegen und die Hälfte der schmutzigsten Gestalten zu uns hineindrängten, uns mit ihren struppigen Bärten fast berührten, sich an unsern Kleidern und Händen festhielten und mit schrillender, unerschöpflicher Rede ihre Ketten, ihre Ringe, ihre Marienbilder uns aufzwingen wollten.... Marienbilder und Crucifixe von Israeliten verkauft! Humoristische Zeitenumkehr!

Auf grüner Höhe liegt Lemberg. Helle Gebäude, Kirchen und Klöster, schimmernde Thurmspitzen, grüne Gärten, ein heiteres Bild. Wir fuhren durch die breiten, schönen Straßen, über große Plätze, an freundlichen Promenaden vorüber, sahen nur neue elegante Häuser mit Balconen, Jalousieen, viele große Hôtels, geschmückte Kaufläden, viel Militär. Alles ist hier belebt und großstädtisch und wären nicht wieder die vielen Nachkommen der Patriarchen, so würde ich mich in die wiener Leopoldstadt versetzt glauben. Wir bringen den heißen Tag ausruhend im Hôtel zu. Gegen Abend besteigen wir den Sandberg, eine Höhe hinter der Stadt, auf der man Spaziergänge angelegt und die man mit Bosquets, Baumgruppen, Bänken geschmückt hat. Hier sehen wir die Sonne ihren letzten, goldenen Glanz auf das freundliche, große Lemberg und die Höhen und Fluren der reichbebauten Gegend gießen. Wir durften leider nicht bleiben. Die Reise drängte. Nach einem kurzen Gewitterregen ist der Abend voll Duft und Frische. Der Weg geht zwischen waldigen Bergen hin, die sich zur Rechten öffnen und in ein weites Thal blicken lassen, voll lieblicher kleiner Wälder, schöner Baumgruppen und heller Bäche, die sich durch die Wiesen winden. Hier zwischen Bäumen und Gärten liegt ein großes Dorf, Winicki, mit schönen reinlichen Häusern und Meiereien, von Schwaben bewohnt, wegen seiner trefflichen Milch, Butter, bekannt und viel besucht. Die Deutschen werden im Lande, obgleich es

Deutsche beherrschen, als Fremde betrachtet. Außer den Angestellten, dem Militär, ist Alles Polnisch; man hört nur die polnische Sprache, findet in den Hôtels polnische Küche, trinkt Thee und Kaffee nach slawischer Sitte aus Gläsern und sieht polnische Grazie selbst unter den hübschen Mädchen der niederen Classen. Mit einbrechender Nacht wenden wir uns links um die Gebirgsecke und fahren nun nicht mehr nach Osten, sondern in südlicher Richtung. Wilde Schluchten, dunkle Wälder, vorbeieilende Wagen mit bärtigen, orientalischen Gesichtern, Alles ist fremdartig und traumhaft im blassen Mondlicht. Um Mitternacht kommen wir nach Olg..., einem Gute des Grafen O. Wir wollen so spät die Familie nicht stören, da uns der Posthalter ein Nachtlager verspricht. Man führt uns durch das Dunkel zu einer kleinen Hütte jenseit der Straße; wir haben ein großes Geleit: unser Postillon, Posthorn und Peitsche unter dem Arm, der östreichische Conducteur des eben auch gekommenen Eilwagens, mit einer kurzen Pfeife im Munde, einer seiner Passagiere, ein polnischer Herr von hoher Gestalt, mit dunkeln Augen, schwarzem Schnurrbart und malerisch umgeworfenem weißen Mantel, einige Knechte mit unsern Koffern, der Posthalter im Schlafrocke mit verworrenem Haar und einer Laterne, deren trübes Licht die Gruppe halb erhellt — alle diese stehen mit uns an der niedrigen Hütte und pochen und schlagen fast die Thür ein. Marienka! Marienka! Niemand öffnet. Marienka! Marienka! rufen Posthalter und Knechte mit Donnerstimme. Marienka in nächtlicher Toilette kommt endlich und nimmt uns auf und führt uns schlaftrunken in den verrauchtesten, schmutzigsten, schrecklichsten Raum, den man sich denken kann. Der Anblick einiger zerbrochener Möbel und Gefäße, der Fenster ohne Scheiben, dazu die Empfindung der Nähe von Mäusen und Ratten, und wer weiß nicht was sonst, versetzten mich in einen nicht eben behaglichen Zustand. Marienka machte Betten zurecht, welche Betten! Bis zur Nasenspitze angezogen und eingewickelt, streckte man sich auf ihnen. Beim Morgengrauen aber eilten wir aus diesem schönen Hôtel und tranken aus Sonnenschein und Morgenluft Vergessen der nächtlichen Eindrücke. Eine herrliche Landschaft lag vor uns ausgebreitet. Eine Reihe wellenförmiger Berge mit Wald bedeckt, grüne Vorhöhen, auf denen Klostergebäude und Kapellen schimmerten, am Fuße zwischen Feldern und Wiesen kleine Dörfer verstreut; Alles rief — die Gegend von Teplitz zurück. Die in der Nacht entbehrte Ruhe finden wir nun im gastlichen Herrenhause. Es ist wie die meisten Wohnungen der polnischen Gutsbesitzer ein einfaches kleines weißes Laubhaus, das man sich kaum als Mittelpunkt weitläuftiger Besitzungen denken kann. Ein großer Garten voll alter Bäume, Rasenplätze, Wasser, Vögelgesang, Kukukruf — da wurde uns wohl....

Aber das Ziel war noch nicht erreicht. Wir müssen uns trennen. In der Morgendämmerung halten wir in Zloczow; wir können reinliche Straßen und weiße Häuser erkennen und hören die Nachtigallen in allen Gärten musiciren. Der Himmel röthet sich, als wir hinausfahren; ein ganz neues Land scheint vor uns zu liegen; langgestreckte, durcheinandergeworfene bewaldete Bergzüge, die alle nach einer Seite geneigt, wie vom Winde getrieben scheinen, so wie man es in Darstellungen palästinensischer Scenerie sieht; schwarze Nadelwälder im Vordergrunde, an ihrem Rande weidende Heerden und bärtige Hirten in braune oder graue Decken gehüllt. Das Bild macht ungefähr den melancholischen Eindruck wie jenes einer montenegrinischen Landschaft, die ich auf einer dresdner Ausstellung sah. Wir verlieren den Blick ins Weite und fahren in die grüne Enge ein. Wie herrlich die Wälder zu beiden Seiten! Mächtige alte Eichen, riesige Tannen, Alles wild durcheinander gewachsen, von niederm Gesträuch, blühenden Büschen umdrängt, von Schlingpflanzen umwunden. Was sind unsere Waldungen dagegen, wo die Bäume in gleicher Höhe und Linie auf kahlem Boden steif und starr wie Grenadiere aus dem Siebenjährigen Kriege stehen! Hier ist die majestätische, freie, lebendige Natur! Inmitten der Wildniß liegen Waldwiesen mit schwarzen Köhlerhütten, einzelnen Gruppen gigantischer Bäume und zerstreutem Vieh. Wir

kommen an Sassow, der herrlichen Besitzung einer Prinzessin Tschertwertinska, vorüber. Eine reizende große Villa mit Säulenhallen und grünumschlungenen Verandas leuchtet zwischen dunkeln hohen Bäumen hervor; entzückende Anlagen umgeben sie; liebliche Ruheplätze, Blumen- und Baumgruppen, Springbrunnen, Quellen und Statuen sind überall im Waldgrün ausgestreut; durch die dunkeln Schatten findet man hier und da einen Durchblick auf ferne blaue Berge; im flüchtigen Schauen denkt man sich das heitere Leben in diesem Hause und diesem reizenden Park, in den man den wilden Wald verwandelte und im Vorübersliehen meint man ein Gedicht voll wechselnder lieblicher Gedanken zu lesen. Weiter hin liegt hoch über dem Wege auf bewaldetem Berge Latstia, eine kleine Kapelle von dunkeln Tannen umgeben, von einem Vater, der im Zorne seinen einzigen Sohn erschlug, zu dessen Andenken und zur Sühne seiner Schuld erbaut. Immer höher werden die waldigen Berge jenseit der Straße, von der sie tiefe grüne Schluchten trennen, sie rufen uns die großartigen Gebirgsgegenden Deutschlands ins Gedächtniß, ja, führen unsere Phantasie in die Urwälder Amerikas. Hier, noch in der alten Welt sehen wir die Waldriesen, die dort ihr weites Reich haben; wie wachsen und drängen sie sich durcheinander, wie scheinen sie mit wetteifernder Heftigkeit empor zur höchsten Höhe zu streben! Wie tragen die ungeheuren Stämme so stolz ihre Laubkronen, wie strecken sie weit hin ihre mächtigen Aeste, wie scheint jeder zu ringen, die größte Fülle der Kraft, die glänzendste Frische des Laubes zu entfalten! In wildem Kampfe sind sie alle, die Titanen des Waldes, begriffen; die Schlacht hat begonnen, in Leidenschaft ringen sie miteinander, streben mit Wurzeln und Aesten sich zu ergreifen und zu erdrücken; wie verzweifelt und flehend strecken manche die gewaltigen Arme empor, wie vom Kampfe ermüdet beugen sich andere zur Erde; jene krümmen und raffen sich wild wieder auf zu erneutem Streite, manche schon liegen auf feuchtem Moosgrunde zu Boden geschlagen mit klaffender Wunde, der grüne Waffenschmuck erbleicht, die Krone ist vom welkenden Haupte gesunken, andere stehen vorgebeugt und hoch erhaben über die Nachbarn und wiegen siegestrunken ihre Wipfel in der blauen Luft.

O wie schwer ist's, flüchtig vorbeizuziehen, hier, wo die große, reiche Natur mit tausend Armen nach uns langt, wo sie mit tausend süßen Waldesstimmen uns zum Bleiben ruft und ihren frischesten Hauch aus der Tiefe der Berge entsendet, der wie ein Gruß aus dem Morgenlande der ersten Jugend bis zum Grunde der Seele dringt und uns lockt, zu ihr zu kommen und an ihr Herz zu sinken und zu ruhen, zu vergessen und wieder jung zu werden!

Unter solchen Empfindungen gelangten wir nach Brody. *M. F.*

Warnung vor gewissen Literaturgeschichten.

Man muß die deutsche Nation vor einer Erscheinung im höchsten Grade warnen, welche in vereinzelten Bestrebungen schon lange zu bemerken war, die aber jetzt epidemisch wird. Wir erhalten nämlich unter dem Heuschreckenheere von Blumenlesen und Literaturgeschichten, welches jetzt unsere literarischen Felder abweidet, solche, die mit Salbung geschrieben sind. Diese frommen Literaturhistoriker sind oft geistreich — was man jetzt so nennt — schönrednerisch, geleckt, mit allen Phrasen der Salons ausgestattet, mit allem Schliff der Eleganz versehen; aber ihre eigentliche Absicht ist, die rationelle Macht unserer Goethe und unserer Schiller zu brechen und zu untergraben. Da wird, nachdem er gelobt worden, hinterher Goethe bedauert und verketzert, daß er auch Dies und Jenes noch geschrieben; da wird ernstlich berathschlagt, ob man Schiller nicht ganz und gar zu verbieten hätte, wenn ihn nicht etwa die „Maria Stuart" noch retten könnte. Wären diese proselyten-

machenden Literaturgeschichten in jenem einfach großen Stil geschrieben, der unsere Classiker auszeichnet, dann wären sie nicht gefährlich; denn diese Sprache, klar wie sie ist, würde ihren Zweck sogleich verrathen und jeden noch gesunden Sinn ihnen abwendig machen; aber sie düfteln und schwebeln, sie blümeln und thun schön und weisen auch bereits auf Dichter der neuesten Gegenwart hin, welche ihre Ebenbilder und stichhaltigen Muster sein sollen und verführen so das deutsche Volk zu einer Liebhaberei und Heiligthuerei, welche, wenn sie anhält, unsere Nation entnerven würde. Alexander Jung.

Anregungen.

Geist oder Materie?

Moleschott behandelt in seinem Buche: „Der Kreislauf des Lebens", die Lehre von der Materie in so gewandter Weise, daß dies Buch ohne Zweifel zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer Literatur gehört und man nicht Buchhändler zu sein braucht, um sagen zu können: Jeder Gebildete sollte dieses Buch lesen. Das Thema Moleschott's ist: Alle Erscheinungen des Lebens sind vom Stoffe abhängig und mit Veränderungen des Stoffs verbunden. Der Stoff unterliegt einem ewigen Kreislauf aus der leblosen, unorganischen Natur in die belebte, organisirte Pflanzen- und Thierwelt, um wieder zu ersterer zurückzukehren, sich in Wasser, in Luft, in Erde zu verwandeln und dann seinen Weg von vorn anzufangen. Dabei geht nicht das Geringste verloren, der Stoff ist ewig. Alle Erscheinungen des körperlichen Lebens: Wachsthum, Verdauung, Athmung, Blutbereitung, mußte Moleschott dabei natürlich in den Bereich seiner Betrachtungen ziehen, um die überall vorsichgehende Stoffumwandlung nachzuweisen. Der Leser findet daher hier alle Resultate der Wissenschaft, die durch die neuern Forscher, Liebig oben an, gewonnen worden sind, und zwar in so frischer, anziehender Weise dargestellt, daß wir Diejenigen bedauern möchten, welche nicht so weit mit unserer Wissenschaft von der Natur vertraut sind, um dem Verfasser überall folgen zu können. Indeß erscheint es uns wenigstens nicht schwer, sich das dazu nöthige geringe Maß von Naturkenntniß zu erwerben, und ein wenig Mühe kann man sich schon geben, wenn es sich darum handelt, sich eine Vorstellung von Dem zu machen, was täglich in unserm Körper vorgeht.

Die Spitze des Buchs aber — wie sieht es damit aus? Sie liegt in den Schlüssen, die der Verfasser in den letzten Capiteln zieht und zusammenstellt. Moleschott ist reiner Materialist und zwar ein aufrichtiger, der nicht im mindesten geheimnißvoll damit thut, sondern mit Nachdruck, wir möchten sagen sogar mit Begeisterung uns sein Glaubensbekenntniß zuruft. Es würde dies in der Kürze so lauten: Es gibt nur Materie, nur Stoff, und dieser Stoff besitzt Kräfte, ist thätig, daher er unaufhörlich sich verändert, verbindet, trennt, umwandelt. Aber es gibt keine Lebenskraft, welche die Stoffmasse unsers Körpers durchdränge, keine Seele, keinen Geist. Alles, was man so genannt hat, ist nur Wirkung des Stoffs und des Stoffwechsels. Wir *brauchen* keine Lebenskraft, keine Seele. Der Stoff, seine Kräfte und seine Umwandlungen reichen vollkommen hin, um Alles zu erklären, was in uns vorgeht. Unsere Vorstellungen, unsere Empfindungen, alle unsere Gefühle, Gedanken und Bestrebungen sind blos Wirkungen des Stoffs.

Dies erschreckende Bekenntniß ist nicht neu. Waren Adam und Eva nicht Materialisten? Sie sahen die Welt, den Stoff und seine Veränderungen, aber sie sahen keine Seelen, keine Geister. Indessen mögen sie nicht lange damit ausgereicht haben. Sie brachten bald Leben in die todte Stoffwelt, sie bevölkerten sie mit geistigen Wesen, mit Genien, mit Engeln, mit Göttern. In jedem Baume saß eine Nymphe, in jedem Berge ein Berggeist; Jupiter donnerte und blitzte, Aeolus blies Wind und Sturm aus seinen vollen Backen, Neptun regierte das Meer, Ceres ließ die Feldfrüchte wachsen. Die Alten gaben den Göttern viel zu thun, um die todte Natur zu beleben und fortwährend im Gange zu erhalten. Das Christenthum gab diesen Vorstellungen, die dem gebildeten Griechen längst veraltet waren, eine andere Wendung und vergeistigte die Welt in anderer, höherer Weise, bis die Philosophie immer wieder an Seele und Geist rüttelte. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts trat der Materialismus in Frankreich endlich ganz offen hervor. Wir erinnern nur an La Mettrie's Bücher: „Der Mensch als Maschine", und „Der Mensch als Pflanze". Ihm gegenüber kam noch einmal die Reaction des reinen Idealismus. Die deutsche Philosophie ließ die Welt nur in unserer Vorstellung existiren, aber diese Richtung währte nicht lange.

Die Aerzte und Naturforscher ruhten nicht, Geist und Seele immer wieder in materielle Bedingungen zu bannen. Ein berühmter französischer Arzt, Beaumont, sagt: „An der Spitze meines anatomischen Messers habe ich alle die Träumereien von Seele, von freiem Willen, von Tugend, von Fortdauer in Nichts zerfließen sehen.“

Zur Beruhigung erinnern wir an die Seelente, die beim Betreten des Ufers ihren Gang immer noch so einrichten wie auf dem Schiffe. Wenn ein Anatom ausschließlich mit dem anatomischen Messer beschäftigt war und im Körper Nichts annimmt als was er mit dem Messer fand, so liegt ihm allerdings die Gefahr nahe, am Dasein einer Seele überhaupt zu zweifeln, weil man diese eben mit dem Messer nicht finden kann. Und in unserer Zeit hat sich der Standpunkt doch wesentlich verändert. Seit wenigen Jahrzehnden erst gibt es eine organische Chemie und kennen wir durch sie genauer allerdings die Bestandtheile unsers Körpers. Noch jünger ist die chemische Physiologie, die Untersuchung der Stoffveränderungen, welche bei den mannichfachen Verrichtungen unserer Organe, bei der Athmung, Verdauung, Blutbereitung u. s. w. vorsichgehen. Allerdings haben sich dadurch viele Erscheinungen aufgeklärt, die unsern Vorfahren räthselhaft blieben. Aber ob die Welt nun doch bald allgemein glauben wird, daß all unser Denken und Wollen nur Fleisch und Blut, nur Sauerstoff, Phosphor, mit einem Worte Stoff ist, darüber sollten wir eigentlich nicht zu empfindlich werden. Es wird eben von der Menschheit in der Fülle ihres Lebens, ihrer Unternehmungen, Meinungen und Gedanken nicht ganz geglaubt werden. Wir haben an unsern Unterhaltungen „Ueber Unsterblichkeit der Seele“ (Nr. 26—30) gesehen, daß es wol einen Mittelweg geben kann zwischen der Verehrung vor den neuen Fortschritten der Naturwissenschaften und der unbedingten Anhänglichkeit an die alten Meinungen; einen Mittelweg, der von keiner Halbheit kommt und zu keiner Halbheit führt, sondern von und zu der Ueberzeugung, daß auch für die reine Stoffgläubigkeit, wie die Moleschott'sche Lehre voraussetzt, doch zuletzt fast ebenso viel Idealismus gehört wie zur alten supernaturalen Geistgläubigkeit. Vielen Moleschott'schen Beweisführungen steht unser natürliches Bewußtsein gerade so gegenüber, wie wenn Jemand unsere Bewegung leugnen wollte. Wir lassen ihn disputiren und gehen eben. Der Weg von den Geheimnissen der Blutbereitung im Menschen bis zu der Denkkraft eines Spinoza, von dem in einem trepanirten Frosch beobachteten Gehirnleben zu den großen Thaten der Geschichte ist so weit, daß man, ihm nachzuforschen, auf den Zwischenstationen bald ermüden würde und daher besser thut, sich an die beiden alten Factoren des Daseins zu halten: Materie und Geist, mag allerdings auch ihre Einheit in den Totalbegriff, den wir Gott nennen, wissenschaftlich zurückgeführt werden müssen.

Die Gesetze des öffentlichen Taktes.

O wie drückend ist es, daß wir oft unsern gerechtesten Zorn mäßigen müssen aus Taktgefühl! Die natürlichste Regung von der Welt fodert uns auf, Gewissenlosigkeit und Uebermuth zu züchtigen, und doch sagen uns tausend innere Stimmen, daß die Leidenschaft immer aus derjenigen Rolle falle, die man mit nothwendiger Verstellung vor der Welt durchzuführen hat, wenn man sie in ihrem Vertrauen auf unsere Würde nicht täuschen will. Wer möchte sich nicht versucht fühlen, einen leichtsinnigen Borger, einen pflichtvergessenen Schuldner durch öffentliche, ihn an den Pranger der Verachtung stellende Aufforderung an seine Schuld zu mahnen? Und hätte man jede Gewähr des Rechts dazu, der öffentliche Takt zwingt unsern Zorn zur Selbstüberwindung. Derselbe strenge Gesetzgeber ist es auch, der verlangt, daß kein geistig Schaffender über die Beurtheilung, die er erfahren muß, irgend zu große Empfindlichkeit verrathen soll. Es ist fast, als verlangten die Gefühle der Mitmenschen, daß wir uns auch hierin deshalb bezwingen, um die Herstellung eines allgemeinen Gesetzes, des Gesetzes der öffentlichen Mäßigung, als die Bedingung unserer Civilisation zu retten.

Zur Lehre vom Dienen.

Tyrannische Naturen verlangen, daß man sie mit dem Aufwand aller, nur irgend uns zu Gebote stehender Kräfte bedient, dabei aber so wenig Geräusch wie möglich mache.

Die Lehre vom Schönen.

Nach dem Begriffe des Schönen frage man Andere, nur nicht Die, die Schönes schaffen. Wahre Dichter und echte Künstler arbeiten jedes ihrer Werke unbewußt immer wieder nach einer andern Aesthetik.

Des Herzens wahre Heimat.

Suchst du dir die Wärme des Lebens, wählst du zuletzt doch nur den besten Weg, wenn du dem Lichte folgst.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 33. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Sängerin.

Von Hermann Grimm in Berlin. *)

— Ich lernte, begann der Baron, in dieser Zeit Mademoiselle de Gaussin kennen, eine der ausgezeichnetsten Frauen, die je auf dem Theater erschienen sind. Sie war jung, schön, geistreich und obgleich sie viel Gesellschaft und unter dieser viel ansehnliche und bedeutende Männer bei sich sah, zu Niemand in ein näheres Verhältniß getreten. Dies war auffallend. Man erzählte sich Allerlei darüber, wollte versteckte Gründe ans Licht ziehen, bezeichnete Diesen und Jenen als ihren heimlichen Günstling, allein die Wahrheit errieth nur Wenige und zwar nur ihre genauern Freunde, zu denen ich mich bald zählen durfte. Sie sagte mir einst mit der liebenswürdigsten Offenheit, daß ein vorübergehendes Interesse für sie niemals den Reiz gehabt, ihm ihr Herz aufzuopfern und daß sie zur Heirath keine Lust empfände. Und in der That lernte ich dies vollkommen begreifen. Sie ward vom Publicum bei jedem Auftreten mit Applaus empfangen, sie hatte für ihren Salon die Auswahl unter Allem, was geistreich und bedeutend in Paris war, sie fühlte kein Bedürfniß, ihr ruhiges, in jeder Hinsicht beneidenswerthes Loos mit einem andern zu vertauschen, dessen Glück sie nicht vermißte und für dessen bedenkliche Seiten sie ein scharfes Auge hatte.

Nachdem ich im Frühjahr die Stadt verlassen und im Herbste wieder zurückgekehrt war, überraschte man mich mit der Neuigkeit, daß Mademoiselle de Gaussin der Bühne entsagt hätte. Ich eilte zu ihr, fand in ihr ganz die alte Freundin, um sie den gewohnten Kreis und in ihm die reizende Anregung, die sie ihm zu verleihen wußte. Ich befragte sie über ihren auffallenden Entschluß. Ihre Gründe waren einfach und schlagend. „Ich bin", sagte sie, „dieses Lebens überdrüssig, welches mir keine Staffel mehr zeigt, die ich nicht schon erstiegen hätte. Meine gewohnten Rollen brachten mir den gewohnten Bei-

*) Den Sohn und Neffen unsers großen deutschforschenden Brüderpaars mit so viel Gewandtheit die Anschauung und Vortragsweise des französischen achtzehnten Jahrhunderts wiedergeben zu sehen, ist neben dem psychologischen Werth der obigen Skizze noch ein besonderer Reiz, auf den wir die Leser deshalb aufmerksam machen, weil der Verfasser die ausdrückliche Anmerkung wünscht, daß seine Mittheilung nach Idee und Ausführung Original ist. D. Her.

fall ein, die Werke der neuern Componiſten intereſſirten mich nicht und das Publicum liebte mich in den alten mehr. Ich ſagte zu mir: Wohin ſoll das führen? Du wirſt mit der Zeit älter, dein Ruhm ſteht feſt, dein Genre iſt begrenzt, du bedarfſt des Theaters nicht, um in Bequemlichkeit zu leben, du kannſt deinen Kreis von Freunden und Bekannten auch fernerhin um dich ſehen, du thuſt klug, eine Laufbahn zu verlaſſen, in welcher du bisher glücklich warſt, um dir nicht in der Zukunft vielleicht Misgeſchick, Ungunſt und Verbitterung zu bereiten und obendrein die glänzende Erinnerung zu rauben, die du für immer mit dir tragen wirſt."

Sie ſagte das nicht ſo trocken, wie ich es aufſchreibe, ſondern leicht, ſpielend, aber dennoch gewichtig und ich pflichtete ihr in Allem bei. Während ſie ſo dem Theater ihre entzückende Stimme entzog, ließ ſie uns, ſo oft wir es wünſchten, bei ihr den alten Genuß erneuern, und wenn ſie, am Spinett ſitzend, ſang, umgab ſie ſtets ein dankbares, entzücktes Auditorium, deſſen Beifall aus vollem Herz drang.

Ich bemerkte unter ihren Freunden einen neu hinzugekommenen, der mir vom erſten Abend an durch die leidenſchaftliche Art auffiel, mit welcher ſeine Augen der ſchönen Sängerin folgten. Er ſprach faſt nicht, bewegte ſich ſelten von ſeinem Platze neben dem Kamine, wo er regelmäßig zu ſitzen pflegte, und gab ſich, ohne es vielleicht zu wiſſen, trotz ſeiner zurückgezogenen Haltung den Anſchein, als wäre er der Herr im Hauſe. Da Mademoiſelle de Gauſſin dies Weſen aber gar nicht zu bemerken ſchien und mit ihm wie mit jedem Andern unbefangen und, wie es in ihrer Natur lag, nicht ohne einen leiſen Anſtrich naiver Coquetterie ſprach und lachte, ſo war ich bald gewiß, daß zwiſchen ihnen kein Einverſtändniß obwaltete. Auffallend war nur, daß ich, ich mochte ſo früh kommen als ich wollte oder einer der Letzten ſein, die fortgingen, ſtets den jungen Marquis auf ſeiner Stelle fand, wie einen Poſten, welcher niemals abgelöſt wurde.

Ich ließ mich dem Marquis vorſtellen und fand Geſchmack an ihm. Er wußte die Dinge, welche er ſagte, in möglichſt wenige Worte zu concentriren, was zu Zeiten ſogar ein wenig geziert klang. Aber ſein Urtheil war treffend, ſcharf ohne Härte und gab von einer innern Bildung Zeugniß, welche bei einem ſo jungen Manne nur aus großem natürlichen Taktgefühl oder, und dies ſchien mir wenigſtens Theil daran zu haben, aus innerm Leiden herrühren mußte. Ich war von Anfang an nicht unbefangen und überzeugt, daß er die Gauſſin liebte; erforſchen wollte ich nur, ob ſie die Leidenſchaft erwidere. Der Marquis ſprach niemals über ſie. Wenn Alle begeiſtert Beifall klatſchten, rührte er ſeine Hände nicht. Wenn ſie uns durch eine neue geſchmackvolle Toilette überraſchte, war er der Letzte, welcher ſeine Bewunderung ausdrückte; wenn ich zufällig — denn abſichtlich that ich es niemals — die Rede auf die reizenden Gaben unſerer Freundin lenkte, ſchwieg er entweder oder gab karge Antwort und machte den oft ungeſchickten Verſuch, etwas Anderes in die Unterhaltung einſchlüpfen zu laſſen. In dieſem Punkte verräth ſich ein Herz, das nicht mehr frei iſt, am eheſten.

Als ich eines Tags ungewöhnlich früh kam, fand ich den Marquis, faſt wie ich erwartet hatte und doch zu meiner Ueberraſchung, mit der Sängerin allein. Sie gingen miteinander im Salon auf und nieder und er konnte die Verſtimmung, mich zu ungelegener Zeit zu ſehen, nicht verbergen. Sie dagegen wechſelte nicht die Miene, fragte mich nach luſtigen Dingen, ſprang vom Einen zum Andern und machte dem Marquis Vorwürfe, daß er ſo finſter ſei. Dies war er nämlich nach und nach geworden und als mehre Beſucher erſchienen und ſie ihrer guten Laune nicht den mindeſten Einhalt that, verbeugte er ſich und ging. Kaum war er hinaus, ſo rief ſie: „Mein Gott, der arme Marquis! Ich muß ihn beleidigt haben! Beſter, bringen Sie ihm das von mir und einen Gruß!" Damit nahm ſie ſchnell eine Roſe aus der Vaſe, die auf dem Tiſche ſtand, trocknete den Stiel an ihrem Spitzentaſchentuche und trieb mich hinter ihm her.

Sie bewohnte ein Haus im Faubourg St.-Honoré. Winters residirte sie in demjenigen Theile desselben, welcher an der Straße lag, Sommers dagegen pflegte sie sich in einen Pavillon zurückzuziehen, welcher, von Bäumen umgeben, im Garten stand. Ich lief also, holte den Marquis im Garten ein und richtete ihm meinen Auftrag aus. Er war auffallend förmlich, als er die Rose annahm, ja es schien mir, als zögerte er einen Augenblick. Ich weiß nicht, warum ich es that, denn es ist nicht gewöhnlich meine Art, aber ich reichte ihm die Hand, als er mir eine kalte Verbeugung machte. Das überraschte ihn, er ergriff sie, drückte sie, sah mir in die Augen und ging, ohne ein Wort zu sagen.

Ich war am Abend verstimmt, zum ersten male in diesen angenehmen Räumen. Ein gemischtes Gefühl von Mitleid, Aerger über Mademoiselle de Gaussin, an der ich gleichwol nichts zu tadeln fand, und die Erwartung, daß die Gesellschaft aufbräche, damit ich mit ihr allein reden könnte, machten mich stumm. Sie bemerkte es, ich bat sie um eine kleine Audienz, wenn der Abend zu Ende wäre; sie sagte sie mir freundlich zu und wandte sich zu den Andern. Nach Mitternacht trennte man sich dann; ich blieb zurück. Die Nächte fingen an kühl zu werden; sie befahl, Feuer im Kamin anzuzünden, ließ zwei Sessel davorrücken, wies mir den zu ihrer Rechten an und sagte: „Ich stehe zu Befehl!"

Mademoiselle, begann ich, ich will über den Marquis de T. mit Ihnen reden!

Das wußte ich! Lassen Sie mich hören!

Er ist noch nicht lange Zeit in diesen zaubervollen Räumen eingebürgert.

En ces lieux enchantés! wiederholte sie meine Worte mit dem Refrain einer Arie, in der sie manchen Kranz eingeerntet.

Liebe Freundin, rief ich aus, wenn Sie wollen, daß ich Sie bewundere, vortrefflich! Ich verlange es dann nicht besser. Aber wenn Sie mir eine Audienz in dem Sinne bewilligen wollen, in welchem ich sie erbat, dann zwingen Sie mich nicht, in dem Strudel zu versinken, aus dem ich einen Andern retten möchte.

Strudel! sagen Sie? Um Himmelswillen, wer will Schiffbruch leiden?

Fragen Sie lieber, wer schon Schiffbruch gelitten hat!

Der Marquis?

Sie wissen es nur zu gut!

Ich ahne etwas Dergleichen. Aber, lieber Freund, das ist ja so alltäglich!... Sie lachte.

Werden Sie ihn erhören?

Wie meinen Sie das? antwortete sie scharf. Fragen Sie den Prinzen von Condé, was ich ihm geantwortet habe. Und er war damals noch unvermählt.

Liebe Freundin, sagte ich, der Prinz von Condé und der Marquis de T. sind verschiedene Personen und haben vielleicht verschiedene Absichten — Ansichten wenigstens!

Ich glaube, erwiderte sie gutmüthig, der Marquis de T. hat weder das Eine noch das Andere.

Darin irren Sie sich denn doch! Der Marquis scheint mir ein junger Mann zu sein von sehr festem Charakter; seine Leidenschaft zu Ihnen (die setze ich voraus) scheint mir mit diesem festen Charakter in enger Verbindung zu stehen und deshalb wollte ich mit Ihnen darüber reden.

O mein Himmel, Sie sind eifersüchtig?

Dann würde ich mich an ihn halten, statt an Sie! Nein, Mademoiselle, aber ich bin besorgt um ihn!

Ein wahrer esprit de Mentor! rief sie lachend. Sie sind wie eine Mutter gegen Alles, was Ihnen unter die Hände kommt. Aber trösten Sie sich damit, daß die armen Mütter alle Gefahren, die ihren Kleinen drohen, hundertfach vergrößert sehen.

Dieser Lächerlichkeit wollen Sie immer fern bleiben, beste Freundin?

Im Scherz und Ernst, jedenfalls! Glauben Sie, er dächte daran, mich zu seiner Frau zu nehmen?

Wenn Sie es ihm erlaubten, vielleicht! Woran denkt man nicht, wenn man liebt?

Bester Freund, ich die Marquise de L.? Ich weiß gar nicht, warum mir beim bloßen Klang des Worts so eiskalt zu Muthe wird!

Sagen Sie ihm das!

Lieber Alles, lieber — wie kann ich ihm das sagen, ohne daß er frägt?

Wenn er hinter der spanischen Wand dort stände und es mit anhörte! Weiter verlangte ich nichts!

Glauben Sie, daß ihn das curirte? Wirklich? Sehen Sie, was Sie für ein Menschenkenner sind! Hat er eine Leidenschaft zu mir, und das bestreite ich, so würde ihn dies von mir zu hören doch nur noch mehr in Flammen setzen. Beruhigte es ihn aber, lieber Herr von F., dann war es ja überhaupt unnöthig, daß er es anhörte!

Ich stand auf und empfahl mich. Sie nahm eine zweite Rose aus dem Glase und schenkte sie mir. Ich höre, fügte sie hinzu, daß Sie verlobt sind. Haben Sie Ihrer Braut schon einmal erzählt, daß wir hier einander „Bester Freund!" und „Beste Freundin!" nennen?

Und wenn ich statt Ihrer Hand Ihre Lippen an die meinigen drücken dürfte, rief ich aus, würde ich ihr das nicht verhehlen! Glauben Sie mir, erst seitdem ich Sie kenne, glaube ich daran, daß zwischen einem Manne und einer Frau Freundschaft möglich sei! Ich bin zu jung, um sagen zu dürfen, daß ich Sie wie eine Tochter liebe, und zu bescheiden, um Sie meine Schwester zu nennen. Wenn Sie aber —

Hören Sie auf! rief sie. So könnten wir bis Tages Anbruch weiterreden! Das Feuer im Kamin ist ausgebrannt, ich nenne mich Ihre gehorsame Dienerin, Herr von F.! Sie machte eine leichte Verbeugung, wie ich sie oft von ihr auf der Bühne gesehen, und ich zog mich zurück.

Am nächsten Abend war der Marquis wieder auf seinem Platze am Kamin. Ich blieb nur kurze Zeit; wir sagten uns flüchtig Guten Abend. So oft ich zu Mademoiselle de Gaussin kam, war ich sicher, ihn zu finden; in seinem Benehmen merkte ich keinen Unterschied. Nur Das stand fest, daß sie seit unserer Unterhaltung anders gegen ihn war; ich will nicht sagen zurückhaltender, sondern bewußter, absichtlicher, und daß er darunter litt. Oft brachte sie die Rede auf die Liebe, auf die Ehe (jedoch niemals in dem Tone der Frivolität, welcher in Paris allgemein war und bei ihr nie Glück machte), zog den Marquis hinein, legte ihm spitzfindige Fragen vor, kurz quälte ihn, ohne es zu bemerken. Was sie dazu vermochte, weiß ich nicht. Zu Zeiten war ich versucht, es für Uebermuth zu halten. Dann war sie auch wieder im Stande, ihn vor Allen auszuzeichnen, ihm die Hand zum Kusse zu reichen, ihn an ihre Seite zu befehlen, um die Notenblätter umzuwenden, zu ihm die Augen aufzuheben, wenn sie eine zärtliche Arie mit nicht sehr zärtlichem Accent sang. Der junge Mann war ihr in jedem Stücke gefällig, aber es schien mir, als bemerkte ich allein den Ausdruck schmerzlicher Erregung auf seinen Mienen. Ich erinnere mich des Abends noch sehr genau, wo sie dies Wesen auf die Spitze trieb. Ich kam in der Dämmerung zu ihr und traf sie am Instrumente sitzend. Sie nickte mir singend zu, beantwortete einige Fragen der Höflichkeit singend, noch ehe ich sie selbst gethan, und wies mich mit den Augen auf einen Sessel, den ich schweigend einnahm und, sie anhörend, in meine Gedanken versiel. Kurz nachher trat der Marquis ein; dasselbe Spiel wiederholte sich. Er bemerkte meine Anwesenheit nicht und bat sie, innezuhalten und ihm einige Minuten zu gönnen. Sie schüttelte fortsingend den Kopf. Seine Mienen waren ernsthaft. Er sagte, daß er fortgehen würde, wenn sie nicht aufhörte, seiner zu spotten; sie zuckte mit den Achseln und sang weiter, in einen zärtlichen Ton übergehend, dem sie

aber einen so satirischen Ausdruck verlieh, daß sie mir in dem Moment unheimlich aussah. Er fragte: „Soll ich gehen?" Sie zuckte wieder mit den Achseln. Er stand eine Weile unentschlüssig und sah sich im Zimmer um. So mußte er mich bemerken. Kaum ward er meiner ansichtig, als er sich gegen Mademoiselle de Gaussin verbeugte und ohne ein Wort fortging.

Mich traf sein Leiden mitten ins Herz. Ich stand auf und redete sie darauf an. Ich nannte sie eine Armide, eine Herzquälerin; ich machte ein sehr ernstes Gesicht: nichts vermochte sie aus ihrem musikalischen Flusse zu ziehen. Sie sah mich lächelnd an, wie sie es dem armen Marquis angethan, und begann in ein Vaudeville überzugehen, welches damals von den italienischen Schauspielern neu aufgebracht war und überall gesungen wurde:

Wenn die Welt sich hüllt in Dunkel,
Schleicht sich Amor auf die Wacht,
Singt: Ihr Herzen, Gute Nacht! —
Lieblich ist das Sterngefunkel.

Mademoiselle, Sie singen zum Entzücken, aber hören Sie mich einen Moment an!

Und von seiner Töne Klingen
Ist auch mir der Muth erwacht;
Leise wag' ich: Gute Nacht!
Unterm Fenster mitzusingen.

Das „Gute Nacht!" war die Antwort auf meine Verbeugung, mit der ich mich empfahl. Anstatt jedoch das Haus zu verlassen, trat ich nur auf den Balcon, dessen Thür offen stand und welchem sie den Rücken zukehrte. Da hörte ich sie noch den letzten Vers singen und trotz allem Aerger riß mich die vollendete Art ihres Vortrags zur Bewunderung hin.

Laß es, Schönste, mich entgelten,
Wenn es dir zum Herzen drang!
Aber zürnst du dem Gesang —
O, dann mußt du Amor schelten!

Mir war, als hörte ich die kleinen Flügel rauschen; ich empfand die Heiterkeit, den Uebermuth, die Grazie, die sie in das Lied legte, aber ich behielt im Grunde meines Herzens das Gefühl, als sei das schöne Mädchen kein Mensch, sondern ein Elfe, eine Sirene oder sonst etwas heimliches Unheimliches.

Als die Sängerin geendet, rückte sie mit dem Stuhle und stand auf, trillerte einige male von der höchsten Spitze zur tiefsten Tiefe und trat auf den Balcon, wo ich stand. Sie sah mich und prallte zurück. Sie schien unwillig; ich suchte sie zu beruhigen. Ich begann aufs neue von den Leiden des Marquis. Sie lehnte alle meine Vorwürfe ab. Ich sah den ganzen Zusammenhang dieses Verhältnisses. Er war von ihr gebannt, gab ihren Launen nach und wenn er einmal Widerstand fühlen ließ, fehlte diesem die Kraft; es schien mehr Eigensinn als Willensäußerung. Für die seiner Eigenschaften, welche sie begriff, fehlte ihr die Ehrfurcht; für diejenigen, welche des jungen Mannes wirklichen Werth ausmachten, das Verständniß. Doch diese Einseitigkeit im Urtheil werfe ich der armen Gaussin sicherlich nicht allein vor; sie hat zu viele Schwestern, mit welcher sie sie theilt.

Was denken Sie, was aus dem Allen werden soll? nahm ich das Wort auf.

Der Marquis de T. mag zu mir, sagte sie, wie Sie wollen, eine Leidenschaft haben. Ich sehe nicht Uebles darin. Das Unglück wäre erst dann da, wenn ich sie erwiderte. Opferte ich mich in der That dahin auf, seine Gattin zu werden, so würden in einem Moment all meine Eigenschaften ebenso viel Gründe einer mißlingenden Ehe werden. Er ist ein weicher, feiner, stiller Mensch. Meine Heiterkeit, wenn sie künftig nicht ihm allein geweiht wäre, würde ihn beleidigen, wäre sie es aber, ihn bald nicht mehr unterhalten.

Mein Gesang, den er jetzt, glaube ich, bewundert, würde ihm in Kurzem als ein verdammungswerthes Mittel erscheinen, die Männer anzuziehen; meine Manieren würden ihn stets an das Theater erinnern, meine alten Freunde würden ihm nicht behagen und selbst wenn ich den Verlust dieses meines Wesens ertragen, ja dabei glücklich scheinen wollte, so würde ihm doch nicht verborgen bleiben, daß ich ihn nicht liebe. Daran hängt es allein... Sie sagen, fuhr sie lebhafter fort, der Marquis ginge neben mir zu Grunde? Im Gegentheil, seine Leidenschaft bewahrt ihn davor. Sie wissen recht gut, daß das nicht die Art ist, wie junge Leute hier zu Grunde gehen. Noch mehr; ich habe ihm diese Dinge offen gesagt, ihm gestanden, daß er einer meiner liebsten Freunde sei, niemals aber mehr sein würde. Ich habe ihn gebeten, sich wohl zu überlegen, ob er die Kraft besitzen würde, ruhig mit mir fortzuleben, daß mir dies eine Verschönerung meines Lebens sei, oder ob er nicht besser thäte, mein Haus zu meiden. Er war gerührt, er begriff mich; ich wollte, Sie thäten das auch!

Ich führte ihre Hand an meine Lippen.

Zieht nicht, fuhr sie fort, dieser junge Mann den größten Vortheil aus dem Umgange mit mir? Wird aus dieser Probe sein Herz nicht gestählter hervorgehen als aus der gewöhnlichen, welche die meisten seines Gleichen in Paris durchmachen? Sie sind ungerecht. Sie zählen mir die Neckereien nach, die er so wenig bös empfindet, als ich sie böse gemeint habe; wem an der Rose gelegen ist, läßt sich gern die Finger ein wenig ritzen. Sie freilich sehen die Rose nicht in mir und machen den armen Dornen ihr Recht streitig. Ich bin kühl, ich habe meine Launen, aber ich bin nicht coquett.

Ich schwieg. . . .

Die nächste Woche entführt Sie mir auch, fuhr sie fort. Sie werden ein schönes Mädchen, Ihre Verlobte, glücklich machen — Sie werden keine Zeit haben, meiner zu gedenken. Darf ich nicht auch ein wenig egoistisch sein? Der Marquis ist mir lieb, angenehm, bequem. Er umgibt mich mit Aufmerksamkeiten, hat ein dem meinigen gleichförmiges Urtheil in den meisten Dingen, hört mich auf das gutmüthigste an, räth mir in Vielem sehr vernünftig; soll ich nun, da ich keine Sünde dabei sehe, ihn fortschicken?

Und Sie lieben ihn nicht?

Nein! antwortete sie kurz. . .

Sie wurde unterbrochen. Die Kerzen waren angezündet und es ließen sich einige Namen hören. Ich hatte mein Theil für diesen Abend vorweggenossen und ging... Ich ging in den Garten. Ich fühlte das Bedürfniß, einige Momente still nachzudenken. Ich ging in einen schattigen Nebenweg und setzte mich auf eine steinerne Bank nieder. Ich war nicht lange dort, als eine männliche Gestalt denselben Weg und auf mich zu kam. Ich stand auf, man trat heran und ich erkannte den Marquis.

Guten Abend! sagte ich unbefangen. Noch ehe er meinen Gruß erwidert, fühlte ich plötzlich, wie mir das zu Zeiten geschieht, den Grund seiner Anwesenheit ganz klar, und ich hatte mich nicht getäuscht.

Sie erwarteten mich? fragte ich ihn.

Woraus schließen Sie das?

Erzeigen Sie mir die Ehre, mich in mein Hôtel zu begleiten! sprach ich rasch; ich möchte Sie wegen Etwas um Rath fragen. Sie thun mir einen großen Gefallen!

Er verneigte sich, nahm meinen Arm und wir traten auf die Straße.

Meine Bitte war nur ein Vorwand gewesen, um die Zusammenkunft, die er, wie ich richtig errieth, wünschte, natürlicher zu machen. Mein Bruder hatte eine Streitigkeit in seinem Regimente gehabt und mich mit der Vermittelung beauftragt. Ich konnte nicht ganz für mich allein handeln und benutzte die Gelegenheit, den Marquis um seinen Beistand zu ersuchen, welchen er mir bereitwillig zusagte. . .

Wir saßen in meinem Zimmer. Ich hatte Wein bringen lassen und die Dienerschaft fortgeschickt. Die Nebensache war abgethan. Es handelte sich darum, zur Hauptsache zu gelangen.

Das Einfachste hat mir das Vernünftigste geschienen. Welch kürzeres Mittel, ihn von der Eifersucht, die er auf mich haben mußte, zu befreien, als ihm von meiner Verlobung im rechten Tone zu reden? Ich suchte ein Miniaturbild meiner Braut, gab ihm das Etui in die Hand und bat ihn, es zu öffnen.

Er sah es lange an und gab es mir zurück.

Ich kenne die Dame nicht!

Es ist das Bildniß einer jungen Dame, welche ich in der nächsten Woche zu Frau von F. machen werde.

Er nahm es von neuem und betrachtete es und mich abwechselnd.

In der That, Herr von F., ich wünsche Ihnen Glück!

Ich danke Ihnen! sagte ich. Mademoiselle de Gaussin behauptete, nie ein schöneres Gesicht gesehen zu haben.

Sie haben es ihr gezeigt? rief er.

Ich habe es ihr gezeigt, weil ich den Antheil kenne, welchen sie an meinem Glücke nimmt, und die Aufrichtigkeit, mit der sie es mir gönnt. Ihnen zeige ich es dagegen, damit Sie nicht denken, ich könnte jemals in ihrem Hause einen Platz einnehmen, welcher Ihnen den Weg versperrte.

Er sah mich an und ward roth.

Ich nehme so großen Antheil an Ihnen, fuhr ich fort, daß ich im Begriff war, mir deshalb meine Stellung bei unserer Freundin zu verderben. Allein ich hielt es für eine Pflicht der Menschlichkeit. Mademoiselle hat mir über ihr Verhältniß zu Ihnen offen gesprochen. Es gibt keine reinere Seele als die unserer Freundin und dennoch glaube ich, daß sie sich irrt.

Worin? rief er.

Darin, daß sie Ihr innerstes Wesen misversteht und Ihrer Leidenschaft weniger Gewicht beilegt, als sie thun würde, wenn sie ein Mann oder ohne das Interesse wäre, welches Sie ihr einflößen, das sie an Ihnen nimmt.

An mir? sagte er heftig und fast verklärt. . . Er dauerte mich unaussprechlich.

An Ihnen! Ein Interesse, das für Jeden, der nicht Das verlangt, was Sie verlangen, überfließend genug wäre, ihm das Leben genußreich zu machen: ich meine die aufrichtigste Freundschaft.

O, ich verlange nicht mehr, ich will nichts mehr!

Dann täuschen Sie sich, wie Mademoiselle sich täuscht! Freundschaft ist Gift für Den, der Liebe verlangt und verlangen muß! Sie läßt sich so wenig bei Ihnen erzwingen als die Liebe bei ihr. Wo aber eine Unwahrheit vertuscht wird, rächt sich das am Ende doppelt.

Es rächte sich schon! sagte er mehr für sich als für mein Ohr. Wenn sie mich nur nicht so völlig an sich gerissen hätte! sprach er weiter und sah in eine dunkle Ecke gerade vor sich hin. Aber jedes Fäserchen meiner Seele ist mit einem Knoten an sie festgeknüpft. Meine Gedanken wagen nichts zu berühren, ehe sie nicht an ihr vorüberstreiften.

Er legte beide Hände an die Stirn und schwieg.

Ich erzählte ihm meine Unterredung mit der Sängerin von Anfang bis zu Ende. Er verschlang meine Worte. Ich fuhr fort, ihm meine eigenen Ansichten von der Sache vorzutragen; er stand Rede und Antwort, schüttete mir nicht geradezu sein Herz aus, aber verhehlte nichts, das ich richtig errieth, und das war die ganze Wahrheit. Das Wesen der Gaussin hatte ihn bezaubert, er war völlig in ihren Netzen verwickelt und

hatte sich so darin verwirrt, daß er keiner seiner Bewegungen mehr Herr war. Ich dachte an das Beispiel der Rose mit den Dornen. O, wenn es die Dornen allein gewesen wären! Seine Einsamkeit im Gefühl der Leidenschaft, der Zwang, welchen er sich anthat, die ununterbrochene Verletzung seines Herzens hatten ihn so empfindlich gemacht, daß er auf dem Punkte war, seinen Verstand zu verlieren. Als er beim Reden erhitzter wurde, sprach er seltsame Dinge, deren Inhalt ich oft nur errathen konnte. Der Gedanke, sich zu tödten, schien ihm ein geläufiger; er klagte sie an, nahm wieder alle Schuld auf sich, gestand, daß er oft Nachts aufspränge, um Licht anzuzünden, weil ihn seine Phantasie verwirrt mache, kurz bewies mir, daß meine Einmischung beinahe zu spät gekommen war... Gleich am andern Morgen ging ich zur Gaussin. Ich war diesmal so von meiner Wahrheit erfüllt, daß ich sie überzeugte. Ich sagte ihr, daß es des jungen Mannes Verderb wäre, wenn sie ihn fernerhin sähe; daß ihre Pflicht geböte, abzubrechen; daß ohne dies, wenn sie auf ihrer gegenwärtigen Gesinnung gegen ihn bestehen bliebe, das Traurigste vorauszusehen wäre und daß sie sich selbst unyertilgbare Gewissensbisse auf ihre ganze Lebenszeit einsammle. Sie widersprach zuerst, sie widerlegte mich in einzelnen Punkten sehr genau, gab mir aber darin Recht, daß es ihre Pflicht sei, jeden Verkehr mit dem Marquis aufzugeben und versprach mir, sich nicht die geringste Schwäche mehr gestatten zu wollen. Ich fragte sie, ob ich mit ihm darüber sprechen solle; sie verbat sich das, weil es die Sache nur schmerzhafter machen würde, und wußte mir den Weg, welchen sie einzuschlagen gedachte, mit so viel Festigkeit und Gewandtheit darzustellen, daß ich volles Vertrauen bekam, es werde, was zu thun möglich sei, gethan werden... Ich nahm, als ich von ihr ging, zu gleicher Zeit Abschied. Meine Vermählung sollte auf dem Landsitze meines Schwiegervaters stattfinden; ich hatte auf dem meinigen noch Vieles zum Empfange meiner Gattin anzuordnen und verließ Paris. Wie die Gaussin mir vorausgesagt hatte, geschah es. Ich verlor mich so völlig in meiner neuen Stellung, daß ich lange Zeit weder an sie noch an den Marquis zurückdachte, den ich bestimmt war, noch einmal in den ernstesten Verhältnissen wiederzusehen.

(In der folgenden Nummer der Schluß.)

Deutsche Sitten in Böhmen.

Ein weniger umfängliches als in seiner klaren Einfachheit inhaltreiches Buch von Schmalfuß (Prag, 1852) schildert uns die Deutschen in Böhmen in allen Beziehungen. Verkennen läßt sich nicht, daß das Deutschthum auf Böhmen selbst im Ganzen nur einen wohlthuenden Einfluß ausgeübt und dieses ihm das Aufblühen des Städtewesens und hiermit der Gewerbe und des Handels, den reichen Bergsegen und in Folge dessen die Macht und den Reichthum, die Böhmen im 13. und 14. Jahrhunderte entwickelte, fast allein zu verdanken hat, sowie die großartige Industrie in Böhmen deutsch ist. Das Eisen des Erzgebirges soll noch das steirische und schwedische in seinen besondern Eigenschaften übertreffen. Und wer kennt nicht die böhmische Glasfabrikation? Auch sie ist fast ausschließlich in den Händen der Deutschen. Auch in der Literatur, in Wissenschaft und Kunst hat es Deutsch-Böhmen zu keiner Zeit an Männern des Sanges, gründlichen Forschens und der ausübenden Kunst, namentlich auch der Musik, gefehlt.

Es wird immer für die Deutschen charakteristisch sein, daß jeder Stamm, ja oft wieder jeder kleine Bezirk seine Eigenthümlichkeiten in Sitten und Gebräuchen hat, die er nur selten der Gesammtheit zum Opfer bringt. Das Volksleben der Deutschen in Böhmen birgt noch manches Schöne und Interessante, das seinen treuen Maler erwartet, wie der Böhmerwald ihn in Rank gefunden. Man ist dem vielfach Gemeinschaftlichen und doch

wieder so Verschiedenartigen noch keineswegs so nachgegangen, wie es einestheils zur Kenntniß des Volkslebens überhaupt, anderntheils dazu nöthig erscheint, wenn man einen haltbaren Grund für eine versittlichende Bildung in Kreisen gewinnen will, in denen eine einfache, rührende Naturpoesie neben Roheiten aller Art und so manchen Verzerrungen und Ausgeburten des Aberglaubens steht. Den Kampf des Sommers und Winters, die Feier der Wiederkehr des Frühlings finden wir in allen deutschen Ländern, nur in verschiedenen allegorischen Formen. Wir stoßen auch hier auf eine derselben. An einem gewissen Sonntage in den Fasten (gewöhnlich Mittefasten), wird von den Knaben ein ausgestopfter Popanz, der Tod (ohne Zweifel der Winter), auf einer Stange im Dorfe herumgetragen und dabei ein gewisses Lied gesungen. Das Ganze heißt „den Tod austragen." Im saazer Kreise besteht neben dieser Sitte noch die, „mit dem Bändertod zu gehen", die offenbar eine Erweiterung jener und gewissermaßen ihr Commentar ist. Sie besteht in Folgendem: Fünf Knaben gehen von Haus zu Haus und führen eine dramatische Scene mit kurzem Wechselgespräch auf. Die handelnden Personen sind der König, des Königs Töchterlein (Frühling), der erste und zweite Diener des Königs (Sommer und Herbst) und der Tod (Winter). Der Sinn des Wechselgespräches ist: Die beiden Diener werben um des Königs Töchterlein, — dann auch der Tod; — für diese seine Frechheit sticht ihn der König nieder. „Bändertod" wird dieses genannt, weil sich die Knaben Hut und Brust reichlich mit Bändern schmücken. Der König trägt eine Krone von Goldpapier und einen mit solchem umwickelten Rocken als Scepter, des Königs Töchterlein trägt ein Schächtelchen zur Aufbewahrung der Geldgeschenke; die beiden Diener tragen Degen; der Tod aber ist ganz weiß angezogen und anstatt einer Waffe trägt er in der Hand ein Bündel Schleißen (Späne). Auch die Mädchen feiern dieses Fest. Zwei größere Mädchen führen ein kleineres, schön angezogenes, die Sonnentocke genannt (Tocke so viel wie Nymphe) in den Häusern herum und singen dabei ein Liedchen auf die Ankunft des Sommers. In vielen Gegenden sieht man wieder die Mädchen eine in Fichtenzweigen sitzende Puppe (die Sommertocke), herumtragen und Liedchen dabei singen. Hierher gehört auch noch folgende im Erzgebirge übliche Sitte: Zwei Personen, die eine ein Fichtenbäumchen als Symbol des Sommers, die andere einen Dreschflegel als Symbol des Winters, tragend, gehen von Haus zu Haus und singen einen Wechselgesang, worin sie sich um den Vorzug streiten. Alles Dieses erklärt sich fast von selbst. Der ersterwähnte Brauch des „Bändertodes" (um so mehr aufzubewahren, als er trotz seiner Unschuld vor dem Einspruch der Geistlichkeit immer seltener werden soll), ist offenbar der dramatisch ausgeführteste — ein kleines Naturdrama. Bei ihm ist der Tod weiß angezogen, jedenfalls eine Anspielung auf den Schnee des Winters, die sich in dem Bündel „Schleißen" wiederholt; letztere, Späne zum Anbrennen, werden in ärmern, namentlich Gebirgsgegenden auch zum Beleuchten, in Ermangelung des Oel- und Talglichts, benutzt; anderntheils ist deren Anfertigung wieder in denselben Gegenden eine gewöhnliche Beschäftigung des Landmanns an den langen Winterabenden. Anderwärts finden wir bei ähnlichen Bräuchen in dem Anzuge Verschiedenheiten; die den Winter repräsentirenden Personen erscheinen in Pelzröcken und Pelzkappen (der „Pelzmärtel" ist bekannt genug), die Vertreter des Sommers in leichten, weißen Gewändern, sommerlich, freudig. Die Zeit für diese uralte Frühlingsfeier ist überall gleich; nur erzählt Hoffmann von Fallersleben von einem noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in vielen Gegenden Schlesiens dramatisch dargestellten Kampfe des Sommers und Winters, zu Anfang des Winters, um Advent. Der Sommer erschien dabei im weißen Hemde, Schuhen und Strümpfen, der Winter im Schafpelz u. s. w. Ein Zwiegespräch endet damit, daß der Winter den Sommer als seinen Herrn anerkennt und sich ihm pflichtig erklärt, beide aber schließlich in dem Lob und der Ehre Gottes sich vereinigen. In letzterm Umstande scheint uns der Schlüssel zu der einzigen Ausnahme dieses

Falls, in Bezug auf die Zeit, zu liegen. Hier hatte offenbar in irgend einer Weise die Kirche ihre Hand im Spiele gehabt. Nicht im Stande, den ursprünglichen Brauch, wie so oft, ganz auszurotten, hatte sie es vielleicht doch dahin gebracht, ihn von seiner alten Stelle zu verrücken (die meisten dieser alten Sitten, Gebräuche und Feste haben sich ja durch Transactionen der Geistlichkeit und geschickte Umdeutungen erhalten) und auf ihre heilige Zeit verlegen zu lassen. Natürlich durfte dann auch der Winter, als gleichfalls von Gott erschaffen, nicht völlig unterliegen, was überdies schlecht zu der in ihn fallenden Adventszeit gepaßt haben würde, und müssen sich schließlich beide zur Ehre Gottes vertragen. So dürfte sich einfach jene Ausnahme erklären.

Ein anderer Brauch wird manchem unserer Leser eine liebe Erinnerung bringen. „Ostermontag ist im Erzgebirge und im ganzen Flachlande des saazer Kreises ein Freudentag für die Knaben. Sie gehen mit einer aus Ruthen geflochtenen Gerte, die Eierpeitsche genannt, die mit Bandeln und Fleckchen geschmückt ist, von Haus zu Haus, sagen ein Sprüchlein und erhalten dafür rothe, beschriebene und gemalte Eier. Man nennt dies «Aufpeitschen gehen», auch das Eierlaufen. Anderwärts wird Geld statt Eier gegeben. Aber auch die erwachsenen Burschen wissen von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Sie gehen nämlich schon in der Nacht zu allen Mädchen aufpeitschen, und welches die meisten und schönsten Eier gibt, hat das Vergnügen, den nächsten Sonntag am öftersten zum Tanz geführt zu werden." Jener Knabenbrauch erinnert an eine Sitte, die auch weiterhin im und am Fichtelgebirge, und zwar allgemein sich erhalten hat, nur zu anderer Zeit. Am sogenannten „Unschuldigen Kindleinstage" (28. Dec.) nämlich, „peitschen" die Knaben mit einer Gerte, gewöhnlich ein Stengel Rosmarin, mit einem Bändchen umwickelt, Mädchen und Weiber auf die Hand, unter den Worten. „Schmeckt der Pfeffer gut?" Hier und da wird dies auch „fitzeln" genannt; Fitze ist das klatschende Ende der Peitsche. Tritt es hier vorzüglich nur noch als eine naive Art des Almosenbittens auf, so findet es sich in der Familie als heiterer Scherz, dem irgend eine Gabe zu folgen pflegt. Man mag dabei auch an etwas Aehnliches denken, einen alten französischen Weihnachtsscherz zwischen vertrautern Personen, von dem bei Marot und andern ältern Dichtern häufig Anspielungen vorkommen. Am Neujahrstage wiederholt sich diese Scene zwischen den Geschlechtern umgekehrt und mit den Worten: „Schmeckt's Neujahr gut?" In Gegenden, wo man den lieblichen Brauch hat, einige Wochen vor Weihnachten Birken-, Pappeln-, Kastanien- oder Fliederzweige ins Zimmer zu stellen, in einem Gefäße, und durch künstliche Wärme sie zum Blätter- und Blütentriebe zu bringen, um sie so in frischem Grüne als Weihnachtsbäume für die goldenen Aepfel und Nüsse zu benutzen, wird die „Fitzelgerte" gern von diesen Zweigen genommen. Vielleicht ist auch hierbei eine Zeitverlegung im Spiele und der dem wirklichen Frühlinge vorgreifende künstlichgrüne Zweig deutet noch auf die ursprüngliche Zeit des Brauchs. Als zarte Bitte an die Mildthätigkeit beschränkt sich diese Sitte übrigens nicht auf den Kreis des jedesmaligen Orts; die armen Kinder gehen stundenweit mit ihren Säckchen, um die kleinen Gaben zu sammeln. So haben wir auch oben des Königs Töchterlein mit einem Schächtelchen zur Aufbewahrung der Geldgeschenke gefunden. In beiden Fällen aber ist wol mit Sicherheit anzunehmen, daß die Ansprüche an die Wohlthätigkeit erst spätere Zusätze zu der ursprünglichen Gestalt dieser Volksbräuche sein mögen. — Gleich uralt und wahrscheinlich noch älter ist die, wie an vielen andern Orten, so auch in Deutsch-Böhmen bestehende Sitte der Johannisfeuer, am Ende des Frühlings, am Vorabende des Johannistags. Wir wissen nicht, warum Rank dieses Gebrauchs vom Böhmerwalde nicht erwähnt. Auf der bairischen Seite dieses Gebirgs haben wir diese Feuer, immer auf meist weithin sichtbaren Anhöhen, noch vor Jahren gesehen. Den in der That seenhaften Anblick, nach und nach eine Unzahl größerer Flammen durch die stille Nacht aufleuchten zu sehen, hat nun freilich im „Reiche" die Forst- und

Holzordnung selten oder fast verschwinden gemacht. Aus unserer Heimatgegend erinnern wir uns noch, daß man mehre Jahre lang das Andenken an die Schlacht von Leipzig in ähnlicher Weise feierte.

Die Züge meist junger rüstiger Leute unter Gesang und Spiel im Juli in das Flachland Böhmens zur Ernte erinnern an ähnliche Erscheinungen im Vaterlande (Fulda, Franken und anderwärts). Der „Haberkranz oder die Sichellege" zieht sich als ländliche Festlichkeit am Ende der Schnittzeit in ähnlicher Weise durch ganz Franken und das Voigtland; sowie die Mittheilungen über die Kirchweihen (Kirms, Kerwä — in Oberfranken Kerwa), aus der Spinn- und Rockenstube mit ihren Geschichten und Märchen, vom winterlichen Federschließen, vom Bleigießen am Andreasabend (anderwärts in den sogenannten „zwölf heiligen Nächten" zwischen Weihnachten und Dreikönigstag), vom Knecht Ruprecht, dem Berichterstatter des Christkindleins über Wohl- oder Uebelbetragen der Kinder, von den Hochzeiten, dem Kammerwagen, Polterabend u. s. w. wohl Jedem der Leser irgend einen Brauch der eigenen Heimat widerspiegeln werden. Neben dem Einblicke in ein schlichtes Volksleben bietet alles Dieses eine Reihe interessanter Anhaltspunkte für Ursprung, Gleichartigkeit wie Abweichungen in Sitten und Gebräuchen. Es ist z. B. gar nicht so unnütz zu fragen, wie es komme, daß man in Deutsch-Böhmen wie im bairischen Voigtlande es gern habe, wenn die Braut auf dem Wege zur Trauung ein wenig beregnet wird — es muß der Braut „in den Kranz regnen," sie wird dann reich —; am Main tiefer hinab aber schönes Wetter am Hochzeitstage für ein günstigeres Vorzeichen ansieht. Und wenn wir dem bekannten Gedichte des originellen nürnberger Volksdichters Grübel „Der Schlosser und sein Geselle" fast gleichlautend im Flachlande des sauzer Kreises begegnen, so wissen wir aus den Sprachforschungen, daß wir es bei den Dialekten in Deutsch-Böhmen mit dem hochdeutschen Sprachgebiete und mit vielen Merkmalen des Ostfrechdialekts zu thun haben, der sich auch an den Regen, die Pegnitz und den Obermain fortsetzt. Die Geschichte der Sprache aber ist die Geschichte der Völker. Dr. Ln.

Mittheilungen aus Paris.

Von Dr. Woldemar Seyffarth.

I.

Auf Einladung der „guten, reichen und stolzen" Stadt Paris war der Berichterstatter als Glied der großen Kette, welche über Europa hinaus die Aufmerksamkeit der Civilisation an die londoner Ausstellung band, im August 1851 bei dem Bankett, das Ludwig Napoleon den Bevollmächtigten gab. Wenn die edelsten Weine den Gaumen gekitzelt hatten, verlockten sie bisweilen die Zunge eines Nachbars, aus der Fülle des Herzens zu reden. Trauliche Worte flogen hin und her, um so traulicher, wenn ein von der Vorsicht ausgeworfenes Senkblei in der Gesinnung des Nachbars den Boden der eigenen gefunden oder ein Pulsfühlen den eigenen Pulsschlag erkannt hatte, und es war gewiß ein bedeutungsvolles, zu mir gesprochenes Wort aus dem Munde eines hohen Beamten der Republik: daß die Republik auf die Silbergeschirre in den Hôtels der Minister ihr Wappen noch nicht eingegraben hätte.

Der Glaube an den Uebergang der Republik in die Monarchie tauchte in den Kreisen der höhern Gesellschaft damals durchsichtig genug auf und die ersten Tage des folgenden December drückten das Siegel unter diese Wahrnehmung. Die Wahl Ludwig Napoleon's zum zehnjährigen Präsidenten schlug die Brücke zum Kaiserthume. Ein zweites mal ist die Republik in der Monarchie aufgegangen. Die Franzosen haben einen Kaiser. Sind sie zufrieden? Sind sie befriedigt? Und da Paris vorangeht und gebietet und Frank-

reich folgt und gehorcht, so stellt sich die Frage: Sind die Pariser zufrieden? Sind die Pariser befriedigt?

In den Salons und in den Schenkstuben, überall, wo ich, seit einigen Wochen mich wieder in der Seinestadt befindend, des Kaisers erwähnen gehört, geschah es mit Achtung. Mit Enthusiasmus aber da nur, wo persönliche Rücksichten den Beweggrund zweifelhaft machen und die Lauterkeit der Flammen verdächtigen konnten. Ebenso beim öffentlichen Erscheinen des Kaisers. Ich sah ihn wiederholt in dem kleinen Garten vor den Tuilerien luftwandeln. Längs des Eisengeländers, welches nach drei Seiten den kleinen Garten umschließt und auf der einen ihn von dem großen abtrennt, stand Kopf an Kopf, theils über das Geländer und die Hecke hinab, theils zwischen den goldgespitzten Eisenstäben hindurchschauend. So oft der Kaiser sich nahte, achtungsvolle, von ihm freundlich erwiderte Begrüßung, doch kein Jubel, kein Zuruf, allgemeines Schweigen. Ich habe den Kaiser eines Sonntags von den Elyseischen Feldern nach den Tuilerien fahren sehen. Quer über die Place de la Concorde, welche des Kaisers Wagen in scharfem Winkel und leichtem Trabe umfuhr, stürzten Tausende aus dem Volke, den Rossen den Vorsprung abzugewinnen. Schnell in Reihen geordnet begrüßten sie den Kaiser, achtungsvoll, aber schweigend. Wenn alles Dies nicht von Begeisterung zeugt, so hat vielleicht Achtung die Festigkeit des Steins, vielleicht Begeisterung die Flüchtigkeit des Strohfeuers. Im Ganzen bewegt sich das hiesige Leben frei und fröhlich, bekundet nichts von geknechteter Freiheit. Ich bemerke weniger Polizeiwächter und weniger soldatisches Geräusch als in den Tagen der Republik, freilich schon der Republik unter dem Präsidenten.

Wie die Monarchie allerdings seit Jahrhunderten dem Franzosen ins Mark gewachsen ist, so identificirt sich der Franzose mit seinem Monarchen. Was diesen schmückt und ihm Glanz gibt, das nimmt er auch sich zu Schmuck und Glanz. Nur eine Ausnahme hat den Franzosen verletzt. Seine monarchische Gesinnung und eingewurzelten Begriffe von Hoheit der Geburt ließen ihn wol eine Erzherzogin, nicht ein spanisches Edelfräulein seinem Kaiser ebenbürtig finden. In seiner Meinung hat der Kaiser unter sich gegriffen, und ob er die Edelste unter den Edeln gewählt, seine Wahl huldigt nicht dem französischen Stolze, schmeichelt nicht der französischen Eitelkeit. Daß geringer Geborene als ihr Kaiser den Blick zu seiner Gemahlin erheben durften, wirft in seinen Augen einen Schatten auf ihre Würdigkeit. Die Rücksichten, welche den Kaiser geleitet, ringen in seiner Brust mit der Tradition und werden von dieser Tradition, wie es scheint, in der Mehrzahl besiegt.

Vorüber aber an politischen und nationalen Gefühlen hat Paris in materieller Beziehung keine Ursache, dem Verfassungswechsel und der Vermählung zu grollen. Mit durch letztere veranlaßt schlägt der weibliche Luxus, man sollte meinen, die höchstmöglichen Wellen. In massiven Palmen, bald matt, bald hell, breitet sich californisches Gold über die weißen, coquetten Ballroben, oder schlingen sich in Gold auslaufend silberne Blumen, reich und zierlich, um die Gewänder von jener dunkelblauen Farbe, welche die Oster-Auffahrt in Longchamp zur zeitweiligen Herrscherin der Mode erklärt hat. Diamanten und Perlen, Juwelen und Geschmeide sind unerläßlich, mögen auch die zur Zahlung gefürchteten Rechnungen bei Denen, die dafür haften, ihr Feuer noch so sehr mildern und ihren Glanz verdüstern. Dann die Wagen von verschiedenen Namen, offen und geschlossen, doppelt kostbar in ihrer Einfachheit; das mehr als je Gold- und Silber-strotzende Geschirr der spiegelnden, glatten Rosse und die reichen Livreen und die Menge der Diener. Im Innern der Gemächer, der Salons, wo wäre die Richtung, nach welcher der Luxus sich nicht geltend macht, das Bedürfniß, das er nicht zu verschönern, der Ueberfluß, den er nicht zu steigern weiß? Und noch verschwindet, was Tausenden Brot gibt und Hunderte bereichert, vor den unberechenbaren Summen für die in Angriff genommenen Bauten. Der

Privatbaue zu geschweigen, welche allein zur Fortführung der prächtigen Straße Rivoli Millionen erheischen, sind nahe bei Tausend rüstiger Hände, schwerer Karren und normännischer Gäule vom frühen Morgen bis in den späten Abend geschäftig, die Verbindung der Tuilerien mit dem Louvre und dadurch unter Napoleon III. zu bewirken, was vor ihm oft beschlossen und begonnen worden ist. Schon hebt sich auf der ganzen langen Linie der Bau zu Manneshöhe empor. Unfern inmitten von Pferden und Karren wimmelt es von Arbeitern, welche den Hof zwischen der Rückseite des Palais Royal und der überglasten Galerie d'Orléans, wo die Revolution von 1848 ein Gebäude zur Jahresausstellung von Gemälden und Sculpturen errichtet hatte, seinem frühern Zustande zurückgeben, oder den Platz des Louvre längs der Fronte dieses Palastes mit Gärten umsäumen, oder die größere Hälfte der Tuilerien-Façade am Louvrekai erneuern, die breite, vorüberführende Straße niedriger legen und die Schirmmauern gegen die Seine erhöhen. Und alles Dies soll vollendet sein, wenn der, deshalb um ein Jahr hinausgeschobene Weltmarkt, eine zweite Gewerbe- und Kunstausstellung aller Völker, am 1. Mai 1855 seine Pforten öffnen wird. Und für den Bau dieses Weltmarktes, des Palais de l'Industrie, wie ameisenmäßig und riesenhaft regt es sich schon innerhalb der ein weites Viereck umzäunenden Verbreterung in den Elyseeischen Feldern! Rings lagernde Quadern und Steinblöcke von kolossalem Gewichte versprechen kein leckes, zerbrechliches Gebäude, scheinen allen Ernstes nicht dem Sturme und Regen eines Jahres, sondern dem Zahne von Jahrhunderten trotzen und wehren zu wollen. In welcher Weise die Völker den von Frankreich an ihre Regierungen erlassenen Einladungen zur Theilnahme entsprechen werden, das freilich hängt von Umständen ab, welche nicht in Frankreichs Gewalt stehen und die kein Verstand der Verständigen zu ermessen vermag. Bleibt das Kaiserthum eine Bürgschaft des Friedens und lockt Paris wie London gelockt hat, so wird Paris vielleicht weniger täuschen als London es gethan. Indem man die londoner Ausstellung sich zum Vorbilde nimmt, will man ihre Schönheiten nachahmen, ihre Mängel vermeiden. Immer werden die Engländer sich rühmen dürfen, die Ersten auf der Bahn eines solchen Unternehmens gewesen zu sein. Die französische Regierung strebt nach dem Ruhme sie zu übertreffen. Und gelingt es ihr, wenn nicht Alles, doch den größern Theil Dessen zu erreichen, was sie im Plane hat, und bietet das Ausland ihr die Hand, so steht ein zweiter Weltmarkt zu erwarten, gewaltiger in seinen Formen, geschmeidiger in seiner Bewegung, leichter und befriedigender in seinem Schlusse. *)

Die Vorwelt als Kunstquelle.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Die Kunst hat stets ihre Vorbilder aus der Natur entnommen; denn der Mensch ist nicht fähig, ohne bewußtes oder unbewußtes Vorbild etwas ganz Neues zu schaffen, er kann nur das Gegebene auf das Mannichfaltigste combiniren und umgestalten. Selbst die Ge-

*) Wir bestreiten die großen Absichten nicht, die, nach der obigen Mittheilung unsers geehrten Herrn Correspondenten, dessen fernere Berichte unsern Lesern willkommen sein werden, auch wenn sie seinen Standpunkt nicht theilen sollten, die Behörden Frankreichs mit einer zweiten Welt-Industrie-Ausstellung verbinden. Indessen sind solche Absichten leichter ausgesprochen und in pariser klingende Phrasen gekleidet als erfüllt. Was die londoner Ausstellung so bedeutend machte, kann sich die pariser nicht künstlich geben. Es ist dies schon die Grundlage des Ganzen. Der schöne kosmopolitische und die fremden Nationalitäten ehrende Sinn der Engländer, die bescheidene Unterordnung unter fremdes Verdienst, die Regsamkeit des erfindenden, selbständigen Bürgergeistes, die Begriffe von freier Concurrenz und einer auf ihrer Hände Werk zu erbauenden Wohlfahrt und Größe der Völker; alles Das sind Unterlagen und Bedingungen des Erfolgs, die in Paris

schöpfe seiner Fabelwelt bestehen aus Theilen der wirklichen, die mit mehr oder weniger Glück und Geschick zusammengefügt sind. Sinnbildlich sucht er Eigenschaften durch Formen auszudrücken, die in der wirklichen Welt vorzugsweise mit diesen Eigenschaften verbunden sind. Die Kraft des Löwen, die List des Fuchses, die Schnelligkeit der Gazelle, die Flugkraft des Adlers, der gespreizte Stolz des Pfauen, die Entfaltung des Schmetterlings aus der Puppe, die Stämmigkeit der Eiche wie die Beweglichkeit des schwachen Halms werden Alle, wie tausend andere Beziehungen natürlicher Wesen, zu symbolischer Darstellung verwendet, einzeln oder in mehrfacher Verbindung. Fabelthiere und Unthiere, Fabelpflanzen und Unpflanzen sind daraus seit uralter Zeit hervorgegangen und haben neben der wirklichen Welt noch eine eingebildete entstehen lassen.

Ueberall und zu allen Zeiten hat aber die Kunst bis jetzt nur die lebende Schöpfung als Vorbild benutzt, nicht die ausgestorbene, in den Erdschichten begrabene der Vorwelt. Leicht begreiflich, da die Pflanzen und Thiere der frühern Schöpfungsperioden erst in den letzten vier Jahrzehnden mit Eifer ausgegraben, beschrieben und gut abgebildet worden sind.

Nun aber haben sie der Kunstwelt eine neue Stoffquelle eröffnet, deren Reichthum lange unerschöpflich bleiben wird, da es sich nicht um die Ueberreste einer einzigen Periode wie die Gegenwart handelt, sondern um die stets veränderten Formen, die in einem vielmillionenjährigen Entwickelungsprocesse des organischen Lebens nach und nach auftraten und die Erde bevölkerten, wieder verschwanden und durch neue ersetzt wurden. Noch hat kein Künstler versucht, aus dieser Quelle zu schöpfen, seine Muster oder seine Motive der Vorwelt zu entlehnen. Der einzige Versuch, die fossile Welt künstlerisch zu behandeln, liegt uns in Unger's vorweltlichen Landschaften vor; bei ihnen ist aber immer noch der Zweck: Belehrung, faßliche Darstellung ausgestorbener Pflanzen in ihrem geselligen Zusammenleben, nicht die Kunst der landschaftlichen Darstellung. Warum aber sollten die Formen der Vorwelt nicht auch Gegenstand und Mittel der Kunst als solcher werden?

Wenn ihr Künstler neue Ornamente, Arabesken oder symbolische Gestalten braucht, dann werden unsere Museen und Kupferwerke euch überreichen Stoff darbieten. Das Leben freilich und alles Menschliche werdet ihr auch künftig stets nur nach dem Leben formen können; sobald ihr aber Wunderbares, Abenteuerliches, Grausiges oder auch nur Zierliches braucht, dann wollen wir euch von Schicht zu Schicht führen, ihr mögt euch selbst auswählen was euch gefällt, von den Trilobiten und Orthoceratiten der urältesten Formationen, oft viele tausend Fuß tief begraben im Innern der Erde; von den schöngerindeten Stämmen der Steinkohlenzeit; von den zierlichen Ammoniten und scheußlichen Sauriern der Juraperiode; von den plumpen Pflanzenfressern und monströsen Cetaceen der Tertiärzeit. Um scheinbar Neues zu schaffen, braucht ihr nicht mehr die Natur zu entstellen, den Gesetzen alles organischen Lebens widersprechende Formen zu construiren. Das geht ohnehin nicht lange mehr, wenn die Mehrzahl der Menschen erst weiß, daß

---

fehlen werden. Die Franzosen sind weder ein Volk, das einen freien Wetteifer gleichberechtigter Nationen ertragen kann, noch ist bei ihnen das Bürgerthum, diese einzige Grundlage der Industrie, so entwickelt, daß sie an den ihnen zugesandten Werken so thatkräftig sich erheben könnten wie der mit ernster und sinnender Andacht zuschauende Engländer. Die Pariser werden brillante Feuilletonartikel über die Ausstellung schreiben, sie werden ein großes Budget eröffnen, um eine Menge Bevorzugter (die bei solchen Gelegenheiten im Rohre sitzend sich ihre Pfeifen schneiden) die Honneurs der Ausstellung machen zu lassen, die Regierung und immer nur die Regierung, die seit Colbert's Zeiten in Frankreich die Initiative aller großen Unternehmungen auf diesem Felde in Händen hat, wird kostspielige Memoires und Gutachten aufsetzen, Manches auch nachahmen lassen, aber einen größern Erfolg als etwa den, daß Ludwig Napoleon ein Mittel hat, auf eine für den europäischen Frieden nützliche Art die Ungeduld der Franzosen zu beschäftigen, einen größern glauben wir dieser pariser Welt-Industrie-Ausstellung vor der londoner voraus kaum prophezeien zu können.

D. Her.

eine endständige Blüte nicht unsymmetrisch sein kann, daß Thiere mit Zehen nie Hörner tragen, daß die Größe der Flügel dem Gewichte des Körpers entsprechen muß; dann werdet ihr mit solchen Erfindungen kein Glück mehr machen, dann dürft ihr den Gesetzen der Natur nicht mehr Hohn sprechen, so wenig als ein Dichter es dann noch wagen darf, Salamander und Molche auf dem Grunde des Meeres leben zu lassen. Aber die Vorwelt bietet euch noch genug neue Formen, um eure Phantasie zu erfrischen und neu zu beleben. Was für zierliche Säulenschäfte müßten die Calamiten, die Lepidodendren und die Sigillarien abgeben? Recht geeignet für die Vorhalle eines Museums der Natur. Was für wunderbare Arabesken die Asterophyllen, die Crinoideen und die Crioceren? Was für fabelhafte Karyatiden die Saurier und die mächtigen Dickhäuter, die Dinotherien mit ihren nach unten gebogenen Stoßzähnen? Wie symbolisch könntet ihr das Riesenfaulthier der Molassezeit oder den Pterodaktylus, diesen Drachen der Vorwelt, verwenden? Und was für allerliebste kleine Zierathe ließen sich nicht aus Echiniten, Trilobiten, Ammoniten und Nummuliten construiren? Würden die zarten Hände der Damen nicht dankbar sein, wenn sie auch einmal so uralte Muster als etwas ganz Neues zu sticken bekämen? Und welch ergiebiges Feld eröffnete sich dem Heraldiker der Zukunft, wenn man in Wappenschilder von jetzt an statt doppeltgeschwänzter Löwen auch Belemniten oder Makrocephalen, Plesiosaurier und Hydrarchen aufnähme?

Herr Bergmeister Ramsauer auf dem Rudolphstein bei Hallstatt hat es versucht, die fossilen Bestien in ihrer wirklichen Gestalt zu allerlei Decorationen zu verwenden und seine Ammoniten und Orthoceratiten fügten sich ganz gehorsam in den Dienst, marmorene Tischplatten zu tragen oder Consolen mit der Wand zu verbinden. So viel ich weiß, sind diese an Hirschgeweihmöbel erinnernden Versuche jetzt in Wien aufgestellt. Aber die starren Steinformen der Natur sind begreiflicherweise nicht so gefügig, als der Künstler ihre Copieen behandeln könnte, bei denen es ihm immer wieder erlaubt sein wird, manches Unwesentliche zu ändern oder Verschiedenes zu besonderm Zwecke zu combiniren.

Ihr wendet vielleicht ein: „Hu, das wird eine grausige gespenstige Formenwelt sein, in der man sich unheimlich fühlt, denn nur Gerippe, Zähne, Schuppen oder Kalkschalen von längst verstorbenen Wesen könnt ihr Geologen uns vorlegen, keine Thiere mit Haut und Haar, keine Pflanzen mit ihrem buntfarbigen Blütenschmucke.“ — Nun, was davon grausig ist, das mögt ihr verwenden, wo es hingehört, es gibt auch Graziöses genug darunter; was aber die Fleisch- und Blütenlosigkeit anlangt, so eröffnet sie eben eurer Phantasie das reichste Feld der Thätigkeit. Fleisch- und Blütenschmuck lassen sich hinzufügen, wo sie hingehören.

Schlagt nur die Kupferwerke der Geologen auf! Da findet ihr, wie man aus den Einzelknochen ganze Skelette und dann um das Gerippe auch einen Leib construirt hat; wie man aus den Schalen der fossilen Cephalopoden ihre sonderbaren Arme hervorragen läßt; wie man nach und nach angefangen hat, auch Wurzeln, Blätter und selbst Blüten zu den fossilen Baumstämmen zu finden. Das Alles mögt ihr verschönern, künstlerischer darstellen, und wenn ihr dabei zuweilen einen Sachverständigen zu Rathe zieht, so braucht ihr nicht nothwendig in den alten Fehler zu fallen, ganz gegen die Gesetze der Natur zu verstoßen! Wir werden euch nicht pedantisch beurtheilen; innerhalb gewisser Grenzen werdet ihr ganz freien Spielraum haben, Thiere und Pflanzen zu formen und zu färben, schon deshalb, weil wir selbst nicht genau wissen wie es war. Greift also zu, ihr Künstler, greift einmal in die Vorwelt!

Anregungen.

Liedervortrag und Liedercompositionen.

Wir hörten kürzlich eine wunderbare Stimme. Ein tiefer Mezzosopran von zwei Octaven Umfang. Eine Stimme, die nichts von der Sprödigkeit des Alts besitzt, die dieser Lage sonst eigen ist, sondern ein Organ von seltener Fülle, Weiche, seltenem Schmelze des ausgiebigsten Tons. Ob die Sängerin eine Bühne ausfüllen würde, bedarf der Forschung nicht. Katharina von Coniar gehört der höhern Gesellschaft an und wird leider nicht in die Reihe jener Künstlerinnen treten, unter denen sie einen ersten Rang einnehmen würde. Ihre Stimme ist von einer intensiven Kraft der Leidenschaft, die auch über den Salon hinausreicht.

Selten haben wir den Zauber eines poetischen Liedervortrags so empfunden wie bei Katharina von Coniar. Ihr Ton gibt sich gleichsam aus dem Gedichte selbst sanft und schwellend heraus. Er ist der Dolmetscher der Empfindung. Diese Stimme, ebenso phantasievoll dem Schwunge des Dichters folgend wie dramatisch die Steigerungen, die Lichter und die Schatten seiner bewußtern Absicht auseinandersetzend, hat noch die ganze Weihe der keuschen Unterordnung des Vortrags unter die Idee der Composition. Einfach und ungesucht trägt sie das Schubert'sche Lied vor. Mit getragener Würde die Werke Pergolese's, Stradella's, Gluck's, Sebastian Bach's (letztere kürzlich mit einer Begleitung von Lipinski), Compositionen, deren jeweilige Verzierungen und kleinen musikalischen Rococoschnörkel von ihr vortrefflich ausgeführt werden, sodaß man auch auf Coloraturfertigkeit schließen kann.

Wir erwähnen diese, nur innerhalb der Gesellschaft wirkende ausgezeichnete junge Sängerin, weil die Kunst des Liedervortrags dem öffentlich wirkenden Virtuosenthum oft so unendlich gering zu Gebote steht. Die Schröder-Devrient gehörte zu den wenigen Sängerinnen, die ein einfaches Lied ebenso entsprechend vorzutragen wußten wie eine leidenschaftliche Scene von Gluck. Der übermäßig gesteigerte dramatische Ausdruck zerreißt die Einheit des Liedes, und sich ganz zu vertiefen in die Absicht eines Dichters, sich ganz zu vertiefen in die musikalische Illustration derselben und eine Tonbeseelung, ist nicht Jedem gegeben, selbst manchem gefeierten Sänger nicht. Ein ausgezeichneter Liedersänger war Pischek, jetzt in Stuttgart.

Wir hörten von Katharina von Coniar noch ungedruckte Compositionen, Lieder von Lenau. Man hat die Muse Lenau's für eine Feindin Polyhymniens erklärt. Und in der That wird der Satz, daß jedes reflective und in sich selbst schon durch den Gedanken zu musikalisch gestimmte Gedicht nicht componirt werden könne oder solle, im Allgemeinen auch wol feststeht. Zur Melodie werden sich wenige der meist düstern und in ihren Beiwörtern zu schweren und in ihrer oft schon wie auf Klangwirkungen berechneten Ausführung allzu vollendeten Gedichte Lenau's erheben. Die Melodie bedingt einen gleichmäßigen Pulsschlag der Empfindung, eine Rhythmik einfacherer Art, als sie sich bei Lenau findet. Es kann also bei diesen Texten nur der Weg eingeschlagen werden, den der Componist (Karl Banck) verfolgte, nämlich der Empfindung des Dichters mit gleichen Herzensschwingungen nachzugehen und durch ein träumerisches Tonspiel gleichsam das Gedicht als Klangfigur einer darüber improvisirten musikalischen Phantasie hinzustellen. Die Gefahr, hier auf Richard Wagner'sche Beliebigkeit hinauszukommen, wäre nicht gering, wenn man nur ein unselbständiges und unfreies musikalisches Illustriren des Textes durch eine Art von Naturmusik zu hören bekäme. Diese Klippe ist vermieden. Wir hörten Compositionen, die ebenso dem geistigen Ohr des Componisten aufgegangen sein mußten wie dem Dichter einst ihr Text; eine gleiche sehnsüchtige Idealität, ein gleiches träumerisch ausspinnendes Belauschen des eigenen Herzens, ein Phantasiren in Tönen, das Jeden ergreifen muß, der die rechte Stimmung dafür mitbringt oder dem sie von einer so auf den poetischen Inhalt eingehenden Sängerin wie Katharina von Coniar sogleich im ersten Anschlag ihrer vollendet reinen Tonbildung geweckt werden kann.

Schließlich möchten wir Angesichts unserer wie Sand am Meer zunehmenden Liedercompositionsfülle wünschen, eine so praktische, kenntnißreiche und zugleich dichterisch gestimmte Befähigung wie Johanna Kinkel schriebe einmal ein eben solches Büchlein über Salongesang und neue Liedermoden, wie sie kürzlich über „Klavierunterricht" herausgegeben hat. Veranlassung, Ungeschmack und Oberflächlichkeit, verhimmeltes, süßliches Wesen, ein ewiges Thränenlob und ein nicht endendes Stern- und Blumenschmachten zu geißeln, fände sich genug.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 34. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Sängerin.

Von Hermann Grimm in Berlin.

(Schluß.)

Ein Jahr war nach dem Vorerzählten etwa verflossen, als ich genöthigt war, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, wo wegen einer Erbschaft meine persönliche Gegenwart verlangt wurde. Das Geschäft war nach Wunsch beendet, ich war auf der Rückreise begriffen und kehrte Abends in einer kleinen Stadt ein, um daselbst mein Nachtlager zu nehmen. Nach dem Nachtmahl ging ich in der Straße etwas auf und ab, um mir Bewegung zu machen. Ich bemerkte, daß im Wirthshause die Zimmer neben den meinigen hell waren und sah in dem einen eine Gestalt am Fenster, bei deren Anblick mir auf der Stelle der Marquis de T. in den Sinn kam. Ich beauftragte meine Leute, sich nach ihm zu erkundigen; ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne mich weiter anmelden zu lassen, trat ich bei ihm ein. Er lag auf dem Sofa und wandte mir den Rücken zu. Ich nannte ihn bei seinem Namen. Er wandte sich um und sah mich fremd an. Plötzlich schien er mich zu erkennen, seine Mienen wurden freundlich, er sprang auf, drückte mir die Hände und fragte, wie ich hierher käme?

Davon lassen Sie mich schweigen, sagte ich; mich führt nichts Besonderes diesen Weg. Aber Sie, bester Marquis? So — allein?

Falle ich Ihnen auf? fragte er hastig.

Ich bin erfreut, Sie wiederzusehen! erwiderte ich ausweichend; ein Jahr ist darüber hingegangen.

Ein ganzes Jahr! wiederholte er und legte in jedes Wort eine Last von Kummer. Er setzte sich und stützte die Stirn in beide Hände.

Ich war überzeugt, daß sein sonderbares Wesen mit seinen damaligen Zuständen in Zusammenhang stände. Fragen mochte ich ihn aber nicht und ging stumm nachdenkend auf und nieder.

Herr von F., rief er auffahrend, Sie müssen mich anhören, es ist mir die letzte Wohlthat, Sie müssen! Sie sind der Einzige, der es hören darf, und wenn ich es mir

immer allein wiedererzähle, werde ich wahnsinnig darüber! Meine Pistolen liegen da nicht zum Spaß. . .

Ich sah ihn an und es überlief mich. Seine Augen standen ihm so grell im Kopf, die Wangen waren ihm eingefallen. . . Legen wir sie fort, sagte ich und trug sie sammt Hut und Degen auf einen andern Platz.

Immer vorsorglich, murmelte er, mich mit den Blicken verfolgend, aber dergleichen kann man stets zur Hand haben. Geht es Ihnen gut, Herr von F.? Auch Ihrer Gemahlin? Ich hatte mir Wein bestellt, aber er ist nicht zum Genießen. Setzen Sie sich hierher!

Er begann nun mit seiner Erzählung, unterbrach sich selbst, kam auf Anderes, schwieg, kurz er war nicht im Stande, mir mehr als abgerissene Bruchstücke des Vorgefallenen mitzutheilen. Ich sah, daß er krank war; sein Bedienter vertraute mir, sie wären seit drei Tagen nicht von den Pferden gekommen, immer im Zickzack sei sein Herr geritten, den er nicht zum Anhalten hätte bewegen können. Ich blieb die Nacht bei ihm. Er sprach im Schlafe, nannte Mademoiselle de Gaussin bei ihrem Vornamen Manon, erwachte, wollte mich nicht neben sich leiden, mit einem Worte, er war in einer traurigen Verfassung. Nach einigen Tagen, die ich so mit ihm zubrachte, überredete ich ihn, mich auf mein Landgut zu begleiten; der Bediente ward mit den Pferden fortgeschickt und er fuhr in meinem Wagen an meiner Seite aus dem traurigsten Winkel Frankreichs ab. Unterwegs sprach er unausgesetzt von Dem, was ihm begegnet war, und ich gebe den Inhalt seiner Erzählung, wie ich ihn nach und nach aus seinem Munde gehört habe.

Als Sie Paris verließen, sagte er, ging ich an demselben Abend zu Manon und hatte mit ihr eine der traurigsten Unterredungen, die ich jemals führte. Sie stellte mir die Nothwendigkeit unserer Trennung vor, sie verhehlte mir den Kummer nicht, den diese Trennung ihr selbst verursachte, und redete mir so beweglich zu, bis ich ihr in Allem nachgab und sie nicht wiederzusehen versprach. Zum Abschied schenkte sie mir einen Ring — er wies ihn mir am Finger —, den ich als das einzige Gut schätze, an dem mir noch etwas gelegen ist. Ich wollte unter diesen Umständen nicht länger in Paris bleiben und zog mich auf meine, nicht allzu weit von der Stadt entfernten Güter zurück. Ich widmete mich ihrer Bewirthschaftung, sagte, studirte und suchte mir so geflissentlich jede Minute auszufüllen, daß es mir die erste Zeit gelang, Herr meiner Stimmung zu bleiben. Meinen Entschlüssen war der Reiz der Neuheit zu Hülfe gekommen. Dieser hielt nicht lange an. Statt zu jagen, ritt ich planlos im Walde umher; statt zu lesen, starrte ich gedankenvoll in die Bücher und die Wirthschaftsgeschäfte gab ich nach einigen Monaten an den Beamten wieder ab, den ich genommen hatte. Die Einsamkeit rieb mich auf; hatte ich es bei Tage glücklich dahin gebracht, nicht an Manon zu denken, so träumte ich von ihr; es war ein ewiges Hinunterherzerren von Vorwürfen, Nachgeben, Entschlußfassen, Unterliegen und Sichwiederaufrichten, das unerträglich wurde. Ich nahm mir endlich vor, eine Reise zu machen. Dahin kam ich vor etwa einem Monate, als ich eines Tags bei meinem Umherstreifen zu Pferde die Grenzen meines Gebiets überschritt und, ohne es zu bemerken, auf eine gleichfalls berittene Gesellschaft stieß, die mir entgegenkam. Ich wich ihr aus, sah sie kaum an, blickte im Vorbeireiten dennoch flüchtig auf und erkannte Manon. Sie mich gleichfalls. Ich hatte keine Kraft mehr; sie saß wie eine Göttin auf ihrem Roß und sah mich so zauberhaft an, daß mir schwindelte. Ich spornte mein Pferd und war mit einem Satze neben ihr. Sie bot mir einen Guten Tag; ich gab mir alle Mühe, unbefangen zu erscheinen; sie sagte mir, daß sie in der Nähe ein Landhaus besäße, sie lud mich dahin ein; ich blieb an ihrer Seite und mein Schicksal war entschieden. Ich ritt alle Tage zu ihr hinüber, jeden Anschein der vergangenen Zeit vermied ich gänzlich und spielte den Kalten, von der Narrheit Zurückgekommenen mit dem besten Erfolge. Welcher

Erfolg aber! Hatte mich früher die Eifersucht nur gequält, so machte sie mich jetzt rasend; ich hätte ihr Pferd erschießen können, nur weil sie ihm den Hals streichelte. Sie herrschte wie eine Königin in ihrem Kreise, sie theilte ihre Gunst unter Alle; sie zog mich vor, aber das genügte mir nicht; oft schloß ich die Augen, weil ich mich zu verrathen glaubte, denn meine Blicke hingen wie gebannt an ihrer Schönheit. Sie ahnte nichts. Ich führte sie an meinem Arme durch den Garten, wir sahen die Blumen an, sie pflückte, gab mir und Andern davon; ich sah ihren Fingern nach und fragte mich, ob man wachend solche Qualen erdulden könnte, ob ich nicht im Traume sei. Oft dachte ich daran, mich vor ihr niederzuschießen, es heimlich zu thun und ihr ein Tuch mit meinem Blute zu senden; ich war sinnlos... Endlich aber brach mein Herz durch alle Zügel. Ich war mit ihr allein; ich fiel ihr zu Füßen, umarmte ihre Knie und bat sie, mir einen Dolch ins Herz zu stoßen. Es war Thorheit, mich nicht einen Augenblick zu bedenken, denn ich hätte mir mein Schicksal vorhersagen können; doch ich wußte nicht, was ich that. Sie blieb kalt, ruhig, gütig, sprach lange, wovon ich kein Wort hörte, nur Das vernahm ich, daß sie, aus dem Zimmer gehend, sagte: „Wir haben uns heute zum letzten male gesehen! Es war ein großes Unrecht von mir, Sie neu heranzuziehen; ich muß ein Ende machen!“.. Ich stand und sah ihr nach, bestieg mein Pferd, ritt in alle Welt, bis ich erschöpft war... So haben Sie mich gefunden.

Es ist unmöglich, die Leidenschaft wiederzugeben, mit welcher der Marquis erzählte, bei einigen Punkten das genaueste Detail gab, dann wieder absprang und in Anklagen gegen seine Schwachheit ausbrach. Er verlangte keine Antwort, nur gehört wollte er sein, und ich gab mich mit blutendem Herzen dazu her. Zu Hause angelangt, berathschlagte ich mit meiner Frau, was zu thun wäre. Es war eigentlich nichts zu thun; er ward ruhiger, war ein angenehmer Gesellschafter und gab uns die Versicherung, er hätte die Absicht, eine Reise nach Italien zu unternehmen. So war ich ziemlich beruhigt, als mich in einer Nacht sein Bedienter aus dem Schlafe wecken ließ, ich möchte doch zu seinem Herrn kommen, er glaube, er wolle sich umbringen. Ich eilte auf sein Zimmer. Der Marquis hatte eine Pistole in der Hand und ging, mit sich selbst redend, so gewaltig umher, daß die Fenster zitterten... Er erschrak, als er mich sah. Ich nahm ihm die Waffe stillschweigend aus der Hand, er ließ sie fahren und lächelte.

Was haben Sie thun wollen? rief ich.

Was Sie fürchten und ich nicht! antwortete er.

Das sollen Sie nicht, so lange ich hier bin!

Wer mich verhindert hat, war bisher ich allein. Andere haben mir nie den Willen geändert!

Sie werden es in Zukunft...

Lieber Freund, sagte er milder, Sie werden es nicht! Aber sein Sie ruhig, ich werde diese Nacht ruhig schlafen, ich verspreche es Ihnen!

Auf die Ehre eines Edelmanns?

Wie immer! Gute Nacht!

Ich ging und that die Augen nicht zu. Früh am andern Morgen ließ ich anspannen, erklärte dem Marquis, ich hätte wichtige Geschäfte in Paris und bäte ihn, so lange meiner Frau Gesellschaft zu leisten. Ich hielt diese Bitte für sicherer als das Versprechen, sich während meiner Abwesenheit kein Leids anzuthun. So fuhr ich ab und zwar nicht nach Paris, sondern auf das Landhaus der Mademoiselle de Gaussin, das ich spät am Abend erreichte. Es war Alles erleuchtet. Ich ließ mich anmelden und traf sie mitten in einer heitern, belebten Gesellschaft. Sie kam mir mit dem liebreichsten Gesicht entgegen, aber das meinige mußte sehr den Stempel meiner Seele tragen, denn sie verdüsterte sich augenblicklich. Um Himmelswillen, was bringen Sie mir! sprach sie leise und hastig...

Reden wir darüber, wenn wir allein sind, antwortete ich und begrüßte einige meiner Bekannten, die sich herzudrängten. Es dauerte nicht lange, so nahm sie mich am Arm und zog mich in den Garten. Mein Herz war voll; ich dachte über die Worte nicht nach, beschrieb ihr die Art, wie ich den Marquis gefunden, seine Leidenschaft, seinen Tiefsinn, seine Absicht, sich das Leben zu nehmen, und schloß damit, ihr vorzustellen, daß, wenn sie mir nicht zu ihm folge, ein Menschenleben auf ihrem Gewissen lasten würde. Sie schwieg. Ich begann von Neuem, zum dritten male und merkte die Aufregung, in die ich sie versetzte, nicht eher, als bis sie mich mit Schluchzen bat, ich möchte innehalten. . . Nun schwieg ich. Der Mond war aufgegangen. Wir gingen in einer gewölbten Weinlaube, welche den Garten durchschnitt, auf und ab, sie an meinem Arme; ich wollte oft zum Hause lenken, aber sie zog mich zurück, ohne jedoch ein Wort zu sagen. Ich zählte die hellen, runden Flecke, die die Mondstrahlen auf den Boden streuten, wo sie die Blätter durchbrachen. Die Zeit verging, wir maßen immer die Allee hin und zurück, Gott weiß, was in ihrer Seele vorging. Endlich gab sie mir die Richtung nach dem Hause an und als wir vor ihrer Thür waren, wo uns ein Lakai mit Lichtern erwartete, sagte sie nur: „Wann reisen Sie?" Um sechs Uhr früh — — „Es ist gut! Gute Nacht!" Ich verfügte mich in mein Zimmer; um sechs Uhr ward ich geweckt. Mein Wagen stand vor der Thür, die Kammerjungfer der Mademoiselle saß auf dem Bocke und als ich einstieg, sie selbst darin. Ich küßte ihr die Hand, sie sah blaß und angegriffen aus. Unterwegs sprachen wir fast keine Silbe, das Nothwendige war gesagt und Anderes berührte uns nicht. Am Abend erreichten wir das Schloß. Es fiel mir auf, daß, als ich in den Park einfuhr, ein Bauer, welcher uns erwartete, mit Blitzesschnelle auf das Schloß zulief und daß, als wir kaum die halbe Allee durchfahren, ein Schuß fiel. So sehr war ich indeß von dem Gelingen meiner Unternehmung erfüllt, daß mir gar nicht in den Sinn kam, was er bedeute. Die Ueberraschung sollte mir nicht lange vorenthalten bleiben; wir fuhren vor, es kam Niemand herbei; der Kutscher knallte, ich sprang heraus, die Gaussin mir nach; das Erste, was wir hören, ist der Schrei der Kammerjungfer meiner Frau, welche todtenbleich auf uns zukommt und mit dem Ausrufe: „Er hat sich todtgeschossen!" vor uns niedersank. Wir eilten nach dem Zimmer des Marquis, die Stube war voll Menschen, ich wies sie Alle hinaus, schloß die Thür und stand mit Manon allein neben der Leiche des jungen Mannes, die auf der Erde lag. Sie sah ihn einige Momente starr an, darauf stieß sie einen Schrei aus, sank in die Knie und neben ihr zu Boden. Ohnmächtig ward sie nicht. Sie ergriff seine Hände, legte die ihren auf seine Stirn (er hatte die Wunde mitten in der Brust), sah zu mir auf, zu ihm nieder und fing plötzlich mit lauter Stimme zu singen an. Das erfüllte mich mit Grausen; ich glaubte, sie wäre wahnsinnig geworden.

Unterdessen kam einer meiner Verwalter herbei, welcher etwas Arzneikunst verstand und gewöhnlich das Amt eines Doctors versah, wo nicht viel zu riskiren war. Nie werde ich den Todesschrecken vergessen, der sich auf seinem Gesichte malte, als er das Paar erblickte: den todten Marquis und die singende Gaussin daneben. Sie schwieg jetzt, stand auf, sah mich noch einmal lange an und verließ das Zimmer. Ich folgte ihr nach, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Sie sagte: „Ich muß ein Zimmer für mich allein haben!" Ich führte sie in das erste beste, ließ ihre Kammerjungfer holen und eilte zu meiner Frau. Ich hörte zu meinem Glück, daß sie auf einem Spaziergange begriffen sei, ging ihr entgegen und theilte ihr das Geschehene mit. Da wir Beide oft über den Marquis gesprochen und unter allen Möglichkeiten auch ein solches Ende sattsam erwogen hatten, war sie weniger erschrocken als betrübt. Ich geleitete sie zum Schlosse und gab wegen des Marquis meine Befehle. Die Leiche hatte man aufs Bett gelegt, sein Bedienter saß daneben und weinte bitterlich, indem er sprach: „Mein Herr sagte mir, er dürfe sich nicht

eher todtschießen, als bis Sie wieder da wären. Das beruhigte mich. Da hat er heimlich mit dem Jean ausgemacht, dieser sollte aufpassen auf den Wagen. Das hat er nun gethan und kaum kommt er mit der Nachricht angerannt, der Wagen wäre in den Park eingefahren, so steht mein Herr auf, macht ein Zeichen in das Buch, in dem er las, greift in die Tasche, gibt ihm einen Louisdor, nimmt die Pistole vom Tisch und geht in die andere Stube; keinen Augenblick, daß er die Thür hinter sich zugedrückt, so war er todt." Ich machte mir Vorwürfe. Vielleicht hätte ich ihn retten können, wenn ich energischer aufgetreten wäre. Wäre die Gaussin zur rechten Zeit angekommen, so hätten wir dies Unglück vielleicht nicht erlebt. Auch dachte ich: Vielleicht hat ihn die Vorsehung vor Etwas bewahren wollen, das noch schrecklicher war; denn wenn sich auch die Sängerin entschloß, ihn zu heirathen, und das glaube ich ihr, obgleich sie es mir erst hinterher versicherte, die Verhängnisse, welche ein solcher Schritt mit sich führen mußte, wären nicht ausgeblieben und hätten ein Elend im Gefolge haben können, gegen das alles Andere erwünscht schien.

Ich ging zu ihr. Sie war gefaßt; man sah ihr, so zu sagen, nicht viel an. Sie besprach mit mir die Seelenstimmung des Marquis und seine natürliche Anlage zu einem so traurigen Lebensende. Doch so gefaßt sie war, fühlte ich doch, daß die innerliche Erschütterung, die sie empfangen, sehr stark gewesen sei und fürchtete die Nachwirkung. Ich stellte sie meiner Frau vor, wir aßen zusammen und zogen uns zurück.

Am andern Morgen ward mir die mit ihr vorgegangene Veränderung auffallend. Sie sagte, sie befände sich wohl, ihr Aussehen hatte aber etwas so Abgespanntes, ihr Wesen etwas so Zerstörtes, daß der Augenschein ihre Behauptung Lügen strafte. Sie sprach davon, bald aufzubrechen und bat, ihr für die nächste Nacht ein anderes Zimmer anzuweisen. Dies geschah; wir brachten den Tag still hin und sie ging nicht eher zur Ruhe, als bis alle Anordnungen zur Abreise gemacht waren.

Am nächsten Tage kam sie nicht zum Frühstück. Die Kammerjungfer bat mich, zu ihrer Herrin ans Bett zu kommen. Sie empfing mich mit einem matten Lächeln und war so bleich und hohlblickend, daß ich meine Ueberraschung nicht zu verbergen vermochte.

Lieber Freund, sagte sie, Sie finden mich übel aussehend und wollen es nicht Wort haben!

Finden Sie das nicht natürlich?

Ja! Sie sind immer der Gefühlvolle, Zurückhaltende! Aber es hilft hier kein Verstecken. Ich fühle den Tod in mir.

Beste Freundin! — rief ich entsetzt aus.

Ich fühle ihn, denn ich habe seit zwei Nächten den Marquis gesehen. Wachend! Hier herantretend! — er zieht mich nach sich.

Ich betrachtete sie mit Aufmerksamkeit. Es lag nichts Ueberspanntes in ihren Augen, nichts Wahnsinniges in ihrer Stimme.

Als ich ihn auf dem Bett liegen sah, fuhr sie fort, ward das Gefühl, dies Unglück verschuldet zu haben, so mächtig in mir, daß ich aufschrie, weil ich es nicht länger ertragen konnte. Mir war, als riefe mir Etwas unglaublich dringend ins Ohr: Du trägst die Schuld! Du hast ihn gemordet! Deshalb, nur um diese Stimme nicht zu hören, fing ich an zu singen, immer lauter und lauter, doch ich übertäubte die Stimme nicht. Ich höre sie immer und immer. Nachts konnte ich nicht schlafen, ich lag und sah mir die Schatten an, welche die Möbel im Lichte der Nachtlampe warfen. Da springt die Thür auf, es entstand nur ein feiner dunkler Streifen. Durch diesen schob sich wie ein papierdünner Rauch der Marquis herein; er hatte die Augen geschlossen, er schwebte oder ging langsam auf mich zu, stand neben meinem Bette, leibhaftig wie Sie und mit geschlossenen Augen. Ich wollte ihn nicht ansehen, aber er zwang mich dazu, ich mußte die Augen

auf ihn richten; da schlug er plötzlich die seinigen auf und sah mich an; das ertrug ich nicht, ich verlor die Besinnung. Vorige Nacht dasselbe Spiel. Ich ertrage es nicht lange mehr! Ich fühle, wie er mit seinen Augen das Leben aus mir saugt.

Ich suchte ihr die Erscheinung mit allen Gründen der Physik, Philosophie und Religion auszureden, sie blieb fest. . . Ich bin entschlossen abzureisen, sagte sie, vielleicht ist sein Schatten nur an dies Haus gebannt. Dagegen opponirte ich. Ich konnte sie nicht so allein reisen lassen und auch meine Frau nicht wieder verlassen, die ihrer Niederkunft entgegensah. Ich machte ihr deshalb den Vorschlag, in das Haus meines Verwalters zu ziehen und versprach, die nächste Nacht an ihrem Bett zu wachen. Dazu ließ sie sich endlich bereden, stand auf und wankte wie ein Schatten. . .

Am Abend, als sie sich niedergelegt hatte, rief mich die Kammerjungfer zu ihr. Ich ließ einen Tisch mit Lichtern nahe an ihr Bett setzen, eine spanische Wand darum stellen und begann, nachdem ich einige Zeit mit ihr gesprochen, in einem Buche zu lesen. Sie schien zu schlafen, die Lichter brannten dunkel; ich putzte sie, trank etwas Wein und Wasser und sah die Thür an. Plötzlich — sie war von altem Holze und nicht fest — sprang sie auf; die Klinke mochte nicht recht gefaßt haben. Ich wollte leise hingehen, um sie lautlos zuzudrücken, als ich, mich nach Mademoiselle de Gaussin umwendend, sie aufrecht mit starren Augen im Bette sitzen sah. Sie streckte die Arme nach mir aus, klammerte sich an die meinigen und wies mit dem Finger gerade aus:

Da kommt er!

Es war durchaus nichts zu erblicken.

Wo? sagte ich.

Dort!

Ich machte mich von ihr los und trat an den Fleck.

Hier?

Kommen Sie, schrie sie auf, er steht vor Ihnen!

Ich war mit einem Sprunge neben ihr.

Halten Sie mir die Augen zu, ich kann es nicht ertragen! Da steht er! Er berührt Ihre Knie!

Ich drückte ihr beide Hände auf die Augen, sie athmete mit Anstrengung, aber zu sehen war nichts.

Nach einer Weile schob sie die Hände zurück. Ich muß sehen, ob er noch da ist, sagte sie leise.

Es ist gar nichts hier, beste Freundin! antwortete ich und ließ los. Sie blickte umher.

Er ist wieder fort! O, wenn er noch einige mal so kommt, kann er es bald bequemer haben! Wir werden dann Arm in Arm durch die Thüren schleichen.

Diese Idee machte mich schaudern. Sie legte sich zurück und erklärte, daß sie am nächsten Tage sicher abreisen und in ein Kloster gehen würde. Ich suchte ihr das auszureden. Gehen Sie nach Paris, sagte ich, dort werden Sie vergessen —

Ich habe es verdient! unterbrach sie mich; ich habe es auch verdient, daß Sie mir einen solchen Vorschlag machen! Das vergesse ich niemals! Ihn vielleicht, wenn er mich zu quälen aufhörte, aber meine Schuld — das bleibt festgeschmiedet!

Ihre Schuld ist so gut wie keine, sagte ich. Daß er Sie liebte, war eine Fügung, daß Sie ihn nicht liebten, lag nicht in Ihrer Macht zu ändern; daß Sie ihn geheilt glaubten, war bei seiner Verstellung nur zu natürlich.

O, rief sie, kann eine Mutter sich jemals trösten, die ihr Kind ins Wasser fallen ließ? Meinen Sie, nur der böse Wille mache die Schuld aus? Könnte man da nicht alle Reue mit dem Gedanken an höhere Nothwendigkeit fortspülen? Macht Gott uns schuldig, so will er auch, daß wir die Folgen tragen. Es ist gesagt, daß ich diese Ketten ewig

werde rasseln hören. Gewisse Dinge sollen sein, auch wenn wir ein Recht haben, uns dagegen zu sträuben.

Ich hatte meine Gründe bald erschöpft. Sie verließ das Schloß, ich begleitete sie nicht. Die Geburt eines Sohnes riß mich aus allen trüben Gedanken. Ich gab diesem glücklichen Ereignisse zu Ehren Feste; die Taufe, die erste Erziehung, die Sorge um meine Frau nahmen mich so vollständig in Anspruch, daß Jeder es begreiflich finden wird, wenn ich nach dem unglücklichen schönen Wesen, an das ich freilich zu Zeiten gedachte, keine Nachforschungen anstellte. Eines Tags erhielt ich ein Packet von Paris, das bei meinem dortigen Geschäftsführer unter meiner Adresse abgegeben war. Es enthielt ein Etui und einen Brief, Beides versiegelt. Ich erbrach den letztern zuerst; er enthielt nur wenige Zeilen.

Liebster Freund!

Wenn Sie dies erhalten, bin ich nicht mehr. Ich wußte, daß mich der Marquis zu sich rufen würde. Kam er auch nicht mehr, meine Nächte zu stören, ich trug etwas in der Seele, das seine Stelle vertrat. Sagen Sie Ihrer Gemahlin, ich hätte mich an nichts so gern erinnert als an ihre Güte gegen mich. Bewahren Sie Ihren Sohn vor Meinesgleichen. Gönnen Sie beiliegendem Bilde ein ruhiges Plätzchen. Sie brauchen das Siegel nicht zu erbrechen. Zerstören mochte ich es nicht, in falsche Hände kommen sollte es nicht. Sehen Sie es an, so denken Sie, ich hätte doch vielleicht ein Herz gehabt.

Manon de Gauffin.

Ich öffnete das Etui und das unglückliche, mir zugleich als kürzlich verstorben gemeldete Mädchen strahlte mir mit allem Zauber entgegen, welchen sie in ihren schönsten Tagen besaß. Die Thränen traten mir in die Augen; ich gedachte aller glücklichen Stunden, die ich in ihrem Hause verlebt, und daß ich es vielleicht war, dessen Neigung sie erwidert hätte. Unvergeßlich waren mir die Worte, die sie, mit Hinblick auf die Liebe des Marquis, die sie hätte erwiedern sollen, gesprochen: „Gewisse Dinge sollen sein, auch wenn wir ein Recht hätten, uns dagegen zu sträuben."

Zur Bildungsgeschichte der Erde.

Von Armin Grafen zur Lippe-Weißenfeld.

Aus Nr. 6 und 8 dieser „Unterhaltungen" erinnern sich die Leser eines Aufsatzes: „Die Erde als Tropfen", demzufolge unser Planet in seinen ältesten Zeiten eine durch hohe Temperatur gebildete, feurige, flüssige Masse war, die durch allmälige Abkühlung von außen her nach und nach ihre jetzige Beschaffenheit annahm. Die Gründe dieser Behauptung liegen theils in der Beschaffenheit der Bestandtheile, die den Erdkörper bilden, theils in der noch jetzt vorhandenen hohen Temperatur des Erdinnern, theils ermächtigen uns die verschiedenen Dichtigkeitsgrade der übrigen Weltkörper unsers Sonnensystems, jener ausgesprochenen Hypothese die größte Wahrscheinlichkeit beizulegen.

Alle Bestandtheile unsers Erdkörpers haben die Eigenschaft, bei hohen Temperaturgraden aus ihrem festen in einen flüssigen und muthmaßlich endlich alle in einen gasförmigen Zustand überzugehen und zur Veränderung seiner Qualitätsbeschaffenheit erfodert jeder Körper verschiedene Temperaturhöhen; nur den Kohlenstoff sehen wir unverändert, auch in den höchsten Hitzegraden, seine feste Form behaupten. Der Kohlenstoff, der selbst in den Gluten eines Knallgasgebläses den hartnäckigsten Widerstand behauptet, ist es, der uns einen Beweis für die große Wahrscheinlichkeit unserer Hypothese an die Hand gibt. Es ist eine bekannte Thatsache, daß sich nur dann Krystallgestalten bilden können, wenn der Qualitäts-Zustand krystallisationsfähiger Körper, sei es durch entsprechende

Lösungsmittel, sei es durch hohe Temperatur, ein tropfbar flüssiger geworden ist. Werden diesen Körpern die Bedingungen ihres flüssigen Zustandes wieder entzogen, — verflüchtigt sich also entweder wieder das Lösende oder verringert sich die Temperatur in angemessener Weise —, so sehen wir aus dieser flüssigen Masse, der sogenannten Mutterlauge, sich regelmäßige Gestalten heraus entwickeln, festbegrenzt von bestimmten Flächen, Ecken, Kanten, Winkeln, — Krystalle mithin, von denen der schönste der Diamant. Die Natur vermochte also den Kohlenstoff zu verflüssigen, zu krystallisiren, der Mensch aber vermag es nicht; für dieses Element gibt es keine lösenden Agentien, es steht uns keine entsprechende, dasselbe schmelzende Temperatur zu Gebote, und demnach muß es einst einen Hitzegrad gegeben haben, der ihn schmolz.

Der zweite Grund, der uns berechtigt, der oben ausgesprochenen Hypothese beizutreten, liegt in der hohen Temperatur des Erdinnern. Daß eine solche dort stattfindet, können wir mit größter Zuversicht annehmen, ziehen wir auch die glühenden Eruptionen der Krater nicht mit in Betracht. — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde man darauf aufmerksam, daß in einer größern Tiefe als 50—60 Fuß die mittlere Temperatur des Bodens nicht mehr sich gleich bleibt, sondern sich steigert, je mehr man in seine Tiefen eindringt. Versuche von D'Aubisson, Sauſſure, Humboldt, Trebra, Fox u. A. zeigen, daß von 110 zu 110 Fuß (Andere sagen schon von 70—70 Fuß), die Temperatur um 1° zunimmt. — Setzen wir nun nach genauen Untersuchungen in einer Tiefe von 40 Fuß die mittlere Bodentemperatur etwa zu 8° R. an, so erhalten wir bei einer Tiefe von 9000 Fuß bei progressiven Fortschritten der Wärme von 110 zu 110 um 1° eine Temperatur von circa 80°; 142° aber bei einer Tiefe von 16,000 Fuß oder circa einer Stunde. Bis zum Mittelpunkte der Erde sind es 1718 Stunden. Noch will ich eine von Fox gemachte Beobachtung erwähnen, nach welcher die metallhaltigen Gänge eine etwas höhere Temperatur zeigen als die sie umgebenden Gesteine, eine Wahrnehmung, die ebenfalls wegen der größern Wärmeleitungsfähigkeit der Metalle für die Ansicht eines vorhandenen Centralfeuers spräche. Heutzutage haben die hohen Temperaturen, weit in das Erdinnere zurückgedrängt, allerdings keinen Einfluß mehr auf die äußern Schichten dieses Planeten. Die bis zu etwa 60 Fuß Tiefe sich gleich bleibende Wärme, die lediglich durch den Abstand der Erde von der Sonne bedingten Jahreszeiten zeigen es uns deutlich.

Nicht so aber in frühern Perioden. Hier ist es die Pflanzenwelt, die uns einen Beweis an die Hand gibt, daß einst die Erde nicht lediglich auf die Sonne als einzige Quelle der Wärme angewiesen war; die Pflanzenwelt vergangener Perioden, von der uns noch Ueberreste genug geblieben sind. Sehen wir uns auf unserm Planeten um, so finden wir ihn in klimatische Zonen getheilt, von denen eine jede nur ihren besondern Verhältnissen entsprechende Pflanzenvegetationen zeigt. So ist es heute —, anders jedoch war es einst. Da contrastirten nicht die mit ewigem Eise umgürteten Pole mit der riesigen, überschwänglichen Vegetation der Aequatorialgegenden, da gab es keine gemäßigte Zone, welcher der Reichthum einer tropischen Flora verfagt bliebe und die zugleich geschützt ist vor der alles Leben erstarrenden Kälte der nördlichsten Breiten. Eine gleichmäßige Temperatur, unabhängig von dem Stande der Erde zur Sonne, war allen Zonen geboten, eine heiße, feuchte Atmosphäre umgab das ganze Rund und Polarländer und Tropen waren gleich gesegnet und prangten in gleicher üppiger Vegetation. Und woher wissen wir es? Jene Perioden haben uns ihre riesigen Vegetationsproducte aufbewahrt. In den Steinkohlenschichten sind die Documente jener Vergangenheiten niedergelegt, dort finden wir Reste vegetabilischer Gebilde, die einzig unter einer Temperatur, wie sie heute den tropischen Südseeinseln eigen ist, gedeihen konnten, und doch finden wir sie in Gegenden, die gemäßigten und kalten Breiten angehören.

Worin ist der Grund einer höhern Temperatur jener Perioden zu suchen? Die Ab-

stände der Erde von der Sonne waren auch damals dieselben, auch damals von denselben unwandelbaren Gesetzen der Gravitation bedingt wie noch heute; es muß demnach eine andere erwärmende Kraft gewesen sein, die diese pflanzlichen Riesen gedeihen ließ. Wir sehen uns gezwungen, an die Gluten zu denken, die heute ins Innere der Erde gebannt sind, damals aber den Oberflächen näher lagen und der in jenen Zeiten herrschenden Vegetation einen tropischen Charakter verliehen. Es kühlte sich die Erde ab, — von außen nach innen; die feurigen Massen, die damals noch auf die Umrisse der Erde Einfluß übten, sind heute in Tiefen gedrängt, wo es ihnen nicht mehr möglich wird, auf die Temperaturgrade der äußern Schichten zu wirken. Es muß vor jenen Perioden einst eine Zeit gegeben haben, in der die glühenden Massen den äußeren Schichten noch näher lagen, und endlich eine Zeit, in welcher der ganze Erdkörper als feurig flüssiger Ball seine Bahnen durchzog.

Noch bleibt uns übrig, dem dritten Punkte eine kurze Betrachtung zu widmen und zu sehen, ob er vermag, unsere aufgestellte Ansicht gleichfalls zu unterstützen. Die verschiedenen Dichtigkeitsgrade der Himmelskörper unsers Sonnensystems nämlich lassen uns ebenfalls einen einst feurig flüssigen Zustand unsers Planeten vermuthen. Wir müssen annehmen, daß alle Himmelskörper unsers Sonnensystems aus Stoffen gebildet wurden, die der Erdmaterie ähnlich sind, eine Annahme, die um so gerechtfertigter erscheint, wenn wir bedenken, daß alle diese Weltkörper nebeneinander an derselben Stelle des Weltraums entstanden; eine Ansicht ferner, die sich als nothwendige Folge ergibt, wenn wir der von La Place aufgestellten Bildungstheorie des Sonnensystems zu folgen geneigt sind, die, um es mit wenig Worten zu sagen, die Meinung ausspricht, daß unser Sonnensystem in seinem ersten ursprünglichsten Beginn ein einziger Gasball gewesen sei, in welchem durch Verdichtung der Materie sich an irgend einer Stelle ein Mittelpunkt gebildet habe, der sich später zu einem festen Kern gestaltete. Dieser wurde (wol durch die Anziehung ferner ähnlicher Kerne) um seine eigene Achse getrieben, dadurch aber nach und nach die ihn umgebende elastisch flüssige Materie mit fortgerissen — und eine in sich selbst rotirende Bewegung der ganzen Masse war die Folge. In diesem enormen, in sich selbst rotirenden Balle bildeten sich nun concentrische Schichten, die, an irgend einer Stelle verdichtet, sich zu selbständigen Kugeln zusammenzogen, die nun als Planeten sich um die Sonne bewegten. Und gleicherweise und durch ähnlichen Anlaß rissen sich die Trabanten von den Planeten los und sind wie jene als isolirte Theile des centralen Körpers zu betrachten. Zur Aufstellung dieser weitgreifenden Hypothese glaubte sich La Place berechtigt, indem ihn die übereinstimmenden Richtungen der Bewegungen aller Körper unsers Sonnensystems veranlaßten, sich nach einer gleichartigen Ursache umzusehen, die so gleichartige Wirkungen hervorbrachte. Kurz, wollen wir nun annehmen, daß alle Körper unsers Sonnensystems aus Massen, die unsern Erdstoffen ähnlich, gebildet sind, so muß es auffallend erscheinen, daß die Dichtigkeitsgrade der einzelnen so sehr voneinander abweichen. Die Sonne z. B. — Den geringern Dichtigkeitsgrad dieses Fixsterns sind wir gezwungen, lediglich von dernoch so äußerst hohen, ihm innewohnenden Temperatur herzuleiten. Die Sonne ist noch nicht vier mal so dicht als die Erde. Wir erwähnen dies Beispiel, obgleich wir wissen, daß man Licht und Wärme der Sonne davon herleitet, daß die ungeheure Schnelle der Sonnenrotation die die Sonne umgebende Atmosphäre in Schwingung versetzt und dadurch Licht und Wärme entwickelt. Daß durch schnelle Zusammenpressung der Luft Licht und Wärme entstehen kann, das beweist uns das pneumatische Feuerzeug. Drückt man in einem dicken Glasrohre durch einen genau passenden Stempel die Luft schnell bis auf ein Fünftheil ihres Volumens zusammen, so entzündet sich ein darin liegender Schwamm. Doch trotz dieser Annahme können wir an der größern Wärmehaltigkeit der Sonne nicht zweifeln.

Die auf ihrer vorgeschriebenen Bahn sich hinbewegende feurig-flüssige Erdmasse strahlte nun unausgesetzt bedeutende Wärme an den kalten Weltraum aus und die äußersten Schichten mußten im Laufe der Zeiten ihre flüssige Beschaffenheit verlieren, sich endlich, zäher und zäher werdend, mit einer, wenn auch noch dünnen Rinde, überziehen. Die dichte, noch für keinen Sonnenstrahl durchdringliche Atmosphäre hielt nothwendigerweise sämmtliches Wasser, dem wir heute auf unserm Planeten begegnen, so lange in elastisch-flüssiger Form zurück, bis ihre Temperatur unter 80° R. sank und das nasse Element seine tropfbar-flüssige Gestalt anzunehmen vermochte. Aber es waren nicht nur Wasserdampf und Kohlensäure, die innig gemengt im weiten Raume der Atmosphäre sich bewegten, — allen Elementen, die geneigt, elastisch-flüssige Gestalt anzunehmen, war in jenen Perioden die Atmosphäre der Tummelplatz, auf dem sie frei ihren Neigungen folgen, sich ungehindert verbinden, trennen, sich wieder vereinigen durften, wie sie das ihnen inwohnende bewegende Princip, die chemische Neigung, anregte und trieb. Welch reges Spiel der Bewegung! Unter sich die glühenden Massen, die ihnen ihre luftig-bewegliche Gestalt sicherten, — in sich die unvergängliche Neigung, das Nahverwandte zu suchen, — um sich die Elektricität, die regste Vermittlerin chemischer Bildung, den wilden chaotischen Tanz der Atome noch stärker und wilder erregend! — — Doch endlich verlosch die Fackel, die ihnen zum nächtlichen Reigen geleuchtet, die feurige glänzende Kugel verlor ihren Glanz — die äußersten Schichten erstarrten, — viele der Gase stürzten zu Tropfen verwandelt hernieder, — — und Regen strömte zum ersten mal überflutend auf die Erde.

Fragen wir, welche Stoffe es waren, die zuerst mit schwacher Rinde den feurigen Ball überzogen, so sehen wir uns von der Chemie an Verbindungen gewiesen, die als schwerschmelzbare bezeichnet werden müssen und so werden es auch diese, die kieselsaure Thon-, Talk-, Kalkerde, die übrigen Alkalien und erdigen Materien gewesen sein, die ihres geringen Flüssigkeitsvermögens wegen da schon feste Formen gewannen, wo andere Verbindungen noch in beweglicherm Zustande verharrten. Specifisch schwerer geworden als die sie tragenden feurig flüssigen Massen, senkten sich einige dieser Substanzen wol mehr und mehr dem Kerne der Erde zu, da von höhern Gluten umschlossen und sich wieder in flüssige Formen verwandelnd. Diese glühenden Massen, von starren Schichten umgürtet, konnten jetzt nur in geringerer Menge ihre Gluten an die Atmosphäre ausstrahlen; die Temperatur sank tiefer und tiefer und häufiger und in immer größern Massen stürzten die elastisch-flüssigen Verbindungen, nun zu tropfbaren Formen verdichtet, auf die Erde herab. Durch das Erstarren der umgebenden Massen zogen sie sich mehr und mehr zusammen, Sprünge und Risse entstanden, das Wasser stürzte begierig in die entstandenen Tiefen herab, die Spalten und Klüfte vergrößernd, — glühende Fluten empfingen die kühlern Ströme, — diese zu Dämpfen verwandelt, sprengten mit gigantischen Kräften noch mehr die beengende, fesselnde Rinde —, die feurigen Wogen stiegen empört aus ihren Tiefen herauf und wälzten sich über die Ränder der Klüfte hernieder — bis die kältere Luft sie von Neuem erstarrte. — Stärker ward die Rinde, — enger wurden die Risse, — gewaltiger stürmten die Gewässer hinunter, — mit unbezwinglichen Kräften schleuderten die Dämpfe felsige Blöcke gen Himmel, — und die zäher gewordenen, bräunlichen, feurigen Fluten thürmten sich über den Klüften, — und Felsen und Berge entstanden.

Oft aber auch wurde die festere Rinde von den unter ihr gefesselten, kochenden Wogen nur blasenartig emporgehoben und so bildeten sich Hügel und sanftere Höhen, die häufig wieder versanken, wenn an andern Orten sich die flüssigen Massen einen Ausweg verschafften. In den tiefern Gegenden sammelten sich die Ströme, — das Meer umschloß die höher gelegenen Punkte; damals aber erwärmt vom glühenden Becken, erwärmt von der noch immer heißen Atmosphäre, konnte es viele Salze und andere chemische Verbin-

dungen noch suspendirt erhalten, während wir heute nur die löslichern Chlorverbindungen und wenige andere Substanzen in flüssiger Form in ihm vorfinden. Das Festland, die Inseln sind nun vom Meere getrennt, aber immer dauern die Erhebungen und Senkungen, die vulkanischen Eruptionen, die Bildungen neuer Inselgruppen und neuer Wasserbecken noch fort; — oft stürzen die Inseln wieder unter die Flächen der sie umgebenden Gewässer herab und andere tauchen wieder empor. Das Festland finden wir gebildet theils aus den, dem Innern der Erde entstammenden plutonischen Massengesteinen, regellose Zerklüftungen oder plattenförmige Gestalten zeigend, die oft zu mächtigen Blöcken geformt, oft sich der schieferigen Bildung nähern, meist vereinzelte, steil niedergehende Massen bildend, — andererseits aber besteht es aus neptunischem geschichtetem Gefüge, das verschiedene Gesteine übereinander gelagert zeigt und große Strecken beherrscht. Dort sind es die Granite, Basalte, Porphyre ꝛc., die, nur als Massengesteine vorhanden, auf jene Formen beschränkt sind; hier die Kalke, die Sandsteine, die Dolomite und Thone ꝛc., die in geschichteter Lagerung erscheinen und diese Bildung vertreten. Zwischen diesen beiden neptunischen und plutonischen Bildungen finden wir, wo etwa Risse und Spalten entstanden waren, Adern oder Gesteinsgänge, erfüllt mit weichern mineralischen Massen, die sich in beide Formen regellos verzweigen und oft edle Metalle enthalten.

Die emporgehobenen, dem unmittelbaren Einwirken der Atmosphäre und dem Wechsel der Temperatur preisgegebenen Gebirgsmassen mußten auch bald diesem unwiderstehlichen Einflusse sich fügen. Eines Theils waren es, wie gesagt, die Wechsel der Temperaturen, die diese Massen ausdehnten und zusammenzogen und so Risse und Sprünge verursachten; anderntheils war es der Sauerstoff der Atmosphäre, der, willig Verbindungen eingehend, — Oxyde bildend, das Gefüge der Felsen durchdrang, und endlich wirkte das mit Kohlensäure reichlich gesättigte Regenwasser, in die entstandenen Spalten eindringend, lösend auf die scheinbar so festen Gesteine; das gelöste Gerölle aber, mehr und mehr sich in Sand und Staub verwandelnd, trieben die Gewässer von den Höhen und Felsen herab, es weiter und weiter führend, bis es im Boden des Meeres zusammengeschwemmt unter den Fluten in geschichteten Lagen begraben ward und endlich etwa durch neue Erhebungen wieder emporstieg.

Denken wir, wie leicht der Granit und die übrigen Gesteine noch heute dem Einflusse jener zerstörenden Kräfte unterliegen, wie bald es dem Regen und der Kohlensäure gelingt, festige Blöcke in Schutt und Geröll zu verwandeln, so muß in jenen Perioden der Verwitterungsproceß noch viel rascher und schneller geschritten sein, da damals die Luft mit viel bedeutendern Massen von Kohlensäure angefüllt war und das laue Wasser viel tiefer und wirksamer eindrang. Dies Heben und Sinken, dies Steigen und Schwinden zieht sich durch alle Perioden hindurch und noch heute wirken dieselben schaffenden und zerstörenden Kräfte, wenn auch localer und schwächer, immer doch bildend und lösend. Feuer, Wasser und die Luft (im weitesten Sinne), diese drei Elemente der Alten, standen an der Wiege des vierten, der Erde, und machten den sich bildenden jüngern Bruder, den jugendlichen Planeten zu Dem, was er wurde und ist. — Die Erde war wüste und leer und es war finster auf der Tiefe und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser; — — dichte Nebel umzogen mit undurchdringlichem Dunkel die Höhen und Thäler, sich allmälig zu Regen verdichtend, der nun in unendlichen Strömen herabfloß; — da wurde es heller und heller, der Schleier, der Alles umschloß und umhüllte, zog sich in Wolken zusammen, und — „Gott sprach: Es werde Licht; — Und es ward Licht", — das blaue Gewölbe trat rein und klar aus dem Dunkel, und die Sonne blickte zum ersten male mit belebendem Strahle auf die Erde; — „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag!"

Jetzt waren alle Bedingungen geboten, unter denen sich organisches Leben auf der

Erde verbreiten konnte; — die Temperatur war gemäßigt, das Unentbehrlichste zu irgend freudiger Vegetation — das Licht — war gegeben, und die feuchte reichlich mit Kohlensäure und Elektricität erfüllte Atmosphäre, noch erwärmt von Erde und Sonne, erhöhte das organische Leben; — doch noch früher vielleicht, ehe auf dem Festlande Keime entstanden und wuchsen, belebten, wenn auch in untergeordneten und einfachen Formen, Pflanzen und Thiere die Gewässer. Jahrtausendlange Bildungen! Die Geologie zählt sie auf, die Reihefolgen des allmäligen Entstehens. Schon zur allgemeinsten Kenntniß sind sie gelangt, diese neun Perioden der Erdschöpfung, die Periode des Schiefers, der Grauwacke, der Kohle, des Zechsteins, der Trias, des Jura, der Kreide, der Molasse und des an- und aufgeschwemmten Landes (des Alluviums und des Diluviums), mit denen sich die große Kette der Bildungen schließt und aus den chaotischen Massen längst verklungener Zeiten die Erde sich in ihrer herrlichsten Schöne gebildet hat. Schöner als sie selbst betritt dann der Mensch diese Schöpfung, trägt unendliches Glück, unendliches Weh in sie über und Klio setzt den Griffel an, ihre erste Tafel zu füllen.

Ueber Gedächtniß und Auffassung.

Von Professor Fortlage in Jena.

II.

Da eine jede neue Vorstellung der Seele um so leichter und um so begieriger gebildet wird, je mehr Spuren und Angelegtheiten ähnlicher vergangener Auffassungen sie bereits vorfindet, so werden diese Spuren als ebenso viele Magnete der Auffassung wirken und die Masse ihrer Anhäufung wird den Grad bestimmen, in welchem sich die Aufmerksamkeit zu irgend einer besondern Art der Auffassung mit Lust aufgelegt findet. Wer Goethe und Schiller gelesen hat und dadurch von dem Geist und Wesen dieser Männer bereits ein Bild in sich trägt, wird sich interessiren, auch vom Leben dieser Männer Genaueres zu erfahren. Wer die Verhältnisse unsers Planetensystems kennt, wird an der Entdeckung eines neuen Planeten ein Interesse nehmen. Und so wird überhaupt mit der Fülle der Kenntnisse in irgend einer Art das Interesse und die Leichtigkeit der Auffassung steigen. Linné hatte das glücklichste Gedächtniß für die Merkmale der Pflanzen nebst der ausgedehnten, von ihm selbst für diese geschaffenen Kunstsprache. Dagegen lernte er weder die englische, noch die französische, noch die lappländische Sprache, obgleich er alle diese Länder bereiste, ja nicht einmal die holländische, obgleich er sich ganze drei Jahre in Holland aufhielt. (Beneke a. a. O. S. 191.)

Der Anfang ist das Schwerste in allen Wissenschaften. Je größer der Schatz der angesammelten Kenntnisse ist, mit desto größerer Leichtigkeit werden die übrigen hinzu erworben. Die Stärke und der Reichthum der angesammelten Gebilde erleichtert die Auffassung, macht sie zur Lust und eben dadurch zu einem Triebe, immer mehr zu lernen, welchen wir, sobald er eine merkliche Höhe ersteigt, ein Talent für irgend Etwas nennen. So entstehen Talente für Erlernung fremder Sprachen, für Reit- und Tanzkunst, für Garten- und Feldbau, für Botanik und Wetterbeobachtung u. dergl. mehr. Jedermann kann, wenn er nur den festen Willen dazu mitbringt, irgend eins dieser Talente nach beliebiger Auswahl bis zu einem gewissen und zwar hohen Grade in sich ausbilden durch Uebung und Ausdauer, sodaß ihn nach und nach Dinge aufs höchste zu interessiren anfangen, an denen er anfangs durchaus keinen Theil nahm. Denn interessant sind alle diejenigen Vorstellungen, welche auf bereits geläufige Vorstellungen vervollständigend wirken. Um für unbekannte und wildfremde Eindrücke zu interessiren, muß man verstehen, dieselben mit höchst bekannten in einer engen Verbindung zu zeigen, sodaß sie als Vervoll-

ständigungsglieder des bereits Bekannten erscheinen. H. Heine sprach zu Stahr bei dessen Besuche in Paris: „Es fehlt Ihrem Buche über Italien ein gewisser Charlatanismus der Kunst, den sie für das große Publicum bedarf. Man wirft nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt sind. Sie aber haben Ihre eigenen extendirten Begriffe bei solchen Schilderungen zu sehr vorausgesetzt." („Zwei Monate in Paris", II, S. 345.) Weil dem Gesagten zufolge unser Lieblingsstudium und unsere Stärke des Gedächtnisses gleichbedeutende Begriffe sind, so gibt Hippel (a. a. O.) den Rath: „Inoculir' Alles auf dein Lieblingsstudium und es ist dir auch im spätern Alter, als hättest du es vor dem dreißigsten Jahr, bis zu welcher Zeit beim Menschen Alles in der Blüte steht, gelernt." Wer daher gut faßt im Gebiete historischer Thatsachen, faßt botanische, zoologische, astronomische Dinge vielleicht sehr schlecht auf und umgekehrt. Ein gutes Ortsgedächtniß schließt noch keineswegs ein gutes Zahlengedächtniß, dieses ebenso wenig ein gutes Namen- und Wortgedächtniß in sich. Bei einer alten Wasserträgerin in Hamburg hatte sich ein ganz specielles Gedächtniß für Bibelverse ausgebildet, sodaß sie zuletzt einen großen Theil der Heiligen Schrift im Gedächtnisse hatte. Sie sah dieses an für eine eigenthümliche Beschaffenheit von Gottes Wort, daß dieses immer bei ihr hängen bleibe, während sie alles Uebrige leicht vergaß. Von der Predigt behielt sie nichts, von den darin angeführten Bibelstellen ging ihr kein Buchstabe verloren. Ein enthusiastisch religiöser Sinn, verbunden mit einem ebenso starken Sinn für poetischen Ausdruck, machten ihr diese ausschließliche Aufmerksamkeit auf die poetische und körnige Bibelsprache zur allmäligen Gewohnheit. Der Ekel vor ihrer frühern Umgebung — sie stammte aus einer Verbrecherfamilie — entflammte sie für Religion und Moral. Ihren dichterischen Sinn verrieth sie außerdem dadurch, daß sie sagte, sie müsse zuweilen für sich selbst so reden, daß es klappe (nämlich in Reimen).

So wie beim Hausbau die Bausteine durch Mörtel zu zusammenhängenden Massen verbunden werden, so verkitten sich die Bausteine der einzelnen Empfindungen zu zusammenhängenden Bildern durch den Mörtel der Aufmerksamkeit. Das ohne Aufmerksamkeit Angeschaute verbindet sich nicht zu einem dauerhaften festen Bilde. Die Bausteine bröckeln sogleich wieder auseinander. Es entsteht kein Gebäude. Mit je größerer Aufmerksamkeit eine Auffassung geschah, desto längere Zeit dauert der Kitt, welcher die Bausteine der Empfindungsspuren zu einem festen Bilde verklebt. Droht die Gefahr, daß dieselben sich auflockern, so reicht es hin, daß wir ihr Bild uns mit Anstrengung ins Gedächtniß rufen, und es haftet aufs Neue für lange Zeit. Durch die erneuerte Aufmerksamkeit erneuert sich die Bindekraft der Elemente, aus denen es besteht. Nichts ist daher zuträglicher für die Klarheit und treue Erinnerungsfähigkeit unserer Vorstellungen als eine anhaltende und immer erneuerte Beschäftigung mit einem bestimmten in sich abgeschlossenen Kreise von Gegenständen, auf welche die Aufmerksamkeit und das Nachdenken immer und immer wieder zurückkommt; nichts hingegen nachtheiliger als die Beschäftigung mit tausend unzusammenhängenden Dingen, welche nur immer nach dem Neuen hascht, oder eine wilde ungeregelte Lectüre, bei welcher sich keine festen Ruhepunkte bilden, auf welche das Nachdenken als auf einen erworbenen geistigen Besitz immer aufs neue zurückkehren kann. „Weiße's, des berühmten Verfassers des «Kinderfreundes», Gedächtniß war", wie sein Biograph erzählt, „in der That nicht treu, weder für Ort noch Zeit, noch für Namen und Zahlen, noch für Sachen. Aber es war Dies keine natürliche Schwäche desselben. Er las, wie er oftmals selbst klagte, auf der Schule und Universität Alles durcheinander, wirklich in der Absicht, sich mit Kenntnissen zu bereichern. Aber er war zu begierig, etwas Neues zu lernen, ohne sich des Vorigen ganz bemächtigt zu haben. So verdrängte eine Vorstellung, eine Idee die andere; sie ordneten sich nicht gehörig, knüpften sich nicht aneinander, erweckten sich nicht gegenseitig. Nachher kam er bald in sehr vielfache Zerstreuungen.

Seine Verhältnisse als Schriftsteller, Hofmeister, Redacteur eines Journals, Correspondent brachten einen unaufhörlichen und schnellen Wechsel in seine Beschäftigungen. Er ging zu den wenigsten über, ohne nicht in Gedanken noch an den vorigen zu hangen; die eigenen Schöpfungen seines Geistes, die Bilder seiner Phantasie, schwebten ihm lebhaft vor der Seele — das verwöhnte ihn, auf Nichts außer ihm ganz bestimmt und ausschließend seine Aufmerksamkeit zu richten." (Weiße's „Selbstbiographie, mit Zusätzen von Frisch." Beneke's „Pragmatische Psychologie" I, S. 236.)

Nach Aristoteles behalten die langsam Fassenden die Sachen länger im Gedächtniß. Man hat in der That zu dieser Bemerkung häufig Gelegenheit. Der Grund davon ist, weil beim langsam Fassenden oder bei der minder beweglichen Auffassung die Aufmerksamkeit länger auf den einzelnen Empfindungselementen ruht und dieselben folglich fester miteinander verkittet, während der schnell Fassende mit der Aufmerksamkeit nur flüchtig darüberhin fährt und folglich den Bausteinen seiner Gedankenpaläste häufig zu wenig Mörtel gibt, wodurch sie dann leicht auseinander bröckeln. Daher sagt Hippel (a. a. O.): „Wer Jahreszahlen und Geschlechtsregister gut behält, ist kein Dichter." Bei Molière (im „Malade imaginaire") sagt Herr Diafoirus von seinem Sohne, dem Arzte, welcher keineswegs ein Genie ist: „Mein Sohn faßte sehr langsam, aber was er faßte, stand für immer wie in Marmor gegraben."

Bei einer stumpfen Auffassung fallen leicht Verwechselungen vor und zwar aus dem Grunde, weil Vorstellungen, denen die Unterscheidungsmerkmale fehlen, immer sogleich ineinander schmelzen. So laufen beim Geldzählen uns dann die falschen Stücke mit unter, wenn ihre Vorstellung so mit der ähnlichen der echten Stücke ineinander fließt, daß uns der Unterschied verschwindet. So verschwimmen uns beim Anschauen eines Menschengewühls die individuellen Eindrücke der einzelnen Gesichter und Gestalten, welche sich beim Anschauen aus der Masse scharf hervorhoben, in der Erinnerung mehr oder weniger in einen allgemeinen unbestimmten Typus durch die starke Vermischung miteinander. Es hält schwer, einen Baum im Walde an seiner Größe, seinem Wuchse, Laubwerke, der Beugung seiner Aeste, der Breite seiner Krone wiederzuerkennen, weil gar zu viele ihm ähnlich sind, welche wir, ehe wir's uns versehen, mit ihm verwechseln. Je mehr sich Jemand gewöhnt hat, die mannichfaltigsten Eindrücke miteinander in großen Abstractionsprocessen zu verschmelzen, desto leichter wird ihm die gesonderte Erinnerung für das Einzelne verlorengehen.

Der Denker ist daher häufig weniger fähig, Ereignisse, die ihm nacheinander begegnet sind, oder Sätze und Gedanken, die er nacheinander in einem Buche gelesen hat, in genauer Reihenfolge zu wiederholen, weil sich in seinem Kopfe sogleich bei der Auffassung so viele gleichartige Vorstellungen nach Art der Reflexionen daran knüpfen, daß die Reihe in sein Gedächtniß gar nicht in Form einer Reihe eintritt, sondern ihr Inhalt sogleich durch Einschmelzung in viele bereits vorhandene Fächer sich nach den verschiedensten Richtungen hin anders gruppirt. Zur genauen Wiederholung eines reihenweise Aufgefaßten gehört durchaus, daß bei der Auffassung nicht zu stark reflectirt worden sei. Sobald wir anfangen, bei der Lectüre stark zu reflectiren und unsern eigenen Gedankengang nebenher zu haben, wird die Auffassung lückenhaft. Kinder reflectiren nicht und sind daher zum mechanischen Memoriren am besten disponirt. Die Neigung, die uns widerfahrenen Begebenheiten ausführlich, mit allen, auch den ganz überflüssigen Nebenumständen, sodann auch dialogisch mit Rede und Antwort zu erzählen, findet sich häufiger in der ungebildeten als in der gebildeten Welt. Es ist der patriarchalische Stil aus den Zelten Abraham's, wo die Menschen viel erfuhren, aber wenig dachten. „Der gemeine Mann" — sagt Kant — „hat das Mannichfaltige, was ihm aufgetragen wird, gemeiniglich besser an der Schnur, es nach der Reihe zu verrichten und sich darauf zu besinnen: eben darum, weil hier das Gedächtniß mechanisch ist und sich kein Vernünfteln einmischt; dahingegen dem

Gelehrten, welchem viele fremdartige Nebengedanken durch den Kopf gehen, Vieles von seinen Aufträgen oder häuslichen Angelegenheiten durch Zerstreuung entwischt, weil er sie nicht mit genugsamer Aufmerksamkeit aufgefaßt hat." („Anthropologie", S. 103.) Die alte und häufig wiederholte Behauptung, daß eine überwiegende Verstandesbildung das Gedächtniß schwäche, läßt sich hiernach beurtheilen. Nicht für das Gedächtniß überhaupt, das ja der Verstandesbildung ihren ganzen Stoff liefern muß, sondern nur allein für das genaue und lückenlose Behalten des reihenweise und mechanisch Aufzufassenden hat die Behauptung einen Sinn, welcher uns noch deutlicher wird, wenn wir die umgekehrten Fälle einer Unterdrückung der Verstandesentwickelung durch eine frühzeitige Ueberanstrengung des mechanischen Gedächtnisses ins Auge fassen, wie z. B. bei sogenannten Wunderkindern, wo bei fortgesetzter ausschließlicher Richtung der Aufmerksamkeit auf das Bilden von geschlossenen und lückenlosen Auffassungsreihen dem Processe der verständigen Combination und des freien Vergleichens der aufgefaßten Vorstellungen aller Spielraum, gleichsam Luft und Licht, abgeschnitten wird. Solche nur gedächtnißmäßig aufgefaßte Reihen bleiben dann für die lebendige Anwendung unfruchtbar und es entstehen, wo nur sie gebildet werden, jene unfruchtbaren Köpfe, welche die Regeln der Grammatik auswendig wissen, aber sie nicht lebendig zu gebrauchen verstehen, oder welche ihre Wissenschaft zum Examen trefflich zu memoriren wissen, aber sobald es eine Fruchtbarmachung derselben im Leben gilt, an allen Ecken und Enden anstoßen.

Anregungen.

Ludwig Tieck.

Der Tod versöhnt. Ludwig Tieck, nicht in überraschend rührender Vorfrühe sterbend, sondern achtzigjährig dem Maße des Menschlichen erliegend, wird in den Nachrufen, die man über ihn liest, nur mit dem Andenken an seine Tugenden, nicht an seine Schwächen gefeiert. Nur Frühling und romantische Erinnerung umsäuseln sein Andenken. Selbst Gegner seines Standpunkts wissen nur vom „Zerbino", vom „Phantasus" und seiner Shakspeare-Liebe zu erzählen.

Es ist dem greisen Dichter von der neuern Kritik viel Unrecht geschehen. Die Ruge'sche Schule, der neudeutschen Romantik nachwühlend durch moderne Kirche und modernen Staat hindurch bis zu ihren ersten Anfängen in den poetischen Richtungen des endenden vorigen Jahrhunderts, glaubte es möglich machen zu können, daß alle und jede ästhetische Berechtigung in Tieck's Wirken verworfen würde. „Meister Ludwig" sollte sogar nicht einmal Witz, Laune und Humor besessen haben. All sein Erscheinen in der Literatur wurde verdächtigt und die Stellung, die ihm dann Gervinus eingeräumt hat, ist auch nicht eben fest und rückhaltig genug, um ihn gegen solche Art von Polemik sicherzustellen. Der bekannte Terrorismus jener Ruge'schen Schule verschüttete das Kind mit dem Bade. Wer für die Anfänge der Tieck'schen Muse, für die ersten Klänge der neuen Romantik, die zauberhaft durch Deutschlands Wälder rauschte, kein Herz und kein Ohr hat, zeigt sich entweder aller poetischen Empfänglichkeit überhaupt bar oder zwingt sein Gemüth unter eine Principientyrannei, wo man zuletzt seine fünf gesunden Sinne zu brauchen verlernen muß.

Etwas Anderes ist es freilich mit Tieck's Ausgang. Wäre das Andenken dieses Todes nicht noch zu frisch, wir würden keinen Anstand nehmen, auch die Schattenseiten einer eigenwilligen, der unbequemen Welt und der Zeit sich abschließenden Natur ebenso ausführlich aufzuzählen, wie man jetzt die Lichtseiten aufzählt. Die Gefahr, daß jene Schattenseiten in Vergessenheit kämen, ist an sich gering. Die Literaturgeschichte wird dann und wann doch noch zuweilen von einem objectiven Standpunkte und ohne Sentimentalität geschrieben werden. Die Literaturgeschichte läßt sich nicht blenden, weder von der Kunst des Vorlesens, noch von dem Nimbus einer liebenswürdigen Persönlichkeit, noch von dem abendrothen schönen Glanze einer letzten schwindenden Tasso-Zeit, die hier noch ein Dichterdasein wie in Belriguardogärten gehütet, gehegt und königlich gepflegt hat. Die Literaturgeschichte wird prüfen, was so lange Jahre bei der Empfehlung der Gunst oder dem Widerrathen der Ungunst bei Tieck aus seiner bequemen, eigentlich schwunglosen und tiefinnerlich sich dem wahrhaft Ergreifenden (wie z. B. Schiller gegenüber) unzulänglich und schwachfühlenden Begabung herzuleiten war. Nur

so ganz sollte man selbst für den Augenblick mit der nur versöhnten Auffassung den Act der letzten Ehre und Huldigung nicht schließen. Wem so die Literatur nur etwas Formelles und Treibhausgezogenes war wie Tieck, wer so wenig Sinn und Stimmung für die Ueberzeugung hatte, daß die relative Methode der kritischen Werthschätzung, das Vergleichen des Neuen immer nur mit dem entsprechenden Alten nicht die ganze Befähigung zur objectiven Würdigung des Neuen ausdrückt, und wer endlich so kalt und oft gehässig sich dem Leben der Zeit, ihren Ideen und Gestaltungen entzog, von dem muß im Tode wenigstens so viel festgestellt werden, daß sein gleichsam hinterlassenes Testament, das poetische Facit seines Lebens ebenso wenig maßgebend sein darf wie seine noch etwa auftauchenden Meinungen und Urtheile über die von ihm oft nach Laune und persönlichem Eindruck erfaßte Bestrebung der Mitwelt. Die Berufung auf Tieck's Autorität hat schon während seines Lebens manchem Talente, das nur gerade nicht in seine Welt- und Literaturauffassung paßte, unsägliche Störung und Hemmniß bereitet, während das Meiste von Dem, was Tieck als Kritiker oder Dramaturg oder Rathgeber eines Fürsten zu fördern sich geneigt zeigte, spurlos vorüberging. Selbst „Antigone" und „Sommernachtstraum" würden nicht die glänzenden Ausnahmen dieser Thatsache sein, wenn nicht Mendelssohn's Musik diese Experimente zu selbständigen Schöpfungen erhoben hätte, die zuletzt dem Geiste der eigentlichen Tieck'schen Absicht entrückt wurden.

In nächster Nummer einige Worte über Sydow's vortreffliche, den Dichter wie den Sprecher ehrende Gedächtnißrede.

Die Theatercensur zu Shakspeare's Zeit.

Auch Shakspeare's Zeit kannte schon die Theatercensur. Delius führt in seiner kleinen Vorlesung: „Ueber das englische Theaterwesen zu Shakspeare's Zeit", als Beweise dieser Leiden an: Der königliche „Meister der Lustbarkeiten" sah die Stücke durch und verbot Mancherlei, z. B. in „Richard II." die Absetzungsscene vor dem Parlamente. Die Absetzung eines Königs durch das Parlament durfte als böses Beispiel nicht aufgeführt werden. Im „Hamlet" wurde die Anspielung auf das schwindelköpfige Zechen der Dänen gestrichen. Der anwesende König von Dänemark war ein so großer Trinker, daß er die auf ihn gemünzte Anspielung übel hätte aufnehmen können. Im „Kaufmann von Venedig" durfte Porzia in der Liste ihrer Freier sich nicht mehr über den „schottischen Herrn" lustig machen, seit mit Jakob ein schottischer König auf den englischen Thron gestiegen war. Die Censur schrieb in den Text: „Den andern Herrn."

Im Uebrigen aber hielt man doch Maß und von einem Beschützen der Vorfahren und Ahnen gekrönter Häupter vor der Darstellung ihrer Verbrechen oder Untugenden auf der Bühne war keine Rede. Nur Das wurde beseitigt, was einen allzu naheliegenden Anstoß bot.

Versteckspiele unsers Wesens.

Es ist unglaublich, welche Anstrengungen die Menschen machen, um ihren Mangel an Unternehmung und Muth zu verbergen. So mancher Knabe, der — wir geben dies zur Beherzigung für Erzieher — ganz einfach nur seine Schüchternheit nicht eingestehen will, gibt seiner Verlegenheit den Schein des Trotzes, des Eigensinns, ja nicht selten der Roheit. Die Unbeholfenheit ersindet tausend Schleichwege, um hinter dem Eingeständniß ihres wahren Schadens herumzukommen. Bald prahlt, bald spottet sie, bald wird sie zügellos, bald blasirt, ja sogar scheinbare Tugenden und Pseudo-Charakterbildungen entstehen aus dem einfachen, stillverborgenen Bewußtsein, sich im Leben und Umgang mit Menschen nicht recht helfen zu können. Von einer großen Bevölkerung, der berlinischen und sogar der ganzen specifisch preußischen, ist es längst bekannt, daß ihr vielgerühmtes vorwitziges, aufstrumpfendes Wesen eigentlich nur an der naiven Quelle eines tiefen Gefühls von Unzulänglichkeit und verlegener, aber sich natürlich für solche Größe nicht schickender Unerfahrenheit ihren Ursprung hat.

Zur Charakterprüfung.

Bei gewissen Menschen, die keineswegs zu den versteckten gehören, ist es doch schwer, auf den wahren Grund ihres Wesens zu kommen. Ihre Güte nämlich veranlaßt sie, Lebensarten und Umgangsformen anzunehmen, die oft durchaus nicht in ihrem Charakter liegen. Aus solchem gütigen und nachsichtigen Entgegenkommen gegen fremde Art oder Unart Das zu entnehmen, was außer der Güte, dem Takt oder der Welterfahrung noch das eigentliche Wesen dieser Wohlwollenden ist, erfodert einen feinen Sinn.

Ein alter Wahlspruch.

Was dir auch begegnen mag im Leben, es soll dir Alles nur an die Spitze des Degens, Nichts an den Griff kommen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 35.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Eine deutsch-französische Fußwanderung.

— — Und noch dazu im April. Zwar kein Seume'scher Spaziergang nach Syrakus, aber doch funfzig Meilen deutschen und französischen Wegs über Stock und Stein, bewaffnet nur mit einem Paß und einem Regenschirm... Es ging am 6. April 1853 erst über den Hundsrück, quer durch den Hohwald, unter welchem Namen hier der Hauptzug des Hundsrück, des Gebirges zwischen Mosel und Nahe, Saar und Rhein, allein bekannt ist. Ein uninteressantes wenig malerisches Gebirge, lange runde Rücken, durchweg mit Buchen bestanden, die selten durch hohen Wuchs ausgezeichnet, häufiger von Moos unterdrückt sind. Da wo die Grauwacke, in diesem ältesten Höhenzuge Deutschlands, sich bei ihrer Erhebung überstürzte, finden sich bedeutende, zum Theil steil abfallende Felstrümmer, von denen jedoch der Landschaft in malerischer Hinsicht wenig zu Gute kommt, da die Felsblöcke meistens im Walde versteckt sind. Die Gegend ist arm an historischen Erinnerungen. Aus der Römerzeit hat sich außer den Fundamenten einiger Landstraßen wenig erhalten. Das interessanteste Denkmal ist jedenfalls der sogenannte Hunnen-Ring, ein hoher Steinwall am Ende eines Bergrückens, da, wo er den Ring gegen den Kamm des Gebirges abgrenzt, gewiß über 30 Fuß hoch. Er umschließt einen jetzt mit Holz bestandenen und deshalb nicht zu übersehenden Raum von mehr als einer Viertelstunde im Umfange; — man braucht, um ihn auf den lose geschichteten Steinen, zum Theil durch Gestrüpp hindurch, zu umgehen, wenigstens eine halbe Stunde. — War es ein verschanztes Lager der alten Deutschen gegen die Römer? Oder ist das Werk trotz der Roheit der Ausführung dennoch römischen Ursprungs? Für die letztere Ansicht scheinen die noch kürzlich ganz in der Nähe in einem Grabhügel gefundenen Alterthümer: ein schön gearbeitetes goldenes Armband, eine Schlange darstellend, die sich in den Schwanz beißt, eine große Bronzevase von künstlicher geschmackvoller Arbeit, eine goldene Krone zu sprechen. Oder sollten diese Sachen, obgleich römischen Ursprungs, in den Besitz eines Heerführers übergegangen sein? Interessant sind auch die fast nur noch aus einem alten Thurme bestehenden Ueberreste der Burg des grimmen Hagen zu Thronecken (Throneck, Tronje) aus den Nibelungen. Es ist also um so mehr ein Gewinn für die Gegend, wenn wirk-

lich das Thurmdenkmal zur Erinnerung an die Anwesenheit des Königs in Trier im Jahre 1852, welches auf dem Erbeskopfe, dem höchsten Punkte des Hohwaldes (2526 Fuß), errichtet werden soll, zur Ausführung kommt. In Hermeskeil, wo ich übernachtete, fand ich die Honoratioren des Orts um irgend eine Commission aus Trier versammelt; sie spielten „Eckhart", „Kur-Trierisch" und „Schwarze Dame", meistens um Wein. Das letzte Spiel ist das bekannte „Schwarzer Peter", nur mit einigen Verbesserungen, die den Erfolg zum Theil von der Geschicklichkeit der Spieler abhängig machen. Die Unterhaltung hielt sich somit fern von Politik und vom Tischrücken.

Da ich, um nun zunächst nach Luxemburg zu kommen, einen tüchtigen Marsch von beinahe acht Meilen durchs Land auf ungebahnten Wegen vor mir hatte, so brach ich schon Morgens 6 Uhr von Hermeskeil auf, im vollen Regen. Den Versuch, im Vorbeigehen Spuren der alten, auf der Karte verzeichneten Gusenburg, ein römisches Castell, zu finden, gab ich auf, als der Kreisfeldwebel mich versicherte, man finde nur noch beim Nachgraben Spuren des Fundaments. Gleich beim Verlassen des Orts kam ich vom rechten Wege ab. Der Nebel war undurchdringlich. Diese öde Haide konnte Schottland oder das schöne Land Jever sein; solche Nebel und jene einzeln in den Vertiefungen lang hingestreckten Schneereste hatte ich auch auf manchen Alpenübergängen beobachtet. Doch behielt ich Muth. Die Lerche blieb ja nah. Wie gern hätte ich gewußt, was ihr Gesang zu bedeuten hätte. Hoffnung auf besseres Wetter für den Mittag? Das war mir im Augenblicke das Poetischste in der Natur. Durchnäßt kam ich in ein Wäldchen am Abhange eines schmalen Wiesenthales, wo Finken und Amseln lustig sangen, und richtig, noch ein paar Stunden Regen und es klärte sich auf. Prächtig lag nun das Saarthal vor mir. Gegenüber Saarburg mit der schönen Ruine und der halb vollendeten neuen Kirche. Diesseits Wiesen und Saatfelder im frischen Grün. Wie wohlthuend für ein Auge, das lange Zeit fast nur moosbraune Wiesen und Berge gesehen hat! Auch die Weinberge mit ihren Mauern und Stangen sahen jetzt fast ebenso freundlich aus als im Sommer, wo sie doch immer etwas Steifes und Dürres behalten. Nun im Nachen die Saar hinüber, ein gut Mittagsessen, dazu ein Glas Saarwein und wohl mir, nichts davon schlug fehl. Die Sonne meinte es auch im Thale der Mosel, die ich bei Wurmeldingen im Nachen passiren mußte, so gut, daß es Augenblicke gab, wo ich mir den Nebel zurückwünschte. Doch unaufhaltsam ging es vorwärts und so sehr ich sonst meistens in dem einen Punkte mit Fourrier übereinstimme: Daß beim Menschen alle zwei Stunden das Bedürfniß nach Wechsel in der Beschäftigung eintritt, — das Gehen macht eine Ausnahme. Abends nach 8 Uhr war ich im Rheinischen Hofe zu Luxemburg.

Als ich Luxemburg verließ, hatte ich das Vergnügen, preußisches Militär auf dem Glacis exerciren zu sehen. Zuerst kamen Artilleristen, die mit dem Säbel in der Hand im Marschiren geübt wurden. Ich lernte in aller Geschwindigkeit aus der Zurechtweisung des Offiziers, daß man nicht „links ... um" mit einer langen Pause dazwischen, zu commandiren hat, sondern (in den betreffenden Fällen) „link ... sum, das S. auf die zweite Silbe gezogen. Daraus, daß die Mannschaft unter dem Commando des Offiziers die Sache eben nicht besser machte als vorher beim Unteroffizier, entnahm ich, daß es Rekruten sein mußten. Weiterhin machte ein Infanterie-Bataillon vor dem Oberst den Parademarsch mit Janitscharenmusik. Was die Festung anlangt, so liegt die eigenthümliche und größte Stärke derselben nicht in den Brustwehren, Gräben und Kasematten, auch nicht in der tiefen Schlucht der Alsette, welche die Stadt im Bogen nach drei Seiten umgibt; — sondern darin, daß der Kalkfelsen nach der Landseite hin so nackt zu Tage tritt, daß der Angreifer für seine Schanzarbeiten keine Erde findet und sie in Säcken von weitem erst herschaffen müßte.

Die Dörfer, welche ich nun passirte, hatten ein auffallend ärmliches Ansehen. Die nied-

rigen Häuser waren meistens mit Stroh gedeckt und hatten selten mehr als zwei Fenster, jedes etwa zwei Fuß Quadrat, mitunter gar nur ein einziges. Wenn man im Hohwalde und in andern armen Gegenden ähnliche Hütten sieht, so findet man die Ursache sogleich durch einen kurzen Blick auf den kahlen Felsboden und die braunen moosigen Wiesen erklärt, — aber hier inmitten der schönsten, fettesten Ackerfelder, die nur durch schwere Ackergäule bestellt werden können und nur von den saftigsten Wiesen im schönsten Grün unterbrochen werden, — hier würde mir der Grund erst weiterhin klar, als ich von einem Punkte der Chaussee aus gleichzeitig vier große Edelhöfe mit Eckthürmen, Gewächshäusern, Parkanlagen um mich herum liegen sah. Dazu Crucifixe in allen Formen und Arten zum Theil kunstvoll gearbeitet und in die Wände der Häuser eingemauert; dann überall Bettler. Demüthige, tief die Mütze ziehende Grüßer, kurz ich war froh, das letzte holländisch-luxemburgische Dorf hinter mir zu haben.

Noch wenige Schritte und ich war in Frankreich. Napoleon III. wollte sogleich wissen, ob ich Taback bei mir führte. Ich bedauerte, mich für einen Nichtraucher ausgeben zu müssen. Nähere Bekanntschaft mit mir verlangte man nicht. Ich konnte weiter gehen und sah dann gleich ein schönes Herrenhaus mit Garten und Springbrunnen im Geschmacke Ludwig's XIV. Die Chaussee, welche auf französischem Boden merklich schlechter wurde, führte in scharfen Biegungen um das Besitzthum herum. Als ich dann den Abfall der Ardennen-Hochebenen erkletterte, auf welchem die kleine Festung Longwy liegt, gesellte sich ein alter ehemaliger Soldat zu mir, der schon vor etwa funfzig Jahren in Trier in Garnison gestanden hatte. Von einem uns begegnenden Herrn, der das rothe Bändchen im Knopfloche trug, erzählte er mir, derselbe sei aus seinem Dorfe, habe früher die Ziegen gehütet, sei dann Soldat geworden, habe reüssirt, sei später als Offizier abgegangen, jetzt Percepteur und (dies wurde mit Nachdruck gesprochen) un homme de biens. So wurden mir also gleich durch den ersten Franzosen, den ich sprach, die Erinnerungen aus der Kaiserzeit und die französische Verehrung des Mammons lebhaft vor Augen geführt.

Longwy ist eine kleine, regelmäßige, neue Stadt mit zwei Thoren. Wenn man in das eine Thor hineinsieht, sehen selbst kurzsichtige Augen zum andern wieder hinaus. Als Festung schien sie mir wenig zu bedeuten, doch waren die Werke gut erhalten. Im Café spielten Offiziere Karten. Es war kein Billard da, sie rauchten aus kurzen Thonpfeifen. An allen öffentlichen Gebäuden fand ich die Worte: liberté, égalité, fraternité, so gründlich ausgekratzt, daß man sie kaum noch entziffern konnte. In Longuion fand ich echt französische Wirthschaft. Das Essen bestand allerdings aus 5 — 6 Gängen, aber lauter Schnurrpfeifereien waren's, und da Wein und Brot auf Discretion gegeben wurde, vertilgte von letzterm ein Herr solche Massen, daß ich jetzt die Geschichte von dem Rekruten begreife, der sein viertägiges Brot auf einmal „in Gedanken" verspeist hatte. Bett und Zimmer waren erträglich, aber kalt, der Kamin bereits mit dem Schirme zugestellt, das Leinenzeug, obgleich anscheinend frisch gewaschen, förmlich braun. Der Kaffee erschien sogleich weiß, schon gemischt, mit einem Suppenlöffel. Ich verließ Longuion am folgenden Morgen, ging zwar im Regen fort, aber mit Hoffnung. Es konnte und mußte besser werden. Die Gegend war anfangs ziemlich einförmig, eine hohe, kahle, wenn auch fruchtbare Kalkebene, in welche sich die Bäche und Flüsse, namentlich der Chiers, ein steilabfallendes tiefes Bett eingegraben haben. Nachdem ich nur einmal während des Frühstücks vor dem Regen Schutz gesucht hatte, traf ich gegen Mittag in Montmedy ein, welches ähnlich wie Longwy am Thalhange des Chiers liegt. Man steigt von Medybas, welches durch zwei lange mit Schießscharten wohl versehene Mauern mit der Bergstraße verbunden ist, auf Treppen und durch die casemattirten Räume hinauf. Dies Montmedy ist nicht viel größer als Longwy, aber älter und hat außer dem Treppendurchgange nur ein Thor; und die

Festungswerke sind gut erhalten. Die Dörfer, die ich dann passirte, waren nicht ganz so ärmlich anzuschauen als die luxemburgischen, auch hatten die Häuser Ziegeldächer. Weiter im Thale des Chiers kam ich an mehren Eisenwerken vorüber. Der Boden schien aus Grauwacke und Thonschiefer zu bestehen, wenigstens war das Material zum Aufschütten der Chaussee aus eisenschüssiger Wacke. In einem der Dörfer sah ich die ersten Schwalben, den Kukuk hörte ich bereits am vorigen Tage, so fehlten also nur noch die Nachtigallen und die Störche. Obgleich letztere auf den prächtigen Wiesen des Chiers gewiß ihr Futter gefunden hätten, so sah ich doch nirgends Nester vom vorigen Jahre. Sind ihnen die Häuser, die Bäume hier zu niedrig? Hätten sie wie ich eine eben aus dem Winterschlafe erwachte Eidechse über die Chaussee schleichen sehen, sie wären am Ende doch gekommen. In Carignan fand ich in dem schwarzen Marmor meines Kamins die wunderschönsten vorweltlichen Muscheln in allen Lagen und Durchschnitten, in deutlicher weißer Zeichnung. Da mir dies zum ersten male aufstieß, so benutzte ich die Zeit bis zu Tische, mir einige davon abzuzeichnen. Mein einziger Tischgenosse, zufällig ein Sculpteur, erzählte mir, dieser schwarze und sehr gesuchte Muschelmarmor werde bei Grenoble „und in Ungarn" gefunden, doch finde man jetzt in den Pyrenäen auch weißen Marmor, in welchem sich die Muscheln schön rosenroth abzeichneten. Unsere Unterhaltung hatte ein Ende, als zwei Italiener uns auf wunderschönen Harfen eine rauschende Tafelmusik machten; leider tractirten sie die Instrumente ein wenig zu hart.

Ein Reiter spricht von seinem Roß, ein Fahrender von seinem Wagen, ein Fußwanderer hat das Recht, von seinen Stiefeln zu sprechen. Es fehlte nicht viel, daß mir die plötzliche, durch den Regen hervorgebrachte Enge meiner Stiefeln die ganze Reise verdorben hätte. Seit ich sie nämlich oben aufgeschnitten hatte, war gar das Unglück los. Mir blieb nichts übrig, als den Schnitt mehr und mehr zu verlängern, mit Hintansetzung aller Bedenken, ob es dem Faltenwurfe des Beinkleides auch ferner gelingen werde, den Zwiespalt vollständig zu verbergen. So herabgekommen führte mich mein Weg von Carignan anfangs den Chiers, später die Maas entlang nach Sedan. Je näher nach Sedan hin, desto flacher und breiter wird das Thal, desto mehr rauchende Schornsteine, Fabriken von Filz, Flanell, Tuch ꝛc., desto mehr Frachtverkehr. Endlich auch das erste beladene Schiff, gezogen von vier schweren flämischen Gäulen. In Bazeilles, einem Dorfe nicht weit von Sedan, zwang mich der Regen zur Einkehr. Die Wirthin erzählte mir, daß von den drei Schlössern in der Nähe des Dorfes, von denen ich das eine in einem Garten im Geschmacke Ludwig's XIV. hatte liegen sehen, zwei bereits in Fabriken umgewandelt seien und daß in dem einen derselben Turenne erzogen wäre. Diesem Kriegshelden (geboren 1611, getödtet 1675 auf dem Schlachtfelde durch eine Kanonenkugel), hat seine Vaterstadt Sedan auf dem Platze vor dem Rathhause im Jahre 1823 ein Standbild in Bronze errichtet, das indessen meinem Geschmacke nicht zusagt. Der Marschall ist im Hofcostüme seiner Zeit: Stiefelchen, Strümpfe, Kniehosen, gestickter Rock und langherabhängendes Halstuch, der Commandegen wagerecht in reichem Bandelier, das Haupt entblößt und mit herabhängendem Haar.... Die Festungswerke der Stadt schienen nicht besonders gut erhalten; die Stadt trägt den Charakter einer Fabrikstadt.... Im Vorbeigehen warf ich einen Blick auf die an den Fenstern der Bücherläden aufgestellten Bücher und merkte mir folgende Titel: Le gai compagnon, — Le véritable farceur du régiment, — Le farceur inépuisable, — Les Martyrs, — La vie de St.-Augustin, — Les intérêts catholiques par Montalembert, — Les Grisettes, — Le vrai oracle des dames, — Les amours sécrètes, — La case de l'oncle Tom und einige Kochbücher; — wer will leugnen, daß in dieser Zusammenstellung der gegenwärtig in Frankreich herrschende Geist deutlich zu erkennen war?

Gegen fünf Uhr traf ich in Mezières ein. Gleich am Eingange der Stadt sah ich

in einem öffentlichen Gebäude eine Menge Menschen versammelt und erfuhr, daß man eben daran sei, eine zum Besten der Armen veranstaltete Lotterie zu ziehen. Leider war die Ziehung gerade in dem Moment zu Ende, als ich in das Haus treten wollte. Ich sah nur noch die glücklichen Gewinner mit Gemälden, Vasen und andern geschenkten Gegenständen nach Hause eilen. Der Kaiser soll zu der Lotterie ein Dutzend Dessertmesser hergegeben haben. Die Ladenjungfer des Kaffeehauses, wo ich später meinen Kaffee trank, hatte für ihren Franken eine geschmackvolle Butterdose von milchweißem Porzellan in Gestalt einer Birne gewonnen. Ich habe gegen solche Lotterieen das Hauptbedenken, daß der Zufall hier eine Menge an sich brauchbarer Dinge Leuten in die Hände spielt, denen sie fast werthlos sind... Im Gasthofe dinirte ich mit noch acht Personen, darunter einem Obersten in Uniform und noch zwei andern Herren, die sich Colonel nennen ließen. Bei vieren war das rothe Band des Ordens der Ehrenlegion sichtbar, — außerdem trug es gewiß der eine alte Cavalerie-Oberst unter dem Rocke. Unter solchen Umständen wird man sich nicht wundern, daß die Unterhaltung sich ausschließlich über militärische Interessen verbreitete. Die Nothwendigkeit, das Gepäck der Offiziere bei Garnisonswechseln auf ein festes Gewichtsquantum zu bestimmen, die Vorzüge der englischen Sättel und namentlich die Frage, ob das kalte oder heiße Beschlagen der Pferde vorzuziehen sei, fanden eine so gründliche Erörterung, daß ich, davon profitirend, mich vorläufig für das kalte Beschlagen entschieden habe, d. h. bei der Cavalerie auf dem Marsche. . . Als ich gegen Abend die Stadt und das damit zusammenhängende Charleville besehen wollte, trieb mich der strömende Regen ins Kaffeehaus, wo ich vorzugsweise wieder spielende und rauchende Offiziere traf. Mezières war das Ziel meiner Reise. Ich dachte an die Umkehr. Da die Privatpost von Mezières nach Sedan zurück zur gelegenen Stunde, Morgens 7 Uhr, abfuhr, so schloß ich mich theils aus Rücksicht für meinen Fußjammer, theils des Regens wegen den Passagieren an. Unterwegs fuhren wir an einer Escadron des 2. Lanciers-Regiments vorüber, die von Givet nach Luneville verlegt wurde. Als ich in Sedan ausgestiegen war, ging ich der Schwadron entgegen, um sie einrücken zu sehen. Die Pferde machten sich unter dem Sattel recht gut, die Leute schienen ausgesucht, der Anzug war geschmackvoll bis auf die Czakos von wahrhaft chinesischer Form; die Lanzen waren mit breiten dreifarbigen Fähnchen geschmückt, die Offiziere hatten zum Schutz ihrer rothen Hosen Stiefelschäfte angeschnallt, sodaß es von weitem aussah, als wenn sie Kanonenstiefel anhätten. Da es die Stabsschwadron war (das Regiment hat fünf Schwadronen, bei der Schwadron zählte ich etwa 90 Fähnchen), so waren die meisten Trompeter, 25 an der Zahl, dabei und bliesen ziemlich brav. Obgleich das Einrücken dieser Leute lange vorher angesagt und mehre höhere Offiziere zum Einholen derselben hinausgeritten waren, stellte doch die Schildwache die Spitze derselben durch den lauten Anruf: „Qui vive?!" Auf eine Antwort, die ich nicht verstand, gingen ein Gefreiter und zwei Mann der Wache vor, fällten das Gewehr und wiederholten die Frage. Auf die Antwort: „Zweites Lancierregiment!" kehrten sie befriedigt zur Wache zurück und die Schwadron rückte ein. Zopf comme chez nous.

Ich wandte mich nun mit dem Postwagen nach Verdun. Beim Uebergang aus dem Departement der Ardennen in das der Maas wurde mir heute schon zum zweiten mal der Paß abverlangt. Postreisende werden also mehr beaufsichtigt als Fußgänger. Bei Stenay ist das Thal der Maas so breit und flach, daß es stellenweise ganz versumpft ist, und da gerade auf der letzten Strecke ein 1½ Stunden langer Damm durch die Wiesen führte, so fehlte jedes schützende Haus. Im Wirthshause war der Einnehmer (receveur) des Orts mein einziger Tischgenosse. Er erzählte mir, sein Vater hätte unter Napoleon gedient, sei Capitän der Mamluken gewesen und wäre später als Oberstleutnant abgegangen. Sein Bruder ist Leutnant. Auf meine Frage, ob dieser als junger Offizier nicht

auf Krieg hoffe, meinte er: Das nicht, wol aber auf Versetzung nach Afrika, weil dort das Avancement besser wäre. Er zeigte sich als einen großen Verehrer des gegenwärtigen Kaisers, bewunderte die tiefe Anlage und sichere Berechnung des Staatsstreichs und freute sich über die Knebelung der Presse, denn „mit der freien Presse lasse sich nicht regieren.“ Später am Feuer machte ich die Bekanntschaft eines Onkels der Wirthin, der ehemals auch Unteroffizier der Garde und seit 1815 verabschiedet war. Er bezog als Inhaber des Kreuzes der Ehrenlegion eine Pension von 350 Francs und wollte jetzt nach Paris reisen, um, gestützt auf irgend welche neue Verordnung, eine Erhöhung seiner Pension um 200 Francs zu erlangen. Man sieht die Hebel des jetzigen öffentlichen Geistes in Frankreich. Am folgenden Morgen wanderte ich von Dun wieder zu Fuß und sah bald am Wege die erste unbebaute Strecke französischen Bodens, die nicht mit Holz bestanden war. Sie schien noch eine erträgliche Schafweide abzugeben und war vielleicht blos deshalb nicht cultivirt, weil diese frommen Thiere ein historisches Recht darauf erlangt hatten. Eine Strecke Wegs weiter fand ich in frisch gebrochenem Kalkstein einige Muscheln, an dem kleinen Loche hinten am Schlosse leicht als Terebratula zu erkennen. Leider hatte ich keinen Hammer bei mir, sonst hätte ich mehre herausklopfen können. Dann erreichte ich Verdun. Es ist als Festung weit besser erhalten als ich geglaubt hatte, namentlich die Citadelle. Nachdem ich mir eine Probe von dem berühmten und in der That vortrefflichen Dragée de Verdun hatte geben lassen und an einem Ladenfenster in zierlichen Packetchen hübsch aufgestapelt poudre de Moka gesehen und mir vorgenommen, davon in Metz einzukaufen, verließ ich Verdun und nahm, einen Hügel hinansteigend, von dem lieblichen Maasthale mit seinen saftigen Wiesen und fruchtbaren Feldern und dem malerisch sich windenden Flusse Abschied. Da ich durch meine Karte wußte, daß auf der acht Meilen langen Strecke von Verdun nach Metz kein größerer Ort anzutreffen war und ich den Schmuz der gewöhnlichen Bauernhäuser fürchtete, so zog ich Erkundigungen ein, in welchem der Dörfer ich wol das erträglichste Nachtlager fände. Diese französischen Dörfer sind eins wie das andere. Die Häuser, in zwei Reihen rechts und links der Straße, stehen so weit von derselben ab, daß die Düngerhaufen bequem vor denselben Platz haben; — meistens zweistöckig, haben sie dennoch ein sehr gedrücktes Ansehen. Die kleinen schießschartenartigen obern Fenster, das dicht aufliegende flache Dach, der Mangel an Zwischenraum zwischen Scheune und Nachbarhaus, die große Breite der Dorfstraße — das Alles läßt die Häuser kleiner erscheinen, als sie in der That sind. Im Innern bieten sie meistens mehr Bequemlichkeit, als das Aeußere vermuthen läßt. Unmittelbar von der Straße, höchstens durch einen Windfang geschützt, tritt man in die Küche, von wo aus Treppen und Thüren zu den hintern bessern Räumen führen. Auffallend ist es, daß man so viele Fenster mit dicken Eisenstäben verwahrt sieht. An beiden Enden des Dorfs findet sich am letzten Hause eine große Tafel mit dem Namen und genauer Angabe der Entfernung von den benachbarten Hauptorten, was jedenfalls den Reisenden mehr interessirt, als wenn er erfährt, zu welchem Landwehrbataillon die hier waffenfähige Mannschaft gehört. Daß fast bei jedem Dorfe mehre Crucifixe, zum Theil mit einem oben angebrachten Hahn von Blech, nicht fehlen, versteht sich von selbst. . . Da das mir zum Nachtquartier bezeichnete Dorf Harville fast vier Meilen von Verdun entfernt ist, so machte ich einem Bauer, der allein mit zwei stattlichen Pferden an mir vorbeifuhr, den Vorschlag, mich eine kleine Strecke mitzunehmen. Er verlangte — Bezahlung. Ich dachte an deutsche Freundlichkeit und ließ den Kerl fahren.

Der Weg von Harville nach Metz bot nichts von Interesse, doch fand ich an der Straße in dem Material noch eine kleine Muschel, ähnlich den frühern; handgreiflicher Beweis, daß auch diese Fluren einst von den Wellen des Oceans bedeckt waren. In einem Dorfwirthshause streifte ich das Vorurtheil ab, zu glauben, man dürfe Eier nicht

im Kaffee- oder Theewasser kochen. Seit ich sie hier — in der Mittagssuppe habe kochen sehen, schnell und ohne Wurzelgeschmack, bin ich auch wieder klüger geworden. Dagegen entdeckte ich etwas Unangenehmes. In Frankreich wird das Brot, wenigstens in den großen Bäckereien, mit den Füßen geknetet. Nach einem flüchtigen Blick auf den Fußboden verging mir auf einige Zeit der Appetit nach Brot. . . Metz, das ich nun erreichte, kannte ich. Nachdem mir ein Bube an einer Straßenecke Kleider und Stiefel gereinigt und ich im Kaffeehause meine Reisetasche abgegeben hatte, konnte ich meinen kleinen Commissionen nachgehen. Ich erinnerte mich des poudre de Moka und fand endlich in einem Laden das Verlangte. Wie theuer das Packet? — Drei Sous! — Drei Sous? Da ist es also kein Mokka? — O mein Herr, es ist Cichorien! — Wieder ein Beitrag zur Kunde Frankreichs. Im Dom sah ich dann noch nach den schönen Verhältnissen der Architektur, sah betende Männer außer der Gottesdienstzeit — in Montmedy, Verdun u. s. w. hatte ich dann immer nur Frauen vor irgend einem Nebenaltar kniend gefunden —, betrachtete auf dem Platz neben dem Dom das im Jahre 1840 errichtete Denkmal Fabert's, der, eines Buchdruckers Sohn, es unter Ludwig XIV. zum Marschall von Frankreich gebracht, und las die Unterschrift. Die Züge, die Haltung des Kopfs, die ganze Stellung und namentlich die Art und Weise, wie die rechte Hand eine Papierrolle hält, während die Linke auf dem Degen ruht — Alles deutet auf einen Mann von großer Festigkeit, als welchen ihn auch die Unterschrift erkennen läßt: „Si, pour empêcher qu'une place que le roi m'a confiée, ne tombât pas au pouvoir de l'ennemi, il fallait mettre à la brèche ma personne, ma famille et tout mon bien, je ne balancerais pas un moment à le faire." Als ich mich dann noch der einzigen officiellen Berücksichtigung der deutschen Sprache in dieser ehemals deutschen Stadt auf einem Wegweiser in der Inschrift (neben der französischen): „Weg nach Nanzig und zum Bahnhofe", erfreut hatte, fuhr ich endlich auf der Eisenbahn zurück in die deutsche Heimat.

Das Wasser im Menschendienst.

Ein Naturbild von Karl Müller in Halle.

„Sei mein Knecht!" sprach der Mensch zum Wasser.

Wir haben früher in diesen Blättern das Wasser in einer Reihe von Naturbildern betrachtet in seiner Herrschaft über den Menschen. Betrachten wir jetzt die Herrschaft des Menschen über das Wasser.

„Sei mein Knecht!" sprach der Mensch zum Wasser und es gehorchte dem Willen des Herrschers. Wie der Hund oder Esel im Trittrade, zwang das Wasser den einfachen Mechanismus der Mühle, das Getreide zum Mehl zu zermalmen. Mühsam hatte es früher die Hausfrau mit ihrer Handmühle thun müssen. Bald auch übernahm das Wasser in der Mühle das Zermalmen der Oelfrucht, das Zerstampfen der Erze, das Zersägen der Stämme zu Bretern, der Lohe u. s. w.; mühsame Arbeiten, welche einst nur der kräftige Arm des Menschen verrichten konnte. Das Wasser befreite ihn davon und gab ihn edlern Handthierungen hin, während er früher selbst die Maschine gewesen war. Vom kleinen Hause geht's bald zum Palaste. Bald auch mußte das Wasser die großartigen Triebwerke der Spinnereien und anderer Fabriken bewegen. Mühsam hatte früher der Mensch auch diese Arbeiten verrichten müssen. Ungleicher gewebt, theurer war die Kleidung; jetzt liefert die Kraft des Wassers schönere und billigere Stoffe in ungleich kürzerer Zeit. Auch der Aermste vermochte nun seinen schmucken Sonntagsrock und ein dauerhaftes Arbeitskleid zu erwerben. Das Wasser hatte den Dürftigen gekleidet, hatte ihm einen bessern Schutz gegen feindliche Witterung gegeben, hatte somit den Gesundheitszustand des arbei-

tenden Volks wohlthätig verbessert. Großartiger und mannichfaltiger konnte die Weberei betrieben werden, erfindungsreicher ward der Mensch. Jede neue Messe brachte neue Stoffe, neue Muster. Die Mode vertrieb die Nationaltracht, welche den Menschen so leicht auf niederer Stufe der Bildung erhält, ihn fester am Alten hängen läßt und ihn somit schwerfälliger macht im Auffassen des Neuen. Die alten kostbaren, goldverbrämten Tuchmäntel unserer Frauen vererbten gleichsam durch ihr altes Herkommen auch alle Tugenden und alle Fehler der Mütter auf die Töchter. Die alten Röcke der Väter thaten Dasselbe bei den Söhnen; denn es war ja ein kostbares Erbstück, das man nicht so leicht wieder erwarb. Wie fein ist jetzt der Rock des Bauers und des armen Proletariers gegen die frühere Zeit! Mit Staunen betrachtet er jetzt in alten Raritätenkammern die groben Stoffe der Großen aus alter Zeit, wo noch die Kaiserstöchter und Ritterfräulein mit eigener Hand ihre groben Gewänder am Webstuhle fertigten. Er sollte sich jetzt ein Fürst dünken gegen jene Zeit. Der Reichere kleidet sich jetzt in Sammet und Seide, und es gab einst eine Zeit, wo ein König von Frankreich sich ein Paar seidene Strümpfe für eine große Vorstellung bei Hofe von einem seiner Unterthanen borgte. Eine That erzeugt die andere, wie der Stoß eines Körpers immer einen andern in Bewegung setzt. Großartiger mußte der größere Verbrauch von Kleidern auf den Ackerbau wirken. Ausgedehnter wurde der Anbau von Flachs und Hanf, in fernern Gegenden die Cultur der Baumwollenstaude. Damit wurde auch in rohern Völkern ein größerer Gewerbfleiß geweckt, wie es die Geschichte bei dem armen Fellah Aegyptens, freilich leider unter der drückenden Fessel eines Mohamed-Ali, sah, welcher sich den Handel mit Baumwolle so tyrannisch allein zueignete. Ferne Welttheile wurden bevölkert. Schon erzeugt Australien durch seine der Schafzucht so günstigen Weiden eine Fülle von Wolle, welche bereits mächtig auf die Märkte Europas einwirkt. Der Knecht, welchen sich der herrische Mensch in dem Wasser zu erziehen gedachte, war unvermerkt sein großer Wohlthäter geworden, der sich ihm allmälig unentbehrlich gemacht hat.

Wir sprechen nicht vom Wasser der Haushaltung, denn es könnte das nur eine weitere Ausführung des schon bei den Quellen Gesagten sein. Wir brauchen nur an diese nächste praktische Seite zu erinnern, um sofort in dem Leser eine Reihe von eigenen Betrachtungen über das Wasser wachzurufen. Innig hieran schließt sich die fernere Bedeutung des fraglichen Elements in den Gewerben. Zwei für die Culturgeschichte des Menschen außerordentlich wichtig gewordene Industriezweige fesseln unsern Blick zunächst. Es sind Bierbrauerei und Branntweinbrennerei. Beide, mit der Ackerwirthschaft meist verbunden, waren von jeher ein bedeutender Hebel für den vernünftigen Ackerbau, durch welchen die Viehzucht noch inniger an die Landwirthschaft gekettet wurde. Es ist so schön, wenn Nichts verloren geht, denn die Natur läßt ja auch aus dem Dünger wieder Blumen auferstehen. Der Fetzen des Bettlerkleides dient einst als Papier wieder Gelehrten und Fürsten. Aus dem kothigen Chausseestaube weiß der kunstreiche Töpfer noch die herrlichsten, jetzt viel gesuchten Blumenampeln zu schaffen. Ebenso dient auch dem Landwirthe noch der Abfall von Bier und Branntwein. Eine großartige Viehmast beruht hierauf, welche, verbunden mit dem Bier- und — dem leidigen Branntweinhandel — Millionen in Umlauf setzt. Ohne das Wasser wären diese beiden Industriezweige gar nicht möglich; eine Fülle von Reichthum, dem unentbehrlichen Hülfsmittel zur Verfolgung hoher, sittlich-edler Zwecke, würde mit dem Fehlen des Wassers unmöglich geworden sein.

Wer von Beiden ist aber zuletzt der Herr und wer der Diener geblieben? In dem großen Haushalte der Natur gibt es keine Knechtschaft. Jeder ist Diener und Jeder ist Herr, weil sich Beide durch gegenseitige Thätigkeit veredeln. Vielleicht ist ein anderes Beispiel noch schlagender. Aus Kieselerde und Pottasche lernte der Mensch das Glas verfertigen. Später veredelte der Mensch diesen Stoff, indem er ihn kunstvoll zu schleifen

und nach tiefen, mathematischen Gesetzen in Linsengestalt als Vergrößerungsglas und Fernrohr zu gebrauchen wußte. Einen einfachen Gedanken hatte der Mensch in das arme Glas gelegt und Millionen andere Gedanken gab ihm das veredelte Glas dankbar wieder. Nun erst erschloß sich der Mensch die unermeßlichen Himmelsräume wie den innern Bau von Pflanze und Thier. Jener einfache Gedanke, welchen der Mensch in das Glas legte, schuf ein neues Zeitalter durch die wunderbarsten Entdeckungen, zerstörte den Wahn vergangener Jahrhunderte, welche in den Himmelsräumen nur Irrlichter oder Himmelreich, in den Creaturen der Erde nicht die Zelle, nicht das Wunder im Kleinen sahen, aus welchem das Große erst hervorgehen konnte. Harmonischer wird nun die Natur. Alles wird dem Menschen verwandt, wird ihm Segen, Alles Himmelreich. In jedem Kleinen findet er seinen Beistand. Das Kleinste wird heilig durch seine hohe Bedeutung. Die ganze Natur wird eine große Kirche, wo jedes Kleine von dem großen Ganzen, von der unendlichen Einheit des Weltalls, das über ihm wie um ihn dasselbe Wunder ist, predigt. Das ganze Weltall wird ein einziges Vaterhaus, regiert durch den tiefsten Frieden ewig gleicher Gesetze, die kein Stoff überschreitet.

Die Dampfmaschine ist das Kind der neuern Zeit. Im Jahre 1699 durch Savary erfunden, verbesserte sie erst 1764 Joh. Watt so, daß sie in bedeutenden Fabriken, in Bergwerken und ähnlichen Industriezweigen verwerthet werden konnte. Das Wasser wird jetzt, in seiner dampfförmigen Gestalt, die Grundlage eines neuen Zeitalters. Dampfschiffe und Dampfbahnen haben eine neue Zeit geschaffen.

Die Erfindung der Dampfschiffe war dem Amerikaner Robert Fulton, im Jahre 1766 in Pennsylvanien geboren, vorbehalten. Schon 1793 begann er seine Versuche, setzte sie aber erst 1803, mit Unterstützung des amerikanischen Gesandten Livingston, zu Paris fort. Erst 1807 bauten Beide gemeinschaftlich in Amerika das erste Dampfschiff, welches seine Fahrt auf dem Hudsonflusse zwischen Neuyork und Albany mit einer Geschwindigkeit von fünf englischen Meilen in der Stunde begann. Verkannt und verspottet starb der große Erfinder im Jahre 1815 in seinem Vaterlande. Selbst Napoleon hatte ihn, als er von Fulton's Versuchen auf der Seine gehört, einen Narren genannt. Das that ein Mann, der unzweifelhaft die bedeutendste Erscheinung seines ganzen Jahrhunderts war! Aber wurde nicht auch Columbus verspottet? Und doch entdeckte er eine neue Welt. Fulton that noch mehr: er schuf eine neue Welt. Bald ward die Dampfschiffahrt 1811 auf dem Mississippi, in England 1812 auf dem Clyde in Schottland eingeführt. Am letztern Orte wurden bereits 1813 zwischen Glasgow und Greenock drei Schiffe so stark benutzt, daß sie von den bis dahin gebrauchten acht Kutschen vier von der Landstraße vertrieben. Ebenso fuhren bald ähnliche Personenboote auf dem Yare in Norfolk zwischen Yarmouth und Norwich. Zwei andere Dampfer liefen in demselben Jahre zu Manchester und Bristol vom Stapel. Auf dem Humber fuhr im October 1814 das erste Dampfboot, im Juni auf der Themse. In Fulton's Todesjahr (1815) lief der erste Dampfer auf dem Mersey zu Liverpool, vom Clyde kommend, ein. Jetzt besteht bereits zwischen Liverpool und Nordamerika eine regelmäßige Dampfschiffahrt, deren Schiffe schon in elf Tagen nach der Neuen Welt segelten, wozu man früher ebenso viele Wochen, und nach Umständen darüber, mit den Segelschiffen gebraucht hatte. Die neueste Zeit hat das Wunder auf die Spitze getrieben: sie bestimmt schon mit der Genauigkeit des Astronomen die Stunde des Eintreffens ihrer Dampfschiffe für die weitesten Entfernungen. Am 9. Januar 1851 Mittags lief der „Teviot", der zwischen Southampton in England und Rio Janeiro in Brasilien fahrenden Postdampfschiffahrtsgesellschaft gehörig, von Southampton ab, versprochenermaßen genau nach 30 Tagen, am 8. Februar Mittags, in Rio einzutreffen. Am letztern Orte machte man große Wetten für und wider und — der Teviot warf zur bestimmten Stunde im Hafen von Rio Janeiro seine Anker aus. Das Dampf-

schiff hat das Reisen in ferne Länder zu einer Lustfahrt gemacht, hat die entferntesten Völker miteinander verbunden, hat zu Nachbarn gemacht, die früher nicht aneinander dachten. Das Märchenhafte ist vom Ocean verschwunden und der Geist feiert seine Triumphe. Wer nicht auf das Verdeck will, bleibt in seiner Kajüte, die so bequem eingerichtet wie seine Arbeitsstube in der Heimat. Er vermißt dieselbe nicht, denn es steht ganz in seinem Belieben, sich seine Unterhaltung im einsamen Zimmer oder im belebten Hôtel des Dampfers zu suchen. Der Wind ist besiegt. Im stolzen, gleichmäßigen Gange gleitet der dampfende Palast über den Ocean mit der Ruhe und Sicherheit des Herrschers. Der blinde Zufall ist vom Meere verbannt und — „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!“

Auf dem Festlande geht dem Dampfschiffe die Dampfbahn zur Seite, oft im Wetteifer, wie es an der Elbe von Dresden nach Prag zu sehen ist. Fast zu gleicher Zeit mit Fulton bauten im Jahre 1802 Trevithik und Vivian die erste Dampfmaschine zum Fortbewegen der Fuhrwerke. Erst dem berühmten Maschinenbauer Stephenson in England, dem Vater so vieler europäischer Locomotiven, gelang es, aufgemuntert durch einen hohen, in England ausgesetzten Preis, der Dampfmaschine diejenige Einrichtung zu geben, durch welche sie nun im Stande war, in kurzer Zeit erstaunliche Strecken auf Eisenschienen zurückzulegen und somit als ein vorher nie geahntes Zugpferd die schwersten Lasten fortzubewegen. „Wenn das die Alten sehen könnten!“ hört man oft den sinnend stehenbleibenden Menschen ausrufen, wenn der Dampfer mit pfeilschneller Geschwindigkeit vorüberbraust. Es ist wunderbar, wie gern der Mensch die alte und neue Zeit gerade am Dampfwagen nebeneinanderhält. Sein schlichter Ausspruch hat tiefen Sinn; er verräth, daß der Sprecher sich freut, zu jener Classe hehrer Wesen zu gehören, von welchen nun nach dem Dichter

Wahr ist, was die Märchen logen,
Daß der Mensch den Raum betrogen,
Meilenstiefel angezogen!

Jedes Zeitalter hat seine Riesenmonumente gehabt. In Indien und Mesopotamien waren es die Tempel und Paläste, in Aegypten die Pyramiden, in Griechenland Statuen, in dem alten Europa kühne Münster und Dome. Das Monument des jetzigen Zeitalters ist, selbst wenn Erikson's erwärmte Luft ihr den Rang streitig machen sollte, doch wol noch auf lange Zeit die Dampfmaschine. Rascher entwickelt sich jetzt die Geschichte. Der Mensch hat sich in den Eisenbahnen künstliche Flüsse gebaut, die seinen Wohlstand gründen sollen. Schon bleibt das Volk zurück, das nicht unaufhaltsam mit Eisenbahnen vorwärtsgeht. Mit der Zeit wird die Plumpheit und Schneckenlangsamkeit des alten Frachtfuhrwesens gänzlich aufhören. Der Schnelligkeit seines Gedankens würdiger braust nun der Mensch über den Erdkreis in jenem Fluge, wo die Fluren im Kreise sich zu drehen scheinen und an welche der Dichter denkt, wenn er singt:

Flügel hat der Erde Schwere,
Lappland liegt im Mittelmeere,
Wo sie gleitet, die Megäre!

Billiger und leichter ist das Reisen geworden, darum reist man mehr. Hier kommt jener tiefwahre geschichtliche Zug wieder, den wir schon bei den wohlfeilern Kleidungsstücken berührten. Der Dampfer setzt die Massen in Bewegung, lockt sie hinaus in die Länder, selbst zu sehen, zu hören, zu prüfen. Unvermerkt wird der Dampfer ein großer Lehrer, der den Menschen selbst zur Quelle führt. Seine Bedeutung für den Handel braucht man gar nicht mehr zu erwähnen; sie liegt am Tage. Aber mit ihm fliegt auch in alle Winkel der Länder die Cultur. Rascher empfängt jetzt der Landmann im fernen Thale seine Zeitung. Schon ist der Mensch verwöhnt durch den rasenden Flug des Dampfers. Schon

zwingt er auch den Gedanken, mit der Geschwindigkeit seiner Geburt in die entferntesten Länder mit Hülfe des Elektro-Magnetismus zu eilen. Darum liegt ein tiefer Sinn darin, daß der elektrische Telegraph von je an den Eisenbahnen, an deren Seite er vermöge seiner Abstammung so innig gehört, angelegt wurde.

Wir verzichten auf das Weitere; denn noch ist erst der großartige Entwickelungsproceß in der Geschichte der Menschheit durch die Dampfmaschine angebrochen, keineswegs vollendet. Noch verhüllt uns der Schleier der Zukunft manche Umwälzung des Bestehenden durch die bezwungenen Elemente. In welcher Gestalt diese aber auch kommen mögen, Alles wird endlich darauf hinauslaufen, den Menschen frei zu machen in der edeln Bedeutung des Worts. Auch der Dampf ist ein Befreier. Seine große Zukunft läßt sich aus den Großthaten seiner Verwandten: der Wolken, des Regens, der Quellen, der Flüsse, der Meere und selbst seines Gegensatzes, des starren, kalten Eises, vorhersagen.

Ein pariser Frühlingsmorgen.

Wir geben aus einem Privatbriefe die nachfolgende Schilderung ganz in der Harmlosigkeit wieder, wie sie aus der Feder einer in Paris lebenden geistreichen Deutschen geflossen ist.

* * *

... Um acht Uhr bring' ich meinen kleinen Paul meistentheils selbst in die Schule. Heute kann ich der Versuchung nicht widerstehen, einen Gang durch den angrenzenden Garten des Luxembourg zu machen. Da geh' ich denn durch die hellgrünen Lindenalleen, in denen sich zu meiner Freude sogar eine Nachtigall vernehmen läßt und schlendere zwischen den blühenden Geländen hin. Hinter diesen Geländen stehen unzählige Fruchtbäumchen, in Fächer-, Trichter-, Pyramiden- und andern bizarren Formen, die aber trotz dieser Bemühungen der Kunst, grâce à leur bon naturel, jetzt mit duftenden Blüten überschneit sind, dazwischen blicken ausländische Gewächse aller Art hindurch, der schöne groseiller du Japon reicht dem Wanderer seine rothen Blütenzweige entgegen und auf jedem Purpurblättchen schimmert — Adelaide — oder wen man sonst im Herzen trägt. In meine Bewunderung vertieft, bin ich unvermerkt in den Mittelpunkt gelangt; da stoße ich auf ein attroupement, glücklicherweise auf eins der friedlichsten Art. Es ist Herr Hardy, der jardinier en chef du Luxembourg, der hier unter freiem Himmel — und das schon den ganzen Winter hindurch - einen cours pratique sur la taille et la greffe des arbres hält. Das Auditorium, sehr zahlreich, besteht aus Blousen und schlichten Röcken und darunter auch einigen emancipirten Damen, dieser nothwendigen Beimischung jeder öffentlichen Versammlung in Paris. Dann und wann gesellte sich auch unser Freund E. hinzu, der neben seiner Passion für die Folianten immer noch ein faible für die Pflanzenwelt hegt und, en attendant qu'il ait des arbres, einstweilen lernen will, wie man sie beschneidet. Ich hörte ein Weilchen in ehrfurchtsvoller Entfernung zu, freute mich, wie Herr Hardy — seiner Natur nach ein Landmann — trotz mancher liaison dangereuse der Rhetorik, seinen Gegenstand in der den Franzosen eigenen klaren und eindringlichen Weise behandelte, und dachte dabei, in welchem Kauderwelsch sich wol bei uns zu Hause Herr D. und Consorten bei ähnlicher Gelegenheit ausdrücken würden. Darauf lenkte ich meine Schritte bergan, der schönen Avenue zu, die, unter dem Namen Allée de l'Observatoire, dieses mit dem Palais du Luxembourg verbindet und besser Allée des étudiants et étudiantes hieße, denn es ist die Heerstraße, auf welcher die Musensöhne aus dem quartier d'Enfer in ihr Paradies, die Chaumière, ziehen. Man kann diese Straße nicht betreten, ohne auf eins dieser Originale zu stoßen und so begegneten denn auch wir, trotz der frühen

Stunde, sogleich einigen kostbaren Exemplaren in schäbigem Paletot, die Hände in den Taschen, den brûle-gueule im Munde, die Étudiante am Arme ziehend und diese wiederum in Federhut und cachemire — nach Befinden reichlich mit Fettflecken gemustert — eine ungeheure Stoßkante am Falbelkleide, in bloßen Händen und abgetretenen Schuhen. Hinterher — c'est de rigueur — ziehen lachend und singend zwei Commilitonen nach, mit denen die „Schöne" — in der Regel aber bodenlos häßlich — weit mehr beschäftigt scheint als mit dem Glücklichen, dem sie am Arme hängt; das hat nichts auf sich, denn von Eifersucht ist hier nicht die Rede; alle Drei repräsentiren blos le passé, le présent et l'avenir in brüderlicher Eintracht nebeneinander lebend. Um diese Zeit sind die Bänke noch leer. Dennoch sieht man schon hier und da ein Kindermädchen in traulichem Gespräche mit einem Tourlouron, währenddeß ihre kleinen, ihr gewidmeten und deshalb weiß gekleideten Pflegebefohlenen, sich à coeur joie im Staube suelen. Man nennt sie doués en blanc, sollte sie aber eigentlich doués en sale nennen. Auch der galante Municipal fehlt nie. Dieser ist unabänderlich der mehr gereiften und gebräunten Schönheit der Küche ergeben, und wirklich kann man sich, wenn sie im Sonntagsstaate neben ihm herschreitet, in ihrem vor Freude und Seife strahlenden Antlitze spiegeln. Dies Pärchen ist indessen kein eigenthümlicher Zug in der Physiognomie des Luxembourg, denn daß Mars und Venus einander gewogen sind, ist überall hergebracht. Unterdessen habe ich den weiten Platz erreicht, der, von zwei Terrassen begrenzt, sich vor dem Schlosse Luxembourg ausbreitet. Diese Terrassen nun sind mit den Statuen — man könnte von den meisten sagen Caricaturen — der Königinnen von Frankreich besetzt, und da ich eine nach der andern betrachtete, mußte ich mir mit Beschämung eingestehen, daß ich vor einigen Jahren, bei ihrer Aufstellung, mehre sehr schön gefunden hatte, die mir gerade jetzt am fratzenhaftesten erschienen. Ebenso geht es mir, wenn ich ins Museum komme, wo die Werke lebender Meister aufgestellt sind; Bilder, die mich, und mit mir ganz Paris, noch vor Kurzem entzückten, ekeln mich jetzt förmlich an in ihrer Unnatur, und auch das Publicum geht nun kalt daran vorüber. Dieselbe Erfahrung mache ich an musikalischen und poetischen Erzeugnissen, und überzeuge mich dadurch mehr und mehr, daß die Urtheile der Mitwelt — die Gebildeten und Sachverständigen an der Spitze — wenig Bedeutung haben, und die Zeit allein der wahre Probirstein für den Werth eines Kunstwerks ist.

Währenddeß ich nun so über diese eben nicht neue Wahrheit nachdachte, hat sich die Terrasse, welche die gute Gesellschaft des Quartiers zu ihrem point de réunion auserkoren, belebt; eine Menge burgundischer Ammen haben sich en comité versammelt und schnattern durcheinander wie die Gänse. Die Ammen sind hier ein Luxusartikel und gehören folglich zur guten Gesellschaft; sie haben deshalb auch einen unverschämten Stolz. Auf der Terrasse stehen eine Unzahl Rohrstühle; moyennant deux sous hat man das Recht, auf einem Platz zu nehmen und einen zweiten als Fußschemel oder Tisch zu gebrauchen, aber wehe Dem, der sich einfallen ließe, diesen zweiten Stuhl seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzugeben und etwa sein Kind darauf zu setzen. Sogleich stürzt der weibliche Cerberus, der zu ihrer Aufsicht bestellt ist, herbei und fodert andere 20 Centimes. Nach und nach kommen nun auch die der Schminke und der coiffure à la hurluberlu treu gebliebene Douairière, der pensionirte Offizier mit seinem Journal, die eleganten Mamans mit den schottisch, englisch, griechisch, beduinisch gekleideten Kindern. Die Mütter ziehen die englische Stickerei heraus, die Kinder organisiren gemeinschaftliche Spiele; dazu laden sie sich gegenseitig ein und das ist immer ein ganz besonderes Amusement für mich. In der Art und Weise, wie so ein kleines Mädchen, das kurze Röckchen hin- und herdrehend, auf das andere zugeht, sich verbeugt und währenddeß sie auf den danebenstehenden Bruder oder sonstigen Begleiter blickt, „Mademoiselle voulez-vous jouer?" lispelt, darin liegt schon ein ganzer Abgrund von Koketterie. Es bilden sich dichte Kreise von

Zuschauern aus allen Ständen, und nun beginnen die Springübungen, die der Franzose das ganze Leben hindurch fortsetzt; in der Kindheit wird über das Seil gesprungen, in der Jugend beim Cancan und im reifern Alter kommen die großen politischen Sprünge, die mitunter sogar die Proportionen eines saut du tremplin annehmen.

Es war aber hohe Zeit, daß ich an meine eigenen Kinder, groß und klein, daheim dachte und somit ging ich denn raschen Schrittes durch die Blumenbeete, in denen dieses Jahr die Kaiserkrone dominirt, warf den mythologischen Größen, die daraus hervorschauen und denen man kürzlich einige kolossale Adler beigesellt hat, nur flüchtige Blicke zu und erreichte bald den Ausgang dem Odéon gegenüber. Hier sehe ich zu meinem Erstaunen, vor dem sonst öden Theater, Menschen und Wagen in Menge. Qu'y a-t-il? frage ich eine Blumenverkäuferin, währenddeß sie gerade in ihrem: fleurissez vous mesdames! pausirt. Rien, on fait queue pour l'honneur et pour l'argent. — Queue pour l'argent, c'est tout simple, mais queue pour l'honneur, par exemple, en voila «du grand et du neuf!» Der zunehmende Beifall, den dieses Stück „Ehre und Geld" findet, (unter uns gesagt fünf Acte Prosa in Versen) ist dennoch ein erfreuliches Zeichen. Das Sujet des Ponsard'schen, vom Kaiser mit Pension und Ehrenlegion belohnten Stücks (obgleich Ponsard ihm abgeneigt) ist in Kürze dieses: Ein reicher junger Mann opfert der Ehre seines Vaters sein Vermögen und verliert mit ihm nicht nur die Schmeichler und Freunde, die ihn umgaben, sondern auch eine geliebte Braut. Er klopft an alle Thüren, die ihm sonst à deux battants geöffnet wurden, und findet sie alle verschlossen. Nach mancher andern bittern Erfahrung beschließt er, nur bei sich Hülfe zu suchen, und da findet er sie denn auch in der Kraft des Willens und der Liebe zur Arbeit. Ein treu gebliebener Freund und eine neue aufkeimende Neigung ermuthigen ihn auf dem rauhen Pfad. Er wird nun wieder reich und angesehen und das Beste ist, daß — das Geld zuletzt sich doch wieder ins Mittel schlagen muß, um die Ehre zu Ehren zu bringen. . . . Die Verse oder wenn man will die Reime sind fließend, von manchem treffenden Zuge und glücklichen Worte durchweht, aber ich für meine Person habe zu Hause täglich so viel zu rechnen, daß ich die Stücke nicht leiden kann, wo ich mich mit Ziffern herumschlagen, Hauptbücher durchsehen und ununterbrochen Geld klimpern hören muß, so angenehm mir auch sonst dieser Klang ist.

Nun bin ich vor der äußern Façade des Luxembourg angelangt, wo der Senat seine Sitzungen hält; hier ist im Gegensatz zum Odéon Alles öde und still; keine queue, keine „Ehre" und kein „Geld" — einige Cabriolets à 1 Francs 10 Centimes — der pariser Fiacre in seiner demüthigsten Form — verrathen, daß die pères conscrits, die Repräsentanten des jetzigen Frankreichs, in hohem Rathe versammelt sind. Ich wollte auf kürzestem Wege nach Hause eilen, da fiel mir ein, daß heute Blumenmarkt vor Ste.-Sulpice ist. Den versäume ich nicht gern, weniger der Augen- als Geruchsweide wegen; und wirklich ist man dem so vielfach hier beleidigten Organe dann und wann eine Genugthuung schuldig. Ich lenke also in die Rue Bonaparte ein, die mich in gerader Linie nach der place Ste.-Sulpice führt. Aber was erblicke ich da! — décidément, c'est le jour des attroupemens. Dichte Menschenmasse, Scharen von Kindern, sergents de ville à pied, municipaux à cheval! — Erschreckt flüchte ich in den nächsten Laden und frage was das Alles zu bedeuten hat. „Mon Dieu, c'est un *chinois* qu'on baptise", antwortet la dame du comptoir — „je vous engage à y aller, madame, ce sera une magnifique cérémonie." — Ueber den Charakter der Bewegung beruhigt, nähere ich mich nun der Kirche und da sehe ich denn von allen Seiten unzählige Kinder in unabsehbaren Colonnen herandringen. Es sind hauptsächlich die Schulanstalten, die unter geistlicher Aufsicht stehen; die Doctrine chrétienne, St.-Nicolas, St.-Vincent und wie sie sonst heißen mögen, unter der Führung von Brüdern und Schwestern aller Orden und aller Farben; eine Menge

anderer Institute, ich glaube sogar die Stummen und die Blinden; Alles, Alles um den einen Chinesen! Die Mädchen, in dem graziösen Pensionscostüm — schwarze Merinobeinkleider, schwarze Röcke und eine Art weißer Nachtmützen — tragen fast sämmtlich ihre Schutzheiligen oder sonstigen Amulete an breiten blauen Bändern auf der Brust. Nun erscheint auch Monsignore Garibaldi, der päpstliche Nuntius, im großen Ornate, mit ihm andere Würdenträger in der Hierarchie, außerdem Abbés und Curés in Menge, elegante Damen in glänzenden Equipagen und mehr Volk, als der Platz fassen kann. Rings herum werden, neben dem gâteau de Nanterre — alle möglichen articles de piété ausgerufen, Kerzen, Heiligenbilder, medailles commémoratives, de petits bons Dieux, wie Béranger sagt — und nun beginnen die Ceremonieen in der Kirche. Den einzigen Chinesen selbst, der diese zeitgemäße und charakteristische Bewegung in Paris hervorbrachte, sah ich nicht, freute mich aber von Herzen, daß er hier unter dem fernen Himmelsstriche, hier in der fremden Umgebung, doch wenigstens auch etwas von dem heimatlichen Fetischismus wiedergefunden hatte. Und plaisanterie à part, dieser Verein, der unter dem Namen oeuvre du rachat die überzähligen Kinder, welche die Chinesen zu ertränken pflegen, aufkauft und erziehen läßt, ist, wenn die Sitte wahr ist, gewiß ein sehr verdienstlicher, wenn auch die Einführung eines solchen Novizen endlich in den Schoos des Christenthums mit weniger Pomp und ceremonieller Absichtlichkeit ausgeführt zu wünschen wäre. — —

Anregungen.

Sydow's Worte am Sarge Ludwig Tieck's.

Tieck hatte geahnt, was die berliner Souchons, Büchsels u. s. w. an seinem Grabe reden könnten und trug in seinen letzten Lebenstagen Sorge dafür, vor jenen Todtengerichten sicher zu sein, die diese Herren in Berlin neuerdings über die bedeutendsten Namen anzustellen sich berufen fühlen. Das Erlöschen seiner Lebensgeister ahnend, berieth er sich mit einem aufgeklärten, edeln Schüler Schleiermacher's und das Ergebniß dieser Verständigung ist die jetzt im Druck erschienene Sargrede, die der Bildung, ja dem Muthe jenes Geistlichen Ehre macht. Denn Muth gehört dazu, im Angesicht der in Berlin herrschenden Religionsauffassungen so über Tieck zu sprechen, wie Sydow gesprochen hat.

Der milde Geistliche geht auf Tieck's ganzes Leben ein und verleugnet nicht im mindesten etwas von Dem, was die Welt, wie sie ist, das Vaterland, wie es ist, die Literatur, wie sie ist, von Tieck empfangen haben. Daß ein Geistlicher am Sarge eines solchen Todten ihn so nimmt, wie ihn Gott, das Schicksal und er sich selbst geschaffen, ist neu und in unsern Tagen doppelt anerkennenswerth. Ein geistlicher Nachruf, der nicht nur nicht richtet, sondern wie eine Stimme aus der Gemeinde an einem solchen gebrochenen Auge eines Achtzigjährigen, an der Stätte, wo er gelebt und gewaltet hat (in Berlin werden die Sargreden im Hause gesprochen), unter seinen Büchern und seinen Sesseln den Geist des Dahingegangenen ehrt und nur Diesem, wie er einmal war, huldigt, nur Diesem, wie er sich in seinen Werken ausgeprägt hat, die letzten Abschiedsworte zuruft, das verdient um so mehr den allgemeinsten Beifall, als es, wie sich voraussehen läßt, dem Redner dafür an Anfechtung nicht fehlen wird.

Eine andere Frage wäre freilich die, ob die von dem Redner aus Tieck's immer nur fragmentarisch gewesenem Dasein gezogene Einheit seines Wesens die richtige ist? Dagegen ließe sich allerdings mehr einwenden als an einer Stelle, wo man Sydow's edle Absicht zu ehren hat, des Weitern auszuführen angemessen scheinen dürfte.

Sinn und Sprache der Pflanzen.

Das Wesen der Pflanze ist die Sehnsucht. Der Baum, der seine Zweige in die Lüfte streckt, lieber würd' er wie Duft und Klang im Aether leben, wenn ihn die irdische Bedingung nicht gefesselt hielte. Die Blume wendet ihren Kelch der Sonne zu und entfaltet im Schatten sich mit gedeihlicherm Wachsthum als im Lichte.

Der Mensch hat dies Sinnen und Träumen der Pflanzenwelt wohl verstanden. Seit Jahrtausenden schon legt er sein eigenes Empfinden dem Baum und der Blume unter und was sein eigener Mund oft Anstand nahm, auszusprechen, was für ihn selbst Ahnung nur war oder ein Schauer der Furcht, er ließ die Pflanze

statt seiner reden ebenso im Bilde des Dichters wie im Selam des Liebenden und im Volksglauben, der die Pflanzenwelt zum Symbol der Religion wählte.

Dies ganze Gemeingefühl zwischen dem Menschen und der Pflanzenwelt hat kürzlich F. Th. Bratranek zum Gegenstande eines größern Werks gemacht, das unter dem Titel: „Beiträge zu einer Aesthetik der Pflanzenwelt" (Leipzig 1853), erschienen und mannichfach anerkennend gewürdigt ist. Den Widerklang der Blumen-, Gräser- und Baumwelt im menschlichen Gemüthe finden wir in diesem, auch mit einer, dem zarten Gegenstande entsprechenden Sinnigkeit geschriebenen Werke in seine einzelnen Accorde aufgelöst. Die Anknüpfung der Pflanzen an die Religion, an das Heimatsgefühl, an die Sage, das Volkslied, die Sitten und Gebräuche ist die mehr sittengeschichtliche Partie des Werks. Die psychologische verbreitet sich über die Eindrücke, die die Pflanzenwelt auf das menschliche Gemüth hervorbringt je nach Duft und Wachsthum, nach heilender oder verderblicher Wirkung. Eine letzte Partie endlich faßt die Pflanze auf in der freiern Beherrschung jenes Menschenwitzes, der nicht mehr in so gebundener Abhängigkeit von ihr lebt wie der Mensch im Naturzustande, sondern schon mit künstlerischem Bewußtsein sich ihrer als Organs seiner Absichten bedient. Die gründlichste Kenntniß der Botanik liegt allen diesen Erörterungen zum Grunde.

Ohne einen lebendigen Sinn für Poesie war diese Aufgabe nicht zu lösen. Der Verfasser überrascht durch eine reiche Sammlung von Beispielen aus den Schätzen der Literatur und zu einem und demselben Zweck verbunden gehen nun bei ihm die deutschen, die orientalischen und die slawischen Dichter Hand in Hand. Diese „Aesthetik" der Pflanzenwelt wird ohne Zweifel von vielen empfänglichen Gemüthern aufgenommen werden etwa wie eine nochmals vorgeführte, wieder lebendig gewordene und in Worten ausgesprochene Erinnerung an ein einst genossenes glückliches Garten- oder Reiseleben, wo die Vergangenheit dem unbedeutendsten Momente eine Verklärung gibt, die fast dem Augenblicke des Genusses noch fehlte. Müßten wir schließlich allerdings eine gewisse Ueberfülle der Ausführung tadeln, die oft statt Erquickung Ermüdung bringt, so tritt entschuldigend für den Verfasser der allzu verlockende Reichthum seines schönen Gegenstandes ein.

Die Sternenwelt.

Wer sich über den gestirnten Himmel noch ohne alle Vorkenntnisse befindet, dem darf man eine kleine, außerordentlich populär geschriebene Schrift empfehlen, die unter dem Titel: „Das Evangelium der Natur", in Mannheim erschienen ist. In dialogischer Form beschäftigt sich dieser erste Theil eines größern populären Werks über das ganze Naturwissenschaftsgebiet mit den Sternen. Der Verfasser weiß die Steigerungen seiner Darstellung gut zu vertheilen und regt ebenso die Phantasie wie den Verstand an. Jene durch seine, auf ein stetes Erstaunen berechneten Zahlendemonstrationen, diesen durch mancherlei Nutzanwendung über die aus der Erkenntniß des Firmaments zu schöpfenden Lebens- und Gesinnungsstichten. Wir theilen ganz des Verfassers Begeisterung für die durch die Sterne gewonnene Anschauung unsers Daseins, hätten aber eine genauere Angabe derjenigen Dinge gewünscht, denen doch nur allein gegenüber der Mensch, im Selbstbezug auf die Größe des Alls, sich als das winzigste Atom eines Atoms zu fühlen hätte. Daß trotz aller Millionen Sterne und Milliarden Sternenweiten der Mensch sich sagen darf: Und in mir selbst lebt eine Welt, die specifisch dennoch eine andere ist als diese, wenn auch unbegreiflich majestätischerschaffene, in mir selbst fühl' ich mich, wenn auch gleichfalls nur Atom, doch Theil einer zweiten Wesenkette, die nicht nöthig hat, sich so ganz an dies große chaotische All zu verlieren, diese zweite Thatsache des Bewußtseins, die über das staunende äußere Auge hinausgeht und eine ebenso große Welt in unserm Herzen dem innern Auge erschließt, hätte der Verfasser etwas mehr ausführen sollen; denn zu dem schönen und erhabenen Standpunkte der Menschenwürde, dem seine klare und edle Belehrung gewidmet ist, sich allein aus dem Gefühl der Nichtigkeit aufzuschwingen, möchte nicht jedem seiner Schüler sogleich gegeben sein.

Die Räthsel der Menschennatur.

Als Herr von Reichenbach in der „Allgemeinen Zeitung" mit seinen „Odisch-magnetischen Briefen" vor das Publicum trat, fand er wol wenige Gläubige, viele Spötter und jedenfalls noch mehr Zweifler. Die Wissenschaft selbst, statt sich seiner vielfachen Versuche zu bemächtigen und sie prüfend zu wiederholen, schloß sich eher von ihnen ab. Liebig sprach in seiner münchener Eröffnungsrede über die Odwissenschaft wie folgt: „Da die Sinnen- und Nervenapparate die Werkzeuge der Geistesoperationen des Beobachters sind, durch welche die Eindrücke, auf die er seine Schlüsse und Folgerungen stützt, empfangen und fortgepflanzt werden, so liegt es in der Natur der Sache, daß

Personen, deren Nervensystem sich nicht in vollkommen gesundem Zustande befindet, sich zum Beobachten durchaus nicht eignen, und Sie verstehen hieraus, warum die neue Odwissenschaft keinen Eingang in das Gebiet der Naturforschung gefunden hat. Der Entdecker des Od hat keine von all' den Erscheinungen, die das Od hervorbringen soll, selbst gesehen oder wahrgenommen, noch sind sie von andern vorurtheilsfreien Personen mit gesunden Sinnen und dem besten Willen, sie wahrzunehmen, jemals wahrgenommen worden; seine Sensitiven sind nicht im Stande, Das, was sie sehen oder empfinden, aus sich selbst herauszubeschreiben; sie müssen erst von dem Fragesteller, der aber die Erscheinung nicht sieht und nie gesehen hat, auf die einzelnen Theile derselben und ihre Eigenthümlichkeit durch seine Fragen aufmerksam gemacht und geleitet werden."

Indessen über die Anerkennung von Erfahrungen, die man nicht selbst macht, sondern von Andern annehmen muß, läßt sich viel einwenden. Ein anderer bedeutender Naturforscher, Franz Arago, sagt zwar nicht über das Od, doch über einen verwandten Gegenstand, den thierischen Magnetismus: „Der Zweifel hat den Fortschritten der Wissenschaften nie geschadet; nicht ein Gleiches läßt sich vom Nichtglauben sagen. Wer irgendwo, außer in der reinen Mathematik, das Wort «unmöglich» ausspricht, ist zum mindesten unklug, namentlich dem thierischen Magnetismus gegenüber. Trotz tausendjährigen Beobachtens kennen wir unsere eigenen Sinne noch lange nicht.

Als Reichenbach vor nun etwa sechs Jahren zuerst mit seinen Untersuchungen über die durch den Magnet und die Krystalle erzeugten Phänomene hervortrat, nahm Schreiber Dieses davon Veranlassung, die Versuche zu wiederholen. Die Gelegenheit dazu, ein großes Krankenhaus, war günstig. Es wurde ein Magnet in Hufeisenform von außerhalb herbeigeschafft, den die Bewohnerschaft des Hauses, abgesehen davon, daß sie an sich schon keine Kenntniß von dem Magnete, noch weniger von den Reichenbach'schen Entdeckungen hatte, auch nie zu Gesicht bekam. Täuschung oder Irrthum in dieser Hinsicht war durchaus unmöglich. Der Primärarzt selbst gehörte in Bezug auf die Mittheilungen Reichenbach's vor meinen Versuchen zu den total Ungläubigen. Unter dem weiblichen Krankenstande hätte man nach den angeblich so zahlreichen Erfolgen Reichenbach's eine bedeutende Zahl seiner sogenannten „Sensitiven" erwarten sollen; wenigstens fehlte es nicht an Solchen, bei denen ein reizbares oder verstimmtes Nervensystem angenommen werden konnte. Allein bei Allen brachte die Anwesenheit des Magnets, der Sicherheit des Versuchs wegen sorgfältig in meiner Tasche verborgen, durchaus keine sichtbare oder nachweisbare Wirkung hervor. Nur bei einer Einzigen, einem jungen, vollblütigen Mädchen, das uns schon mit einer langen Reihe hysterischer Launen weiblich gequält hatte, trat, was wir als Wirkung des Magnets erklären mußten, in so auffallender Weise ein, daß auch dem zweifelnden Arzte jeder Zweifel gehoben sein mußte. Das Mädchen fühlte sich von der Gegenwart des Magnets, ja schon von seiner Annäherung so afficirt, daß sie z. B. nach den ersten gleichgültigern Fragen meines kalt dreinsehenden Collegen, die von der relativ Kranken in gewohnter Weise beantwortet wurden, in demselben Augenblicke in die höchste Aufregung kam, in dem ich, von ihr ungesehen und ungehört, nur mit dem Magnete über die Schwelle des Zimmers trat. Sie wand sich förmlich unter der Hand des pulsfühlenden Arztes, zeigte gegen mich Hinzutretenden die größte Abneigung und einen ihr selbst unerklärlichen und unangenehmen Widerwillen. Alles Dies fehlte, wenn ich ohne den störenden Magnet kam; daß dieser die Ursache sei, konnten wir uns nicht verhehlen. Es galt nun noch, sich über die von Reichenbach erwähnten, den Sensitiven wahrnehmbaren Lichterscheinungen am Magnete zu vergewissern. Auch diese Versuche gelangen auf eine überzeugende Art, und zwar um so unzweifelhafter, als mein dabei zu Hülfe gezogener Freund, der Chemiker Herr von B., der, wie er nachher gestand, selbst nicht ganz traute, unserer Verabredung entgegen verfuhr, ohne daß ich es natürlich im ganz dunkeln Zimmer bemerken konnte. Das Mädchen schilderte das von ihr Gesehene allerdings nicht in der Ausführlichkeit wie die Reichenbach'schen Sensitiven; es versetzte sie in große Aufregung; allein wir konnten uns schon damit begnügen, daß sie flammenartige Ausstrahlungen an den Enden des Magnets (den sie nicht sehen konnte) von verschiedener Farbe zu erblicken erklärte. Eine Täuschung konnte hierbei gleichfalls nicht im Spiele sein.

Mit dem Vorstehenden soll nur aufmerksam gemacht werden, daß man räthselhafte Erscheinungen weder über- noch unterschätzen möge. Ein Ueberschätzen tritt uns bis jetzt bei dem Tischrücken entgegen. Die unbeschreibliche Aufregung, mit der es aufgenommen wurde, muß vorerst noch jede unbefangene Beobachtung mehr hindern als fördern.

Frankfurt a. M. Dr. Fn.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 36.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Hübotter.

I.

Es war im Sommer 1835, als der rühmlich bekannte, zehn Jahre später verstorbene, französische Schriftsteller und Kritiker, Charles Nodier, auf einer Reise im mittäglichen Frankreich, in der Stadt Agen bei einem Haarkräusler eintrat, dessen zierliches Häuschen sich freundlich empfahl, um die Verwirrungen einer im Postwagen überstandenen Reisenacht aus seiner Frisur tilgen zu lassen. Wol in der Absicht, bei dieser oberflächlichen Kopfarbeit sich einigermaßen geistig zu beschäftigen, griff der Patient nach einigen beschriebenen Papierschnitzeln, die zu Haarwickeln zusammengefaltet umher und ihm gerade zur Hand lagen. Er entfaltete sie und begann zum großen Verdruß des Haarkräuslergesellen, der sein künstlich errichtetes Gebäude in sein früheres Chaos zurückzusinken in Gefahr sah, ganz eigenthümliche, rhythmische Bewegungen mit dem Kopfe zu machen und mit Hand und Mund eine freudige Ueberraschung zu erkennen zu geben. Er hatte nämlich zu seiner nicht geringen Verwunderung gefunden, daß die Papillotenpapiere mit Versen der von ihm besonders geschätzten gascognischen Mundart beschrieben waren und zwar den schönsten und wohlklingendsten, die wol je seit den Zeiten der „Liebeshöfe" in der schönen Langue d'Oc erklungen waren.

Der erstaunte Kritiker — damals noch nicht Akademiker — forschte angelegentlichst nach dem Urheber dieser, seiner sonst so ausgebreiteten literarischen Kenntniß völlig fremden und derselben doch so würdigen Verse und erfuhr zu seiner noch größern Ueberraschung von der Hausfrau, daß der Verfasser derselben kein Anderer sei als ihr eigener Mann, in dem Augenblicke gerade in seinem Geschäfte abwesend. Er beschäftige sich, setzte sie in dem Tone nur wenig unterdrückter Misbilligung hinzu, in seinen Nebenstunden mit Dichten; sie aber, um zu der Zeit nicht auch noch das Papier zu verlieren, verbrauche die beschriebenen Zettel gelegentlich zu Haarwickeln.

Charles Nodier, jetzt nur um so begieriger, die Person des ungewöhnlichen Geistes, der ihn aus den beschriebenen Schnitzeln angeweht hatte, von Angesicht zu Angesicht zu

sehen, wartete des Haarkräuslers Rückkehr ab und fand seine Beharrlichkeit durch die Bekanntschaft mit einem Manne belohnt, dessen Wesen und Charakter — eine nicht gar zu häufige, aber um desto wohlthätigere Erfahrung — im vollsten Einklange mit den Ergüssen seines Geistes standen. Und ohne weitere Umstände erfüllte auch der Dichter sogleich des Fremden Verlangen nach dem Besitze der ganzen Sammlung der in so sonderbaren Fragmenten entdeckten Gedichte. Er übergab ihm dieselbe, die, obwol schon seit 1825 blatt- und heftweise gedruckt, doch bisher nur im beschränkten Kreise befreundeter Personen und sprachverwandter Landsleute in und um Agen bekannt und so auf eine ihrem Werthe nichts weniger als entsprechende Weise verbreitet waren. Doch „das Echte bleibt der Nachwelt unverloren" und findet sicher, früher oder später, den Augenblick seiner Würdigung.

Einige Jugendversuche ungerechnet, hatte Jakob Jasmin oder Jaquou Jansemin in gascognischer Sprache seine eigentliche, wenngleich noch verborgene dichterische Laufbahn mit einem ihm, man möchte wol sagen, angeborenen größern Gedichte komisch-epischer Art begonnen. Es ist Chalibari (Charivari), Katzenmusik, betitelt und schildert in drei Gesängen oder, wie der Dichter sie des mündlich-declamatorischen Vortrags wegen nennt, Pausen, den Hergang einer solchen, durch den Titel bezeichneten, in Frankreich, vorzüglich dem südlichen, sehr gewöhnlichen Volksdemonstration. Dies Gedicht ist eine wahre Fundgrube naiv-rührenden Humors; voll des feinsten Volkswitzes edelster Art und bei all seiner ungezwungenen Natürlichkeit von so kunstvoller Anordnung, daß man meinen sollte, der Dichter habe, was doch nicht der Fall ist, die alten Muster gründlich studirt.

Es folgten darauf einige Oden, ebenfalls über volksthümliche Gegenstände, in treffendem, nie buhlerisch hinabsteigendem, sondern stets erhebendem Volkstone gehalten. Hierher gehören vorzüglich: „La mort du Général Foy," noch vom Jahre 1825; ferner vom Jahre 1830: „Lou très de May." Der dritte Mai, Festgedicht auf die Einweihung der vom Lande so sehnlichst erwünschten und demselben trotz des Versprechens zehn Jahre lang vorenthaltenen Bildsäule seines Heinrich (des Vierten), die nun endlich auf Betrieb eines Grafen Dijon, am Ufer der Boïze, am Fuße des Schlosses Nérac errichtet ward. Jasmin singt von ihm:

Ihn stellt jedwed' Jahrhundert
Als Musterkönig hin:
Wenn Der den Muth bewundert,
Rühmt Der den milden Sinn.
Wahr ist's, mit Liebeshändeln
Hatt' er gar viel zu tändeln,
Doch nur der Undank macht
Daraus ihm ein Verbrechen,
Da zehnfach seine Schwächen
Die Tugend überragt.

Wie oft am Sonntag Morgen
Verließ er den Palast,
Trat, unterm Wamms verborgen,
In unsre Hütt' als Gast;
Trank auf der Bank von Steine
Von unserm herben Weine,
Und aß, wie Bauern thun,
Vom groben Hirsekuchen,
Um selbst zu untersuchen,
Ob auch im Topf das Huhn.

Dies treffliche Gedicht ward schon damals, am 5. Mai 1830, von der Société d'Agriculture d'Agen verdientermaßen gekrönt und erwarb dem Dichter später die besondere Gunst des für Schönes und Edles so empfänglichen und so tragisch umgekommenen Herzogs von Orleans. Ferner gehört hierher die herrliche Ode auf den Marschall Lannes (Lou Maréchal Lanos), einen Gascogner, zu dessen Preise er mächtig in die Saiten griff.

Jasmin hat die Hauptmomente seiner Jugendzeit selbst geschildert in seinen Erinnerungen, einem Gedichte, das in der Form einer Epistel an einen Landmann gehalten ist. Er beginnt:

Das vor'ge Säculum war, alt und schwach,
Von seinem Ziele nur noch eine kurze Strecke;
Da kam in einer düstern Straßenecke,
Mit mehr als einer Ratte unter gleichem Dach,

Am Donnerstag vor Fastenzeit,
Wo man der Brätzeln sich erfreut,
Von einem Aelternpaar, sie lahm, er buckelig,
Ein kleiner Schelm zur Welt und dieser Schelm war ich.

Aus dieser ersten Strophe schon erkennt man den humoristischen Geist des Ganzen. Statt wie Prinzen unter Kanonendonner das Licht der Welt zu erblicken, erschütterte sein unentweihtes Ohr der höllische Lärm einer Poltermusik, welche Nachbarn einem Nachbar brachten und deren Horngeschmetter und Kesselgedröhn durch das Absingen einiger dreißig Strophen eines Liedes geschwellt wurde, dessen Verfasser Jasmin's eigener Vater, ein armer Flickschneider und auch schon Bänkelsänger war und der selbst das Concert dirigirte, während ihn Apollo daheim mit der Geburt seines Jasmin belohnte. Dieser Umstand ist der Grund, weshalb wir vorhin sagten, Jasmin's erstes größeres Gedicht, das Chalibari, sei ein ihm so zu sagen angeborenes. Bei Aufführung von dergleichen Musiken, die in Frankreich, besonders dem südlichen etwas Alltägliches sind, war der alte Jasmin seiner Talente als Gelegenheitsdichter wegen und als Instrumentist im ähnlichen Sinne, unentbehrlich, und da dieser Zweig seiner Gewerbe vielleicht der fruchtbringendste sein mochte, so schien er auch den Sohn zur Ergreifung desselben anleiten zu wollen. Wenigstens finden Jasmin's erste Erinnerungen ihn selbst, mit grauem Packpapier maskirt und mit einem Carnevalshörnchen bewaffnet, auf des Vaters Spur, der abermals einen Polterabend zu dirigiren hatte, wobei ihm der nunmehr vier- bis fünfjährige Sohn secundiren sollte; damit erfüllt werde wie da heißt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen."

Dieser vervielfälligten Erwerbsthätigkeit zum Trotz hatte in der Jasmin'schen Hütte bittere, fast nackte Armuth ihren Sitz aufgeschlagen. Auf unbedieltem Lehmboden wackelten einige lahme Schemel um einen Tisch von ähnlicher Beschaffenheit. Zwischen drei Nägeln hastete an der Wand eine Spiegelscherbe, die nur Sonnabends nach der allgemeinen Hausreinigung für den folgenden Sonntag einigermaßen zweckdienlich wurde. Die sogenannten Bettvorhänge, wären sie auch weniger durchlöchert und franzenartig gewesen, würden doch des durch zerbrochene Fenster und durch Thürritzen streichenden Luftzuges wegen ihre ursprüngliche Bestimmung, das ärmliche Lager zu verhüllen, nur sehr mangelhaft erfüllt haben. Ueber einer quer durch die Stube gezogenen Leine, zeitweise zum Trocknen der Wäsche dienend, wobei dann allerdings die Luftzüge nicht unerwünscht waren, hing für gewöhnlich ein Zwerchsack, der jedoch auch wöchentlich einmal davon verschwand, des Freitags nämlich, wo man ihn dann auf den Schultern des Großvaters sah, der damit auf dem Lande bei seinen Gönnern die Runde machte, um ihn sich mit Speisevorrath für die kommenden Tage füllen zu lassen. Jasmin wußte das und Sonnabend Abends entzog er sich den Spielen seiner Genossen, um dem Großpapa entgegenzugehen, der dem lieben Enkel dann aus seinem Sacke einen leckern Bissen bereit zu halten nicht verfehlte.

An Schulunterricht, damals in Frankreich, namentlich im südlichen, noch eins der Vorrechte Reicherer, war für Jasmin nicht zu denken. Grämte das auch die arme Mutter sehr, die mit schärferm Sinne den für geistige Saat empfänglichen Boden bei ihrem Sohne wol ahnte, so war Jasmin in dieser goldenen Freiheit um so glücklicher. Schloß ihn ja auch dafür die hehre Mutter Natur, die ihn zu einem ihrer Günstlinge erkoren, um so liebevoller in ihre Arme; und was das Schicksal Irdisches ihm versagt hatte, dafür gewährte sie ihm vollen Ersatz an jenen Himmelsgaben, deren wir uns nur an ihrem Busen, aus ihren Händen zu erfreuen haben und die sie ohne Unterschied der Person nach ganz andern Grundsätzen austheilt, als die menschliche Gesellschaft bei Verleihung ihrer Gunst zu befolgen pflegt. Jasmin hatte keine Ahnung von seiner Armuth. War ihm auch Gelegenheit, neben der Dürftigkeit seiner väterlichen Hütte die Pracht reicher Häuser

zu sehen, es fehlte ihm der Sinn, durch Vergleichung beider den Unterschied zu fühlen, seine Dürftigkeit zu beklagen und der Andern Pracht zu ersehnen. Wer sich der warmen Sonne, der freien Luft unter dem weiten, blauen Himmel der Garonne, ihrer Wiesen, Büsche und Inseln am meisten und unbeschränktesten zu erfreuen hatte, der war ihm reich; bitterlich arm aber und beklagenswerth, wer, wenn auch auf Sammetpolstern, gebückt über Büchern am Schreibtische kauern mußte. Und wie reich und beneidenswerth war Jasmin in dieser Hinsicht; und nicht kärglich genoß er dieses Reichthums. Unter Spielen im Freien, unter der Schar von Seinesgleichen verfloß ihm der größte Theil des Tags. Zwar kam er, körperlich schwach, oft in Kämpfen besiegt, mit zerfetzten Kleidern und geblaut, doch nie klagend nach Hause, war dafür aber überall, wo es auf Entschlossenheit und Gewandtheit ankam, ein beliebter Führer und wußte sich im Spätsommer und Herbst in Obstgärten und Weinbergen, zu deren Plagen er gezählt wurde, für seine erlittenen Niederlagen schadlos zu halten. Doch beschränkte sich das Spiel Jasmin's und seiner Genossen nicht etwa auf lauter leere Tändeleien; wie eine Blumenkette wand es sich auch um nützliche Beschäftigungen. Welch eine Lust war es, wenn die Schar ärmlicher Kinder mit Sichel und Strick versehen und unter dem Gesange des beliebten Volksliedes:

Das Lämmlein, das du mir geschenkt,
Ich schmück's mit rothem Bande,
Hab' ihm mein Glöcklein umgehängt,
Und weid's an Baches Rande....

durch den seichten Arm der Garonne nach einer umbuschten Insel zog, um dort Gras und Reisig zu sammeln. Noch stand die Sonne hoch, wenn schon nach ämsiger Betriebsamkeit das Seilchen kein dickeres Bündel mehr faßte, und nun bis die Sonne sank, welch ein Raum am wolkenleeren Himmel und welch ein Raum rings umher im Sand und Gras und Busch zum fröhlichen Spiel nach gethaner Arbeit! Sank nun die Sonne endlich, dann neue Lust: die Bündel auf dem Kopfe, die Sichel in der Hand, trat unter Absingung desselben Liedes das kleine Heer den Rückzug durch das Wasser nach Hause an,

Wohin nun auch die kleine Bande
Des Hungers Stimme rief,
Wenn fern an Himmels goldnem Rande
Der müde Tag entschlief.

Eine andere, wol noch süßere Freude empfand unser Jasmin und verbreitete sie zugleich auch in seiner väterlichen Hütte, wenn er am Abend eines Markttags nach Hause kam und seiner Mutter eine Hand voll Sous in den Schoos schüttete. Die Mutter nahm sie ohne Bedenken mit dem freudig wehmüthigen Ausrufe: „O Jasmin, wie kommst du so gelegen!" denn sie wußte, er hatte das Geld auf dem Marktplatze durch kleine Handlangerdienste ehrlich erworben, ohne sich auch nur ein Stückchen Kuchen oder Obst dafür zu gönnen. So lebte der Knabe unbefangen in glücklicher Bewußtlosigkeit seiner ärmlichen Umgebung und Gegenwart und einer ebenso wenig versprechenden Zukunft, bis die Stunde kam, wo ein Zufall, ohne sein eigenes Verschulden, dieses Paradies ihm rauben sollte. Er spielte eben auf einem offenen Platze der Stadt unter jenen Bäumen, von denen er in einem seiner Gedichte sagt:

Seht, Herr, die Ulmen dort in unsern Stadtanlagen.
Die Agen sich gepflanzt und mit sich altern sah,
Indem sie hoch empor mit stolzen Kronen ragen,
Stehn sie wie Riesen sich die Hände reichend da —

dort, umgeben von der Schar seiner Genossen, die ihn, den zum König Erwählten, unter lärmendem Geschrei auf einer Art von Thron im Triumph umhertrugen, gewahrte die kleine Majestät von seiner erhabenen Stellung herab am andern Ende des Baumganges einen ähnlichen Aufzug, wenn auch mit geringerm Gefolge, doch Jemanden ebenfalls von

Andern getragen. Das war anscheinend eine Herausforderung von Seiten eines Usurpators und sofort ward zum Angriffe auf den fremden Eindringling geschritten. Aber beim Herannahen wie erstaunt war unser Jasmin, wie schnell von seinem Throne herab und dem Andern in Demuth zu Füßen, als er seinen eigenen lieben Großvater, schwach und krank, im wohlbekannten Lehnstuhle sitzend, von den Seinigen dahergetragen erkannte! — „Wo willst du hin, lieber Großvater?" rief Jasmin, dem Alten die Hand küssend, die ihm so manchen guten Bissen aus dem Zwerchsacke gespendet hatte. — „Wohin ich gehe? Ach, weißt du es nicht? Wohin ja alle Jasmin's gehen gegen das Ende ihrer Tage, ins Spital." — Das waren die letzten Worte, die er von seinem Großvater vernahm, der, von den Seinen weitergetragen, hinter den Ulmen verschwand um, von dem Enkel nicht wieder gesehen, an seiner letzten Zufluchtsstätte bald darauf zu sterben.

Die letzten Worte des geliebten Alten hafteten um so tiefer und länger in des Knaben empfänglicher Seele eingegraben und das Wort „Spital" unter dieser finstern Bedeutung rief ihm aus dem ahnungsvollen Hintergrunde der Zeiten ein Phantasiegebilde hervor, das, fortan nur vorübergehend lichtern Gestalten weichend, lange Jahre hindurch seine Seele umdüsterte. Und als er heimkam, da war es plötzlich wie Schuppen von seinen Augen gefallen. Welch eine Verwandlung stellte sich ihm bei allen frühern Gegenständen dar, unter denen er eine liebe Gestalt schmerzlich vermißte! Wie stand die Armuth seiner Umgebung nun plötzlich so nackt und öde vor seinem Auge da! Der leere Lehnstuhl des Großvaters, der nun nicht mehr herabsteigende Zwerchsack auf der Leine und alle dürftigen Gegenstände umher! Nun wußte er sich auch die Erscheinung der hagern, blassen, ernst und streng blickenden Frau mit den scharfen Zügen zu deuten, die in klösterlicher Tracht wöchentlich zwei mal mit einer zinnernen Kanne erschien, um einen Topf zu füllen, der dann bei Tische als volle Suppenterrine erschien. Nun verstand er seiner Mutter halb unterdrückte Seufzer, wenn sie beim Anblick vorüberwandernder Schulknaben auf die Schule zu sprechen kam, in die ihr nun heranwachsender Sohn noch keinen Fuß gesetzt hatte. Von nun an hatte das Spiel seinen Reiz für ihn verloren; seine kleinen Geschäfte verrichtete er mit Ernst und wenn je ein Papierdrache oder ein schmucker Soldat ihm dann und wann ein Lächeln abgewann, so war's:

. . . . . durch Kümmerniß,
Dem Blick der Sterne gleich durch nächt'ger Wolken Riß.

Endlich erbarmte sich des schon zwölfjährigen Knaben ein weitläufiger Vetter, Lehrer an einer Klosterschule des Orts. Dort ward er aufgenommen, zugleich in Kost und Wohnung, und da er bei musterhafter Aufführung und Anstrengung reißende Fortschritte machte und in wenigen Monaten alle seine die Schule schon Jahre lang besuchenden Kameraden überholte, so ward er, da ein solches Licht der Kirche nicht durfte verloren gehen, zum geistlichen Stande bestimmt und in ein Seminar aufgenommen. Zugleich ward, der Verdienste des Sohnes wegen, den Aeltern eine wöchentliche Spende an Brot und Fleisch gewährt. So war also Jasmin auf dem geraden Wege, ein Klerikus zu werden; allein das Schicksal lenkte es anders und zwar auf ganz sonderbare Weise.

In einer müssigen Stunde trieb Jasmin sich eines Tags, seiner alten Gewohnheit gemäß das Freie so gut er konnte suchend, auf einem der einsamen Klosterhöfe zwischen Bretern und Balken umher, als sein Auge plötzlich auf einen Gegenstand fiel, dem er, nach seinem eigenen Geständnisse, nie gleichgültig und ohne eine unwillkürliche innere Bewegung nahen konnte, und der in der Stellung, wie derselbe jetzt nur wenige Schritte weit vor ihm stand, ihm all sein warmes südliches Blut zum Herzen trieb. In geringer Entfernung von ihm, auf einer Leiter erhöht und gebückt stand Gretchen, die Klostermagd, am Taubenschlage beschäftigt. In schwindelnder Beklommenheit, wie Einer, der sich von einem jähen Abgrunde angezogen fühlt, ließ sich der dreizehnjährige Knabe mit klopfen-

dem Herzen und stockendem Athem von diesem Anblicke nachziehen und schon stand er, seiner selbst unbewußt, hinter Gretchen auf der Leiter, als ein gepreßter Seufzer dem Mädchen seine Nähe verrieth. Heftig erschreckt fuhr sie mit einem Schrei zusammen, durch den Ruck brach die sie tragende, morsche Leitersprosse; sie fiel und riß den Knaben im Sturze mit zu Boden. Das Geräusch und das fortgesetzte Geschrei des Mädchens riefen erst den Koch des Klosters, dann den Prior selbst herbei und Beide kamen schnell genug, um die Gruppe noch in ihrer ganzen ursprünglichen Gestalt zu sehen. Die Mädchen, sagt Jasmin bei dieser Stelle in seinen „Soubenis"

Die Mädchen rühmen gern die Schuld, zu der sie reizen;
Auch Gretchen wollte nicht mit ihren Farben geizen.

Sie malte den armen Jasmin so schwarz, daß der höchlichst empörte Prior ihn als ein verlorenes, räudiges Schaf sofort von der Heerde zu trennen beschloß und ihn spornstreichs in Haft führen ließ. Nun war es gerade Aschermittwoch, also ungefähr der Jahrestag seiner Geburt und zugleich, zur Stärkung auf die nachfolgende Fastenzeit, ein Tag nicht gewöhnlichen Schmauses für das gesammte Kloster. In der seinem Gefängnisse nahegelegenen Küche war Alles mit Zurüstungen für die bevorstehende köstliche Mahlzeit thätigst beschäftigt; aber obgleich mit dem bedeutungsvollen Klappern und Klirren der Küchengeräthe und dem lieblichen Zischen und Brodeln die angenehmsten, reizendsten Düfte von Speisen, deren er nun nicht hoffen durfte theilhaftig zu werden, neckisch zu ihm hereindrangen, war der Knabe in seiner einsamen Kammer dennoch keineswegs traurig und niedergeschlagen. Gelassen sich auf eine Bank hinstreckend entschlummerte er bald. Und siehe, da nahte ihm die holde Göttin, welche einst auch Goethe'n auf frisch bethauter, nebelumwogter Bergeshöhe

Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

reichte; und gleichsam als wollte sie ihrem Lieblinge wieder vergüten, was eine Irdische ihres Geschlechts an ihm verbrach, ließ sie ihn im Traume von einem Chor lieblicher Huldinnen umgaukeln und in ein Meer von Glückseligkeit und Wonne versinken. Beim Erwachen verschwanden natürlich diese freundlichen Bilder nach und nach wieder vor dem Einflusse der düstern Wirklichkeit und das eine Zeit lang vergessene Bedürfniß nach irdischer Speise, von den fortwährend eindringenden Wohlgerüchen und den Wohlklängen einer nun bereits angerichteten Tafel heftig gereizt, machten sich um so peinlicher fühlbar. Lange harrte er mit hoffender Seele auf eine, wenn auch heimliche Sendung des ihm sonst befreundeten Kochs; man schien entweder, selbst zu sehr in den Genuß vertieft, des armen Gefangenen vergessen oder ihn geflissentlich zum Hunger verdammt zu haben. Die Aufmerksamkeit, womit nunmehr der Knabe ringsum her nach Befreiung oder wenigstens nach etwas Eßbarem suchte, haftete endlich an einem Wandschranke, weit über Manneshöhe, oben in der Mauer befindlich, dessen Thür nur mit einem Pflocke verschlossen war. Von Tisch und Stühlen war schnell ein Gerüst emporgethürmt, das ihn zu der ersehnten Höhe hob. Der Pflock fiel, die Thür that sich auf, und siehe da, in geordneter Reihe standen, wol kannte er sie, doch bis jetzt nur dem Ansehen nach, die Töpfe, worin das süße Muß enthalten war, das er so oft wässernden Mundes auf der Klosterherren Tisch hatte tragen sehen, ohne je des köstlichen gerühmten Inhalts etwas gekostet zu haben. Nun stand, und unter solchen Umständen, ein reicher Vorrath davon da vor seiner Hand, die sich dann auch sogleich ausstreckte, um der leckern Töpfe einen zu ergreifen. Doch wehe, er war schwer; er schwankte in der schwachen Hand, schlug um, der Papierdeckel riß über seinem Haupte und auf den Räuber herab strömte des fallenden Topfes dunkel dickflüssiger Inhalt. Doch war der Trieb stärker als Schreck und Furcht. Jasmin leckte nach dem Brei, der sein Gesicht überströmte, und — ja, es war von dem gerühmten Quittenmus.

Schon wollte er mit neuerwachtem Appetit, aber vermehrter Vorsicht nach einem zweiten Topfe langen — da, horch! — Tritte die Treppe herauf — der Thür zu — ein Schlüssel rasselt im Schlosse, — die Thür thut sich auf und, ohne daß der von steigender Angst gefesselte Dieb seine unzweideutige Stellung zu verlassen vermag, tritt herein — der Prior!

Erinnert ihr auf dem bekannten Bilde euch
Der Mutter, die entsetzend, bleich,
Ihr Kind, ihr Theuerstes auf Erden,
Von einem Löwen sieht ergriffen werden?
Man sieht, wie sprüh'nden Blicks, vor Schmerz wahnsinnig schier
Und mit dem Schrei: „Mein Kind!" sie auf das grimme Thier
Sich stürzt, das seiner Blutbegier
Verzehrend Feuer dämpft und ihr mit sanftem Blick
Gesund den Knaben gibt zurück.
Wie jene Mutter nun vor Schrecken außer sich,
Und mit dem Schrei: „Mein Muß!" wirft sich der Abt auf mich.
Doch konnt' ich leider nicht des Löwen Großmuth üben,
Denn in dem Topf war, ach, kein Inhalt mehr geblieben.

So schildert Jasmin diese Scene. In Betracht des frühern guten Betragens war der besänftigte Prior gekommen, dem Delinquenten, nach wiederholt zu schärfendem Gewissen, Verzeihung und Freiheit zu verkündigen; aber nun, welch neues, viel ärgeres Verbrechen! — Fort, du Satanskind! Hebe dich von hinnen, hinaus! zeterte, vor Zorn außer sich, der Prior und konnte kaum die Zeit abwarten, bis der zum zweiten male Ertappte von seiner erhabenen Stellage herabgestiegen war, um ihn aus dem Paradiese des Klosters in die kalte Februarwelt hinauszustoßen. Mußübergossen, wie er war, gerieth der arme Vertriebene, auf seiner traurigen, zögernden Wanderung nach Hause, unter einen Schwarm Buben, die ihn mit dem Schrei: Eine Maske! Eine Maske! bis an seiner Aeltern Hausthür verfolgten, die ihn Angst und böses Gewissen sonst wol so schnell nicht hätten erreichen lassen.

Daheim saß die Familie — Jasmin hatte nämlich noch zwei Schwestern — um den gedeckten Tisch versammelt, worauf aber noch das Beste, die Speisen, fehlten. Diese wurden ja — aus dem Kloster erwartet! Welch ein Schrecken, als Jasmin in seinem Aufzuge erschien und nun gar, als man die Hiobspost erfahren hatte! Eine Zeitlang harrte man noch auf die Spenden vom Kloster, mit immer schwächerer Hoffnung, bis man sie endlich ganz aufgeben mußte. Man sah sich verlegen an; es war ein hungeriger Gast mehr da; es mußte gegessen werden. Da erhob sich die Mutter mit einem wehmüthigen Blicke auf ihre linke Hand und ging hinaus mit der Verheißung, daß sie Rath schaffen werde. Wirklich erschien sie auch bald wieder mit Brot und andern Lebensmitteln; allein Jasmin wäre es unmöglich gewesen, auch nur einen Bissen anzurühren; denn als seine Mutter das Brot schnitt und vertheilte, da sah sein ahnungsvoll forschender Blick voll Schrecken, daß eine, noch nie vermißte Zierde ihrer linken Hand, ihr Trauring, fehlte. Von nun an umdüsterte sich des angehenden Jünglings Gemüth immer mehr und das Phantom des Spitals trat wieder in seiner ganzen Grauenhaftigkeit vor seine Seele.

In der dann folgenden Periode seiner Jugend finden wir Jakob Jasmin in einem himmelblau angestrichenen Häuschen, wo oft halbe Nächte lang von einem niedrigen Dachstübchen aus ein mattes Licht die nahen Ulmenbäume spärlich bestrahlte. Dort wachte der nunmehrige Haarkräuslerlehrling, nachdem er den Tag über Kamm, Scheere und Brenneisen gehandhabt hatte, über den Schriften Florian's und Ducroy-Dumenil's, an deren dürstiger Muse sein leichtentzündlicher Geist sich entflammte. Von des Erstern Estrella besonders begeistert und angezogen, machte er sie zu seiner Schutzgöttin, der er die Erstlinge seiner Dichtungen als Opfer darbrachte, damit sie ihn vor dem letzten irdischen Ziele der Jasmin, dem schrecklichen Spitale, bewahre.

Seine Opfer scheinen Gnade gefunden zu haben und seine Gebete, wenn auch gerade nicht von seiner eingebildeten Göttin, erhört worden zu sein, und, Dank unserm Dichter, sind die Jasmin nun wohl fortan jenes unfreiwilligen Asyls überhoben. Jasmin, von Liebe zu einem edeln Mädchen seines Standes ergriffen, gründete früh, kaum achtzehn Jahre alt, ein eigenes Geschäft und wurde nicht lange darauf mit seiner Geliebten zu glücklicher Ehe verbunden.

(In der folgenden Nummer ein zweiter Artikel.)

Ueber Erinnerung und Gewohnheit.

Von Professor Fortlage in Jena.

Alles irgendwie Aufgefaßte ist, soweit es sich im Gedächtnisse hält, als Stoff für ein zukünftiges Wiedererinnern aufbewahrt. Aber man würde einen viel zu engen Begriff von der Wirksamkeit des Gedächtnisses fassen, wenn man sich dieselbe auf das bloße Wiedererinnern beschränkt dächte. Die Spuren der aufgefaßten Eindrücke bleiben in uns auch, abgesehen von der Erinnerung, und ohne dieselbe in fortwährender Wirksamkeit. Um einen deutlichen Begriff von dieser zu fassen, richte man sein Augenmerk auf die Angewöhnungen, welche dadurch entstehen, daß irgend ein kleiner Genuß oder eine kleine Annehmlichkeit sich häufig wiederholt und nun mit der Häufigkeit der Wiederholung zu einem desto dringendern Bedürfnisse wird, wie wir es an den Gewöhnungen des Spazierengehens, Tabackschnupfens u. dgl. täglich bemerken können. Die continuirliche Steigerung des Bedürfnisses entsteht hier dadurch, daß jeder dieser kleinen Genüsse seine kleine Luftspur in der Seele zurückläßt, welche wie ein kleines Fädchen zu derselben Annehmlichkeit aufs neue hinzieht. Je mehr solcher ziehender Fädchen werden, desto stärker wird am Ende das Tau der Angewöhnung, in dem auch nicht das geringste dieser Fädchen verloren geht. Aus solchen Fädchen bestehen alle unsere Neigungen, Liebhabereien, guten und bösen Begierden, Leidenschaften; besteht sowol die zähe Gewohnheit in der Ausübung tapferer Maximen, welche wir Tugend, als auch das Untersinken im niedrigen Elemente, welches wir Laster nennen. Alle diese Wunder des Menschenlebens, diese gewaltigen Ursachen von Zufriedenheit und Qual, von Lust und Reue, sind Producte der Beharrungskraft unserer Eindrücke, Producte des Gedächtnisses. Das Gedächtniß ist der Webestuhl, die gewaltige, über Tod und Leben gebietende Maschine, welche in unsere Gewalt gegeben ist, um damit lichte oder dunkle Bilder in den Teppich unsers Lebens einzuweben. Für die Zukunft haben wir über ihre Lenkung Gewalt, nicht für die Vergangenheit. Was einmal gewoben ist, liegt nicht mehr in unserer Gewalt, es abzuändern oder seinen Kitt verschwinden zu machen. Calderon sagt:

Jeder Schritt — furchtbares Mahnen! —
Ist zum Vorwärtsgehn; wo dann
Gott selbst nicht mehr machen kann
Diesen Schritt zum ungethanen.

Daher sind es die Eindrücke seiner Umgebung und der Verhältnisse, in denen der Mensch lebt, welche seinen innern Organismus ebenso bilden und construiren, wie die Speise seinen äußern Organismus bildet. Der Mensch der vornehmen Welt lebt nicht allein in ihr, sondern seine Seele besteht auch aus ihr, indem die Eindrücke, welche in diesem Umgange an sie kommen, die Elemente sind, aus denen sie ihren aus Vorstellungen bestehenden Leib zusammenbildet. Der Mensch des Volks lebt nicht nur im Volke, sondern seine Seele besteht auch aus Volkseindrücken, wie die Seele des Büchermenschen sich nothwendig allmälig in Bücherqualität umwandelt. Es ist falsch, wenn man behauptet,

der Mensch sei die Speise, die er ißt. Es ist darum falsch, weil man dabei von seiner geistigen Nahrung absieht, welche den innern Menschen als das Vorstellungswesen gleichsam mustvisch zusammensetzt, in noch weit höherm Grade, als die Nahrungsmittel den Leib formiren und zusammensetzen. Die Seele des Südländers nährt sich nicht von Citronen und Orangen, sondern von der Farbenglut und Formenharmonie, der Wärme und Luft seines Landes. Daher bildet diese Farbenglut und Formenharmonie, diese Wärme und Luft selbst seinen geistigen Leib, seine Vorstellungswelt, die ihm, vermöge des Gedächtnisses, unwiderruflich zu eigen bleibt und ihn auf immer vom Nordländer unterscheidet, dessen geistiger Organismus aus Kälte und Abhärtung, aus überwiegend vorherrschenden Eindrücken der Reflexion, des geistigen Verkehrs, des Planmachens, Strebens und Arbeitens bestehen.

Als Goethe nach Italien kam, machte dieses Land auf sein für diese Reize vorzüglich empfängliches Dichtergemüth den Eindruck, daß nun eine ganz neue Seele in ihn einziehe. Er empfand, wie die grauen und nebligen Bilder seiner Seele durch den lachenden Sonnenschein neuer und wärmerer Natureindrücke geschmolzen und in edlere Formen umgegossen wurden, er fühlte seine Seele sich verwandeln, sich häuten. „Kommt man in Italien an" — sagte auch Bonstetten — „so wandeln der öffentliche Gottesdienst, die Majestät der Tempel, die Tracht der Geistlichen, die Processionen, die Musik, die Statuen, die Gemälde, die heiligen Gesänge, die buntscheckige Kleidung und die lebhaften Gesticulationen der Einwohner, alles Dieses wandelt die träumerischen Ideen des Nordländers in frische Empfindungen und zieht den Geist aus der innern Betrachtung heraus zur äußern Anschauung. In den nördlichen Ländern hingegen ist man glücklich, wenn man nicht leidet; man versteht es da, sich der Abwesenheit des Uebels zu freuen. Man weiß in der Hoffnung zu leben und sich Genuß in seinen Gedanken zu verschaffen. Je weniger Quellen des Glücks die Natur gibt, desto mehr findet man in seinem Herzen, in seinem Geiste, im Schooße der Seinigen, in Allem, was uns eng umschließt." („L'homme du midi et l'homme du nord"; Beneke's „Psychologie" S. 197.)

Woher kommt es, daß die Jugend nicht selten einem nahe bevorstehenden Tode ohne alles Schrecken und Bekümmerniß entgegenblickt, während das Greisenalter davor zurückbebt und die Gewißheit desselben in der Regel so lange als möglich von sich abzuwehren sucht? — da doch das Greisenalter nur einen so kurzen Zeitraum des überdies meistentheils durch Schwäche und Krankheit verkümmerten Lebens zu verlieren hat, der Jugend hingegen die Aussicht auf ein langes und glückliches Leben vorliegt? Beneke gibt hierauf die durchaus richtige Antwort („Pragmatische Psychologie" I, S. 205): „Weil die Vorstellung des Todes nur vermöge der Spuren von Schwächegebilden geschehen kann, welche von frühern, in ihrem Charakter dem Charakter des Todes nahe kommenden Acten, zurückgeblieben sind und deren bei der Jugend im Allgemeinen noch wenigere und weniger ungünstig gestimmte, im letzten Lebensstadium viele und stark ungünstig gestimmte vorhanden zu sein pflegen." Die Fädchen im Gehirn der Jugend sind alle noch leuchtend von rosenrothem Lichte und geben daher Muth zu jeglichem Werke; die im Gehirn des Alters dunkeln in trübern Tinten und diese Grundempfindung geht über alle Reflexion.

Diese Beobachtungen und Thatsachen gehören ins Gebiet der Gewohnheiten oder Angewöhnungen, worunter das unbewußte Fortwirken vergangener Eindrücke in der Seele verstanden wird. Da hierbei die Spuren vergangener Eindrücke ein wirksames Gedächtniß bilden, ohne daß wir uns ihrer jedoch bei ihrer Wirksamkeit bewußt werden oder ohne daß wir uns ihrer dabei erinnern, so darf man die Gewohnheit ein Gedächtniß ohne Erinnerung nennen. So lange wir uns beim Spielen eines Instruments, beim Sprechen einer Sprache, beim Tanzen u. dergl. eine jede zu machende Bewegung erst in die Erinnerung rufen müssen, ist die Beschäftigung noch nicht zur Gewohnheit oder Fer-

tigkeit geworden. Sie wird dies erst dadurch, daß die empfangenen Eindrücke von selbst fortwirken, ohne daß wir uns an einen jeden derselben erst noch besonders zu erinnern nöthig haben. Dies ist auch die Weise, wie ein Kind laufen, essen und den Gebrauch aller seiner Glieder und Sinne erlernt. „Ein Kind" — sagt Reimarus — „erinnert sich zwar heute nicht, daß es ihm schon gestern und ehegestern und vor ehegestern gesagt sei, daß es die rechte Hand gebrauchen solle, ja, daß man ihm die andere Hand um deswillen festgehalten habe; unterdessen bleibt doch die Vorstellung in der Seele und wird durch die öftere Wiederholung immer lebhafter, kräftiger und wirksamer bei den jederzeit gegenwärtigen Fällen, wenn es etwas handhaben will. Das Kind thut also eben Dasselbe, als ob es sich erinnerte; obgleich es sich in der That nicht erinnert und hernach nimmer zu erinnern weiß, wie es zu der Gewohnheit gekommen ist." („Triebe der Thiere." §. 18).

Daß wir uns aus unserer frühesten Kindheit niemals das Allermindeste zu erinnern wissen, läßt vermuthen, daß das Gedächtniß, von dessen Wirksamkeit wir auch dort schon Spuren sehen, noch nicht nach der Weise der Erinnerung, sondern nur der Gewohnheit thätig ist. Zufolge einer Angewöhnung unterscheidet das Kind mit einem halben, ja Vierteljahre seine Mutter oder Amme nach dem Anschauen und Gehör von andern Personen, weil mit diesem Anblicke und diesem Tone sich der Eindruck der Sättigung, der süßen Milch, zu einem unauflöslichen Gebilde verschmolzen hat. Zufolge einer ähnlichen Angewohnheit kennt das Pferd die alte Herberge wieder, in deren Bilde das angenehme Gefühl des genossenen guten Futters unvertilglich fest haftet. So kennt und unterscheidet ein Hund seinen Herrn von andern Personen. Denn dieses Ansehen und dieser Geruch führen dem Hunde die angenehme Empfindung genossener Pflege mit sich. (Reimarus a. a. O. §. 19). Sowie eine klare Erinnerung die Mutter aller Erkenntniß und Wissenschaft ist, so ist ein erinnerungsloses Gedächtniß oder, wie Aristoteles es nennt, eine μνήμη ohne ἀναμνήσις, die Mutter unzähliger Täuschungen. Dieser Fall tritt z. B. ein nach Reimarus (a. a. O. §. 17) „wenn wir in einer Rede Dasjenige zu hören glauben, wovon wir den Kopf voll haben; wenn uns dünkt, daß wir in gefrorenen Fensterscheiben, figurirten Steinen oder Wolken, die Bilder sehen, die uns noch im Sinne liegen; wenn uns manche Speisen widrig schmecken, nicht weil die gegenwärtige Empfindung an sich unangenehm wäre, sondern weil die verworrene Einbildungskraft einen vormals damit verknüpften Ekel erneuert und unvermerkt unter die gegenwärtige Empfindung rührt. Die Liebe und Neigung zu einer Person entsteht oft aus einer uns verborgenen Aehnlichkeit des Gesichts mit einer andern geliebten Person. Der Zorn entbrennt oft über eine Kleinigkeit, wenn Einer den Kopf voll voriger Grillen hat; und er merkt es doch nicht, daß es von seinen ehemaligen Vorstellungen herrührt." In ähnlicher Art, fährt Reimarus fort, „ist das Gedächtniß der Thiere beschaffen. Es geht Allen so wie meinem Hunde: wenn ich den kratze, wo es ihn juckt, so fängt sein Hinterfuß an ebenso zu arbeiten, als ob er sich jetzt selber kratzte; er vermischt also die vormalige ähnliche Empfindung, nebst dem Kratzen, woraus sie entstanden ist, in seiner Vorstellung so mit der jetzigen Empfindung, daß alles Vergangene ihm gegenwärtig zu sein scheint." Es folgt hieraus, daß es, damit eine Erinnerung vergangener Thatsachen in uns entstehe, nicht hinreicht, daß Spuren von vergangenen Eindrücken in der Seele vorhanden und wirksam seien, sondern daß noch eine ganz eigenthümliche Thätigkeit hinzukommen muß. Diese hinzukommende Thätigkeit ist nun wiederum keine andere als die Aufmerksamkeit. Sowie die Sinnesempfindungen durch Aufmerksamkeit sich allererst zu bestimmten Wahrnehmungen zusammenknüpfen, so knüpfen sich die Gedächtnißspuren durch Aufmerksamkeit allererst zu bestimmten Erinnerungen zusammen. Ohne die Thätigkeit der Aufmerksamkeit ist Alles zerflossen und verworren, hier wie dort. Die Gedächtnißspuren an sich und allein bringen

nur dunkle, phantastische und ungeregelte Vorstellungen hervor. Wie bei einem Pianoforte mit aufgehobener Dämpfung, so klingt und brauset hier Alles ineinander und das arme Geschöpf tappt, dem Nachtwandler gleich, im Finstern. Wie das Niederlassen der Dämpfung den Ton erhellt und articulirt, so das Eintreten der Aufmerksamkeit in die Gedächtnißspuren. Es war Nacht, nun wird es Licht.

Besuch einer Blindenanstalt.

Es war an einem der letzten Apriltage. Der Schnee lagerte, als verspäteter Gast, auf den Hügeln, und nicht die helle Sonne und nicht der aus grauen Wolken träufelnde Regen konnte die weiße Decke entfernen, als ich meine Schritte zu einem Hause vor dem Plauenschen Schlage in Dresden lenkte, zu einer Prüfung der daselbst wohnenden Blinden. Es ist ein eigener Anblick, eine Anzahl junger Wesen versammelt zu sehen, deren Auge das Licht des Himmels nicht widerstrahlt. Wer sich des Gesichts erfreut, ist kaum eingedenk des unendlichen Vorzugs und nicht Jeder vermag sich an die Stelle Desjenigen zu versetzen, den ewige Nacht umdunkelt. Die Blinden waren versammelt, um vor einer Anzahl Gäste zu singen. Dort saßen die Knaben, hier die Mädchen, jedes Alter war vertreten; aber nur ein Stand: der der hülfebedürftigen Armuth. Der Reiche behält sein blindes Kind im Hause, er kann ihm dort Aufsicht und Unterhaltung verschaffen, der Arme gibt sein blindes Kind in eine öffentliche Anstalt.

Es gibt der Blinden bei weitem mehr als man glauben möchte. Wir sind so sehr damit beschäftigt, Jeder unser eigenes Leben auszuleben, daß unser Blick nur selten auf das Allgemeine gelenkt wird und manche große Frage der Humanität unerörtert bleibt. Der Staat ist überdies der Vormund der Herzen und so hat das Individuum verlernt, sich mit warmem Pulsschlage da zu betheiligen, wo die Humanität gemeinnützig waltet. Man liest im Staatskalender von Anstalten für Taube, Stumme und Blinde und dem Bürger fällt es oberflächlich ein, daß auch er sich daran betheiligt hat, daß auch ihm ein Theil des Verdienstes zukommt, ein unverdientes Schicksal gemildert zu haben. Darum schreitet er oft nur kalten Blicks an einem Asyl vorüber, das die Wunden der Menschheit zu heilen bestimmt ist. Selten betritt man die Schwelle solcher Anstalten. Nur der Philanthrop oder der Psycholog dringt zuweilen in diese Mauern ein und hat ein Auge für jene Glieder der großen Menschenfamilie, die außerhalb der Berechtigungen stehen, die wir Alle an das Glück machen.

Wie wenig wir ohne die Mitgabe des fünften Sinnes zu erreichen vermögen, gewahrt man in einer Blindenanstalt. Die Aufgabe aller Erziehung, das Kind zu seinem Menschenberufe vorzubilden, steht hier in weiter Ferne; ja man hat bis dahin wol überall bezweifelt, daß ein Blinder im Stande sei, überhaupt ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, das seinen Unterhalt nur der Geschicklichkeit der eigenen Hände verdanke. Der arme Blinde ist fast gleichbedeutend mit dem Bettler. Darum auch lehrte man die Blinden stets mehr was sie unterhielt und anregte als was auf Broterwerb hinzielte, und das Nützliche ward dem Angenehmen nachgesetzt. Sie aber blieben für das Leben doch auf die Barmherzigkeit ihrer Mitmenschen angewiesen, standen an den Ecken der Straßen und streckten dem Vorübergehenden ihre Rechte entgegen oder erregten seine Aufmerksamkeit durch einen schrillen Gesang, ein mäßiges Musiktalent, ein verzerrtes Antlitz. Man hat daher die Zöglinge der Blindenanstalt zur Arbeit erzogen. Man lehrt Jeden die Arbeit, die er zu seinem künftigen Unterhalte benutzen will. Die Wahl bleibt freilich nicht groß; Körbe flechten, Rohrstühle anfertigen, Matten arbeiten, Seile drehen, viel weiter darf ein Blinder sich nicht versteigen; diese Dinge macht er aber gleich einem

Sehenden, nur nicht so schnell. Die Mädchen stricken meistens. Die Anstalt, die ich sah, nimmt fast hundert Zöglinge auf. Für diese zahlt die Commune die Hälfte der Unterhaltungskosten, das Uebrige gibt der Staat. Ist die Lehrzeit vorüber, so kehrt der Blinde in seine Heimat zurück und betreibt sein erlerntes Handwerk. Die Anstalt besitzt einen eigenen Fonds, womit sie die entlassenen Zöglinge ausstattet. Er wurde unter dem jetzigen Director gesammelt. Der Anfang waren funfzig Thaler, die eine arme Jungfrau hergab und die gleich dem Scherflein der Witwe hundertfache Früchte trugen. Es waren funfzig Thaler, welche die Arme sich am Munde abgedarbt hatte, um damit einmal „anständig" begraben zu werden. Auf dem Sterbebette kam ihr aber der Gedanke, ob diese Ausgabe nicht eine weltliche Eitelkeit wäre und so vermachte sie die Ausstattung ihrer Todtenfeier den Blinden. Diese funfzig Thaler sind heute bereits zu einer Summe angewachsen, die Hunderten von ihnen eine kleine Ausstattung gewährt.

Mit jedem Geräthe für seinen Betrieb versehen, kehrt der Blinde von der dresdner Anstalt in seine Heimat zurück. Auch ein Bett, Kleider und etwas Geld bringt er mit und für einen Freund, der über ihn wache, ist auch gesorgt. Die Anstalt bleibt, so lange er lebt, seine Vormünderin. Hier findet er Rath und Trost in jeder Bedrängniß, von hier werden ihm gut und billig seine Materialien geliefert, und was er treibt und leistet, wird hierher berichtet. Der Staat hat ihn aber jetzt nicht mehr zu erhalten. Zweihundert Blinde gewinnen auf diese Weise in Sachsen ihren Unterhalt und leben gesichert und, wie man vernimmt, als sittlich gute Menschen. Zur Erheiterung nach des Tages Mühen bleibt ihnen der Gesang oder irgend ein Instrument; zu diesem Zwecke werden alle Blinden musikalisch gebildet. Aber nicht zum Erwerb werden sie in der Musik unterrichtet; der Blinde besitzt kein Talent zur Tonkunst und wird nie ein Bedeutendes darin leisten. Er ahmt die Töne leidlich nach und macht sich eine Fertigkeit zu eigen; aber sie quellen nie als freie Inspiration aus der eigenen Brust. Ja, der Blinde ist überhaupt ein nüchterner Verstandesmensch. Das Auge kann ihn nicht täuschen, nicht bestechen; er baut sich keine ideale Welt auf, das Uebersinnliche ist für ihn unbegreifener noch als das Sinnliche. Er rechnet gut, er ist in der Geographie, sogar in der mathematischen, bewandert, er besitzt manche ihm nützliche Kenntnisse. Hat er geistig sein Tagewerk vollbracht, so kehrt er zur Arbeit seiner Hände zurück. Die dresdner Blinden lernen nicht lesen. Wozu? Ist es ihnen ja doch unmöglich, ein anderes Buch zu entziffern als jene Bücher mit erhabenen Lettern, die man ihnen zu Gefallen erfunden hat. Sie könnten doch aus dieser Kenntniß keine Quelle der Unterhaltung schöpfen. Dafür wird dem Blinden vorgelesen, und mit tausend Freuden hört er jetzt am Abend „Onkel Tom's Hütte" vortragen und das Schicksal der kleinen Neger beschreiben, in denen er, jedoch halb nur, sein eigenes erkennt.

Wir gingen durch die verschiedenen Räume und sahen die Blinden bei ihrer Handarbeit, wohnten ihrer wissenschaftlichen Prüfung bei, hörten sie die zartesten Lieder von Mendelssohn singen. Ueberall waren sie heiter, aufmerksam und freundlich. Wenige von ihnen hatten auch nur den leisesten Schimmer ihres Gesichts bewahrt; die meisten sahen nicht nur nicht, sondern ihr Auge hatte auch alle Gestalt und Farbe verloren, es hing wie ein unschöner Ball in den Höhlen. Trauriger Anblick! Wie viel ist das Auge dem Antlitz, wie wird es zum Spiegel der Seele und lehrt dem Mienenspiele die begleitende Bewegung! Trüge der Blinde das Auge geschlossen, so würde sein Anblick rührender, sein Ausdruck sprechender sein. So aber wird jedes Lächeln bei ihm zur Verzerrung, und lächeln sieht man ihn oft. Eine Stimme hört' ich bei meinen Blinden, die ihnen den Strahl der Freude weckt, die wie ein elektrischer Funke jedes Herz berührt: die Stimme des Directors der Anstalt, der im vollsten Sinne der Vater seiner Blinden ist. Ehre seinem schönen Berufe!

Ein Centralorgan für Literatur.

Es fehlt uns Deutschen in der Gegenwart durchaus an einem Organ, welches sich nichts Bedeutendes in der Literatur entgehen läßt, das mit allsehendem Auge Alles überwacht, was erscheint, um Gerechtigkeit nach allen Seiten hin zu üben. Ob eine Schrift von Bedeutung beurtheilt wird oder nicht, ob sie dem Urtheil individueller Willkür oder dem Cliquengeiste anheimfällt, der Zufall entscheidet größtentheils darüber. Und doch müßte ein Gericht darüber bestehen, das dem Zufall steuerte, Gerechtigkeit im großartigsten Sinne sich zur heiligsten Pflicht machte und auch solche Schriftsteller noch einmal beurtheilte, denen Unrecht geschehen ist, und auch auf solche Schriften wieder hinwiese, die unverdient in Vergessenheit gekommen sind. *)

Alexander Jung.

Ira Aldridge.

Wie wenig man selbst bei allgemein besprochenen Gegenständen auf gedruckte fremde Urtheile geben kann, sahen wir kürzlich bei der Darstellung des Othello von Ira Aldridge. Was man darüber gelesen, ließ das Auftreten eines Natursohnes erwarten, der die vom Dichter reichlich vorgezeichnete Gelegenheit, die wildesten Leidenschaften zu entfesseln, im Uebermaß ergriff und in einem hastigen, drängenden Naturalismus seiner Rolle auf eine Art gerecht zu werden suchte, die über das Maß des in solchen Fällen allenfalls Erlaubten weit hinausging.

Von dem Allen nichts. Ira Aldridge ist kein Panther, sondern ein Prediger der Wüste. Sein Othello ist von der ersten bis zur letzten Scene auf die Rhetorik eines methodistischen Geistlichen angelegt. Daß er an gewissen Stellen den Ton gurgelt, langverhaltene Ahs! und Ohs! ausstößt, geschieht so selten, daß seine Darstellung an Wildheit bei weitem hinter dem Bilde des Dichters zurückbleibt. Nirgends beobachteten wir die Anfälle von Krämpfen, die Shakespeare vorgeschrieben hat, das Zucken der Gesichtsmuskeln, welches Wahnsinnigen eigen ist, nirgends Aufschreie heulender Art, die alle ganz in den Rahmen des echten Othello passen würden. Ira Aldridge gab seine Rolle mit einer Gemessenheit, Abzirkelung, Berechnung, die Wildes und Naturwüchsiges ausschließt. Nur sein mächtiges Organ erinnert an das Geschrei eines Negerkampfes am Senegal; es ist eine Macht und Fülle in dem Ansatz und den Anschwellungen dieser Stimme, die über das Gesäusel und Gelispel seiner Mitspieler bei weitem hinausgeht. Dann allerdings geben die thierischschreienden Laute der Wuth und Rachgier naturgemäß eine outrirt scheinende Klangwirkung. Outrirt aber nur für Denjenigen, der Shakespeare's Othello nicht kennt.

Ira Aldridge ist ein Geistlicher mit einem mächtigen Organe, wie es deren Viele gibt und gegeben hat, die ein Kirchenschiff in auf- und absteigenden Tonschwingungen majestätisch füllen konnten. Solche Tonwirkungen brachte einst der bekannte Glockenton-Strauß hervor, der in seinen jungen Jahren zum ersten male von Elberfeld nach Berlin kam und im neuerbauten Dome seine mächtige Stimme erschallen ließ. Ira Aldridge

*) Die rechte, den Autoren genügende Ausführung eines solchen Wunsches wird uns deshalb schwerlich jemals nach Wunsch kommen, weil wir in Deutschland innerhalb der kritischen Welt ein doppeltes Literaturleben haben, eins, das der Gegenwart angehört, ein anderes, das unsere classische Literatur verwaltet. Die Schatzmeister unserer classischen Literatur werden der Gegenwart bei uns nie so gerecht werden, wie in Frankreich und England geschieht, wo es den großen Revüen nicht einfällt, an die Leistungen des Tages immer nur die Maßstäbe Racine's, Corneille's, Voltaire's, Shakespeare's und Milton's zu legen. D. Her.

würde ein ausgezeichneter Wanderprediger, ein bezaubernder Missionar haben werden können und ist auch ein solcher gewesen. Von einer wilden ungezügelten Wüsten-Rhetorik, von einem mit glutvoller Leidenschaft tigerartig dargestellten Othello ist keine Rede bei ihm. Halb nur spielt er, halb predigt er ihn.

Einem so beruhigten, längst gezähmten und vom Geiste des Christenthums ganz allein noch erfüllten Naturell kommt die englische Schauspielkunst dann in ihrer Sitte und Unsitte sehr entgegen. Wir dürfen uns wol sagen, daß der große Brite bei uns Deutschen mehr seine geistige Heimat gefunden hat als bei seinen undankbaren Landsleuten, die ihn nach seinem Tode sogleich auf hundert Jahre vergaßen. Durch die Revolution und den Puritanismus hindurch hat sich der Shakespeare, der in der deutschen Bühnenwelt lebt, auf der englischen nicht erhalten. Garrick rief die kolossalen Gestalten eines Richard und Hamlet wieder ins Leben; aber die Mittel, die er anwandte, seiner Zeit das verschlossene Buch des größten Dramatikers aller Zeiten wieder lesbar zu machen, sind die Mittel seiner Zeit gewesen, dieselben Mittel, die Bajazet und Orosman darstellten. Quin, der Tragöde in der Allongenperrücke, wetteiferte mit Garrick, aber nur die Literaturen stritten miteinander, die Theorieen, nicht die artistischen Darstellungsbedingungen. Die englische Tragödie jener Zeit, nachgeahmt der französischen Fischbein- und Reifrockclassicität, sah vornehm herab nur auf die alten regellosen Dichtergebilde, an die sich die damalige jüngere Schule machte. Die Darstellungsweise war im Grunde bei Garrick dieselbe wie bei Quin. Denn wie hätte sich sonst bis auf den heutigen Tag auf der englischen Bühne die französische Recitation erhalten können? Wie hätten Kemble, Kean, Macready ihre Lorbeeren mit einer Darstellungsweise Shakespeare's ernten können, die uns Deutschen unerträglich ist?

Ira Aldridge spielt Othello ganz so, wie man im vorigen Jahrhundert bei uns und noch jetzt in Paris Bajazet, Orosman und in London den König Kanut spielte. Den gewöhnlichen Dialog einfach und ruhig, die Steigerungen anschwellend bis zum Tremuliren, die Auseinandersetzung pomphaft, bedeutungsvoll und im Bewußtsein des vom Dichter vorgezeichneten Verses und pathetischen Ausdrucks. Von einem Auflösen der Dichtung in unmittelbare Natureingebung, wie der Deutsche verlangt, ist dort wenig Spur. Dieses deutsche halbe Improvisiren, dessen Schein den dramatischen Gebilden Wahrheit verleiht, entdeckt man dort fast nirgends. Alles geht seinen langsamen, feierlichen Gang und jeder Spitze der Motivirung, jedem berühmten Gedanken, jeder Ausmalung der Rede durch Bilder und bereits classisch gewordenes Beiwerk wird mit Umständlichkeit Rechnung getragen.

Eine Ungerechtigkeit wäre es freilich auf der andern Seite, wenn man die sich letztlich auch auf diesem Wege herausstellende Weihe und feierliche Bedeutung einer solchen Spielweise ohne Anerkennung lassen wollte. Alle die Kritiker, die über Ira Aldridge geschrieben haben, sein Spiel wäre ein wildes Fletschen, Gurgeln, Schreien u. s. w., sind im Irrthum; sie kennen Shakspeare's Othello und die vom Dichter vorgeschriebene wildgewordene Tollheit einer afrikanischen Eifersucht nicht. Aber auch jene Stimmung, die mehr im Publicum als in der Kritik sich ausgesprochen hat, daß Ira Aldridge ein berechnetes, ausstudirtes und innerlich viel zu fertiges Gebilde aufstelle, geht zu weit, wenn sie die außerordentliche Correctheit desselben misachten und sich gegen den feierlichen Eindruck der Totalwirkung spröde ablehnend verhalten wollte. In dem festgehaltenen, auch bei den Mitspielern hörbaren durchweg unveränderten elegischen Ton des Spiels, in diesem oft monotonen Recitiren gleichsam fertiger und nur möglichst plastisch declamirter Situationen liegt zuletzt doch ein Etwas, das unserm Naturalismus oft und man möchte fast sagen immer abgeht. Es fiel uns auf, wie in den letzten Scenen der Tragödie auch keine Auseinandersetzung unterdrückt, Alles und Jedes gesprochen wurde, was dem Dichter

zum vollen Abschluß seines Werkes nothwendig geschienen. Bei unserm hastigen, belebten und charakteristisch nüancirten Tone geht gegen das Ende eines Shakespeare'schen Stücks meist auch immer das Gebild des Dichters in Trümmer. Ist das Hauptspiel der Fabel erreicht, so bricht Ungeduld aus und begehrt das Sinken des Vorhangs. Beim Engländer aber sorgt die subtile und gedämpfte Anlage des Anfangs dafür, daß auch dem Ende sein volles Recht wird. Othello, Macbeth, Romeo gelten deshalb bei uns in Deutschland in der Theaterwelt für „undankbare" Rollen. Da sie nämlich bei uns ganz in die Handlung verlegt werden, so verpuffen sie meistens, sowie das Factum dieser Handlung vollzogen ist.

Noch eine gute Eigenschaft der englischen Bühne hat die an sich sehr schwache Gesellschaft Ira Aldridge's beibehalten. Es sind die Auftritte und Abgänge der Darsteller vorn an den Seitencoulissen. Mit dem von und nach hinten kommenden und gehenden Erscheinen und Verschwinden der Schauspieler ist die heillose Beifallssucht der Darsteller und Beifallsverschwendung der Zuhörer eingerissen. Das übermäßige Klatschen in den deutschen Theatern, das der viel theaterliebendere Franzose nicht im entferntesten und meist nur im Interesse der Stücke kennt, ist ein Grundverderb unserer Bühnenzustände geworden. Auch dem Dichter ist daraus der schlimmste Nachtheil entstanden. Das Publicum, schon gewöhnt bei uns, die Abgänge als Signal des Gefallens oder Nichtgefallens auch der Stücke zu nehmen, wird bald ungeduldig, wenn eine Anzahl Scenen vorübergingen, wo die Darsteller sogenannte „kalte" Abgänge haben. Man nehme eine Bühne wie die darmstädter, die so tief ist, daß jeder Bediente, der auftritt, um einen Brief zu überreichen und dann abzugehen, eine förmliche Promenade zu machen hat! Bei raschem Kommen und Gehen spielt sich eine dramatische Erfindung viel leichter ab und der Dichter ist nicht so bedrängt von der Sorge für den Effect, diesem traurigen modernen Alpdruck aller Begeisterung und Phantasie.

Anregungen.

Der Wonnemond.

Voltaire's Wort: „Le mois de mai n'est beau que chez les poëtes", hat, auf den größten Theil des verflossenen heurigen Mai angewandt, gewiß seine Richtigkeit. Aber in allen Jahren hat der Monat Mai seine Tücke, die der Gärtner und Landmann sehr wohl kennen. Der noch in junger Entwickelung begriffenen Pflanzenwelt drohen in diesem Monat große Gefahren; die Gärtner fürchten die Fröste des Mai, die selten ganz ausbleiben. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß zu einer Zeit, wo die Tage immer von längerer Dauer werden, wo die Sonne ihrem Wendekreise immer näher rückt und deshalb auch die Hitze im Zunehmen begriffen sein sollte, doch gewöhnlich ein merkliches Zurückgehen der Temperatur eintritt. Man hat verschiedene Gründe dafür angeführt, welche sich jedoch bei aufmerksamerer Prüfung als unzulänglich erweisen. Jedenfalls findet man sich veranlaßt, hierbei die Frage aufzuwerfen: Steht dieses Sinken der Temperatur in Beziehung auf die Strenge des vorhergegangenen Winters?

Im Jahre 1834 fingen Mädler, nach ihm Lohrmann und andere Physiker an, durch Zahlen und Zusammenstellungen der Witterungsbeobachtungen die regelmäßige Wiederkehr der fraglichen Erscheinung in der Mitte des Monats Mai darzulegen. Nach einer Tafel, welche die mittlere Temperatur im Monat Mai in Petersburg, Berlin, Dresden, Prag und Paris angibt, stellt sich das Ergebniß heraus, daß, während in den Monaten April und Juni die mittlere Temperatur vom Anfang nach dem Ende zu gewöhnlich steigt, der Monat Mai im Gegentheil ein merkliches Zurückgehen bis zur Mitte darbietet. Man bemerkt, daß diese Erkaltung später eintritt, je südlicher der Ort liegt. Aus der gemachten Zusammenstellung ist ersichtlich, daß z. B. in Petersburg am 9. und 10. Mai der niedrigste Temperaturstand ist, während dies in Berlin, Dresden und Prag am 11., 12. und 13. und in Paris am 14. und 15. der Fall ist; in Lyon sind nach gleicher Beobachtung die Tage vom 20.—22. die kühlsten.

Man wird vielleicht sagen, daß eine Verminderung von ein bis zwei Grad in der mitt-

lern Temperatur der bezeichneten Tage doch nicht von solcher Wichtigkeit wäre, daß die Besorgniß der Landleute, die der Zeit vor Mitte Mai nicht trauen, gerechtfertigt erscheine; jedoch das Sinken des Thermometers beträgt bisweilen 7, 8 oder 9 Grad gegen den Stand in den ersten Tagen des Monats und dies übt auf die Vegetation einen Einfluß aus, der verderblich genug ist.

Die allenfalls wahrscheinlichste Erklärung dieser Erscheinung besteht darin, daß man die Kälte dem endlichen Schmelzen des Schnees und Eises im Norden und auf den hohen Bergen zuschreibt. Der Schnee bedarf zum Schmelzen einer großen Menge Wärme, welche er aus allen ihm nahen Körpern und am nächsten der Luft entlehnt. Die Luft, so anhaltend ihrer Wärme beraubt, läßt die Temperatur sinken. Auf diese Weise muß ein schneereich gewesener Winter auch einen besonders kalten Mai herbeiführen.

Das Kunstwerk der Zukunft.

Ueber diese von Richard Wagner ausgestellte Parole, die einer neuen Entwickelung und großartigen Entfaltung unserer künstlerischen Bestrebungen gilt, vorzugsweise aber die Reform der Oper betrifft, schreibt uns ein Musiker: „Richard Wagner ist offenbar aus dem trefflichen Streben, der Oper künstlerische Einheit und Wahrheit zu geben, also die mitwirkenden Künste aus einer kläglichen Knechtschaft zu erlösen, auf eine Reihe von Schlüssen gekommen, die leider — auch den Schluß aller Kunststempel herbeiführen müßten. Bei den alten Griechen kleideten allerdings die höchsten Ideen sich in mythische Gestalten; aber ich fürchte, die speculative Dogmatik unserer germanischen Voreltern, z. B. die Graalssage, wird nie wieder populär werden. Und was Wagner's Concentrirung aller Künste in eine betrifft, so ist die Theilung der Arbeit auch auf das geistige Gebiet übergegangen. Die höchsten Ideen haben nur einen adäquaten Ausdruck, das Wort. Das Wort wird durch die vage Allgemeinheit des musikalischen Ausdrucks verdunkelt. Dennoch wundert mich, daß man Richard Wagner's Theorie nur immer äußerlich und im Allgemeinen bemäkelt und sie nicht in ihr Wahres und ihr Falsches auflöst. Man muß Wagner's Trugschlüsse aufdecken, muß die Unmöglichkeit des Kunstwerks der Zukunft a priori deduciren. In der musikalischen Welt ist der Streit zu fanatisch und theilweise unedel geworden. Wagner's Irrthümer sind immer bedeutsamer für die Reform als die Phrasen, die ihm so häufig entgegengesetzt werden. Sein Streben wurde der rechte Sauerteig für unsere Musiktheorie und Musikpraxis, die sich der Gedankenwelt allzu sehr entrückt hatte."

Das geistige Eigenthum.

In Nr. 21 dieser „Unterhaltungen" richteten wir an den Bundestag ein „harmloses Anliegen", die Verbesserung der Bestimmungen betreffend, die bei uns in noch sehr beschränktem Maße das geistige Eigenthum schützen. Von Preußen hört man, daß die Ausdehnung der Rechte der dramatischen Autoren auch auf ihre bereits im Druck vorliegenden Werke und die Sicherstellung derselben gegen unbefugte Bühnendarstellung daselbst im Werke sein soll. Auch von Oestreich erfahren wir, daß die kaiserliche Regierung in verwichenem Januar das daselbst im Jahre 1846 gegebene Gesetz gegen Beeinträchtigungen des geistigen Eigenthums der Handelskammer zur neuen Begutachtung übergeben hat. Die Handelskammer wählte zur näheren Meinungsabgabe betheiligter Sachverständiger die Musiker Vesque von Püttlingen und Dessauer, die Maler Einsle und Amerling, den Bildhauer Gasser und die Schriftsteller Frankl und Eduard von Bauernfeld. Diese Commission hat sich ihrer Aufgabe mit Eifer unterzogen und in besonders dankenswerther Weise darauf angetragen, daß sich Oestreich in dieser Angelegenheit mit der allgemeinen deutschen Preßgesetzgebung in Verbindung und in ein möglichstes Einvernehmen stellen möge.

Wie rasch Frankreich in dergleichen Dingen den Künstlern und Autoren entgegenkommt, beweist die letzte Erhöhung des Eigenthumsrechts nach dem Tode eines Künstlers oder Autors von 20 auf 30 Jahre. Scribe machte einen Besuch in den Tuilerien und sein Anliegen war bewilligt. Daß die Tantième in Deutschland erst in Wien, Berlin und München eingeführt ist und in Dresden, Stuttgart, Hannover an eine Nachfolge kaum gedacht wird, ist für die Auffassung solcher Fragen in Deutschland charakteristisch genug.

Eine Klippe der Schauspielkunst.

Es ist sehr gefährlich für den Schauspieler, daß er erst dann ein vollendeter Künstler werden kann, wenn er nahe daran ist, ebenso gut auch nur ein gewandter Handwerker zu sein.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 37.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Erstes Capitel.

Das Recht der freien Selbstbestimmung.

In einem traulich eingerichteten Zimmer deckte ein junges Mädchen den vor dem Sofa stehenden runden Tisch mit einer grauglänzenden, buntgemusterten, großen Theetischdecke von Damast. Sie stellte von einer Etagère, auf der sich allerhand buntes Glas und Porzellan befand, auf diese Decke drei goldgeränderte Tassen, ordnete Teller, Zuckerschale, Messer, die sie in kleine zierliche Servietten einschlug, rückte an den Stühlen, legte die Sofakissen in Ordnung und verrichtete somit eine Reihefolge von Handlungen, die wir nicht beschreiben würden, wenn das junge Mädchen sich auf den Besuch, den sie zum Thee erwartet, nicht mit einem Ernste und einer Feierlichkeit vorbereitet hätte, die selbst die darauffolgenden Rüstungen der kleinen Lampe, der Theemaschine, der von einer Magd hereingetragenen bezuckerten Bäckereien, des Milchtopfs und welche Vorsorgen alle zu einem behaglichen Theeabende gehören, mit einer so großartig überdachten und heroischen Miene verrichtete, daß man eine Fee, die zu geringer Erdenarbeit verurtheilt wurde, zu sehen glauben mußte, auch wenn nicht das ernste, schöne, junge Wesen vom Dienstmädchen bei jedem dritten Worte Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein! höchst respectvoll wäre angeredet worden.

Das gnädige, junge Fräulein hieß Hertha Wingolf und gehörte nicht dem Adelstande an. Unbestreitbar aber war sie von der sogenannten „höhern Gesellschaft." Wenn Hertha Wingolf zu ihrer Theeabendrüstung einen Stuhl erhob, so geschah dies mit einer Armbewegung, wie wenn Semiramis den Grundstein eines neuen Tempels in Babylon gelegt hätte. Sie erkundigte sich bei Lisetten, so hieß das Dienstmädchen, nach dem heißen Wasser. Das geschah in einem Ton, mit einem Ausdruck, wie wenn eine isländische Seherin den Priester gefragt hätte: Wie geht es mit den Quellen des Geyser oder mit den heißen Schlacken des Hekla? Sie ließ sich sogar herab, Hertha Wingolf, mit Lisetten von einem Teller mit Wurst und einem mit Schinken zu sprechen, zwei Tellern, die des Geruchs wegen

noch beide in der Küche harrten, aber den Preis der Wurst und den Preis des Schinkens notirte sie in ein sauberes Notizbüchelchen, das sie inzwischen aus einem Schranke genommen. Hertha's weiße, zarte, längliche, ganz der Carus'schen „schönen Seele" entsprechende Finger, glänzten wetteifernd mit dem silbernen Crayon, mit dem sie bedächtig die Worte niederschrieb: Ein Viertel Schinken zwei Groschen, ein Viertel Wurst zwei ein halb Groschen!... Zwei und respective zwei und ein halb Groschen? werden unsere wirthschaftskundigen Leserinnen fragen. Sie werden den Namen einer Stadt zu hören wünschen, wo es so billige Preise gibt. Wo liegt dies Eldorado der erfreulichsten Erübrigungen am Wirthschaftsgelde, die ein stillangelegtes Sparen für gewähltere Toiletten möglich machen? Wir könnten den Namen der Residenz eines großen deutschen Mittelfürsten nennen; aber man gebe sich über die dortigen Fleischpreise keinen Täuschungen hin! Wir dürfen nicht verschweigen, daß Lisette bei Nennung dieser geringen Summen ganz eigen ihre kleinen braunen Augen zusammendrückt. Innerlich lacht etwas in unserer Zofe. Das vornehme, in einem seidenen Kleide dahinrauschende junge Mädchen, das sich einbildet, die sämmtlichen in ihrem eleganten Wirthschaftsbüchelchen verzeichneten Preise für Frühstücksemmel, Butter, Kaffee, Essen aus dem Speisehause, Thee, Zucker, Schinken und Wurst entsprächen wirklich den üblichen Preisen des Marktes, der Fleischbank und des Specereikrämers, dies gläubige vornehme Mädchen ist es, das ihr lächerlich vorkommt. Lisette jedoch, wohlweislich ihr Lachen verbergend, geht in die Küche zurück, nicht ohne die Versicherung, daß Frau von Zabel, eine höhere Beamtenwitwe, bei welcher Hertha Wingolf zur Miethe wohnte, doch nun bald „jeden Augenblick" aus der Stadt zurückkommen müßte.

Hertha Wingolf hatte sich überzeugt, daß ihre Vorbereitungen zu einem Thee à trois mit so viel Umsicht getroffen waren, als man bei einem im Leben selbständig dastehenden Wesen erwarten durfte, öffnete nun das Fenster und sah hinaus in die Schatten des Abends, die duftig und schon kühl sich niedersenkten. Hertha's Wohnung lag vor den Thoren. Es war nicht die elegante Vorstadt der wirklich ansehnlichen und mit zehn bis zwölf an ihren höchsten Spitzen jetzt noch von dem Abendsonnenschein vergoldeten Thürmen vor ihr liegenden Residenz, die sie bewohnte; es war eine minder beachtete Gegend, ein Viertel, halb den wirklich Armen, halb den verschämt Armen angehörend. Mancher zu der trostlosen Nothwendigkeit, die man Einschränkung nennt, Gezwungene zog sich hierher zurück. Keine Paläste und keine Hütten; aber behagliche Mittelstockwerke mit mancher gefälligen Einrichtung wie bei Frau von Zabel. Eine freundliche Gartennatur durchzog diesen entlegenern Stadttheil und die rings um die Residenz ausgebreiteten Gartenanlagen durchkreuzten sogar die kleinen Gäßchen und Winkelchen selbst.... Da mußte ein Blick durchs Fenster — es war noch nicht sieben Uhr und schon dunkelte es und die Luft ging octoberhaft herbstlich — ein so beredtsames Schweigen auf den Gärten antreffen, das Ohr ein so heimliches Summen hören, wie es vom Baum zu Busch zog, ein so grüner Friede mußte durch die Natur waltend vernommen werden, daß nur noch das fernher erklingende Abendläuten fehlte, ein Herz weich und feierlich zu stimmen. Die Glocken läuteten dann wirklich. Aber Hertha stand entweder über sentimentaler Naturauffassung oder eine auf ihrem Antlitze ruhende Spannung ließ weiche Empfindungen nicht aufkommen. Von Minute zu Minute schien sie unruhiger zu werden. Ein mal nach dem andern nahm sie von der Brust die goldene Uhr und sah danach. Dann schloß sie das Fenster; die Nachtluft war zu kühl. Nun zündete sie die Lampe an. Unruhig ging sie auf und nieder und blieb endlich vor dem, an der Wand hängenden eleganten Bücherborde stehen, nahm davon ein Buch herab, setzte sich in die Sofaecke und begann, um ihrer Empfindungen Herr zu werden, an einer Stelle weiter zu lesen, wo ein hübsch gesticktes Lesezeichen andeutete, daß sie in ihrem Studium — denn Feuerbach's „Wesen des Christenthums" läßt sich nicht lesen, sondern nur studiren — zuletzt stehen geblieben war.

Während wir die schlanke, edelgebaute Hertha Wingolf in ihrer Sofaecke lesen lassen, wo von ihrer freien hellen Stirn die mächtigen, schöngeringelten, blonden Locken gerade auf die Stelle niedergleiten: „Die praktische Anschauung ist eine schmuzige, vom Egoismus befleckte Anschauung; bei ihr schau' ich ein Ding nicht um seiner selbst willen an, sondern nehme es, wie wenn man ein Weib nur um der Sinne Willen liebt. Die praktische Anschauung ist in sich nicht befriedigt, nur die theoretische ist es, sie ist freudenvoll, sie allein ist selig; ihr ist der Gegenstand der Liebe ein Gegenstand der Bewunderung ..." während wir Hertha über diese Worte nachsinnen lassen, erblicken wir aus dem hohen stattlichen Gebäude, welches in der Residenz seit Jahren das Justizministerium dieses bedeutenden Mittelstaats inne hatte, eine in einen leichten Sommermantel gehüllte Gestalt treten. Der Portier kennt die Gestalt schon, kennt schon die nächtlichen Ausgänge des Geheimraths, der seit einem halben Jahre die Geschäfte des Ministeriums versorgte und noch ohne den Namen des Ministers der Minister selbst war. Die verhüllte, eilend von der breiten Stiege tretende Gestalt fand die schwere Pforte ihres Hôtels rasch aufgezogen, rasch fiel sie hinter ihr zu. Des Geheimraths Gattin war im Theater. Sie schien gewohnt, ihn des Abends, wenn sie von mancher guten Vorstellung heimkam, nicht mehr anzutreffen. Mit festem sichern Schritte legte die hohe Gestalt des Geheimraths eine Straße nach der andern zurück. Durch die belebtesten Gegenden drängte sich der Dahinschreitende, nicht ohne da und dort rasch von einem Vorübergehenden erkannt und feierlich begrüßt zu werden. Man zündete die Laternen an. Endlich kam der eilige Wanderer zu jenem Thor, das in die bezeichnete Vorstadt führte. Er schlug den Weg zur Wohnung der Frau von Zabel ein. Ein Blick nach den Fenstern Hertha Wingolf's überzeugte ihn, daß sie daheim war. Rasch zog er die Hausklingel. Die geschlossene Thür öffnete sich. Trotz des Dunkels fand sich der Besuchende zurecht; denn er kannte die Stiege. Oben leuchtete Lisette. Der Ausruf: Herr Geheimrath! kam von ihr in etwas befremdetem Tone. Mit wenig Schritten war der Besuchende in Hertha Wingolf's Zimmer.

Du bist es! sagte sie....

Ja Hertha, ich bin es! sagte der Gast und legte den Mantel ab....

Hertha's Gruß war so gezogen, so langsam, so fragend gekommen, daß man erkennen konnte, wie sie diesen Besuch am wenigsten erwartet hatte. Geheimrath Wingolf küßte Hertha's Stirn und auch auf die erste Ueberraschung nur mochte ihre Miene einen befremdeten Ausdruck zeigen. Sie sammelte sich. Sie besaß das Taktgefühl eines edeln Herzens und erblickte sie in den Augen des Gastes nicht eine Thräne? Die Thräne konnte von der herbstlichen Abendluft kommen und der Besucher war ein Mann, den sie liebte, ihr Vater.

Zwei Menschen standen sich gegenüber, an denen der Schöpfer oder sein Nachahmer, der Künstler, Freude gehabt hätte. Die Tochter des Vaters Bild. Der Vater, schon den Funfzigen nahe, aber noch von jugendlich fester Haltung seiner hohen Gestalt, von reichem, lockigem, wenn auch ergrautem Haar, von Milde im braunen Auge, voll Ernst im festgeschlossenen Munde. Die Hand, die er seinem Kinde bot, so weich, so warm. So war auch sein Gruß, den Hertha, ihm gleich an Hoheit und Adel, nach kurzer Sammlung herzlich erwiderte. Der Vater setzte sich. Er sah sich um. Die Zurüstungen des Thees, die er bedauern mußte gestört zu haben, die Tassen, die er nicht gezählt und zur Veranlassung einer Frage genommen, mit Wem Hertha, außer Frau von Zabel, heute zu Dritt sein würde, das Gebäck, der nun von Lisetten hereingebrachte Fleischvorrath, alles Das änderte freilich schon die Stimmung. Aus des Vaters Auge blickte Wehmuth und um seinen Mund spielte etwas von Ironie.

Einen Gruß von Eugenien! sagte er.

Ein stummes Nicken war der Tochter Dank.

Der Herbst kommt mit Macht! fuhr der Vater das Haupt stützend fort. Die Abende werden lang. Du wirst dich hier einsam fühlen.

Doch nicht! erwiderte Hertha mit eigener Festigkeit und legte den Feuerbach von der Sofalehne, nicht damit der Vater ihn nicht sähe, sondern damit er bequemer saß.

Nun trat eine Pause ein. Hertha nahm eine vierte Tasse von der Etagère der Frau von Zabel; es war eine eigenthümliche Tasse, eine verwitwete gleichsam, es stand wenigstens darauf: Für den Hausherrn. Herr von Zabel hatte, als er noch dem Staate, seiner Hausfrau und sich selbst lebte, daraus gefrühstückt. Wingolf lehnte die Tasse und ein Couvert ab und da Hertha mit kleinen und unwesentlichen Erkundigungen ihm kam, so sagte er:

Hertha, wann hört die ganze Thorheit auf?

Hertha verstand sogleich, was der Vater unter ganzer Thorheit meinte. Ihr schönes dunkelblaues Auge verfinsterte sich. Sie schwieg aber und blickte nur nieder....

Ich habe, fuhr der Vater fort, die Richtung, die nach dem Tode deiner Mutter deinen Geist überkam, so lange für eine ungefährliche genommen, als du unter meinen Augen lebtest. Zehn Jahre der Selbständigkeit, von deinem elften bis zu deinem einundzwanzigsten, hast du in unserm kleinen Provinzleben die Blume der Wunderwelt, der träumerische Geist des Aparten und Barocken sein dürfen, so lange sich das väterliche Dach darüber wölbte. Jedermann hatte Gefallen an deiner Entwickelung und so wie du warst, so nahm man dich. Daß ich leider dann die Thorheit begehen mußte ... noch an mein Herz zu glauben....

Vater! erwiderte Hertha auf dies letzte besonders schmerzlich hervorgehobene Wort und ergriff des bewegten Mannes Hand und bat ihn, sich nicht durch eine Erörterung aufzuregen, deren eigentliche Absicht doch, wie er ja wisse, ihr Ziel verfehle, verfehlt hätte und ewig verfehlen würde.

Ich kann dort das Bild deiner Mutter nicht sehen, fuhr der Vater mit einem Blick auf die an der Wand hängenden Büchergärten und was sich darüber an Bildern erhob, fort, ich kann es nicht sehen, ohne nicht den Drang einer Rechtfertigung zu fühlen. Luise sieht so ruhig, so versöhnt auf mich nieder!...

Hertha unterbrach diese Erörterung. Sie wußte, daß ihre verklärte Mutter dem Vater ein Geist war, der auf dieser Erde seine wahre Stätte nicht gefunden und deshalb frühe schied. Sie wußte, daß der Vater an diesen Geist nicht dachte, ohne nicht etwas zu fühlen, wie wenn ein Beethoven'scher Accord durch die Lüfte zog. Eine elfjährige Ehe war die Harmonie selbst gewesen. Zehn Jahre hatte dann der Vater dem nachklingenden Tone des Glücks noch gelauscht, aus dem Leben ihn nur allein als seinen Führer sich herausgehört. Da kam das äußere Weltglück an Wingolf's Hausespforte, pochte an sein Leben mit Ueberraschungen an, von denen er nie eine Hoffnung haben konnte. Er wird Chef eines ersten Gerichtshofs. Eine Mahnung der Stände wirft der Justiz des Landes Vernachlässigung der Reformen vor. Man ruft, um der öffentlichen Meinung eine Befriedigung zu geben, Wingolf in die Residenz, gibt ihm die Stellung eines Ministers, dessen Rang er ablehnt, weil er die Vorliebe des Souveräns für alte Namen kennt und sich die Stellung eines Aufgedrungenen nicht zu sehr erschweren will. Diese frohe Wendung seines Lebens erfüllt ihn mit gesteigerter Empfänglichkeit für die Schönheit des Daseins. Er wählte eine zweite Gattin. Aus wirklicher Neigung. Er war wie ein aufgegebener Baum, in dem sich wieder mit dem Frühling plötzlich ein Wachsthum regte. Eugenie von Saalfeld wird seine Wahl, die Freundin seiner Tochter. Beide spielend und tändelnd um ihn als Kinder schon. Als beide erwachsene Jungfrauen waren, er nach der Residenz als Minister scheiden soll, da Eugenien von Saalfeld, die eine Waise bei Verwandten an seinem frühern Bestimmungsorte lebte, die Freundin seiner Hertha, noch einmal betrachtet, wagt er ihr das schwere Loos anzutragen, an der Seite eines fast funfzigjährigen Mannes

durchs Leben zu gehen. Eugenie, ein blühendes, edles Mädchen erschrickt anfangs, hört aber die wiederholte Bitte und willigt ein, aus Scheu und Schamgefühl jedoch der Freundin, der sie Mutter wird, sich nicht sogleich erklärend. Diese reist mit dem Vater ab. Unterwegs gesteht er der Tochter seine Wahl; sie sinnt und sinnt und an dem Tage, wo Hertha's Freundin, aus der Provinz als des Vaters Gattin von ihm abgeholt, in die neue, prachtvolle, amtliche Wohnung der Residenz eintritt, hatte Hertha das väterliche Haus verlassen. Sie ergriff diese Wendung als das Ende einer schon lange in ihr gährenden Krisis. Sie nahm sie als einen Fingerzeig des Schicksals, einem schon längst in ihr unwiderstehlich gewordenen Drange nach Freiheit und Selbständigkeit zu folgen. Durfte es ihr an sich genommen schon peinlich sein, eine Freundin als Gattin ihres Vaters zu begrüßen, hatte sie hier volle Gelegenheit, das Loos der Frauen zu verwünschen, über die der Zufall, das blinde Spiel des Würfels entscheide, durfte sie ausrufen: Ein Vater, der der Freier meiner Gespielin wird! und dachte sie schon längst mit Ingrimm an Das, was die Menschen Liebe nennen, so hatte sie jetzt ganz der ihr immer nahe gewesene Geist der Selbstbestimmung ergriffen, der keinen Zügel mehr dulden mochte. Sie konnte sich das Glück des Vaters an der Seite Eugeniens denken; sie gönnte es ihm; aber sie mochte diese Hingebung eines jungen Mädchens an ein solches Leben der sich bescheidenden Pflicht nicht stören. Sie verließ die Wohnung des Vaters, vertraute sich einer ältern Freundin ihrer Mutter und bezog bei ihr diese kleinen Zimmer, in denen sie sich eine Existenz geordnet hatte ganz nach dem Drange ihres Bedürfnisses. Und litt auch der Vater unter diesem tief aus seiner eigenen Natur kommenden Sinn seiner Tochter, litt er in seinem Innern ebenso sehr wie vor der Gesellschaft — denn kaum in seine neue Würde eingesetzt gab ihm sein Kind ein solches Aufsehen! — so ertrug er doch seit mehren Monaten schon mit Geduld eine Wendung, die sich bei dem schon früh in dem selbständigen, durch Pensionen und Erzieherinnen zum Eigenwillen gesteigerten Sinne Hertha's nicht ändern ließ.

Darum staunte Hertha, als der Vater heute von Neuem mit seiner Einsprache kam. Sie hatte seine Unterstützungen, die, wenn auch noch nicht ganz, doch in absteigendem Maße eingehen sollten, doch immer noch angenommen. Es sollte deren von Monat zu Monat weniger werden (daß die Preise für sie so niedrig gestellt wurden, wie wir vorhin an dem Lächeln Lisettens und den beiden Tellern mit Fleisch sahen, beruhte auf einer Verabredung Eugeniens, ihrer Mutter, mit Frau von Zabel), ja ihr Ideal war eben in ermuthigender Folge jener Wohlfeilheit des Daseins dies geworden, sich ihre Existenz selbst verdanken zu wollen. Aber der Vater wollte heute dagegen Einspruch thun. Er war in der Absicht gekommen, seine Tochter zu fragen, ob es wahr wäre, daß sie in einem ihr befreundeten Hause musikalischen Unterricht zu geben gedächte?

Ja, bei Frau von Reisig, sagte Hertha mit ruhiger Bestimmtheit; ich komme immer mehr zu der Erkenntniß, daß wahres und dauerndes Glück nur durch Das geboten wird, was man sich selbst erwirbt. Das weibliche Geschlecht ist der Paria der Civilisation. Wir haben uns begnügt, uns, wie mir von hundert Freiern geschah, schöne Dinge über unsere Außenseite sagen zu lassen und sind Sklavinnen des Innenlebens geworden, wenn die Fesseln, die wir tragen, auch noch so vergoldet schimmern. Wie sehr wir im Leben ohne Würde dastehen, kann ein Mann kaum fühlen. Man muß jene ganze Kette von Untugenden kennen, die sich tief im Leben der Frauen angelegt hat, um recht zu begreifen, was ich meine. Der Wahn der Eitelkeit ist durch Erziehung und Bildung der Mittelpunkt aller unserer Bestrebungen geworden. Ihm bringen wir stündlich schmachvollste Opfer, ihm huldigen wir mit unserer eigenen Entwürdigung. Man lasse nur den Frauen einmal Raum, ihren Muth, ihre Ausdauer und ihre wahre Hingebung an die Pflicht zu prüfen! Wir sind ein spartanisches Geschlecht, Vater, während die Männer uns für so verweichlicht halten, als sie es vielleicht selbst sind . . .

Der Vater schüttelte sein Haupt, doch mehr spottendes Erstaunen als Zorn erfüllte ihn. Hertha schloß mit der Bitte, ihr zu gestatten, sich eine Existenz selbst zu begründen und mit jenem Unterricht bei den zahlreichen Stiefkindern der reichen und liebevollen Frau von Reisig den Anfang machen zu dürfen.

Der Vater stand auf. Er war erregt. Er hatte die Absicht gehabt, sich zu mäßigen. Er konnte aber jetzt den Zwang nicht mehr über sich gewinnen; er verbot mit einer Entschiedenheit, die Hertha an ihm trotz aller Güte seines Wesens kannte, jedes Unterfangen dieser Art . . . Ich bin dieses Verbot, sagte er, meiner Stellung schuldig. Ich geize nicht nach höhern Auszeichnungen, als die mir schon zu Theil wurden. Ein Bürgerlicher weiß ich, daß ich dem Souverän nur durch die Umstände aufgedrängt bin, und ich erleichtere mir meine Beziehung zu ihm durch den Wunsch, eine gleichsam nur interimistische Stellung einzunehmen. Indessen will ich den Makel, den man an mir findet, nicht noch vermehren. Ich mag nicht, daß mein Familienleben Gründe des Vorwurfs und des Spottes für mich darbietet. Magst du in einer idealen Welt leben, deren Ausschreitungen ich in meiner Stellung sogar gezwungen bin, zu bekämpfen, bis zur Caricatur darf dein Handeln nicht ausarten. Ich verbiete dir diesen Unterricht. Ich lege dir eine Summe hierher, die dir erlauben wird, deine unsinnige Emancipation vielleicht noch bis zu einem Luxus zu treiben, für den ich ja dort auf dem Simse des Kamins die vollständigsten Vorbereitungen antreffe!

Wingolf zeigte mit zitternder Hand auf einen zierlichen Becher zum Einsammeln von Tabacksasche und einige bunte Papierchen zum Anzünden von Cigarren. Er nahm den Hut, nahm den Mantel und wollte voll Erschütterung gehen . . .

Hertha hielt ihn jetzt zurück. Sie hielt ihn zurück nicht mit dem Gefühl einer um die Kränkung des Vaters im Gemüthe besorgten Tochter, sie hielt ihn zurück mit der Entschlossenheit eines Charakters, der bei seinen Auseinandersetzungen einer überredenden Kraft gewiß zu sein glaubt und im äußersten Falle nur noch Alternativen stellt.

Vater, sagte sie, ich bitte, mir zu gestatten, neben den Rechten, die du über mich hast, noch eine andere Autorität einzusetzen, die Rechte eines Mannes, den ich liebe . . . Du würdest, fuhr sie, da der Vater zusammenfuhr, ohne zu stocken, fort, du würdest mich glücklich machen, wenn du jetzt bliebest, Vater. Ich lernte einen Rechtsgelehrten kennen, der sich für die akademische Laufbahn vorbereitet, den jungen Doctor Constantin Ulrichs. In Gegenwart der Frau von Zabel sah ich ihn seit vierzehn Tagen fast jeden Abend an diesem Tische, den wir nur deshalb wählen, weil das Nebenzimmer ein unbequemes ist. Constantin Ulrichs ist einer der seltensten Menschen, die aus dieser trüben Gegenwart der Zukunft entgegenreifen. Ich liebe ihn, wie wir Frauen Männer lieben sollen, als den Führer und den Halt meines Daseins. Constantin's Vorzug vor den Andern, deren Werbung ich zurückwies, ist der, daß die Welt seiner Anschauungen glücklicherweise die meinige ist und daß ich mich stark, mich gehoben, mit wunderbaren Schwingen mich getragen fühle, wenn ich in sein Auge blicke, von seinem Geiste die Funken in mir selber elektrisch zucken fühle. Constantin ist der älteste Sohn jener genialen Familie der Ulrichs in unserer östlichen Universität. Sein Vater ist selbst ein gefeierter Gelehrter, im Fache der Geologie eine Zierde jener Hochschule. Seine Geschwister tragen den Stempel des Genius. Frieda Ulrichs, seine älteste Schwester, ist die Poesie selbst. Vater, ich sage dir mein Geständniß mit der ganzen Sammlung, die der Ernst eines solchen Gefühls und dein Recht auf mich erfodert und ich bitte dich, entweder jetzt, wo wir Constantin erwarten, zu bleiben oder zu gestatten, daß er dich morgen in der Frühe selbst besucht.

Es ist im Leben eines Vaters wol einer der heiligsten Momente, wenn sein Kind, das wie in träumerischer Unbekanntschaft mit der Doppelnatur der Menschheit aufwuchs, sich plötzlich in die allgemeine Reihe der gleichen Empfindungen aller Herzen stellt und

jenen Kreislauf der Jahrtausende, der die zärtlichen Triebe zur Bürgschaft des Menschengeschlechts für sich selbst gemacht hat, in seiner jungen Seele nun auch fortsetzt. Das gleiche Loos des Glückes, der Schmerzen, der Hoffnung und der Täuschung an Alle ausgeworfen und nun auch da an mein liebes, holdes, jungfräuliches Kind! Sieht ein Vater einen Sohn zum ersten male in dem Bann jener Empfindungen, die dem Jüngling selbst einst das Leben gaben, so wird des Vaters Wort eher zum Staunen, ja zum Scherze geneigt sein; das wilde junge Herz bedarf des Zügels und mancher Vater tobt dann wol mit künstlichem Spott oder mit gemachtem Ingrimm gegen die Frauen überhaupt auf, nennt es ein unwürdiges Geschlecht, ein Geschlecht, nicht der Beachtung werth für einen Jüngling, dem die Welt gehöre. Aber eine Tochter! Bringt ein Vaterherz in solche Erfahrung die Neigung einer Tochter, so wird sein künstlicher Humor, all sein erziehender Spott die Waffen strecken, wird sich mit Rührung und oft mit Schmerz der Nachricht gefangen geben, daß ein so an die Penaten des Hauses gebunden geschienener Geist, eine so stille traumselige Unschuld, die bisher ihm nur gehörte, nun auch von jenem Baum im Paradiese erfahren hätte und von den Aepfeln der Erkenntniß, die oft ein ganzes Dasein vergiften! Der Gedanke, ein unbekanntes, wer weiß mit welchen Fügungen der Zukunft bedrohtes fremdes Leben so an sein geliebtes reines Kind herantreten zu sehen, die zarte, nur ihm bisher gehörende Unschuldswange von eines fremden Mannes Hauch und Kuß berührt zu wissen und sein Kind nun hintaumeln zu sehen mit blinder Leidenschaft in ein fernes räthselhaftes Schicksal, das kann ihm selbst jene edlere, ja tiefe Eifersucht wecken, die der Mensch in allen Dingen weit mehr sich eingestehen darf, als man so obenhin einzuräumen pflegt, wenn die Eifersucht nur auf das Gute geht und Das, was unsers Werthes Bürgschaft ist. Und mehr als dies, für einen Augenblick kann ein solches Geständniß einem liebenden Vater die Fassung rauben.

Wingolf's Erschütterung mußte aber noch größer sein. Denn naht sich den weiblichen Lippen das Geständniß der Liebe ohnehin so langsam, wie eine Schnecke nie ganz ihr Gehäuse verläßt, so wird es doch vollends vor einem Vater nur ausgesprochen werden fast wie eine Schuld, wie ein Verbotenes und ganz Unsagbares. Der Vater wird das Geständniß hervorlocken müssen und in früherer Zeit war Hertha doch oft erröthet, wenn Wingolf scherzend von einer möglicherweise in ihr aufgetauchten Neigung sprach oder ernsthaft von einer ihr deutlich gezeigten Bewerbung berichten mußte. Daß nun dasselbe Kind sich ihm jetzt so gegenüber stellen konnte, so in einer einzigen ruhigen Rede die Empfindungen bloßlegte, die die Bedingungen ihrer ganzen Zukunft werden mußten, das hätte er sich niemals möglich gedacht. Er konnte wol nicht in Zorn aufwallen; dieses ruhige Bekenntniß, von der festen Willenskraft seines Kindes gegeben, diese sichere Andeutung einer demnächst ihm in Aussicht stehenden Bewerbung, dieses klare Zeugniß für sich selbst, vorgetragen von den jugendlichen Lippen unter einer erblaßten, nicht sich röthenden Färbung der Wangen, unter einem ruhigen Aufschlag der tiefblauen Augen, die klar und stolz in das Angesicht des Vaters blickten, entwaffnete, übermannte ihn. Ohne ein Wort zu erwidern, wandte er sich zum Gehen. Man hörte nebenan die Fragen und unruhigen Erkundigungen der eben lärmend angekommenen Frau von Zabel. Er sagte nur: Gute Nacht, Hertha! wandte sich, ergriff den Drücker der Thür und schied von einer Tochter, die nichts weiter that, der Wirkung ihres Geständnisses sich zu versichern. Sie hatte gesagt, was sie sagen mußte. Die Art, wie man es aufnahm, kümmerte sie nicht.

Der Vater ging. Constantin Ulrichs! Der Name klang ihm nun — wie doch —? im Ohre; es war ein Wort wie eine neu entdeckte Insel im fernsten stillen Ocean. Constantin Ulrichs! Ein solches Wesen also existirte ... Wie der Vater einige Schritte durch die Bosketts der Anlagen zurückgelegt hatte, hörte er hinter sich die Klänge einer Beethoven'schen Sonate auf dem Piano. Er stand still. Das konnte nur Hertha sein,

die ihm diese Töne nachsandte. Sie mußte doch mehr ergriffen gewesen sein, als sie zeigte, dachte er zu seinem Trost. Daß Hertha statt der ohne Zweifel eben eintretenden, ohne Zweifel sie mit hundert Fragen bestürmenden Frau von Zabel zu antworten, sich doch still an den offenen Flügel setzte, doch vielleicht in sich erbebend die mächtigen Accorde der Sonate pathétique anschlug, das versöhnte etwas sein Gemüth und Thränen im Auge schritt er weiter. Eben im Begriff zum Stadtthor einzulenken, bemerkte er am Eingang der Promenade zwei junge Männer im lebhaften Gespräch. Sie schienen in einem Wortwechsel begriffen, dessen Ausbrüche sie nur milderten, wenn in den einsamen Gängen Schritte hörbar wurden. War der Name Hertha oder Constantin an sein Ohr gedrungen oder welcher Anlaß war es, daß Wingolf stillstand, den Mantel vor die Augen zog und die Streitenden an sich vorüber ließ, ja sogar ihnen folgte? Der Eine war hoch und schlank, unruhig, aufgeregt, der Andere von kleiner Statur und nicht minder in Bewegung. Jener machte dem Kleinern Vorwürfe, ja seine Oberherrschaft über diesen ging so weit, daß dieser sogar sich gefallen ließ, von ihm gedrängt, selbst gerüttelt zu werden. Wingolf, staunend, hörte Vorwürfe, hörte Bezeichnungen, die er hätte deutlicher verstehen können, wäre er ihnen näher geblieben. Der Kleine lachte trotz der Mishandlung und machte oft wunderliche Sprünge. Zuletzt standen Beide still. Der Größere benutzte das Licht einer Laterne, zog sein Portemonnaie und gab dem Kleinern Geld. Wingolf konnte die Physiognomieen deutlich übersehen. Der Größere war ein junger Mann von geistvollem Gesichtsausdruck, mit dunklem Bart um Lippe und Kinn, der Kleine schien bartlos, war blaß und von einer beweglichen unedlen Physiognomie. Nachdem der Letztere einige Geldstücke empfangen, begleitete er den unwilligen und aufgeregten Geber in die jenseit des Fahrwegs beginnenden Häuserreihen. Vor Hertha's Hause hielten sie in der That an. Der Kleinere erhielt noch mit der Hand ein ziemlich derbes Andenken von dem aufgeregten Größern, der die Klingel zog und verschwand. Wingolf wartete auf den vor ihm vorbeischießenden Gefährten eines Mannes, der also ohne Zweifel Constantin Ulrichs gewesen war . . . Dieser hüpfte mehr, als er ging, an ihm vorüber, pfiff, trällerte. Das empfangene Geld schien ihn lustig zu stimmen. Wingolf konnte nicht umhin, ihm zu folgen. Er war im Stadtthore fast dicht an ihm, dann schlug er eine andere Richtung ein, als die seinige hätte sein müssen. . . Dennoch begleitete er ihn noch eine Strecke. Erst als der Kleine in einem übel berufenen Viertel verschwand, gab er die ihn unwillkürlich ziehende Absicht, wenigstens die Gesichtszüge dieses Gefährten, der sich so leichten Sinnes von Constantin Ulrichs mit Geld ausstatten und dann mishandeln ließ, genauer ins Auge zu fassen. Es war nicht möglich gewesen. Er bestieg einen Miethwagen und fuhr in seine Wohnung.

Eugenie, Wingolf's junge Gattin, war noch im Theater. Gewöhnlich wenn sie zurückkam und noch ein einsames Lämpchen an einem Fenster, das in den Hof ging, brennen sah, wußte sie, daß schwierige Arbeiten angekommen und der zärtliche Gatte ihr lieber erst am nächsten Morgen gehörte. So heute. Wingolf fand heimgekehrt verwickelte und verdrießliche Aufträge. Es war damals jene vormärzliche Zeit, wo die Feinde der Ordnung nicht wie jetzt in den Handwerkstätten aufgesucht wurden, sondern mehr unter den Studirenden, unter den Gelehrten. Eine Reihe von verdächtigen Namen lag vor dem neuen Verweser der Justiz. Es waren Namen, die er wegen einiger neuentdeckten Dinge in Anklagestand versetzen sollte. Die Verdachtsgründe beruhten auf Thatsachen, die actenmäßig neben ihm aufgeschichtet lagen. Wingolf las. Ganz hingegeben der schwierigen Aufgabe schüttelte er oft den Kopf. Endlich stieß er — erstaunend und betroffen genug — auf einen Namen, den hier zu finden, zu seinem Kummer noch eine neue Verwickelung brachte. Auch der Doctor der Rechte Constantin Ulrichs stand auf dem Verzeichniß . . . Bis tief in die Nacht las Wingolf die Vergehen, deren sich ein Mann

schuldig gezeigt haben sollte, der, nach Hertha's schwerlich je zu beugendem Charakter zu schließen, früher oder später bestimmt war, sein Sohn zu werden.

(In der folgenden Nummer das zweite Capitel: Constantin Ulrichs.)

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Hübotter.

II.

Frau Jasmin sah, so lange des Gatten Verse noch nicht „silberhaltig" waren, seinen poetischen Zeitverlust mit sehr ungünstigen Augen an. Sie suchte durch allerlei kleine Umtriebe, als Verstecken seines Papiers, Zerstampfen seiner Feder, den Ausbruch der Poesie bei ihrem Manne zu vereiteln. Seitdem aber diese Verse, ganz gegen ihre Erwartung, „einen kleinen Silberbach" ins Haus leiteten, und es sich herausstellte, daß jeder derselben „einen Ziegelstein für das noch lückenhafte Dach" werth sei, seit der Zeit änderte sich ihr Sinn, und nun pflegte sie ihm aus freien Stücken und mit der anmuthigsten Geberde das glätteste Papier und die besten Federn selbst entgegenzutragen, während auch der ganze Jasmin'sche Familienchorus rief: Mach' Verse, Jasmin, mach' Verse! Eines Tags jedoch verstummte dieser Ruf, und zwar aus folgender Ursache. Ein junger, von Jasmin's Muse begeisterter Dichterling hatte ihm eine poetische Epistel übersandt, worin er der Sohn des Apollo genannt wurde, und um diesem abgenutzten Epitheton einen frischen Anstrich zu geben, hatte der Verfasser dasselbe auf folgenden modernen Mythus begründet. Der Musaget fand einst bei der Hitze des Tages am Rande eines rauschenden Waldbaches eine waschende Nymphe oder Najade, die, statt ihm zu entfliehen und sich in irgend eine neue Baumart verwandeln zu lassen, sich bereit finden ließ, dem schönen Gotte sich zu vermählen. Die Folge davon war unser Jasmin. Jasmin, der diesen Einfall wenigstens sehr spaßhaft fand und auch den Seinen die Ergötzlichkeit davon gönnte, las der versammelten Verwandtschaft die Epistel nebst dem Mythus vor. Allein der Vater, der obwol, wie wir wissen, selbst Poet, doch auf dem Parnaß nicht eben bewandert war, nahm diese Allegorie übel auf und fragte seine Gattin alles Ernstes, ob diese Geschichte wahr und ob Jasmin, die Zierde des Geschlechts, wirklich so ein Kukuksei wäre. Die entrüstete Mutter vermaß sich hoch und theuer, nie Jemand als ihren Janille geliebt zu haben und fügte drohend und ihren Krückstock schwingend hinzu: Wer auch dieser Narr von Apollo sein mag, wäre er mir je beim Waschen zu nahe gekommen, ich hätte ihn, so lahm ich auch bin, mit meinem Waschbrete aufs Maul geschlagen! Nur mit Mühe gelang es Jasmin, durch hinlängliche Erklärung der Sache die empörten Gemüther wieder zu besänftigen, doch hörten die Aufforderungen zu einer so zweideutigen Kunst, wie das Dichten, in der That für einige Zeit auf. Doch nicht zu lange. Wir gaben schon eine Schilderung seiner ersten Werke und allmälig des Eindrucks, den sie in weitern Kreisen machten. Als die erste Periode seiner Dichtungen kann man den Zeitraum von 1825 bis 1835 bezeichnen. Hier war der Dichter noch ziemlich unbekannt und schuf aus unbefangenem, innerm Drange. Vom Jahre 1835 an beginnt aber, eben durch das Zusammentreffen mit Nodier, des Dichters öffentliche Anerkennung; und wenn diese auch weder in seinen äußern Verhältnissen noch in seinem Charakter und Dichterwesen etwas änderte, so diente sie ihm doch als Antrieb von außen. Mehre artige Episteln sind an Personen gerichtet, denen Jasmin's Muse damals bekannt wurde, die ihn bewunderten, ermunterten oder begünstigten. Horaz war dem Dichter sehr wahrscheinlich nur dem Namen nach bekannt; wenigstens ist so viel gewiß, daß er den alten Meister nicht in der Ursprache zu lesen vermochte und daß derselbe ins Französische, so-

zusagen, überfiltrirt, aufhört ein anziehendes, begeisterndes Muster zu sein. Und dennoch wird für jeden Kenner, der Jasmin liest, dessen geistige Verwandtschaft mit Horaz unverkennbar sein. Aber neben dem lyrischen Schwunge und der lebendigen und doch so ruhig tiefen Didaktik des Flaccus, lebt in Jasmin auch das Idyllische und ländlich Didaktische des Virgil, das malerisch Reizende und Glühende des Ovid, die leichtgewobene, halb scherzende, halb rührende Epik unsers Wieland; das Alles umwoben und durchdrungen von der volksthümlich freundlichen und fröhlichen Kindlichkeit unsers unvergleichlichen Hebel, dem man Jasmin trotz jener Unvergleichlichkeit doch von allen unsern Dichtern schon deshalb am passendsten vergleichen möchte, da Beide alte, literarisch längst verschollene, schöne Mundarten classisch wieder belebt haben.

Weniger Beifall wäre vielleicht einigen politischen Gedichten Jasmin's aus dieser ersten Periode zu zollen, wie dem „Drapéou de la libertat" (die Standarte der Freiheit) vom Jahre 1830, womit er die Julirevolution begrüßte; ferner den Oden: „As débris de la natioun Polonéze" (den Trümmern der polnischen Nation), und „Lous aouzèls bouyatjours" (die Wandervögel), beide Grüße an die polnischen Flüchtlinge; endlich dem Dialoge „Ramaun et Mathiou", einem Zwiegespräche zwischen einem alten Feldwebel der Kaisergarde, der über Spaten und Pflug den Säbel nicht vergessen kann, und einem Landmann. Diese und ähnliche Dichtungen sprechen uns weniger an, nicht weil sie von geringem dichterischen Werthe und noch weniger weil wir der Meinung wären, es gezieme sich für Dichter nicht, politische Gesinnungen und Gefühle in Versen kund zu geben; sondern vorzüglich deshalb, weil hier der Dichter eine seiner hervorragendsten Eigenschaften, die Originalität, verliert und, den Spuren untergeordneter Dichter dieser Gattung folgend, Béranger, den Einzigen und Unerreichbaren seiner Art, zum überwiegenden Nebenbuhler bekommt. Auch hatte Jasmin bei seinem Genius Besonnenheit genug, um, einsichtsvollen und wohlmeinenden Winken folgend, jene Bahn bald wieder zu verlassen und zu seiner eigenthümlichen Muse zurückzukehren.

Um so heller und als ganz der Eigenthümlichkeit Jasmin's entsprossen, leuchten denn auch noch aus dieser Periode zwei längere Gedichte hervor. Das eine, eben jene: „Mous Soubenis" (meine Erinnerungen), vom Jahre 1832, eine der kindlich anmuthigsten, humoristisch rührendsten Erzählungen, die je ein Mensch über sich selbst gegeben hat, und dann das andere größere Gedicht: „L'Abuglo del Castel Cuillé" (die Blinde vom Castel Cuillé), das ich in einer Uebersetzung herausgeben werde, obgleich die eigenthümliche Volltönigkeit, der Klang- und Reimreichthum der gascognischen Mundart unserer rauhern Sprache solche Schwierigkeiten entgegensetzen, daß es der höchsten Anstrengung doch kaum nur gelingt, auch nur den Schatten des Körpers wiederzugeben. Die „Abuglo", eine episch-dramatische Ballade ganz eigener Art, entstand im Jahre 1835 und beschließt Jasmin's erste Dichterperiode.

Mit diesen und ähnlichen Perlen tauchte, um uns eines, die französischen Zustände bezeichnenden Bildes zu bedienen, Jasmin aus den dunkeln Tiefen der Provinz zu dem Tageslichte der Hauptstadt empor. Nodier ließ schon im October desselben Jahres einen Aufsatz im „Temps" erscheinen, worin er auf Jasmin als auf eine höchst merkwürdige und bemerkenswerthe Erscheinung am literarischen Horizonte hinwies, dessen Schriften mit Aufführung einzelner übersetzter Stellen kritisch beleuchtete, das Wiedererstehen von Literaturen in Provinzialdialekten, zumal in der altherrlichen gascognischen Mundart, auf das freudigste, freilich dem Geiste der Akademie zuwider, begrüßte und Jasmin's Streben lobte, durch gediegene Werke seine schöne Muttersprache wieder zu beleben und ihr wo möglich wieder zum alten Ruhme zu verhelfen. So erschien auch im Jahre 1837 im Maihefte der „Revue des deux Mondes" eine Biographie über Jasmin von Sainte-Beuve, nach den oben erwähnten „Soubenis" entworfen. Und Jasmin hatte unterdeß Neues geleistet.

Im Laufe des Jahres 1836 waren mehre Episteln von ihm als Gelegenheitsgedichte erschienen, unter denen vorzüglich eine von der gediegenen, unbestechlichen Einfachheit seines Herzens, der Lauterkeit seiner Gesinnungen und Wünsche, rührendes Zeugniß ablegt. Sie ist an einen reichen Ackerbauer (à un riche agricultur) von Toulouse gerichtet, dem der Dichter auf dessen dringend wiederholte Auffoderungen, der Sonne der Hauptstadt zuzufliegen, im Eingange des Gedichts erwidert:

Und rühmten Sie, mein Herr, erschöpfend alle Künste,
Den gold'nen Regen mir, die Wolke, d'raus er quillt,
Und riefen Sie mir zu: Die Ehre sind nur Dünste,
Der Ruhm nur leerer Schall, wenn sie das Gold nicht füllt —
Ich würd' es Ihnen wenig danken.
Das Gold! — war denn das Gold je einem Menschen theu'r,
Der einen Funken nur vom heil'gen Dichterfeu'r
Genährt in seines Herzens Schranken?

Nein, arm will ich und froh nur bleiben
Bei meinem Roggenbrot und klarem Silberbach;
Man gähnt im gold'nen Prunkgemach,
Man lacht im Schatten grüner Eiben.
Und lachen muß ich nun; nichts kann mich mehr betrüben;
Einst weint' ich nur zu viel; will nun Vergeltung üben,
Und weiser jetzt als einst bei jungem Blut,
Beginn' ich nun, es wohl zu fassen,
Daß hier auf dieser Welt voll hohlem Uebermuth,
Die wir als Pilger bald verlassen,
Zufriedenheit geht über Gut!

Und lyrischer drückt Jasmin dies Gefühl an anderer Stelle so aus:

Und wie der Fink so froh und laut
Sing' ich im nächsten Buchenschatten,
Beglückt, daß mir das Haar ergraut
Am Orte meiner Kindertharen.

Von nicht geringerm Werthe ihrer Art ist eine andere Epistel vom Jahre 1837 an einen gewissen Herrn Dumon — à Moussou Doumoun — Deputirten und Präsidenten der Akademie für Sprache und Wissenschaften in Jasmin's Geburtsorte, Agen. Dieser hatte in einer öffentlichen Sitzung besagter Akademie eine Rede verlesen, worin er nach obligater Belobung unsers Dichters rund heraus sein Bedauern darüber ausspricht, daß eine Mundart es wage, der Alleinherrschaft der großen Nationalsprache, des vollkommensten Organs moderner Civilisation, entgegenzutreten, um sie zu hindern, mit Beseitigung jeder Spielart bis in die letzte Hütte des untheilbaren Reichs, in die traulichsten Herzensergießungen des Volks aller Provinzen einzudringen.

Ein Griff in Jasmin's Leier zur Erwiderung und all das „blinkende Geschnitzel und Gekräusel und des Herbstwinds unerquickliches Gesäusel" jener Rede ist wie dürres Laub zerstoben. „Mein Herr", ruft ihm Jasmin des folgenden Tags erwiderend zu:

Das schwerste Herzeleid, das hier dem Menschen droht,
Ist, uns're Mutter, alt, gebrechlich, matt und hager
Hinsinken seh'n aufs Krankenlager,
Vom Arzte selbst verdammt zum Tod.
An ihrem Schmerzenspfühl, den liebend wir umwachen,
Das Aug' auf ihrem Aug', um ihre Hand die Hand,
Gelingt's uns heute wol, den Geist noch anzufachen,
Doch nur, daß morgen, ach, er lös't sein irdisch Band.
Scheint's also nicht, o Herr, mit dieser Zauberfei,
Mit dieser Sprache Melodei,
Der andern Mutter uns, vom fränk'schen Stolz und Hohn
Zum Tode nun verdammt drei hundert Jahre schon?

Und dennoch lebt sie fort mit ihrer Worte Klängen,
Der Jahreszeiten Tanz begrüßend mit Gesängen,
Und tausend kommen noch und werden ihr vergehn,
Und singend, klingend wird sie stehn!

Und wie mögen alle künstlichen Gründe, welche Herr Dumon dem gascognischen Volksdichter entgegensetzt, vor diesem gerechten Vorwurfe bestehen:

Und nun, o Herr, da man zu tilgen sie sich müht,
Ist es zu ihrem Schutz, daß ihre Rede sprüht,
Der Sie doch, wo der Bach durchs Gras voll Maßlieb schlängelt,
Mit ihrer Milch gesäugt, von ihrer Hand gegängelt,
In ihrem Arm gelullt, geherzt von ihrem Kuß,
Den Mund zu ihrem Sang, zum Tanz geregt den Fuß?
Nein, Sie verleugnen sie, vor ihrem Alter bange
Und, gegen sie geführt vom großen Tagesdrange,
Macht Ihnen nun sogar ein kindlich Herz Verdruß.

Und was vor dem Ernste und dem Pathos etwa noch bestehen möchte, das fällt sicher unter den Schlägen des Scherzes zusammen. „Und", frägt der Dichter, „wenn wir nun unser derbes, einfaches Landmädchen gegen eure zierliche, vornehme Hofdame umtauschten

Und deß was für Ersatz? Das Dämchen da vom Hofe,
Die Sprache jener Herr'n, kokett wie eine Zofe?
Wenn die die Schmink' einmal verliert,
Womit sie ihre Wangen ziert,
Die Flittern und die reichen Stoffe —
Ein Zerrbild wäre sie, gekleidet schlecht und recht;
Aus Wiese, Busch und Feld verscheuchte sie die Freuden;
Dem Armen wüßte sie nicht einen Spruch in Leiden,
Kein Liedchen für den müden Knecht;
Sie, die so zierliche, kann sie denn Fräulein machen?
Die Jungfer bliebe doch ein Gänschen, steif zum Lachen,
Und bei der Arbeit erst, beim Hacken, an der Schar,
Da stände dumm sie und verdrossen,
Stumm ginge beim Gespann sie her, in sich verschlossen,
Und müßte pfeifen sich der Knecht sein Stück fürwahr,
Sie riefe nicht einmal: Hüh, hotto, hü und har!"

Bis zum Jahre 1840 erschien nun nichts Erhebliches mehr von unserm Dichter, recht als wollte er beweisen, wie wenig all das geerntete Lob und der ihm zurauschende Beifall ihn zu berauschen oder zu Oberflächlichem zu verleiten vermögend seien. Dafür trat er aber nun auch zwei Jahre später mit einem Werke hervor, welches alle frühern Leistungen übertraf. Es ist die Ballade „Françouneto", in vier Pausen oder Gesängen, deren Gegenstand einer Volkssage und zwar aus den Zeiten der Hugenottenverfolgungen unter Karl IX. entnommen ist.

Die Ballade „Françouneto" scheint uns die „Abuglo" in jeder Beziehung noch zu übertreffen. Auch verbreitete sich der Ruf dieses Gedichts verdientermaßen schnell. Schon im Juli desselben Jahres trug der Dichter es declamirend im Museum und auf dem Capitol zu Toulouse, in einer Sitzung der Société des jeux floraux, vor, von welcher Akademie er als der erste Dichter in gascognischer Sprache wieder seit den Zeiten der geistreichen und liebenswürdigen Clémence Isaure gekrönt wurde. Und noch im October desselben Jahres ward Jasmin nach Pau eingeladen, um dort seine „Abuglo" und „Françouneto" vorzutragen und erntete ebenfalls enthusiastischen Beifall. So war also Jasmin auch in der Art der Verbreitung seiner Dichtungen den alten Troubadours und unsern Minnesängern ähnlich, jedoch mit dem wesentlichen und rühmlichen Unterschiede, daß er nicht, wie jene mehr oder weniger thaten, schmarotzend den Hoflagern folgte, sondern allen Lockungen widerstrebend immer wieder unter sein niedres Dach und seine Perückenstöck

zurückkehrte, und auch nur dort, wie in den Zeiten seiner Dunkelheit, von seiner Muse sich begeistert fühlte. So entstanden die beiden trefflichen Volksgedichte: „Lou Medici des Paoures" (der Armenarzt), und die Ode an „Latour d'Auvergne", den bekannten ersten Grenadier von Frankreich. In jenem zollt der Dichter den verdienten Tribut seines begeisterten Lobes nicht einem Könige, einem Fürsten, einem Großen, sondern einem Arzte, der, wenn ein Reicher und ein Armer zugleich seine Hülfe ansprachen, sie diesem zuerst gewährte, und ebenso fern wie jener Arzt von der Menge seiner Genossen, hält sich sein Panegyriker von der platten Gewöhnlichkeit der Lobpreiser.

In Bou schlug es zwölf, da kamen auf zwei Wegen,
Gar unwegsam und schmal, zwei Mädchen sich entgegen,
Am Kreuz, von der Kapell' und Mühle dort gleich weit,
Hübsch und gleich alt gab man dem allerliebsten Paare
Zusammen höchstens dreißig Jahre.
Wol prangten beide gleich im Schmuck der Jugendzeit,
Doch nicht in gleicher Heiterkeit.

Die Eine hüpft beseelt von Freude,
Die Hand voll Blumen froh und leicht;
Die And're schleicht, als ob sie leide,
Das Köpfchen tief, das Auge feucht —

Nach kurzer Begrüßung überschüttet die Fröhliche, ganz voll von sich selbst, ihre Freundin sogleich mit einem Schwall von Erzählung, wie ihre Mutter im letzten Winter so krank gelegen, von einem braven Manne aber, einem Arzte aus Agen, nicht nur vom Tode, nein auch aus Armuth und Noth gerettet sei. Als er ihre Hülflosigkeit gesehen:

„O Reiche!" rief er aus, dann trat er rasch zum Bette
Und reicht der Mutter fünf ganz neue Thaler dar;
„Laßt, arme Frau mich thun, was Euch ein Bruder thäte.
Warum erröthen? nehmt! und seid Ihr einst im Glück,
Ei nun, so gebt Ihr sie zurück."

Gesundheit, Segen und Fülle seien nun in ihre Hütte zurückgekehrt und sie sei jetzt auf dem Wege nach der Stadt, um dem Retter ihrer Mutter mit dem Danke das geliehene Geld zu überbringen. Erst nachdem sie ihr Herz entledigt, gewahrt sie ihrer Freundin Traurigkeit und auf ihre Frage, was ihr fehle, spricht jene:

. . . . . ich bin betrübt und klage:
Das Unglück schlich von euch sich unter unser Dach;
Mein Vater liegt so krank und schwach,
Er siecht dem Tode zu, ich seh's, von Tag zu Tage.
. . . . . .

Du arme, arme Isabelle!
Und ich war so vergnügt! nun komm auch auf der Stelle
Mit mir zum Arzt; getrost, er hilft auch eurer Noth,
Sucht ihn ein Armer, dann läßt er die Großen gleich;
Auch, sagt man, sei er gar nicht reich,
Doch den bewahrt der liebe Gott.

Nun eilen sie nach Agen, ohne sich beim Eintritt in die Stadt auch nur im geringsten um Das zu kümmern, was sonst ihre kindliche Neugierde so sehr gefesselt haben würde. Am Thor kommt ihnen ein Menschenzug entgegen —

Die Ein' erschrickt, erblaßt und zittert wie ein Rohr —
Ein Leichenzug! sie denkt voll Ahnung an den Vater;
Rasch tritt sie zu dem Leichenchor.
Herrn Dürand suchen wir; wo wohnt er, heil'ger Vater? —
— Seht, hier kommt er aus seinem Haus! —
Ja, in der That, er ist's! todt trägt man ihn heraus,

Im Sarge zwiſchen zwei Paar Kerzen.
Die Armen hinterdrein, verwaiſt auf immerdar;
Und an den langen Zug, der tief bewegt von Schmerzen
Durch unſre Straßen weint aus vollen Herzen,
Schließt ſchluchzend ſich ein neues Armenpaar.

Gewiß ein edles und ſchönes Lobgedicht. Nicht minder trefflich iſt in der Ode auf Latour d'Auvergne, den erſten Grenadier, die Erzählung eines alten Veteranen vor Knaben, die das oft Gehörte immer mit neuer Spannung und Luſt vernehmen. Wir ſtellen dies Gedicht neben Béranger's „Souvenir du peuple", neben Pfeffel's „Tabackspfeife" und Hölty's „Feuer im Walde."

In einem letzten Artikel wollen wir unſern Dichter auf ſeiner Reiſe nach Paris begleiten.

(Der dritte und letzte Artikel in nächſter Nummer.)

Aus dem Muſikleben Italiens.

Von Ferdinand Sieber.

Am Abend des 7. Februar 1848 hielt „Ser Gregorio", eine neue komiſche Oper eines gewiſſen Maeſtro Conſolini, im zierlichen Teatro Re in Mailand ihren Einzug. Das ſehr zahlreich verſammelte Publicum harrte ſchon ſeit 7 Uhr mit Ungeduld auf das Zeichen zum Anfang. Gleich einem Bienenſchwarm wogte die Menge in der Platea (Parterre) hin und her; ein Theil der Herren muſterte, mit Doppelgläſern bewaffnet, die ſich allmälig mit ſchönen Damen füllenden Logen; überall bildeten ſich Gruppen von Sprechenden — oder beſſer geſagt Schreienden. Denn das Organ des Südländers, ſchon an und für ſich ſehr ſonor und wohltönend, gewinnt durch den Reichthum an Vocalen in der italieniſchen Sprache noch mehr an Klang, und rechnet man dazu noch die Lebhaftigkeit des Volks, ſo kann man wol behaupten, daß zehn Italiener mit einer (nach ihrer Anſicht) ruhigen Unterhaltung mehr Lärm machen, als zwanzig deutſche Kehlen es in Aufregung vermöchten.

Vor mir zur Linken entſpann ſich ſogleich in den Sperrſitzen ein Streit zwiſchen dem Pauker der Banda (Orcheſter) und einem fremden Herrn. Der Pauker hatte aus Mangel an Raum vom Director ſeinen Platz außerhalb der Orcheſterbarrière auf einem Sperrſitze dicht neben dem erwähnten Herrn angewieſen bekommen und jetzt ſchien die allzu große Nachbarſchaft ſowol dem Künſtler wie dem Zuſchauer unangenehm zu werden. Der Streit ward ſo heftig, daß in Kurzem das Publicum den lebhafteſten Antheil zu nehmen begann und parentheſenartig ſeine Späße mit einſchaltete. Der Pauker ſchien eben Luſt zu haben, ſeine Kunſt an dem Nachbar praktiſch auszuüben, als das erſehnte Zeichen zum Anfang, von einem allgemeinen Alfine! (Endlich!) begleitet, dem Streite ein Ende machte. Der Pauker benutzte zwar, wie ich bemerkte, ſpäterhin noch einige Pauſen in der Ouverture, um die frühere Unterhaltung mit ſeinem Nachbar weiter fortzuführen, doch nahm weder Dieſer noch ſonſt Jemand ſonderlich Notiz davon.

Die Sinfonia der Oper war herzlich ſchlecht, ſodaß im Publicum (obgleich daſſelbe gewöhnlich die Ouvertüren ziemlich unbeachtet läßt) ſich ſchon verſchiedene Stimmen erhoben: „Che roba è questa!" (Was iſt das für Waare!) Allein das waren eben nur einzelne Ausrufe, das Unisono ſollte erſt ſpäter erfolgen; denn eben in der ganzen Oper war nichts komiſch, als daß dieſelbe als komiſch bezeichnet wurde. Deſto komiſcher wurden die Aeußerungen und Kundgebungen im Publicum. Gleich in der erſten Scene wiederholte ſich ein ſehr triviales Motiv im Sechsachtelakt ſo oft, daß die größte Heiterkeit

im Publicum entstand, die sich erst in vereinzelten Rufen, endlich aber in einem lauten und grenzenlosen Gelächter Luft machte. „Bella roba! Bis, bis!" (Herrlich! Noch einmal!) ertönte es von allen Seiten — andere Stimmen riefen dazwischen: „Avanti (Weiter!), avanti!" und während ein Theil der Versammlung noch immer mit lauter Stimme jenes unglückliche Motiv sang, begann schon das nächste Terzett. Das Erscheinen der beliebten Sängerin Signora Sannazzaro, einer jungen, schönen und begabten Schülerin des Conservatoriums in Mailand, wurde mit dem lautesten Beifallsklatschen und dem Ausrufe: „Brava, bella!" begrüßt. Als die Aermste aber ein endloses Recitativ mit Begleitung eines beständigen Terzen-Tremolo vortrug, brach der eben erst zurückgehaltene Sturm aufs Neue und noch weit heftiger los und accompagnirt von einzelnen gellenden Pfeifentönen. Unter Gelächter ging das Terzett zu Ende. Aber auch die folgenden Pièçen schafften keine Ruhe, bis bei den verhängnißvollen Worten, welche der Basso buffo recitando zu sprechen hatte: „Questa poi è da crepare!" (Das ist ja zum Crepiren!) der Ausbruch so furchtbar wurde, daß lange Zeit kein Ton des Orchesters, geschweige denn der Sänger zu hören war. Im Parterre rief ein Freund den andern an, man stieg auf die Bänke, sang, schrie und lachte aufs ausgelassenste. Mein Nachbar, ein dicker, stattlicher Herr, konnte sich vor Lachen nicht mehr bergen und die hellsten Thränen liefen ihm über die Wangen... Der Tenorist Comolli, gleichfalls ein junger beliebter Sänger, trat jetzt zagend und mit demüthig bittendem Blick vor, um seine Arie zu singen; — er ward, gleich der Sannazzaro, mit Applaus empfangen, seine Arie aber wieder ausgepfiffen. So schloß der erste Act, der Vorhang fiel und das Stück ward im Zuschauerraum weiter fortgeführt. „Dov' è quel cane di maestro? bestia! musicà d'un porco!" und wie die gräßlichen Ausrufungen alle lauteten, die der glücklicherweise abwesende Componist nicht hören konnte und die wir unübersetzt lassen wollen. Es war ein so wunderliches Gemisch von Heiterkeit und Mismuth, rasender Ausgelassenheit und boshafter Laune in der Versammlung, wie man es wol nur selten vereint findet. Der Pauker und sein Nachbar schienen jetzt die besten Freunde, Beide boten einander Prisen an und lachten aus vollem Halse. Es tönte die Glocke, der Vorhang hob sich aufs Neue, man hatte den Muth, den zweiten Act anzufangen und obgleich hundert Stimmen Basta! basta! riefen, so gewann doch das Avanti! den Sieg. Das Publicum wollte den Kelch bis auf den letzten Tropfen leeren und ließ die Oper wirklich ausspielen. Die Musik war (mit wenigen Ausnahmen) so unbedeutend wie vorher, das Libretto ohne allen Zusammenhang. Der Leser kann sich daher nach dem bereits Erzählten leicht denken, wie die Aufnahme von Seiten des Publicums war. Der Name des Componisten gab zu den mannichfachsten Witzen und Wortspielen Ausbeute. So hörte ich unter Anderm rufen: „Consolati, caro Consolini! Noi siamo sconsolati!" (Du tröste Dich, guter Trostreich, wir sind trostlos!). Zum Schlusse wurden die besten Sänger hervorgerufen und durch den allgemeinen Ausruf: „Bravi cantanti!" entschädigt für alle Angst und Aufregung, die sie den ganzen Abend hindurch hatten ausstehen müssen. Kaum waren die Künstler aber wieder abgetreten, als der Oper mit tausend Pfeifen ein solches Requiem gebracht wurde, daß ich für mein Gehör zu fürchten begann und so schnell als möglich durch den Ausgang flüchtete. Der letzte Ruf, der an mein Ohr drang, war: „Riposi per sempre, caro Ser Gregorio!"

In einer zweiten kleinen Skizze aus den ihrem politischen Charakter so sehr entsprechenden Musikzuständen der Italiener ein freundlicheres Bild: Donizetti's Gedächtnißfeier in Bergamo.

Anregungen.

Die Schönheit der Natur.

Mit der anspruchslosen Miene des Vergnügens, der Erholung und Erheiterung mischt die Kunst unter ihre leichten Spiele Anschauungen und Empfindungen, welche die Seele als kräftige Speise nähren und stärken.

Der wahre Zauber der Kunst aber ist die Schönheit. Die Schönheit ist jedoch nicht an die Kunst allein gebunden. Großartiger noch und eindringlicher als sie entfaltet jenen Zauber die Natur. Wie erfrischend und heilend wirkt auf ein trübes Gemüth der mächtig strömende Rhein mit seinen Lurleifelsen, mit seinen langgestreckten Inseln, wenn über ihnen Sonnenschein lacht und sie, von der Höhe der Rochuskapelle erblickt, sich trunken und selig wie schöne Leiber in den himmelblauen Wellen zu baden scheinen! Ja, die Natur ist größer und herrlicher als die Kunst, oder vielmehr ist sie die göttliche ursprüngliche Kunst selbst, an welche sich die menschlichen Kunstwerke nur als einzelne feinste Gipfel- und Endpunkte anlehnen, welche dienen, sie zu vollenden, zu krönen und auf den richtigen Genuß der Urschönheiten, der Schönheiten der Natur, erhöhend und verfeinernd zurückzuwirken. Mit dem Erhabenen beginnt sie, die große Künstlerin, mit dem Sternenhimmel, mit der Eröffnung der Schauplätze ihrer Wälder und Gebirgsschluchten, den Choralmelodieen ihrer Donner, antwortend den Lichteffecten des größten Landschaftsmalers, des Blitzes. Dann führt sie über buntdecorirte Wiesenschauplätze den murmelnden Bach entlang die Tänze der Bienen und Libellen von Blume zu Blume. Allmälig treten selbst Stier und Löwe, ja Känguruh und selbst der Affe hinzu als Charaktermasken des immer interessanter und individuell geistreicher werdenden selbständigen Naturschauspiels, bis zuletzt die jugendliche Fülle der über Alles herrlichen Menschengestalt aufleuchtet und wir mit Calderon sprechen:

Schönes Antlitz und Figur
Ist in ird'scher schlechter Hülle
Ein Gebild und Signatur
Aus der ew'gen Schönheitfülle.
Wer es in der Zeit nicht ehrt,
Es erniedrigt, tritt mit Füßen,
Sei vom Himmel abgewehrt,
Mög' auf Erden dafür büßen!

A. von Humboldt's „ungenau beobachtete Thatsache".

Wie der Enthusiasmus zu beobachten pflegt, sah man recht lebhaft vor zwei Jahren an den Berichten, die über die Erscheinung des 28. Juli einliefen. Die damalige Sonnenfinsterniß war merkwürdig und bedeutend genug, aber wenn man nicht seinen eigenen Augen, sondern den Erzählungen Anderer hätte trauen wollen, so würde man an jenem Nachmittag um drei Uhr die ganze Natur in einem „leichenfahlen Gewande" haben sehen müssen, alle Blumen sich verschließen, alle Thiere sich zur Ruhe legen, alle Menschen wie von einem „grünbronzenen Hauch" übergossen, während doch von allen diesen Erscheinungen sich nur sehr mäßige Spuren zeigten. Geht die Phantasie vieler Menschen bei einer interessanten und mit Spannung erwarteten Begebenheit ohnehin schon durch, so gibt es dann noch ausdrücklich eine große, weitverzweigte Classe von Menschen, die von der Uebertreibung leben; es sind dies unter Andern auch die Berichterstatter der Zeitungen.

Die Anwendung dieser Vergleiche auf den neuesten Paroxysmus der Zeit überlassen wir unsern Lesern selbst. Ein Urtheil über Tischrücken und Tischklopfen auszusprechen, ist jetzt unter Umständen, namentlich Frauen gegenüber, gefährlich geworden.

Die Frauen.

Während wir leider noch immer nicht den zweiten Theil der geistvollen „Geschichte der Frauen" von Georg Jung erhalten haben, kündigt der k. sächsische Oberbibliothekar Gustav Klemm in sechs Bänden eine demnächst von ihm erscheinende culturhistorische Darstellung aller sittlichen und historischen Beziehungen der Frauenexistenz an. Das Dasein der Frauen auf den verschiedenen Culturstufen aller Völker zu schildern kann Niemand befähigter sein als der Verfasser der großen „Allgemeinen Culturgeschichte" (Zehn Bände, Leipzig, Teubner), die nach allen Richtungen hin das menschliche Dasein sich zum Zielpunkte der Forschung gewählt hat. Auch unsere „Unterhaltungen" brachten in Nr. 22 in der Betrachtung „Ueber Messer und Gabeln" eine Frucht dieser vergleichenden Beobachtung. Klemm hat seinem Werke folgende Hauptgesichtspunkte gegeben: Die Frau in der Familie und dem Privatleben. Die Frau im Staate. Die Frauen in der Religion. Die Frauen in der Literatur und Wissenschaft. Die Frauen in der Kunst.

Eine leidige Thatsache.

Dem gemeinen Mann imponirt Herzlosigkeit.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 38. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Zweites Capitel.

Constantin Ulrichs.

Constantin war deshalb so spät zu Frau von Zabel gekommen, weil er die Widerwärtigkeiten, die ihn bedrohten, schon in Erfahrung gebracht hatte. Benachbarte größere Staaten gaben den mittlern und kleinern damals und vielleicht noch jetzt die nähern Kennzeichen derjenigen Richtungen an, die sie bei sich nicht dulden möchten. Die Bedrängniß, die dann über den Einen verhängt wurde, kam bald auf die Andern, zu denen Jener sich hielt. Papiere wurden mit Beschlag belegt, Aeußerungen zu Protokoll gegeben und ähnliche Tendenzproceduren vorgenommen, die bei dem eigenthümlichen patriarchalischen Wesen unsers deutschen Staatslebens Vergehungen dieser Art immer wie persönliche Kränkungen der Staatsoberhäupter heraustreten lassen und Dem, der einmal einem solchen Makel verfallen ist, oft sein Leben lang nicht wieder verziehen werden und im Grunde ihm anrathen sollten, den Boden des Vaterlandes lieber für immer zu verlassen.

Constantin Ulrichs hatte seine Gefahr an jenem Abend Hertha mitgetheilt. Man kann sich denken, wie von ihr, der ohnehin schon Aufgeregten, diese Mittheilung aufgenommen wurde. Nicht mit Furcht, sondern mit Entrüstung. Schon in aller Frühe war sie zu ihrem Vater geeilt und hatte natürlich alle Waffen ihrer neugewonnenen Ueberzeugungen mit sich genommen und angewandt. Wir können nach dem Vorangegangenen die Scene, die zwischen Vater und Tochter sich ereignete, uns ausmalen . . .

Den Ausgang dieser Unterredung erwartete Constantin in seiner Wohnung. Er freilich mit großer Spannung und brennender Unruhe. Selbst die geringste üble Folge, die er für seine Person fürchten konnte, Ausweisung aus dieser Stadt, war ihm bei der Beziehung, die er zu Hertha gewonnen, das Verdrießlichste. Verbannt aus Verona, ist aus der Welt verbannt! sagte Julia Capulet in einer Zeit, wo zwischen Mantua und Verona noch keine Eisenbahn ging; aber auch jetzt noch würde Julia Capulet in einem Ver-

bannt von Verona nach Mantua! Schrecken gefunden haben läſtigſter Art, falls ſie nicht zu dem äußerſten Mittel griff, ſich ſcheintodt zu ſtellen und dann mit Romeo nach Mantua zu entfliehen. Das Verhältniß zwiſchen Hertha und Conſtantin hatte ſich in dem ſchon beſprochenen Freiherrlich Reiſig'ſchen Hauſe angeknüpft, in das dieſen jungen Mann Empfehlungen eingeführt hatten. Hertha hatte dort dem Eindruck, den ihr Conſtantin machte, bald Rede geſtanden, hatte beobachtet, wie Conſtantin's Geſtalt, ſein zwar unſtetes aber blitzendes Auge, noch mehr aber ſeine immer ſprungweiſe gegebenen, abgeriſſenen, den Hinterhalt einer bedeutenden Weltanſchauung verrathenden Aeußerungen auf ſie wirkten. Auch er machte dieſe Entdeckung. Ob es Liebe war, die Conſtantin für Hertha Wingolf, die Tochter des Miniſters, empfand, iſt ſchwer zu ſagen. Conſtantin ſtand ſeinen Gefühlen nicht gern Rede, ja es gehörte zu ſeinen Grundſätzen, dergleichen Selbſtbeſpiegelung, wie er die Anfänge der Liebe nannte, dergleichen Zergliederung ſeines Innern zu verwerfen. Er fand das ideale ſchöne Mädchen gewiß ſehr intereſſant, ſehr anregend und zeichnete ſie gewiß mit aufrichtiger Hingebung aus. Man war gewohnt, dieſem jungen Manne überall, wo er auftrat, ein großes Uebergewicht über die Geſellſchaft einzuräumen. Er hatte ſich eine umfaſſende Menge von Kenntniſſen in den verſchiedenartigſten Wiſſensgebieten erworben und in den neueſten Vorkommniſſen der Politik und der Naturwiſſenſchaft war er gewiß immer heimiſch. Er beſaß eine außerordentlich ſichere Art der Auseinanderſetzung. Jedes Wort, das er ſprach, hatte etwas Gewichtiges, ſelbſt wenn er es nur ſo hinwarf. Selbſt ſein Zweifel konnte für Andere Dogma werden. Conſtantin war ein umſichtiger und erfinderiſcher Geſellſchafter. Er ging auf jeden Scherz der Damen ein, ohne doch im mindeſten den häßlichen Schein eines Galopins ſich zu erwerben. Man konnte ihn nicht eigentlich gefällig und zuvorkommend nennen, aber er verdarb keinen Scherz und war bereit, an jedem Spiele Theil zu nehmen, ſelbſt mit den älteſten Damen. Kein Wunder, daß Conſtantin Ulrichs die Seele der Geſellſchaften wurde und ſich eine Meinung von ihm verbreitete, die für Hertha geradezu wie ein Strom vom ewigen Quell des Lichtes erſchien. Conſtantin beſuchte dann bald auch Frau von Zabel. In der ruhigen Art, mit der er ſich in jeder Lage zu geben wußte, wenn er beobachtet wurde, mit derſelben faſt ſieggewohnten Sicherheit zog er ganz in Hertha's Seele und Leben ein. Er wurde der Schlußſtein ihres alten, der Grundſtein ihres neuen Syſtems. Sie bezeichnete ihn ganz einfach: Dies iſt ein Mann! Sie hatte nie vor einem Manne Reſpect gehabt, ſelbſt vor ihrem Vater nicht; denn ſie liebte ihn — einen Vater überſieht ein Kind ſehr bald in allen ſeinen Schwächen und nur in der Liebe vergißt man, daß man mit vielen, vielen Dingen im Leben Nachſicht haben muß — Conſtantin war der erſte Mann, der Hertha auch imponirte. Sie liebte ihn anders als ihren Vater.

War Conſtantin Ulrichs allein mit ſich, ſo war er freilich ein Anderer, als ihn Hertha kannte. Er konnte dann ſeinem Ich den Zügel ſchießen und ſich gehen laſſen. Seinem älteſten Freunde Jean Reps, wie man dieſen ſchon auf der Univerſität, um den „überwundenen" Jean Paul zu bezeichnen, nannte (er hieß eigentlich Johann Repſe), einem halbverdorbenen Predigtamtscandidaten, hatte er, wie Wingolf beobachten konnte, am Abend vorher das Geld, das er ſehr oft in die Lage kam, dieſem leihen zu müſſen, mit einigen höchſt wahrſcheinlich ſehr verdienten Rippenſtößen gegeben. Conſtantin war auswärts nonchalant, im Hauſe oft pedantiſch, wie Jean Reps ſagte, bis zum Zopf. Conſtantin ſchmähte oft, wenn er die Seinigen beſuchte und die bei ihnen herrſchende etwas geniale Wirthſchaft wiederſah. Er leugnete die meiſten feſtſtehenden Thatſachen, nur nicht ſeine Kleider, ſeine Wäſche, ſeine Schreibmaterialien, die Geräthſchaften der Toilette, die er ſehr gewiſſenhaft zu machen pflegte und ähnliche ſehr wichtige und auf entſchiedenſte Stabilität angewieſene Dinge. Zu den Ausnahmen von jener allgemeinen Unbeſtändigkeit der Begriffe, die ihm das Weltall zu erfüllen ſchien, rechnete Conſtantin noch ſeine Cigarren

und seinen Kaffee. Er konnte über neue philosophische Lehrgebäude, die in Gestalt eines vom Buchhändler ihm zugesandten Buchs sich vorstellten, höchst witzig spotten, konnte den Unsinn „unmöglicher Beweisführungen", wie er sagte, sehr treffend von sich weisen, aber ein Werk über die echte Kaffeezubereitung der Levante studirte er andächtig. An dieser Lieblingsbeschäftigung der Frühstückszubereitung pflegte sich Jean Reps fast jeden Morgen, den Freund noch aus den Federn klopfend, zu betheiligen. Und so trat er auch heute in charakteristischer Sicherheit durch die weit aufgerissene Thürpforte, rief einen Guten Morgen! und warf sich in die Sofaecke, die schon seit Jahren erb- und eigenthümlich ihm gehörte. Und Constantin, der gerade am Fenster mit dem Filtriren seines Mokka beschäftigt war, erwiderte nicht einmal den Gruß. Er nahm den Freund wie ein Fürst seine Höflinge zum Lever an. Constantin konnte mit Jean Reps Vieles, vielleicht Alles machen, was er wollte. Daraus ergab sich eine sonderbare Position. Jean Reps war Constantin eine Last und doch bedurfte er seiner. Jean Reps war so zu sagen für Constantin's Hofstaat der Ceremonienmeister. Dieser zwei bis drei Jahre ältere Busen-, Schul- und Universitätsfreund, Sohn geringer Aeltern, von Stipendien aufgefüttert, krummbuckelnd durch die Welt gegangen, war der Leibpage und erste Mameluk seines jüngern und bedeutsamer entwickelten Freundes. Er schlug schon seit Jahren vor ihm die Pauken der Bewunderung und rasselte mit den Schellen seines Ruhmes. Constantin Ulrichs, Pascha der Geistreichigkeit von drei Roßschweifen, mußte Jean Reps das Verdienst einräumen, daß er, wie dies bei den größten Talenten nie zu verschmähen ist, ihm in seinen Erfolgen nachgeholfen hatte. Johann Repse hatte ihm überall die Wege bereitet, nannte sich seines Meisters Johannes, streute ihm Palmen und Baumzweige auf den Weg, rief ihm Hosianna und trank dafür natürlich fast jeden Morgen bei Constantin den Kaffee, plünderte seine Eßvorräthe, seine Cigarren, bemächtigte sich auch wol seines Schreibsecretärschlüssels und veranlaßte Constantin oft zu der Bemerkung, er wolle diese offenbaren Diebeseinbrüche bei ihm ertragen, so lange sie nicht hinter seinem Rücken geschähen. Wenn Constantin irgendwo öffentlich zu essen pflegte, fehlte gewiß sein Freund nicht und nur die Abende behielt sich Jean Reps für sich und widmete sie seinen altstudentischen Neigungen, die gewöhnlich bei seinem ungeheuren Biergenuß mit einem Rückfall in eine Form von Genialität endeten, die Constantin Ulrichs nicht leiden mochte und nie gelitten hatte. Man konnte von beiden Freunden sagen, sie hatten, wie der Dichter singt, ihre Sache auf Nichts gestellt, allein das Nichts Constantin's war ein Nichts, in dem die Negation des Weltalls noch den Salon übrig ließ, bei Jean Reps aber nur noch die Realität der Kneipe.

Der Verdruß über die Gefahren, die sich über ihren Häuptern zusammengezogen, war bei Jean Reps und Constantin ein gemeinsamer. Auch in Betreff der lindesten Form, der Ausweisung, da Jean Reps nach Constantin's Ausdruck von irgend einer „achtbaren Bürgerlichkeit" gefesselt war. Das Verdrießliche mehrte sich, weil beide Freunde in die Lage kommen sollten, weit weniger für ihre eigenen Irrthümer oder Vergehungen zu leiden als wegen fremder Verschuldung. Es war vorzugsweise ein anderer junger Mann, der schon in ein Amt eingetreten war, Namens Eberhard Ott, der eine gewisse Gemeinschaftlichkeit errichtet hatte, einen Lesekreis, in welchem meist solche Schriften circulirten, die verboten oder schwierig anzuschaffen waren. Aus diesem Leseclub war manche andere solidarische That entstanden, die Jeden traf, auch wenn man bei der Abstimmung gefehlt oder, wie es von Julius Cäsar und Constantin Ulrichs hieß, durch „Abwesenheit geglänzt" hatte. Da waren flüchtige oder abgesetzte Lehrer unterstützt worden, Sammlungen veranstaltet, von begeisterten Frauen Lotterien eingeleitet, kurz, man wird sich jener Zeit erinnern, die auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kirche und des theoretischen Staates Märtyrer genug sah. Diese organisirte Uebereinstimmung der Gemüther sollte nun ausgerottet, aufgehoben, ja bestraft werden und für Eberhard Ott besonders konnte die Wendung die gefährlichere

werden, da gerade er im Begriff ſtand, in die Provinz, eben in jene öſtliche Univerſitätsſtadt H., abzureiſen, um daſelbſt ſchon die glücklich errungene Stelle eines Aſſeſſors, alſo in feſtem Staatsdienſte, anzutreten.

Da in jener Stadt auch Conſtantin's Familie lebte, hätte es nicht Wunder nehmen dürfen, daß Eberhard Ott bald dem ſchon an Conſtantin's Kaffeetiſch ſchwelgenden Jean Reys — („ſtill und bewegt" nannte es Erſterer) — auf dem Fuße folgte. Er wollte vielleicht nach Aufträgen für Conſtantin's Familie fragen oder die gemeinſame Gefahr mit dem ſonſt für unverwundbar geltenden Doctor beſprechen. Daß Conſtantin ein unverwundbarer Achilles war, gehörte zu den Wirkungen jener Verheißungs- und Prophetenthumshuldigung, die Jean Reys für ihn ſeit Jahren anzubahnen verſtanden. Mit Dem iſt das Glück! Das ſtand feſt. Siegfried und Achill war er Allen, die mit oder bald vor oder bald nach ihm ſtudirt hatten. Um die Aehnlichkeit mit Achill oder Siegfried noch zu erhöhen, ſprach man oft in einem unendlich geheimnißvollen Tone von *gewiſſen* Stellen, wo allerdings auch Conſtantin zu den Sterblichen gehörte. Ja, pflegte Jean Reys wol zu ſagen: Der Koloß von Rhodus macht regelmäßig einen Entrechat, wenn man ſeinen ſchlechten Kaffee gut finden ſoll — es gehört nämlich zur Eigenſchaft ſolcher Naturen, wie Jean Reys, daß ſie Das, was ſie borg- oder ſchenkweiſe erhalten, nur als in Gnaden empfangen quittiren und ſich zuletzt doch immer durch den *Tadel* des Geſchenkten, wie es Conſtantin bei anderer Gelegenheit nannte, den „freien und unbefangenen Standpunkt" erhalten —. Heute war Reys nahe daran, ſeines Freundes geheime Blöße die Furcht zu nennen. Nicht die gemeine Furcht, ſondern die Furcht vor dem Unbequemen und Widerwärtigen. In den nergelnden Worten, die Conſtantin beim Filtriren unaufhörlich über den Scandal und den Unſinn der Zeit ausrief, lag eine Beſtätigung dieſer Annahme. Doch Reys klammerte ſich an die gute Wirkung der Vermittelungen Hertha's, verbat ſich die ariſtokratiſchen Anzüglichkeiten ſeines „geſinnungsloſen" Freundes und als dann Eberhard Ott eintrat, ein ruhiger, gelaſſener Mann, eine ſtille und ernſte Natur, da kam Faſſung und Haltung in das gemeinſame Geſpräch. Man verſtändigte ſich über die Ausſagen, die man zu geben gedächte, ſprach die Gefahren durch, denen man mit Ergebung entgegenharren wollte und zeigte ſich, auch wenn man durch Hertha die böſen Gerüchte beſtätigt hören würde, von einer Feſtigkeit, die unter dem Einfluſſe der ſittlichen Natur eines Mannes wie Eberhard ſtand und nun nicht mehr wanken wollte und nicht weichen. Als dieſe Verabredung zu Ende, das Frühſtück verzehrt war und Eberhard, der noch heute zu reiſen gedachte, Abſchied nehmen wollte, ſagte Reys:

Bleiben Sie noch, Ott! Conſtantin hat ja einen Auftrag für Sie.

Einen Auftrag, Ulrichs? fragte Eberhard ohne auf Reys zu ſehen, den er ignorirte und nur ſeiner Anhänglichkeit an Conſtantin wegen duldete. Für Ihre Aeltern? Für Wen? Mit Vergnügen bin ich bereit.

Conſtantin erhob ſich. Etwas verlegen ging er im Zimmer einmal auf und nieder, ſchloß dann ſeinen Schreibſecretär, nahm aus einem Schubfache einen Ring und ſagte zu dem erwartungsvoll den Hut wieder wegſetzenden Freund:

Ja lieber Ott! Es iſt dies eine eigene Commiſſion. Reys kennt den Gegenſtand. Es iſt mit drei Worten allerdings ein Gefallen, den Sie mir thun müſſen.

Mit Freuden! erwiderte Eberhard und war geſpannt.

Mit dem Ringe ſpielend trug Conſtantin dann ſeine Angelegenheit vor.

Es war eine Herzensſache. Seit Jahren, erzählte Conſtantin, feßle ihn an ein junges Mädchen in Lieberbach, einem Dorfe, dicht an dem Aufenthaltsorte ſeiner Aeltern, ein Verlöbniß. Es wäre dieſe ſeine Verlobte die Tochter des dortigen Pfarrers. Conſtantin erzählte, er hätte ſchon auf der lateiniſchen Schule in H. die Spaziergänge nach Lieberbach vorzugsweiſe geliebt, hätte gern den Pfarrer beſucht, Agnes, ſeine Tochter, ſich damals

„möglichst idealisirt", hätte im „gemüthlichen Anflug" auch seine Geschwister öfters mit hinausgenommen und so wäre denn eine Studentenliebe entstanden, der die Gewöhnung Bindekraft, jeweilige Abschiede und Briefwechsel eine Art von Poesie gegeben hätten und Agnes Planer wäre ein Mädchen, das Manchen glücklich machen könnte, der auf dem Standpunkte der Idylle — Jean Reys rief Mercutios' Worte dazwischen: O Fleisch, Fleisch, was bist du versischt worden! — stehenzubleiben gedächte. Diesen Roman müsse er abbrechen. Die Bekanntschaft mit Hertha Wingolf, der Tochter des Ministers, höbe ihn auf. Was auch für Chicanen vom Geschick zunächst zu fürchten wären, für Hertha Wingolf sage die großartige Auffassung, mit der sie den Bund ihres Herzens und Geistes mit ihm geschlossen, in dem Grade gut, daß er sich eilen müsse, „störende Vergangenheit" abzuthun. Hertha wisse bereits von der Existenz einer Agnes Planer. Er hätte ihr sogleich diesen Beweis von Offenheit um so unbefangener geben dürfen, als er voraussehen konnte, wie sie ein solches Geständniß aufnehmen würde. Sie hätte erst eine Weile geschwiegen, dann gefragt: War sie von Ihnen geliebt? Er hätte mit voller Wahrheit eingestehen dürfen, daß diese Liebe in ihm eine längst überwundene wäre und Hertha hätte dann aus ihren Locken wahrhaft schwermüthig in die dunkeln gerade am Horizont vorüberziehenden Wolken geblickt und vor sich hin die Worte gesprochen: Die Welt ist trüb!... Dann hätte Constantin seiner eigenen beklemmenden Ungewißheit über Hertha's Empfindungen dadurch ein Ende gemacht, daß er seinen Lieblingssatz ausgesprochen: „Die Welt leidet ja nur an den Widersprüchen, in welche wir uns selbst mit ihr setzen; folgten wir immer der Natur und gäben uns so, wie es uns Bedürfniß ist, dann könnten wir eine Ahnung von Dem gewinnen, was es heißt, Herrscher der Erde zu sein..." da hätte sich Hertha gewandt und nur allein noch die Worte gesprochen: Constantin, folgen Sie Ihrem Triebe! Von diesem Augenblicke an wäre Agnes Planer für ihn nicht mehr da und es käme nur noch einzig darauf an, mit einer gewissen Ruhe und Schonung Agnes in Lieberbach von dieser Wendung in Kenntniß zu setzen... Constantin legte die Cigarre fort. Verrieth er, als er sich zum Vollstrecker seines traurigen Auftrags gerade Eberhard Ott wählte, darin große Menschenkenntniß, daß er ein mildes Gemüth wählte, so durfte er seine Wahl noch gelungener nennen, wenn er seiner Schwester Frieda gedachte. Eberhard Ott liebte Frieda Ulrichs. Es war keine Täuschung seines scharfen Auges, wenn Constantin sich sagte, es zöge Eberhard mit Zugvogelsehnsucht nach dem Orte hin, wo ein seit ihrer letzten Anwesenheit in der Residenz alle Gedanken Eberhard's erfüllendes Mädchen wohnte und einen ganzen Ort, wie man erzählte, bezauberte. Mußte nicht Eberhard geneigt sein, sich den Bruder eines so geliebten Wesens und die Familie zu verbinden? Noch mehr. Eberhard war gerecht genug, einzusehen, daß die ihm dem Namen nach wohlbekannte Hertha Wingolf, von der die Residenz genug zu sprechen hatte, die Tochter eines möglicherweise künftigen Chefs der ganzen Verwaltung und Förderers der Lebensschicksale Constantin's, sein Herz mehr erfüllen durfte als jener „Irrthum von Lieberbach", wie Constantin sagte, und daß es im Leben eines jungen Mannes Krisen geben könne, wo man vor einer Vergangenheit steht wie wiederum nach Constantin's oft gebrauchtem Ausdrucke „die Schlange vor ihrer jährlich abgelegten Haut." Agnes Planer — wer konnte sie sein? Ein Pfarrerskind, verblühend schon, ohne Reiz für einen entwickelten jungen Mann, der eine Bedeutsamkeit ersten Ranges war, wofür Constantin allerdings auch von Eberhard anerkannt wurde. Und da nun in Constantin's Worten nichts vorgekommen war, was seinen eigenen Sinn verletzt hatte, so ergriff er ruhig dessen Hand und sagte:

Mein lieber Ulrichs, Sie geben mir einen Auftrag, der fast wie das Ansagensollen eines Todesfalles klingt. Eintreten müssen in jene kleine Hütte und berichten: Aermste, dir ist in der Ferne dein Lieb gestorben! ... In der That. ...

Es ist noch nicht lang, daß's geregnet hat, fiel Reps weinerlich singend ein. Die Blätter, die tröpfeln noch. Ach! Ich hab einmal einen Schatz gehabt. Ach! Ich wollt', ich hätt' ihn noch!

Constantin lachte über den bösen Einfall. Eberhard aber, sich nur ein wenig umwendend zu dem auf dem Sofa sich streckenden Spötter, warf ruhig dazwischen:

Sie sind ein sehr elender Mensch, Reps! Man möchte glauben, das Wunder von dem Gergesener See wäre wahr gewesen und in Ihnen stäke wirklich noch so eine Seele von dem Borstenvieh, das damals aus den Besessenen fuhr! Es gibt in der That nichts Verruchteres als so einen gefallenen und noch frechen Priester. Wer dem Heiligsten, was der Mensch verehrt, administrirte und die Handgriffe kennt, die die Menschheit sich als Geberde des Segens denkt und dann seitabwärts tritt und seinem und Anderer Gotte Grimassen macht, der ist denn doch schon der schlechteste Kerl von der Welt. Wir Andern sind allerdings auch gottlos und fallen auch von unserer Kindheit und unserm poetischen Glauben ab, aber so höhnisch fletschen wir doch nicht die Zähne und kokettiren sogar mit unserm Abfall wie Einer dann von euerm Gelichter!

Zum Henker! polterte Reps auf, was quälen Sie sich denn mit Ihrem Pathos! Ulrichs fängt an Diplomat zu werden. Ich hatte mich schon gefreut, die Reise nach Lieberbach auf gemeinschaftliche Kosten zu machen. Dem alten Planer wollt' ich seine Würste und Eier vertilgen helfen und dabei so auf Constantin im Allgemeinen schimpfen, daß sie's gleich hätten merken müssen, was ich so von hinten herum und über die Speisekammer weg sagen wollte. Weshalb sollen gerade Sie gehen? Weil Fräulein Hertha eine Mutter hat, die sich Eugenie von Saalfeld nennt? Weil diese jenen Mann, der Planer von Lieberbach heißt, zufällig sehr genau kennt und Ergo — weil Seiner Gnaden Graf Ulrichs nicht wollen, daß man von der Mördergrube seines Herzens....

Weiter kam Jean Reps nicht. Mitten in seiner Auslegung hatte ihn Constantin schon ergriffen und mit zwei kräftigen Muskelbewegungen vom Sofa weggeschleudert und zur Thür hinausgeworfen. Ein alter Hut flog ihm nach. Der Riegel wurde zugeschoben.

Constantin stand in sonst ungewohnter Heftigkeit. Die Flügel seiner Nase gingen auf und ab, das untrügliche Zeichen eines Zornes, der sich nicht verstellt. Er sagte:

Glauben Sie nicht, Ott, daß ich diesen traurigen Schritt mit solchen Berechnungen mache! Allerdings ist es wahr, es ist hier ein eigenes Zusammentreffen. Die junge Wingolf, die Frau des Alten, ist zufällig vom Pfarrer Planer erzogen worden. Da ihre Mutter früh starb, gab sie ihr Vater nach Stiftshof, einem dicht bei Lieberbach gelegenen Schlosse eines Freundes. Dort von Lieberbach aus unterrichtete Planer mehre Jahre lang einen Kreis junger adeliger Damen. Ich weiß nicht, besteht die Verbindung zwischen dem alten Planer und der jetzigen Geheimräthin noch oder ist sie abgebrochen; kurz, mein Verlöbniß mit Agnes wird ihr nicht ganz Geheimniß sein. Erfährt sie nun diesen Bruch, so bin ich wol über die Wirkung, die daraus für mich und Hertha entstehen würde, sehr beruhigt. Anders aber könnte allenfalls die Wirkung auf den Vater sein. Ich habe bisher diese ganze adelige Coterie und Alles, was dazu gehört, wie Sie aus meinen Gesinnungen wissen, wenig geachtet, aber es kann mir nicht gleichgültig sein, wenn ich zu gewärtigen hätte, vor Hertha's Aeltern in so unmittelbar ihnen ersichtlichem Lichte des Wortbruchs dazustehen. Die Trennung Hertha's von ihrem Vater kann ich nicht billigen und unterstütze sie nicht; doch für Hertha's Sinn läge ein Magniß darin, die Rückkehr zu ihm mit Eifer zu befördern oder wol gar zu verlangen. Erscheint ich aber so dem Vater schon als ein Störenfried seines Hauses, denken Sie sich dann ferner unsere Calamität mit dem so übelgedeuteten Verein und die Verdächtigung unserer Ansichten, so werden Sie mir eingestehen, daß ich wenigstens in Lieberbach eines Anwalts bedarf, der meine Handlungsweise dort schonend vorträgt und mich vor dem grellen Aufschrei der dortigen

Verletzung sicherstellt. Agnes ist empfindlerisch, sie wird ein trauriges Wesen machen. Der Vater ist ein Brausekopf, ein Gegner unserer Richtung. Ich gewärtige unter solchen Umständen einen Wirrwarr, vor dem ich geschützt sein muß und deshalb bitte ich Sie, lieber Ott, halten Sie mir in dem gegenwärtigen Handel da in Liederbach wenigstens so lange die Partie, bis sich meine jedenfalls unendlich interessante Beziehung zu Hertha Wingolf geregelt hat. Seit gestern weiß der Vater von ihrer Neigung. Er erfuhr sie in demselben Augenblicke, wo es von ihm abhängen wird, ob gegen uns Untersuchung aufgenommen werden soll oder nicht. Mit Ungeduld erwart' ich von Hertha die Nachricht, was sie eben bei dem Geheimrath ausgerichtet hat. Sagen Sie mir aufrichtig, was Sie von dem Allen denken? Und sprechen Sie gerade heraus. Ich kann Ihre Kritik ertragen.

Constantin gehörte zu den Menschen, die die geborenen Herrscher des Augenblicks sind. Man hört nicht ihren Gründen und Meinungen zu, sondern nur der Art, wie sie sie vorzutragen wissen. Diese imperatorischen Charaktere haben immer Recht. Sie brauchen nur einfach die Frage zu stellen: Ja oder Nein? und die Zuhörer, entzückt mehr von der Macht ihrer Persönlichkeit als von den Gründen ihrer Auseinandersetzung, geben unbedingt Recht, vertrauend schon dem Zeichen des Siegs, das für alle und selbst die schwierigsten Lebenslagen auf die Stirn dieser berufenen Menschen gedrückt ist und das sogar der ganzen Gattung als solcher, als bewußter Menschheit, wohlthut. So ging es auch dem in allen andern Beziehungen nicht minder selbständigen und ernsten Eberhard. Mochte es sein, daß durch die Worte, die Constantin sprach, immer die Lieder summten, die einst Frieda hier auf diesem Zimmer beim Bruder geträllert hatte oder daß die braunen Augen, in die er sein ganzes Sinnen schon seit Monaten versenkt hatte, um ihn her blitzten und so funkelnd hüpften, wie Frieda selbst zu hüpfen und vom Sofa zum Fenster, vom Fenster zum Tisch zu gaukeln pflegte, Eberhard konnte Alles, was ihm Constantin vortrug, nur sehr vernünftig, sehr billig, sehr zweckmäßig finden und versprach, sich dem Auftrage in Liederbach schon an dem ersten Tage seiner Ankunft in H. mit aller nur möglichen Schonung zu unterziehen. Er entfernte sich, nachdem man noch für den Fall, daß die über ihnen Allen schwebende Wolke einer politischen Behelligung sich wirklich entladen und ihre kleinen grünen Lebensernten auf lange Zeit zerstören sollte, einige Verabredungen getroffen hatte. Als Eberhard schon die Thür in der Hand hatte, rief ihm Constantin noch einmal nach, griff auf seinen Schreibsecretär, auf dessen Sims er den Ring gelegt hatte und gab ihm noch dies fast vergessene Symbol mit. Eberhard steckte mit ruhiger Hingebung den fremden Verlobungsring an seinen Finger und noch an demselben Tage Nachmittags verließ er die Residenz. Die Freunde waren bis dahin unangefochten geblieben.

Drittes Capitel.

Rechte und Pflichten.

Die Erfolge des Morgenbesuchs, den Hertha schon in aller Frühe bei ihrem Vater gemacht hatte, waren nicht die erfreulichsten gewesen. Wingolf konnte und durfte sich der Auffassung nicht entziehen, die für die vorliegenden Vergehen einmal die officielle geworden war. Er selbst hatte wol einen freien Ueberblick der Zeit und kannte noch ganz den Trieb der Verfolgung nicht, der bei Staatsdienern, die im Amte solcher politischen oder Tendenzinquisitionen zu lange stehen, zuletzt eine förmliche Manie werden kann — eine Manie, bei der es wenigstens in Frankreich schon vorgekommen ist, daß Spürkräfte, denen der Ruhm auch zu vieler Erfolge geworden, bei neuen Entdeckungen, die sie gemacht haben wollten, in den Verdacht geriethen, das so überaus Gefährliche oft selbst angestiftet oder wenigstens sich den Fund gerade so zurechtgelegt zu haben, wie sie ihn recht effectvoll be-

treffen wollten —. Von diesem Fanatismus war Wingolf frei. Dennoch konnte er sich den einmal zur Pflicht gemachten Auffassungen nicht entziehen. Ein Niederschlagen dieser ihm mitgetheilten Vergehen war ebenso unmöglich, wie gar ein Vertheidigen und Rechtfertigen, was Hertha verlangte. Nach Hertha's Sinne hätte der Vater nichts Anderes thun sollen, als die Sache der bedrohten Neuerer ganz zu seiner eigenen zu machen und dem Fürsten und den Ministern und der bestehenden Gesellschaft zuzurufen: Ihr Alle seid auf dem Wege des Wahns und früher oder später verfallt ihr dem schrecklichsten Verderben! Hertha fand es entsetzlich, daß Wingolf, so ernst sein Auge blickte, über diesen Vorschlag sich eines Lächelns nicht erwehren konnte.

Eugenie hatte allerdings von Wingolf kaum den Namen der Herzenswahl ihrer Freundin vernommen, so hatte sie ausgerufen: Constantin Ulrichs? So heißt ja der Verlobte der Agnes von Liederbach! Auch über dies Zusammentreffen war die Erörterung Hertha's mit dem Vater peinlich genug. Wingolf lehnte jede Gemeinschaft mit einem ihm so zweideutig sich aufdrängenden Sohne ab. Und auch dieser Ausdruck empörte Hertha. Es trat ein förmlicher Bruch zwischen Vater und Tochter ein. Die Welt bekam Stoff zur üblichen Verbreitung.

Jene Zeit, kurz vor den Februartagen des Jahres 1848, war in vieler Hinsicht vorurtheilsfreier als die gegenwärtige. Man hatte damals nur an ideelle Umwälzungen geglaubt. Erst später, als man erfahren mußte, daß sich die Revolutionen nicht in Glacehandschuhen machen, hat sich die jetzt herrschende Abneigung fast gegen alle idealen Auffassungen des Lebens und der Sitte eingestellt, eine Abneigung, die man in jenen Tagen selbst in solchen Kreisen nicht kannte, deren Interessen auf die Erhaltung des Bestehenden angewiesen sind. Constantin lebte schon lange, mannichfach empfohlen, in der großen Welt und Hertha erntete dort manche Zustimmung. Viele fanden den Schritt des Vaters, in seinen Jahren noch einmal sich zu vermählen, in der That unverzeihlich, die Wahl einer Freundin der Tochter unzart gegen diese und rühmten Hertha, wenn sie ihrem starken Geiste hinlänglich vertraute, um sich dann lieber doch ein Schicksal selbst zu gründen.

Es war in dem allgesuchten glänzenden Reisig'schen Hause, wo Hertha eines Abends in die Lage kam, Eugenien, ihrer Mutter, die sie seit ihrer Heirath, wo sie es war, die die aus dem väterlichen Hause entflohene Hertha zuerst besuchte, nicht gesprochen hatte, zu begegnen. Die Gemahlin des Freiherrn von Reisig, eines reichen Privatmanns, durfte sich beiden Gegnerinnen Freundin nennen. Auch sie, eine Geborene von Landschütz, von jenem Stiftshofe zwischen H. und Liederbach, hatte einen Witwer geheirathet, dem sie die Kinder der ersten Ehe mit liebevoller Sorgfalt erzog. Aber sie achtete Hertha's Verstimmung; sie hatte sie besonders gern und bei ihr war es, wo die Tochter des dirigirenden Justizchefs musikalischen Unterricht für Geld ertheilen wollte, ein Plan, den Wingolf störte. Julie von Reisig suchte nun schon oft die streitenden Elemente zu versöhnen. Sie gehörte zu jenen natürlichen Wesen, die gern die Rückhaltungen durchkreuzen. Manchem Wunder wie eingebildeten Weltmenschen, manchem klugen Lebensphilosophen hatte sie schon die künstlichste Verstrickung, mit der solche sich zu geben pflegen, mit einem absichtlich ausgeplauderten Geheimnisse oder mit offenherzigst ausgesprochenen Vermuthungen zerrissen. Schon manchen sich gegenseitig mit großer Hochachtung behandelnden Feinden hatte sie gesagt, wenn es bei ihr zum Mittags- oder Abendtische ging: Kommen Sie! Setzen Sie sich Beide zusammen! Sie können sich zwar nicht leiden, aber es wird gut thun, wenn Sie sich besser kennen lernen! ... Da man diese Art, die bei Julien aus einem guten und fröhlichen Herzen und aus einem sorglosen Blick ins Leben entstand, bei ihr hinlänglich kannte, so gab sich in ihren Sälen und stillern Plaudercabineten Alles mit größter Natürlichkeit. Schon manche Aussöhnung war bei ihr gefeiert worden und auch in's Wingolf'sche Haus wollte sie durchaus Frieden und Eintracht bringen. Sie entschloß sich, zur List ihre Zuflucht zu nehmen.

Es war ihr Geburtstag. Ihr zuvorkommender Gatte machte dem ausgedehnten Kreise ihrer Bekanntschaften die geheime Anzeige, er bäte, sich doch am Abend dieses Tags bei ihm ohne besondere Einladung einzufinden und ihm Gelegenheit zu geben, seine Gemahlin durch ein improvisirtes Fest zu überraschen. Wer hätte da zurückbleiben dürfen? Nie waren die Räume des Reisig'schen Hauses so gefüllt, so glänzend und so gemischt aus allen Ständen und Lebensberufen. So haben Sie's recht gemacht! sagte auch über diese Mischung hocherfreut Hertha eintretend zum Wirthe. Das ist doch einmal ein Tag, wo man Menschen, nicht eure sogenannte Gesellschaft sieht! Julie hatte die Genugthuung, ohne sich eines Verstoßes gegen die Gesetze der Schicklichkeit anzuklagen, heute den Vater, die Tochter, die junge Mutter und den auch ihr sehr werthen und allbeliebten Doctor Constantin Ulrichs in Einem Salon vereinigt hoffen zu dürfen.

Doch nur für Hertha und Eugenie schlug ihr freundschaftlicher Plan ein. Der Geheimrath konnte erst später kommen, da eine sehr ernste Ministersitzung gerade für diesen Abend anberaumt war, eine Sitzung, die sich, wie schon oft geschehen, in die Nacht ziehen konnte. Constantin hatte den Gegenstand derselben in Erfahrung gebracht. Es handelte sich um die endliche Entscheidung über die Maßnahmen, die man gegen ihn und seine Genossen ergreifen wollte. So blieb auch er aus. Er betrieb die Zurüstung einer möglichst schnellen Entfernung, die für diesen Fall längst die wenn auch schmerzlichgegebene doch unabweisliche Zustimmung Hertha's gefunden hatte.

Hertha's junge Mutter, ihre Freundin Eugenie, fand sich vorläufig allein ein. In einem kleinen Gemache, das einer überwölbten Weinlaube glich, wurde Hertha von Julien so gestellt und in die Enge getrieben, daß jene nicht entschlüpfen konnte, und ein tiefherzliches „Aber Hertha! Hertha!" war Eugenien's Gruß, dargeboten der Freundin, deren Mutter sie geworden und die sie in dieser Eigenschaft heute zum ersten male sprach. Julie ließ die Gegnerinnen allein. Auf einem kleinen Sofa saßen sie dicht beisammen, Hertha mit dem Schmuck ihrer edeln Einfachheit, Eugenie mit dem äußern Glanze, der ihrer Stellung gebührte. Eugenie war kleiner als Hertha, runder, weicher. Ihr schwarzseidnes, im Sitzen sich bauschendes Kleid zurückschlagend, beantwortete sie die gleichgültigen Fragen, die Hertha, um den trennenden Differenzen auszuweichen, sogleich rasch an sie richtete, nur flüchtig und kam auf ihr „Aber Hertha! Hertha!" immer wieder zurück mit dem ganzen Schmelz, der einem guten weiblichen Herzen ein Arsenal von feindlichen Waffen zu Füßen legen kann, wenn ein solcher Ton von Herzen kommt und wieder auch zum Herzen geht.

(Der Schluß dieses Capitels und das vierte: Frieda, das Kind Gottes, in nächster Nummer.)

Der Dichter und Perückenmacher Jasmin.

Von Wilhelm Hübotter.

III.

Von allen Seiten aufgefodert und gedrängt unternahm Jasmin noch im Mai 1842, trotz seines specifischen Gascognerthums, endlich eine Pilgerschaft nach dem ihm noch unbekannten französischen Mekka, nach Paris.

Man muß die eitle, affectirt demüthige Herablassung des esprit protecteur der pariser großen Welt, sowol der gesellschaftlichen als der literarischen, kennen, um sich einen Begriff von dem eiteln, selbstgefälligen Wetteifer zu machen, womit sich die „Sommitäten" beider um den Gefeierten, den Löwen des Tags, den Perückenmacher Jasmin, rissen, dessen Werke natürlich nur sehr Wenigen zugänglich oder auch nur bekannt waren. Es

wäre mauvais genre gewesen, Jasmin nicht zu fetiren, zu protegiren und zu admiriren. Wie ein Federball flog Jasmin von einer Matinée und Soirée littéraire in die andere, von einem Gipfel immer zu einem höhern und endlich auch auf den höchsten, au château. Ueberall mußte er, wie sich von selbst versteht, lesen, declamiren und, armer Pegasus im Joche, seine eigene Poesie in Prosa übertragend, sie huldreichen und huldreichsten Ohren verständlich machen. Dafür meinte man ihn dann hinlänglich mit Zeitungsartikeln, Diamanten, Nadeln, Uhren und Tabacksdosen belohnt und entschädigt. Die beste Belohnung aber, welche Jasmin aus Paris mitnahm, blieb eine jährliche Pension von tausend Franken, welche auf Verwendung des Herzogs von Orleans Ludwig Philipp ihm aus der Kasse zur Unterstützung und Belohnung bedeutender Talente anweisen ließ. Diese Pension war hinreichend, um dem Dichter seinen bescheidenen Wünschen gemäß eine sorgenfreie unabhängige Stellung in seiner Heimat zu sichern — vorausgesetzt, daß sie, wie der Dichter selbst, die seitherigen Stürme überlebt hat — aber doch zu gering, um ihn ganz der alten Thätigkeit zu überheben.

Ueber alle diese Herrlichkeiten erfahren wir aber von dem Manne, dem sie galten, nur sehr Dürftiges, meistens nur auf indirectem Wege, etwa in Dankepisteln an diese oder jene hohe Person für gnädig verliehene Präsente, obgleich Jasmin seine Reise nach Paris in einem längern Gedichte von drei Pausen („Bouyatje à Paris") noch in denselben Jahre besang. Ein Beweis, wie wenig er sich von jener Aufnahme verblenden ließ. Zu jenen Dankepisteln gehören besonders: „La bago et l'espinglo" d. h. Ring und Nadel, an die Herzogin von Orleans; und „A ma muzo pel la mostro del Rey" d. h. an meine Muse für die Uhr vom König, in denen man nichts weniger als Kriecherei erwarten darf. In seiner „Bouyatje" begegnen wir dem Dichter hauptsächlich auch nur auf seinen Wanderungen durch die Straßen von Paris, wo er sich mit wahrhaft kindlichem Erstaunen dem Zufall der Wanderung und dessen Eindrücken überläßt, vor diesem oder jenem auffallenden Monumente stehen bleibend, dessen Bedeutung errathend, vor allem aber Stoff sammelnd, nicht etwa zu hochtrabenden Gedichten, nein, zu Erzählungen von der Wunderstadt, am heimatlichen Herd, im Kreise der Seinen. Wenige Augenblicke nur verweilt das Gedicht in den schimmernden Salons. Von den ihm dort dargebrachten Huldigungen spricht er im leichten, scherzenden, fast spöttischen Tone, als ob das Alles einer dritten Person, etwa des „Abouglo" oder des „Françouneto" gälte, und als wäre er selbst nur ein erstaunter, sonst aber unbefangener Zuschauer dabei gewesen.

Den tiefsten Eindruck auf ihn machte in Paris die schreckliche Katastrophe vom 12. Mai auf der Eisenbahn von Versailles. Bei der ersten Nachricht davon ruft er aus:

Was hör' ich? Welcher Lärm? Was bringt der schnelle Bote?
Ein General erlag? Zweihundertfunfzig Todte?
Schlug irgendwo man eine Schlacht?
Ach nein, sie decken nicht das Feld der Tapferkeit,
Ein Feu'r, gefräßiger als die Kanone speit,
Hat meuchlings sie hinweggerafft.

Auf Windesflügeln froh enteilten sie der Stadt,
Allein der Tod, der Nimmersatt,
Folgt gierig ihrer Spur, viel tausendmal geschwinder,
Und wie er fliegt verwandelt er
Die Eisenbahn zum Feuermeer
Und würgt erbarmungslos Weib, Männer, Greise, Kinder.

Enthusiasmus empfindet er nur, als er wieder zur lieben, stillen Heimat geht.

Was das Ausland betrifft, so hat Jasmin bisher wol die meiste Anerkennung in England gefunden und zwar in dem „Athenaeum" vom 5. November 1842. Nachdem dieses Blatt Jasmin den ersten lebenden Dichtern Frankreichs gleichgestellt und ihn hin-

sichtlich seiner Balladen mit den alten Troubadours, in der Klage seiner Blinden aber mit Milton, in seinen Episteln mit Burns verglichen hat, schließt es mit folgenden Worten: „Kurz, in Betracht des Geistes, des Geschmacks, des Gefühls und der Kraft des Dichters, der in einer bis jetzt nur bei der untersten Volksclasse eines abgelegenen Landstrichs gebräuchlichen Mundart schreibt; in Betracht des Eindrucks, den seine Gedichte dessenungeachtet auf die gebildetsten Gemüther und Geister Frankreichs und des Auslandes gemacht haben, muß man ihn zu den größten Geistern unserer Zeit zählen und ihm, wie einst der Clémence Isaure, als dem ersten unserer neuern Troubadours und als Demjenigen den Lorbeer zuerkennen, der berufen scheint, von seiner Heimat den Flecken des Vorwurfs abzuwaschen, als habe sie in den Gräbern Alain Chartier's und Charles d'Orleans' ihren Dichtergeist mit begraben."

Wenn Jasmin uns als Dichter erfreut, erhebt, entzückt, als Mensch mit warmer Theilnahme für sich erfüllt, so müssen wir staunen, wenn wir einen Blick auf den Boden und in die Verhältnisse werfen, worauf und unter welchen diese Blume entstand, wuchs und gedieh. Da ist von keiner andern Pflanze, von keiner andern Nahrung des Geistes die Rede, als von denen, welche die Natur auch dem ärmsten ihrer Geschöpfe reicht. Aber wie es nicht jedem Strauche verliehen ist, Säfte zu Rosen oder Trauben der rauhen Erde zu entziehen, so ist es auch nur wenigen bevorzugten Geistern gegeben, den ärmlichsten, an Naturzustand grenzenden Verhältnissen solche Schätze abzugewinnen, wie sie uns aus Jasmin's Schriften anlächeln. Die Natur verleiht solche Gaben nur Denen, welche, in ihrem Schooße geboren, ihr auch im Leben treu verbleiben. Von den Höchsten und den Geringsten seines Landes verehrt, lebt Jasmin noch jetzt in seiner väterlichen Hütte, deren ursprüngliche Aermlichkeit er in einen genügsamern Wohlstand umgeschaffen hat, stets seinem Gewerbe obliegend. Dabei fehlt es ihm keineswegs an einem vielfältigen, edlen, beneidenswerthen Wirkungskreise. Denn nicht nur haucht er der schönen, einst so blühenden Sprache des gascognischen Stammes, der goldenen Langue d'Oc, neues Leben ein, und tritt so der Alles erdrückenden Einförmigkeit des akademischen Geistes, nicht durch die Bitterkeit polemischer Streitschriften, sondern durch unzerstörbare Schöpfungen entgegen; er greift auch thätig wirksam und hülfreich in die Verhältnisse und das Leben seiner Heimat ein. Wo es gilt, etwas Nützliches oder Großes zu gründen, einen wohlthätigen Zweck zu verfolgen, und dazu Mittel durch öffentliche Beisteuer zu gewinnen, da greift Jasmin in seine Laute und schon zu mehr als einer gemeinnützigen Stiftung haben sich unter ihren Klängen die Elemente zusammengefügt — eine authentische Erklärung des Mythus von der Erbauung Thebens durch Amphion's Lautenspiel.

Unter solchen Verhältnissen ist es in der Ordnung, daß der Geist dieses Mannes bei schon sinkendem Alter mit steigender Kraft jugendlich erfüllt ist. Davon gibt in der That sein letztes, uns bekanntes, im Jahre 1845 erschienenes Gedicht den augenscheinlichsten Beweis. Es ist dieses eine elegische Ballade in drei Pausen, betitelt: „Maltro l'ennoucento" (Martha die Wahnsinnige). Ist auch Sprache und Anordnung dieses Gedichts nicht wesentlich anders und vorzüglicher als in „Françouneto", so ist doch der Geist, in dem es aufgefaßt und gehalten ist, fast noch erhabener, edler, liebenswürdiger.

„Allabendlich", so leitet der Dichter diese Ballade ein:

in jener heitern Stunde,
Die ich mit mir allein in Reimerei verträumt,
Erschien, von Schatten schwarz umsäumt,
Ein holdes Lichtbild mir: Die arme Geisteswunde,
Die dreißig Jahre hier das Gnadenbrot empfing.
Und die wir, böse Brut, geschreckt mit frechem Munde,
Wenn hungernd sie mit Brot ihr Körbchen füllen ging.

Erschien diese „Geisteswunde" dann auf der Straße, so pflegten die Leute zu sagen: Maltro sort, diou abé talen! d. h. Martha geht aus, sie muß hungrig sein; die Buben aber auf den Gassen, dieses mitleidslose Geschlecht, scheuchten das arme Geschöpf, die vor Soldaten eine besondere Scheu verrieth, vor sich her mit dem Rufe: Maltro, un souldat, un souldat! Wie hing dieser Ruf zusammen?

Erinn'rung rief sie wach, der Jungfrau Anmuthfülle
Noch in des groben Kittels Hülle,
Und vor Soldaten ihre Scheu.
Sie sagten mir, daß einst Martha, die Sanfte, Stille,
So klug wie schön gewesen sei,
Und nun das Opfer wol gebroch'ner Treu.

Mit diesem Gedanken bildete und befestigte sich bei Jasmin auch der Entschluß, der Ursache von jenes Mädchens Zustande einmal nachzuforschen; denn sie war nicht von Agen:

Und meine Muf' entschwebt, erforschend ihre Spuren,
Allüberall umher, durch Dörfer, Felder, Fluren,
Wir hatten nicht geirrt; voll Trauer kam sie heim,
Und was sie mir vertraut, erzähl' euch hier mein Reim.

In der That! Die arme geisteskranke Martha war das Opfer der Untreue eines Geliebten, an dessen Besitz und an dessen Loskaufung vom Soldatenstande, zu einer Zeit, wo bei Napoleon's allgemeinen Kriegen ein Mann mit Gold mußte aufgewogen werden, sie all das Ihrige und den Ertrag einer lange, Tag und Nacht fortgesetzten Arbeit, gesetzt hatte. Der junge Krieger, endlich losgekauft, ohne zu wissen von Wem, erscheint in seiner Heimat, wo ihm das ganze theilnehmende Dorf, den Pfarrer an der Spitze, die Braut und Befreierin ihm zuführend, entgegenzog, er erscheint, aber zu aller Staunen nicht allein, sondern in Begleitung einer Marketenderin — seiner jungen Frau. Der Abgrund, der sich bei diesem Anblicke und bei der jähen Erkenntniß ihres ganzen Elends vor ihr aufthat, verschlang auch das Letzte, was sie noch zu verlieren hatte, ihren Verstand. In schwermüthigen Wahnsinn verfallen, entrann sie nach einiger Zeit der Wachsamkeit ihrer Wärter — Verwandte hatte sie keine mehr — und aus dem ihr verhaßten, verödeten Ort. So erschien sie in Agen,

Wo dreißig Jahre lang dem armen Kinde
Die Hand das Brot
Des Mitleids bot.
Dann hieß es, sah man sie von ferne:
„Martha geht aus, sie leidet Noth!"
Man wußte nichts von ihr, doch Jeder sah sie gerne.
Die Kinderrotte nur, die niemals Mitleid hat,
Und treibt mit And'rer Schmerz Frohlocken,
Wir riefen: „Martha! Ein Soldat!"
Und sie, soldatenscheu, entfloh erschrocken.

Nachdem der Dichter diese einfach tragische Begebenheit mit dem Schmuck der anziehendsten Schilderungen und den wärmsten Farben, wie er sie aus einem Gefühl der Reue, aus Rührung, Begeisterung und Kenntniß des Herzens schöpft, erzählt und jene Empfindungen in vollem Maße auf den Leser übertragen hat, schließt er mit den Worten:

Seht, darum bebte sie bei jenes Rufes Schall;
Und der ich sie damit geschreckt so manches mal,
Nun da zu spät, zu spät dem Wahn entrissen,
Ich den zerlumpten Saum des Kleids ihr möchte küssen,
Sie knieend möchte fleh'n, die Schuld mir zu verzeih'n,
Ihr Grab nur sind' ich noch mit Blumen zu bestreu'n.

Wir schließen hiermit unsere Skizze, die auch die Absicht hatte, eine demnächst erscheinende Uebersetzung der Hauptwerke dieses Dichters einzuleiten. Jasmin lebt noch. Ludwig

Napoleon reiſte durch Agen und wurde auf ihn aufmerkſam gemacht. Er beſuchte ihn nicht, er rief ihn nicht. Der Napoleonismus und die Poeſie ſind nur auf Schlachtfeldern Bundesgenoſſen. Vor einigen Wochen las man, Jasmin wäre in Paris auf Beſuch. Hoffentlich kommt er nicht, um für ſein Alter die Penſion zu reclamiren, die ihm einſt Ludwig Philipp auf die franzöſiſche Ehre angewieſen.

Die Natur und die Kunſt.

Die Kunſt iſt dem Menſchen eine Bereicherung ſeines Wohnhauſes. Wie dem Manne, welcher unvermuthet einen Schatz findet, ſo iſt's dem Tonkünſtler, welchem aus der Tiefe ſeiner Stimmung eine Melodie quillt, deren Schönheit ihn ſelbſt überraſcht. Wie dem Manne, welcher durch fleißiges Umgraben und Düngung ſeiner Blumenbeete die Georginen zu höherer Fülle bringt, ſo iſt's dem Maler, welchem ſich, ohne daß er zum deutlichen Bewußtſein des Wie und Wodurch gelangt, die Formen und Umriſſe, welche er abzeichnet, unter ſeiner ſchöpferiſchen Hand veredeln und verklären. Die Kunſt iſt der Bildungsproceß der Mutter Natur ſelbſt in ſeiner Fortſetzung. Zwar hat dieſe höchſte Bildnerin in der Menſchenform das Höchſte von Leben und Harmonie erreicht, über welches hinüber ſie nicht weiter gänzlich neue Lebensformen baut. Aber ſie hat darum nicht aufgehört, neu zu organiſiren. Sie organiſirt und bildet im Menſchen und vom Menſchen aus. Denn was der Menſch künſtleriſch ſchafft, das thut er nicht mit ſeinem Verſtande und Willen allein, ſondern immer auf halb unbewußte oder naturgemäß inſtinctartige Weiſe. Nicht er bildet, ſondern es iſt die ewig jugendliche, bildende Mutter, welche ihre Thätigkeit in ihm wie im Traume nur fortſetzt, ſodaß er ebenſowol nur Organ und Werkzeug als auch ſelbſt der Meiſter dieſes Werkzeugs iſt. Daher denn auch der wahre Künſtler durchaus nicht bilden kann wie er will, ſondern immer nur wie er muß; Mühe und Anſtrengung hilft hier wenig, das Höchſte wird gefunden als ein unverhofftes Glück, wie der Dichter ſagt:

Neigungen haben die Götter, ſie lieben der grünenden Jugend
Lockige Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
Nicht der Sehende wird von ihrer Erſcheinung beſeligt;
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geſchaut.

Von den drei höchſten Ideen: Schönheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, iſt die der Schönheit die willkommenſte, weil ſie nicht in dem Grade wie die beiden andern die angeſpannte Thätigkeit herausfodert, ſondern auf einem Genuſſe beruht, welchem ſich der Menſch mehr nur paſſiv hingeben darf, um die edlern Seiten ſeiner Natur ſpielend auszubilden, und inſofern kann man ſogar die ausſchließliche Hingabe des Gemüths an die Schönheit nicht ganz von dem Vorwurf befreien, etwas Erſchlaffendes mit ſich zu führen. Aller Genuß wirkt als ſolcher erſchlaffend, Thätigkeit ſtählend. Daher iſt die Thätigkeit des Willens einerſeits und des Verſtandes andererſeits an Werth und Würde unbedingt der Hingabe an das bloße Gefühl vorzuziehen. Nicht wegen des Genießens, ſondern wegen des Handelns ſind wir da. Aber man würde doch zu weit gehen, wenn man die Schönheit in Natur und Kunſt als einen bloßen, unweſentlichen Schmuck oder gar als einen bloßen Sinnenrauſch, von der Art des Opiumrauſches etwa, behandeln wollte. Nein, die Schönheit iſt ein ſinnliches Wohlgefallen, aber zugleich von intellectueller oder thätiger Art. Wer blos nach ſinnlicher Annehmlichkeit trachtet, den werden in Natur und Kunſt nur die niedern Schönheiten kümmern, die höhern, als die, welche mehr Activität der Auffaſſung erfodern, werden ſpurlos an ihm vorübergehen. Das ſtundenlange Beſichtigen einer Gemäldegalerie ſtrengt vollkommen ſo ſehr an als jede andere angeſtrengte

geistige Beschäftigung. Nicht Jeder besitzt die intellectuelle Spannkraft, welche dazu gehört, um in einer Beethoven'schen Symphonie die verschlungene Stimmführung und die Ausspinnung der Themata genau zu verfolgen. Wenn also die Schönheit auch unsern Geist weder von den Fesseln der Sinnlichkeit zu lösen trachtet wie Moral und Religion, wenn sie ihn selbst nicht einmal an der Hand der Sinnlichkeit zu unsichtbaren Kräften und Gesetzen hinüberführt wie die Wissenschaft — so hält sie uns doch auch nicht so in der Sinnlichkeit gefangen wie der bloße Genuß derselben, sondern gerade dadurch, daß sie uns das Wohnhaus der eigenen Sinnlichkeit genauer kennen lehrt, führt sie uns in immer neue und bisher unbekannt gewesene Gegenden desselben.

Die Kunst ist eine Fortsetzung der Natur. Wir glauben von Natur heimisch zu sein in unserm eigenen Hause. Wir sind es aber nicht. Die Kunst erst lehrt uns den ganzen wundervollen Bau der verschiedenen Gemächer kennen, aus denen dasselbe besteht, und diese Gemächer sind die Sinne. Und da man, um ein Haus genau kennen zu lernen, sich in ein jedes seiner Gemächer zur Zeit ganz allein vertiefen muß, so ist das Grundgeheimniß der Kunst die Isolirung der verschiedenen Sinne, die Isolirung der Eindrücke, welche im gemeinen Leben immer wild durcheinander gemischt vorkommen. Im gemeinen Leben kommt es uns immer auf den Gegenstand an, einerlei, ob wir ihn sehen, hören oder tasten, es ist derselbe Gegenstand. In der Kunst isoliren sich die Eindrücke des Gesichts und Getastes von denen des Gehörs, während wiederum von beiden die des Geruchs und Geschmacks ganz ausgesondert bleiben. In der Kunst zergeht uns die Welt, worin wir leben, in so viel verschiedene Welten, als es Sinne gibt, in deren Eindrücken sie sich gibt. In der Kunst haben wir es zwar auch mit Gegenständen zu thun, aber nur insofern sie unsere eigenen Empfindungen betreffen, sofern sie Theile unserer eigenen Sinnlichkeit ausmachen. Die Orientirung im Organismus unsers Sinnenlebens ist daher die rechte Orientirung im Organismus der Künste.

Der Mesmerismus und „Jungfer Paradis" in Wien.

Wenn man durchaus glauben will, daß der thierische Magnetismus die Eingangspforte zu jener geistigen Welt ist, die wir das Jenseits nennen, so kann man sogar von einer Jungfrau, Namens Paradis, sagen, daß sie es war, die die Pforte dieses Jenseits erschlossen hat.

Mesmer war der Entdecker des thierischen Magnetismus. Er behandelte 1777 in Wien ein blindes, armen Aeltern angehörendes Mädchen, Namens Paradis. Das Aufsehen, das die Widersprüche über das Sehen oder Nichtsehen dieser Blinden hervorrief, war Ursache, weshalb Mesmer aus Wien verwiesen wurde, nach Frankreich ging und sich, wie dies in Deutschland immer geht, erst vom Auslande her Anerkennung verschaffte.

In der vielbesprochenen Geschichte dieser Jungfer Paradis, die in Mesmer's Leben den Wendepunkt bildete, kommt die merkwürdige Thatsache vor, daß das blinde, durch Mesmer's magnetische Behandlung sehend, wir möchten lieber sagen zuweilen sichtig gewordene Mädchen (sie sah und unterschied in Mesmer's Gegenwart alle Farben) von ihren fanatischen Aeltern deshalb für blind und nur blind und ewig stockblind erklärt wurde, weil sie auf die Blindheit ihres Kindes hin von Maria Theresia eine Pension bezogen. Dem Mädchen wurde über den Verlust dieser Pension, über die rohen Drohungen und die Wildheit der Aeltern so weh und bange, daß sie die Rückkehr ihres Gesichts selbst bestritt und sich zwang, lieber nichts sehen zu wollen und lieber nichts sehen zu können.

Mesmer, von den Aussagen dieses Mädchens verlassen, wanderte nach Frankreich aus.

Wenn sich eine Pension als Hebel einer dramatischen Peripetie behandeln und überhaupt mit dem Augenlichte spielen ließe, so gäbe die Darstellung dieses Vorfalls ein Seitenstück zu „König Rene's Tochter", die auch schon, nachdem sie das Augenlicht wiedererhalten hat, anfangs die Blumen für Töne hält.

Anregungen.

Zeichen der Zeit.

„Die Welt ist rund und muß sich dreh'n!" singt mit etwas verfrühtem Kopernicanismus der Minnesänger in Marschner's „Templer und Jüdin". Zwar ist jetzt in Berlin ein neuer Schöpfer aufgetreten, der, wahrscheinlich verführt durch seinen Namen und als ein Dr. Schöpfer hochmüthig geworden, die Schöpfung anders und die Erde wieder zum Stillstand bringen will — für zehn Silbergroschen findet er in der Klopfgeister-Zeit, in der wir leben, an der Spree sein Publicum —; aber doch immer noch kommen wieder Beweise für den schon altgewordenen neuen Glauben und lehren, daß sich nicht blos unwiderleglich die Tische, sondern mit mindestens nicht minder einleuchtender Gewißheit auch noch die Planeten bewegen.

Wir wollen nicht von Leon Foucault's neuen Riesenpendel-Schwingungen sprechen, sondern nur von einem kleinen Beleg zu jener Demonstration der beweglichen Kugelgestalt unsers Planeten, die kürzlich zwei Professoren sich gegenüber anwandten, als sie sich über ihre Gesinnungen stritten. Der Eine war sonst conservativ und ist jetzt demokratisch geworden, der Andere war sonst Demokrat und ist jetzt conservativ. Wie wären, beruhigten sie sich gegenseitig, diese Erscheinungen anders zu erklären als aus den Umschwingungen der Erde, deren Wanderungen im Aether nicht nur in der Natur, sondern auch in den Köpfen die Abwechselungen von Tag und Nacht hervorbringen?

Wie aber die Köpfe und die Herzen wandelbar sind (von diesen werden es wenigstens die Frauen nicht uneingestanden lassen), zeigte sich uns kürzlich recht beim Durchblättern eines neuerschienenen Bandes Gedichte: „Buch deutscher Lyrik." Von Adolf Böttger (Leipzig, Dürr-Edelmann, 1853). Es ist dies keine der hundertundein Sammlungen und Blumenlesen auf dem grenzenlosen Felde deutscher lyrischer Poeterei, sondern eine frischveranstaltete Zusammenstellung neuer Reime.

In dem mit einem Säcularfest-Luxus ausgestatteten und demnach als eine sehr wichtige Erscheinung auf dem deutschen Parnaß vorausgesetzten Werke findet sich die merkwürdige Thatsache, daß die alten Halben oder ganzen Revolutionärs jetzt von der Nachtigall und von der Rose, die Conservativen von der Schmach und der Schande der Zeit singen. Moritz Hartmann, frankfurter und wiener Andenkens, singt einen Morgen in Sonnenglutenschein und Vogelgruß:

Es sinkt der schwere heiße Tag.
Berauscht vom Trank des heil'gen Lichtes,
Senkt still ihr Haupt die Ros' am Hag —

während der Besitzer zweier königlicher Pensionen, Herr Emanuel Geibel in München, ausruft:

Das ist's, was brennend heiß ins Angesicht
Das Blut mir treibt, daß, wo ich schweif' im Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande.
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht.

Alfred Meißner, Socialist, Verfasser „Revolutionärer Pariser Studien", singt einer schönen Frau:

Ich glaube an Engel wieder,
Seitdem ich dich gesch'n.
Du stiegst von drüben hernieder
Und wirst bald wieder geh'n....

während Herr Dräxler-Manfred, Redacteur der Großherzoglich hessischen Staatszeitung und feurigster Verfolger frankfurter, wiener, berliner und sonstigen Unverstandes wie vorhin der Professor der münchener Aesthetik singt:

O Zeit der Schmach, nachdem wir all das Viele
Gelernt, unfähig doch, es anzuwenden;
Dies ewig Irregehen und Verblenden,
Zu arm zum Ernst und doch zu reich zum Spiele!
Und Jammer, so vorbei dem rechten Ziele
Die schönsten Manneskräfte zu verschwenden,
Unsicher, wo wir unser Wirken enden,
Im Glück, im Kerker oder im Exile!

So stehen sich bei den Poeten, deren Zeitauffassung von Ehemals bekannt ist, in diesem Buche jetzt nur die umgekehrten Angesichter gegenüber. E. M. Arndt singt wieder von Anno 1813, Karl Beck widmet sich den Manen eines harm-

losen Componisten, Hoffmann von Fallersleben will bei alledem auf deutscher Erde leben, sterben und „begraben sein", ein abgesetzter Professor in Königsberg, Cäsar von Lengerke, dichtet das Gebet einer Mutter um ihr Kind, zwei Flüchtlinge, der Eine in Paris, besingen die Klage eines Mädchens, der Andere, in Zürich, das Erwachen des Frühlings; Titus Ullrich singt die unbewußte Madonnenwirkung einer schönen Frau und Wilhelm Zimmermann, der Württemberger von der äußersten Linken, ladet zum herbstlichen Walde ein:

Wo noch uns spät Grün der Wipfel
Die Sonne spinnt ihr warmes Gold;
In Himmelsnäh', auf freiem Gipfel,
Da laß uns ruh'n, da weilt sich's hold!
Und fühlst du nicht das Herz dir schweben
Als wie im Kahn, durchs Blau geführt?
Die Welt ist schön und hold das Leben,
Wo man den Athem Gottes spürt.

Solches geschieht, indessen die Angestellten, die Professoren, die Geheimenräthe, die Frommen und die Staatszeitungsredacteure an Ketten rasseln! Varnhagen von Ense vertröstet die Menschen, sich den Untergang des Vorfrühlings nicht verdrießen zu lassen; Leopold Schefer singt in einer Allegorie von einer 1807 ja „auch traurig-gewesenen, aber doch wieder überwundenen Zeit!" Und Herr von Sternberg in Berlin sogar, derselbe, der die Revolution ebenso haßt wie er den Puder, die Schönpflästerchen, das Zeitalter der Abbés und der Pompadours liebt, Herr von Sternberg, den wir schon ein Recht hatten, ganz zu dem Dichterkreise der preußischen „Kreuzzeitung" zu rechnen, schlägt dithyrambisch in die Saiten und sieht im Mangel an Bewegung den ganzen Jammer unserer knechtisch-gesinnten, in „uralter Thorheit plumplastende Fesseln" geschmiedeten Generation.

Das sind Zeichen der Zeit und in der That Beweise für die Kugelgestalt der Erde.

Von dem ästhetischen Verdienste vieler guten Beiträge, unter andern von Böttger, Creizenach, Daumer, Frankl, Georgi, Hammer, Hebbel, Kugler, Müller, Pfarrius, Peters, Prutz, Rückert, Sivers, Schlönbach, Stolle, bedauern wir, hier nicht ausführlichere Kunde geben zu können, und beschränken uns, was allerdings auch unsere manichfach angeregte Abneigung anlangt, nur noch auf die eine Thatsache, daß auch die beiden Lieblingsdichter der Epoche, Oskar von Redwitz und Otto Roquette (Jener für die jungen, gerade aus der Pension kommenden Mädchen, Dieser für gewisse unreife Universitätsbackfische, Füchse genannt), gleichfalls nicht unterlassen haben, in diesem Album Proben ihres vielbegehrten Kinderbreis zu geben. Wer so im Stillen, eingedenk ernsterer Zeiten und schwererer Mühen, den Muth dieser grünen, jungen Poeterei beobachtet und besonders den Klingklang der am Kreuz aufgehängten Leier des Herrn von Redwitz von Salon zu Salon, von Hof zu Hof schwirren und summen hört, der muß sich an die Worte Faulconbridge's bei Shakspeare erinnert fühlen:

Das heißt hochadliger Gesellschaftston,
Das ziemt strebsamen Köpfen, so wie ich;
Denn Der ist nur ein Bastard seiner Zeit,
An dem man nicht die Zeiten schmecken kann,
Und nicht allein in Kleidung und Manier,
In äußrer Form, scheinbarem Modeschmuck,
Nein, auch aus innerm Herzensdrang den Zähnen
Der Zeit süß, süß, süß Gift zu reichen — —
Mir soll's die Stufen der Erhöhung ebnen!

Bedenken wir dann, daß alles Das, was Oskar von Redwitz singt, einst schon Fouqué und Otto von Löben gesungen haben, so können wir auch hier wieder schließen mit dem trotz Dr. Schöpfer unwiderleglichen Satz: „Die Welt ist rund und muß sich dreh'n!"

Das Erste und das Zweite.

Es gibt eine Menge Naturen, deren erste und ursprüngliche Regung immer eine schlechte ist und die dann erst durch ein Zweites, durch die Reflexion, den Schein der Güte bekommen. Wer wäre diesen heuchlerischen Phrasenmenschen nicht schon oft begegnet! Umgekehrte Fälle gibt es aber auch. Rousseau sagte von seinem Feinde Voltaire, daß bei Diesem die erste Empfindung immer eine gute wäre und daß ihn dann erst die Reflexion schlecht mache.

Die Gegenständlichkeit des Ichs.

Wir sollen uns nicht nach Dem beurtheilen, was wir uns selbst zu sein scheinen, sondern nach Dem, was wir im Großen und Ganzen sind. Die Kunst, abgezogen von unserm Ich, unser Dasein so zu betrachten, wie es sich im Allgemeinen ausnimmt, gleicht dem feinen Ohre eines Vortragenden, der im Stande ist, die Wirkung seiner Stimme mit den Räumlichkeiten, wo er spricht, und mit der Empfänglichkeit Derer, die zuhören, in einen wohlthuenden Einklang zu bringen.

Zur Kunst des Erzählens.

Im Roman sieht die Masse auf Verknüpfung des Zufälligen, der Gebildete auf Entwickelung des Nothwendigen. Durch eine und dieselbe Thatsache beiden Foderungen zu genügen, macht den kunstvollen Dichter.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 39. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Drittes Capitel.

Rechte und Pflichten.

(Schluß.)

Wie konnt' ich denn anders als fliehen, sagte Hertha zu Eugenien, wie konnt' ich den Vater im ausbrechenden Nachfrühling seiner Empfindungen stören wollen! Nachfrühling; so nannt' er seine Liebe und ich will glauben an die Möglichkeit, daß auf dem Scheitel eines Mannes die Locke schon sich silbern färbt und vor dem Winter doch noch einmal seine Zweige Blüten treiben! Es hat mich mit unaussprechlicher Trauer erfüllt, als ich diese Erfahrung machte — und mit dir! Mit dir! Doch kein Vorwurf! Ich will's verstehen dies Bedürfniß des Glücks und der Liebe und du hast vielleicht Recht gethan, als du ein solches Opfer deiner eigenen Jugend brachtest.

O Schwester! unterbrach Eugenie und pries Wingolf's Herz und Charakter mit dem einzigen: Er ist so gut, so gut! — — Als sie mit der Schilderung seiner Werbung, ihrer Beklommenheit, ihrer Furcht vor der Freundin geendet hatte, lenkte sie auf Hertha ein. Ein weibliches Herz, das Liebende in Nöthen sieht, wird sich immer berufen fühlen, zu helfen. Sie sprach von Constantin. Hertha wies die ersichtlichen Anklagen des Geliebten zurück. Eberhard Ott war ja seit acht Tagen fern, hatte ja geschrieben, hatte ja Versicherungen gegeben, daß man sich über den Liederbacher Eindruck von Constantin's veränderter Gesinnung vollkommen beruhigen könnte. So schwand schon dieser Makel von Constantin's Bilde und Eugenie durfte immerhin sagen: Ich kenne dies sanfte und einfache Mädchen, schätze sie und weiß, daß ihr der ganze Himmel ihres Lebens zusammenbricht mit dem Verluste Constantin's! Mußte sie doch auch hinzusetzen: Aber ich verdenke es einem Manne, wie Ulrichs, nicht, wenn er sich von Jugendfesseln dieser Art befreit im Besitz einer Liebe, die ihm eine Hertha widmet! Sie ließ dann die Aeußerung fallen: Für dich selbst aber müßte es peinlich sein, Hertha, dir ein fernes, einsam trauerndes Mädchen zu denken, dem du doch all sein Lebensglück genommen haben wirst? — Sie that

diese Frage, weil sie von Constantin keine günstige Wirkung auf die Freundin überhaupt erwartete. Darauf erwiderte Hertha mit ihrer gewohnten feierlichen und für Den, der unbetheiligt etwa nur zuhörte, fast komischen Redestellung:

Ein Bedenken dieser Art erfaßte mich, als mir Constantin's Geständniß einen Beweis seiner Aufrichtigkeit gab. Ich prüfte mich und erkannte eine neue Veranlassung zu jenem Cultus der Wahrheit, dem wir leider weniger Opfer darbringen, als dieser quälenden, kleinlichen, unsere ganze Gesellschaft untergrabenden Lüge. Ich sollte also nun auch handeln nach jener unglückseligen Weltordnung, die wir zur herrschenden gemacht haben, nach jener Theorie der Entsagung, die der Fluch des modernen Daseins ist? Nein, Eugenie! Diese Selbstkasteiung, die in einem solchen Falle verlangt, daß ich mein Heil allein in Thränen suche, halt' ich für das jammervolle Symptom des großen Siechthums in allen unsern Empfindungen und Handlungen, eines Siechthums, von dem die antike Welt nichts wußte und dadurch groß war. Ich bin nicht willens, hierin dem Allgemeinen zu folgen. Ich will ruhig ertragen, daß man mich verurtheilt. Wohl fühl' ich, daß es Muth kostet, solche Entschlüsse zu fassen und weit entfernt bin ich, den Ernst, den sie hervorrufen, aus meiner Seele zu bannen oder leichtsinnig wegzutändeln, aber ich werde mich nicht dem Gewöhnlichen beugen, ich werde diese, allerdings überbleibende herbe Empfindung des Gemüths als die unausweichliche Folge tragen, die nicht ausbleiben kann, wenn wir aus uns einmal anerzogenen und angeborenen Gesinnungen heraus es wagen, eine neue Welt nach Kräften mit erbauen zu helfen.

Eugeniens einzige Erwiderung war auf die Gefahren gerichtet, denen ihr Hertha entgegenzugehen schiene. Da flammte Hertha auf und rief:

Gefahren? Wo sind sie denn drohender als da, wo wir dem gemeinen Laufe der Dinge folgen? Sich einzwängen in Unnatur und Rücksicht, ist das nicht eine unendlich größere Gefahr? Aufgeben müssen jeden Willen, jedes Urtheil, ist das nicht eine Todesgefahr des Geistes, unter deren Schrecken wir ewig zittern? Wie elende Geschöpfe sind wir Frauen doch! Ohne jede, ohne alle Berechtigung, sobald wir zurückblicken in die Zeiten. Immer gedrückt und unterthan; nur da, wo es schon andere Sklaven gab, da athmeten wir eine Weile unbeengt und konnten den Herd des Hauses als Priesterin, nicht als Magd hüten. Ha! Die Dichter erbarmten sich unser und schilderten unser Leid! Die Thoren! Sie vergrößerten die Gefahr. Die Ausschmückung unsers Werths hat uns die unglücklichste Eitelkeit eingeimpft, sie, die der Fluch unsers Geschlechts werden mußte. Für tausend Unterdrückungen eine einzige Huldigung, von den Sinnen der Männer den Sinnen dargebracht! Wie fein berechnet diese Tyrannei! Die ganze Erziehung auf die Schmeichelei begründet! Für ein einziges Zugeständniß an unsere Schwäche wird die größere Hälfte, ja der ganze Werth des Lebens uns geraubt. Ha! Die Liebe! Dieses bemitleidenswerthe, entweihte Wort! Welchen Zweck hat sie denn, diese edle Flamme, die vom Sitze der Götter kam, um die Thorheiten und Jämmerlichkeiten der Männer auszugleichen! Liebe! Wen beglückt sie denn? Wem opfert sie denn? Wem schmückt sie denn das Dasein? Um wen duldet sie denn? Um Die, die uns für unser preisgegebenes Dasein mit den wohlfeilen Blumen der Poesie zu entschädigen gedenken und die Lehre von den Pflichten erfunden haben, die sie aus der Natur der Dinge, statt aus ihrer Trägheit herleiten? Wo ich hinblicke, seh' ich weibliche Herzen zermalmt, ächzend, jammernd zwischen den Mühlsteinen unruhiger, ungeduldiger, charakterloser, sich ewig um sich selbst bewegender Männernaturen. Jammervoll, diese Hülferufe zu hören und nicht helfen zu können. Denn wenn die Frauen nicht anfangen, die Gesetze ihrer Stellung zum Leben sich selbst zu schreiben, wenn die Gattin sich nicht von dem Gatten, die Geliebte von ihrer Anbetung, ja selbst ein Kind sich nicht von dem oft schaudervollen Chaos häuslicher Wirren loszureißen wagt, wird es nicht besser werden. Es wird eine Zeit kommen, ja ich sehe sie schon im Geiste,

wo die Männer sich untereinander rathlos betrachten werden und auf die Frauen blicken, auf uns, auf uns und unsern Rath. Diese Zeit ist schon da. Blicke um dich! Sieh' dort die Vorsteherinnen des Frauenvereins, da des Hülfsvereins, da des Krankenvereins, sieh', welche Schäden dieses grundverdorbenen Europa schon einzig und allein auf uns, uns Frauen angewiesen sind!

Eugenie war selbst Mitvorsteherin eines dieser Vereine geworden und hatte des Jammers genug in nächster Nähe gesehen. Sie konnte diesem gewaltigen Zorne nichts erwidern, wenn auch die Beweisführung Hertha's ihrer innersten Natur widerstrebte und sie mit Schrecken sah, wie sich an diesem ihr bekannten, jetzt aber doppelt dämonischen Constantin Ulrichs Hertha schon hinaufgegipfelt hatte bis zum Schwindel. Hätte sie ahnen können, daß Hertha zu allen diesen Aeußerungen von Constantin nicht die mindeste Veranlassung erhielt! Constantin war für alle diese Gedankenreihen ein Ironiker in demselben Stil wie Jean Reps, nur daß jener für seinen Nihilismus eine sehr anziehende ideale Form durchführen konnte, dieser aber nur eine abstoßende cynische.

Das Gespräch wurde von Julien, der Wirthin, unterbrochen, die eine Ueberraschung ankündigte, die ihr soeben durch den Besuch ihres Bruders Hans von Landschütz geworden war. Hans von Landschütz kam von jenem Stiftshof, der zwischen der Universitätsstadt H. und Liederbach lag. Er kam, gestiefelt und gespornt, eben von der Reise. In die Gesellschaft getreten hatte er einigen Damen sogleich die Spitzen von den Kleidern vertreten. Das war seine gewohnte Art. Als Eugenie und Hertha, jene noch bebend vor Bangen um die Freundin, diese hocherglüht und mit funkensprühendem Auge der Wirthin folgten, um den Bruder, den Eugenie aufs beste kannte, zu begrüßen, sagte Eugenie: Nun Hertha! Da wirst du allerdings ein Exemplar jener Männer kennen lernen, die dir verhaßt sein dürfen. Hertha aber hörte kaum, so lebte sie noch im Nachhall ihrer Rede.

Man fand Hans von Landschütz, Juliens Bruder, unter einer Gruppe der Gesellschaft, die sich um ihn wie um ein Wunder versammelt hatte. Hans war ein kurzer, dicker, stämmiger Landjunker. In seiner grünen, schnurbesetzten polnischen Kurtka mit einigen über die Schultern herabhängenden Troddeln konnte er höchstens sechsunddreißig Jahre sein, aber er saß im Sofa, puhstete und athmete so verdrießlich und stöhnend wie ein Sechziger. Seine Schwester knöpfte ihm die Kurtka auf, um ihm auf die Fragen, die man an ihn richtete, wenigstens Luft zur Antwort zu geben. An den Stiefeln, die er ausstreckte, standen die Sporen in komischem Contrast zu der stämmigen Falstaffnatur, deren Heftigkeit und zornige Gemüthsanlage sich in kurzer stoßweiser Rede zu erkennen gab. Hans von Landschütz hatte das ganze Leben eines jungen reichen Adeligen bereits hinter sich. Er hatte die Welt gesehen und so viel Geld verausgabt, als nöthig war, um zu motiviren, daß seine spätern Jahre an einen fleißigen Betrieb der Scholle gebunden wurden. Es war keine Thorheit in den Städten, wo er lebte, vorgekommen, an der er nicht Theil genommen. Aristokrat von Geburt, bedurfte er keiner besondern Anlehnung an die Gesellschaft. Sein Name genügte für jede Stellung. Ausbildung oder höhere Bestrebung irgend einer Art war ihm fremd geblieben und sogar verhaßt. Er schrieb seinen leidlichen Brief, parlirte leidlich französisch, hatte sich über Güterablösungen, Rentenconversionen, Grundsteuerfragen hinlänglich unterrichtet, um immer zu wissen, welches bei streitigen Punkten sein und seines Standes nächster Vortheil war und für das Uebrige ließ er Gott und, wie er zu sagen pflegte, die Gendarmen sorgen. Seine Güter bewirthschafteten theils Pächter, theils eigene Oekonomen unter seiner Aufsicht, er hielt seiner ältesten Schwester, Aurelie auf Stiftshof, ihr Hab und Gut ebenso zusammen, wie die Antheile, die noch der jüngern verheiratheten Julie von Reisig zuflossen. Damit hatte er so vollauf zu thun, daß ihm die übrige Welt gleichgültig war. Man fürchtete ihn, vielleicht mit Unrecht. Es gab Augenblicke, wo er in herzliches Gelächter ausbrechen

konnte, meist freilich dann auf Kosten Anderer. Seine Menschenverachtung war die Folge der Umständlichkeit, die er scheute, wenn er sie lieben wollte. Er hatte so viel mit seiner eigenen schwerfälligen Person zu thun, daß ihm jede andere Sorge Mühe machte. Der Ausdruck der Ermüdung lag auf seinem Wesen, wie bei alten Militärs, nachdem sie ihr bestes Leben unter den Anstrengungen des Dienstes verbracht haben. Jedoch nur das Vergnügen hatte sich Hans von Landschütz so viel Anstrengung kosten lassen, man müßte denn Unternehmungen wie diese zu seinen Anstrengungen rechnen, daß er vor zehn Jahren, als die erste Eisenbahn bei der Residenz auf eine Strecke von vier Meilen eröffnet wurde, aus Wuth und Zorn über eine neue liberale Erfindung eine Gesellschaft junger Offiziere und Adeliger zusammenbrachte, um die Eisenbahn, wie sie sagten, „todtzureiten." Sie wetteten, den Dampfwagen im Halb-Carrière zu überholen. Sie ritten indessen nicht die Eisenbahn, sondern sowol ihre besten Pferde todt, wie den Baron von Gleichen, einen jungen sehr liebenswürdigen Cavalier, der bei dem Wettritt stürzte und das Genick brach. Baron von Gleichen war bestimmt, Hansen's Schwager zu werden; er war Verlobter seiner Schwester Aurelie. Von jener so unglücklich verlorenen Wette her schrieb sich Hansen's Dickwerden. Er zog sich nämlich verdrießlich von der Welt zurück, übernahm den Landbau, bildete alle seine mürrischen und grimmigen Eigenschaften methodisch aus und wurde der Schrecken seiner Umgebungen. Nur Aurelie, die ihre Trauer ewig trug und mit dem zu ihrem lebenslänglichen Schuldner gemachten Bruder zurückgezogen zusammen lebte, war die einzige, die den unbändigen Gesellen lenken konnte. Eines einzigen Blicks, mehr bedurfte es nicht, um unter der rauhen Oberfläche Hansen's zuweilen Funken von Güte rege zu erhalten. Der Blick kam dann freilich von zwei Augen, die um seinen Uebermuth einst Jahre lang in Thränen gestanden hatten.

Wenn man Hansen von Landschütz bei einer Begrüßung die Hand bot, hielt er sie bei einem schönen jungen Wesen gewiß so lange fest, bis sie blau wurde. Das war Galanterie. Er stand nicht auf, hatte keine höflichen Begrüßungen; ein einfaches: Na! Wie thut's? und jenes Händekneipen, bei Näherbekannten noch mit der Zumuthung, ihm einen Kuß zu geben; das genügte. Es fehlte auch heute nicht an diesen Beweisen seiner Zärtlichkeit, als er Eugenie Wingolf begrüßte, die sonst, wie wir wissen, auf Stiftshof bei Aurelien lebte und von ihr und dem alten Planer dort erzogen war. Das Thema: Wenn sie doch einmal einen Alten hätte heirathen wollen, hätte sie wol auch ihn nehmen können! variirte Hans mannichfach. Schade, setzte er hinzu, daß ich von Ihrem Geschmack für graue Haare nicht unterrichtet war. Hertha betrachtete den Sprecher staunend und verächtlich wie den Urtypus alles Ehegattenthums. Erkundigungen nach Liederbach durften von Seiten Eugeniens nicht ganz ausbleiben. Da ist Holland in Noth! sagte Hans, der Kirchenpatron von Liederbach war. Hans berichtete aber nur Zänkereien, in denen er gewöhnlich mit seinen rings wohnenden Pfarrern stand. Bald vernachlässigten sie ihm seine Wiesen, bald seine Felder, bald tauschte er hier einen halben Morgen gegen einen halben Morgen da ein und processirte nicht selten mit ihnen. Diesmal meinte er unter dem Holland in Noth, über das Eugenie erschrak und Hertha aufhorchte, die schlechte Ernte des Jahres 1847. Er rühmte dann den alten Planer, als den einzigen praktischen Geistlichen, der etwas vom Ackerbau verstünde. Von den neuen Vorgängen des liederbacher Pfarrhauses wußte Hans nichts. Wer Hansen kannte, mußte dann die Erkundigung komisch finden, die Hertha über die Universität an ihn richtete. Hans, überraschend genug, blieb die Antwort nicht schuldig. Die ruhige, ernste und sichere Art Hertha's schien ihm die Augen seiner Schwester Aurelie zu vergegenwärtigen. Hans sagte über die Universität:

Liebes Fräulein, diese Universität? Die ist nicht werth, daß sie noch den Namen hat. Die Corps sind ausgestorben. Wenn einmal ein junger Fuchs, der mit der Schwindsucht am Halse schon angekommen ist, sich vollends überstudirt hat und abfährt, so ist's

eine reine Lächerlichkeit, wenn die Studenten dann noch was vorstellen wollen und beim Begräbniß Senioren spielen mit Kanonenstiefeln und ein paar alten Rappieren. Die Cerevismützen müssen bei den Meisten erst neu bestellt werden. Die Mehrzahl geht hinterher im Frack und rundem Hut. Es ist eine alberne Jugend, obgleich meine Brauerei in Liederbach nicht klagen kann. Bier wird im Grunde mehr getrunken als sonst. . . .

Während die Gesellschaft lachte, behielt Hertha ihren feierlichen Ernst und verbesserte ihre Frage dahin: Welches der Geist auf den Kathedern, das wissenschaftliche Leben unter den Studirenden und überhaupt die Richtung der dortigen Gemüther wäre?

Obgleich Julie kaum erwarten konnte, daß ihr Bruder Hans sich aus einer so schwierigen Frage zurechtfinden würde, antwortete er doch mit staunenswerther Umständlichkeit:

Liebes Fräulein! Die ganze Universität H. gehört jetzt, was ihren Geist anlangt, in die Sorte: Eigenthum ist Diebstahl! Es sind noch so ein paar alte Geheimräthe da, die von Anno Dazumal ihren Kohl aufwärmen und in jedem Semester regelmäßig dreizehn und einen halben Witz machen. Aber die Mehrzahl — Räuberbagage. Dem lieben Gott plündern die Theologen, das sagt der alte Planer, seine besten Eigenschaften. Bei den Juristen, das weiß ich, sind unsere Rechtstitel pure Anmaßung. Die Mediziner schaffen die beliebtesten Krankheiten ab, ohne sie heilen zu können. Schlagflüsse, an denen ich doch z. B. mal abfahren werde, gibt's nicht mehr. Und von der vierten Facultät, in die alle andern Narrheiten eingestopft sind, die Philosophie neben Ackerwirthschaft, d. h. papierne Kunst, Landwirthe zu ruiniren, von der mag ich gar nichts reden. Da sind Professoren darunter, die die Communisterei bereits praktisch betreiben. Einer, der über Geologie für die Bergeleven und sonstige Liebhaber liest, Namens Ulrichs, gibt den Ton an. Alles Räuberbagage.

Die Nennung des Professors Ulrichs ergab von mehren Seiten Mittheilungen über Constantin's Familie, die für Hertha hätten peinlich sein sollen. Man kannte noch keineswegs allgemein ihre Beziehung zu dieser Familie. Eugenie und Julie suchten das Gespräch abzubrechen, aber zu Hertha's Grundsätzen gehörte der Heroismus, dem Urtheil der Welt unbeweglich Rede zu stehen. Sie fragte ausdrücklich nach der Familie Ulrichs und vernahm dann, daß also z. B. Frau Professor Ulrichs zuweilen Gastereien gäbe, wo die Leute Abends einträfen und im Vorplatz unten noch große Wäsche aufgehängt fänden. Dann würden von der Frau Professorin die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und straßenweit riefe sie: Frieda! Frieda! Kind Gottes, was ist denn das wieder! Kind Gottes, nämlich die Frieda, säße dann oben auf dem Taubenboden und riefe ebenso herunter: Hat der Teutomar die Bestellung falsch gemacht? Und nun weit entfernt, sich zu entschuldigen und die Leute gehen zu lassen, würde doch Jedes von der Professorin festgehalten, die Wäsche würde abgenommen, oben würden rasch die Stuben aufgeschlossen, Lichter angesteckt und die Menschen müßten dableiben à la fortune du pot, Butterbrot, Radiese, Eier, Salat je nach der Jahreszeit. . . . Allgemeines Gelächter. Hertha blieb ernst. Sie fand diese Natürlichkeit motivirt und vertheidigte sie. Ja, sie hatte sogar die Genugthuung, daß Hans von Landschütz ihr beistand und nur den einen Einwand machte: Gegen die Radiese, mein liebes Fräulein, würd' ich an sich gar nichts haben, wenn sie sie nur nicht aus dem ersten besten Acker holten. Seit einem Jahre bin ich mit dieser Familie in einen förmlichen Krieg gerathen. Mit der Hetzpeitsche passen meine Leute den ganzen Sommer schon auf die sieben Kinder, die man in H. die Kinder Gottes nennt, weil die Frau, wenn sie zu Jemanden sagen will: Aber, du Esel oder Mondkalb! den Ausdruck hat: Kind Gottes! Wahrlich, das sind Kinder Gottes! Sie leben wie im Paradiese.

Es gab unter den Umstehenden wol Einige, die den Eindruck ermessen konnten, den diese Mittheilungen auf Hertha hervorbringen mußten, doch schnitt die Peinlichkeit der Erwiderungen, die Hertha begann, der Eintritt einiger bestellter Herren ab. Unter ihnen,

es waren die verspäteten Minister, befand sich Hertha's Vater. Wingolf nahm, als er Hertha's ansichtig wurde, seine Tochter auf einige Augenblicke bei Seite und brachte ihr die Mittheilung, daß ein umständliches gerichtliches Verfahren in der obschwebenden Tendenzuntersuchung gegen Constantin und Genossen nicht stattfinden würde, wol aber beschlossen sei, die Schulen und Universitäten unter strengere Aufsicht zu stellen, auch jeden der auf einer vorgelegten Liste verzeichneten Namen an den Ort zu verweisen, der sein nächster zuständiger Aufenthalt wäre. Constantin würde demnach nach der von jetzt an strenger bewachten Universitätsstadt H. hingewiesen werden. Der Vater gab Hertha mit mildem Ernst zu erkennen, es wäre ihm eine große Beruhigung, wenn diese Trennung die Veranlassung würde, nun für immer ein Band zu lösen, dem er keinen Segen versprechen dürfe.

Sind diese Entschließungen unwiderruflich? fragte Hertha mit sinnender Bestimmtheit.

Unwiderruflich! Ich habe nicht geringe Mühe gehabt, so milde Auffassungen der vorliegenden Vergehen durchzusetzen.

Eine Einladung zu einer scheinbar improvisirten Tafel unterbrach diese Unterredung...

Am Tage darauf wurde Constantin Ulrichs in der That bedeutet, die Residenz zu verlassen. Er ging. Es währte dann noch eine Woche, bis Wingolf einen Brief erhielt, den er mit kummervollem Herzen Eugenien mittheilte. Hertha hatte ihm geschrieben, sie könne von dem Lebensprincipe, das sie sich einmal gewählt hätte, immer und in jeder Lage wahr und natürlich zu sein, hier keine Ausnahme machen. Sie würde Constantin nach H. folgen und sage hiermit dem Vater und Eugenien von Herzen ein Lebewohl.

Ein Einspruch des erschütterten Vaters nutzte nichts. Hertha war, als er zornglühend zu ihr eilte, bereits abgereist. Selbst die gute Frau von Zabel, deren geheime Aufsicht über ihr Leben Hertha zu durchschauen angefangen, war über ihr Vorhaben nicht im entferntesten unterrichtet. Daß man Hertha Kleider, Bücher, Musikalien und sonstige gewohnte Besitzthümer, die sie verlangte, nachschickte, verstand sich von selbst. Wingolf bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich in die Thatsache zu finden, daß er eine Tochter besaß, von der die Welt sagte: Sie ist emancipirt.

Viertes Capitel.

Frieda, das Kind Gottes.

Es gibt Herbsttage, die den schönsten des Sommers gleichkommen. Um den Mittag eines solchen, der eine liebliche Gegend, die sich durch eine mäßige, vom Ufer eines kleinen Flusses sanft aufsteigende Bergwand mit Weingärten und Landhäusern vorzugsweise auszeichnete, sonnig verklärte, brannten senkrecht die Strahlen gewaltig auf Wanderer nieder, die von der mit schwertragenden Obstbäumen besetzten Straße der diesseit des Flusses sich ausbreitenden großen Ebene ablenkten und durch die abgemähten Felder schritten, wo jetzt nur noch Kohlköpfe, Runkelrüben und Tabacksstauden dem Auge die wohlthuendern grünen Ruhepunkte boten. Es ist eine Gruppe von Kindern, die wir im Auge haben. Sie achtet der Sonne und des Staubes nicht. Sicher sind es Geschwister; alle fünf scheinen wenigstens von einer unverkennbaren Familienähnlichkeit. Ihre Kleidung war nicht gewählt, aber auch nicht vernachlässigt. Zwei Mädchen, die sieben und neun Jahre alt sein mochten, trugen ihre großen runden Strohhüte frei schlenkernd in den Händen, sodaß sie oft an mancher längst ausgenaschten Brombeerhecke hängenblieben. Die Knaben, die etwa zwölf, acht und fünf Jahre alt sein mochten, trugen leichte Kittel und zwilllchene Beinkleider von so festen Stoffen, daß die Aeltern auf starken Verbrauch an Bäumen, Bänken und sonstigen Rutsch-Gelegenheiten schon gerechnet zu haben schienen. Alle fünf waren offenbar im Begriff, irgend ein geheimes, vielleicht gefährliches Vorhaben auszuführen. Sie spähten bald zu einem jenseit einer großen Wiese gelegenen Wäldchen, bald zu einer nach rechts

sich hinter hohen Pappeln mit einem thurmartigen Giebel kundgebenden stattlichen Besitzung hin. In der Ferne lagen auf eine kleine Stunde weit die in der Sonne blinkenden Häuser und Thürme einer nicht unansehnlichen Stadt.

Solche Unternehmungen der Jugend sind drollig anzusehen. Außer ihrem Anschlage kümmert sie nichts in der Welt. Spähend schweift das Auge in die Ferne, vergrößert, vermindert die Gefahr, je nach Temperament und Phantasie. Blind ist das Vertrauen der Kleinern, mit dem sie den flüsternden, rufenden, zum Schweigen mahnenden Größern folgen. Hier schien schon die Marschroute, die die Kinder nahmen, ein Wagstück. Sie schlichen über die Stoppeln bald hinter Hecken herum, bald schossen sie über eine offen daliegende und allen Augen sichtbare Fläche sich bückend rasch hinüber. Endlich hatten sie die Wiese erreicht, noch einige hundert Schritte und sie waren unter den weißschimmernden Erlenbäumen, die hier zu einem kleinen Gehölze zusammenstanden.

Da fanden sie die schon in der Ferne ersichtlich gewordene und mit jubelnden und kecken Winken begrüßte ältere Schwester. Es war ein junges Mädchen, das unter den weißen Rinden der Birken wie ein Bild glänzte. Im blauen leichten Gewande hatte die Schwester gleichfalls den Strohhut, der kein runder, sondern einer von üblicher Form war, über den Arm an blauen Bändern zusammengebunden hängen, während sie auf dem, im Herbst jetzt ausgetrockneten, im Frühjahr feuchten und mit Zeitlosen und Genzianen übersäeten Wiesenboden saß und an ihrem halbaufgenommenen blauen, mit weißen Blumen gemusterten Kleide nähte. Nähnadel und Seide hatte sie entweder für die heutige gefahrvolle Expedition schon mit sich genommen oder, was eher glaublich, diesen Apparat einer raschen Selbsthülfe trug sie immer bei sich. Das junge Mädchen scheint zu den resoluten Charakteren zu gehören, die nicht aushalten würden, die Freuden eines ganzen Spaziergangs sich zu verderben, wenn ihnen an ihrem Kleide ein Unglück passirte. Mit einer hellen wohltönenden Stimme rief sie den Geschwistern, von ihrer Arbeit kaum aufsehend zu: Seht, was sich dabei Eins die Kleider zerreißt! Oskar hat Recht, Hans ist da, man kann ihn hören und ich wette, er hat uns schon gemerkt. Aber nur ruhig! Nur ruhig!

Die Geschwister bestürmten die Sprecherin mit einer Menge von geflüsterten Fragen und Rathschlägen. Man hörte aus ihrem Durcheinander, daß es sich um etwas Lebendiges Namens Haus handelte. Das junge Mädchen hatte den bei ihrem Kundschafteramte abgerissenen Besatz am Kleide wieder leidlich befestigt, stand auf, glättete die gesessenen Falten, steckte ihr kleines Necessaire in irgend einen unsichtbaren Schlitz des Unterkleides und drückte den Hut auf einen der lieblichsten Köpfe, der jemals einem Manne mochte ins Antlitz gelächelt haben. Die Locken, die von einer kaum sichtbaren kleinen Stirn unmittelbar in die braunen listigen Augen und auf die frischen Wangen fielen, waren schwarz, die Lippen rosig und so trotzig aufgeworfen, als wollten sie die ganze Welt zur Heiterkeit oder zum Kampfe auffodern, die Schultern frei gewölbt, etwas hoch gehend und mit nur kurzem Halse; aber zwischen ihnen saß ein Leben, ein Wagemuth, eine Sicherheit, die das Köpfchen, wenn es sich aufbäumte, wie in Majestät erscheinen ließ. Was wollt Ihr mir? So schien diese nicht große und nicht kleine und im Grunde auch nicht mittlere und gar nicht zu beschreibende Gestalt zu aller Welt zu sprechen. Klein war sie jedenfalls, aber man merkte es nicht. Wer mit diesem Mädchen, das weit öfter auf den Boden als gen Himmel blickte und immer von der Erde her ihre Fragen zu lesen schien, sprach, mußte, wenn auch an Gestalt ihr gleich, sich doch zu ihr niederbeugen.

Frieda Ulrichs — denn Constantin's Schwester ist es, die wir kennen lernen — verfolgen wir nun mit ihren jüngern Geschwistern auf dem gewagten Gange aus dem Erlenbusche heraus durch einen Graben, durch hohes, lange nicht von den Leuten des Stifthofs geschnittenes Gras und an ihren Füßen raschelnde Millionen Halme, wie sie auf verbotenen Wegen sich hinterrücks der großen ländlichen Besitzung der Familie Landschütz

näher schleichen, um irgend ein geheimes und wie es scheint nicht ungefährliches Abenteuer auszuführen. . .

(Die Fortsetzung dieses Capitels und das fünfte: Das Pfarrhaus in Liederbach, in nächster Nummer.)

Joseph von Oestreich und Friedrich von Preußen.

Wie wir bereits in Nr. 31 dieser „Unterhaltungen" Maria Theresia und Katharina paralleliſirten, ſo reizen auch dieſe beiden Namen zu vergleichender Nebeneinanderſtellung und doch gehören ſie nicht einer gleichen Zeit an. Ein Menſchenalter liegt zwiſchen Beider Geburt. Friedrich II. beginnt ſchon ſein lebensvolles Drama, als eben Joſeph II. erſt geboren wird. Doch iſt Joſeph in der Wiege ſchon Herr des größten deutſchen Hauſes; Friedrich ſchuf ſeines erſt. Beide ſind ſie die Spitzen ihrer großen Staatenaufgaben und Beide waren ſie junge Reiſer auf alten Stämmen. Joſeph ein Lothringer auf dem Habsburgſtamm, Friedrich zum Wenigſten durch den Geiſt ein ganz neuer Zweig auf dem Stamm der Hohenzollern.

Joſeph wie Friedrich, Beide ungewöhnliche Charaktere, Beide gebildet im Sturme eigenthümlicher Zeitumſtände. Sie dürfen um den Vorrang ſtreiten, wenn es ſich um angeborene Gaben des Geiſtes und des Gemüths handelt. Man hat geſagt, Joſeph verhalte ſich zu Friedrich wie Copie zum Original. Richtiger wäre das Verhältniß des Schülers zum Meiſter. Schüler ſein wollen dem Feinde ſeiner Mutter und ſeines Hauſes, verräth den Genius. „Er iſt heiter und lebhaft", ſchreibt Friedrich über Joſeph (als er mit ihm zuerſt in Neiſſe zuſammentraf), „er iſt voll Wißbegierde, hat aber nicht die Geduld, Etwas zu lernen." Eben von ihm lernte Joſeph. Friedrich war das Vorbild eines Regenten, der zu kurz lebte, um für ſeinen Werth und ſeine fernere Entwickelung alle Proben zu geben.

In Friedrich finden wir jene Genialität, die bewußtvoll Bedeutendes, noch Größeres halbbewußt wirkt. Friedrich war groß, weil er die Welllage ganz und durchaus verſtand. Sein Geiſt, als er in der Blüte ſeiner Tage war, durchdrang die ganze Stoffmaſſe des Jahrhunderts; ſein Wille vollbrachte Alles, was er begann, in großem Stile. Er war praktiſcher Philoſoph, ausgezeichneter Kriegsmeiſter, bewundernswürdiger Staatsordner. Ein Gewaltiger ſtand er überwältigend auf der höchſten Stufe des Zeitalters. Er nahm es in ſich auf und ſpiegelte es wider. Die mächtige Mitwelt empörte ſich gegen ihn; mit Widerwillen nur erkannte ſie ihn an; ſie verfolgte ihn wie einen böſen Dämon. Leidenſchaftlich war der Haß ſeiner Kriegsfeinde, der meiſten europäiſchen Fürſten, die ihn nach einem Lieblingsausdruck „zermalmen" wollten (écraser), wie er uns nicht ohne Behagen ſelbſt erzählt. Wie freuten ſich Jene, als der Allgefürchtete im Alter einen Anfall von der Gicht erfuhr, den man tödtlich wähnte, wie raſch rüſtete ſich auf dieſes Gerücht ſein Schüler Joſeph, um in Schleſien einzufallen — auch Das wird von ihm mit ruhigem Humor erzählt. Dafür aber hing ſein nicht blos aus Preußen beſtehendes Heer je länger, je inniger ihm an; dafür nannte ihn bald das deutſche Volk, unwiderſtehlich von ihm angemuthet, gemüthlich den alten Fritz; und Jedermann, Gegner wie Freunde, mußten ihn als den Einzigen erkennen. Er war es in der That. Denn einzig hatte er den beſten Theil des Jahrhunderts begriffen, einzig hatte er gleich einer fleißigen und feinfühligen Biene die beſten Säfte deſſelben in ſich eingeſogen und die ſchlechten verſchmäht, und aus jenen ein Gebäude aufgeführt, das jeder anſtürmenden Gewalt des Jahrhunderts trotzte. Und aus Einem Guſſe war er, der Sieger von Leuthen wie der Philoſoph von Sansſouci. Den Kern dieſer ſeiner ſo imponirenden Kraft können wir nicht anders als einen ſtrengſittlichen im höhern Sinne nennen; dieſer Kern iſt es, der ihn ſo hoch über tauſend Fürſten erho-

ben; er ist's, der ihn das tiefe Wort sprechen ließ: „Mein Gott ist meine Pflicht"; er ist's, der ihn an seinen doch sonst von ihm vergötterten Voltaire schreiben ließ, als Dieser sich boshaft und verleumderisch gegen Andere bewiesen: „Ich überlasse Sie Ihrem Gewissen und den Rachegeistern, die jeden Verleumder verfolgen, bis sich die Züge jenes angeborenen Religionsgefühls wieder auffrischen, welche einst in Ihre Seele gegraben waren." Aus jenem göttlichen Kerne quoll seine rastlose Thätigkeit und Arbeitsamkeit, seine strenge Pflichttreue und meisterhafte Selbstbeherrschungskunst, seine Gerechtigkeit und Bescheidenheit und endlich seine tiefgefaßte Religionstoleranz — der baare Gegensatz das Alles gegen den Sinn der kurz ihm vorausgegangenen Zeiten. Dadurch allein auch erklärte sich sein scheinbarer Despotismus. Er wollte Alleinherrscher sein; nicht als wenn er die Rechte des Volks nicht gekannt und geachtet (seine Schriften widerlegen diese Ansicht), sondern weil er sich der damaligen Generation gegenüber für den vernünftigsten Mann halten mußte und halten durfte. Seine Thaten sind aus Einem Guß. Er erweiterte sein Reich und machte es zu einer festen deutschen Großmacht; er siegte in drei schlachtenvollen Kriegen. Leider verfiel auch er zuletzt dem Gesetze alles Sterblichen. Als er älter ward, veraltete auch sein Walten. Das Jahrhundert überholte ihn; er war nicht mehr der Mittelpunkt seiner Zeit. Welch' ein Gegensatz! Friedrich der Große auf dem Schlachtfelde und im Cabinet und Friedrich der Große, der Monopolist des Kaffeebrennens! Groß war der Geist, der 1750 einem Voltaire sich in die Arme warf, klein der Verächter der deutschen Literatur, als sich ein Lessing, ein Bürger und schon ein Goethe und Schiller erhoben!

Joseph besaß ein feurigeres Temperament, eine verzehrendere Glut der Phantasie. Seine Lebenslagen waren noch schwieriger als Friedrich's. Dem östreichischen Reiche, dem schwierigsten aller Staatencomplexe, gerecht sein, die Kaisergewalt neu aufrichten in der ungünstigsten Zeit; kein geringer Thatenstoff an sich. Aber von einem Gegner begeistert sein, auch sein Zeitalter lieben, auch es in sich aufnehmen — bei Oestreichs schwierigen Bedingungen — und dann ein Zeitalter der Revolution finden, ein trübe gährendes, mit Explosionen drohendes, das ist furchtbar für einen edelgearteten Herrscher. Joseph wagte die Lösung. Sein offenes und menschenfreundliches Herz gewann die entschiedenste Neigung auch des übrigen Deutschlands. Immer mehr dadurch angestachelt wuchs sein Ehrgeiz. Fühlen und sagen mochte er sich wol, daß ihm die Ausrüstung mangele; aber eben die Zeit, die unruhvolle, war nicht die des ruhigen Sichbildens, sie reizte zu verworrener That. Es galt kein Säumen, der Fürst will Europa durchfliegen; er will die deutsche Einheit. Eine unselige Hitze und Hast trieb das edelste Herz; einer Frucht wollte er sich freuen und sie zeitigen, wo er kaum erst und auf übereilt geackerter Furche gesät. Des Arbeitens Ueberlast rieb ihn selbst physisch auf; und je älter, je krankhafter ward sein Feuereifer; das Unmögliche wollte er möglich. Es ist Poesie in Joseph, jugendliche, ideale, subjective Poesie, wie in Friedrich objective. Neues bricht in ihm und um ihn hervor. Ergriffen und angeweht erscheint er von allen werdenden Dingen; ihm selbst unbewußt steht er an der Schwelle des Revolutionszeitalters. Die Idee des Patriotismus und des Deutschthums, die selbst ein Friedrich nicht mehr fassen konnte, dämmerte in ihm auf, wenn auch durchkreist noch vom kosmopolitischen Gedankengange. Seine Geschichte ist eine rührende Tragödie. Zersplittert war von vornherein sein Leben durch die Ungleichheit der über ihn verhängten Aufgabe, dies sein Verhängniß. Er selbst aber, voll Muths anzukämpfen dagegen, nur durch überwallenden Ehrgeiz sich selbst hemmend, ein Kämpfer ohne Beschränkung, ohne Geduld. So folgt Irrtritt auf Irrtritt, doppelt unheilvoll in der schweren Zeit, Rücktritte sollen es besser machen — es ist zu spät; es geschehen richtige Schritte; wieder zu spät, das Ende ist Verwirrung und der Untergang eines großen Herzens. Dies Leben war erfüllt von Gerechtigkeitsdrang. Alles sollte gut, groß, glücklich sein. Er will Gleichberechtigung aller Stände, gleiche Besteuerung. Von Menschenliebe durchdrungen will er

Toleranz; er befiehlt sie, Menschenliebe und Güte — befehlen! Er fühlt sich mit Wärme ein Deutscher; aber ohne die rechte Erkenntniß; er, der den Ungarn die deutsche Sprache aufzwang! Wie konnte er überhaupt (was er mit ganzer Seele erstrebte) in seinem weiten Reiche jetzt Allen Alles sein, da er selbst ein Kind des vielbedürftigen Zeitalters blieb, da das in sich gespaltene Jahrhundert mit der einen, der lebendigen Hälfte, ihn vorwärts trieb, mit der andern, starren, ihn festhielt, und er nun, in sich zerrissen, zwischen Patriotismus und abstracter Humanitätstheorie unruhig hin- und herschwankte!

Verworren und vergeblich blieb des unglücklichen Helden Dichten und Trachten, auch wenn es männlich muthvoll nach außen sich wandte, um die Macht des östreichischen Staats zu erweitern, zu festigen. Er will seinem Reiche Welthandelsmacht verschaffen, trotz der Holländer, doch zur übelgewählten Stunde beginnt er's; der Kaiser muß seine eigene Schelde versperrt sein lassen in seinen Niederlanden! Das regierende Baiernherzogshaus stirbt aus und rasch greift Joseph zu, Östreichs Macht und die Kaisergewalt zu mehren; aber nicht hat er sich überlegt, daß ihm Friedrich's Kraft entgegentreten muß, das deutsche Gleichgewicht zu halten. Er läßt zwar nicht los von dem großartigen Plane, sucht ihn durch Tausch, durch Preisgebung Belgiens zu erreichen; aber Friedrich bringt den deutschen Fürstenbund zusammen und gebietet abermals Einhalt. Nun rafft er sich leidenschaftlich auf, und Oestreichs europäische Großmacht vor Augen, stürzt er sich mit Rußland verbündet hinaus in einen unbestimmten Türkenkrieg, und siegdürstend und heldenhaft und heftig sich herumschlagend an der Spitze seiner Armee, draußen an den wilden Grenzen, zerstürmt er sich nur selbst. Nun kommen ihm, dem Volksfreunde, Botschaften vom Aufstand in Belgien, von Magnatenempörung in Ungarn! „Ich sterb', ich sterb'", rief er aus, „ich müßte von Holz sein, wenn ich nicht stürbe." Auf schwerem Krankenlager sah er sich gedrängt, um den Gährungen zu steuern, das Meiste zu widerrufen, was ihm sein theuerster Ruhm, was er so groß, so göttlich gemeint. Das war das tragische, tiefserschütternde Ende seines Lebens.

Friedrich ist der epische Held, Joseph der dramatische. Friedrich ist der Held, der zwar die ihn umgebende Welt ganz in sich aufgenommen, aber doch fast allein von ihr nur wieder zurückgestrahlt wird, sodaß selbst die weite Welt zu ihm nur wie accompagnirend und wie von ihm gefärbter Hintergrund sich zeigt. Joseph's Leben und Handeln ist das eines Mannes, welcher ausgezeichnet dasteht in seiner Zeit, aber verlassen von dieser sich zu Tode kämpft.

Beide große Fürsten lehren uns, daß die Zeit abgeschlossen ist, wo große auf der Höhe der Verhältnisse stehende *Einzelcharaktere* allein handelten im Namen der Völker. Joseph und Friedrich, Beide sind sie die Vorläufer jenes ihnen auf dem Fuße folgenden letzten Einzelcharakters, der noch einmal die Zeit und die Welt als Einzelner beherrschen sollte: Napoleon's. Die Herrschaft der Heldencharaktere scheint mit unserm Jahrhundert auf lange Zeit vorüber.

Ein Brunnenort vor zweihundert Jahren.

In den „Memoiren des Grafen Grammont", oder: „Der englische Hof unter Karl II." *), finden wir unter den vielen außerordentlich lebendigen Schilderungen der Sitten und Lebensarten des endenden siebzehnten Jahrhunderts einen Bericht, wie der damalige Hof an einem *Badeorte* seine Zeit zubrachte.

„Tunbridge", heißt es, „ist von London etwa ebenso weit entfernt wie Fontainebleau von Paris; zur Brunnenzeit versammelt sich dort die schöne und elegante Welt beider

*) Leipzig, Costenoble, 1853.

Geschlechter. Immer zahlreich ist die Gesellschaft dort und stets gewählt. Da die Masse der Vergnügen Suchenden stets die Zahl der wirklich Kranken übersteigt, so athmet Alles nur Freude und Lust. Jeder Zwang ist verbannt, Vertrautheit mit dem Bekanntwerden eröffnet und überall winkt der Genuß. Zur Wohnung hat man kleine, saubere, bequeme Häuser, die voneinander getrennt liegen und die Quellen eine halbe Stunde im Umkreise umgeben. Des Morgens versammelt man sich am Sprudel. Dort befindet sich eine große Allee von dichtbelaubten Bäumen, in deren Schatten man wandelt, während man trinkt. Auf einer Seite des Laubgangs ist eine lange Reihe von Buden mit allen Arten Schmucksachen, mit Strümpfen und Handschuhen und Spieltischen, wie auf einem Jahrmarkte. Auf der andern Seite der Bäume ist der Gemüsemarkt, wo Jeder selbst seine Vorräthe kauft und wo deshalb kein widriger Anblick geduldet wird. Man sieht dort kleine blonde, frische Landmädchen mit sehr reiner Wäsche, niedlichen Strohhüten und in sauberm Schuhwerk; sie verkaufen Wildpret, Gemüse, Blumen, Früchte. Man erhält so gute Kost, wie man sie nur wünschen kann. Es wird auch hoch gespielt und die Liebesverhältnisse gehen ihren Gang. Sobald der Abend kommt, verläßt Jeder sein Schlößchen, um sich auf dem Rasenplatze einzufinden. Dort tanzt man, wenn es beliebt, auf einem so sanften, ebenen Grasboden wie auf dem schönsten Teppiche der Welt."

Diese Schilderung gibt uns Graf Hamilton, der mit dem Hof dahin gekommen war, einige Monate dort zu verleben. „Die Königin", sagt er weiter, „überbot sich selbst in der Sorge für Erheiterungen. Sie strebte die natürliche Ungebundenheit von Tunbridge noch zu erhöhen, statt durch Rücksichten für ihre Person die Freiheit irgendwie zu beschränken. Sie untersagte alle Etiquette und verschloß tief in ihrem Herzen Gefühle, die sie nicht bannen konnte."

„An keinem andern Orte hat je die Liebe ihr Reich so blühend entfaltet. Die vor der Ankunft von ihr berührt waren, fühlten ihre Glut steigen, und Die, welche der Leidenschaft am wenigsten unterworfen schienen, verleugneten ihre natürliche Starrheit und spielten eine ganz neue Rolle."

Tunbridge ist noch heute ein Brunnenort wie damals; noch heute sprudeln seine Quellen ihr stark mit Stahl versetztes Wasser, noch heute bietet es eine Luft, so rein, so frisch, so stärkend, daß sie manchem Leidenden Genesung bringt. Die Gegend ist reizend, sie wechselt mit Höhen und Thälern und bietet die schönsten Fernsichten. Schöne Schlösser liegen in der Nachbarschaft. Die Eisenbahn ist nicht fern. Was die Natur verliehen, das Alles findet sich noch heute wie einst; nur Besuch fehlt. Der Hof verirrte sich lange schon nicht mehr nach Tunbridge, an seinen Quellen sucht Niemand mehr Genesung, das heitere Leben, der Tanz auf dem Rasen, der gesellige Verkehr, das Alles hat England lange schon verlernt.

Wir brachten einst den Monat Juli dort zu und suchten auf ein paar Wochen nach Londons schweren Dünsten reine Luft. Wir stiegen an die Quelle hinab und kosteten ihr Wasser, das eisig und schwer hinunterglitt. Wir wandelten im Schatten jener genannten Allee; aber von den hübschen, niedlich gekleideten Mädchen war jetzt keine Spur mehr. Doch fanden wir in den Läden Tunbridge-Ware — aus Holz mosaikartig zusammengesetzte Gegenstände aller Art, die jetzt einen bedeutenden Handelsartikel des Orts ausmachen. Man verfertigt reizende Sachen mit den künstlichsten Mustern in diesem Genre, die von den Fremden — den Luftgästen könnte man sie nennen — gekauft werden. Wir wandelten auf der Halde, fuhren und ritten täglich nach allen Richtungen, wir sahen das schöne Schloß Summerhill, von dem auch Graf Hamilton mit großem Ruhme spricht, sahen Penshath, das dem Grafen Leicester einst gehörte und noch das Sofa zeigt, auf dem die Königin Elisabeth mit ihm gesessen; aber von einem Vereinigungspunkte ist keine Rede mehr, von einem Suchen nach Vergnügen keine Spur. Es paßt leider auf ganz

England! Von „merry England" lieſt man in alten Balladen; die Gegenwart hat hier allüberall fröhlich zu ſein verlernt. Jede Geſelligkeit wird nach dem Takte der Convenienz gemeſſen und die Freude des Menſchen an dem Menſchen iſt ſelten nur von der Miſchung eines Zweckes frei. Die Memoiren des Grafen Hamilton-Grammont geben uns das Bild einer Zeit, wo man noch fröhlich zu ſein verſtand, und war der Genuß auch ein wenig zu ſehr die Hauptſache des Lebens, hatte die Prüderie auch vielleicht zu wenig Schleier gezogen über die wahren Empfindungen des Herzens, ſo lag doch Friſche und Leben in den Beziehungen zueinander, ein Hauch des geſunden Daſeins, der uns in unſerm allzu ſehr reflectirenden Zeitalter wohlthätig anweht.

Die Chemie und die Mechanik.

Von Profeſſor Schödler in Worms.

Ich ſtand an der Ecke von Trafalgar-Square und wartete auf eins der vielen Fuhrwerke, die in London zur Glorienzeit des Kryſtallpalaſtes in mehr als gewöhnlicher Zahl ihre Richtung nach Hyde-Park nahmen.

Meine Geduld wurde nicht lange in Anſpruch genommen; ein Omnibus rollte daher, ein Wink — ein Blick — ein Ruck — er hielt an aus vollſtem Trabe — der Kutſcher reichte mir von ſeinem erhabenen Sitze einen Riemen als Handhabe und hinauf ſchwang ich mich auf das Verdeck — Alles mit einer für continentale Gewohnheiten fabelhaften Geſchwindigkeit, denn keine Viertelsminute dauerte dieſer ganze Aſſimilirungsact.

Nicht ohne Mühe quetſchte ich mich in eine Lücke zwiſchen den bereits zahlreich vorhandenen Inſaſſen ein, denn das „Outside-ride" — das Außenfahren auf dem Verdeck eines Omnibus zieht der Eingeborene in ſolchem Maße vor, daß nur das ſchlimmſte Wetter oder abſoluter Mangel an Platz ihn veranlaſſen kann, in das Innere eines Wagens ſich zu fügen. Man wird daher ſelten einen Omnibus die Straßen paſſiren ſehen, von deſſen Decke nicht nach allen Richtungen der Windroſe die Beine der darauf Sitzenden hinausragen, und der Fremde hat in der That kein beſſeres Mittel, einen raſchen Ueberblick des in London pulſirenden Lebens zu gewinnen, als indem er einige Tage lang auf dem erhabenen Sitzpunkte eines Omnibus jenen Kreislauf des ungeheuren Organismus mitmacht, in welchem die Hauptſtraßen die Hauptadern, die ununterbrochenen Reihen von Fahrzeugen aller Art das ſtrömende Lebensblut und der Reiſende ſelbſt etwa ein Blutkügelchen vorſtellt.

Verkehr mit dem Nachbar iſt der Natur der Sache nach eben nicht ein Reiz jener Außenfahrten, denn jeder Fahrende achtet mit mehr oder weniger Spannung auf den Punkt, wo er den Wagen wieder zu verlaſſen gedenkt. Den Fremden macht die Neugierde, den Einheimiſchen das Geſchäft ſtumm oder einſylbig. Zu jener Zeit war jedoch in dieſer Beziehung einige Abweichung herrſchend geworden; die Ausſtellung war das Queckſilber, das die ſprödeſten Metalle raſch amalgamirte — der Kryſtallpalaſt erſchien als das allgemeine Menſtruum, in welchem ſelbſt die zäheſten Geſchäftsſeelen ſich auflöſten und redſelig wurden.

Kaum hatte ich daher, dem Kutſcher meinen Beſtimmungsort bezeichnend, jene Zauberformel ausgeſprochen, als die Zungen gelöſt waren und es ſogleich ſich herausſtellte, daß meine Nachbarn demſelben Ziele zueilten.

Iſt denn wol, fragte der Eine, dieſer Kryſtallpalaſt kein londoner Puff, ſondern wirklich das erſtaunlichſte Wunder der Gegenwart?

Gewiß — das iſt er, erwiderte lebhaft der Andere, und Sie werden die allgemeine Bewunderung, mit welcher ein Jeder von dieſem Gebäude erfüllt wird, um ſo mehr theilen, je mehr Sie daſſelbe zum Gegenſtande wiederholter und ſorgfältiger Betrachtung machen.

Sie kennen, wie es scheint, bereits den Glaspalast? fragte ich.

Sehr genau, fuhr mein Nachbar fort, und ich betrachte denselben als den triumphirenden Beweis, daß die Mechanik es ist, die eine neue culturgeschichtliche Epoche begründet und der Welt eine andere Physiognomie verleiht!

Und glauben Sie nicht, daß es eine Wissenschaft gibt, welche diesen Beruf zu theilen, ja der Mechanik die soeben zuerkannte Palme streitig zu machen berechtigt ist? — warf ich ein.

Unmöglich, mein Herr — was wollen Sie damit sagen?

Nun — ich denke doch, daß z. B. die Chemie —

Die Chemie? Herr — unterbrach mich der Mechaniker mit einer so ironischen Betonung, daß ich eine große Versuchung verspürte, denselben mit einem Ruck auf die Straße zu befördern — ich bitte, was hat die Chemie mit dem Glaspalaste zu thun?

Nicht mehr und nicht weniger, als daß ohne ihren Einfluß, ohne ihre Mitwirkung die ganze Einrichtung des Wunderbaues eine Unmöglichkeit geblieben wäre.

Ich begreife nicht —

Lassen Sie mich erklären. Sie werden zugeben, daß ohne Glas —

Der Glaspalast eine Chimäre wäre, fiel der Mechaniker in seinem frühern Tone ein. Sicherlich — das wäre er! Aber Sie halten doch wol das Glas nicht für eine Entdeckung der wissenschaftlichen Chemie? Ein Material, so alt, daß man es in den Ruinen von Ninive gefunden hat, ja daß auf Wandgemälden des alten Theben schon Glasbläser sich abgebildet finden!

Und gerade hier zu Lande von jeher so theuer, erwiderte ich, daß noch in der Mitte des 17. Jahrhunderts Englands reichster Fürst, der Herzog von Northumberland, die Fenster seines Schlosses zur Schonung herausnehmen ließ, so oft er verreiste; daß zu Ende des 17. Jahrhunderts nur die Hauptgemächer der königlichen Paläste mit Fensterscheiben versehen waren; daß noch in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts derselbe Mechaniker, der den Plan zur Aufführung eines solchen Gebäudes entworfen und zu dessen Ausführung in derselben Zeit sich verbindlich gemacht hätte, unfehlbar reif für Bedlam erklärt worden wäre. Ich wiederhole Ihnen, nur unter dem Einfluß der Chemie auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte war es möglich, dieser Aufgabe zu genügen.

Es scheint, mein Herr, Sie sind Chemiker und sprechen pro domo!

Wie Sie als Mechaniker Dasselbe zu thun scheinen. Aber da sind wir! Lassen Sie uns sofort einen Vergleich anstellen! Es wird mir ein Leichtes sein, überall den erstaunlichen Aufschwung nachzuweisen, welchen die Gewerbe der Chemie verdanken; überall zu zeigen, wie die Producte der Chemie an Reichthum, Glanz und Fülle hervorstrahlen!

Angenommen! rief mein Gegner lebhaft einschlagend. Und da Ihre Aussprache den Deutschen nicht verkennen läßt, so werde ich Sie sogleich zu der chemischen Ausstellung Ihres Landes führen.

Es bleibt dabei! . . .

Im Vorgefühl eines sichern Triumphes sprang ich freudig vom Wagen, der während dieser lebhaften Erörterung fast unvermerkt das Ziel erreicht hatte. Der Dritte der Gesellschaft, ein Kaufmann, dessen Frage zuerst unser Gespräch veranlaßt hatte, bat um die Erlaubniß, als Unparteiischer sich anschließen zu dürfen, und Arm in Arm bildeten wir eine nach dem Eingang sich durchwindende Kette.

Unser Führer hatte keine leichte Aufgabe übernommen. Das Bewältigende des Eindrucks beim ersten Eintritt in den Raum der Weltausstellung ist so allgemein anerkannt, so vielfach geschildert worden, daß ich nicht auszuführen brauche, wie es auch bei uns sich geltend machte. Obgleich vom Drang nach einem bestimmten Ziele beseelt, waren es doch bald die kolossalen Bildwerke, bald die kunstreichen Maschinen, hier die prächtigen Möbels

und Zimmer des Herrn Leiſtler, dort die Töne unvergleichlicher Inſtrumente, die Farbenpracht franzöſiſcher Stoffe und Blumen, der Glanz der Goldwaaren und Juwelen, was abwechſelnd den Einen oder Andern zu feſſeln drohte, hätte nicht der Mechaniker mit der beſonnenen Kraft und Rührigkeit eines Lootſen uns Neulinge durch die hocherregten Wellen der Neugierde und die vielfachen, ihm wohlbekannten Windungen der Ausſtellung nach dem erſtrebten Punkte geleitet.

Plötzlich erblickte ich mich von einer Menge eigenthümlich anheimelnder Gegenſtände umgeben. Ich wußte kaum, wie mir geſchah; Reminiscenzen aus der leipziger Meſſe, Bruchſtücke und Bilder aus den Arkaden von Wiesbaden und der Frankfurter Zeil ſtellten ſich dem überraſchten Blicke dar, ja einzelne Blechpartieen erinnerten unwillkürlich an die Marktbuden ehrſamer deutſcher Städtchen. Da fand der Gelehrte mitten im unermeßlichen Glaspalaſt die treue Copie derſelben Lampe, bei deren Schein er ſpäter über eben jenen berichtet — ein Exemplar derſelben Maſchine, die ihm täglich den kaſtaliſchen Trank der neuern Literatur, den Kaffee, liefert — kurz, wir waren in der Abtheilung des Zollvereins angekommen.

Hier, Herr Chemiker, rief unſer Führer, hier ſind wir am Ziel! Sehen Sie hier Ihre Triumphſäulen und Ehrenpforten, wir haben die chemiſchen Producte Ihres Landes vor uns!

Auf flachen Tiſchen, dicht zuſammengedrängt, erblickte man vor ſich ein Chaos von Gläſern, Flaſchen, Glocken, Vaſen, Cylindern, Büchſen, Käſtchen groß und klein untereinander. Die Mehrzahl derſelben war mit weißen, pulverigen oder kryſtalliſirten Subſtanzen angefüllt und das trotz der confuſen Mannichfaltigkeit der Gefäße dennoch ziemlich unſcheinbare und einfarbige Anſehen des Ganzen wurde nur wenig gehoben durch verſchiedene Partieen von Ultramarin und andern Farben, indem namentlich erſteres ſo reichlich vertreten war, als ob hier ein blaues Wunder bewirkt werden ſollte.

Hiermit ließ ſich nicht imponiren, das fühlte ich ſogleich. Die reichſten und artigſten Sammlungen chemiſcher Producte, die zierlichſten und reinſten Kryſtallchen, die ganze Reihe jener Stoffe, die die Welt nicht blos bedeuten, ſondern wirklich zuſammenſetzen — Alles, was im Laboratorium, im Studirzimmer, im Cabinet das Herz des Chemikers erquickt und entzückt — es ſchrumpfte zum Winzigen im ungeheuren Raume, es verſchwand ins Unbedeutende jenen Erzeugniſſen gegenüber, wo Form, Farbe und Maſſe ſich vereinigten, um die Aufmerkſamkeit anzuziehen, die Sinne einzunehmen, die Phantaſie zu feſſeln. Was konnte es helfen, auf einige große und prachtvolle Kryſtallgruppen von Alaun und Blutlaugenſalz hinzuweiſen — die Bronzen von Paris, die Vaſen von Sèvres, die Stoffe von Lyon, die Marmore Italiens, die Malachite Rußlands, die Waffen von Lüttich ſtellten alles Dies weit, weit in den Hintergrund. Ich verſetzte mich in Gedanken von dieſem friedlichen Stillleben chemiſcher Productengläſer in die Abtheilung der Maſchinen mit ihren glattpolirten, glänzenden Rädern, Rollen und Scheiben, mit ihren Cylindern, Balanciers und Stangen — vielarmige, tauſendfingerige Ungeheuer, Alle in ſchnaubender und ſchwirrender Bewegung, als ob der unſichtbare Geiſt des Jahrhunderts, am Webſtuhl der Zeit ſitzend, die Arbeit regierend den Gewaltigen gebiete!

Dieſer äußerliche Vergleich mußte zum Nachtheil der Chemie ausfallen — der Triumph der Mechanik war gewiß, mein Gegner bedurfte nicht einmal der Worte, um ihren Erfolg zu ſichern.

Jeder Dritte hätte, den Entſcheid auf flacher Hand liegend, den Streit für beendigt erklärt, der Mechanik den Preis zuerkannt und die Chemie zur Ruhe und Beſcheidenheit verwieſen.

Nicht ſo der Chemiker. Muß er doch in ſich das Bewußtſein tragen, daß alle dieſe unſcheinbaren Gefäße mit Chemikalien wahre Pandorabüchſen ſind, aus welchen, gleich

entfesselten Leidenschaften, die, losgelassen, mit dämonischer Gewalt die mannichfaltigsten und großartigsten Wirkungen hervorrufen können, jene Stoffe hervorgehen, welche Licht und Feuer entzünden, Bomben beflügeln, Wasser zersetzen, Felsen auflösen — die fressenden Säuren, die ätzenden Laugen, die tödtlichen Gifte, die heilenden Salze, die flüchtigen Geister und Wohlgerüche!

Der Chemiker beherrscht und bestimmt die Qualität der Materie und welche Phase des Lebens, welche Seite des Bedürfnisses kann sich hiervon unabhängig erklären? Geht nur durch diese ungeheuren Räume, angefüllt mit den Schätzen der Welt — bewundert den Glanz und die Farbenpracht jener Stoffe von Seide, Wolle und Baumwolle, betrachtet diese farbigen Papiere und Tapeten, diese Malereien von Sèvres, Berlin und Dresden, die Krystalle aus Böhmen, jene Tempel und Statuetten aus Stearin, diese Pyramiden und Krystalle von Zucker — weit ab von den Tischen der chemischen Präparate — erforscht sodann, was hat diese Gegenstände so herrlich, so brauchbar, so wohlfeil, so verbreitet und zugänglich gemacht — und die Antwort wird euch zurückführen ins stille Cabinet, wo der Chemiker seine Stunden verbringt, die Oscillationen der Zunge seiner Wage mit hingebender Geduld beobachtend.

Zu diesem Ende ersuchen wir den geneigten Leser, uns in einem zweiten Artikel in eine Werkstatt der Chemie zu folgen.

(Die Darstellung des Besuchs einer chemischen Fabrik in nächster Nummer.)

Anregungen.

Der Abendberg im berner Oberland.

Wenn man sich von den breitästigen Nußbäumen Interlakens zu jenem Naturthore wendet, das zwischen zwei Berganhöhen zur Jungfrau führt, liegt zur Rechten, 3500 Fuß über der Meeresfläche, der Abendberg.

Auf dieser Höhe hat sich seit dem Jahre 1840 eine Anstalt angesiedelt, die die reizendste Umschau den beklagenswerthesten Geschöpfen der Erde zur täglichen Augenweide gibt. Dr. Guggenbühl begründete hier eine Heilanstalt für jene verkommenen Menschengestalten, die uns in der Schweiz, in Piemont, in Steiermark auf den anmuthigsten Felsenstegen oft so grauenhaft entgegentreten und mit einem thierischen Gegurgel und mit erschreckender Gier und Wildheit des Blicks um einen Almosen betteln. Wo man den Kröpfen begegnet, da ist auch der Cretine nicht fern. Die Zahl dieser traurigen Menschenerscheinungen steigt in der Schweiz in die Tausende. Ganze Ortschaften, besonders die in enge Felsspalten eingezwängten, bieten in allen ihren Bewohnern Neigung zu dieser schrecklichen Difformität von Wesen mit unverhältnißmäßigem Kopfe, magerm und stellenweis aufgedunsenem Körper, langen schlaffen Armen, wankenden, affenartig vorgebogenen Knieen, wulstigen Lippen und in geistiger Hinsicht mit abgestumpften Sinnen und der Gier nach Befriedigung der untersten, nur thierischen Bedürfnisse. Sardinien zählt mindestens 10,000 Cretinen, Steiermark ganz ausgesprochene Cretinen 6000, Württemberg 5000 mehr oder minder wenigstens cretinenartig inficirte Familien. Dänemark, Schweden, Norwegen, England liefern zur Statistik dieser Krankheit die traurigsten Contingente.

Saussure und Trorler waren die Ersten, die von einer möglichen Heilung des Cretinismus sprachen und diese Menschenrettung der Humanität und Nächstenliebe empfahlen. Die Entdeckung, daß 3000 Fuß über dem Meere sich niemals der Cretinismus findet, mußte auf Reinheit der Luft zunächst als Haupthülfsmittel der Heilung führen. Aber auch das Wasser der beengten Thalschluchten, deren versetzte Winde hauptsächlich die Quelle des Cretinismus sind, bedurfte einer Untersuchung und Reinigung, wenn auch der gemeine Glaube, daß Schnee- und Gletscherwasser Cretinismus und Kröpfe erzeuge, nicht erweisbar ist. Zu diesen allgemeinen Hülfsmitteln, die in der Luft und der Wasseränderung liegen, gesellte sich, was den Kampf gegen diese Seuche im Großen und Ganzen betrifft, noch mancher andere Vorbau. Die sardinische Regierung faßte die Mittel, die dem Cretinismus zu begegnen hätten, in Folgendem zusammen: Eindämmung der Flüsse, Austrocknung der Sümpfe, Umhauen der Bäume, wenigstens im

Umfange von 50 Metres um die Wohnungen, Gewinnung guten Trinkwassers, Errichtung der neuen Häuser und Dörfer in gesunder Localität, hohes Tarifen der geistigen Getränke, Verhinderung der Heirathen zwischen cretinischen, strophulösen und rhachitischen Individuen im gleichen Thale, Begünstigung des Commerzes und der Civilisation, Errichtung einer Heilanstalt nach dem Beispiele des Abendberges.

Natürlich kann eine Heilanstalt wie diese, welche Guggenbühl auf dem Abendberg errichtete, nur vereinzelte Erscheinungen eines so allgemeinen, großen Leidens herausnehmen und auf die Bekämpfung des Cretinismus nur gewissermaßen eine moralische Wirkung ausüben. Die Zahl Cretinen, die sich auf dem Abendberge unter seiner Obhut versammelt findet, kann nur eine geringe sein und dient mehr zum geistigen und physischen Experiment als zu einer Ausrottung des Uebels in seiner Totalität. Der Schweizer, nüchtern und praktisch wie er ist, hat diese Nutzlosigkeit des Asyls auf dem Abendberge für die Frage des Cretinismus im Großen und Ganzen auch mannichfach zur Veranlassung von Angriffen genommen, die in nächster Nähe nicht die freundlichsten Urtheile über den Abendberg veranlaßten. Wir hörten selbst am Fuße des Abendbergs Aeußerungen wie diese: „Diese Anstalt ist eine Spiegelfechterei; sie nützt Niemanden als dem Dr. Guggenbühl und ein paar Erzieherinnen oben, denen besonders aus England kostbare Mittel zufließen, um Heilungen hervorzubringen, die illusorisch sind."

Der Egoismus und die nachbarliche Misgunst des Schweizers sind bekannt. Doch mag aus dieser hämischen und neidischen Quelle nicht allein der Widerspruch fließen, den wir über den Abendberg mannichfach zu hören bekamen. Es kann in der That dies Rettungsinstitut nur zwei Aufgaben lösen: Einmal die Frage des Cretinismus, seine Bekämpfung und mögliche Heilung für Menschenfreunde, Aerzte, Seelenforscher und Staatsmänner immer offen zu erhalten, und zweitens: für vermöglichere Cretinen, die sich oft sporadisch in ungeahnter Sphäre genug finden, eine Heilanstalt oder ein Pensionat zu sein. Bei dieser doppelten Werthbestimmung verschwinden die Angriffe auf Dr. Guggenbühl's Wirken in Nichts. Die Anstalt verdient, wenn sie auch dem Cretinismus im Großen und Ganzen nur wenig nützt, nach wie vor die Unterstützung der Menschenliebe.

Es liegen uns Mittheilungen an die Schweizerische naturforschende Gesellschaft vor, die Dr. Guggenbühl unter dem Titel: „Die Heilung und Verhütung des Cretinismus" (Bern und St.-Gallen, 1853), hat erscheinen lassen. Diese Schrift bietet ein reiches Material zur Beurtheilung aller hierher einschlagenden Fragen. Man ersieht, daß es dem hingebenden, menschenfreundlichen Arzte an geistiger und, wie es scheint, auch materieller Förderung seines Wirkens nicht fehlt. Für Ermunterungen, die in nächster Nähe ausblieben, kamen ihm um so reichere aus der Ferne, und wieder scheinen es vorzugsweise die Engländer zu sein, die sich mit ihrem schönen public spirit auch an dieser Menschheitsfrage in regstem Sinne betheiligten. Daß dabei Deutschland nicht eben besonders vertreten ist, liegt wahrscheinlich an dem Mangel eines Zusammenhangs dieser Cretinenanstalt mit unserer „Innern Mission." Ließe sich Dr. Guggenbühl, ein Schüler Pestalozzi's, herbei, einen helfenden „Bruder" aus Dr. Wichern's Rauhem Hause sich zu erbitten, so würde auch die bekannte norddeutsche Förderung nicht fehlen. Einstweilen freuen wir uns aber, in der Darstellung Guggenbühl's nur denjenigen religiösen Ton angeschlagen gefunden zu haben, der allein für die richtige Behandlung des Cretinismus Vertrauen erweckt. Die armen Seelenschwächlinge werden von ihm nicht auf die angeborene „Verderbniß der Creatur" hingewiesen, nicht auf die „Stufenfolgen der einzigen und wahren Heilsordnung", sondern mit aufrichtiger und harmloser Treue erzählt der bewährte Erzieher und Pfleger von dem rührenden Eindruck, den die majestätische Natur in der Dämmernacht der Cretinenseele hervorbrächte und daß sich erst durch sie in ihnen die Vorstellung entwickelte von einem Weltenschöpfer und von dem Unterschiede des Guten und Bösen. Es ist ein wohlthuendes Bild, wenn diese oft nur lallenden, oft bösen und hämischen, oft zwanzigjährigen ewigen Kinder dargestellt werden, wie sie schon mit regerer Aufmerksamkeit in das grüne Thal von Interlaken blicken, am frühen Morgen sich einander die Sonne zeigen, laut den Regenbogen begrüßen, nach der Richtung der von der Abendsonne vergoldeten Gletscher wanken und mit befremdetem Erstaunen das fernhin widerhallende Rollen des Donners vernehmen und somit einer erziehenden Naturssprache hören, die auf ihr Gemüth mehr wirkt, als es durch die in Nr. 32 dieser Blätter geschilderte Dreifältige Schnur, des Herrn Dr. Wichern geschehen würde.

Wir wünschen Dr. Guggenbühl Muth und Ausdauer zu seinem schweren Berufe und nach wie vor die reichste Unterstützung werkthätiger Menschenliebe.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 40. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Besuch einer chemischen Fabrik.

Von Professor Schöbler in Worms.

I.

Gelegentlich einer Versammlung deutscher Naturforscher hatte sich eine Gesellschaft von Professoren der Chemie verschiedener Hochschulen zusammengefunden und waren auf den Vorschlag eines einheimischen Collegen eingegangen, unter dessen Führung gemeinschaftlich einen Ausflug nach einer benachbarten chemischen Fabrik von bedeutendem Umfang zu unternehmen. So repräsentirte diese Gesellschaft die lebendigste Wissenschaft auf dem Wege zur thätigsten Praxis.

Eine Zeit lang war man bereits von der Landstraße ab in der Richtung nach der einsam gelegenen Fabrik gefahren, als ein eigenthümlicher Geruch nach verbrannten Haaren sich wahrnehmen ließ.

Wir sind bald an unserm Ziele, sagte der Cicerone der Gesellschaft, und es währte in der That nicht lange, als ein hoch in die Lüfte ragendes Kamin, umgeben von mehrfachen Gruppen ringsum vertheilter Gebäulichkeiten, sichtbar wurde.

Zur Seite, inmitten einer baumreichen, parkähnlichen Anlage erhob sich stattlich das Directionsgebäude, ein ehemaliges landgräfliches Jagdschlößchen. Es war daher ganz in Uebereinstimmung mit dessen herrschaftlichem Charakter, daß man alsbald eine Anzahl von Pferden erblickte, die, sich selbst überlassen, in gemüthlicher Ruhe und Freiheit einen ausgedehnten grünen Grund beweideten. Allein nicht gering war das Erstaunen der Gesellschaft, als sie, nähergekommen, wahrnahm, daß diese armen Thiere sämmtlich der Mähnen und Schweife entbehrten.

Diese Pferde, erläuterte der Führer, sind bereits fristet. Es ist eine vorläufige Operation, welcher dieses Fabrikationsmaterial unterworfen wird; denn von jener ganzen Koppel verläßt nicht ein einziges Atom diesen Ort in seiner jetzigen Form. Auf vier Hufen wandeln Haut, Muskel und Knochen herein und in Gestalt von Phosphor, Leim, Salmiak, Blutlangensalz und Berlinerblau wird dieselbe Materie wieder ausgeführt.

In der That ließ sich alsbald erkennen, daß die Thiere eine Gesellschaft aus-

erlesener ausgedienter Rossnanten bildeten, die keineswegs einer Wache zur Verhinderung des Durchgehens bedurfte. Dieselbe genoß hier noch einer kurzen Freiheit und Muße, bis der unerbittliche chemische Proceß, für unsere nächste Empfindung grausam genug, Stück für Stück in seine zersetzende und umsetzende Gewalt nahm.

Auch hier lassen Sie uns noch im Vorübergehen ein eigenthümliches Rohmaterial der hiesigen Fabrikation in Augenschein nehmen, fuhr in ruhiger Wissenschaftlichkeit der Führer fort, indem er vor einem großen schuppenartigen Gebäude Halt gebot.

Welch sonderbarer Anblick! Eine aufgestapelte Musterkarte vieler Tausende von Schuhen und Stiefeln der mannichfachsten Form und Größe, übereinstimmend nur in dem allgemein herrschenden Invalidenzustande. Da waren alle Stände in dem wörtlichsten Sinne vertreten, ohne Unterschied von Alter und Geschlecht. Neben den ungeschlachten Wasserstiefeln des Fischers erblickte man die papierdünne Sohle der leichtbeschwingten Tänzerin der großen Oper, neben den plumpen Stulpen des schweren Kürassiers das lackirte Stiefelchen des Stutzers. Welch reichen Stoff zu sinnigen Betrachtungen bot dieses Antikencabinet dem Culturhistoriker, dem Politiker, der hier mit einem Blick übersehen konnte, in welchen Schuhen ein ganzes großes Volk in den letzten Decennien gesteckt hatte! Wie verschieden hiervon war die trockene Bemerkung des Chemikers, der beim Anblick dieses Lederwerks sogleich sich erinnerte, daß dessen stickstoffreiche Substanz das geeignetste Material zur Fabrikation des Berlinerblaus darbiete!

Die Gelehrten wurden jetzt von Director und Personal der Fabrik mit ehrerbietiger Höflichkeit empfangen und nach den verschiedenen Schauplätzen der einzelnen Operationen geleitet.

Begründet wurde ursprünglich die Fabrik auf das in ihrer Nähe Zutagekommen eines mächtigen Lagers von Thonschiefer, der auch Alaunerz genannt wird und zur Darstellung des Alauns dient. Der letztere ist ein aus Schwefelsäure, Thonerde und Kali bestehendes Salz, welches in der Färberei und Papierfabrikation in größter Menge verbraucht wird. Die Hauptbestandtheile jenes Thonschiefers sind Kohle und Thonerde, in welche Schwefeleisen in Gestalt von sehr feinen Körnchen eingesprengt ist. Zu Wällen von großer Ausdehnung, sogenannten Halden gehäuft, wird der Thonschiefer einer möglichst langsamen und gleichförmigen Verbrennung unterworfen, wobei sich das Schwefeleisen durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft in schwefelsaures Eisenoxydul oder grünen Vitriol und Schwefelsäure umwandelt, welch letztere mit der Thonerde sich verbindet. Durch Krystallisation entfernt man den Vitriol, gewinnt auch gelegentlich durch Glühen eines niederfallenden basischen Eisensalzes jene rothe Farbe, die unter dem Namen von englisch oder pariser Roth im Handel erscheint. Die Concentrirung der Lauge geschieht in ungeheuren gemauerten und oben überwölbten Behältern in einer Weise, die dadurch interessant ist, daß die Flamme über den Spiegel der Flüssigkeit hinstreicht und so die Verdünstung veranlaßt, die sonst gewöhnlich durch unterhalb angebrachte Feuer bewirkt wird. Indem man endlich der schwefelsauren Thonerde noch Kalisalze zusetzt, wird die Alaunbildung zu Stande gebracht und zuletzt in großen Fässern die Krystallisation desselben vollendet. Hierbei kleiden sich Boden und Wandungen derselben mit großen, oft mehre Pfund schweren Krystallen aus. Nachdem die nicht krystallisirende Lauge entfernt und die leicht zusammengefügte Wand eines solchen Fasses hinweggenommen ist, erblickt man jetzt einen mächtigen schneeweißen Alaunzylinder, dessen innere Höhlung aus den hervorragenden Spitzen der herrlichsten Krystallpyramiden besteht und ein lebhaftes Bild jener Zaubergrotten darbietet, deren Decke und Wände die dichterische Phantasie der Märchen mit funkelnden Edelsteinen zu überkleiden pflegt.

Minder groß und prachtvoll, allein von einer schönen blaugrünen Farbe sind die Krystalle des Eisenvitriols, der bei diesem Verfahren in so ungeheurer Menge gewonnen wird, daß die Vorräthe desselben, zu ganzen Hügeln gehäuft, oft Jahre lang liegend dem

Verbrauche entgegenharren. Sie verlieren indessen rasch ihre schöne grüne Farbe, die sich an ihrer Oberfläche in eine schmuziggelbe verwandelt. Und dennoch ist der Einfluß der Mode so außerordentlich, daß, als in den dreißiger Jahren Laune und Geschmack sich vorzugsweise den violetten, grauen und lila Farben zuwendete, in Kurzem der mehrjährig zurückgelegte Vorrath des zu jenen Farben erfoderlichen Eisenvitriols aufgezehrt war. Da aber der Charakter der Mode eben die Unbeständigkeit ist, so mußte der Fabrikant auf ein nachhaltigeres Mittel sinnen, den Vitriol möglichst zu verwerthen, und indem er den Weg einschlug, denselben zur Gewinnung von Berlinerblau zu verwenden, wurde jene ganze Fabrikation mit hereingezogen, als deren Material der ganze thierische Körper zu betrachten ist. Darin besteht eben ein Hauptvortheil jeder Fabrikation, daß sie sich eine gewisse Abrundung gibt, daß Nichts unbenutzt abfällt, daß solche Productionen miteinander combinirt werden, die sich gegenseitig ergänzen.

Das Berlinerblau, dieses prachtvolle Blau unserer im Getreide blühenden Cyanen, zu deutsch Kornblumen, besteht aus Eisen und einem eigenthümlichen Stoff, der Blaustoff oder gewöhnlicher Cyan genannt wird und dessen Bestandtheile Kohlenstoff und Stickstoff sind. Die chemische Vereinigung dieser drei Elemente ist also die Aufgabe des Berlinerblau-Fabrikanten. Man könnte nun erwarten, daß die Darstellung dieser Farbe keine besondern Schwierigkeiten bieten würde, denn nichts ist leichter, als die genannten drei einfachen Stoffe in beliebigen Verhältnissen zusammenzubringen. So z. B. könnte in jedem eisernen Ofen, mit welchem wir unsere Stuben heizen, die Bedingung zur Bildung von Berlinerblau gegeben sein, da hier Kohle, Eisen und der Stickstoff der durchziehenden Luft fortwährend in gegenseitige Einwirkung zu treten vermögen. Allein es ist gerade eine der besondern Eigenthümlichkeiten der einfachen Stoffe, gegenseitig so ungleiche Verwandtschaftsgrade zu äußern, welche überdies unter veränderten Umständen die wesentlichsten Modificationen erleiden, daß eine Voraussbestimmung an sich ganz unmöglich ist. Da sind wir ganz auf die Erfahrung gewiesen, der hier wie in jeder andern Naturwissenschaft die ersten Elemente entnommen werden müssen.

Nun zeigte die Erfahrung, daß Kohlenstoff und Stickstoff vorzugsweise dann leicht zu Cyan sich verbinden, wenn ein Körper, der jene beiden Stoffe reichlich enthält, z. B. Leder, Haare, Horn oder eingetrocknetes Blut, mit einer starken Basis, besonders mit Kali, längere Zeit geglüht werden. Geschieht dies unter Zusatz von etwas Eisen, so entsteht eine Doppelverbindung von Cyankalium mit Cyaneisen, welche als ein lösliches Salz in Gestalt von schönen großen goldgelben Krystallen erhalten wird, das den Namen Blutlaugensalz oder eisenblausaures Kali erhalten hat. Mit oxydhaltigem Eisenvitriol versetzt gibt dieses Salz das Berlinerblau, welches in mehren Sorten von ungleicher Güte vorkommt, jenachdem dasselbe unvermischt gelassen wird oder einen mehr oder weniger bedeutenden Zusatz von aufgeschlemmtem weißen Thon erhält.

Verfolgen wir nun das Schicksal der zuerst uns begegnenden armen ausgedienten Rosse, so findet dessen Erfüllung in ganz getrennt abliegenden Gebäulichkeiten statt. Nachdem dieselben Mähne und Schweif, wie bereits erwähnt, zur Verarbeitung als Roßhaar abgegeben haben, fällt eins nach dem andern dieser Thiere der chemischen Industrie als Opfer. Die Masse des getödteten Körpers wird in drei verschiedene Theile gesondert, um nach drei Richtungen hin vernutzt zu werden. Haut, Horn und Hufe wandern, wie bereits beschrieben wurde, nach dem Berlinerblauwerk; die Knochen dienen zur Leim- und Phosphorgewinnung und die Muskelsubstanz und sonstige Abfälle werden der Destillation unterworfen, als deren Hauptproduct das Ammoniak erhalten wird.

Phosphor, der Lichtträger, nach seiner jetzigen Anwendung besser der Lichtmacher genannt, war zu Anfang dieses Jahrhunderts noch eine kostbare Substanz; ihn an die Stelle des Schwefels zu versetzen, durch Phosphorhölzer die altherkömmlichen Schwefelhölzer zu

verdrängen, erschien noch vor 25 Jahren als eine Chimäre. Gegenwärtig kauft man 1000 Stück Phosphor-Zündhölzchen für zwei Kreuzer.

Gönnen wir unsern Lesern eine kleine Rast, sich in die betrübenden chemischen Schicksale der Thierwelt zu finden. Wir finden sie in einem zweiten Artikel gesammelter, uns auf unserer Wanderung durch die chemische Fabrik weiter zu begleiten.

(In der folgenden Nummer ein zweiter Artikel.)

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Viertes Capitel.

Frieda, das Kind Gottes.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Absicht der Geschwister-Ulrichs'schen Expedition war keine andere, als einen Ziegenbock, ihren treuen, lieben, alten, zum Reiten und zum Fahren gleich verwendbaren Hans, den die Leute vom Stiftshofe im Kohlfelde gepfändet hatten, ohne jenen gesetzmäßigen Thaler wieder zu erobern, den die Feld- und Flurordnung den längst über sie Alle ergrimmten Wächtern zuschrieb. Viel Geld ein Thaler! Man wollte an der Stifthofspforte den Hans anfangs umsonst sich wiedererbitten. Die Kinder wurden drohend abgewiesen. Aber, Kind Gottes! rief Frau Ella, wie die Professorin Ulrichs seit fünfundzwanzig Jahren ihren Namen abgekürzt bekam, Kind Gottes, wo wird man dem dicken Baron einen Thaler für den Hans geben! Er mag ihn so lange füttern, bis er's selbst satt kriegt, dann schicken sie ihn uns umsonst zurück! Das war die erste Auffassung des Unglücks der Geschwister. Bald aber jammerte Teutomar über seinen fehlenden meckernden Gespielen und die Nachbarn fragten und der Ziegenbock kam nicht mehr aus Auditorium des Vaters und steckte den langen Bart und die Hörner zwischen die Thüre, daß alle Studenten lachten; da mußte Hans irgendwie wieder herbei. Die älteste Schwester meinte, die Sache müßte man ganz kurz anfassen, Stiftshof müßte man heimlich angreifen und den Hans sich selbst erobern, sei's mit List oder Gewalt.

Ein Argonautenzug wurde beschlossen und ausgeführt.

Um so erfolgreicher schien die gemeinschaftliche Unternehmung gegen Stiftshof, als den Geschwistern, da sie zum Thor hinauswandelten, einer der gefährlichsten Feinde Teutomar's und seiner Geschwister, der Bediente Martin, begegnete, auf einer Kalesche, mit der er an die nächste Eisenbahnstation fuhr, um seinen, heute zurückkehrenden Herrn, den Baron von Landschütz, in Empfang zu nehmen. Martin rief ihnen zu: Hans läßt grüßen! Frieda sagte: Schön Dank! und trennte dann die Expedition in zwei Theile, die sich auf dem jenseitigen Felde verbinden sollten; sie selbst, als Spionin, um der Mauer nahe zu kommen, die Hof, Gärten und Park zum Stiftshof umschloß, schlug einen dritten Weg ein. An den vordern Anfängen der Mauer bildeten kleine, mit Wasserlinsen bedeckte und von Weiden umstandene Teiche eine Art Schutzwehr des Schlosses. Hier war nicht anzukommen. Dann aber verlor sich die Einfriedigung in kleinere Mauern. Der meckernde Gruß, den Frieda an einer Stelle, wo die Mauer nicht zu hoch war, vernahm, konnte nur von Hansen kommen, der vielleicht schon von seinen Freunden die Witterung hatte. Schon versuchte sie auf einen nahestehenden abgestorbenen Baumstamm sich zu schwingen. Sie zerriß sich dabei ihr Kleid und mußte sich begnügen, sich vorläufig die Stelle zu merken, wo wol Hansen's Kerker war. Erst die Verbindung mit dem von der andern Flanke herumkommenden Hülfscorps machte weitere Maßnahmen möglich. Nun war sie

wieder mit den Geschwistern an Ort und Stelle; aber Schwierigkeit über Schwierigkeit ergab sich. Hans war es sicher, der hinter der Mauer so sehnsuchtsvoll meckerte. Die Kinder stiegen auf den Baumstamm, konnten aber nicht hinübersehen, da jenseit der Mauer ein Dach begann. Hier war gewiß ein Schuppen, unter dem Hans befestigt stand. Die Kinder tuschelten und flüsterten: Hans! Hans! Aber ... wie ihn bekommen! Frieda sann hin und her und war endlich nahe daran, ob sie nicht, da sie nun die Stelle wisse, wo ihr Hans stand, muthig durch die große Pforte des Stiftshofs schreiten sollte, ohne zu fragen in den Garten gehen, an den Fenstern der allgemein für sehr stolz gehaltenen Aurelia vorüber an den Schuppen eilen, den Gefangenen befreien und wie eine zweite Esmeralda königlich und die ganze Macht ihrer Persönlichkeit einsetzend ihren Hans an den Hörnern zurückgeleiten? In dieser Selbstberathung wurde Frieda eines Wanderers ansichtig, der einige hundert Schritte entfernt gemächlich auf dem allgemeinen Feldwege durch die Stoppeln nach Liederbach hinunterschritt. Sie spannte rasch ihren Sonnenschirm auf und winkte, ihn in der Luft schwenkend. Die Kinder riefen: Hu! Ha! He! pfiffen, schrien, als gäb' es einen Stoßvogel irre zu machen, der einen Schwarm von Tauben verfolgt. Der Wanderer merkte, daß die Mahnung ihm galt. Er erkannte Frieda, zog den Hut und kam näher. Es war Eberhard Ott, des Bruders vor Kurzem aus der Residenz angekommener Freund.

Noch schien Eberhard von Ueberraschung befangen, als er schon mitten unter den Brennnesseln und Sumpfpflanzen stand, die hier an dem unbetretenen Mauergraben unter düstern Ulmen wucherten. Frieda gab an, was ein Mann hier zu thun hätte. Von Unmöglichkeiten war jetzt keine Rede mehr. Eberhard schlug sogleich vor, einen von den Jungen auf die Mauer zu heben, dieser sollte dann das Dach besteigen, hinabspringen, den Hans losbinden und sehen wie er, vielleicht über das Dach selbst, zurückkäme. Der zehnjährige Oskar war bereit. Eberhard, obgleich an eine strengjuristische Auffassung des Lebens gewöhnt, stand doch so in Frieda's Bann, daß er hier nicht weiter an unerlaubte Selbsthülfe dachte. Vielmehr machte er geltend, zur Ziegennatur gehöre Klettern. Hans sollte durch Oskar zunächst aufs Dach. Eberhard setzte den Hut ins Gras, breitete die Füße aus, stemmte die Arme in die Seiten und foderte Oskar auf, an ihm hinaufzuklettern. Oskar war mit zwei Sprüngen oben. Dort rutschte er auf dem Dache weiter, fand in einem Holzschuppen, wo altes Geräth und Kleinholz aufbewahrt wurde, Hanfen einsam angebunden, machte ihn los, rückte einige Klötze zusammen, um eine Art Treppe, die aufs Dach ging, zu formen und erschien zum Jubel der Kinder oben auf dem Dache mit dem geliebten, langbärtigen, in stiller Resignation seiner Befreiung sich fügenden Hans. Und jetzt hatte Eberhard schon für den behenden Gebirgswanderer, der zwar klettert aber nicht springt, an eine diesseitige Treppe gedacht. Ob auch Mancher der um die Nachmittagszeit vorüberschreitenden Fußwanderer staunend stillstand und auf die Gruppe an der Stiftshofmauer blickte, ein Frieda'scher Grundsatz: Wir suchen meistentheils außer uns, was wir in uns selbst besitzen! bewährte sich schon vollkommen. Eine künstliche Treppe wurde gemacht. Fünf sich bückende und aufeinander geschickt sich einfügende Köpfe reichten aus, Hansen, dem man zum Herabgezogenwerden Taschentücher an die Hörner band, den Weg zu bahnen. Eberhard, kräftig mit den Schultern balancirend und die Hände in die Seiten stemmend, bildete den Kern der Stiege; Oskar setzte sich ihm auf den Nacken und legte den Kopf an die Wand, Teutomar stellte sich an Eberhard, Alfred ritt wie Oskar und legte den Kopf wieder an Eberhard und unten machten die letzte Staffel Irmgard und Hedwig. Frieda hielt die verlängerten Taschentücher und zog mächtig den Hans von Oskar's Rücken über sämmtliche Köpfe und Rücken herunter. Die Kinder hielten prächtig still, die Treppe wackelte ein wenig, aber Hans mußte folgen. Er war befreit.

Ich danke Ihnen, Assessor! sagte Frieda ruhig, knüpfte die Tücher wieder ausein-

ander, vertheilte sie und lenkte durch das hohe Gras auf den Pfad hinüber. Die Kinder streichelten ihren Hans, sie waren so glücklich, als hätten sie das goldene Vließ erobert.

Sie gehen nach Liederbach? fragte Frieda, als Eberhard sich wenden wollte.

Eberhard bejahte. Er war etwas befangen über Frage und Antwort.

Ich will die Kinder nach der Stadt begleiten, damit ihnen mit dem Hans kein Unglück geschieht, sagte Frieda. Dann komm' ich nach. Grüßen Sie doch Agnes, aber einen Brief von Constantin bring' ich nicht. Adieu, Assessor! Agnes soll Kaffee machen, aber etwas bessern, als ihr gewöhnlicher ist.

In Eberhard's Mienen lag ein eigenes Gemisch von Freude und Verlegenheit, als ihm die Verheißung ward, Frieda würde nachkommen. Er dachte an die abendliche Heimkehr und erst noch wollte er sie begleiten....

Nein, nein, sagte Frieda. Agnes gönnt Sie ja kaum unserm Papa, viel weniger mir. Und käm' ich gar jetzt gleich mit, so verlöre sie den Kopf. Sagen Sie's ihr nur mit dem Kaffee! Es ist recht eine Schande! Die kostbare Milch ist in Liederbach zu bemitleiden um die Mischung mit dem Kaffee. Ein Genius, der sich mit einem Philister einläßt!

Damit wandte sich Frieda und folgte den Kindern, die schon voraus waren. Eberhard sah ihr lange nach. Diese wenigen Worte, die Frieda soeben zu ihm gesprochen, waren so eigen, so spöttisch, nach dem treufreundlichen Dienste, den er ihr eben geleistet, eine so geringe Belohnung! Und doch lag in ihnen ein Ausdruck, eine Betonung, wie er sie noch nie von Frieda gehört hatte. Seit ihrem Wiedersehn war er ja darüber verzweifelt, daß Frieda kein Herz zu haben schiene! Hier zum ersten male klang aus ihrem Spott etwas heraus, was ihn wie ein Gefühl anwehte. Er sah sich noch oft nach der kleinen triumphirenden Karavane um, die bald auf der hügeligen Straße verschwunden war. Mit gestügeltem Schritt zog sie auf dem obern Rande der durch Berge geschnittenen Landstraße vorwärts. Es gab von unten her ein anmuthiges Bild. Die Truppe sich so frei an der Luft abzeichnend, bald auf-, bald niedersteigend die Wellenlinie des ungeebneten Wegs, die Kinder dichtgeschart um den gehörnten Freund, Frieda nachlässig hinterher, ermüdet von der Hitze und der Spannung und vielleicht... träumend? Ihre Art war es sonst nicht.

Unsanft wurde sie geweckt. Die Kinder wollten eben an einem Kreuzwege von dem obern Rande der Landstraße niederlenken und sich unten nach der großen Straße wenden, als aus dem Querwege, der so tief lag, daß man ihn vorher nicht sehen konnte, eine heftigkreischende, hochliegende Stimme ihnen zurief: Hallunken! Spitzbuben! Die Kinder rissen aus, ließen ihren Hans stehen. Hans blieb verdutzt vor einer Kalesche, von der ein Bedienter herumtersprang und sich, während sein Herr schrie und lärmte, des Thiers bemächtigte. Frieda wußte nicht wie ihr geschah. Sie trat rasch zu Hans heran, hielt ihn an den Hörnern fest und gerieth in die heftigste Aufregung, da von der Kalesche wieder die kreischende Stimme rief: Haut die Brut zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegt! Diese Reden kamen alle von Hans von Landschütz, der eben von der Eisenbahn, einer ihm leider mit der Zeit unerläßlich gewordenen sonst gehaßten Beförderungsmethode, kam, von seinem Martin die Arrestation des sträflichen Ziegenbocks erfuhr und nun hier erleben sollte, einem Delinquenten zu begegnen, über dessen rechtliche Befreiung der Bediente Erkundigungen einziehen sollte. Hans! Ruhig! sagte Frieda beschwichtigend zu dem vom Peitschenknallen scheuen Thiere. Hans von Landschütz, der selbst zu fahren pflegte, hörte glücklicherweise diese Worte nicht. Er hätte sie sonst auf sich bezogen. Er hielt die Pferde an, fuchtelte mit der Peitsche, orientirte sich über das dreiste Mädchen im blauen Kleide und hörte vor Zuschauern, die sich schon versammelten, folgende ruhig gesprochenen, aber bestimmten Worte:

Bester Herr Baron! Sie sind ein so eingefleischter Aristokrat, daß Sie es uns danken

sollten, wenn wir noch ein bischen Mittelalters spielten. Sie haben unsern Hans ins Burgverließ geworfen, wir haben ihn wieder herausgeholt. Das ist unser Ruhm. Und nun lassen Sie uns in Gottes Namen unsere Wege ziehen!

Landschütz wußte anfangs nicht, sollte er hinunterspringen und die Rednerin züchtigen oder sollte er die Sache komisch nehmen. Geistesgegenwart war nie seine Sache. Es geht allen Poltrons, Lärmmachern und Grobschmieden so, daß sie ein einziger entschiedener Blick in ihren Auslassungen stutzig machen kann.

Lauft! rief, den Moment der Unentschlossenheit benutzend, Frieda den Geschwistern zu und ihren Hans festhaltend sprangen die um die Wette mit ihm auf der offenen Landstraße davon. Die Bedienten wollten nach. Landschütz rief sie zurück. Zwar wetterte er: Canaillenvolk! Räuberbagage! Hundeloslassen! Hetzpeitsche geben! Frieda aber sagte ganz gelassen, indem sie neben seinem, auf die Landstraße ablenkenden Gespann sich nunmehr auch rückwärts wendend herging:

Beruhigen Sie sich doch, wertheſter Herr Baron! Die Leute möchten ja sonst denken, es sei Ihnen um einen Thaler zu thun!

Wo wollen Sie denn hin? fragte Landschütz nun langsamer fahrend und das von ihm nie gesehene schöne Mädchen genauer fixirend.

Es dauerte lange, bis Frieda dem groben und jetzt wahrscheinlich zudringlich werdenden Patron antwortete.

Nach Liederbach will ich! sagte sie endlich. Unsere Befreiung hat mich müde gemacht. Sie könnten mich wol hinunterfahren.

Wie? stutzte der sonnenverbrannte, rothglühende, dicke Hans von Landschütz; Hinunterfahren?... Und Martin mußte erleben, daß sein Baron wirklich inne hielt, das dreiste Mädchen noch einmal erstaunt ansah, stumm zur Seite rückte, dann Frieda den Wink des Junkers verstand, aufstieg, erst auf den Tritt, dann auf das Wagenrad und endlich sich neben dem feindlichen Baron zu sitzen emporschwang. Das kam Alles wie im Traum. Keine Ueberlegung, die Sache war da. Der Baron peitschte auf seine Braunen. Die Kalesche flog davon. Am Stiftshof vorüber. Die versammelte Dienerschaft begriff nicht, wie ihr Herr an der weitgeöffneten eisernen Pforte vorüberjagen konnte, ein junges Mädchen neben sich hatte, kaum grüßte. Aber es war so, es blieb so, man mußte sich finden.

So ging's fünf Minuten lang.

Dann lachte Frieda.

Worüber lachen Sie denn? fragte Hans von Landschütz.

Ueber Ihren Bart lach' ich.

Wie so?

Gerade wie unser Hans!

Der Baron polterte heraus: Zum Teufel mit Ihrem Hans! Ich heiße auch Hans.

Na und Ihren Bart... sagte Frieda. Wenn Sie noch wenigstens überm Munde auch einen hätten, aber blos so vom Kinn ein paar Zwickel herab, gerade wie ein Geisbock!

Der wegen seiner Grobheit berüchtigte Baron vom Stiftshof hätte über dies Wort jedem Andern „das Fell über die Ohren" gezogen. Der einzige, dünne, rothe Schmuck in seinem tellergroßen, butterglänzenden Angesicht, das am rötheſten an den Ohren und unter den dünnen Haaren hinten an der Cravattenschnalle strahlte, dieser edle Zwickel war bei ihm das Symbol ewiger Jünglingsschaft, die Zierde des Garçonthums, eines Standes, den er sehr hoch hielt, den rechten Freiherrn-, den wahren Junkerstand nannte! Drei Wochen lang im Wollmarkt, acht Wochen lang des Carnevals im Winter sah die Residenz in diesem Barte den Rest einer alten strammen Jugendzeit. Champagner nährte die dreißig bis fünfzig Borstenhaare mehr als Wasser. Im Biere verklebten sie sich und

zu hohen Diners, wenn die Ritter der Landschaft sich versammelten, färbte er diesen Zwickel mit der vorzüglichsten braunen Tusche und dieser undankbare kleine schwarze Lockenkopf da brachte einen solchen Schmuck in Parallele mit dem Barte eines Ziegenbocks? Das kann schlimm werden! murmelte Martin. Aber — Schweigen, tiefes Schweigen trat ein bis nach Liederbach, wo Landschützen's alter Patrimonialgerichtshalter am Wege stand, die Brille aufsetzte und den Aufzug Hansen's mit Frieda Ulrichs anstarrte, wie — Hans brauchte den trivialen Ausdruck — die Kuh das neue Thor. Am Pfarrhause setzte Hans seinen schönen Passagier ab, sagte in seiner trockenen Galanterie: Einen Kuß wolle er sich zu Gute behalten.... Frieda sagte ruhig: Bei Gelegenheit, Baron! Und nun wie der wilde Jäger fuhr er mit schnaubenden Rossen durch sein Dorf zurück, staubaufwirbelnd, immer zu, ohne Rast und Ruh, durch die Gänse durch, ganz toll und unbekümmert wer auswich oder flüchtend mit einem verrenkten Beine davon kam. Für Stiftshof, das schon bis auf den kleinsten Mops beisammen stand und wartete, für die Schwester, die staunend am Balkon harrte, war es gerade, wie wenn der Baron erklärt hätte, sich verheirathen zu wollen. So flink sprang er nie vom Wagen, so vergnügt kam er nie vom Wollmarkt. Und wie zerstreut war er! Er schimpfte sogar über die „niederträchtige Zottelei" der Eisenbahnen, ein Thema, das er in Aurelien's Gegenwart doch sonst nie mehr zu berühren pflegte.

Fünftes Capitel.

Das Pfarrhaus in Liederbach.

Eberhard Ott, der Bevollmächtigte Constantin's, der Niederschmetterer Jean Nepsen's, der freundliche Ziegenbockbefreier Frieda's, muß uns näher bekannt werden. Es war dies ein jugendlich blickender Mann, aber schon nahe den Dreißigen. Von hoher Gestalt, gleichmäßig in seinen Formen, ruhig und milde in seinem Benehmen mußte er jedes Herz gewinnen, das mehr Sinn für innere Gediegenheit als für ein blendendes Aeußere hatte. Früh selbständig durch den Tod seiner Aeltern hatte Eberhard Ott auch frühe schon gelernt, für sich selber zu sorgen. Er hatte dadurch viel Sicherheit gewonnen, die jedoch nicht frei von Befangenheit war und es gab Menschen, die den schon auf der Schule allein dastehenden Jüngling pedantisch nannten. Ein kleines Vermögen, das dem Jüngling die in seinen Armen gestorbenen Aeltern hinterließen, reichte nur bei dem gewissenhaftesten Haushalte aus, ihm das Studium der Rechte möglich zu machen. Weil er sich deshalb abschließen, vielerlei Zerstreuung versagen, fleißig arbeiten mußte, gewann er sich ein ernstes Wesen, das Manchem kalt erschien, der die innere Flamme seines nur zu regen Gemüths nicht kannte. Unter diesem gemessenen Auftreten, das ihm das Leben frühzeitig als Pflicht vorschrieb, lag sogar Hang zur Schwärmerei. Eberhard war, alleinstehend und früh vereinsamt, auf dem besten Wege, ein Menschenfeind zu werden. Der Zufall spielte ihm die Werke Montaigne's und La Rochefoucauld's in die Hände. Referendar in einer Provinzstadt, las er Lebensmaximen. Das Weltmännische, Kalte und Berechnende der Philosophie des Umgangs glitt von ihm ab, aber eine Ueberzeugung blieb aus ihr an ihm haften, es war die, daß in den gewöhnlichsten Menschen, die uns im Leben begegnen, doch, wenn man nur näher forsche, immer viel Achtbares und selbst für den Denker Anerkennenswerthes schlummern könne. Eberhard war durch diese Ueberzeugung lange wie von einer Offenbarung ergriffen. Er verband sie mit der Lectüre Hippel's und der erneuten Bekanntschaft Goethe's, den er jetzt in einem neuen Geiste ansah. Sein ganzer Trieb, zunächst schwärmerisch und ideal, ging jetzt darauf aus, praktisch zu sein und auch darin lag wieder Idealität. Eberhard glaubte, allen Phantasieen, von denen er behauptete, sie erzögen nur zur Menschenverachtung und zum Hochmuth, den Abschied gegeben zu

haben, er wollte Bewußtsein und Lebensklarheit in Jedermann wecken, er sah überall verborgenen Werth, stille Bedeutung, unangebrochene Schätze der edelsten Erfahrung und mühte sich in jener Provinzstadt und später in der Residenz ab, die Menschen zum Bewußtsein ihres Werths zu bringen. Bei den unbedeutendsten Individuen lauschte er auf ihre Art und Richtung und wer konnte ihn widerlegen, wenn er behauptete, in allen Menschen wirklich das Allgemeinsame aller Verstandes- und Herzensbedingungen angetroffen zu haben! Er ordnete Erkennungen, Verbrüderungen, gemeinschaftliche Unternehmungen an. Eine zeitlang war es die Musik, dann die Kunst, dann die Literatur, dann die höhere Geselligkeit, zuletzt die Politik, alle diese Gebiete benutzte er als Tummelplatz, wo der Geringfügigste plötzlich einen Werth entwickeln konnte. Aber seine Pläne scheiterten. Ein scharfer Beobachter, wie Constantin, verspottete längst diese Art der Menschenpflege. Man trüge ja doch, hieß es, nur in jeden Menschen hinein, was man aus ihm herauszufinden glaube! Es gab die bittersten Erfahrungen. Die Musikaufführungen, die Kunstvereine, die Kränzchen für literarischen Genuß oder politische Meinung, Alles was Eberhard zu Stande brachte, aus den zufälligsten und sich von selbst darbietenden Elementen zusammensetzen und zum Bewußtsein steigern wollte, es war mit Täuschungen wieder auseinandergegangen. Die Leidenschaften und der Egoismus verdarben zuletzt doch immer wieder Alles.

Nun hatte Eberhard darum doch seinen Glauben an die Menschheit nicht verloren. Er faßte sie jetzt nur im Allgemeinen. Er sah Gelegenheit genug, Thatsachen höherer Bedeutung festzustellen und warb für Ideen. Die Gefahr, in die er dadurch manchen Verhältnissen gegenüber gerathen konnte, war jetzt glücklich vorübergegangen. Der Glaube an das Gute hatte Eberhard nicht verlassen. Er glaubte an die Nothwendigkeit, daß Constantin so handeln mußte, wie er ihm erklärt hatte, im Besitze einer Hertha gegen eine Agnes handeln zu müssen. Er glaubte an den Schmerz, den er im Pfarrhause zu Liederbach angetroffen. Mit dem Verlobungsringe in der Tasche hatte er sogleich den Besuch bei Agnes Planer und ihrem Vater gemacht. Er wollte von Constantin's bedeutender Entwickelung sprechen, von seinem Glück in der Gesellschaft, seinem Bedürfniß ungehinderter freier Entfaltung, er wollte die armen verlassenen Menschen allmälig Das rathen lassen, was er ihnen zu sagen und mit Güte und Schonung beizubringen den Auftrag hatte. Nun sah er diese Menschen. Sogleich erschrak er, daß sie anders waren, als er sie sich gedacht hatte. Siegreiche Menschen wie Constantin zwingen dem Wildfremdesten ihre erste Vorstellung auf. Rücksichtsvolle wie Eberhard beobachten und werden irre. Als er in Liederbach zum ersten male war, fand er Agnes erst allein. Der Vater, mehr Landwirth als Geistlicher, war im Felde. Agnes erschien ihm sogleich anders, als er sie sich gedacht hatte. Sie war nicht klein, sondern groß. Sie hatte nicht blaue, sondern braune Augen, sie war nicht blond, sondern brünett. Sie war nicht unsicher und gedrückt, sondern von gewähltem Ton, zart zwar und von jener Zurückhaltung der Gefühle, die jedoch etwas ahnen läßt und ein achtbares heimliches Seelenleben in Aussicht stellt. Kaum hatte Eberhard sich genannt, kaum den Gruß, den er von Constantin brachte, ausgerichtet, als ihn trotz der starken und kräftig scheinenden Natur Agnesens von ihr einige Tropfen im Auge überraschten, eine bebende Stimme rührte. Er sah, daß Agnes sein schweres Amt bereits ahnte. Er besaß nun die Schwäche, zurückzuhalten. Er sah da ein zur bravsten Hausfrau berufenes Mädchen, das einer treuen Liebe ihre Jugend geopfert hatte. Er fiel aus der Rolle, die er sich seit einigen Tagen mit allem Aufwande von Psychologie einstudirt hatte. Er war eben der Rücksichten- und Gewissensmensch. Ja als dann der Pfarrer kam und der kleine, frischgeröthete, sogleich die Pfeife stopfende Mann in Zorn und Verwünschungen über Constantin ausbrach, da gab er sogar Constantin Zeugnisse des Wohlverhaltens, die er, nach der Stadt zurückkehrend, bitter bereuen mußte.

War der Erfolg, den Eberhard's erster Besuch in Liederbach haben sollte, vom Ziele

ganz links abgegangen, so mußte er natürlich bald wiederholt werden. Man war im Pfarrhause angenehm überrascht, diesen milden und gewiegten Mann schon am folgenden Tage, wie auf zufällige Veranlassung, wieder vorsprechen zu sehen. Eberhard konnte nicht anders, als die Ausrede brauchen, daß ihm von allen Spaziergängen um H. der nach Liederbach der liebste wäre. Agnes schien heute beruhigter. Sie entwickelte sich sogar. Der Vater debattirte, zankte, verwünschte die Universitäten, das Jahrhundert, die Regierungen, im Grunde jede Meinung, die nicht die seinige war. Agnes schien sein vollkommenes Gegenbild. Sie sprach, freilich mit etwas auffallender Betonung, für höhere Sphäre, sanftere Schwinge, Emporgetragenwerden über das Gemeine und Geringe. Der Vater pries das Gegentheil. Diese Frieda, Constantin's Schwester, sagte er unter Anderm, ist das einzige vernünftige Frauenzimmer, das mir seit Jahren vorgekommen ist! Schon an dem Kinde hatt' ich meine Freude. Wenn freilich bei so toller Erziehung, wie sie genoß, etwas aus ihr geworden ist, verdankt sie's einem besondern Wohlgefallen Gottes; denn im Hause des alten Ulrichs geschah und geschieht noch täglich Alles, um die Nachkommenschaft zu verderben. Von Constantin sprech' ich nicht, um Agnesen nicht zu kränken. Seinen Dünkel, seinen nichtsnutzigen Hochmuth werden Sie kennen und sich hoffentlich nicht von ihm terrorisiren lassen, wie er Alle terrorisirt. Frieda aber ist die einzige von den Ulrichs, mit denen sich umgehen läßt, wenn auch mit ihr der Zank nicht abreißt; sie ist praktisch und warum? Ich glaube, man kann des Jahrs die Seiten zählen, die die in irgend einem Buche gelesen hat.

Lieber Vater, entgegnete Agnes, die den Vorwurf fühlte, mit Gelassenheit, wenn man wie ich, seit frühester Kindheit auf dem Lande lebt und ewig nur von Oekonomie hört, was kann man thun, als sich unter Bücher flüchten? Frieda athmete von frühester Kindheit Bücherstaub. Ihr Haus wurde nie leer von jungen, wissenschaftlich gebildeten Männern. Was Andere sich mühsam durch Selbstunterricht erwerben müssen, gewann sie im Spiel. Und so hübschen Mädchen, wie Frieda ist, steht im Grunde Alles schön, selbst wenn sie Thorheiten machen. Ich möchte nicht ungestraft die Possen treiben, die man ihr hingehen läßt. Wenn Frieda da am Schrank steht und alle deine Bücher nach der Reihe als Schriften voll Unsinn und Widerspruch rezensirt, so heißt's bei ihr: Die ist ein Genie. Thät ich's, ich würde dir damit nur Beweise meiner Beschränktheit geben.

Eberhard horchte diesen vernünftigen Worten. Sie rügten etwas, was ihm selbst an Frieda, die er wiedergesehen und liebte, nicht wohlthat. Diese Kritik Agnesens wurde mit einer Sicherheit vorgetragen, die er bei dem sonst zerflossen scheinenden Gemüthe kaum für möglich gehalten hätte. Er mußte sich auch hier gestehen, daß Agnes in dieser ihrer bestimmten Art nichts Gewöhnliches hatte. Die lange Selbständigkeit in der Führung eines eigenen unruhigen Hauswesens hatte sie mehr entwickelt, als er bei erster Begrüßung glaubte und vollends achtbar war ihm die Fassung, mit der Agnes schon bei diesem zweiten Besuche über Constantin hinwegging. Er kam zum dritten male nach Liederbach und an dem Tage, wo er den Haus durch eine lebendige Treppe befreit hatte, war er schon zum fünften male da. Auf Constantin kam die Rede nicht mehr; er hätte den Ring in aller Ruhe auf das Nähtischchen Agnesens legen können, sie würde ihn zur Seite unter die Blumenstöcke gelegt haben, unter deren grünen Schatten sie am Fenster zu arbeiten und die stille einförmige nur zuweilen von einigen Studenten, die das von Hans von Landschütz gebraute Bier lieber im goldenen Löwen an der Quelle kosteten, unterbrochene Chronik des Dorfes zu mustern pflegte, und ein anderes Gespräch angeknüpft haben. Der Vater behandelte den Gast voll Theilnahme. Er schonte eben deshalb Constantin und von Agnesen sah Eberhard wohl ein, daß sie sich der Erinnerung an Constantin mit einem an sich gesunden Gefühle der Selbstrettung entwinden wollte. Nichts ist ja schüchterner als Männernatur; zu dem Eingeständniß einer keimenden Neigung Agnesens gegen — ihn selbst, wagte

sich Eberhard's Bescheidenheit nicht hinaus. Und doch fühlte er, daß sein Auftrag drängte. Jedesmal wollte er bei Agnes unter den Blumen sitzend aufspringen und rufen: Dein Constantin ist treulos! Hier hast du deinen Ring! Nimm ihn, ich habe den Auftrag ihn dir zu geben! Aber er war des Entschlusses nicht fähig. Auch darum war er seiner nicht fähig, weil ihm oft ein Grauen vor Agnes kam. Sie kam ihm gefahrvoll vor. Er sah sogar Verschmitztheit und Berechnung. Er wog und wog. Er studirte. Sie sind ein schrecklicher Gewissensmensch! hatte ihm auch Frieda einst gesagt, als er am Abendtische ihres Vaters einen Korb voll Zwetschen an ihre Geschwister vertheilte und dabei die Jahre der Kinder zu den Zwetschen und die Zahl der Zwetschen zu der Zahl der Kinder in eine arithmetische Gleichung brachte.

Agnes nahm Frieda's, von Eberhard angekündigten Besuch nicht so heiter auf als der Vater, der über das Abenteuer mit Hans, dem Ziegenbock, lachte. Er lachte nicht über den Humor der Sache an sich, sondern über den Aerger der Leute auf dem Stiftshofe, denen er, trotz der Erziehung, die er selbst einst Aurelien und ihrer Freundin Eugenie von Saalfeld, jetziger Wingolf, gegeben, jeden nur erdenklichen Possen wünschte, Miswachs ausgenommen, da dieser ihn selbst hätte treffen müssen. Planer war ein Nachfolger jenes Apostels, der einst den Säbel zog und einem Knechte des Malchus sein Ohr abhieb. Planer, vermögend wie er war, hatte manchen Morgen Acker schon zu seiner Dotation hinzugekauft und stand mit einigen seiner Gemeindeglieder, denen er am Grünendonnerstag den Kelch reichte, nach Ostern schon wieder vor den Schranken des Gerichts. Nach der Ueberzeugung, daß man niemals Trauben von den Dornen lesen würde, gab er es schon seit Jahren auf, mit seiner reichen und verwilderten Gemeinde Seelenpflege zu treiben. Die Verrichtungen seines Amts gingen nach Vorschrift, er war ein Mann, den die Bauern in jeder Beziehung ein Recht hatten, stramm zu nennen; in seiner Amtsführung lief nichts Unerlaubtes unter. Aber die Berichte der rundreisenden geistlichen Inspectoren, die Planern oft in Liederbach antreffen konnten, wie er im Nebengebäude des goldenen Löwen, im alten Kruge, zur Kirchweihzeit eine Schlägerei mit eigner Hand vermittelte und mit dem ersten besten Schemel dazwischenfuhr, bis es Ruhe gab, diese Berichte schilderten sein Wirken als einen verlorenen Posten in dem modischen neuangebauten „Reiche Gottes." Und bei alledem behauptete er sich. Selbst seine Proceßgegner achteten des Mannes ganze Haltung.

Das Erstaunen, wie Frieda von Hans von Landschütz vor dem Pfarrhause in Liederbach abgesetzt wurde, war nicht gering. Frieda mußte die Veranlassung dieser Fahrt zwei mal erzählen. Der etwas lahme Patrimonialrichter, Justiziar Dammert, hinkte so rasch er konnte über die noch vor Staub undurchsichtige Straße und platzte mit der Frage herein, Himmel, woher diese gnädigste Vertraulichkeit käme? Frieda erzählte aufs Neue und schraubte Dammert mit dem Verhör, das er möglicherweise noch mit ihr und dem Ziegenbock würde anstellen müssen. Auf seine Gewohnheit anspielend, im mündlichen Verhör mit den Bauern, wenn sie vor seinen Schranken standen, ihnen für jede Widerrede oder ungefragte Antwort oder für jeden lärmenden Zankausbruch Geldstrafen zu dictiren, die er nur dann wirklich einzog, wenn man seine Geduld auch zu lange auf die Probe gestellt hatte, rief sie in Dammert's Tone: Hans! Er schweigt oder — fünf Groschen! Hans! Er stößt nicht oder — sechs Groschen! Hans! Er schert sich zur Thür hinaus oder — sieben Groschen! Der Vater lachte wie immer, wenn das Stichblatt nicht er war.

Der bestellte bessere Kaffee wurde hereingebracht. Man plauderte allerlei Neues durcheinander. Dammert, begierig jetzt auf den Stiftshof, ging und wie alle Vier nun, etwas beklommen, in der früh hereingebrochenen Dämmerung beisammen saßen, kam dann die Rede auf Constantin. Frieda, das Kind Gottes, sagte kurzab: Liebe Leute! Jetzt sind wir unter uns! Jetzt seid einmal gescheut und macht dem Ding' ein Ende! Ich er-

warte, daß ihr dem armen Bruder abschreibt! Ich hätte nie geglaubt, daß der Constantin auch so ein Gewissensmensch wird und an einem offenen ehrlichen Wort so lange druckst und kaut. Doch besser wahrhaftig, ihr macht das früher ab, als bis ihr 'mal in der Zeitung lest, daß sie ihn zum ersten male mit irgend Jemand anders aufgeboten haben.

Der Eindruck dieser Worte war furchtbar. Der alte Pfarrer sprang auf und legte zitternd die Pfeife hin. Agnes ließ einen Tassenkopf fallen und schwankte zur Thür hinaus. Eberhard erhob sich entrüstet und sagte mit blutgeröthetem Antlitz tief vorwurfsvoll: Frieda! Frieda!

Aber warum denn nicht! rief Frieda. Es ist ja drückend für Beide und darum sollen sie's abschütteln. Kein Baum bleibt in Jahren derselbe. Dr. Hainer sagt' es neulich, alle fünf Jahre hätten wir in der Hauptsache einen andern Körper, wir wüßten's nur nicht. Wie soll denn da Eins sich durch eine vergangene, an sich ganz glücklich und wahr gewesene Stunde sein ganzes Leben verderben und um diese eine edle und brave Stunde sich immer rundum rundum im Kreise drehen? Und Sie wußten's doch, Ott! Warum haben Sie denn den Ring noch immer in der Tasche? Mein Bruder schreibt uns heute, daß die Untersuchung niedergeschlagen ist und daß Ihr Schweigen ihn ungeduldig macht.

Der Pfarrer sah Eberhard mit durchdringendem Blicke an. Eberhard stand wie beschämt, wie vernichtet. Er wußte nicht, was erwidern.

Frieda beachtete die Pause nicht, sondern plauderte weiter:

Sie wollen ja fünf grade sein lassen. Aber gemaßregelt wird doch. Der Eine muß einen Revers unterschreiben, der Andere sein Bündel schnüren und aus der Residenz. Constantin kommt heute Abend, sein Erkerstübchen hab' ich ihm schon zurecht gemacht und die Ungewißheit, die ihn wegen Eurer drückt, wird grausam. Drum kam ich selbst und wenn Agnes vernünftig ist, so gibt sie mir ihren Ring gleich mit und Sie geben ihr den Ring Constantin's und die ganze Last ist endlich vom Herzen. Abgemacht! Punktum!

Planer ging schon gefaßter und nur noch innerlich bewegt auf und ab. Zorn hatte er anfangs genug. Der Hinblick auf den ihm wohlthuenden Eberhard aber milderte diesen Zorn und Frieda's praktische Auffassung, die für Eberhard ein Stich durchs Herz war, versöhnte ihn sogar; es war die seine. Er platzte heraus: Ja! Frieda! Hast Recht! Es war eine Dummheit. Gleich anfangs! Das hätte damals drüben lieber im goldnen Löwen einkehren sollen als bei uns. Dein Bruder ist ein heimtückischer Bursche und war mir immer zuwider. Dünkelhaft wie ihr Alle seid, ihr Alle, ihr Ulrichs! Vater und Mutter und eure ganze Sippschaft! Und wer dich 'mal als Frau kriegt, Frieda, der hat auch sein Schicksal weg. Das ist meine Meinung.

Für Eberhard hatten diese Erörterungen so viel Verletzendes, wie das Kritzeln eines geradegehaltenen Stifts auf einer Schiefertafel. Die nüchternen Auffassungen des Pfarrers waren ihm bekannt; aber Frieda's Aeußerungen über brechende Herzen, zurückgegebene Worte und Ringe, die gingen ihm doch zu weit. Selbst dem Irrthum gebührte nach seiner Meinung unter Umständen eine Schonung. Die Wahrheit hat nicht überall freien Zugang und darf die Thüren so aufreißen und ihre Enthüllungen so geradehin ausrufen. Es gibt für gewisse Meinungen und Ueberzeugungen der Menschheit Ceremonialgesetze, die zu überschreiten nicht Jeder den Beruf hat. Frieda schien Eberharden eine Priesterin der Wahrheit zum Nachtheil ihrer Schönheit zu sein. Und da der alte Pfarrer jetzt in wirkliche Rührung gerieth und seinem abwesenden Kinde sein ganzes Lob, seine ganze Theilnahme spendete, so trieb es Eberhard hinaus zu Agnes. Es war dunkel geworden. Er suchte sie in dem schon herbstlichen, halbentlaubten Garten. Er fand sie unter den Asterbeeten. Er trat zu ihr heran, er wollte der Einsamen Trost und Zuspruch bringen...

Frieda inzwischen, ohne Eberhard's Hinausgehen besonders bemerken zu wollen, stützte

den Lockenkopf auf und blickte durch die Blumenstöcke, die am Fenster standen, auf das abendlich still werdende Leben eines Dorfes. Sie sprach vom Heimgang, wollte ohne Eberhard fort, sprach von der Stunde, wo der letzte Eisenbahnzug käme, sie wollte den Bruder, der der Stolz der Familie war, selbst empfangen. Aber Planer bedurfte noch einer Scene. Die Geschichte mit Constantin Ulrichs war für sein Haus jetzt abgemacht, aber es fehlte doch noch das rechte Punktum auch nach *seinem* Sinn. Erst sollst du noch deinen Ring haben, Mädchen! sagte er wiederholt und nöthigte Frieda zum Bleiben. Da sie nicht mochte, sagte er:

Hilft dir nichts. Und Das mußt du auch noch hören. Dein Constantin, Frieda, ist ein Nichtsnutz.

Planer gehörte zu jenen Aufgeklärten, die die „Genialität" fast ebenso hassen wie die Finsterniß. Das Genieweſen ist ihnen nur eine Abart derselben Verirrung wie der Autoritätsglaube. Kein Reformator mag leiden, daß über seinen Kopf hinaus Andere noch weiter gehen wollen als er und leider hat Mancher sich dann schon entschlossen, lieber wieder zurückzugehen und sich wieder an Die anzuschließen, die er früher bekämpfte, als Denen zu folgen, die ihm nun gar noch vorangehen wollen. Als Planer jetzt so recht aus dem Grunde seine Verwünschungen gegen die Ueberschwänglichen und Freiheitsschnaubenden ausgesprochen, stand Frieda auf, klopfte ihm auf die Schulter und antwortete:

Papachen! Still! Eures Gleichen bringt mehr Unglück in die Welt als die Aristokraten! Wißt Ihr, Papa, was Ihr denn eigentlich seid? Ein Schulmeister und einer recht dick voll Tyrannei. Ihr wollt die Freiheit haben, aber ganz apart für Euch und alle Uebrigen müssen sich unter Eure Freiheit als Sklaven ducken und wer sich dagegen muckst und eigentlich was Anderes will, den möchtet Ihr dann auch gleich in Euern großen Sack stecken, grausamer als der Kaiser von Marokko. Geht mir weg! Meine Mutter sagt alls, wenn vom lieberbacher Glauben die Rede ist, Ihr glaubtet da blos an Euch selbst! Es ist nicht anders; Jeder geht natürlich die Landstraße, wie sie ihm im Kopfe angelegt ist. Ihr könnt aus Eurer Feldmessung nicht heraus und trampelt und wettert und flucht, wenn Einer den Zweifel just nicht so glauben will wie Ihr! Sogar Eure Freigeisterei soll ein Evangelium sein. Nun macht Ihr's Keinem recht. Wenn die Stiftsfrau von Landschütz nicht jeden Sonntag aus alter Anhänglichkeit bei Euch in die Kirche ginge, kein Mensch hörte Euch mehr auf der Kanzel zu. Ihr gebt fürs Herz nichts und gebt für den Verstand nichts; 'mal redet ihr mit der Bibel und nehmt sie aufs Wort und 'mal soll's wieder blos bildlich sein und so wollt Ihr eigentlich immer nur selbst Euer Herr! Herr! sein. Die Gemeinde soll bei jedem Dinge erst fragen: Herr Pfarrer, was dürfen wir nun *darüber* wieder meinen? Und Ihr raucht dazu Eure Pfeife und gebt den dummen Buben und Mädchen Eure gesetzte Antwort und hundert mal hab' ich's schon gehört, daß Ihr den Leuten wie ein Professor, der's weiß, sagtet: Das weiß man *nicht*! Und das gerade so, als wäre das *Nicht* ein Glaubensartikel und es müßte Eins gleich verbrannt werden, der sich nicht ebenso feierlich und majestätisch hinstellt und sagt: Das weiß man *nicht*! Und so sag' *ich* wieder Punktum. Und diesmal Streusand drum!

Mit diesen Worten hatte Frieda den Hut aufgesetzt und sprang zur Thür hinaus. Im Garten mußte sie in der Dämmerung erst eine Weile suchen, bis ihr Agnes und Eberhard sichtbar wurden. Beide traten ihr unter durchsichtig gewordenen Rebengängen entgegen. Es war still und feierlich zwischen ihnen. Agnes schien gefaßt, Eberhard schwieg. Planer sah dann in der Stube forschend auf Beide. Frieda hatte einen ironischen Zug um den Mund, schien verdrießlich und wollte fort. Agnes gab ihr die Hand. Mit Fassung trat sie zu Frieda heran und sagte, daß sie einen schönen Traum ihrer Jugend preisgeben wolle, wenn sie wüßte, daß sie ein anderes Wesen glücklich machen könne. Ott hätte die Leiden ihres Herzens gesehen und nicht gewagt, den Auftrag sogleich zu vollziehen. Es wäre jetzt geschehen. Und nun sie wisse, daß Constantin durch eine Dame aus der großen Welt glück-

licher sein würde, als mit ihr, gäbe sie gern auch ihren Ring an Frieda zurück; sie möchte ihn dem Bruder geben, sie möchte ihn grüßen, möchte gewiß sein, daß er nicht um Lieberbach herumzugehen brauchte, wenn er des Wegs käme; sie hätte sich schon seit Jahren auf diesen Augenblick vorbereitet.... Frieda nahm den Ring, betrachtete ihn blinzelnd und sagte sich zum Vater wendend: Amen! Da Eberhard sich still beobachtend in der dunkeln Stube an eine alte Commode mit Gläsern und Tassen lehnte, meinte sie zu dem noch: Asseffor! Die Gläser und die Tassen!... Eberhard lächelte schmerzlich und war still. Dem Vater war's fast, als müßte er etwas merken. Er wollte einen Knecht rufen, Frieda nach Hause zu begleiten. Eberhard sagte aber, auch er würde gehen, er müsse doch Constantin begrüßen. Der Blick, den Agnes dabei auf ihn richtete, war bedeutungsvoll. Frieda verstand ihn fast, diesen Blick. Sie nahm ihren Hut und flüsterte Agnesen zu: Hab keine Angst! Ich nehm' ihn dir nicht!... Frieda! fuhr Agnes glühend auf.... Nun! Nun! Wir Frauen kennen uns doch! sagte Frieda. Eberhard sprach eben mit Planer. Er hörte nur Agnesens Abschiedswort: Frieda! Du bist fürchterlich!... Dann ein nachdenkliches: Gute Nacht! von ihm selbst und nun gingen Eberhard und Frieda von dannen....

Eberhard bot der Schwester seines Freundes, die er so innig geliebt hatte, den Arm. Frieda lehnte ihn ab. Doch schien sie unbefangen. Sie sprach gleichgültige Dinge. Es war fast dunkel geworden. Die Sterne tauchten aus dem blauen, nebelbezogenen Himmelsmeer. Die Luft ging kühl; die geheimnißvolle Sprache eines Herbstabends flüsterte sanft durch die Natur. Die Pappeln am Wege säuselten vor dem baldigen Abschied ihrer welken Blätter. Die Ebene so weit sich breitend und das Leben in ihr so abendlich, so still, so ruhig, da- und dorther nur das Bellen eines eingeschlossenen Hundes, von der Stadt heimkehrende Wanderer, mit einfachem Abendgruß. Wie friedlich die Welt in solchen Stunden! Die Felder hier leer, dort mit frischen Furchen schon durchzogen und nach dem Erdreich duftend wie im Frühjahr. Letzte Hüter des Feldes nur noch die Kartoffeln oder es dampfen schon widerwärtigen Geruchs Feuerstätten, wo das Kraut der schon geernteten verbrannt wird. Würde so die einfach ländliche Herbstnatur im blaurothen Nachtschimmer nicht ohnehin die Stimmung der Wehmuth geweckt haben, wie mußte es erst klagen und weinen in Eberhard, der, allein so hinschreitend, neben der plaudernden und Allem, was ihr eben durch den Sinn kam, Worte leihenden Frieda ausrufen mochte: Dieser kalte Abend, nach Dem, was wir heute drüben am Mittage erlebten? Welche Töne drangen vorhin aus deinem holden Munde, du liebliches Kind der Natur! Welche Gedanken liegen hinter diesen ruhigen Augen! Gedanken, die zu denken mir eine Umwälzung meines Innern sein würde und die dir so leicht kommen wie die silbernen, durchsichtigen Wölkchen dort unter den Sternen segeln! O Frieda! Wen lieb ich denn anders als dich! Wem möcht' ich denn anders zu Füßen sinken und ihn an seinem Kleidessaume festhalten als dich! O Frieda! Wem möcht' ich denn in dieser stillen Einsamkeit, hier jetzt mit dir in die ruhenden, schlummernden Büsche tretend, unter den Käfern, die noch einen Flug versuchen wollen, unter Vögeln, die noch zuweilen wie im Traum sich durch einen leisen wie vergessenen Ton in ihrem Versteck verrathen, an mein Herz drücken und Liebe, Liebe, Liebe stammeln, als dir! Ach! Nun ist's vorbei.... Was war das soeben, was geschah mir denn am Asternbeete des Pfarrgartens...?

(Der Schluß dieses Capitels und das sechste: Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes in nächster Nummer.)

Lebensanschauungen.

Welche Wünsche werden stets erfüllt? Die des Weisen, weil er nur Mögliches wünscht.

* * *

Oft wollen die Zeiten weit mehr als selbst die Völker wollen.

* * *

Derjenige Dichter wird unser Lieblingsdichter, in dem wir uns selbst wiederfinden.

* *

Ich habe früh schon glauben müssen, daß Ideale schwinden können;
Und habe früh schon glauben können, daß Ideale schwinden müssen.

* * *

Liebe dich nicht selbst, aber schließe Freundschaft mit dir!

* *

Dichter, feile nicht an deinem Werke! Es ist längst ein anderes, wenn du feilen mußt.

* * *

Dasjenige, was man bei Andern schön findet, besitzt man in gewissem Sinne immer auch selbst. J. v. d. B.

Anregungen.

Das Tönen der Memnonssäule.

Es gibt einige Bilder in der Poesie und Rhetorik, die etwas stark abgenutzt sind und eigentlich nicht mehr guten Stils genannt werden können. Zu ihnen gehört z. B. der rothe Faden (von englischen Schiffstauen hergenommen) und die Memnonssäule.

Die Memnonssäule ist ein menschenähnlicher Steinkoloß im alten oberägyptischen Theben, der Stadt der Königsgräber, ein Gebild von Granit, das der Sage nach beim Aufgehen der Sonne einen frohen, bei ihrem Untergehen einen klagenden Ton von sich gab.

Diese Sage kam zu einer Zeit auf, als das Christenthum bereits seine stillen Wege durch die Menschheit ging. Sie ist nicht antik. Sie gehört zu jenen mannichfachen mysteriösen Erscheinungen des zusammenbrechenden Heidenthums, zu jenen epochemachenden Stimmungen und Geistesströmungen, die kurz vor und nach großen geschichtlichen Thatsachen im Menschheitsleben immer beobachtet werden können. (Siehe Nr. 6 unserer „Unterhaltungen".) Das Heidenthum ging in seinen alten Glaubenssätzen unter und suchte sich noch einmal durch poetische, künstliche und enthusiastische Hülfsmittel auf eine große Vergangenheit zurückzustimmen, namentlich durch neue Wunder, neue Zeichen und neue Mysterien.

Zur Memnonssäule reiste man unter den römischen Kaisern gerade so wie man jetzt zum Niagarafall oder zum Vesuv reist. Am Fuße des klingenden Steinkolosses schrieben vornehme Römer mit ihren Gattinnen, wie jetzt die reisenden Engländer und weltwanderude, das Universum wie Gottes Album betrachtende Kiselacks ihre Namen ein. Die Empfindungen vornehmer Römerinnen drückten sich damals schon ganz in dem modernen Albumstil aus. Ein Fremdenbuch von der Schneekoppe, vom Brocken oder vom Rigi, verglichen mit den von Richard Pococke gesammelten eingegrabenen Gedanken jener alten Touristen, gibt dieselben Resultate für die Wirkung des Wunderbedürfnisses auf den empfänglichen Glauben und die enthusiastische Stimmung des Gemüthes, dem Erhabenen und mit einigen Schwierigkeiten eroberten Seltsamen gegenüber. Ist es nicht, wie wenn die Gräfin Hahn-Hahn über Nizza schreibt, wenn man die in den Stein eingekratzten Worte des kaiserlich römischen Geheimen Ober-Staats-Anwalts Asklepiodot liest: „Vernimm, o Thetys, die du am Meere wohnst, daß Memnon noch athmet, daß er, erwärmt durch die mütterliche Fackel, eine klangreiche Stimme erhebt am Fuße der libyschen Berge Aegyptens, da, wo der Nil in seinem Laufe das schönpforrige Theben theilt, während dem Achill, einst unersättlich im Kampfe, jetzt auf dem Gefilde Trojas wie in Thessalien verstummte!" Und kann ein englischer Blaustrumpf, kann Lady Morgan ihre Mitschwester verkennen in den Worten der edeln Dame Miß Cäcilia Trebulla aus Rom, die auch ihre Memnons-Pilgerfahrt

machte und am Fuße des klingenden Steinkolosses eingraben ließ: „Memnon hat auch uns wie Freunde und Bekannte gegrüßt! So hat denn die Natur, die Schöpferin aller Dinge, dem Steine Empfindung und Sprache verliehen!"

Das Beste ist nun, daß wie beim Tischrücken auch die Memnonssäule ihre naturwissenschaftliche Unterstützung fand. Ein Alexander von Humboldt hätte vielleicht auch damals gesagt: „Eine ungenau beobachtete Thatsache!" Er hätte vielleicht noch zarter die Ueberzeugung umschrieben, daß in dem Steinbilde sich ein speculativer Priester des Jupiter Ammon befand, der im Auftrag seines Ordens Morgens bei Sonnenaufgang den frohen, Abends beim Untergang den wehklagenden Ton hervorbrachte und ein Wunder frisch und resolut erhielt, das der Barkenschifferei auf dem Nil ebenso viel „Backschisch" (Trinkgeld oder wie der neueste ägyptische Tourist, Bogumil Goltz, mehr westpreußisch als orientalisch übersetzt: „Biergeld") einbrachte wie den Lohnbedienten und geistlichen Cicerones auf den Trümmern des alten Theben. Diese Trümmer rentirten so, daß ein römischer Pascha von drei Roßschweifen, der Vicekönig von Aegypten, Septimius Severus, sogar einen geborstenen Obelisken wieder neu zusammenkitten ließ. Die Naturwissenschaften also haben die Memnonssäule ohne Betrug erklären wollen, gerade wie die Physiker das Tischrücken durch natürliche Ursachen. Sie sagten: Der Stein des Gebildes setzte in der Nacht Thau an. So entstand eine fortgesetzte Thätigkeit in dem Stein; Körner oder Blättchen wichen, zerplatzten, wenn die Sonne kam. Daher eine Vibration des ganzen Gebildes und folglich jener Ton... Erinnert diese Erklärung nicht an das gleichsam unter der Hand allmälige Lebendigwerden unserer zeitgenössischen Tischplatten?

Seit vielen Jahrhunderten schweigt aber die Memnonssäule und tönt nur noch in der jeanpaulisirenden Rhetorik fort. Champollion, der berühmte Entzifferer der Pyramiden, saß einen ganzen ägyptisch langen Tag auf den Knieen des Standbildes. Es blieb stumm. Gerade wie beim Tischklopfen, wenn die Kritik kommt und sie sich nach ihrer Entfernung von der an den Tisch gebundenen armen Seele auf Befragen, warum sie geschwiegen hätte, nachbuchstabiren lassen muß: Ungläubig.

Bogumil Goltz, „der Kleinstädter in Aegypten"; über dessen mannichfach anregendes Werk wir nächstens einiges Ausführlichere bringen werden, sah auch die Memnonssäule. Stritten sich in diesem „Originalmenschen" nicht zwei Seelen, eine mystische und eine höchst vernünftige, eine zornige und eine sehr heitere, Ganglienverstimmung und die prächtigste Selbstironie, ein Stück (um in der königsberger Sphäre zu bleiben) Zacharias Werner und ein viel größeres Stück Hippel, Bogumil Goltz, sagen wir, wäre vielleicht auch nahe daran gewesen, des todten Steines Morgen- und Abendgruß zu hören. Sein besseres und „ungläubiges" Theil hat ihn davor bewahrt.

Ein verborgener musikalischer Schatz.

Franz Schubert, der unsterbliche Liedercomponist, hat acht Opern geschrieben, die nirgend zur Aufführung gekommen sind. Abschriften davon müssen sich in den Theaterbibliotheken Wiens, Berlins, bei Musikverlegern und musikalischen Autographen-Sammlern finden. Wenn eine Nachforschung geschähe und der Versuch gemacht würde, diese Arbeiten, die gewiß eine Fülle von Melodieen und Ensemblestücken enthalten, zu retten! Ohne Zweifel verschuldeten ihrer Zeit die Texte die Nichtbeachtung von Compositionen, die des Schöpfers der zaubervollsten Lieder und der Symphonie in C-dur unmöglich unwürdig sein können. Die Texte sind aber, wie wenigstens sonst componirt wurde, etwas Unwesentliches geworden für die musikalische Illustration. Und wenn sich selbst Meyerbeer's „Hugenotten" eine Uebertragung auf die Ghibellinen in Pisa, seine „Afrikanerin" sogar, ehe sie heraustritt, mit seiner eigenen Zustimmung die Uebertragung auf ein ganz neues Sujet gefallen lassen, warum sollte nicht aus acht Franz Schubert'schen Opern eine einzige neue geschaffen werden können? Vielleicht nimmt irgend ein braver Kapellmeister im Bunde mit einem musikkundigen dramatischen Dichter diese Aufgabe in Angriff und hilft für die Bühne einen Schatz heben, den aus ähnlichen, vom zu früh verstorbenen Componisten hinterlassenen Werken bekanntlich Robert Schumann für Concertmusik gewonnen hat.

Die Gewöhnung.

Eine Mittelmäßigkeit, an die wir uns gewöhnt haben, ist immer im Vortheil gegen ein Talent, das uns neu vorkommt.

Der Muth.

Man lebt nur einmal, ruft, wen Leben freut.
Man stirbt nur einmal, wer den Tod nicht scheut.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 41. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Fünftes Capitel.

Das Pfarrhaus in Liederbach.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Fluch der männlichen Schwachheit ist sehr oft der, nicht im Stande zu sein, Situationen zu beherrschen. War's die berechnete Thräne der Empfindsamkeit gewesen, die Eberhard an Agnes gerührt hatte? War's ein Blick gewesen, den er in die tiefsten Geheimnisse der Verachtung der Frauen gegen Frauen geworfen? Er hätte jetzt da so hinschreitend im Abenddunkel Hülfe rufen mögen, Hülfe bei der Einzigen, die seine Phantasie einst ganz erfüllt hatte und die er nun fast haßte. Die luftige bunte Brücke wenigstens, die ihn einst zu Frieda Ulrichs geführt, war ein Nebelhauch geworden und zerstoben.

Er ergriff Frieda's Hand und fragte:

Frieda! Was denken Sie von Agnes?

Harmlos sagte sie:

Agnes Planer ist ein ganz gutes Mädchen.

Es war dies ein ehrlicher Ton. Für Eberhard lag etwas in diesem Zeugnisse. Doch mußte es ihn nicht kränken, daß es gleichsam klang, als sollte gesagt sein: Dir darf sie genügen?

Beide schwiegen. Von der Stadt tönten Glocken. Ihr verhallender Ton hob die Feierlichkeit des Abends. Eberhard war kein Poet, kein Schwärmer. Er hatte nie einen Trieb zur bewußten idealen Auffassung des Lebens gehabt. Er war praktischer Schwärmer. Er sah nur immer die Welt der Pflichten, der Sorgen, der Mühen und Aufopferungen. Er war gewissenhaft in seinem Gedankengange. Ach, dachte er jetzt, solchen Naturen, wie Constantin und Frieda, fehlt nur das Unglück! Unglück allein kann sie ändern!... Er sagte ihr's.... Frieda lachte. Das sind kirchhöfische Ansichten, sprach sie und fuhr fort:

Bester! Dem ewig Verhimmelnden ist Alles, was zur Erde gehört, schrecklich, aber

mein Vater hat uns früh vor der Erde Respect beigebracht. Die Erde ist ein so merkwürdiges Product, daß ich ganz ehrenvoll finde, ihr anzugehören. Was hat die Erde nicht Alles schon durchgemacht! Denken Sie an die Billionen Jahre zurück, die die Erde gebraucht hat, um ihre jetzige Form zu gewinnen und was das noch für ein Blühen und Leben mit der Erde ist und wie prächtig sie sich entwickelt und in noch fernern Billionen Jahren entwickeln wird! Zur Geschichte der Erde gehören wir mit zu. Sie ist ja ein lebendiger Körper, der immer wächst und sich verändert und wir machen das Alles im Leben und im Tode mit. Wenn ich heute sterben müßte, so ging' ich getrost. Ich brauche die Reise nicht bis an die Sonne, die so viel Meilen von uns fern liegt und wenn man ihr näher kommt, nichts Anderes ist, als was unsere Erde ist. Da bleiben wir lieber getrost gleich hier, gehen so lange als möglich mit dem Wirrwarr mit, und wenn uns Unglück passirte, da sollte man immer gleich Reißaus nehmen und mit der Sonne schmachten? Ich weiß nicht, ich habe das Gefühl nicht, als könnt's mir einmal schlecht gehen. Ich versichere Sie, wenn unser ganzes Haus ausstürbe und ich wäre mit den kleinen Kindern allein, wir würden im Frühjahr Nettige, im Sommer gelbe Rüben, im Herbst weiße Rüben essen und auch roh, wenn's nicht anders sein müßte. Die Leute lachen über unsere verkehrte Wirthschaft. Die Sache ist ganz einfach. Wir machen uns nicht zu Sklaven eingebildeter Bedürfnisse. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn wir uns zu Hause vorm Stehlen hüten, so ist's, um häßliche Weitläufigkeiten zu vermeiden. Ueberall kommt schon Licht in die Köpfe. Seien Sie überzeugt, unsere Kinder und Enkel kommen in viel natürlichere Lagen, als in denen wir leben und als uns bei der gegenwärtigen Duckmäuserei wahrscheinlich scheint....

So plauderte sie fort und Eberhard hörte halb lachend, halb kopfschüttelnd.

In der Ferne ertönte bald ein Pfiff. Der Dampfwagen war wol angekommen. Als sie an die Stelle kamen, wo heute Nachmittag Hans von Landschütz von Frieda angeredet und zurechtgewiesen war, zog schon die Anhöhe herauf der Omnibus. Ein Hut streckte sich heraus. Es war Constantin, der die Schwester und Eberhard erkannte. Constantin stieg aus, gab und nahm seine Begrüßung. Er verrieth sogleich Verdruß über sein politisches Geschick. Ein schwesterliches freudiges Entgegenstürzen, das sich Eberhard hier nothwendig gedacht hatte, fiel weg. Frieda sagte einfach: Bist da, Constantin? Die Stube ist in Ordnung! Und Constantin erwiderte ebenso: Guten Abend, Frieda! Alles wohl? Dann kamen die Erörterungen über den Zusammenhang der Ausweisung aus der Residenz. Der Omnibus fuhr rasch vorüber. Noch ein bekanntes Gesicht grüßte und schwang eine schäbige Mütze. Es war Jean Reps, auch ein Verbannter, dem Constantin in der Eile kein anderes Quartier anweisen konnte als bei Eberhard. Eine für Diesen sehr traurige Perspective. Eberhard war nicht in der Stimmung zu widersprechen. Nur auf seine Frage: Und Hertha Wingolf? antwortete der Bruder: Sie würde ihm folgen. Hertha Wingolf? fragte Frieda. Jetzt erst erfuhr sie den Namen des neuen Verhältnisses. Sie wiederholte den Namen einige male und sagte: Sie wird kommen? Hierher wird sie kommen?

Als sie zum Thore einlenkten, trennte sich Eberhard von den Geschwistern. Ihre Ruhe, ihr einfacher Meinungsaustausch hatte ihn noch mehr verletzt. Er fühlte seinem Herzen nicht nur mit Grauen nach, wie nahe Haß und Liebe verwandt sein können, er hatte sogar ein Gelüst, an der unerschütterlichen Selbstzufriedenheit dieser Menschen zu rütteln, Frieda's Amazonensinn zu brechen, sie irgendwie zu dem Geständniß zu bringen, daß auch sie sich müsse der Pflicht gefangen geben. Daß Frieda ihn nicht liebte, das hätte ihn noch heute an der Mauer des Stiftshofs können in Verzweiflung bringen. Jetzt aber, nach dem Wiedersehen in Liederbach, tröstete ihn die gewonnene Ueberzeugung, daß Frieda überhaupt wol nicht lieben könne. Zu Hause fand er schon seinen Einquartierten. Er bestellte für

Jean Reys ein Nachteſſen und erntete von dieſem dafür eine Reihe ſalbungsvoll ironiſcher Lobſprüche, die auf allerlei Ausführungen des Themas hinauskamen: Ott, Sie ſind wirklich ein ſehr guter Menſch!

Sechstes Capitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

Einige Tage ſpäter erſchien in H. in der That die Tochter des Juſtizchefs Wingolf.

Es ging ihrem Auftreten kein unbedeutender Ruf voran. Deshalb wollten Alle die perſönlich gewordene weibliche Selbſtändigkeit kennen lernen, wollten die Liebe und den Heroismus der Hingebung, die hier dem jungen Ulrichs gezeigt wurde, entweder in Perſon bewundern oder hintennach auf Grund von Thatſachen kritiſiren....

Doch wurde man Hertha's ſobald nicht anſichtig. Sie kehrte zwar erſt in einem Hôtel, dann aber im Stiftshofe bei Aurelie von Landſchütz ein, an die ſogleich nach ihrer Abreiſe von der Reſidenz Julie von Reiſig und Eugenie geſchrieben und ſie dringend um eine Art Einfangen des wilden, entlaufenen Füllens gebeten hatten....

Aurelie von Landſchütz war nicht wenig geſpannt, ein junges Mädchen zu begrüßen, das von ſeinem Charakter und ſeiner Weltauffaſſung eine ſo allbekannte Kunde verbreitet hatte. Die Räumlichkeiten des kleinen Schloſſes reichten aus, dieſen Beſuch bequem zu beherbergen und ſo erging denn an Hertha eine Einladung, deren Motive freilich etwas peinlich waren. Von ihrem Bruder hatte Aurelie trotz aller Beherrſchung ſeiner Unarten Kenntniß ſeiner rückſichtsloſen Bequemlichkeitstriebe genug, um nicht manchen Conflict zu fürchten, der durch die Aufnahme Hertha's möglich werden konnte. Indeß ließ ſich Alles nach Wunſch an. In drei Tagen hatte die raſche Fürſorge Juliens und Eugeniens Hertha aus der auffallenden Stellung eines im Hôtel einer Univerſitätsſtadt wohnenden, ihrem Geliebten nachreiſenden jungen Mädchens entfernt. Hertha fügte ſich mit Bereitwilligkeit dem ihr vom Stiftshof gemachten Antrage, nicht jedoch ohne erſt ein förmliches Abkommen getroffen zu haben. Sie wollte wiſſen, wie man es mit etwaiger gegenſeitiger Beläſtigung zu halten gedächte. Sie ſagte, die Entfernung von der Stadt wäre nur gering. In der Stadt, die ſie täglich zu beſuchen vorhätte, ſtünde ihr das Ulrichs'ſche Haus für den ganzen Tag offen. Sie wollte Niemandem unbequem ſein. Man gab jede tröſtende Verſicherung. Und in der That ergriff Hertha auch anfangs mit der ihr eigenen Lebendigkeit die Vorſtellung eines Aufenthalts in einer berühmten Univerſitätsſtadt, dachte ſie ſich auch mit Begeiſterung die mannichfache Anregung und Belehrung, die ſie würde in dieſen Mauern ſich aneignen können, ſo lernte ſie doch auch bald den ſtillen Frieden ſchätzen, den ſie im Stiftshofe antraf. Aurelie, hoch in den Dreißigen, etwas förmlich und gemeſſen, gab ſich ihr milde und gütig und Hertha erſchreckte Jeden ſogleich bis zur Unterordnung. Einige Zimmer nach dem entlaubten Park in einem Seitenflügel des zweiſtöckigen, mit Schiefer gedeckten, altmodiſchen Schloſſes gefielen Hertha ausnehmend und zuletzt beſſer als ſogar die Stadt. Selbſt das Ulrichs'ſche Haus entſprach, wie Conſtantin ihr ſogleich geſagt hatte, bald ihren Erwartungen nicht. Jedoch ſtand ſie ſich über ſolche Keime eines Zwieſpalts nicht Rede. Noch hob ſie zu mächtig das Gefühl der Freiheit. Noch erfüllte ſie ganz das Glück, in Conſtantin's Nähe leben zu dürfen. Noch hatte ſie die überfliegendſten Bildungspläne und ſcherzte oft, und mit halbem Ernſt, darüber, ob ſie nicht in Männertracht auch an den Vorleſungen Theil nehmen dürfte.

Der Tochter eines hochgeſtellten Staatsmanns kam man allgemein mit der größten Zuvorkommenheit entgegen. Hertha empfing Beſuche und machte Beſuche. Sie überraſchte jeden Namen, der einen Rang in der gelehrten Welt behauptete und ſuchte ſich mit ſeinen Studien in irgend eine Beziehung zu ſetzen. Sie las, ſie ſchrieb, ſie machte Auszüge.

Sie hatte einen Bildungseifer, der sich von Dem, was nicht allzuschwere Vorstudien erforderte, nichts entgehen ließ.

Aurelie von Landschütz durfte die Furcht, die sie anfangs vor Hertha gehabt hatte, bald beschwichtigen. Verletzendes, Unweibliches kam bei ihr nicht vor. Wenn sie nicht an den kleinen Theeabenden, die Aurelie liebte, allzuheftig mit den anwesenden Herren und Damen zu streiten begann, machte sich das Verhältniß ohne alle Störung der herrschenden Begriffe von Maß und Schicklichkeit. Auch die Beziehung zu Constantin hatte nichts Auffallendes. Der junge Ulrichs war durch seinen Skepticismus ein Weltmann geworden; darin lag die Bürgschaft seines Takts. Noch mehr, die Liebe zwischen ihm und Hertha beruhte auf ganz eigenen formellen Gesetzen. Hertha's Natur war eine unannahbare und spröde, sie war die Jungfräulichkeit selbst. Wie sie Alles nur nach seinem geistigen Werthe zu erfassen suchte, so auch die Liebe. Ihr Benehmen gegen Constantin hatte etwas entschieden Weihevolles. Aurelie hatte dafür den Frauenblick, der die bloße Maske der Sprödigkeit sehr bald von der wahren Unnahbarkeit der Unschuld zu unterscheiden weiß. Hertha gehörte zu jenem Frauengeschlechte, aus dem die Nordlandstöchter einst und die Brunhilden aufwuchsen. Abgewandt allem Gewöhnlichen verschmähte sie selbst die gewöhnlichen Formen des zärtlichen Einverständnisses. Und Constantin selbst war entweder blasirt oder kalt genug, diesen Ton der Rücksicht und Entsagung fortdauernd einzuhalten. Es war dies derselbe Ton, mit dem er Hertha einst sich gewonnen hatte.

Constantin wurde natürlich bald wieder der Mittelpunkt der Universität. Die ältern Gelehrten gaben sich wol nicht die Mühe seine Principien zu bekämpfen, die mittlern und jüngern aber kamen ihm entweder an Gewandtheit der Formen, Witz, Scharfsinn nicht gleich oder sie räumten ihm gern ein Feld ein, auf dem sie meistentheils alle selber standen. Constantin war auch hier wieder der allzeit Sieghafte. Merkte er, daß einmal in seiner Geltung eine gefährliche Stagnation eintrat, ein Stillstand in dem allgemeinen sich um ihn bewegenden Strome, so rührte er die Gewässer künstlich auf. Es mußte dann irgend ein Plan ausgeführt werden, zu dem es ihm an den einleitenden Organen nicht fehlte, ob nun die Initiative Eberhard ergriff oder wol gar Jean Reps, dem man Lectionen verschaffte, damit er ihnen Allen nicht allzulästig wurde. An Verdrießlichkeiten fehlte es unter solchen Umständen nicht. Eine umfassende Schilderung der Universität, die Constantin vom modernen Standpunkte aus an eine im Geiste Ruge's und Bruno Bauer's geschriebene Zeitschrift sandte, erregte ein so lärmendes Aufsehen, daß neue, mahnende und verweisende Einschreitungen der Regierung die Folge waren.

Immer seltner aber und seltner wurden die Besuche, die Hertha im Ulrichs'schen Hause machte. Anfangs hatte sie dies Familienleben wahrhaft entzückt. Der Vater, ein harmloser, kindlicher Mann mit langem, grauem Haar, war die Natürlichkeit selbst. Die Mutter, Frau Ella genannt, eine in ihrer Jugend bildschöne Frau, war noch jetzt trotz ihrer vielen Kinder blühend und dem Auge erfreulich. Ihre Beweglichkeit war die eines Irrwisches. Küche, Keller, Waschhaus, Gemüsgarten, Nähtisch, Nachbarschaft, Alles war bei ihr Eins. Die Kinder, so zu sagen, gingen wie sie standen und standen wie sie gingen. Nur in Masse wurden die Kleinen gereinigt, Knaben und Mädchen unter einen einzigen Apparat von Blechröhren und Brausen gestellt und unter Zetergeschrei Morgens und Abends trotz der zunehmenden Kälte mit kaltem Wasser übergossen. Von Nichts wurde ein „Umstand" gemacht. Die Kleidung mußte ohne Löcher sein, das genügte, Alles Uebrige war gleichgültig. Essen und Trinken gab es zum Sattwerden. Ein großer hölzerner Aufsatz mit einem beweglichen Bret, dessen Centrum eine in der Mitte des Tisches eingefugte Axe war, stand jeden Mittag und Abend auf dem Tische. Auf dies Bret stellte man die Speisen; jeder hatte seinen Teller. Das Bret wurde herumgedreht, daß es bald zum Vater, bald zu Teutomar, bald zu Hedwig, bald zu Frieda kam. Jeder nahm was

ihm beliebte und der Vorrath war groß genug. Die Tischordnung mußte unter solchen Umständen sehr unterhaltend sein. Für Anklagen fand man kein Gehör. Kind Gottes! rief Frau Ella; laßt mich in Ruhe! Wer dich schlägt, schlag' ihn wieder! Frau Ella hatte genug zu thun, diesen Wirrwarr des Hauses in leidlicher Ordnung zu erhalten und es ging ganz prächtig. Jeden Abend konnte man hier im Sommer im Garten, im Winter am Ofen zusammensitzen und sich ohne Vorurtheile über Gott und die Welt unterhalten. Und wenn es nur Bier und Kartoffeln in der Schale und frische Butter dazu gab, so fehlte es nie an Gästen, an Studenten, Privatdocenten und Professoren gleicher oder verwandter Richtung. Die Kinder sprachen frischweg in jede Unterhaltung hinein und ernteten für ihren gesunden Verstand Anerkennung genug, manchmal auch freilich ein: Halt den Rand! wie's eben zu paß oder unpaß kam. Der Vater nahm bei Gesprächen über religiöse und politische Vorstellungen nie Rücksicht auf die Kinder. Was für ein Kind nicht passe, glitte ihm schon von selbst ab. Wer deshalb von den Kindern übermüthig wurde, war damit noch nicht sicher, jeden Augenblick wieder „geduckt" zu werden. Die Freunde des Hauses sogar wiesen die Kinder ebenso zur Thür hinaus wie die Aeltern thaten und Frau Ella dankte Jedem, der ihr das Leben erleichterte und mit der Natur natürlich umging. Von einer aparten Neigung für die Seinigen war hier keine Rede. Wer kam, war Freund des Hauses, wurde herzlich empfangen und durfte sich geben wie er wollte; wollte er aber wegbleiben, so rief ihn auch Niemand. Es war ein frohes, buntes, angeregtes Leben. Was diese Menschen für Witz, für Poesie, für Blödsinn, für Unsinn, für eine „Affenschande" erklärten, das galt überall im ganzen Orte dafür. Sie waren die Götter der Erde, die den Geist für Phosphor, Romantik für Blödsinn, freien menschlichen Willen für Kindermärchen erklärten; und es lag ein titanischer Schwung darin, wenn es hieß: Was man wäre, das müsse man auch ganz sein und handeln müsse man seiner Natur gemäß. Sätze, die sich dann prächtig erweitern ließen: Alle unsere Ideen sind Abdominal-Reflexe, die sich allmälig im Hirn daguerreotypirten und zuletzt in der Form von Moral, Religion, Philosophie überlieferter Unsinn würden... Wer des Abends in diesem Kreise gelebt hatte, wer auf ein Wort der Frau Ella, das sie regelmäßig um halb zehn Uhr zu ihrem Manne aussprach: Kind Gottes, ich bin schläfrig! dann aufstand, dann die Treppe hinunterstieg, dann die Thürklingel hinter sich lange verhallen hörte, dann stolz durch die Gassen der alten grauen Stadt unter den Sternen hinwandelte und in der Ferne hörte, wie man noch in allen Wirthshäusern donnernd mit Gläseraufschlag sang: Wir sind die Könige der Welt! der mußte hochbefriedigt mit einstimmen und der absoluten Kritik Recht geben, die da lehrte, es käme nur einzig darauf an, daß der Mensch „sich selber setze".

Als Hertha zum ersten male diese Formen auch einer freien Selbstbestimmung kennen gelernt hatte, mußte sie sie bewundern. Später kamen schon Enttäuschungen. Sie hatte ein Bedürfniß, sich in Constantin's Lebenssphäre heimisch zu fühlen, sie war von ihm vorbereitet auf die Existenz eines Professors mit mäßigem Einkommen, sie war von ihm auf die Wunderlichkeiten der Mutter, die bequeme Nachlässigkeit des Vaters, die taktlosen Ausfälle Frieda's vorbereitet und doch — da sie jetzt mitten in dem Chaos stand, erschrak sie, von Tage zu Tage weniger sich in ihm zurechtzufinden. Wenn sie Constantin Abends über den schon fallenden Schnee oder die gefrorene Landstraße nach dem Stiftshofe heimbegleitete, foderte er sie auf, doch ihm getrost ihr Urtheil auszusprechen. Sie mühte sich dann ab, Zustimmungen zu geben, die ihr nicht natürlich kamen. Constantin blies seinen Cigarrendampf in die Luft und sagte: Eine Kritik des guten Tons hält diese Art nicht aus. Aber ich bin überzeugt, wenn die Kinder einmal aus diesem Boden herausgenommen und anderswohin ins praktische Leben verpflanzt werden, bewähren sie sich besser, als man glauben möchte. Frieda vollends ist wie Dornröschen, wenn auch nicht ganz

nach unsers guten Uhland Auffassung. Sie ist ein Stück Poesie; für unsere gewöhnlichen Verhältnisse ein unheimliches Elfenkind, von dem ich neugierig zu erfahren bin, was die Spindelfrauen des Schicksals ihr einst noch anthun werden.

Hertha kannte das Uhland'sche Lied und die Sage vom Dornröschen, das in alle Lagen, nur nicht in die der Stube und des Spinnrockens paßte. Sie hatte anfangs dem schönen Mädchen ihre ganze Bewunderung gezollt, bald aber hatte sich die alte Erfahrung herausgestellt, daß wir Menschen vor Dem, was etwa auf unser eigenes Ebenbild hinaus kommt, doch zum Tod erschrecken können. Der Geisterglaube sagt, wer sich selber sähe, dem winke der Tod. Hertha sah in Frieda sich selbst, sah ihr Ideal der freien Selbstbestimmung, sah im ganzen Ulrich'schen Hause fesellose Existenz nach natürlichen Bedingungen, sah die Welt der Vorurtheilslosigkeit, von der sie so oft dem Vater und der jungen Mutter gesprochen — und nun — wenigstens sie selber gefiel sich nicht in der Rolle, die sie in dieser Welt mitspielte. Sie kam sich bleiern, schwer vor in dieser luftbeschwingten Beweglichkeit. Sie fand die Uebergänge des Denkens, die Unmittelbarkeit der Gesinnungen für ihre Art viel zu schroff, zu plötzlich. Sie konnte nicht folgen. Wenn der Mensch Andern gegenüber den Schein gewinnt, ein Pedant oder wenigstens ohne Liebenswürdigkeit zu sein, fängt er gewiß an, vor dem Spiegel der Eitelkeit oder — der Selbsterkenntniß ernste Musterungen anzustellen.

Sagen wir aber Alles. Ein menschliches Herz, das so voll und mächtig schlägt wie das Herz Hertha Wingolf's, begehrt des Ruhms der Zufriedenheit mit sich selbst. Wenn Hertha nach sechs Wochen ihres Aufenthalts in H. unter den mancherlei Anregungen, die sie suchte und fand, unter der Fülle von bedeutenden Thatsachen, die ihr mit der ganzen erhebenden Kraft, die allem Belebenden innewohnt, zuströmten, aufrichtig sein wollte über den Eindruck, den ihr Frieda, ihres Freundes Schwester, und das ganze Dasein der Genialität machte, so hätte sie eigentlich sagen müssen: Neid ist's, der dich verzehrt! Neid ist's, wenn dem Kinde Gottes Alles im Spiele zufällt, was du dir mühsam erst und künstlich erwerben mußt! Neid ist diese Scham über dich selbst, über deine Schwerfälligkeit und die bleierne Schwinge deines Wesens. Und Constantin hatte nicht ohne Ironie an den „guten Uhland", wie er ihn zur Bezeichnung des „überwundenen Standpunktes" nannte, erinnert, als er Frieda mit Dornröschen verglich. Ja, Frieda war die Naturpoesie und Hertha schien sich die Stubenpoesie. Es ist ein tiefer Zug der Misgunst, der sich in die Seele einschleichen kann, wenn man die geborenen Genien gaukeln und auf Blüten wie ein Schmetterling sich schaukeln sieht, Nichts beginnend, in Nichts sich mühend und doch allüberall Sieger und Herrscher. Der sicherste Instinkt gab Frieda immer die treffendsten Antworten. Alles und Jedes durfte sie wagen und es stand gerade ihr. Sie neckte die Gelehrsamkeit und zupfte an langen, erhabenen und feierlichen Zöpfen und wenn sie auch mit irgend einer von ihr nicht gewußten Thatsache übel ankam, selbst der Rückzug des Geständnisses, dumm gewesen zu sein, stand ihr klug und geistreich. Sie wußte in ihrer kurzen, schlagenden, epigrammatischen Art die Lacher so auf ihrer Seite zu behalten, daß sie aus ihren schwarzen Locken, aus ihren schelmischen Augen hervorlugte wie einer jener Elfen, von denen Hertha wußte, daß es Naturgeister und allerdings Geister ohne Seele sind. Hertha stand neben dieser Gaukelei feierlich wie eine Prophetin da, aber sie selbst, sie glaubte nur wie eine Dienerin, wie eine Schleppenträgerin neben ihr zu stehen. Anfangs machte sie sich Vorwürfe ob ihrer Eitelkeit, ihres Neides. Dann aber fühlte sie doch, daß ihr Trieb, in allen Dingen nach den letzten Gründen zu forschen, eine unwiderlegliche Berechtigung hatte. Und da Frieda Alles that ohne die letzten Gründe zu fragen und doch immer scheinbar Recht behielt, so fing sie an Frieda erziehen zu wollen. Da erntete sie denn Spott. O fall doch nicht über deine lange Schleppe! sagte Frieda einst. Der Ton war bitter.... Hertha fing an, sich von diesem Wesen geschieden zu fühlen.

Es gibt einen gezogenen und einen zuchtlosen Genius. Hertha klammerte sich an diesen Unterschied; denn sie wollte nicht dem Neide verfallen. Sie behauptete, vor dem Genius die größte Ehrfurcht zu fühlen, aber sie nannte den gezogenen Genius die künstlerische Weihe und Verklärung des rohen Naturtriebes, einen Schöpfer, Gestalter, Verlebendiger. Von diesem Merkmale hatte Frieda's Genius Nichts. Frieda's Genius war ein schelmischer Zerzupfer, ein lachender Zerstörer, er war negativ, wie auch der Genius des Bruders, der sich jetzt rüstete, Vorlesungen zu halten und mit einer Kritik aller Rechtsbegriffe im nächsten Semester seine akademische Laufbahn zu beginnen. Hertha sprach oft zu Constantin: O Freund, könnte doch Frieda einmal eingestehen, daß sie sich irgendwo geirrt hätte! Könnte sie doch der Reue fähig sein! Könnte sie doch einmal auch hören, statt nur zu sprechen! Könnte sie doch irgend ein Werk mit Aemsigkeit beginnen und es mit Ergebung bis zu irgend einem fertigen Ziele bringen! Wie klein erscheinen wir Alle gegen sie, aber trotz unsers Ernstes, unsers redlichen Eifers! Wir Thoren, wir lesen ein Buch erst, ehe wir es beurtheilen. Frieda blättert darin und spricht über seinen Inhalt nach drei Seiten. Sie verachtet die Musik. Warum? Weil sie sie nicht gründlich gelernt hat. Sie tanzt nicht. Warum? Weil sie im Tanze ohne Grazie ist, während sie außer der Tanzreihe im gewöhnlichen Leben wie eine Sylphide schwebt. Es ist ein seltsamer Widerspruch in diesem Mädchen und aufrichtig bezeichnet, Constantin, Frieda ist nicht Das, was wir gut nennen.

Constantin hörte, da er Hertha mit großer Schonung zu behandeln fortfuhr, solchem Grübeln scheinbar aufmerksam zu. Er suchte die immer mehr einreißende Trennung beider Charaktere, der Geliebten und der Schwester, zu vermitteln; allein im Grunde war er über Hertha ganz derselben Meinung wie seine Schwester. Er fand Hertha pedantisch und in ihrem Sichselberaufklärungseifer komisch. Ihm war geschehen, daß er selbst auf Stiftshof eine ganz neue Ordnung der Dinge einführte, daß Aurelia, die Trauernde, Gebeugte an ihm einen Antheil nahm, als wäre Baron von Gleichen neu erstanden, ihm war geschehen, daß Hans sich der ganzen Verbindung mit dem „Eigenthum-Diebstahl-Wesen" nicht mehr widersetzte, da Frieda seit der durch Hertha vermittelten Bekanntschaft mit Hans wie Puck mit den schlafenden Freiern des Sommernachtstraumes spielte; aber Hertha und Constantin, diese harmonirten nicht mehr, sie geriethen oft in grellen Widerspruch und Hertha war eigentlich die Einzige, die Constantin's Autorität bestritt. Wenn an den je nach der Witterung mehr oder minder lebhaften Theeabenden auf Stiftshof die Discussionen im lebhaftesten Gange waren, bewunderte Aurelie die leichte und nachlässige Art, wie Constantin in seinem Lehnsessel saß, mit seinem scharfen, durchdringenden Organ zwischen die Streitenden fuhr und ohne seinen freimüthigen Grundsätzen etwas zu vergeben doch den ganzen Beifall der Aristokratie sich gewinnen konnte; Hertha aber, die, wenn Alles auf den lächelnden, ironischen, scharf pointirend die Worte hineinschleudernden Freund blickte, sich dieses Besitzes doch hätte rühmen sollen, Hertha schauderte tief zusammen, wenn sie ewig und ewig doch nur Sätze, wie diese, hörte: Man muß ja lachen über die Anstrengungen, die sich's so Viele kosten lassen, fliegen zu lernen! Wer mit den Flügeln des Genius nicht auf die Welt gekommen, der mag alle Vögel im Walde fangen und ihren Flügelmechanismus untersuchen und nachahmen, er kommt doch nur zu Falle! Ich ziehe die fröhliche Unbedeutendheit aller gequälten Bedeutung vor. Und nicht blos unserm geistigen Schaffen im Bereiche der Kunst steht ja überall der Schweiß der Anstrengung auf der Stirn, sondern auch unsern Institutionen. Was ist denn, wenn man aufrichtig sein will, dieser Constitutionalismus anders als die trostloseste Halbheit? Entweder Cato's Republik oder Julius Cäsar Imperator. Was soll die Mitte? Entweder Amerika oder Rußland. Was quälen wir uns mit der Vermittelung von Gegensätzen,

die sich gegenseitig erst zu zerstören haben, bis ein Drittes, vielleicht dann Meinetwegen Besseres kommt!... Aehnliches wurde von Constantin täglich ausgesprochen.

An Entgegnungen fehlte es nicht. Doch behielt Constantin immer Recht, wie Jeder, der das Unzulängliche, Halbe im Interesse eines höhern oder bessern Ganzen, das entweder schon da war oder erst noch kommen soll, tadelt. Nur Hertha widersprach. Sie sagte einst: Sie leugnen, lieber Ulrichs, den Fortschritt des Menschengeschlechts, wenn Sie ewig nur an die rohe Naturkraft appelliren. Gibt es wol eine schönere Blüte unserer Epoche als die Uebereinkunft? Das Verlöbniß so zu sagen zwischen Recht und Pflicht und Kraft und Schwäche? Beruht nicht unsere ganze Civilisation auf dieser gegenseitigen Mäßigung, auf dem Takte der Zurückhaltung? Wie sich zwei Verlobte durch den Austausch ihrer Ringe gleichsam ihres Ichs entäußern, so sollen wir doch wol eigentlich auch immer in zwei Welten leben, in einer, die uns gehört und in einer, die dem Andern gehört. Wer nichts mit dem Andern austauschen mag, für Herz nicht Geist, für Geist nicht Herz gibt, der steht zuletzt einsam da und ich kann mir denken, daß ein Genius, der kein Mitleid mit der Menschenschwäche hat, zuletzt von irgend einem Felsen tiefverzweifelnd und über sein Alleinsein bejammernswürdig rasend, sich hinunterstürzen muß.

Diese Worte würden die feierliche Stille, die ihre Folge war, nicht hervorgebracht haben, wenn nicht in den Kreis der uns schon bekannte Justitiar Dammert eingetreten wäre, der sich die Erlaubniß, an den Abenden seiner Patronin Theil nehmen zu dürfen, selten nehmen ließ. Er kam von Lieberbach, erzählte einiges Abgerissene vom Pfarrhause, brachte Hansen von Landschütz vom alten Planer einige Mittheilungen über die Schulheizung und eine Kirchendachreparatur und zuletzt eröffnete sich durch seine dann aphoristischeren Auslassungen der Hinblick auf ein bekanntes Verhältniß, das gewisse Anwesende berührte. Man brach natürlich ab; selbst Frieda schaukelte sich nicht mehr in ihrem Lehnsessel, sondern sprach von der Rückkehr. Constantin beobachtete Hertha, die die Farbe wechselte. Die Geschwister gingen, begleitet von einigen Freunden aus der Stadt, und Frieda, um von Hans loszukommen, nicht ohne die gewöhnliche Weitläuftigkeit, daß er ihre Hand beim Abschiede gleichsam wie in der Falle hielt und von ihr erst alle die derben Worte hören wollte, die er auch von Frieda reichlich zu ernten pflegte; er gehörte zu den Menschen, die man scharf anfassen mußte, um ihnen zu gefallen — auch Frieda drängte mehr als gewöhnlich.

Die Dinge, die Dammert angeregt hatte, bezogen sich auf Agnes und Eberhard. Dammert hatte die Nachricht aus Lieberbach nicht ganz aussprechen mögen, die Jeder schon ahnte, die Nachricht von der an diesem Abend in seiner Gegenwart vollzogenen Verlobung Eberhard's mit Agnes. Wie Constantin und Frieda fort waren, kam die Nachricht ganz so heraus, wie sie der Sachlage entsprach.... Hertha's Hand zitterte schon, als sie Constantin Gute Nacht sagte. Man sah ihre Aufregung, man wußte, daß sie auf diese Endschaft einer durch sie selbst hervorgebrachten Verwickelung gespannt war; aber daß sie die Kunde von diesem Verlöbniß so erschüttert aufnehmen konnte, das lag in andern Gedankenreihen und Erfahrungen begründet, auf die wir zurückkommen müssen...

Ist es möglich, hatte nämlich Hertha eines Tages ausgerufen, daß es so bedeutungslose, so höchst gewöhnlichdenkende Männer geben kann, die etwas sich aneignen, was ein Anderer verschmäht wie dieser Eberhard Ott!

Es war gerade von dem Gerüchte die Rede gewesen, daß Eberhard Ott die verlassene Braut seines Freundes auszeichne, Lieberbach täglich besuche und sich zuletzt wol auch mit Agnes Planer vermählen würde.

Man brachte manche Erklärung. Weil Agnes eine Erbin wäre, ihr Vater vermögend, sagten die Einen und sogar in Constantin's Gegenwart. Constantin hätte diese Meinung berichtigen müssen. Er that es nicht. Wahrscheinlich weil er in die Lage hätte kommen

können, von einer fremden Lebens- und Herzensauffassung mit nachdrücklicherer Achtung sprechen zu müssen. Anerkennungen dieser Art waren ihm nicht gegeben. Man berichtete auch einst Eberhard, daß Constantin immer nur lächle, immer nur schweige, wenn von seinen Besuchen in Liederbach die Rede wäre. Eberhard schwieg; er war ja gefaßt auf allgemeine Misdeutung. Daß Constantin, der die Wahrheit kannte, auch schwieg, that ihm weh, doch sagte er nur zu einem gemeinschaftlichen Freunde: Diese Menschen werden nur feierlich, wenn sie vom Nichts sprechen.

Man wird das Reich der Fee Mab aus „Romeo und Julie" kennen. Der idealloſe Mercutio, Sinnenmensch und Lebensphiloſoph, wird weich, wenn er vom Sonnenstäubchen erzählt, von der Traumwelt, von der kleinen, kitzelnden, poetischen Bagatelle. In der That, auch Constantin konnte von Märchen, vom Helldunkel auf einer Landschaft, von einem Jagdvergnügen sprechen wie ein gläubiges Kind. Er war der übersättigte geistige Gourmand, der von aller Kunst zuletzt nur die Farbenwirkung, von aller Poesie nur das Volkslied, von allen Genüssen des Lebens nur die Idylle des Schwarzbrotes anerkennt. Was hätte er nicht zugeben, was aus der Tiefe herauserklären müssen, wenn er Eberhard's Handlungsweise von dem Makel einer gemeinen Speculation hätte befreien wollen! Seinen ganzen gegnerischen Standpunkt hätte er feststellen, hätte feierlich werden müssen, wie Jean Reps wirklich schon feierlich wurde, wenn von Eberhard die Rede kam. Jean Reps, von Eberhard genährt und gepflegt, war auf Uebergängen begriffen, die er „Krisen" nannte. Oft wiederholte er tiefsinnig und grübelnd Constantin's bekannten Wahlspruch: Entweder Republik oder Rußland. Aber Constantin verweigerte noch jede Anerkennung.

Erst von Aurelie erfuhr Hertha über Liederbach andere Thatsachen, als die sie von Constantin wußte. Agnesen wurde von Aurelien viel Lob gespendet. Einzelne Charakterzüge jedoch, die von Agnes dabei mit erzählt wurden, ließen sich kaum anders als nach der Auslegung einer Mischung von viel List mit viel Besonnenheit deuten. Natürlich wandte sich Hertha's Verachtung auch auf Agnes. Unwillig rief sie aus: Da gesellt sich ja die Männernatur der rechten alten Evaart unserer Mitschwestern! Ich kenne sie ja diese stillen sinnigen Mädchen, die sich den Aufschlag ihrer Augen im Spiegel einstudiren! Ich kenne sie ja diese Liebevollen, die ewig erzürnt von fremder Lästerung reden, nur um die Lästerung wiederholen zu können! Ich kenne sie ja bei uns Frauen diese kleinen Künste der Berechnung, diese spinnenhafte Umstrickung mit Harmlosigkeiten, diese Tücke des Hasses bei scheinbarer Liebe! Glauben Sie mir, Aurelie, diese Agnes hätte noch einen Geringern gewählt, als ein so niedrigdenkender Mann sein muß, wenn sie nur die Genugthuung gewinnen konnte, Constantin zu zeigen, wie leicht sie ihn zu vergessen wüßte!

Aurelie gab in Betreff Agnesens im Allgemeinen Recht und den Bräutigam Eberhard Ott kannte sie nicht.

Eines Abends aber sah Hertha endlich diesen Eberhard im Ulrichs'schen Hause. Sie erstaunte nicht wenig, von ihm einen Eindruck zu empfangen, der dem Bilde, das sie sich von ihm entworfen, nicht im mindesten entsprach. Eberhard war ernst und entschieden in seinen Aeußerungen, sein Ton stach fremdartig ab gegen den Ulrichs'schen Tumult, sie konnte den Widerspruch seines Seins und seines Thuns nicht begreifen; sie sah ihn seitwärts und mistrauisch mit langer Prüfung an. Auch Eberhard verrieth ein Interesse, endlich jener vielbesprochenen Hertha Wingolf ansichtig zu werden. In ein Gespräch kamen sie nicht. Eberhard schien in sich gekehrt und gedrückt.

Nachdem sah ihn Hertha öfter und wenn sie aufrichtig sein wollte, hatte sie Ursache sich einzugestehen, daß diese kurzen und immer bedeutungsvollen Begegnungen etwas ihre Phantasie in Gefahr brachten. Alles, was sie an Constantin schon irrte und beunruhigte, fehlte bei Eberhard. Und doch war auch Eberhard's Wesen durchgeistigt, seine Stirn die des Denkers, seine Rede gewählt, sein Urtheil nie oberflächlich. Ohne Zweifel fehlte Eberharden Con-

stantin's Esprit, aber sie mistraute ja diesem Esprit schon längst. Eberhard konnte und mußte fühlen, daß er anfing auf Hertha einen Einfluß zu gewinnen. Und sie mußte sich gestehen, daß Eberhard sie fast gewonnen hatte. Sie ging bald nur noch zu den Ulrichs, um vielleicht Eberhard zu begegnen. Sie hatte beobachtet, mit welcher Gewissenhaftigkeit er in der Weihnachtszeit auf jedes Glied des Hauses beglückend und bescherend einging, wie sicher er auswich aller wilden Anmuthung der Einfallsucht des Hauses, die sie schon längst aus tiefstem Herzen haßte. Da nie von Agnes die Rede war, nie in ihrer Gegenwart von ihr die Rede sein konnte, so wurde ihr Eberhard ein Mysterium. Er fing an ihre Phantasie zu beherrschen. Und sein Werth steigerte sich, als selbst Frieda vor ihm mit ihrem ganzen Wesen zuweilen Halt machte. Daß Constantin ihr einmal eingestand, Eberhard hätte Frieda geliebt, machte sie staunen. Sie fragte: Wie war es aber möglich, daß er dann eine Agnes wählte? Frieda trat hinzu. Constantin hatte eben eingeräumt: Ott ist sehr respectabel. Frieda gab nun die nähere Erklärung. Sie erzählte von dem Herbstabend, wo sie der „Unnatur" ein Ende gemacht hätte, weil sie ihrem Constantin hätte den Ort, in den er zurückkehren wollte, nicht verleiden mögen. Da ist denn, fuhr sie, als sie bis zu Agnesens Flucht aus dem Zimmer gekommen war, fort, da ist denn ohne Zweifel Eberhard in den Garten getreten und hat Agnes, wie sich denken läßt, in Thränen gefunden. Still standen dabei die Sterne am Himmel, die Astern blühten, einige Georginen schwankten noch mit verblühenden Kronen. Am Rebenspalier hatte Agnes, ohne Zweifel weinend gestanden und Eberhard kommt hinzu und sagt: Agnes, warum weinen Sie? Da ist sie denn natürlich vor Schmerz ohnmächtig geworden, ist ihm ans Herz gesunken und da hat sich denn auch sein Auge mit Rührung gefüllt und so nahm er den Ring Constantin's und gab ihn ihr und Agnes blickte fragend auf Eberhard und auf den Ring und weinte schon nicht mehr, im Errathen seiner Gedanken. Wir kennen das. Dann wird sie natürlich auch ihren Ring vom Finger nehmen und wird ihn zweideutig genug an Eberhard geben und so halb gegeben halb genommen, halb Schmerz, halb Trost, halb Kummer, halb Elend wird das ein Verlöbniß — schonender Rücksicht. Eberhard der Aermste konnte nicht anders. Sie werden beide unglücklich diese Menschen. Warum? Weil sie nicht die Kraft hatten, es auf einen einzigen Augenblick zu sein. Für diesen einzigen Augenblick sind sie's ewig.

Hertha horchte hoch auf. Ihr Herz stand still. Sie hörte Frieda zum ersten male eine Scene des Gefühls eigentlich ohne Spott und nur entsetzlich bitter, ja wie selbst verletzt, schildern. Sie sagte fast unhörbar: Und Sie, Frieda, Sie liebten Eberhard? Frieda, erröthend, schüttelte den Kopf und erwiderte: Ich hätt' ihn genommen, aber — da wir nicht passen, ist's besser. . . Frieda warf trotzig die schönen Lippen auf und entfernte sich.

Hertha, allein, wußte nicht, wie sie sich sammeln sollte. Sie vergegenwärtigte sich Alles noch einmal, was sie von Frieda gehört hatte. Die Sterne standen am Himmel, die Astern blühten, Agnes stand weinend und allein im entlaubten Garten am traubenlosen Rebenspalier. Eberhard kommt. Er gibt den Ring Constantins zagend, sie nimmt ihn weinend, — er voll Mitleid. . . Sie stockte bei allen diesen Gedanken. Sie malte die Scene sich immer neu aus. Sie sah diesen ihr schon so lieben und werthen Eberhard in der ganzen Situation vor sich. Sie sah sein Herz, seine Güte. . . Seit einem Jahre und länger hatte in ihren Augen keine Thräne gestanden. Sie weinte zum ersten male und über sich weinte sie. Ihr Stolz war durch irgend Etwas gedemüthigt, eine Welt war ihr, sie wußte nicht wodurch und wie, zerstört. Das sah sie. Es gab eine Tugend in der Schwäche. Es gab eine Entsagung mitten in dem Recht des Besitzes. Es gab eine Welt der Pflichten, die größer als die Welt der Rechte ist. Zwei Ringe, gebunden durch Bestimmung, gefeit durch den Fluch einer fremden Untreue, fesseln zwei andere Men-

schen, ziehen ihnen den magischen Kreis ewiger Gebundenheit — und der Sklave, der gehorchen soll, der beugt da so ruhig sein Haupt, und diese Ruhe und diese Demuth gibt ihm eine Krone, deren Glanz das Auge des Freien blendet. . . Eberhard Ott, der Edle, so hinausschreitend zu einer armen schwachen Mitschwester, so unter den Sternen stehend und nichts mit sich tragend als seine Manneskraft und Mannesfreiheit, und diese Kraft und Freiheit rein verschenkend, rein dahingebend aus Güte einem weinenden Mädchen, das er trösten will, sich verschenkend an ein Lebensloos, dem er sich mit Geduld und gesammelter Treue ewig zu widmen rüstet —! Hertha konnte dies Bild, fort und fort ausgemalt, nicht mehr von den Augen bannen, sie sah ewig nur Constantin's zurückgegebenen Ring, hörte ewig Eberhard's: „Agnes, weinen Sie nicht!" und immer nur dies milde Männerwort: „Agnes, weinen Sie nicht!" Sie war nahe daran, ihrem eigenen Geliebten zuzurufen: „O Constantin, Constantin, deine Welt ist falsch! Leb wohl! Unsere Bahnen sind auf immer geschieden!"

(Der Schluß dieses Capitels und das siebente: Bewährungen und Ausgänge, in nächster Nummer.)

Besuch einer chemischen Fabrik.

Von Professor Schödler in Worms.

II.

So lange der thierische Körper noch im Entstehen begriffen ist, sind an Stelle der Knochen nur Knorpel vorhanden, die jedoch später verhärten, indem zwischen die weiche Knorpelsubstanz die aus phosphorsaurem Kalk bestehenden Knochenkörperchen sich einlagern und dadurch dem ganzen Gebilde die erforderliche Festigkeit verleihen. Daher einerseits die Wichtigkeit der Knochen in der Oekonomie als Düngungsmittel und andererseits in der chemischen Fabrikation.

Die letztere verarbeitet die Knorpelsubstanz zu Leim und scheidet den Phosphor aus dem phosphorsauren Kalk. Zu diesem Ende werden die Knochen in geeigneten Behältern mit Salzsäure übergossen, welche das Kalksalz auflöst und den Knorpel zurückläßt, der dabei ganz die vorherige Gestalt des Knochens beibehält. Man glaubt Schenkelknochen, Wirbelbeine u. s. w. vor sich zu haben, in der That aber sind es nur Gallertmassen, welche deren Form besitzen. Dieselben werden von der Holzsäure durch Auswaschen gereinigt und zu Leim versotten.

Die von der Knochengallerte ablaufende saure Flüssigkeit enthält den phosphorsauren Kalk, der den festen Theil der Knochen bildete. Man versetzt sie mit dem ammoniakhaltigen Product der Destillation der übrigen thierischen Reste, wodurch einerseits Salmiak entsteht, den man einer weitern Reinigung unterwirft, während der phosphorsaure Kalk wieder in Form eines schlammigen Niederschlags erhalten wird. Es gelingt, mittels Schwefelsäure den Kalk theilweise von der Phosphorsäure zu trennen, und es wird alsdann zur letzten Operation geschritten, nämlich zur Abscheidung des Phosphors vom Sauerstoff. Zu diesem Zwecke wird die phosphorsäurehaltige Flüssigkeit mit Kohlenpulver vermengt, eingetrocknet, in irdene Retorten gefüllt, deren eine große Anzahl in Reihen zu beiden Seiten eines gemeinschaftlichen, sogenannten Galeerenofens demselben Feuer ausgesetzt werden. In hoher Temperatur wirkt die Kohle zersetzend auf die Phosphorsäure, indem sie mit dem Sauerstoff der letztern zu gasförmig entweichender Kohlensäure sich verbindet. Gleichzeitig entwickeln sich jedoch auch die Dämpfe des nun isolirten Phosphors, die sich, an die Luft gelangend, augenblicklich entzünden würden, wenn nicht die Mündungen jener Retorte in geeigneten Vorrichtungen unter Wasser getaucht wären. In diesem verdichtet sich der Phosphor zu Klumpen von braunrother Farbe und erhält nachmals

eine nothwendige Reinigung, indem er unter heißem Waſſer geſchmolzen und durch poröſes Leder gedrückt wird. Man pflegt den Phosphor alsdann in dünne Stengelchen zu formen und in dieſer Geſtalt in den Handel zu bringen.

Die wandernde gelehrte Geſellſchaft ſchickte ſich jetzt zu ihrem letzten Gange an. Er galt derjenigen Abtheilung des geſammten Fabrikweſens, die zuerſt von allen ſchon in großer Entfernung ſich den Geruchsnerven der Reiſenden bemerklich gemacht hatte, nämlich den Anſtalten zur trockenen Deſtillation von Thierkörpern und thieriſchen Abfällen der mannichfachſten Art. Dieſelben befanden ſich weit ab von den übrigen Gebäuden und waren überdies in Beziehung auf den herrſchenden Wind ſo angelegt, daß die unvermeidlich entweichenden übelriechenden Gasarten nur ſelten nach den andern Werken ſich verbreiteten. Hierher wanderten die abgelöſten Muskeltheile der mehrerwähnten Pferde und was ſonſt von kleinern todten Thierkörpern aus der Umgebung ſich bot — ja mehrmals fanden jene Tauſende von Ratten, welche die in den Abzugskanälen von Paris angeſtellten Razzias lieferten, hier ihre endliche Beſtimmung. Große gußeiſerne Keſſel, durch gewölbte Deckel verſchließbar, dienten zur Aufnahme aller dieſer wenig annehmlichen Subſtanzen, auf welche ſofort von außen die zerſetzende Wirkung des Feuers begann, während durch oben angebrachte Rohre die entſtehenden flüchtigen Producte nach geeigneten Verdichtungsapparaten geleitet wurden.

Die gemeine Erfahrung zeigt ſchon, daß thieriſche Stoffe, ſich ſelbſt überlaſſen, alsbald der unter dem Namen von Fäulniß oder Verweſung bekannten Zerſetzung allmälig anheimfallen. Unter Mitwirkung des Sauerſtoffs und der Feuchtigkeit der Atmoſphäre entſtehen nach und nach gasförmige Producte, der Körper verſchwindet, ſeine in die Luft übergegangenen Beſtandtheile werden unſichtbar über das Land verbreitet, um aufs Neue durch den Vegetationsproceß der Pflanze den Kreislauf der organiſchen Materie anzutreten. Nur die Knochenmaſſe, falls eine ſolche vorhanden war, nimmt an dieſem Zerfallen keinen Antheil; ſie allein bleibt alsdann übrig, als Grundriß des verſchwundenen Gebäudes. Auch wir ſuchen ſolche Zerſetzungsſtätten der thieriſchen Materie möglichſt aus unſerm Bereich entfernt zu halten; denn wenn ſchon ihre gasförmigen Producte unſichtbar in die Atmoſphäre entweichen, ſo erheben ſie ſich doch keineswegs geruchlos. Man wende ſich nicht ab, wenn hier jenes heftigen, ſtechenden und die Augen reizenden Geruchs Erwähnung geſchieht, den namentlich bei feuchter Witterung die Cloaken ausſtoßen — derſelbe gehört einem Gaſe an, dem Ammoniak, das in tauſenden der eleganteſten Smelling-bottles im pretiös reinlichen England von den Händen zarter Ladies ſo oft zur Naſe geführt wird — das in verſchiedener Verbindung zu den wirkſamſten, die Haut- und Gefäßthätigkeit erregendſten Arzneimitteln gehört, das wegen ſeiner alkaliſchen und flüchtigen Beſchaffenheit in zahlloſen chemiſchen und techniſchen Proceſſen eine ungemein wichtige Rolle ſpielt.

Kein Wunder alſo, wenn dieſes Ammoniak Gegenſtand einer großartigen Fabrikation geworden iſt. Die thieriſche Materie wird zu deſſen Erzeugung jedoch nicht der freiwilligen Zerſetzung überlaſſen, welche die entſtehenden Producte in die Atmoſphäre zerſtreut, ſondern in den bereits beſchriebenen Vorrichtungen erhitzt, eine Operation, die mit dem Namen der trockenen Deſtillation belegt wird, da hier die Mitwirkung des bei der Fäulniß von außen hinzutretenden Waſſers ausgeſchloſſen iſt. Auch der Einfluß des atmoſphäriſchen Sauerſtoffs iſt in dieſem Falle beſeitigt und es können daher die entſtehenden Producte ihre Beſtandtheile lediglich aus dem Thierkörper ſelbſt entnehmen. Der Verlauf der trockenen Deſtillation iſt deshalb ſehr verſchieden von dem der Verweſung. Im Anfange bilden ſich brennbare Kohlenwaſſerſtoffgaſe, die ſogleich wieder unter den Keſſel geleitet und zur Feuerung deſſelben benutzt werden. Dann treten flüchtige, ölartige Verbindungen von durchdringendem Geruche auf in Begleitung von Schwefelwaſſerſtoff, Kohlen-

säure und Ammoniak, welche in den mit Wasser versehenen Verdichtungsbehältern angesammelt werden. Endlich erscheint braunes und dickflüssiges, theerartiges Oel und Theer, während ein hauptsächlich aus Kohle bestehender Rückstand in dem Kessel angetroffen wird.

Von den ölartigen und theerähnlichen Flüssigkeiten, die hierbei entstehen, ist trotz ihres furchtbaren Geruchs und Geschmacks eine, wiewol sehr beschränkte medicinische Anwendung gemacht worden. Sie sind viel mehr ein lästiges als werthvolles Product, das man als Brennmaterial zu verwenden sucht. Dagegen ist es die wässerige, ammoniakhaltige Flüssigkeit, die schon lange unter dem Namen Hirschhorngeist ein kräftiges, vielfach angewendetes Heilmittel ist und welche, wie früher erwähnt, zur Darstellung des Salmiaks und des ammoniakhaltigen Alauns in großem Maße ihre Anwendung findet.

Wollen wir nochmals einen Blick über die ganze, in diesem Fabrikbetriebe bewirkte Metamorphose der Materie gewinnen, so geschieht dies leicht in Form einer Gleichung, wo auf einer Seite das eingeführte Rohmaterial, auf der andern das ausgeführte chemische Product verzeichnet ist wie folgt:

Zugeführtes Material:		Ausgeführte Producte:
a) Naturproducte: Thonschiefer; Thierkörper; Sauerstoff; Wasser. b) Kunstproducte: Pottasche; Schwefelsäure; Salzsäure.	=	Alaun; Eisenvitriol; Pariserroth; Blutlaugensalz; Berlinerblau; Leim; Phosphor; Salmiak; kohlensaures Ammoniak; Gyps; flüchtiges Thieröl.

„Mit fremden Schätzen reich beladen" — bestehend in auserlesenen octaëdrischen Krystallen von Alaun, Prachtexemplaren von Blutlaugensalz, Musterkarten von Berlinerblau u. a. m., die bestimmt waren, den spätern Vorlesungen zur Illustration und Belebung zu dienen, kehrten die Professoren nach dem Directorialhause zurück, wo ein festliches Mahl die der Wissenschaft von Seiten der Industrie bewiesene Huldigung würdig abschloß.

Und fürchten Sie keinen Nachtheil, fragte ein Gast den Director, indem Sie sachverständigen Männern Ihre ganze Geschäftseinrichtung auf diese Weise darlegen?

Bei Gelehrten nehmen wir niemals Anstand, dieses zu thun, erwiderte der Director, denn die Erfahrung hat uns gezeigt, daß uns hieraus noch niemals ein Nachtheil, wol aber mehrfacher Vortheil entstanden ist. Mitunter haben sich Bemerkungen, Ideen, Winke, welche Männer dieser Art nur gelegentlich bei der beschauenden Durchwanderung fallen ließen, in ihrer Verfolgung als wahre Goldkörner erwiesen. Jede Berührung mit der Wissenschaft ist ein Segen für die Industrie!*)

Die große Türkenschlacht bei Dresden.

Ein Blick in die Zukunft.

Der alte Knobelsdorf, von seinen Bekannten Knobloch geheißen, war eine auffallende Erscheinung. Er war klein von Figur, aber trotzdem, daß er hoch in die Achtzig zählen mochte, floß doch noch von seinem Haupte um das verwetterte Antlitz auf seine Schultern ein Reichthum langer silberweißer Haare hernieder. In seiner Jugend war Knobelsdorf sächsischer Soldat gewesen. Er hatte die wechselvollen Kriegsjahre und Schicksale der Armee

*) Eine weitere wissenschaftliche Ausführung des gegenwärtigen Standes der Chemie findet sich in der „Gegenwart", welchem größern periodischen Werke aus seinem noch ungedruckten Materiale auch die vorstehenden Skizzen mit Erlaubniß des Hrn. Verfassers entlehnt wurden. Der Her.

von 1806 bis 1816 mit durchgemacht und stand dann abwechselnd im Dienst bei den Bauern, bald als Feld-, bald als Wildhüter oder Schäferknecht. Zuletzt lebte er von milden Gaben unterstützt in Dresden und saß dann und wann als Modell in den Ateliers der Künstler.

In der wachen Einsamkeit der Nächte und mit der Noth der Jahre (später ward Knobelsdorf sehr blöde auf seinen Augen) hatte sich in seinem Geist eine eigenthümliche Welt- und Religionsanschauung entwickelt. Er war katholisch erzogen, hatte aber einen außerordentlichen Haß auf die Geistlichkeit und besonders auf die höhere geworfen; er schien an Vorbedeutungen, Ahnungen und Anzeichen zukünftiger Dinge zu glauben.

Auch in meinem Atelier saß er zuweilen als Modell für meine Schüler.

Wenn eine Pause eintrat oder die jungen Leute hinausgegangen waren, regte ich ihn oftmals zum Reden an, wodurch ich nach und nach sein Schicksal, seine eigenthümlichen Ansichten und Meinungen erfuhr. Der Alte war keineswegs beschränkt, aber mistrauisch; besonders gegen Jüngere, deren Spott er fürchtete. Man konnte sich jedoch sein ganzes Vertrauen erwerben, wenn man nur recht unzufrieden über die Zeiten sprach, auf die heutige Jugend schalt und die alten vergangenen Tage lobte.

Eines Tags saß Knobelsdorf in meinem Hause einem der jungen Männer Modell. Als Schäfer war er in seinen eigenen grauen Mantel gehüllt, einen Mantel, von dem das Lied wörtlich paßte: „Schier dreißig Jahre bist du alt!“ Aus jedem zurückgelegten Jahre war ein Andenken in farbigen Flicken bewahrt. Knobelsdorf's Hände ruhten auf einen knotigen Stab gestützt, er erzählte dabei Vieles von der Schlechtigkeit seiner Nachbarschaft.

Ja, lieber Knobloch, begann ich, was soll noch daraus werden! Nirgends hört man was Gutes! Ueberall Unzufriedenheit! Ein Unheil ums andere melden die Zeitungen! Selten Erfreuliches. Handel und Gewerbe stocken. Dazu Theuerung und bedrohliche Kriegsaussichten!

Das war die Methode, um Knobelsdorf beredt zu machen.

Ja, mein Herr! — begann er — es wird aber noch lange nicht besser werden! Erst muß es ganz schlimm kommen! Diese hiesige Stadt Dresden hat blutige Kämpfe gesehen. Auch Bruderblut ist in diesen Straßen geflossen. Allein das ist Alles noch nichts gegen Das, was noch kommen wird.

Nun erhob er die abgemagerte Hand von seinem Knotenstock und streckte sie aus wie ein Seher. Seine Weissagung lautete folgendermaßen:

Fürchterliche Kämpfe wird es geben, und zwar hier in Dresden! Hier werden sich wieder alle Völker herumschlagen! Hier werden sie Alle wieder zusammenkommen! Auf dem Neumarkte werden die Rosse der Streiter bis an den Leib im Blute waten. Nämlich der Türke wird herauskommen. Er wird Alles vor sich her wegjagen und wie eine schwarze Wolke das ganze Land überschatten. So zahlreich werden seine Krieger herbeiziehen. Die Zwietracht der Völker wird der türkische Kaiser zu benutzen wissen und erst wenn der letzte Schlag schon beinahe auf die Christenheit gekommen ist, dann werden die christlichen Völker sich einigen. Glauben Sie mir! Zwischen Dresden und Pirna steht ein alter Baum. An diesem Baume befindet sich ein goldener Ring. Niemand kann diesen Baum und diesen goldenen Ring sehen und hat ihn gesehen. Aber der türkische Sultan, der wird ihn sehen! Der wird am Abende vor der großen Schlacht bei Dresden die Zügel seines weißen Rosses durch diesen Ring schlingen und wird daselbst in seinem Zelte ruhen. Und dieses wird sein Letztes sein. In dieser großen Schlacht bei Dresden wird dem türkischen Reiche auf ewig ein Ende gemacht werden. Das Kreuz wird siegen über den Halbmond für immer! Dann aber, wer Das erlebt, dann erst wird Glück und ewiger Friede sein auf Erden! Dann werden sie Alle erkennen, daß sie Brüder sind, der Franzos und der

Polack, der Russe und der Deutsche, alle Völker, die im Mittag hinterm Gebirge, sowie die, die drüben überm großen Wasser wohnen!

Der alte Knobelsdorf ist kürzlich gestorben. Wir wollten doch nicht verfehlen, seine Weissagung bekannt zu machen. Sie ist immerhin ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. W.

Anregungen.

Das Große im Kleinen.

Eine der auffallendsten Bemerkungen, die im Gebiete freiern Denkens über die Natur wiederkehren, ist die, daß hier das scheinbar Verschiedenartigste und einander Gleichgültigste als gegenseitig bedingend und bestimmend erfunden wird. Ein Ueberblick im Großen über allgemeine Resultate, verglichen mit den Wegen, welche der sinnende Geist eingeschlagen hat, um den großen Gedanken der Natur nachzudenken, ist vorzüglich geeignet, diese Reflexion durch eine Fülle von Beispielen zu unterstützen. Will man im Historischen sich darüber streiten, ob man kleinen Ursachen große Folgen zuschreiben dürfe, so zeigt jeder Schritt in der Geschichte der Naturwissenschaften das unbezweifelte Seitenstück dazu: Daß nämlich die unbedeutendsten Mittel über die wichtigsten Fragen entscheiden. Es liegt dies in dem unendlichen Zusammenhange natürlicher Erscheinungsweisen, einem Zusammenhange, welcher Ableitungen möglich macht, die oft das Sinnigste vom scheinbar Widersinnigsten herleiten. Aber auch nur scheinbar. Ex ungue leonem, aus der Tatze den Löwen! heißt es im beinahe wörtlichen Sinn, wenn man an das scharfsinnige Verfahren denkt, welches einige Disciplinen der Naturwissenschaften jetzt charakterisirt. Ein Hinweis auf das Wesen der vergleichenden Anatomie und ihre Anwendung auf vorweltliche Organismen könnte hinreichen, um den Ausspruch, daß es in der Natur nichts Kleines, nichts zusammenhangslos Unwichtiges, Vereinzeltes gibt, in sein wahres Licht zu setzen. Es ist ein Riesengedanke, von der Gestalt eines vereinzelten Zahns, ja einer Facette desselben durch ungesuchte Schlüsse auf den Charakter eines Gebirges hinüberzuschließen; und schon lange leiten Muscheln oder Muschelabdrücke das Urtheil des Geognosten, wo ihn andere Kennzeichen verlassen, und ermächtigen ihn, das Gebirge des fernsten Landes für einen Verwandten der heimatlichen Berge zu erklären.

Die theologische Ansicht vom Tischrücken.

Man wird in Gesellschaften, wo das Thema des Tags, Tischrücken und Geisterklopfen, besprochen wird, oft bemerkt haben, daß kirchlichgesinnte Gemüther sich in einer gewissen Neutralität über diese Frage halten. Sie würden eine Mehrung des Glaubensstoffes an sich sehr gern hinnehmen, wenn sich ihnen nicht die allerdings merkwürdige Thatsache bedenklich zeigte, daß auch die sogenannten liberalen und freigesinnten Leute geneigt scheinen, an die neuentdeckt sein sollende Naturkraft zu glauben. Das menschliche Gemüth hat einmal unter allen Umständen das Glaubensbedürfniß und ist es nicht hier, so scheint es muß es wol anderswo zur Befriedigung kommen. Der Cultus der Natur, der unsere Zeitgenossen charakterisirt, will seine Geheimnisse so gut haben wie sonst der Cultus des Geistes.

Den strengkirchlichen, bisher neutral gebliebenen Gemüthern hat nun Professor Hengstenberg in der „Evangelischen Kirchenzeitung" gesagt, was sie von diesem Tisch-Spuk denken sollen: „Wir haben bisher Anstand genommen", heißt es daselbst, „das unheimliche Gebiet der kreisenden Tische und der klopfenden Geister zu berühren, weil wir es für eine gleichgültige Sache gehalten haben, ob die Tische bei dem Einen stehen oder bei dem Andern gehen, so lange kein weiterer Unfug damit getrieben wird, und weil wir es nicht nöthig gehalten haben, unsern Abscheu gegen den heidnischen Greuel auszusprechen, welcher hin und wieder mit der Klopfgeisterei getrieben wird. Die rotirenden Tische sind bereits aller Orten mit Klopfgeistern in Verbindung getreten und durch der Letztern Mund zu Propheten geworden. Damit ist die Sache in das Gebiet der unbedingtesten Verwerflichkeit eingetreten. Es ist eine Pflicht, mit dem Worte Gottes in der Hand diesen modernen Unfug und Greuel beim rechten Namen zu nennen. Wir warnen Christen aufs ernstlichste, sich in derartige Experimente einzulassen. Hier gilt 5. Mose 18, 9—12: . . . «daß nicht unter dir gefunden werde, der seinen Sohn oder Tochter durchs Feuer gehen lasse, oder ein Weissager oder ein Tagewähler, oder der auf Vogelgeschrei achte, oder ein Zauberer, oder Beschwörer, oder Wahrsager oder Zeichendeuter, oder der die Todten frage. Denn wer Solches thut, der ist dem Herrn ein Greuel.»"

Daß freilich unter so schwierigen und derartig beengten Umständen die experimentirenden Naturwissenschaften überhaupt der orthodoxen Auffassung gegenüber einen unmöglichen Stand haben und einer der Nachfolger Mosis, Held Josua, mit seinem bekannten Ausspruche: „Sonne, stehe still!“ dennoch Recht haben müßte, ist freilich nach dieser Auffassung der klopfenden und kreisenden Tische auch eine natürliche Folgerung.

Das Geld auf der Bühne.

Die deutsche Pariserin, von der wir kürzlich in unsern „Unterhaltungen“ (Nr. 35) einen Frühlingsmorgen an der Seine geschildert lasen, sagte in ihrer anmuthigen Causerie u. a. über Ponsard's Drama: „Geld und Ehre“: „Ich für meine Person habe zu Hause täglich so viel zu rechnen, daß ich die Stücke nicht leiden kann, wo ich mich mit Ziffern herumschlagen, Hauptbücher durchsehen und ununterbrochen Geld klimpern hören muß.“

Dies Urtheil ist leicht ausgesprochen, von den dramatischen Dichtern unserer Tage aber schwer zu vermeiden. Wenn bei Kotzebue und Iffland das Geld eine große Rolle spielte, so konnte man ihnen Vorwürfe machen. Ihre Zeit bot der Hebel und dramatischen Motive andere, edlere und wirksamere. In unsern Tagen aber ist das Geld so sehr Ausdruck der ganzen Epoche geworden, daß man in Stücken, die „dem Jahrhundert den Spiegel vorhalten“ sollen, es gar nicht mehr umgehen kann. Der Existenzjammer ist das moderne Fatum, Geld der Götze, dem das Edlere geopfert wird. Welcher Dichter kann jetzt noch Conversationsstücke aus der Zeit schreiben, die sich der Beziehung zum Gelde ganz enthielten? Sigislinde freilich, die fromme Rittermaid des Herrn von Redwitz, will unter dem Schutze hoher Herrschaften dem Bühnenwesen eine neue Richtung geben, aber das Publicum wird immer wieder auf die moderne, deutsche und französische weltliche Dramatik zurückkommen. Dann aber können die Dichter nicht anders, als so kluge Frauen, wie es jene Briefstellerin war, die über die mit einem Chinesen in der Kapelle St.-Sulpice vorgenommene Scene so geistreich scherzen konnte, zu bitten, Stücke, in denen Geldsäcke ausgeschüttet werden, Coupons geschnitten, Fallissements drohen oder wegen fallender Papiere die Familien sich in tausend Schwierigkeiten befinden, nicht wieder so unbedingt zu perhorresciren. Diese Motive gehören zu unserer Zeit so nothwendig, wie zu den Ritter- und Königsstücken Shakespeare's die Ehre, der Lehnseid und die Schwerter und zu den Heldendramen des Sophokles die Ungeheuer, der Zorn der Götter und die genealogischen Verwickelungen des Schicksals.

Eine Schweizeraussicht.

Bei Gelegenheit der Cretinen rühmten wir (Nr. 39) die reizende Lage des Abendberges bei Interlaken. Einen Morgen auf dieser Höhe durfte der württembergische Arzt Dr. Rösch kürzlich mit den Worten beschreiben: „Wem irgend der Sinn für die Größe und Schönheit der Natur nicht ganz erloschen ist, dem bietet sich vom Abendberg aus an einem Morgen, wo die Sonne aufsteigt, den Berg prachtvoll beleuchtend, ein Anblick dar, welcher ihn wunderbar fesselt und ergreift. Tief unten still und klar der Thuner- und Brienzersee, auf denen schon früh am Morgen da und dort ein Schifflein die sanfte Wasserstraße dahinfährt, rechts und links scharf begrenzt von mächtigen Bergreihen mit ihren jähen Felswänden, ihren hohen Spitzen, Graten und Hörnern, verbunden durch die Aar, die wie ein Silberstreifen das die Seen trennende grüne Thal durchzieht, welches reichbewohnt und angebaut die Alpen belebt; die winzigen Häuser im Thale zerstreut und in Bäumen versteckt; gegen Mittag und Abend die Bergspalte des nach Grindelwald und Lauterbrunnen führenden Lütschinenthals, die dasselbe begrenzenden, hochansteigenden, theils felsigen, theils mit schöner Weide und Wald bedeckten Bergzüge mit ihren vielen Windungen und hinten in einer Lücke, welche die Vorberge lassen, die von der Morgensonne beleuchteten, in ihrer ganzen Hoheit zum Himmel emporragenden Beherrscher des berner Oberlandes: Die Jungfrau, Eiger, Mönch, und neben diesen die beiden Spitzen des Wetterhorns, wie Finger, die gen Himmel deuten, und über dem Auge des Beschauers das klare blaue Gewölbe mit dem hellen Gestirn, dem wir dieses prachtvolle Schauspiel verdanken!“

Der Ehrgeiz.

Wenn edle Naturen ehrgeizig sind, so sind sie es meist weit weniger um ihrer selbst willen als um Derentwillen, die sie lieben und denen sie gern die ungetrübte Freude auch ihres Namens gönnen.

Zu Moleschott's Stoffeinheit.

Ist nicht auch der Seidenwurm
Als Thier der Maulbeerbaum?
Und nicht der Maulbeerbaum
Als Pflanze der Seidenwurm?

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 42. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Sechstes Capitel.

Der Stiftshof und die Symbolik eines Ringes.

(Fortsetzung und Schluß.)

So weit war Hertha in ihren Empfindungen gekommen an jenem Abend — es war im Januar — als sie zu Constantin das Gleichniß vom Verlöbniß gesprochen.

Der Justitiar Dammert brachte die Nachricht, daß die Verlobung zwischen Eberhard und Agnes wirklich gefeiert worden. Es ergriff Hertha bei diesem Worte ein Herzenskrampf. Wenn es eine Liebe gab, so fühlte sie, daß sie nur Eberhard Ott liebte. Sie dachte nicht daran, ihn sich zu gewinnen, ihn diese Neigung fühlen zu lassen, das schwache Kind in Liederbach aufs Neue in einen Jammer zu stürzen, aus dem es sich schon einmal auf eine für das Geschlecht vielleicht nicht ganz ehrenvolle Weise gerettet hatte. Aber die Ruhe ihres Herzens war hin. Sie fühlte, daß sie an Constantin nur den Verstand geliebt hatte und ihn schon lange täuschte. Sie verachtete sich selbst, als sie ihn bat: Constantin, geben Sie mir den Ring Agnesens, den Ihnen Eberhard zurückbrachte! Er erröthete und sagte: Sollen auch wir uns verloben? War das neulich Ihre Meinung? Ja, antwortete sie mit einer Verstellung, über deren fernere Ausdauer sie selbst erschrak. Sie wollte nur den Ring haben, den Agnes an Eberhard zurückgegeben. Sie sah den Reifen voll wahnbethörter Eifersucht an. Die alte Jahreszahl 1841 erschreckte sie nicht, Constantin's Name erschreckte sie nicht. Sie sah nur, daß Eberhard diesen Ring an jenem Herbstabend getragen; sie versank bei seinem Anblick in Gedanken, die ihr die Welt in einer andern Gliederung zeigten, als sie eine solche bisher von ihr geträumt hatte.

Ein Monat der schmerzlichsten Pein verrann. Die Qual hoffnungsloser Liebe ist namenlos. Sogar in seinem Leid erkannt, verrathen, vielleicht verspottet zu werden, kann Linderung sein einem um Liebe verzweifelnden Herzen. Der festeste Wille hat die Kraft nicht, die Ursache der Leiden an der Wurzel aus dem Herzen zu reißen. Es

ist eine Vorstellung, eine Phantasie Was uns quält, man weiß es, es ist ein bloßes Spiel der träumenden Hingebung, die sich in Fesseln schlagen läßt, in Fesseln, die man selbst schmiedet und man kann doch nicht los davon; immer und immer tritt das Bild des hoffnungslosen Glücks vor unser Auge und verwischte es die zerstreuende Welt, doch träten wir abseits und schlössen die Augen und lebten nur mit unserm Bilde, das wir uns selbst beschwören und aus dem Nichts immer wieder neu hervorzaubern müssen. Und wie spottet meist die Wahrheit unserer Träume! Man genießt im Geiste alle Seligkeiten des Besitzes, der Erklärung und des endlichen Verständnisses mit dem geliebtesten Wesen und denselben Augenblick schreitet es lachend, kalt und von den Formen der Geselligkeit beherrscht an uns vorüber; dennoch liegt das Unerreichbare in unserm Arme und tausend süße Namen der Zärtlichkeit stammeln wir den höhnenden Winden! Hoffnungslose Liebe zehrt wie ein Siechthum des Geistes, das zuletzt auch dessen leibliche Hülle zerstört. Kommt keine Rettung von innen oder außen, so welken wir hin.

Für Hertha war dieser Zustand um so entsetzlicher, als sich mit ihm eine Umwälzung aller ihrer Anschauungen verband. Der stolze, herausfodernde Sinn der freien Selbstbestimmung war im Erlöschen. Gebrochen war diese schlanke Pappel, deren Laub wol zitternd bewegt im Winde bebt, deren Stamm aber einst nur ein Sturm entwurzeln konnte. Das war Alles hin. Was ihr früher den Muth gegeben, sich gegen die Ansprüche der Sitte und Meinung zu rüsten, hielt nicht Stand mehr. Zaghaft wurde die Haltung, scheu das gesprochene Wort und elegisch das geschriebene. Hertha schloß ihre Bücher, ihr Piano verstummte; die Gegenstände der Selbstbelehrung, die sie um sich zu verbreiten pflegte, standen ohne Ueberredung da. Alles war ohne Bedeutung und werthlos. Der belebende Hauch, der von Constantin schon lange nicht mehr wehte, konnte jetzt nur noch aus einer Gegend kommen, die für sie dem Tode gleich war. Daß sie Constantin den Zustand ihres Herzens verschwieg, daß sie nicht weiter ging, als diesem zuweilen heftig zu widersprechen und mit Ergebung sich in die Auffassungen der Andern zu fügen, das war schon ein Theil ihres Leides. Denn sie, sie, die nie die Wahrheit umgangen, sie, Hertha Wingolf, heuchelte. Von den lichten Bezirken der Wahrheit konnte sie abirren und so hindämmern in dem süßschmerzlichen Lebenszwielichte eines überwundenen hoffnungslosen Mädchenherzens.

Oft trieb es Hertha von dieser Ergebung empor. Oft rief es in ihr: Diesen Zustand der Feigheit erträgst du nicht! Ueberwunden wardst auch du von dem Gifte, das alles Frauenthum verdorben hat, von dieser eingestandenen Leere und Ohnmacht des Herzens? Thorheit! Thorheit! rief sie. Aber sie sah Eberhard, redete mit ihm, vernahm den sichern und festen Gang, mit dem ein Stillgeliebter durchs Leben schritt und sie hätte seine Hand halten, an ihn sich klammern, ihm folgen mögen, willenlos, hinhörend nur seinen Befehlen, dienend und ergeben in jedes Loos, das nur der geliebte Mann über sie auswerfen würde. Seine Welt war schon längst die ihrige. Sein Sein und Wollen umschwebte sie mit dem leichtbeschwingten Fluge eines nie endenden, bis ins Kleinste gehenden Interesses. Sie hatte sogar Anwandlungen, in Liederbach wie eine Parze aufzutreten, unerbittlich zerschneidend das Band, das die nun stolz ihr Haupt erhebende „Evatochter" um Eberhard gesponnen. Nicht mehr rief es dann in ihr: Wie unglücklich würde sie sein und wie unglücklich sind wir Frauen alle! Nein, ihr Ruf war schon: Wie unglücklich seid ihr Männer! Titanen und so duldsam unsere elenden Fesseln tragend! Zu den Sternen sollte euer Flug gehen und wir nur halten ihn nieder! Daß Eberhard heiter und ergeben schien, ließ ihn ihr jetzt nicht mehr gering erscheinen. Hertha sah in seinen Mienen nur den Widerglanz jener Ergebung, die das Dasein zwar keineswegs ganz so nimmt wie es einmal ist, aber in der Hauptsache doch nur wie eine Wallfahrt durch seine Finsternisse, wie ein mühevolles Durchwinden durch seine Schwierigkeiten. Die

Stoiker hatten schon Eberhard's Maxime: Wir leben nicht um uns, sondern wir leben um die Andern.

Im endenden Winter, in den letzten Tagen des Februar war Hertha nahe daran, sich einst Eberhard zu verrathen. Daß Agnesens Verlobter von dem Werthe, den er für Hertha gewonnen, eine Ahnung hatte, ließ sich bei seiner prüfenden Beobachtung erwarten und Agnes, die auf Stiftshof Hertha zuweilen begegnete, kannte das Glück, das sie erobert hatte, gewiß in seiner ganzen Bedeutung und hütete es mit der ihr eigenen bedächtigen List, die Hertha oft bitter belächelte. Agnes, doch ein gefälliges und sicher sehr praktisches Wesen, hatte sich ein großes Glück gewonnen, sie liebte Eberhard mit der Eifersucht, die ein Künstler für sein eignes Werk empfindet. Je weniger sie zwar annehmen konnte, daß Eberhard, ohne den Auftrag Constantin's ihr begegnend, seine Wahl auf sie gerichtet haben würde, desto ämsiger schien sie nun bemüht, auch jeder Neue in Eberhard's Herzen vorzubeugen und es bahnte sich dadurch jene vortreffliche Rücksichtsnahme und Achtung an, die in der Ehe oft ein bindenderer Kitt zu werden bestimmt ist, als die Liebe, diese allerdings höher thronende Empfindung, die aber Launen hat wie eine Königin. Agnes liebte Eberhard. Dieser schätzte sie. Warum sollte ein solcher Bund nicht Bestand haben?

An einem jener letzten Februartage wurde Hans von Landschützens Geburtstag gefeiert. Eine große Gesellschaft war zu Tisch geladen. Man hatte aus allen Treibhäusern Spenden gebracht und den Junker wie ein Opferlamm umringt und geschmückt. Und was nicht an lebendigen Blumen ihm gestreut wurde, kam ihm an gestickten. Auf neuen Teppichen wandelte sein heute ganz besonders glanzvoll gestrnißter Fuß, der zu seinen kolossalen obern Dimensionen klein und zierlich war. Cigarrentaschen und Notizenbücher und selbst Bequemlichkeiten für seine alte Antipathie, die Eisenbahnen, hatte man ihm verehrt und die heiterangeregte Gesellschaft brachte bis nach vier Uhr an einer köstlichen Tafel zu. Auch Constantin war zugegen und herrschte natürlich auch hier, da sein helles Organ überall vernommen wurde und ihm der Stiftshof ohnehin schon ganz unterthänig war. Frieda saß Hansen gegenüber. Aurelie hatte Eberhard zu Hertha setzen wollen, aber da Agnes einer leichten Unpäßlichkeit wegen fehlte, so entstand in den Anordnungen eine Störung und Eberhard kam an ihre eigne Seite. Nach dem Mahle nahm man Hüte und Shawls und begab sich in den umfangreichen Park, der mit einigen immergrünen Bosketts schon einen Eindruck des ersehnten Wiedererwachens der Natur gab. In der ausgelassensten Laune war Frieda. Nicht immer gleich in ihren Stimmungen und oft bis zur Unart dann verdrießlich hatte sie heute einen glänzenden Tag. Die Erzählung ihrer Befreiung des Geisbocks an Ort und Stelle unterhielt Alle.

Nur Eberhard und Hertha gingen abseits. Ein Vergleich von Sonst und Jetzt lag nahe. Es war offenkundig, daß Hans von Landschütz sich von Frieda Ulrichs hatte wie verzaubern lassen. Hans strich durch den Park wie Falstaff, den die in Elfen verkleideten lustigen Weiber von Windsor zwickten und neckten. Mit der linken Hand seinen langen rothen Kinnbart streichelnd, war er mit der Rechten immer nur damit beschäftigt, das Kind Gottes von zuweitgehenden Thorheiten abzuhalten. Den Herren entriß sie die Cigarren, um mit der Asche den kleinen Sandsteingöttern, die hier und da in den Bosketts versteckt standen, Schnurrbärte zu malen. Vor einem hübschgeformten kleinen Amor stillstehend, den Frieda bemalt hatte, sagte Eberhard:

Diesen Glücklichen ist doch Alles Zopf! Selbst Amor!

Alles, was sich besinnt, ehe es handelt! sagte Hertha.

Das ist es. Wir Alle sind ihr Zopf, fiel Eberhard ein und bediente sich der Freiheit des Scherzes, die ihm Hertha schon eingeräumt hatte.

Hertha sprach aus, was sie mit schweren Kämpfen des Herzens seither über denjenigen Geist in Erfahrung gebracht, den sie früher bewundert hatte.

Ich kenne ihn ganz, diesen Dünkel des Nihilismus! sagte sie. Ich kenne sie ganz, diese sichere Eingebung des Augenblicks, die nicht selten herrliche, reizende Poesie ist. O diese Glücklichen, denen jeder Weg offen steht, die jedes Eigenthum, jeden geschlossenen Raum wie den ihrigen betrachten und betreten dürfen! Aber doch hasse ich ihre Zuversicht. Ja, ich will ihnen pedantisch erscheinen, ich muß es. Es ist doch nur die Einsprache unsers Herzens, die uns den schwerfälligen Gang, den sie verspotten, gibt und auf unser Empfinden denk' ich, sind wir berechtigter stolz zu sein als auf unser Denken.

Eberhard übersah den Riß, der zwischen Constantin und Hertha schon ausgebrochen sein mußte. Was sie eben sagte, paßte für Constantin so gut wie für Frieda....

Das Gewissen! fuhr Hertha erregter fort. Sie nennen ihn den ächzenden Hemmschuh aller unserer Bewegungen! Es ist ein erdiger Stoff, der, als der Schöpfer unser Dasein aus Flammen erschuf, gerade uns zugemischt wurde!

Liebe Freundin, fiel Eberhard ruhiger ein. Der Prüfstein des Menschen ist die That. Erst an dem bewältigten Stoff des Lebens, erst an dem vollendeten Formgebilde der Geschichte zeigt sich der wahre Menschenwerth. Unser nächstes Wandeln und Gehen thut es allein nicht. Ob wir schweben mit Schmetterlingsflügeln oder dahinschreiten im Faltenwurf einer vestalischen Jungfrau, sorgsam hütend das Licht, das angezündet an der ewig brennenden Lampe des Ideals wir mit uns heimtragen wollen an des Hauses Pforte, nicht auf unser Schreiten kommt es an, sondern auf unser Stillstehen. Da wo Einer Halt macht oder auf ein Halt hört, da erst bewährt sich seine eigentliche Kraft. Glauben Sie mir, liebe Freundin, wir gerathen in diese Unterscheidungen unserer Wesenheiten nur durch den lauen Frieden der Zeit, nicht den gegenwärtigen von heute, sondern durch das Verfahrene der ganzen Epoche. Erfaßte uns das Leben mit großen menschenbezwingenden Aufgaben, hätten wir unser Dasein Alle in Masse immerhin als ein großes Räthsel, aber doch in diesseitiger Bestimmung zu lösen, wir luxurirten nicht so mit diesen schimmernden Blasen von Charakterverschiedenheit und privater Selbstbespiegelung. Im Alterthum und Mittelalter war das nicht. Zöge nur ein rechter Windstoß durch die Welt, es würde Jeder nach seinem Hut greifen, um diesen Hut oder den Kopf dazu sich zu halten! Hätten wir wirklich eine Sphinx vor den Thoren, die uns nach dem Amusement der theoretischen Lösung ihrer Räthsel unmittelbar darauf praktisch auffräße, wir würden in der Art, wie sich bei solcher Noth Jeder zu helfen suchte, bald erkennen, was eigentlich groß oder klein, was eigentlich an ihm zu hassen und was zu lieben ist.

Hertha war schon lange gewohnt, von Eberhard nur entgegenzunehmen. Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, zur Liebe gehöre der Gegensatz; es ist ein Irrthum, wenn man in Fragen des Gemüths von der Anziehung der Pole spricht. Eine Reibung kann Flammen hervorbringen, prasselnde, schöne Flammen, aber auch langsam verzehrende. Glückliche Liebe will den stillen Frieden der gleichen Stimmung; sie will mit ihrem Theuersten keinen Kampf; der gleiche Accord aus beiden Seelen widerhallend, ein Leben um das andere, ein Pulsschlag von mir und einer von dir und wir Beide athmend in einem Leben...

Emporgerichtet hatte Eberhard immer die noch schwankende Weltauffassung seiner Freundin. Trost hatte ihre bange Seele immer von ihm heimgetragen. Weiter aber als bis zur Erhebung des Willens und zur gestärkten Kraft des Widerstandes gegen Das, was sie haßten, waren sie nicht gekommen. Heute wagte Hertha noch dieses Wort:

Sie haben einst Frieda geliebt. Warum entzogen Sie sich diesem Gefühl?

Aus Stolz, sagte Eberhard. Naturen wie Frieda können dann nur dauernd fesseln, wenn sie Herrscherinnen sind. Zur Magd erniedrigt ahnen sie, daß bald die Grazie sie fliehen würde. Wenn Frieda sich ergeben müßte, dann sänke sie wie Phaethon aus der Sonnenbahn. Sie wissen das sehr gut, diese Naturen. Sie wählen auch deshalb entweder nur das Unbedeutende oder Das, was ihnen durch Dinge imponirt, die man sich

nicht künstlich geben kann, Geld, Gut, Rang, Ehre. Wird nicht Frieda Ulrichs einst die Baronin von Landschütz werden und noch in weiterer Welt Aufsehen machen?

Aurelie kam eben mit Constantin. Das überraschende Wort war somit abgebrochen.... Die Gesellschaft kehrte in den Saal zurück, hörte noch etwas Musik und trank noch den Thee. Dann trennte man sich. Hertha blieb stumm, in sich gekehrt den ganzen Abend. Constantin bewies ihr dann und wann eine Aufmerksamkeit; sie hörte nur mit halbem Ohr. Eberhard war zeitiger gegangen.... Auf ihrem Zimmer allein, öffnete sie endlich das Schreibbureau und stand sinnend wie über einem Testament. Sie wollte an Constantin ein Bild ihres Herzens entwerfen und von ihm auf ewig Abschied nehmen... Es war still um sie her. Ihre Brust hob sich von den schweren Athemzügen. Schon hatte sie begonnen das Papier zurechtzulegen, schon hatte sie einige Zeilen voll Wehmuth, aber von Buchstaben zu Buchstaben entschlossener, niedergeschrieben, als man plötzlich ein heftiges Ziehen der Glocke am Hofthor vernahm. Lebhafte Rufe draußen machten sich hörbar. Es wurde im Hause unruhig. Allerlei Fragen, dann die Fußtritte eines Mannes. Zuletzt auf der Stiege, die zu ihr selbst führte. Hertha mußte aus einem Heraufstürmenden Constantin erkennen. Er nur war es, der ohne Antwort abzuwarten hereintreten konnte. Sie sprang auf und hörte die Anrede: Hertha! Hertha! Eine neue Welt! In Frankreich ist der Thron gestürzt! Die Republik ist ausgerufen, in Deutschland lodert der Aufruhr! Hertha! Was sagen Sie! Glauben Sie's? Glauben Sie's?.. Hertha blickte wie aus einer fremden Welt auf. Und die Welt, von der Constantin sprach, war nicht minder geisterhaft... Constantin zeigte sich von einer Erregung, die sie nie an ihm gesehen. Er stand wie im Feuer der Leidenschaft. Sein Auge blitzte, seine Hand zitterte. Ein Strom von Worten, von Thatsachen, von Berichten entquoll seinem Munde. Nie hatte ihn Hertha so gesehen. Es war, als wäre Eberhard's Wort von dem entscheidenden Windstoße der Zeiten in Erfüllung gegangen. Constantin umschlang die zaghaft Staunende, drückte sie ans Herz, bedeckte ihre Hand mit tausend Küssen. Hertha! Hertha! rief er. Eine neue Welt! Die Republik in Frankreich!.. Hertha bebte zusammen, sah die Wonne des jungen, wie aus einer langen Ohnmacht sich mit Kraft erhebenden Mannes. Das Feuer seines Geistes erwärmte sein Herz. Nie hatte sie an ihm so viel Zärtlichkeit, nie so viel Inbrunst der Empfindung gekannt. Er lachte, weinte, lag vor ihr auf den Knieen, besiegelte durch eine Hingebung voll Kindlichkeit und Begeisterung den Bund, den Hertha eben hatte lösen wollen.... Sie taumelte besinnungslos. Sie staunte nur. Aurelie kam dann. Auch Bruder Hans kam. Alles war erstarrt, rathlos, sogar berauscht vor Entzücken, vor Wonne, einen solchen Augenblick der Geschichte miterleben zu dürfen. Endlich, so spät es war, Hertha sollte noch in die Stadt, sollte noch zu dem versammelten Freundeskreise kommen; Alles dränge sich zum Ulrichs'schen Hause, hieß es; da läse man Zeitungen, Briefe, da spräche man Hoffnungen, Befürchtungen, Pläne und Entwürfe durch. Auch in der Residenz wären schon Unruhen. Hans von Landschütz erhielt mitten in dem Wirrwarr von seinem Schwager Reisig eine Depesche, die für Hertha bestimmt war. Der Fürst hatte ihren Vater, den bürgerlichen, zurückgesetzten Minister zum Chef des Ministeriums ernannt, die Zügel des Ganzen in Wingolf's Hand gegeben und am Balkon des Schlosses diesen seinen jetzigen ersten Rath unter dem Jubel des Volks öffentlich umarmt. Hertha kam zu keiner Besinnung mehr; sie zerriß ihren Brief, schloß das Schreibbureau und folgte in die wildbewegte Universitätsstadt....

Schon am Tage darauf reiste Constantin in die Residenz. Hertha folgte mit einem spätern Zuge. Davon, daß sie und Constantin ferner getrennt hätten durchs Leben gehen müssen, war keine Rede mehr. Die Zeit — war zu groß für kleine persönliche Unterscheidungen. Constantin und Hertha mußten in der Residenz wie die berufenen und le-

gitimen Erben des 24. Februar auftreten. In Constantin wehte längst etwas wie von einem Mirabeau und in Hertha flammte die Erinnerung an die ihr wohlbekannte französische Revolution so auf, daß sie sich in der fieberhaftesten Erregung nur fühlte wie eine Charlotte Corday oder eine Manon Jeanne Roland de la Platière.

(Das siebente und letzte Capitel: Bewährungen und Ausgänge, in nächster Nummer.)

Trümmer der Vorwelt.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Wenige Tage vor seinem Tode (am 15. März 1832) schrieb mir Goethe in Folge der Uebersendung meiner Erstlingsarbeit über Versteinerungen folgende Zeilen: „Der eifrige Kunstkenner, wenn er die Ausgrabungen von Pompeji und Herculanum mit Entzücken betrachtet, wird doch immer zunächst von einem schmerzlichen Gefühl überrascht, daß so viel Glück durch ein einzelnes Naturereigniß zu Grunde gehen mußte, um solche Schätze für ihn niederzulegen und zu bewahren. Von einer ähnlichen Empfindung wird Derjenige bedrängt, Das zu schauen und zu kennen, was in der Urzeit allgemeinere und unbegreifliche Naturwirkungen in einer großen Weltbreite niedergeschlemmt, niedergedrückt und verschüttet, damit wir von verschwundenen Organismen genügsam erführen, welche in der Vornacht der Zeiten doch auch das Tageslicht und seine Wärme genossen, um kräftig und fröhlich zu leben und sich auf das gedrängteste zu versammeln. Wenn aber der Mensch sein eigenes Misgeschick zu übertragen berufen ist, so ergibt er sich dann wol auch in ein fremdes verjährtes Misgeschick und sucht daher für seinen überschauenden Geist, für seine grenzenlose Thätigkeit, Nahrung und Beschäftigung."

Diese Zeilen fallen mir zufällig in die Hände und es möge gestattet sein daran weiter anzuknüpfen. Das gleiche Schicksal, welches die Geschöpfe der Natur und der Kunst trifft, begraben zu werden durch die Katastrophen der Erdoberfäche, dieses Schicksal ist es, welches jene sinnige Betrachtung veranlaßte. Und wirklich die verschütteten Ueberreste menschlichen Daseins sind in der That im höchsten Grade analog den versteinerten Spuren organischen Lebens aus den urältesten Perioden der Erdbildung. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob es fossile Menschenreste gebe und diese Frage auch wol für gleichbedeutend erachtet mit der, ob der Ursprung des Menschengeschlechts über die Jetztwelt hinaus, in eine dunkle Vorwelt hineinrage?

Beide Fragen sind leicht zu beantworten, wenn man sie in einem bestimmten Sinne nimmt, sehr schwer, oder vielmehr gar nicht, wenn man dadurch zugleich das Alter der Menschheit zu bestimmen trachtet. Fossile Menschenreste und Kunstproducte gibt es ohne allen Zweifel. Die Ausgrabungen alter Städte und Kunstwerke, die Knochen im Kalkstein der Insel Guadeloupe, die Schädel, die man im Torf und Kalktuff mehrfach gefunden hat, sie alle und Vieles Andere sind Beispiele fossiler Menschenreste. Ebenso ist es unzweifelhaft, daß fast jeder Schiffbruch Producte menschlicher Thätigkeit oder menschlicher Gebeine liefert, die auf dem Boden der Gewässer irgendwo zur Ablagerung gelangen und, nach und nach von immer dickern Schlamm- und Steinschichten bedeckt, gleichzeitig mit zahllosen Ueberresten von Bewohnern der heutigen Gewässer einer späten Nachwelt aufbewahrt werden. Alle diese Beispiele rühren aber aus historischer Zeit her, gehören der Jetztwelt — nicht der Vorwelt, an.

Welches ist denn aber die Grenzmarke der Vorwelt? Man hat gesagt, wenn menschliche Ueberreste zusammengefunden würden mit Versteinerungen von Thieren oder Pflanzen, deren Art jetzt nicht mehr lebend existirt, so würde das ein Beweis für die einstige Existenz vorweltlicher Menschen sein. Es ist aber bekannt und völlig sicher nachgewiesen, daß

im Verlaufe des letzten Jahrtausends mehre Thierarten, z. B. der Vogel Dudu auf Isle de France, gänzlich ausgestorben sind. Diese Thierarten können mit demselben Rechte ausgestorben genannt werden als die Mammuths, und sollte man ihre Knochen irgendwo zusammenfinden mit dem eines Mammuth oder Mastodon, so müßte man sie auch vorweltlich nennen. Mit diesen, in historischer Zeit ausgestorbenen Thierarten, haben Menschen zusammen gelebt und ihre Ueberreste können sehr leicht an derselben Stelle fossil aufgefunden werden. In diesem Falle wüßten wir nun freilich, daß gerade diese ausgestorbenen Thierarten bis vor wenigen Jahrhunderten noch lebendig auf der Erde existirten, es ergibt sich aber dennoch aus der ganzen Betrachtung, wie unsicher jede bestimmte Abgrenzung der Vorwelt sei, wenn man nicht eben alles Das Vorwelt nennen will, was in vormenschlicher Zeit existirte. Setzt man den Begriff auf diese Weise fest, dann versteht es sich von selbst, daß es keine vorweltlichen Menschenreste geben kann. Durch Auffindung von immer ältern Menschenresten könnte die Grenze der Vorwelt dann nur immer weiter hinausgerückt werden. Findet man sie zusammen mit jetzt ausgestorbenen vorweltlichen Thierarten, wie es in einigen Fällen nicht unwahrscheinlich ist, so geht daraus nur hervor, daß gerade diese Thierarten der Vorwelt bis in die menschliche Zeit hereinragten.

Früher glaubte man, daß es bestimmte, allgemeine und scharfe Abschnitte in der Entwickelungsgeschichte des Erdkörpers und der ihn belebenden Organismen gegeben habe, in welchen sich plötzlich der Zustand der gesammten Erdoberfläche so verändert habe, daß auch überall eine ganz neue Schöpfung des organischen Lebens nöthig gewesen sei. Einige Geologen nehmen dergleichen scharfe Abschnitte sogar noch jetzt an. Aber die scheinbaren Sprünge in der Erdentwickelungsgeschichte sind nach und nach immer mehr ausgefüllt worden und gegenwärtig berechtigt keine sichere Thatsache zu der Annahme, daß seit dem ersten Auftreten des organischen Lebens auf der Erde jemals wieder all dieses Leben total vernichtet worden und eine ganz neue Schöpfung an seine Stelle getreten sei. Vielmehr geht aus unzählig vielen Umständen als höchst wahrscheinlich hervor, daß die verschiedenen Thier- und Pflanzenarten etwa in derselben Weise, nur in viel längern Zeitperioden, aufeinander folgten, wie die einzelnen Menschengenerationen. D. h. wenn man die in zwei aufeinander folgenden Jahrzehenden lebenden Menschen eines Landes oder der ganzen Erde vergleicht, so wird die Mehrzahl derselben noch aus denselben Personen bestehen. Bei Vergleichung zweier, um ein Jahrhundert voneinander abstehenden Jahrzehende werden nur ausnahmsweise noch einige Personen dieselben sein, und wenn man zwei um fünf Jahrhunderte auseinanderliegende Jahre oder Jahrzehende miteinander vergleicht, so werden ganz sicher alle Individuen andere sein. Aehnlich verhält es sich wie gesagt mit den versteinerten Arten in den geschichteten Ablagerungen der Erdrinde. Die beinahe gleichzeitig gebildeten Schichten enthalten auch noch viele gleiche Arten und um so weniger, je mehr sie zeitlich verschieden sind, aber nichts berechtigt, daß in irgend einer Periode irgend einmal alles Leben auf der ganzen Erde zerstört worden wäre, um einer ganz neuen Schöpfung Platz zu machen.

Je nachdem bald hier, bald da, bald in dieser, bald in jener Periode Ablagerungen von Gesteinen erfolgten, haben sie Ueberreste von dieser oder jener Generation der großen organischen Reiche als Versteinerungen in sich aufgenommen, und dadurch erklären sich sehr leicht sowol die Uebergänge als die scheinbaren Sprünge in der Reihe, welche letztere allemal bedingt werden mußten, wenn in irgend einer Erdgegend nicht ununterbrochen Ablagerungen erfolgten.

So fehlt uns denn jede bestimmte Grenze zwischen Vorwelt und Jetztwelt, wenn wir nicht eben willkürlich das erste Auftreten des Menschen als solche feststellen, unabhängig davon, in welcher Zeitperiode dies erfolgte. Die Jetztwelt wird dadurch zu einer bloßen Fortsetzung der Vorwelt, die Geschichte zu dem letzten Capitel der Geologie, oder die Geologie zur Einleitung in die Geschichte.

Ich habe vorhin bei Weitem nicht alle die Beziehungen erschöpft, welche zwischen fossilen Kunstwerken und den „Versteinerungen" der Naturforscher stattfinden; eine dieser Analogieen will ich hier noch berühren.

Der Körper der Thiere und der Pflanzen verwest nach dem Tode und der größere Theil seiner Masse verflüchtigt sich in Gasgestalt. Nur gewisse sogenannte unorganische Stoffverbindungen bleiben mit theilweise erhaltener Form zurück, als Knochen, Kalkschalen oder Kohle. Was man versteinert findet, rührt gewöhnlich nur von diesen unorganischen festen Theilen her, es sind Knochen, Zähne, Schuppen, am häufigsten Muschelschalen oder Korallenstämme. Diese letztern bestehen vorherrschend aus kohlensaurem Kalk, auch wol mit etwas Talk und Phosphorsäure verbunden. Sie haben also so ziemlich die Zusammensetzung der Kalksteine, des Marmors. Während des Lebens der Thiere sind fast alle Muscheln und Schneckengehäuse und auch viele Korallen gefärbt, durch organische Substanzen gefärbt, welche sich gleich den Thierleibern verflüchtigten mit Zurücklassung der ungefärbten kalkigen Schale. Diese, bei den Meeresconchylien so ungemein mannichfache und lebhafte Färbung fehlt deshalb in ihrem fossilen Zustande fast stets. Sie ist ausgelaugt oder verdunstet. Darum hat eine Sammlung fossiler Muscheln und Schnecken im Vergleich zu frischen Conchylien etwas gespensterhaft Bleiches. So schön auch die vielen hundert Schneckenarten in dem Grobkalk der Umgegend von Paris erhalten, so zierlich und unverletzt oft ihre Formen sind, allen fehlt der Schmuck der Farbe, sie sind sämmtlich matt und kreideweiß, während man doch voraussetzen kann, daß keine derselben ganz ungefärbt war und daß die meisten zugleich in ihren Mündungen schönen Perlmutterglanz besaßen. Und so ist es bei den meisten fossilen Schalthieren, wenn überhaupt die Schale, nicht etwa blos ein Abdruck oder Steinkern, gleichsam als fester Schattenriß, als Abguß erhalten wurde.

Nun hat aber Semper in seiner Schrift über die vier Elemente der Baukunst aufs Neue gründlich nachgewiesen, daß die Marmortempel der Alten, ihre Statuen und Reliefs ebenfalls nicht weiß, sondern mit Wachsfarben bunt bemalt waren, die im Laufe der Jahrhunderte durch die Einwirkung von Luft und Wasser zerstört sind. Diese weißen Ueberreste gleichen in der That den gebleichten Schalen der meisten fossilen Conchylien; derselbe Proceß hat beiden die Färbung entführt, bei beiden ist sie nur ausnahmsweise unter besonders günstigen Umständen theilweise erhalten. Von den alten Kunstwerken wie von den Meeresbewohnern der Vorwelt sind uns gespensterhaft bleiche Ueberreste erhalten, die größtentheils aus kohlensaurem Kalk, aus Marmor bestehen, zu deren Vervollständigung wir uns nicht nur oft die zerbrochenen Formen ergänzen, sondern auch Farbe und Leben hinzudenken müssen. So hat die Kunst wie die Natur ihre fossilen, ihre vorweltlichen Schätze.

Macalda von Lentini.

Eine historische Skizze von Dr. Karl Frenzel in Berlin.

Zu den Zeiten des glorreichen Kaisers Friedrich's II. lebte in Messina auf Sicilien ein armes Weib und handelte am Judenthore, dem Sonnenschein und Regen ausgesetzt, mit Gemüse und andern Lebensmitteln um wenige Pfennige. Ihr Mann diente als Söldner im Schlosse von Scaletta, das den Weg beschützte, der von dem Süden der Insel nach Messina führt. Er führte den Namen Matthäus und das Glück wollte ihm so wohl, daß er nach dem Tode des Castellans durch kaiserliche Gnade in dessen Amt eingesetzt ward. Damals, geht die Sage, soll er in jenem Schlosse einen Schatz gefunden haben, denn bald geberdete er sich gar vornehm, ließ sich Matthäus von Scaletta nennen und seinen Sohn die Rechte studiren. Magister Johannes von Scaletta wurde von Allen

hoch geehrt. Er heirathete ein schönes Mädchen aus dem Hause Derer von Lottono. Diese schenkte ihm zwei Kinder, einen Sohn, auch Matthäus genannt, und eine Tochter, Macalda. Als dann Messer Johannes von Scaletta zuweilen als Gesandter Messinas zum Kaiser ging, schlug ihn dieser zum Ritter. So lebte er hochgeehrt und mächtig auf Sicilien bis zum Tode des glorreichen Friedrich's II.

Es begab sich damals, daß die Sicilier, durch päpstliche Briefe und Gesandte angetrieben, sich empörten. Mit andern Verbannten kehrte auch Graf Wilhelm von Amico, der früher das Gebiet und das Schloß von Ficaria besessen hatte, zurück. Mit Hülfe des Herrn Johannes von Scaletta glaubte er seine Güter wiederzugewinnen und heirathete dessen Tochter Macalda. Sie hatte 50 Unzen Gold und ein Bett, eine für jene Zeit reiche Aussteuer.

Doch König Manfred kam von Neapel auf die Insel und stellte die Ordnung und die Herrschaft der Hohenstaufen wieder her. Graf und Gräfin Amico flüchteten von Ficaria nach Messina. Sie liebten sich nicht. Macalda verließ den Gemahl, der sich in das Haus der Templer flüchtete und dort, vom Orden geschützt, in Dunkelheit verstarb. Macalda, Gräfin Amico, stand allein. Was aus ihrer Familie durch Manfred's Strafe geworden, berichtet Bartholomäus von Neocastro, ihr Historiker, nicht; vielleicht war sie mit ihr wegen ihrer Trennung von ihrem Gemahl zerfallen. Schätze besaß sie sicher nicht, aber „sie war eine viel herrliche Dame und hatte das Herz eines Ritters" — sagt der Catalane d'Esclot von ihr, und sie wollte das Glück versuchen. Frei von den Fesseln der Ehe, nahm sie eine Franziskanerkutte und zog so, als Mönch verkleidet, abenteuernd durch Sicilien und Catalonien nach Neapel. Hier hielt sich einer ihrer Verwandten auf, sie lebte bei ihm; vielleicht war er jung und schön wie sie, vielleicht leichtsinnig wie sie. Nicht alle Abenteuer dieser Wanderjahre hat uns der Geschichtschreiber berichtet, bis Macalda mit nicht besonderm Rufe nach Messina zurückkehrte. Seltsam hatte sich indeß das Geschick Siciliens gewandelt. Mit der Bulle Clemens' IV., die ihm das italische Reich der Hohenstaufen schenkte, war Karl von Anjou übers Meer nach Rom gefahren, hatte bei Benevent den gefeierten König Manfred erschlagen, das Heer des jungen Konradin zerstreut und diesen selbst gefangen. Es mag um die Zeit, als Macalda die Insel wieder betrat, gewesen sein, daß der sechszehnjährige Konradin, der erste legitime König, auf dem Marktplatze zu Neapel unter dem Beile fiel. Als nun Karl von Anjou auf dem erschütterten Throne wieder festsaß, entschädigte er alle Die, welche von der vorigen Regierung unterdrückt waren, und auch Macalda erhielt ihres Mannes ehemalige Besitzung Ficaria zurück, deren sie sich schon mit einer Schar treuer Freunde bemächtigt hatte. Freilich gebührte das nächste Anrecht auf dieses Schloß dem Roger von Loria, einem Seitenverwandten des Grafen Wilhelm von Amico. Allein dieser dachte ghibellinisch und lebte als Edelknabe an dem aragonischen Hofe Don Pedro's, wohin er mit Manfred's Tochter, der verständigen Constantia, die Don Pedro geheirathet, gekommen war.

Noch im jugendlichen Alter, nicht ohne einigen Besitz, voll hoher Anmuth und unzweifelhaftem Geist fand Macalda bald einen zweiten Gemahl in Alaymo von Lentini, einem edeln Sicilier, der ein eifriger Anhänger Karl's von Anjou war. Beide verband eine hochstrebende, heroische Natur, die zu entwickeln sie nur eine geeignete Zeit erwarteten.

Die Herrschaft der Franzosen mißfiel dem Ehepaare bald. Sie erfüllte ihre Hoffnungen nicht. Auch das Volk, das von den goldenen Sporen der fränkischen Ritterschaft zertreten ward, wurde schwierig und blickte auf Manfred's Erben und auf Spanien. Ohne Zweifel haben Macalda und Alaymo mit Don Pedro von Aragonien heimlich unterhandelt und ihn mit vielen andern Baronen eingeladen, das Erbe seiner Gemahlin aus den Händen der Tyrannen zu befreien. Das Volk von Sicilien empörte sich. Die That ist unter dem Namen der Sicilischen Vesper weltbekannt. Am dritten Tage des

Osterfestes, am 30. März 1282, war es auf der Wiese vor der Heiligen Geistkirche bei Palermo. Dort beleidigten die Franzosen beim Tanze Damen und Mädchen und die Folge war ein Gemetzel, dem alle Franzosen erlagen. Ende April erklärte sich auch Messina für die Revolution und zwang die französische Besatzung zum Abzug.

Der Generalcapitän, den sich die Stadt Messina erwählte, Balduin Mussone, erwies sich indeß bald sehr untauglich. Er verlor gegen die anrückenden französischen Ritter ein Treffen bei Milazzo und ward dadurch dem Volke so verdächtig, daß er abgesetzt wurde. Sein Amt erhielt Alaymo. Macalda scheint ihren Gemahl zu dem kühnen Entschluß, es anzunehmen, getrieben zu haben, denn immer, sagt Bartholomäus von Neocastro, ließ er sich von den Worten und Plänen dieser listigen Frau leiten. In jenen Tagen befehligte Macalda die Besatzung von Catana, den Helm auf dem Haupte, die Keule in der Hand, wie Pallas Athene, und der Ruhm muß ihr und ihrem Gatten bleiben, daß sie Beide Sicilien vor den Franzosen gerettet haben.

Messina hielt unter Alaymo eine furchtbare Belagerung gegen den gewaltigen Krieger Karl von Anjou aus, der umsonst die Seinen mit der Homerischen Prophezeiung über Troja anfeuerte. Doch wäre die Stadt trotz des Heldenmuths ihrer Einwohner wahrscheinlich gefallen, wenn nicht sicilische Botschafter den Aragonier Don Pedro, der an der Küste Afrikas einen Scheinkrieg mit den Mauren führte, nach der Insel gerufen hätten. Mit den Baronen schon längst im Einverständniß, jetzt auch vom Volke eingeladen, erschien Don Pedro Ende August zu Trapani und eilte von dort, nach kurzem Aufenthalt in Palermo, zu Lande nach Messina. Auf dieser Reise traf Don Pedro zum ersten mal mit Macalda zusammen. In Randazzo kam sie ihm von Catana aus entgegen, zu Pferde mit goldenem Helm, ihre silberne Keule in der Hand, obschon nicht mehr jung, doch schön und herrlich anzusehen wie die Kriegsgöttin. Sie begrüßte den König als den längst Ersehnten, den vom Himmel Verheißenen. Aber auch ihr ward er beim ersten Blick der Ersehnte, sie liebte ihn; vielleicht nur, weil sie durch ihn Sicilien zu beherrschen hoffte. Schmähsüchtig wirft ihr die Chronik ihr Alter vor, doch beschreibt Bartholomäus sie selbst noch als eine schöne, stattliche Dame. Noch zwei Jahre später gebiert sie einen Sohn. Ritter d'Esclot, der sie mit seinem Könige sah, nennt sie die vielschöne Dame mit freigebiger Hand und großem Herzen. Macalda hatte stolze Träume, sie baute auf ihre Schönheit, ihren Geist und König Pedro's leicht entzündliches Herz. In einem armseligen Flecken, Casale Santa Lucia, wollte der König übernachten. Macalda, welche die Letzte im Zuge war, fand keine Nachtherberge. Lächelnd ging sie auf den König zu: „Da bin ich, Herr, um mir deine Gastfreundschaft zu erbitten!" Eiligst sprang der König vom Pferde und geleitete sie höflich im Zuge seiner Ritter nach seinem Quartier. „Was fürchtest du am meisten, Madonna?" soll er sie gefragt haben. „Meines Mannes Fall, hoher Herr!" — erwiderte sie zweideutig. „Was liebst du am meisten?" fragte er. „Das, was mir das Theuerste ist, hoher Herr, ist nicht mein!" sagte sie. Don Pedro wollte aber ihre Worte nicht deuten und sagte nur: „Wie wenig stimmt der Frauen Furcht und Liebe zusammen!" Damit traten sie in das Haus. Als es Nacht geworden, rief der König die Hausgenossen zum traulichen Gespräche zusammen. Man erzählte und erzählte. Alles schlief ein. Die Gefahr des Königs ging vorüber. . . Furchtbar war Macalda's Haß. Ihre Rache wandte sich zunächst auf Constanze, des Königs Gemahlin. Sie begann gegen diese einen jener Kriege, welche die Frauen untereinander so erbittert auf Leben und Tod führen können. Königin Constanze erwiderte die Leidenschaft Macalda's. Sie entriß ihr nicht nur das Herz Don Pedro's, sondern auch Ansehen und Macht. Nach der Vesper bis zum Frühjahr 1283, wo Constanze in Palermo ankam, war Macalda von Allen als die erste, schönste und heldenmüthigste Frau Siciliens verehrt worden. Jetzt aber kam weit übers Meer eine Dame, die ihr Ansehen stürzte. Constanze gewann durch Freundlichkeit und

Milde Aller Herzen, aber Macalda konnte sie nicht versöhnen. Nie erschien sie bei Hofe oder nur dann, wenn sie einen neuen kostbaren Haarschmuck und prächtige Kleider trug, sodaß sich an diesem Tage Aller Augen von Constanzen ab ihr zuwenden mußten. Als die Königin in einer Krankheit sich in einer Sänfte von Palermo hinauf nach Monreale tragen ließ, ahmte ihr Macalda nach. In einer großen, mit Purpur und Gold ausgeschlagenen Sänfte zog sie triumphirend durch Siciliens Städte. Indeß rüstete sich Don Pedro zur Heimkehr nach Aragonien; am 11. Mai 1283 um Sonnenuntergang bestieg er die Galeere; scheidend empfahl er Alaymo seine Familie und das Volk der Insel; er zeigte ihm die Königin und seinen Erstgeborenen, Don Jayme: „Siehe, deine Tochter und deinen Sohn!" und sprach darauf zu ihnen: „Das ist euer Vater!" Er schenkte Alaymo sein Roß, Schwert, Schild und Lanze und verlieh ihm die drei Schlösser Bugerium, Palatiolum und Obbogrillum. Heimlich aber — ließ der schlaue Aragonier schon damals durch seinen Sohn Jayme und den Admiral Roger de Loria den allzu mächtigen Gatten Macalda's beobachten. Mit Roger de Loria lag Macalda in bitterm Streit wegen der Besitzung von Ficaria, die ihm gehören sollte. Ihr Verhältniß zur Constanze verbitterte sich jeden Tag mehr. Wie sie Constanze niemals Königin, sondern immer nur Don Jayme's Mutter nannte, so mag auch diese sich stolz und unfreundlich gezeigt haben, was freilich Bartholomäus aus Parteilichkeit für die königliche Familie verschweigt. Deshalb zog sich Macalda ganz vom Hofe zurück und wohnte im Minoritenkloster zu Messina, dessen schöne und einsame Lage ihrer Stimmung zusagte. Dort erwartete sie ihre Entbindung. Die Königin besuchte sie, ohne den Sinn der stolzen Frau zu rühren; die Königin trug sich selbst als Pathin bei ihrem Kinde an, aber was Andern eine Ehre, hieß Macalda eine Schmach anthun; sie ließ ihren Sohn heimlich taufen; arme unbekannte Leute waren die Zeugen der Feierlichkeit.

Pläne des Ehrgeizes und der Rache beschäftigten Macalda's unruhige Gedanken. Mit einschmeichelnden Worten und Gründen bedrängte sie das Herz ihres Mannes, er sollte von dem treulosen Aragonier abfallen, von einem Herrn, der sie nicht wie ein gewählter König, sondern wie ein Tyrann beherrsche, den verwegenen und hochmüthigen Roger de Loria begünstige und ihn über sie Beide und ihre Kinder zu erheben gedächte. Alaymo hatte in seinem Leben schon zu oft die Partei gewechselt, um einer treu bleiben zu können; auch seine Hoffnungen waren weder durch Pedro's Geschenke, noch durch das hohe Amt eines Justitiars, das er verwaltete, befriedigt worden; vielleicht bedauerte er auch das Unglück und die Schmach seines Vaterlandes, da es schien, als wolle man die Insel wie eine aragonische Provinz behandeln. Er gab den Vorstellungen seiner Frau nach und fing heimliche Unterhandlungen wieder mit den Anjous in Neapel an. Gerade damals, Montag den 5. Juni 1284, gewann Roger de Loria jene berühmte Seeschlacht im Golf von Neapel, in der er die französische Flotte zerstörte und mit vielen Rittern auch Karl's ältesten Sohn, den Prinzen Karl von Tarent, gefangennahm. Als der gefangene Königssohn in Messina am Hofe der Constanze erschien, betrat auch Macalda die verlassenen Säle der Hofburg, um zu erfahren, welches Loos die aragonische Familie Dem bestimme, dessen Vater Konradin hatte sterben lassen. Auf des Prinzen Befreiung bauten sie und Alaymo ihre stillen Luftschlösser; in ihren Palast zu Messina wurden die edelsten der gefangenen französischen Ritter gebracht und vielleicht lag der von diesem Anblick erregten Macalda schon der Gedanke nicht fern, sich der Person Don Jayme's zu bemächtigen, wenigstens wirft ihr Bartholomäus diese Absicht vor. Sie fing wieder an, sich geharnischt zu zeigen, um die Volksgunst zu buhlen, vor allem Volk verwaltete sie das Richteramt ihres Mannes so gut wie er selbst. Ueber dreihundert Gewappnete, Alle Feinde Don Pedro's und der Aragonier, begleiteten sie auf ihren Fahrten durch Sicilien. Als Don Jayme mit nur dreißig Rittern die Schlösser und Festungen der Insel besichtigte,

folgte sie ihm auf jeden Schritt, wider seinen Willen. In solcher Noth — ruft der Geschichtschreiber aus — beschützte der Herr den Infanten und stieß die stolze Frau von dem Sessel ihres Hochmuths herab. Don Jayme befahl heimlich neun aragonischen Galeeren und vielen Rittern, nach Trapani vorauszueilen, und als er selbst, wie zufällig, Freitags den 19. November 1284 mit Alaymo und Macalda dort ankam, ließ er Alaymo zu sich rufen und trug ihm — eine Gesandtschaft nach Aragon zu Don Pedro auf. Widerstand war da vergeblich. Alaymo schien bestürzt; aber Alle drangen in ihn, dem Willen des Infanten nachzugeben. Schweigend, mit gesenktem Haupte hörte er sie an. Er bestieg denselben Abend die Galeere. Als er nach Barcelona kam, empfing ihn Don Pedro, Don Jayme's Vater, lächelnd, mit verstelltem Antlitz. Er freue sich wahrlich, sagte er, den Vertheidiger Messinas wieder bei sich zu sehen. Er war ein Gefangener.

Dieser unerwartete, plötzliche Schlag vernichtete die Pläne Macalda's und ihrer Genossen. In denselben Tagen regte ihr bitterster Feind, der Admiral Roger de Loria, das Volk von Messina durch Reden und Vorspiegelungen auf, daß es Alaymo's Schloß stürmte und die daselbst gefangenen Franzosen im Feuer sterben ließ, in dem Wahn, Macalda hätte ihre Befreiung beschlossen und wolle ihnen und den Anjous Messina verrathen. Man verdammte auf einem Landtage zu Palermo den Prinzen Karl von Tarent zum Tode, den Konradin gestorben, aber in kluger Großmuth vollführten Don Jayme und seine Mutter, wie sie sagten, zu Ehren des Heilands der Welt das Bluturtheil nicht. Allein gegen die Anhänger Macalda's verfuhren sie ohne Schonung. Am 13. Januar 1285 wurde ihr Bruder Matthäus von Scaletta zu Girgenti enthauptet, wegen des Verbrechens, das er mit Alaymo gegen den König beabsichtigt hätte. Auch Macalda endete. Es war am 19. Februar. Sie saß mit ihren Hausgenossen im Hofe ihrer Wohnung zu Messina, spielte und scherzte mit ihnen und hörte von einem arabischen Scheikh Erzählungen über die Insel Gerba an der tunesischen Küste, als die Catalanen eintraten und sie in den Thurm führten. Roger befehligte. Drohend verlangte er von ihr die Briefe und Urkunden über die Besitzungen von Ficaria. Sie würdigte ihn keiner Antwort, sondern rief nur aus: „Das ist also der Lohn, den uns der König gibt, den wir herbeiriefen und zum Genossen, aber nicht zum Herrn wollten. Doch das war von jeher der Tyrannen Art.“ So lauteten die letzten Worte, die Bartholomäus von ihr berichtet. Auch ungeschrieben liegt ihr späteres Schicksal Jedem klar vor Augen, sie verschied in der Dunkelheit des Gefängnisses, vielleicht getödtet. Ihr Gemahl Alaymo ward lange Zeit in aragonischen Schlössern in Haft gehalten, bis ihn Don Jayme nach seines Vaters Don Pedro's Tode 1286 von seinem Bruder Alfonso fodern ließ. Dieser übergab den Unglücklichen dem Gesandten Bertrand Canelli. Im Angesicht Siciliens ließ ihm dieser auf der Galeere sein Todesurtheil vorlesen. Alaymo hörte es an ohne zu beben; es sei eine gerechte Strafe für seinen Verrath, soll er gesagt haben; möchte nur sein Vaterland immer groß und mächtig und ein Ruhm im Munde der Nachwelt sein! Damit stürzten ihn und seinen Neffen die Catalanen ins Meer.

Das ist Macalda's Geschichte.

Sollte man sie nicht die erste historische Novelle der Italiener nennen?

Aus dem Gewirr der Fabeln und Sagen, womit das frühere Mittelalter all seine Bücher geschmückt hatte, entwickelte sich gegen das Ende des 13. Jahrhunderts die Novelle. Nicht gerade durch ihren Inhalt unterscheidet sie sich von der Sage; — wie viel Sagenhaftes enthalten die schönsten Novellen des Boccaccio nicht! — aber es ist doch ein großer, unverkennbarer Fortschritt in ihr sichtbar. Das ist die Schilderung der Charaktere und der Versuch, aus ihnen allein die Begebenheiten abzuleiten. Davon weiß die Sage nichts; sie heftet sich nur an Namen, denen sie fingirte Persönlichkeiten unterschiebt, mit denen Zufall und Wunder launenhaft spielen. Mit solchen Zügen des Wunderbaren, mit ein-

zelnen unausgeführten Herzensgeschichten waren vor Allen die Geschichtsbücher erfüllt. Durch die Liebe der Lara und des letzten Westgothenkönigs, Roderich's, war Spanien von den Arabern erobert worden, Kaiser Otto III. durch das Gift seiner Geliebten, der Gattin des Crescentius, den er hatte hinrichten lassen, gestorben. Leicht erkennt darin Jeder die Anfänge der historischen Novellistik, nur noch die Bearbeitung ist arm und roh. So findet sich denn auch in einem alten sicilischen Historiker, dessen Buch vor 1296 beendigt wurde, diese hier mitgetheilte Geschichte der Macalda von Lentini; in Hinsicht der Darstellung nicht immer zu loben, aber ausgezeichnet in der Charakterschilderung und von dramatischer Lebendigkeit. Ihr Verfasser ist Bartholomäus von Neocastro, ein Rechtsgelehrter aus Messina. Er bearbeitete seinen Stoff als Epos, daher die vielen Episoden, die Vorliebe für lange Reden; später verwandelte er selbst seine Hexameter in eine schwere, ungelenkige Prosa, aber ganz versagten sich ihm die Musen nicht; er hat in seiner Ausführung des oben erzählten Stoffes große, schöne Gedanken und ein Gefühl für dramatische Entwickelung.

Deutsche Literatur auf Schulen.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst.

Wenn ein Philolog diese Stelle aus Schiller's berühmtem Wallensteinmonolog liest, wird er unwillkürlich Interesse für die deutsche Literatur bekommen und einräumen, daß sie würdig ist, auf deutschen Gelehrtenschulen interpretirt zu werden. Denn „Er"? Wer ist Er?

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst.

Die lateinische Rhetorik enthält einen Namen für die Form dieser scheinbaren Nachlässigkeit, die der Dichter sich hier hat zu Schulden kommen lassen. Schiller trennte im Geist „Menschenleben" in „Leben des Menschen". Man nennt dergleichen Constructio ad sensum. Erörterung über das grammatische Capitel von der Ueberschaulichkeit der Beziehungen. Ein paar Witze über „lederner Strumpffabrikant", „reitende Artilleriekaserne" u. dergl.

So die classischen Philologen. Jetzt die Romantischen. Sie finden z. B. in der „Braut von Messina" die Stelle:

Bleibe die Blume dem blühenden Lenze,
Scheine das Schöne und flechte sich Kränze,
Wenn die Locken noch jugendlich grünen!

Zuerst Veranlassung zur Lehre von der Alliteration, Stabreim, Assonanz. „Blüte", „Blume", „blühend". Metapherlehre. Grünende Locken. Wie? ruft der Professor. Grüne Locken? Lehmann, haben Sie schon grüne Locken gesehen? (Allgemeines Gelächter.) Lehmann (hochergöthend): Nein! — Professor: Was haben Sie für Locken gesehen, Müller? — Müller (der sich vor Lachen kaum zu fassen weiß, geräth jetzt in Verlegenheit): Seidene... Neues Gelächter. — Schwarze Locken! ruft Fischer. — Aber grüne, grüne Locken! fährt der Professor fort. War das nicht corrupt von Schiller? (Neues Gelächter.) Also wie? Mit welcher Jahreszeit ist die Jugend verwandt? — Antwort: Mit dem Frühlinge. — Was thun die Bäume im Frühlinge? — Antwort: Sie werden grün — sie grünen. — Folglich kann man diesen Ausdruck „grünen" von den Bäumen auch auf die Menschen übertragen. Grüne Locken ist poetisch und Schiller bleibt Schiller.

Nun kommen drittens die Literarhistoriker. Glücklicherweise kann man nämlich die deutsche Literatur so „tractiren" wie die griechische und römische. Man nennt Jahreszahlen, Namen, Büchertitel, Ausgaben. Da heißt es: Ulphilas. Minnesänger und Meistersänger bis Opitz und Lessing. Das Nibelungen-, Amelungenlied und Gudrun. Ein

Glück, wenn man wenigstens bis zu Hans Sachs kommt und mit Hans Sachs zur Universität abgeht. Der Cursus ist zweijährig; der Rector studirt selbst die Minnesänger. Es geht also langsam. Wer Das noch kennen lernen will, was sich nach Hans Sachs begeben, nun, der lese Gervinus! Hat man sich einmal die Thatsachen und die Urtheile eingeprägt, so kann die Lectüre der Dichtungen selbst unterbleiben. Bei Walther's von der Vogelweide neuem Rock, den ihm der Landgraf von Thüringen gab, findet sich Gelegenheit genug zu Witzen, daß Lessing mit 800 Thalern jährlich nicht auskam, daß er und Nicolai für den Druckbogen der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zwei Thaler vom Verleger empfingen, Gellert ein Reitpferd von Friedrich dem Großen bekam, die modernen Dichter aber blos um Geld und für Geld und auf Geld schrieben. Citate dafür bietet Weber's Literaturgeschichte.

Viertens kommen die Paraphrasten: . . .

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Der Professor beginnt: „Ein Mensch, sei es Mann oder Weib, der nie sein Brot — Brot, das Befriedigungsmittel des dringendsten Bedürfnisses, trockenes Brot, das Zeichen der Armuth — mit Thränen aß — Thränen, der Ausdruck des Kummers, des Grams, des Leidens und des Misgeschicks — ein Mensch ferner, der nie die kummervollen Nächte — die Nacht, die Zeit des Schweigens und der Einsamkeit, die Zeit, wo sich der Kummer concentrirt (daher kummervoll), während der Tag tausend Zerstreuungen und Tröstungen gewährt — auf seinem Bette wachend saß — er sitzt auf seinem Bette, er liegt nicht da und schläft, der Schlaf ist ihm versagt. Erinnern Sie sich! „Alter Freund, immer getreuer Schlaf, fliehst du mich auch, wie die übrigen Freunde?" Also er wird immer unglücklicher und wehmüthiger, er weint immer mehr (über die Bedeutung der Thränen vergleiche oben!); fassen wir also Alles zusammen: Ein Mensch, Mann oder Weib, der erstens nicht arm, zweitens nicht unglücklich, drittens nicht schlaflos ist, also ein reicher Mensch, ein Kind der Freude, dem an jedem Abend der sanfte Genius, der leibliche Bruder des Todes, mit erquickendem Schlaf (Mohnkelch. Digression auf Matthisson) sich naht, ein solcher Mensch kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte, — ein den deutschen Dichtern geläufiger heidnischer Ausdruck für Gott — der kennt Gott nicht, er kann ihn nicht kennen. (Auch das Neue Testament sagt: Es kommt eher ein Kameel, d. h. ein Strick, ein Tau, nicht etwa ein Kameel, falsche Luther'sche Uebersetzung, durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich.) Man muß demnach arm, unglücklich und schlummerlos in Thränen sein, um Gott kennen zu lernen."

In dieser Weise kann man über ein Weniges recht Vieles sagen. So ist es in neuerer Zeit einem recht trivialen und überdreisten Herrn, Namens Günther, möglich gewesen, über Schiller's „Glocke" 400 Seiten zusammenzubimmeln.

Wie soll man auf der Schule deutsche Literatur lesen? Es ist eine ernste Angelegenheit, von der wir reden. Die Errungenschaft der deutschen Geistesarbeit, der nationale Literaturschatz, in den das Jahrhundert der Aufklärung so glänzende, in den auch die jüngere Zeit so manche dankenswerthe Beisteuern eingezahlt hat, das ist ein heiliges Gut, dessen schon die Jugend theilhaftig gemacht werden muß, damit das spätere Literaturinteresse sich nicht auf ärmliches Coquettiren mit gefüllten Bücherschränken und geschmackvollen Einbänden reducire, sondern eine Macht werde, die uns das Höchste erringen hilft: Eine achtbare Gegenwart und mindestens ein Vaterland.

Die Winke, die für einen guten Unterricht in der vaterländischen Literatur beherzigt werden müssen, lassen sich auf folgende drei zurückführen. Zuerst bringe man immer

auf den Kern des Inhalts und halte sich nicht bei Formquälereien auf. Dann lese man weniges Gute gründlich, verflüchtige sich nicht in eine historische Titel- und Zahlensammlung, die nur den Schein des Positiven an sich trägt, nicht in allerhand Allotrien und Curiositäten. Endlich verwässere man weder das Denken noch das Empfinden, sondern befleißige sich einer klaren Kürze des Gedankens, die immer eine innige Rührung des gesunden Gefühls zur Folge haben wird. Durch die Aufmerksamkeit auf den Inhalt, die gerade bei diesen Studien sich am leichtesten anregen läßt, wird der junge Geist angespornt, überall durch Eifer und Energie die Form zu bewältigen und z. B. bei fremden Sprachen und Schriften auch rascher zum eigentlichen Genusse zu kommen. Durch die gründliche Kenntniß von wenigem Guten ist ein fester Halt des Urtheils gegeben, ohne den eine Beschäftigung mit dem blos Historisch-Interessanten sehr gefährlich für die Bildung ist. Durch feste Einheit endlich des klaren Gedankens und des innigen Gefühls ist dem Menschen in der Kenntniß der Literatur ein guter Engel beigesellt, der ihm, wenn er ausruht vom Staub des Werkeltagstreibens, eine wahre sonntägliche Erbauung und eine edle Weihestimmung verleiht.

Anregungen.

Die Stammcharaktere der Türkei.

Eine tabellarische Charakteristik der Hauptvolksstämme der Türkei lautet, ins Deutsche übertragen, nach arnautischen Missionären folgendermaßen:

	Albanese.	Slawe.	Grieche.	Türke.
In der Kleidung:	Düster.	Einfach.	Scheckig.	Prachtliebend.
Von Gemüth:	Ein Adler.	Ein Bär.	Ein Fuchs.	Ein Elefant.
Im Entschluß:	Jach.	Unbesonnen.	Schlau.	Zögernd.
Dem Körper nach:	Behend.	Kräftig.	Zart.	Massiv.
Im Charakter:	Ernst.	Sentimental.	Gefällig.	Pathetisch.
Im Aeußern:	Wie ein Teufel.	Wie ein Mann.	Wie ein Engel.	Wie ein Bild von Stein.
Die Redeweise:	Ein Heulen.	Ein Singen.	Ein Toben.	Einfaches Sprechen.
In der Religion:	Wetterwendisch.	Abergläubisch.	Charakterlos.	Bigott.

Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch.

Was der letzte Zweck alles natürlichen Schaffens sei, so weit er sich als reales Naturobject selbst angeben und aufzeigen läßt, ist, abgesehen von der Meinung, die Jeder über Vollkommenheit und Vollendung hat, von der Wissenschaft mit all der Logik und Beweiskraft dargethan worden, welche von der Beantwortung einer Frage von so hoher Bedeutung beansprucht werden kann. Vorzüglich die neuern Forschungen in zwei Gebieten, der Paläontologie, d. h. der Erdgeschichte, sowie der vergleichenden Anatomie und Physiologie, haben die Thatsache unzweifelhaft festgestellt, daß das Ganze der organischen Schöpfung als ein Ringen, eine im Kampfe hervorgegangene Entwickelung zu immer ausgebildeterm Organismus angesehen werden muß, dessen Ziel, kurz anzugeben, im Menschen zu suchen ist. Die vergleichende Anatomie ist darin glücklich gewesen, die gesammte animalische Organisation als eine sich immer steigernde und vergeistigende aufzuzeigen, welche im Menschen endlich zu ihrem klärsten und harmonischen Ausdruck gelangt. Die Systeme, welche in diesem deutlich entwickelt durcheinandergeschlungen sind, lassen sich in elementaren vorbildlichen Formen schon an den untersten Thieren aufzeigen: die Natur machte wiederholte und tausend vergebliche Versuche, ehe sie aus ihrem unklaren Streben hervorbrechen, ehe sie zu einer Form gelangen konnte, bei der sie, wie bei der Hervorbildung ihres Meisterstücks, endlich stehen blieb. Immer hat sie das Werk von Neuem zerbrochen und seine Trümmer wieder umgeschmolzen, und so durchlaufen noch heute die materiellen Elemente vom unorganischen Dasein an einen langen Weg, bis sie zu selbstbeseelten Bestandtheilen eines lebendigen Wesens umgewandelt worden sind.

Daß in der Natur zeitliche Aufeinanderfolge in der Entwickelung stattgefunden habe, daß das unendliche Reich individueller Schöpfungen nicht ein bloßes Nebeneinander von Gattungen und Arten, sondern eine dynamische Stufenfolge darstelle, ist aus der Existenz vorweltlicher Schöpfungsperioden und ihren von den Geognosten dargelegten allmäligen Staffeln von immer höhern und höhern Organismen zweifellos jetzt dargelegt.

Dresdner Eindrücke.

Aus einem Privatbriefe entnehmen wir folgende Stellen:

„Andersen läßt in seinem «Nur ein Geiger» den wanderlustigen Schneider vom Venusberge erzählen, zu dem es unwiderstehlich hinzöge, wenn man einmal drin gewesen. Mir geht es so mit Dresden und was Thackeray sagt: „„Es macht so glücklich, die Feder weglegen und auch nur an das schöne Rheinland denken zu können — "" Das kann ich halb und halb auch auf den Blick beziehen vom Belvedere auf der Brühl'schen Terrasse nach den Elbufern hinüber! — Als ich von Schlesien über Görlitz mit der Windsbraut dahin dampfte, hatt' ich einen Reisegefährten, der behauptete, von Radeberg wäre die Senkung der Bahn so bedeutend, daß es dort nicht einer Feuerung der Locomotive bedürfe. Es war ein Humbug, dessen Wahrheit abzuwarten mir viel Vergnügen machte. Die Locomotive rauchte nämlich ebenso vor wie hinter Radeberg. — Die Gemäldegalerie kannt' ich. Ich sah sie wieder, aber zum Genuß war sie zu überfüllt. Ich wandte mich diesmal dem Antikencabinet zu. Hier wurde mir wohl. Geist und Herz öffnen sich im Anschauen dieser, wie hingehauchten, das vollste, wärmste Leben athmenden Werke. Tagtäglich diese steinernen Classiker um sich und man würde ein besserer Mensch. Nur die Antike ist doch allein wirklich schön. Das Museum hat etwas Homerisches. Man glaubt sich in die Iliade versetzt. Pallas Athene mit dem schützenden Schild tritt zur Rettung ihres Lieblings daher; dort schüttelt Zeus seine ambrosischen Locken; Ariadne klagt auf Naxos; Antonin in kriegerischer Kleidung, der sterbende Sohn der Niobe, der Gott des Schlafs als gefügeltes Kind auf einem Löwen ruhend, zu seinen Füßen eine Eidechse, als Eingeberin poetischer Träume; Amor mit einem Löwen spielend; ein Satyr im Kampfe mit einem Hermaphroditen. . . Das Alles sind Bilder voll Leben und Wahrheit! — Am Abend sah ich moderne Plastik. Die Pepita tanzte. Die Scene im Theater war eine südliche Landschaft. Buntgekleidete Fackelträger standen an den Seitencoulissen. Gleich bei ihrem Erscheinen wurde sie mit Beifallsklatschen vorschußweise begrüßt. Sie tanzte lebhaft, feurig, glühend, mit einer an Raserei grenzenden Leidenschaft, in jeder Fiber ihres Wesens lag Sinnlichkeit. Sie konnte ein Kind der Tropen sein, wenn man nicht zu sehr gefühlt hätte, daß diese Natur Raffinement war; sie hatte sich erst künstlich zu dieser Höhe der Leidenschaft entflammt und tanzte außer mit den Beinen mehr mit dem Kopfe als mit dem Herzen. Auch Ira Aldridge sah ich. Der arme Neger that mir leid. Die Dresdner fanden keinen rechten Geschmack an ihm."

Die Religion des Alters.

Mit den zunehmenden Jahren verwandelt sich unser religiöser Glaube mehr und mehr in Fatalismus. Nicht in jenen blindgläubigen, dem Zufall sich anheimgebenden Fatalismus, sondern in die Ueberzeugung von einem im Menschenleben waltenden Gesetze der Stetigkeit. Wer auf sein verflossenes Dasein zurückblickt, wird eine unsichtbar ordnende, immer still aufräumende und künstlerisch waltende Hand entdecken, die wie nach einem schönern Urbilde in das Chaos unserer Erlebnisse Harmonie und Zusammenhang bringen wollte und schon mannichfach gebracht hat. Jede Ausschreitung fand ihre Strafe, jede Ungebühr rächte sich, auf Nacht folgte Licht, auf allzu reiche Freude wie auf die gehobene Welle die sich senkende des Leids. Diese erkannte Regelmäßigkeit in den Ausgleichungen, diese tiefgefühlte Wiederholung stetiger und symmetrischer Gesetze in unserm Leben wird dann zuletzt die einzige Richtschnur unsers Handelns, mäßigt unsere Wünsche, zügelt unsere Leidenschaften, stärkt und belebt unsere Geduld und Hoffnung.

Theorie und Praxis.

Der redlichste, beste Charakter, mit irgend einer Aufgabe in die Mitte einer gewaltig sich bewegenden und leidenschaftlich durcheinandertummelnden Welt gestellt, kann sich ohne List nicht behaupten.

Was ist ein treuer Freund?

Jemand, der, entfernt lebend, uns auch ohne Briefwechsel der Alte bleibt.

Ein Wahlspruch.

Gegen Alle — Hand aufs Herz.
Gegen Niemand — Herz auf der Hand.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 43. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der Ring oder die Nihilisten.

Eine Erzählung in sieben Capiteln vom Herausgeber.

Siebentes Capitel.

Bewährungen und Ausgänge.

Wir brechen die allmälige Entwickelung unserer Erzählung ab, denn nur noch Resultate können wir geben. Die Zeit, die auf die bis dahin geschilderten Herzensvorgänge einbrach, wurde zu großartig. Zu umfassend riß sie das einzelne kleine Leid in ihre Strudel. Der Mensch soll schweigen, wenn das Jahrhundert redet. Möge der Leser aus einzelnen Thatsachen, die wir noch angeben wollen, sich die Vermittlungen selber bilden.

Die Februarrevolution wälzte sich über Hütten und Paläste. Sie berührte Länder, Städte und die entferntesten stillen Plätze des Waldes und des Gebirgs. Auch in H., unserer Universitätsstadt, warf sie Das, was im Vordergrunde stand, sofort um und der Schutz, den hier Viele, die in die Mauern dieses alten Musensitzes flüchteten, suchten, war nicht minder gefährdet. Ringsum gährten die Dörfer. In Liederbach stürmte man das Amtshaus. Der Justitiar Dammert erfuhr jene tragikomische Art, wie oft die Geschichte ihre Vergeltungen übt. Ihm, der auf dem Amte die Widerreden der Streitenden mit dazwischengeworfenen Geldstrafen zu zügeln pflegte, kam die Parodie, daß er am Fenster seiner Wohnung stehend die wüthenden Haufen haranguiren wollte und ebenso nun von ihnen unterbrochen wurde, wie früher er sie auf dem Amte unterbrochen hatte. Mitbürger, Freunde, rief er, wie könnt ihr mir den Schmerz anthun? Fünf Groschen Strafe! rief der Haufe. — Ihr Männer von Liederbach, waret ihr bisher nicht ruhige, glückliche Menschen — Sechs Groschen Strafe! rief der Haufe. — Leute, die Gemeindenutzung der Weidekoppel ist seit hundert Jahren nur ein Geschenk vom Stiftshofe — Zehn Groschen Strafe! Zwölf Groschen Strafe! — Wie könnt ihr, ich bitt' euch, euch einbilden, daß die Gemeindenutzung — Funfzehn Groschen Strafe! — Aber ich bitt' euch — die Weidenkoppel — Einen Thaler Strafe! und so ging es fort an jenem Märzabend voll Wildheit und Spott, bis die Fensterscheiben zertrümmert und die Foderungen über kopfweise zu vertheilende Gemeindeberechtigungen bewilligt waren. Hansen von Landschütz

stürmte man gleichfalls den Stiftshof. Frieda, die gerade anwesend war, hielt eine Rede, die ebenso verspottet wurde wie die Dammert'sche und ohne alle Wirkung blieb. Die Zeit der Matadore von sonst war eben vorüber. Dadurch wurde Hans vollends der Schützling, der Leidensgefährte und Sklave Frieda's. Durch sie gewann der Baron Muth und Sammlung. Durch sie gewann er sogar einen Uebergang in die neue Zeit, die einem Triumphzuge ähnlich sah. Man machte den Baron vom Stiftshof zum Commandeur der Bürgerwehr von H. Es kostete Hansen seinen Stall; er wollte Cavalerie unter sich haben und mußte seine halbe Schwadron größtentheils selbst beritten machen; doch saß er zuletzt mit seiner schwarzrothgoldenen Schärpe so majestätisch zu Pferde, er gewöhnte sich so an Alarmirungen, Anerkennungen seiner Würde, Voraussetzungen der Erhabenheit seiner Aufgabe, daß er sich entschieden zur Revolution, respective Reform, bekannte, als in Folge der Reaction die Bürgerwehr misachtet, sein Befehl nicht mehr gehört, seine Autorität an Militär abgegeben wurde. In der That, eine lange Zeit bekannte Hans sich zu demokratischen Grundsätzen, bis er eines Tags von dem ersten Wollmarkte, den er nach der „Anarchie" wieder besucht hatte, im Jahre 1850, als Mitglied der großen Grundbesitzer-Ligue zurückkehrte und sich mit Besonnenheit allmälig wieder auf seinem alten vormärzlichen Standpunkte zurecht fand.

Wingolf's Beherrschung der wilden Wogen dauerte verhältnißmäßig lange: vierzehn Tage. Constantin, den Wingolf mit Hertha zugleich in seinen Zimmern ohne weitere Anfrage, ob er jetzt diese Einigung dulden und genehmigen wolle, empfing, Constantin erklärte ihm, daß man ihn leider mit allen zu Gebote stehenden Mitteln bekämpfen müsse. Die Revolution verschlänge, setzte Hertha in leidenschaftlicher Erregung hinzu, wie Saturn ihre eigenen Kinder. Der Vater, weit entfernt, über diesen ihm gegenüber übelangebrachten Gemeinplatz eine Reflexion zu machen, arbeitete wie ein Löschender an einer Feuersbrunst, die mit bestem Willen nicht zu meistern war und eben ausbrennen mußte. Er glaubte wirklich die Flammen bewältigen zu können und sagte dies auch, so redlich an sich selber glaubend, wie damals Jeder an sich selber glaubte. Von Ironie, von Humor, von der Auffassungsweise so zu sagen des griechischen Chors war keine Rede. Jeder glühte für seine Einsicht und gerieth in Zorn und Vernichtungswuth, wenn man ihm widersprach und etwas irgend besser wissen wollte. Das Ministerium Wingolf war nach vierzehn Tagen das zweite Opfer der Zeit. Es kamen dann dritte, vierte, fünfte Opfer. Die Kämpfenden mischten sich oft wunderbar. Wer heute erlag, wurde morgen Opponent. Es war ein seltsames Wirrsal der endlich losgebundenen Geister, die zu lange in Büchern gelebt hatten. Von den Herzen konnte natürlich keine Rede mehr sein. Ob da Pfarrer Planer in Liederbach fast sein Amt einbüßte und sich in die Stadt flüchtete, ob Eberhard sich mit Agnes vermählte, das Alles hörte zwar Hertha, aber sie nahm es auf wie etwas, was einer völlig andern Welt angehörte. Es machte ihr nur einen vorübergehenden zuckenden Schmerz. Die Besinnung fehlte. Entweder war die Vergangenheit oder die Gegenwart ein Traum. Wer hätte in jenen Tagen auch nur die Auffassung der Wirklichkeit ganz in seiner Gewalt gehabt!

Hertha, so erregt war sie, hätte unter solchen Umständen, wo sie wie eine Manon Roland leben wollte, auch wie eine Roland sterben können. Constantin hatte sich ganz verändert. Alles war jetzt fest an ihm und Eberhard und Constantin hatten nun gleiche Grundsätze. Hertha lebte nur dem Allgemeinen und den Haß gegen die Widersacher des Menschenwohls hatte sie ja nie aufgegeben, auch als sie einst im Begriffe stand, Constantin aufzugeben. War's auch nur um eine Zeitung, um eine Adresse, um eine Demonstration, heiliger Ernst war ihr Alles. Sie wollte nirgends fehlen, sie wollte die höchsten Maßstäbe an jede Unternehmung gelegt haben, sie sah ihren Vater vom Ruder abtreten, wie etwas, was sich von selbst verstand, sie trank gerade den Thee bei ihm,

während er abdanken mußte und vor einem eingeworfenen Fenster aus Unwillen zögern wollte. Hertha verwies ihm seine „Halbheit", sprach mit glühender Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seines Sturzes ... wo waren die Gedanken an Liederbach, an den Stiftshof, ihre angefangenen Bekenntnisse für Constantin hin! Ein halbes Jahr ging das so von Tage zu Tage fort; jede Stunde hatte eine Aufgabe. Constantin's Erregung war jetzt die ihrige, ein Band der praktischen Ueberzeugungen umschlang Beide, seine Leidenschaft, sein Zorn, sein Haß, wenn man ihn und seine Auffassung zu überflügeln wagte, war wieder ihre Leidenschaft, ihr Zorn, ihr Haß. Eine Frau weiß kaum, wie ein starker Mann sie führen kann und welch ein Zauber in der männlichen Größe liegt. Doch zuletzt erlag Hertha diesen Anstrengungen. Sie wurde krank. Dem Tode nahe, sah sie in Eugeniens ihrer Mutter Antlitz und erkannte es nicht mehr. Eugenie verzweifelte; funfzig Meilen weit war sie hergekommen, von dem Orte, wo Wingolf seine in der Residenz unhaltbare Stellung in Zurückgezogenheit zu vergessen suchte; es war jene Provinzstadt, wo er als Chef eines Gerichtshofs einst die Liebe und Achtung der Bewohner sich erworben hatte und sie im reichsten Maße wiederfand. Auf Frau von Zabel's Nachricht war Eugenie gekommen. Diese gute Frau von Zabel war die einzige von der sogenannten „Gesellschaft", die in der Residenz bei den Gefahren ihrer Pension ausgehalten hatte. Auch Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und den Kindern nach Italien „geflüchtet", wie damals der Ausdruck war. Eugenie kam verzweifelnd. Sie fand Hertha im furchtbarsten Fieber. Ihr Körper war gebrochen, ihr Geist wie erloschen.

Lange, dumpfe, endlose Wochen vergingen, bis Hertha in treuer Pflege genas und die Eindrücke der Zeit auf sich wieder wirken lassen durfte. Die Aerzte verboten diese Einwirkung. Sie verordneten eine Entfernung in ein stilles Bad und verlangten auch dort Hertha's Unbekanntschaft mit Allem, was sich in der Zeit ereignete. Von Constantin kamen dann und wann eilige, von den Begebenheiten gedrängte Briefe. Auch ihr Vater schrieb, aber nur kurz. Sie wußte über die „Stellungen" wie es damals hieß, von Beiden nur wenig. Der Vater war auf den Schauplatz der Politik in der Eigenschaft eines Deputirten zurückgekehrt; das erfuhr sie, weil Eugenie dadurch in die Lage kam, Wingolf einem verwickelten neuen Leben einige Zeit allein überlassen und Hertha in ein Bad und dann auf den allgemeinen Rath der Freunde in die französische Schweiz begleiten zu können. Für Hertha waren diese Entfernungen unbedingt nothwendig. Ihre Kraft schien hin, die Ueberreizung hatte für den Augenblick ihr Nervenleben zerstört, sie brauchte Schonung und fand sie nur in der abgeschlossensten Einsamkeit. So lebte sie ein halbes Jahr mit der Freundin, ihrer Mutter, am Genfersee.

Als sie in großer und herrlicher Natur genesen und gestärkt endlich zurückkehrte nach Deutschlands inzwischen mannichfach bedrängt gewesenem und blutgetränktem Boden, fand sie eine sehr veränderte Welt. Sie mußte gefaßt sein auf diese Veränderung; denn von ihren Theuern war seit lange nur dunkle Kunde zu ihr gedrungen. Constantin schrieb nicht mehr. Da waren Aenderungen vorgekommen. Welche, ließ sich schwer sagen. Fast unmöglich wurde in der Ferne die Uebersicht selbst des Allgemeinsten. Um daher die Verhältnisse, die sich inzwischen gestaltet hatten und wie sie sich dem beruhigten und mannichfach geprüften Geiste Hertha's darbieten sollten, ersichtlicher zu machen, greifen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf und geben nach der Wahrheit jener Zeit und des von ihr bedingten Lebens einige Bilder, die in kurzen Zügen uns verrathen werden, was inzwischen Alles geschehen und wie das Auge aufschauen mußte, um nach einem langen Wahne sich wieder in der Welt und der eigenen Brust zurechtzufinden.

Das erste Bild, das wir aufrollen müssen, ist dies:

Dumpf läuten die Glocken von den Thürmen der alten Universitätsstadt H., Trauerglocken sind's, Sterbeglocken. Ein Leichenzug bewegt sich zum Friedhofe. Frisch aufge-

worfen ein Sandhügel. Es ist die Stätte, wo der Sarg soll eingesenkt werden, dem viel Leidtragende folgen. Rings hinter Gräbern und Postamenten, hinter hellgrünen Hängeweiden und dunkeln Lebensbäumen stehen Zuschauer und Hörer genug aus Dorf und Stadt. Ein Greis tritt vor mit ruhig ergebenem Blick und spricht den Nachruf einer Dahingegangenen. Es ist ein Weib, das gestorben, eine junge Mutter, eine junge Gattin. Der Redner, der ihrem Andenken die Worte der Liebe widmet, ist der alte Planer, der Vater gibt dem eigenen Kinde Zeugniß, die Verblichene ist Agnes. Eberhard, der Gatte, steht ihm zur Seite. Ergeben sein Blick. Agnes ist nach kurzer Mutterfreude an den Folgen ihres Glücks gestorben. Gute Menschen, deren Freundschaft einem Manne wie Eberhard nicht fehlen konnte, pflegten die Mutter und ihr Kind.

Der Sarg ist niedergesenkt, mit Blumen bestreut, mit Erde beschüttet. Gefaßt stützt sich der Greis auf seinen Sohn und schreitet dankend für die stillen Grüße des Mitgefühls durch den Friedhof an die Pforte, betritt den niedergelassenen Tritt des Trauerwagens und fährt an Eberhard's Seite zurück in die gemeinschaftliche Wohnung. Der heilige Dienst, den sie soeben verrichtet, ist in solchen Jammerfällen das letzte Glied einer Kette von herzzerreißenden Mühen. Es ist ein letztes Opfer, dargebracht der schmerzlichsten Nothwendigkeit, furchtbarer als alle vorangegangenen und doch beruhigend. Die geängstete Seele athmet nun endlich auf; das Leben fodert wieder seine Rechte, ein aufgerissener Felsen schließt die grauenvolle Spalte und Moos, Baum und Strauchwerk wächst wieder über ihr, gerade so, wie zuvor, gerade so, wie wenn nie etwas gewesen wäre.

Mitten in solchem Jammer einer nach der Entbindung von einem lieben Mädchen eintretenden und zum Tode führenden Erkrankung seiner Gattin hatte Eberhard noch andere Sorgen. Man hatte ihn in der Bewegungszeit zum Gerichtsrath ernannt, er hatte dem neuen Geiste mit Wort und That sich verpflichtet gefühlt; die Wiederherstellung der alten Ordnung stellte ihn zur Disposition. Er konnte den Ausfall seiner Einnahmen ertragen; sein eigenes kleines Vermögen verband sich mit dem ansehnlichen Besitzthum des alten Planer und dessen von Liederbach, wo ihm nach dem Bruch mit der Gemeinde ein Vicar gestellt wurde, noch bezogener Entschädigung. Doch widerwärtiger war ihm das Gefühl der einstweiligen Muße und die ihm gleichsam gestellte Frist einer bessern Besinnung für seine künftige Brauchbarkeit. Er hatte deshalb die Absicht, den Staatsdienst ganz zu verlassen und lieber als Advocat in die Residenz zu ziehen. Planer, obwol Eberhard's Grundsätze nicht theilend, wie Alles, was von seinen eigenen Definitionen nur um die Haarbreite abwich, billigte seinen Plan; er sehnte sich, nachdem ihm der unerbittliche Tod ein braves und in der Ehe mannichfach bewährtes Kind entrissen, auf einige Zeit aus dieser Gegend weg. Beide beschlossen, mit einer Nährerin der fröhlich gedeihenden kleinen Meta diese Reise unverzüglich anzutreten.

Die Uebersiedelung erfolgte. Eberhard miethete in der Residenz eine entsprechende Wohnung. Eine Führerin des Haushalts wurde auf fremde Empfehlung gewonnen und brauchbar befunden. Dem Kinde gebrach die nächste Obhut nicht und schon der Großvater wurde der kleinen Meta ein treuer Wächter. Eberhard that die nöthigen Schritte, um aus dem Staatsdienste zur Advocatur zu gelangen. Es boten sich Schwierigkeiten; doch wurden sie beseitigt. Bei dem neugewonnenen und auch erhaltenen öffentlichen Verfahren plaidirte Eberhard Ott mit Glück. Seine Beredtsamkeit war nicht glänzend, aber sie überzeugte. In seinem schlichten Vortrage lag die Bürgschaft seiner Redlichkeit.

Schon waren Wochen vergangen in neubegründeter, ergebener Hoffnung auf die heilende Macht eines pflichtenvollen Lebens. Ein Vater und ein Sohn, verbunden durch eine schmerzliche Erinnerung, verbunden durch eine freudige Hoffnung. Vater und Sohn hütend ein liebes neues junges Reis auf einem Grabe, an dem drei Menschen gemeinsam trauerten. Es war ein schmerzliches, aber gehobenes Leben. Eberhard sah manchen alten Be-

kannten wieder. Constantin Ulrichs vermied er. Die Bahnen, die dieser und die er ging, waren getrennt. Wie man damals auf Umwandelungen gefaßt sein mußte, was man in diesen Zeiten täglich und beim Verwandtesten erlebte, dafür gab es merkwürdige Erfahrungen. Wir wollen eine anführen, die überraschen wird. . . .

Eberhard wurde eines Tags in den belebtesten Straßen mit seinem Namen begrüßt. Er mußte sich besinnen, wer vor ihm stand. Ein kleiner, vom Kopf bis zum Fuß schwarzgekleideter Mann, um den Hals so lose ein Tuch geknüpft, daß die Hemdkragen fast jugendlich umgebogen lagen, ein Hut mit breiter Quäkerkrempe, schwarze Handschuhe, ein gepflegtes Antlitz und das lange blondgelbe Haar in der Mitte gescheitelt und auf den Rockkragen niederfallend. Ein frommer Missionar stand vor ihm oder ein Pfarrer oder ein Schullehrer und doch war es nur Jean Reps und keineswegs als Theolog oder Betstundenhalter oder Schullehrer oder sonst in einem gesammelten geistigen Berufe, sondern in der Anwartschaft, wie er versicherte, auf die ersten Erfolge einer industriellen Unternehmung, die der alte Nihilist, jetzt Novize eines neuen Lebens, sich anzubahnen gedachte. Er wiederholte dem erstaunten Freunde auf Ehre und Seligkeit, er wäre eben im Begriff, da in ein vor ihnen liegendes großes Hutmachergewölbe einzutreten und zwar seines künftigen Berufs wegen.

Bester Freund! sagte Jean Reps. Der Geist des Jahrhunderts hat jetzt in allerlei Zungen zu den Menschen geredet. Auf die Barrikaden rief er mich nicht. Dieser flüchtigen Erregung der Phantasie sind ja auch Sie nicht gefolgt. Nach der Reaction, die ich noch aufrichtig mit Schrecken kommen sah, trat eine Zeit der Verzweiflung ein. Ich folgte anfangs wie immer Constantin. Ich putzte ihm wie immer die Schuhe, klopfte ihm wie immer die Kleider; figürlich und wirklich. Unser Verstand war jedoch zu Ende. Wir sahen gleich in den ersten Tagen des tollsten aller Märzmonde zuviel des Unsinns. Außerhalb und innerhalb Trojas, überall dieselben Dummheiten, sowol der eigenen, wie der andern Partei. Ich, bester Freund, gewann schon lange die Ueberzeugung, daß all unser Mühen und Sorgen um den Sieg der gesunden Vernunft leeres Stroh ist. Nur die kolossalgelingenden Dummheiten, nur ein grotesker durch seine Dimensionen erhabener Wahnsinn gibt den Funken für all jenes Stroh her und damit der Welt ihre rechten Leuchtfackeln. Columbus, ein halber Narr, entdeckte auf diese Art Amerika. Ferner kam ich zu der Ueberzeugung, daß wir wahrhaft hochverrätherisch und gotteslästerlich hochmüthig erzogen werden für die Situationen, in denen sich unser Planet nun einmal befindet. Ich bitte Sie! Es ist eine Raserei, uns mit Plato, Aristoteles, Spinoza und was dazu gehört schon so früh bekannt werden zu lassen. Es ist ein Verbrechen, unsere Schulen zu Pflanzstätten erst eines idealen Hochmuths zu machen und hernach Menschen in eine Welt abzusetzen, die um eine Schüssel kaltgewordener Erbsen jeden leidlich rangirten Schuster beneidet. Bester Freund, mir ging's sowol was die Erbsen wie was den Schuster anlangt ganz nach meinem Bilde. Was hatt' ich denn nun von Spinoza's Pantheismus, wenn ich in einer Welt leben sollte, wo nur Der zu etwas kommt, der sich ein Sandkorn im Ganzen fühlt, eine geborene Made und Milbe im großen Käse der civilisirten Ordnung! Konnte ich denn nun aufs Schloß rennen, die Eisengitter vor der Auffahrt zum Throne wie Simson ausheben und mich beim König an den Tisch setzen und rufen: Herr, ich will auch leben, so gut wie Sie! Das ging eben nicht. So stieg ich hinunter in einen Keller, der da liegt am hiesigen Wasserglacis. Allda wohnet ein Mädchen, so da heißt Philippine. Ihres Geschlechts eine Pufke, Samuel Gottlob Pufke heißt ihr Vater und schon in besseren Tagen unserer damals noch vogelperspectivischen Weltanschauung lernte ich, wenn ich an mein wasserdichtes Fortkommen durchs Leben dachte, von unten auf, durch meine Stiefeln, diese treuen Menschen kennen. In Gemeinschaft mit vielen muntern Ratten bewohnten sie einen Keller. Ein Candidat der Gottesweisheit war ich schon sonst ein Glanz für diese Hütte, ein Gott für diesen Keller und in den Zeiten der Constantin'schen Vogelperspective

nährten und speiseten sie mich bereits oftermalen mit irdischer Speise und irdischem Trank. Philippine und ihr Vater sind Erleuchtete. Mein kindliches Gemüth raubte ihnen nie diesen glanzvollen Schimmer ihres Kellerdaseins. Wenn Philippine Sonntag Abends die Suppenterrine nahm, Citrone, Zucker und Rum vom Krämer holte und der alte Pufke beim ersten dampfenden Glase mit mir anstieß und sprach: Cia, Herr Reyse, freuet Euch in dem Herrn allewege! so stimmte ich in sanfter Melodie ein Lied von Gellert an, trällerte dann allmälig mit einem Sebastian Bach'schen Schnörkel in das schöne Lied von der Frau Nachtigall hinüber, regte den alten Nachkommen Hans Sachsen's zu allerhand Wanderliedern und erlaubtester Wellust an, bis er mit den Pantoffeln zu klatschen anfing und die Worte sprach: Auch David tanzete vor der Bundeslade. Und dann tanzeten wir Alle und tranken Punsch und dies gemüthliche Dasein wurde selbst geführt in den Schrecken der Anarchie. Die Schuhe wurden ja damals noch mehr abgerissen als die Phrasen und Sie wissen, das will viel sagen. Pufke hatte Gönner. Er wurde Wahlmann, er duldete um seinen Glauben, er predigte oft auf der Gasse, zuletzt in Bezirksversammlungen und die Folge waren achtbare und wirksame Empfehlungen nach Oben; ach, nur immer nach Oben, nur immer nach Oben, bester Freund! Für mich hat sich dabei eine merkwürdige Wendung herausgestellt. Wie Sie mich hier sehen, hab' ich vor den Thoren ein Haus gemiethet und errichte daselbst unter allerdings eigenthümlichen Umständen eine Fabrik von Filzschuhen, von Filzteppichen, von Filzsocken, von Filzgegenständen aller Art; im Filz wird mein ganzes neues Dasein gebettet sein.

Eberhard erstaunte und bat um Aufklärung.

Sie fragen vielleicht, wo bekomm' ich das Geld, die Arbeitskräfte her? Sie müssen wissen, bester Freund, daß ich eine Fabrik begründe im Geiste des Jahrhunderts. Ich bin vor Ihnen, Eberhard Ott, vor Constantin und Allen, die den unverbesserlichen Adam meines Herzens kennen, nichts als ein Fabrikant von Filzwaaren, einem gesuchten Artikel, mit dem ich jährlich die Messen bereisen werde. Aber vor den Thoren draußen auf jenem Hause mit zwanzig Fenstern Front, wo ich wirken werde, da wird nicht zu lesen sein: „Jean Reps, sonst Nihilist, jetzt Fabrikant in Filzwaaren", sondern rathen Sie, was?

Eberhard erfuhr jetzt, wie in den Zeiten, in denen wir leben, die rechten Bekenntnisse, ausgesprochen den rechten Menschen, immer noch zu Glück und Segen führen können. Repsen fand sich ein stiller Compagnon, ein Geheimrath, der Philippine Pufke schon über die Taufe gehoben hatte. Dieser unterrichtete Kenner der Zeit sagte zu seinen Freunden: Errichtet eine Fabrik — für irgend etwas —, ich schieße alle Mittel vor und gehe nur in halbe Rechnung. Mit der Fabrik verbinden wir einen erhebenden Zweck; wir erwerben uns die Kinder von Armen oder Verbrechern oder Verwahrlosten, kurz einer Menschengattung, an der leider kein Mangel herrscht, wir sammeln dazu die Beiträge der Milde und Barmherzigkeit und lassen die Producte der Fabrik von jenen Kindern verfertigen, die wir dafür zu waschen, zu kämmen, zu kleiden, zu verköstigen und zum Gebet anzuleiten haben. Gesagt gethan. Und während Eberhard über diese Form des Industrialismus, die Adam Smith noch nicht kannte, erstaunte, über diese neue Theorie des ganzen Gewinns und der halben Auslage, sagte Jean Reps:

Besuchen Sie mich, Freund! Sie werden mich bald im Kreise von einigen dreißig bis funfzig hoffnungsvollen Sprossen des Zuchthauses finden, die ich Hundehaare, Kälberhaare, Waldwolle und Schafwolle bunt durcheinander mengen, tüchtig wie man's nennt, kartätschen und so zu fester Gestaltung bringen lasse. Philippine und Pufke leiten die Umformung in Schuhe, in Socken, in Pantoffeln und vielleicht erheben wir uns noch zu kunstvolleren Gebilden, denn Sie glauben nicht, bester Freund, was sich jetzt aus einem guten Filz Alles machen läßt.

Diese Wahrheit mußte Eberhard bestätigen. In der That, die Residenz war groß

genug, um nur Wenigen möglich zu machen, die geringe Würdigkeit des neuen Vorstehers einer der vielen menschenfreundlichen Anstalten, die jetzt solcher Art begründet werden, genauer zu untersuchen. Johannes Reypsen's Rettungshaus ist jetzt eine der empfohlensten und versorgtesten Anstalten dieser Art, deren jährliche Tabellen durchzulesen dem Freunde der Menschheit einen hohen Genuß gewährt.

Nach dieser Erfahrung konnte es Eberhard nicht Wunder nehmen, als dann eine andere Wendung des Zeitgeistes ihm noch persönlicher sich kundgab. Wingolf, der frühere Minister, war durch die Wahl der Stadt, in die er sich zurückgezogen gehabt hatte, Mitglied einer gesetzgebenden Versammlung geworden, die im Laufe ihrer Verhandlungen in jene bekannten Extreme der Steuerverweigerung gerieth, die mit öffentlicher Inanklage-Standsetzung ihrer Mitglieder endeten. Wingolf wählte Eberhard Ott zum Vertheidiger. Der öffentliche Ankläger, der mit Gewandtheit den Thatbestand der Vergehen gegen Ordnung und Sicherheit der Gesellschaft zu stellen wußte, war Constantin Ulrichs. Es mußte eine gewaltige Zeit gewesen sein, die einen solchen Umschwung der Dinge und der Menschen herbeiführen konnte. Constantin Ulrichs fungirte als neuernannter Staatsanwalt.

Den stenographischen Aufzeichnungen, die über den Proceß des Geheimraths Wingolf und Genossen vorliegen, entnehmen wir, da diese Entwickelungen genauer anzugeben außer dem Bereiche unserer Erzählung liegt, nur drei Stellen, eine die Constantin, eine die Wingolf und eine die Eberhard sprach.

Blaß, scheinbar gefaßt, mit ruhig blitzendem Auge, doch erregt genug unter dem äußern Schein einer sieggewissen Haltung, sprach vor überfüllter Versammlung Constantin Ulrichs:

Es gibt ein Wort, das der größte Dichter aller Zeiten, William Shakspeare, eine seiner tiefsinnigsten Gestalten reden läßt, eine Gestalt, die uns um so werther sein muß, als sie oft dem deutschen Charakter und dem Genius unsers Volks verglichen worden ist, ich meine Hamlet... Hamlet sagt: „Die Zeit ist aus den Fugen. Schmach und Gram, daß ich zur Welt sie wieder einzurichten kam!...“ Wer hätte sie nicht einst empfunden die träumerische Willensunfreiheit der blassen Gedankenwelt! Wer dächte nicht mit Schaudern zurück an seine einst zerrissene Sammlung zur That, die ohnmächtige Besinnung der Reflexion einer Welt gegenüber, die uns überlebt und dem Untergange geweiht schien! Wol wir Alle haben sie empfunden, diese Stimmung des gebrochenen Bewußtseins, wo uns das Dasein ekel, schal und unersprießlich schien und Das, was besteht und von der Ordnung der Zeiten überliefert worden ist, ein Garten voll wuchernden Unkrauts. Ein Wetter aber brauste herauf. Gott rüttelte nicht nur an den Grundvesten der geschichtlichen Schöpfungen, sondern auch an dem Mark unsers eigenen Lebens. Aufgerufen wurde die Menschheit von unbekannten Stimmen wie mit den Posaunen des Gerichts und eine Zornschale ergoß sich über die Erde und wie in der Noth einer Ueberschwemmung war zum Denken keine Zeit mehr, zum Rathen nur kurz die Frist und die Spanne Raum konnte verloren gehen in einem Momente der Zögerung. Unser Träumen von Ehemals rächte sich furchtbar. Die Welt wie sie ist hatte man nur zu verachten und zu hassen gelernt. Man bot eine andere. Es kam neue Schöpfung. Aber wer konnte sie lieben? Wer konnte sich finden in diese gemachte Welt! Mit Schaudern gedenkt man der Zerstörung vorhandener Ordnungen, der Experimente, die versucht wurden, um Neues an die Stelle des Alten zu setzen! Es waren Momente der Besinnung gegeben, Momente der Hoffnung gestattet. Dann aber — was blieb übrig, als mit Liebe zurückzukehren zu dem Schooße der Mutter, von deren Knieen man sich zu früh in die Wildniß einer unbekannten Zukunft gewagt hatte! Der Sammelplatz der Gutgesinnten war nicht mehr auszurufen. Er konnte nirgendwo liegen als da, wo der Zusammenhalt der Vernunft uns das Nächste sicherte, die Existenz, die Familie, den Herd, die Gesittung, die Ruhe und das Glück des Einzelnen, der ein unveräußerliches Recht an eine feste Form des Ganzen hat; denn nur im

Ganzen liegt die Bürgschaft des Einzelnen; das Einzelne im Menschen ist jene ewige Bestimmung seiner Gattung, jene verheißungsreiche Zukunft seiner auf die Ordnung alles Heils bezogenen Individualität. Wer da fehlen konnte, als sein Fürst, sein Vaterland, sein Haus und seine Familie riefen, der steht als ein Verbrecher vor dem Richterstuhle der Menschheit, auch wenn ihn Vergehen gegen den Buchstaben des Gesetzes nicht schon vor die Schranken der nächsten bürgerlichen Ordnung stellten.

Wingolf, von mehren Orden, mit denen er seine Brust hätte schmücken können, nur ein einziges Band des Civilverdienstes an seinem Rocke tragend, sprach bei lautloser Stille:

Wenn eine Welt, deren innere Schäden man aus genauer Kenntniß derselben würdigen lernte, zu wanken beginnt und durch die Natur der Werberuf des Frühlings tönt, wer sollte nicht sein Herz erschließen dem Wehen des milden Hauches, wer sollte nicht auf den Herbst und seine goldenen Früchte hoffen, selbst wenn unter tausend Blüten die Mehrzahl taub erschien oder im Winde zu Boden fiel! Der Unterschied ist nur der, daß Das, was Andere sonst waren, Andere jetzt sind; daß Das, was Andere früher verachteten, von Andern damals vertheidigt wurde. Wer könnte das Wort reden wollen der Brandfackel der Zerstörung, wer wird im Tode Leben suchen! Nur um die Grenze konnte es sich handeln, wo die zugestandene Bewegung still zu stehen hatte. Man sagt, sie mußte vor den Thronen stillstehen. Ich beuge mich dieser Wahrheit. Ich handelte in ihrem Dienste. Aber zum Throne ist es höher und steiler empor, als Die, die sich des Thrones Freunde nennen, den Weg vorzeichnen. Bei ihnen beginnt der Thron sogleich mit ihnen selbst. Ihre Interessen wurden die Interessen der Krone. Ist die strengere Unterscheidung dieser Entfernungen ein Verbrechen gewesen? Wenn die Masse, die Gestalt gewinnen soll, im Flusse ist, wenn das glühende Erz hervorbraust aus dem Kessel und sich den Weg sucht in die gemauerte Form unserer Ideale, wer ist der Künstler oder wagte sich den Meister zu nennen, daß er überall Halt! riefe, wenn vom glühenden Erze ihm in die Form genug geflossen scheint? Wer hütet den Zapfen, öffnet ihn und schließt ihn, wer anders, als die Gottheit, deren Signale ihr doch nicht in eigener Offenbarung besitzt? Gesetzt auch, man hätte Recht, wie ich Dem Recht gebe, der sagt, daß ein Augenblick eintreten mußte, wo ein Hornruf Alle zu ihrer Pflicht rief; wer hörte diesen Hornruf früher? Wer ihn später? Früher gewiß Der, der daheim auf dem Lotterbett lag und auf der Lauer saß, den rechten Augenblick der Umkehr zu treffen, später Der, der draußen auf dem Felde stand und arbeiten mußte im sauern Schweiß und kämpfen gegen den Unverstand der Zeit und sich gewöhnen sogar an die Sprache der Gegner, um sie für die bessere Einsicht zu gewinnen!... Der Vorsprung, den entweder die Feigheit oder die kalte Empfindung für wahres Volkswohl vor dem flammenden Herzen voraus hatte, diesen Vorsprung zu benutzen auf Anklage und Verketzerung ist unedel und die Zeit wird über Die, die der allgemeinen Hoffnung nicht Rechnung trugen und in der Zeit eines schönen Traums und hunten Wahns allein die Nüchternen und die Weisen bleiben wollten, einst ein Gericht niedersetzen, dem ich nach meinem Sinne die mildesten Sprüche wünsche.

Wingolf's Vermittelung entsprach seinem loyalen Sinn. Sein Vertheidiger Eberhard Ott stellte den florumwundenen Hut zur Seite, begann ruhiger als sein Client, argumentirte sicherer und traf verwundender. Eine seiner bezüglichsten Stellen lautete:

Es ist die verkehrte Welt, die wir spielen. Wer der alten Zeit gegenüber sich als ein Hamlet verhielt, wer diese als einen Garten voll Unkraut, eine schale unersprießliche Wirklichkeit nahm, den brachte die erste That, die er gegen eine Ratte zu vollziehen sich anschickte, dahin, daß er einen Menschen, Polonius, mordete, der hinter einer Tapete verborgen zufällig, ich glaube ja wol, der Vater seiner Geliebten war. Ophelions der Verzweifelnden Anblick brachte den alten echten Hamlet, von dem doch gesprochen wurde, zur Besinnung. Wohl auch den neuen, dem ich Glück wünsche, wenn er plötzlich die alte Welt zu schützen

als einen Beruf gewählt hat, der ihm Selbsterkenntniß und die Krone von Dänemark verschaffte. Doch wozu Bilder! Man hat die Schöpfung aus dem Nichts für ein Wunder gehalten, das über unsere Vorstellungskraft und Glaubensfähigkeit hinausginge. Allein wie bildungsfähig das Nichts ist, lehrt die Erfahrung aller Tage. Die Negation um jeden Preis, die wir so bedeutungsvoll vorhin schildern hörten, erhebt sich überall jetzt von ihren Trümmerstätten, von ihren Kirchhöfen, ihren Unkrautgärten und fängt zu richten und zu schaffen an, langsam, vorsichtig, besonnen, vorläufig mit Anerkennung der Welt, wie sie sonst war und immer gewesen wäre und immer bleiben werde. Was mag es sein, was diese Besonnenheit, diese vortreffliche Ueberzeugung zu Stande brachte? Irdische Vortheile? Wer könnte diese Vermuthung aussprechen! Innere geistige Umwandlung? Diese zu glauben wäre ich eher geneigt, würde nicht Religion zu ihr gehören, Gottinnigkeit, innere Erleuchtung, eine solche Gesinnung, die vor den Thoren dieser Stadt für verlorene Seelen Johannes Repse's Besserungshaus ins Leben rief. Was ist der Grund ihrer Erleuchtung? Ich sage: Die Erschöpfung ist es. Nihilisten hassen unsere Aufschwünge. Sie hassen Schwarz, sie hassen Weiß, sie finden, daß immer von Dem, was uns Zumuthungen an unsere Liebe und unsern Eifer stellt, nur das Gegentheil berechtigt ist. Der Wolf trübt dem Lamm das Wasser, weil er satt ist. Nichts ist ihnen darum erwiesen, nichts fest. Wie kann es Menschen geben, die aus der Zeit Hoffnungen für die Zeit schöpfen! Was reden wir von Wahrheit! Von Irrthum! Und doch — es gab in unserer Zeit ein Irren, das sich mit allen Lichtgewändern der Wahrheit schmücken durfte. Ein Irren gab es, das zu den Tugenden dieser Zeit ebenso gehört, wie die Parteinahme, die Solon's Gesetze verlangten, zur alten. Dies Irren in unsern Tagen ist ein verlorener Sohn, den nicht die Reue an das Herz des Vaters zurückführt, sondern den der Vater selber aufsuchen muß, weil er ihn elend sieht um seinetwillen und auf seine Schuld hin. Dies Irren der Zeit ist unsere eigene Seele, die sich in Andere flüchtete und in fremder Stätte vollzog, was wir selber in eigener einst träumten. Sie tritt uns entgegen, diese irrende Seele, aus Denen, die wir richten wollen. Sie erhebt sich, eine verhüllte Gestalt, mit dem Haupte der Erinnyen, sie streckt die Hand aus und droht dem Abtrünnigen, der die Mutter des eigenen Lebens nicht anerkennen will. Dies Irren der Zeit hat eine ebenso wahre Berechtigung, wie einst die Unentschlossenheit Hamlet's — aber die Nihilisten kommen zuletzt darauf hinaus, alles Hoffen und Träumen und jedes Wollen und jeden Willen für überflüssig zu erklären. In der That! In einer Zeit solcher Geisteswandlungen ist es schwer, zwischen den Handlungen der Menschen die Grenze abzustecken. Diese Männer hier wagten es, im Vollgefühl einer ernsten Aufgabe, die Mittel zu verweigern, die die Gesammtheit ihrer Beauftragten zur Aufrechthaltung der Ordnung zu gewähren hat. Es war eine Demonstration, mehr der Form als der That nach. Man wußte den Nichterfolg. Man wollte einem Grundsatze huldigen, wie jene Senatoren Roms, die den Sieg des Brennus ergeben in ihren Amtskleidern erwarteten, in den Flammen erstickten und in Asche und Staub zusammensielen, als die Sieger sie berührten. Diese Nihilisten, die aus einem schwachen Etwas entstanden, sind höher zu schätzen als die Nihilisten, die, die Ohnmacht alles Widerstandes erkennend, sich lieber entschlossen, zu den Feinden überzugehen.

Eberhard Ott ging nach diesen durch die Aufregung jener Zeiten hervorgebrachten Abschweifungen auf die rechtliche Seite seiner Vertheidigung über und gab eine so lichtvolle Auseinandersetzung, daß Wingolf's Freisprechung die Folge war.

Nach Beendigung der Sitzung fand man im Nebenzimmer Eugenie und Hertha. Eben ankommend von der Reise, die sie wie mit dem Windesfluge um die Wette unternommen, traf Eberhard Beide in seines freigesprochenen, in kurzer Zeit an seinen Schläfen völlig ergrauten Clienten Armen. Von Eugenie erntete Eberhard den beredtesten Dank, von Hertha den Dank eines starren Auges, das über Thaten zu

grübeln und in einer langen brütenden Besinnung auf alles Vorhergegangene verloren schien.

Es lag nahe, daß Hertha sich eine Aufgabe stellte, die ihr so wichtig wurde, wie sonst das Recht der freien Selbstbestimmung. Diese Aufgabe galt Agnesens hinterlassenem Kinde. Hertha übersah Eberhard's Leben, seine Existenz, seine Mühen sehr bald. Neuerwacht war ihr Schmerz um die drückende Pflichtenlast eines Mannes. Wie einst ein Ring, so erschien ihr jetzt ein ganzes Leben als Symbol. Den alten Pfarrer hatte es zu seinen Aeckern und Wiesen heimgezogen; selbst auf seine Kanzel wieder in Liederbach sehnte sich der alte dogmatische Rationalist. Eine Natur, wie die seinige, begnügte sich mit dem Wohl der Enkelin, die ihm in des Vaters Pflege geborgen schien. Wingolf und Eugenie zogen in die Provinz. Sie wünschten selbst, daß Hertha, um sich zu sammeln und aus sich selbst zu festigen, in der Residenz blieb. Sie behielt ihr Zimmer vor den Thoren, rechnete nach wie vor mit Frau von Zabel und Lisetten, aber die Welt, die sie um sich pflegte und schmückte und zu verstehen und zu begründen suchte, war eine andere geworden. Sie hatte schwere Kämpfe des Lebens durchgekämpft.

Eines Tags begehrte sie von Eberhard sein Kind zur alleinigen Pflege in ihren eigenen Wohnräumen. Konnte er ihr's weigern? Er dachte nicht daran, eine Gattin zu suchen. Eine Mutter aber für Meta war ihm ein Geschenk des Himmels, das er nicht ablehnen durfte. Er gab Hertha Agnesens Kind. An derselben Stelle, wo sie im Feuerbach einst von einer Liebe gelesen, die in Constantin Ulrichs ihren Himmel zu finden gehofft, saß sie, ein kleines holdes Wesen im Arme, das ihr jetzt der Eingang in jenen wahren Himmel war, der für sie nur noch im Dank gegen den Vertheidiger ihres Vaters lebte. Doch weder ihre, noch seine Lippen sprachen je einen Wunsch aus, der über das Nächste und Nothwendigste der Verständigung hinausging.

Vom Stiftshof kam die Kunde, daß Hans von Landschütz sich das Kind Gottes zur Gemahlin gewählt hatte. Ein Wesen, das Dichter besungen hatten, ein Mädchen, so sehr Julia Capulet, um in ihr Herz nur einen Romeo einzuschließen, wählte Hans von Landschütz. Sie war jene „ursprüngliche Natur", die sich mit der blassen Reflexion nicht verleiten läßt, Ideale des Herzens zu haben. Sie neckte den Liebhaber und schmollte mit dem Gatten. Beides that dem Gatten wie dem Liebhaber wohl. Hansens Leben bedurfte eines Strohhalmes, der ihn vom Einschlafen aufkitzelte. Mehr war auch Frieda von Landschütz nie für den Stiftshof. Sie blieb wie sie war. Wenn sie mit solchen Studenten und jungen Professoren gehen wollte, die ihr zusagten, mußte sich's Hans gefallen lassen, daß sie, ohne darum die mindeste Untreue zu begehen, Tage lang ihn ignorirte. Es ging das vortrefflich; war doch Alles „unmittelbar" an ihr, wie man es schon wieder auf der Universität nannte und sie wußte es auch und ihre Mutter sicherte ihr die Möglichkeit, ganz ihrem Genius zu leben. Der Vater ward mit der Zeit ein wenig kindisch.

Constantin's äußere Lage wurde die glänzendste. Er hatte außer einer guten Anstellung auch das Herz seiner Schwägerin gewonnen. Aurelie von Landschütz, eine Dame, die zehn Jahre älter war als er, vergaß den Baron von Gleichen um Constantin Ulrichs. Constantin, reich geworden, konnte jetzt seiner endlich gewonnenen Ueberzeugung, daß von allen, allen Thatsachen, mit denen sich das alberne neunzehnte Jahrhundert quält, nur der Begriff des Comforts der wahrhaft neue und befruchtende Gedanke ist, ganz nach Wohlgefallen leben. Er hielt sich Wagen und Pferde, er streckte sich auf Divans und Ottomanen, er trieb Blumenzucht in seinen Zimmern und lebte wie ein angebetetes Idol in seiner ganzen Herrlichkeit. Nicht nur Aurelie lag ihm zu Füßen und küßte, vor aller Welt sogar, seine schönen Hände; Alles, was zu Aureliens hochgestellter Verwandtschaft gehörte, vergötterte den interessanten Mann ihrer späten Wahl. Constantin ging einen Pfad durchs Leben über schwellende Teppiche. Wo er sich anlehnte, fand er den Rücken weich

gepolstert. Was er nur athmete, war Arom. Verzärtelt zu werden war dabei nicht seine Absicht. Er wehrte sich oft mit Gewalt die Ueberfülle seines Glücks ab. Alles was er sprach war „geistreich", was er unternahm, „taktvoll". Die Stellung eines öffentlichen Anklägers behielt er als eine Art von Privatunterhaltung. Dabei wuchs freilich die Bizarrerie seines Gemüthes. Verdrießlich wurde er oft bis zum Exceß, oft wälzte er sich auf all seinen Polstern und stieß ungeduldig mit den Füßen gegen Kissen, Menschen, Welt. Es ergriff ihn dann halb faustische, halb mephistophelische Stimmung. Er konnte seiner Amtswirksamkeit allen jenen scharfsinnigen Nachdruck geben, den man an seinen Anklagen und Beweisführungen bewunderte; aber dies Nichts der Welt, in stillen Stunden, in schlaflosen Augenblicken quälte es ihn doch. Dann hätte er Alles verwünschen, Alles zerreißen mögen. Schal, unersprießlich erschien ihm und hassenswürdig das Dasein, wie sonst. Der Morgen brachte ihm glücklicherweise auf silbernen Schalen dann wieder des Lebens goldene Früchte, den geliebten Mokka, seine braunen Regalien und Upmans, er lächelte und war wie immer und immer „liebenswürdig". Man bewunderte seine Grazie, seine feine Ironie. Er konnte zuweilen sogar ausgelassen sein, besonders wenn seine Gedanken auf die Filzfabrik vor den Thoren kamen. War er auch zu verdrießlich gestimmt, zu mürrisch und übellaunig, so brauchte man nur von „Vater Repse" zu sprechen und behaglich schaukelte er sich in seiner blumigen Orchideen-Existenz.

Noch eine Freude hatte Constantin. Er lachte oft darüber, daß jenes sentimentale Geschlecht, zu dem Eberhard Ott gehörte, doch immer in die Lage kommen müsse, Das aufzunehmen, was der Genius fallen läßt.... Eberhard hatte dies schon ein mal gethan, an den Asterbeeten im Pfarrgarten zu Lieberbach... und das zweite mal... Wie konnte sich ein Constantin darin täuschen, daß die Pflegerin und Mutter der kleinen Meta auch einst Eberhard's zweite Gattin werden würde? Der Genius verschmäht erst eine Agnes, dann eine Hertha und der Philister nimmt eine Agnes und dann eine Hertha. Constantin sah dabei vollkommen, was in Eberhard's Seele vorging. Er sah, daß Eberhard unter dem Gedanken, in der That zwei mal in die Fußtapfen eines treulosen Freundes zu treten, litt. Constantin legte, bestaunt und bewundert von seinem Weibe, einen Beweis seiner Menschenkenntniß ab, als er einst sagte: Ha, was diese Menschen es wurmt, die ewig Seitwärtsstehenden sein zu müssen, die ewig Nüchternen und Gestrigen, während wir die Zukunft für uns haben und vom Wirbel bis zur Zeh' die lebendige Poesie leben! Constantin rief aus: Hertha pflegt sein Kind. Sie thut es mit dem ganzen Heroismus, der diese Thörin immer ergriffen hat, ob es sich nun um eine Revolution oder eine Stecknadel handelt, sie pflegt die kleine Meta nach allen Lehrbüchern der Pädagogik, sie liest Plato und Aristoteles im Urtext, um sich zu unterrichten, wie das Kind Deutsch am leichtesten aussprechen wird. Es kann nicht anders werden, als daß Eberhard eines Tages zu ihr sagt: Hertha, sei mein Weib! Es wurmt ihn noch. Der Stempel des Philisters ist ihm fühlbar auf die Stirn gedrückt. Nur Schulmeister wird er ewig bleiben, lesen die Exercitien seiner Schüler, corrigiren, was Andere verdarben! Ihr Eingebildeten! Für jene Worte, die ich von Eberhard einst bei Wingolf's Proceß hören mußte, ohne sie unterbrechen zu dürfen, gönn' ich ihm die Qual, wie ein trappistischer Tantalus zu lechzen nach den goldenen Früchten über ihm, die er sich kasteit, nicht brechen zu wollen.

Constantin Ulrichs betrog sich aber. Zwei lange Jahre währte es allerdings, bis Eberhard das Gefühl der Beschämung mit dem Gefühl der Dankbarkeit ausgleichen konnte. Da aber geschah ihm Folgendes:

Julie von Reisig war mit ihrem Gatten und dessen Kindern in den alten Wohnort zurückgekehrt. Ihre Schwester Aurelie als Constantin's Gattin anzutreffen, that ihr so wenig wohl, daß sie ihrem Drange, alles Widerstrebende auszugleichen, hier nicht zu folgen sich entschließen konnte, sondern die gegenseitigen Verstimmungen ihrer alten Freunde

ruhig als begründet gelten ließ. Sie sah sie aber gern in ihren wiedereröffneten Cirkeln und nicht selten zu gleicher Zeit Hertha, Constantin und Aurelie. Auch Eberhard Ott mußte sie nun kennen lernen, den Vater jenes Kindes, das Hertha erzog, wie die Welt sagte aus Dankbarkeit für die Vertheidigung ihres Vaters. Es war eine große glänzende Gesellschaft, als Eberhard einst zum ersten male dies Haus betrat. Die Gegensätze hatten sich schon ein wenig ausgeglichen, die Leidenschaften schon etwas gemildert; man vergaß die Partei schon ein wenig wieder um der Menschen willen. Constantin und Aurelie wurden erwartet, man erwartete auch Hertha. Jene kamen. Wie lange hatte sie Eberhard nicht gesehen! Der früher Gekommene blickte voll Mitleid auf das traurige Paar. Constantin blaß, verfallen, offenbar krank, tief zerrüttet. Aurelie, gut und wohlmeinend in Wesen und Blick, unschön jedoch, hager, dürr, reizlos, trotz ihrer Diamanten fern von jedem gefälligen Eindruck. Constantin fühlte es und blickte nieder. Nun erschien Hertha, Hertha, die von Constantin Aufgegebene! Seit zwei Jahren war sie wie umgewandelt. Die Frische war sie und das Leben selbst. Ihr Auge voll blitzenden Feuers, ihre Wange sanft geröthet, ihre Gestalt jetzt erst entwickelt wie nach lang unterdrücktem Wachsthum. Der Ernst von ehemals gemildert. Leicht und gefällig ihre Bewegung unter den Menschen. Jeder drängte sich in ihre Nähe, suchte ihren Anblick und ihr Gespräch zu gewinnen. Hertha war die Königin des Abends. Und hätte sie es nicht sein wollen, Julie machte sie dazu. Julie hob sie drei mal über die eigene Schwester. Frauen verstehen es, zu erhöhen, Frauen verstehen es, Kronen zu verschenken, Sessel für Die, die hoch thronen sollen, aufzustellen und Teppiche darüber auszubreiten, daß man die schlaue Veranstaltung gar nicht merkt. Wer war nun der Verschmähte? Constantin, der verdrießlich und abgespannt mit Aurelien in einer Zimmerecke saß, oder Hertha Wingolf, die allen Augen begehrens-, jedem Herzen liebenswerth erschien?

Eberhard stand am folgenden Morgen an Hertha's Seite und plauderte mit Meta, die zu ihren Füßen spielte. An derselben Stelle, wo ein Vater einst vor dem Bilde seines ersten Weibes die Wahl eines zweiten vor der Tochter vertheidigen mußte, vernahm dieselbe Tochter das Bekenntniß der Liebe aus dem Munde eines Witwers. Bebend vor Wonne und Glück wollte sie reden. Sie konnte nicht. Sie ging an den Schrank, schloß ihn, nahm ein Kästchen hervor, öffnete und gab Eberhard den Ring Constantin's, den dieser für ihn einst von Agnes empfangen. Indem sie mit verhaltenem Athem erzählte, was in der einsamen Kammer ihres Herzens einst sich zugetragen, als sie mit diesem Ringe Eberhard's und eines edeln Mannes Lebensauffassung und Pflichtenwelt kennen gelernt, sammelte sie sich. Eine Thräne quoll in Eberhard's Auge dem Andenken an Agnes, die dem Himmel eine tiefe Schuld mit dem Tode bezahlt hatte, ein Blick auf sein holdes Kind gab ihm neuen Muth und der Bund der für einander bestimmt gewesenen Herzen war geschlossen. . . .

Die Zeilen, die aus Hertha's Feder an ihren Vater überströmten, wird sich jedes fühlende Herz ebenso selbst denken können, wie Wingolf's Empfindungen, als er Hertha's Brief empfing und an jenen Abend zurück dachte, da er vor vier Jahren in nächtlichem Dunkel einst zu seinem abtrünnigen Kinde schlich. An eine bloße Genugthuung aber, die ihm wurde, dachte er nicht. Zu gut kannte er an sich selbst die Wandelungen durch die Zeit. Er schrieb seiner Tochter:

Die Zeiten und die Menschen, Alles geht im Ringe, nur daß der ewig gleiche Kreislauf in sanfter Linie, wie die Spirale, emporsteigt und unser Hoffen mit ihm!

Die Erdgestalt und die Pendelschwingungen.

In neuerer Zeit ist das Pendel Gegenstand eines allgemeinen Interesses geworden, indem man mittels desselben bekanntlich nach der Entdeckung des Franzosen Foucauld einen neuen, man kann sagen mathematischen Beweis für die Achsendrehung der Erde zu liefern im Stande ist. Die Theorie dieser Erscheinung, in der die Bewegung des ungeheuern Körpers, den wir bewohnen, sich in einer unmittelbar vor den Augen vorsichgehenden Bewegung spiegelt, ist zu zusammengesetzter Natur, um ohne Figuren und geometrische Auseinandersetzungen dargelegt werden zu können. Nur die Bemerkung drängt sich uns auf, daß das Instrument, dessen schöne Gesetze der große Galilei entdeckte, zuletzt dazu dienen mußte, eine Thatsache zu beweisen, welche dieser Gelehrte als seine Ueberzeugung abzuschwören gezwungen ward.

Das Pendel, als ein frei aufgehangener und in Folge seiner Schwere immer nach der senkrechten Richtung strebender Körper, wird bekanntlich in Folge dieses Zugs, sobald es aus seiner Ruhelage entfernt ist, von selbst in dieselbe zurückfallen und durch den erlangten Schwung über dieselbe hinausbewegt bis zu einer äußersten Lage, von der aus dieselbe Erscheinung in der umgekehrten Richtung sich wiederholt; so entstehen die Schwingungen. Die Zeit, welche das Pendel braucht, um von einer senkrechten Lage in die nächstfolgende zurückzukehren, nennt man die Schwingungsdauer desselben, und es ist von selbst klar, daß diese Zeitdauer von der Länge des Pendels, von der Massenvertheilung und gesammten Anfertigung desselben, andererseits aber auch von der Größe der Schwerkraft abhängig sein muß, welche die Erde an dem betreffenden Orte auf die ihr ausgesetzten Körper ausübt. Die Mathematiker verstehen es, die Schwingungen eines massiven Pendels auf die eines idealen zurückzuführen, dessen Schwingungsdauer nur von seiner Länge und der Schwerkraft abhängig ist, und nennen ein Pendel, welches genau eine Secunde zu seinem Hin- und Hergange braucht, ein Secundenpendel.

Die erstern schärfern Beobachtungen über die Gesetzmäßigkeit der Pendelschwingungen verdanken wir eben dem großen Galiläo Galilei (geb. zu Pisa 1564). Im jugendlichen Alter von 19 Jahren wurde seine Aufmerksamkeit auf dieselben hingelenkt durch den Anblick einer vom Gewölbe des Doms zu Pisa herabhängenden, pendelartig schwingenden Lampe. Eine seltene Beobachtungsgabe, welche später herrliche Früchte getragen hat, ließ eine so einfache Wahrnehmung, an welcher für manchen Andern nichts Bemerkenswerthes sich darbot, nicht vorbeigehen, ohne ein weiteres Nachsinnen über das Regelhafte des geheimnißvollen Zugs zur Folge zu haben. So wurde diese einfache Beobachtung der Ausgangspunkt strengerer Untersuchungen, die ihn zur ersten Erkenntniß der Gesetze der Pendelschwingungen führten. Auch faßte Galilei bereits die Idee, das Pendel als Zeitmaß zu benutzen, eine Idee, die indeß hinsichtlich ihrer praktischen Ausführung zu den Verdiensten eines andern Gelehrten, Huyghens, zu zählen ist. Huyghens, ein holländischer Mathematiker und Mechaniker des 17. Jahrhunderts, erfand den Gebrauch des Pendels als Regulator der Uhr ziemlich in derselben Weise, wie es noch heutzutage bei Pendeluhren benutzt wird. Diese Erfindung war für Mancherlei, besonders aber für die beobachtende Astronomie von unberechenbarer Wichtigkeit. Wenn man sich vorher mit Sand-, Sonnen- und dergleichen Uhren behelfen mußte, so war man jetzt im Besitz eines Instruments, welches die acutefte Zeitmessung möglich zu machen versprach; es ist allgemein bekannt, mit welcher Genauigkeit jetzt die durch mancherlei neue Erfindungen verbesserten Pendel die Zeit messen.

Huyghens war Zeitgenosse Newton's. Die mechanische Naturwissenschaft, durch Galilei zuerst in eine ihr angemessene Richtung gelenkt, durch die Astronomie des Kopernicus

und Kepler geradezu herausgefodert, hatte in kurzer Zeit Riesenfortschritte gemacht, und zwar wesentlich durch die genialen Leistungen der mehrfach genannten Gelehrten. Die Gravitationslehre des Newton versprach in einem Princip die verwickelten Bewegungen der himmlischen Körper zu erklären und Huyghens zeigte zuerst die Gesetze der Flieh- oder Centrifugalkraft. Man hatte nur bis dahin die Erde als eine vollkommene Kugel angesehen, wiewol man das Genetische der Kugelform aus dem jetzigen Zustande des Planeten etwa in der Weise, wie es in frühern Nummern dieser „Unterhaltungen" angedeutet ist, zu erschließen weit entfernt war. Es ist nun aber leicht, aus dieser Gestaltung und der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse einige mechanische Folgerungen abzuleiten. Jeder Körper nämlich, der gezwungen wird, im Kreise sich zu bewegen, hat ein gewisses Bestreben, von dem Mittelpunkte seiner Drehung hinwegzufliegen, was wol Schwung genannt wird, in der Physik aber Flieh- oder Centrifugalkraft heißt. So entflieht der geschwungene Stein geradlinig der Schleuder; so würden die Planeten von der Sonne wegfliegen, würden sie nicht durch die mütterliche Kraft der Schwere in jedem Augenblick zur regelvollen Bahn zurückgebracht. Ein solches Bestreben mußte sich aber auch an allen Punkten der Erde zeigen, da sie sich um deren Achse schwingen. Huyghens fand nun durch mathematische Schlüsse, daß diese den Mittelpunkt fliehende Kraft um so größer sein müsse, je größer der Kreis ist, welchen der Punkt bei seiner Drehung durchläuft, und es lag die Folgerung nahe, daß um des immer statischen Gleichgewichts der Erde willen man sich dieselbe nicht anders gestaltet denken könne als kugelförmig in der Hauptsache, so jedoch, daß sie in der Gegend der Pole abgeplattet, am Aequator aber stärker gebogen und gewölbt sein müsse; denn unter dem Aequator hatten die Massen die größten Kreise zu durchlaufen, sie mußten also, der größern Fliehkraft folgend, vom Mittelpunkte am meisten abstreben. Es fehlte nicht, daß diese Meinung mannichfache Entgegnungen fand, ja Cassini, ein anderweit berühmt gewordener Gelehrter damaliger Zeit, behauptete geradezu das Gegentheil, nämlich daß die Erde unter dem Aequator flacher als an den Polen sei. Der Streit, der sich hieraus zwischen beiden gelehrten Parteien entspann, sollte durch das Pendel entschieden werden.

Der Naturforscher Richer, welcher im Jahre 1672 von Paris nach Cayenne (einer unter 5° nördl. Br. liegenden Insel und Stadt in Südamerika) geschickt wurde, um daselbst verschiedene Beobachtungen anzustellen, fand nämlich an seinem sonst genau gehenden Secundenpendel, daß derselbe in Cayenne täglich um 150 Schwingungen zurückblieb, seine Uhr daher gegen zwei Minuten nachging. Um die nöthige Anzahl von Schwingungen wieder zu erhalten, sah er sich genöthigt, sein Pendel zu verkürzen, indem er die Linse zurückschraubte; ein kürzeres Pendel schwingt schneller als ein längeres. Als Richer nach Paris zurückkam, schlug sein Pendel zu geschwind. Erst nachdem er dasselbe um eben so viel verlängert hatte, als es in Cayenne verkürzt worden war, schlug es wieder alle Stunden nicht mehr und nicht weniger als 3600 mal. Solche Versuche wiederholte man oft, um sich zu überzeugen, ob nicht die Wirkung der verschiedenen Temperaturen Ursache der nöthigen Verlängerung oder Verkürzung sein könnte; daher stellte man sogar auf den Schneegipfeln der südamerikanischen Bergketten in Temperaturzonen Beobachtungen an, welche der pariser Temperatur entsprachen; man erhielt indessen Resultate, welche von der Wärme ganz unabhängig waren. Aus vielerlei Beobachtungen und Versuchen konnte man endlich mit Gewißheit schließen, daß nichts als eine Veränderlichkeit der Schwerkraft nach den verschiedenen Breiten, in denen sie wirkt, die Ursache dieser Erscheinung sei und zwar so, daß die Schwere gegen die Pole hin *zu*-, gegen den Aequator aber *ab*nehme. Diese Erscheinung war experimental nachgewiesen und wurde alsbald der Rechnung unterworfen.

Die Schwerabnahme nach dem Aequator hin muß zwei Gründen zugeschrieben werden. Wirkt zunächst die Fliehkraft der Schwere entgegen, so muß diese unter dem Aequator

vermindert werden, weil hier die erstere am größten ist, während sie genau unter den Polen in Null übergehen wird. (Wenn sich die Erde mit einer 17 mal größern Geschwindigkeit um ihre Achse drehte, so würden die Körper unter dem Aequator gar nicht mehr schwer sein.) Wenn aber ferner die Erde eine abgeplattete Kugel ist, so werden die Körper unter dem Pole dem Mittelpunkte der Erde näher sein als unter dem Aequator, mithin auch eine verhältnißmäßig größere Anziehung erleiden. Aus alledem folgt, daß, wenn man unter verschiedenen Breiten die Schwingungszeiten verschieden fand, hierin Daten zur Berechnung der wahren Gestalt der Erde enthalten sind; man beschäftigte sich daher damit, an den entgegengesetztesten Orten der Erde die Dauer der Pendelschwingungen zu beobachten: auf St.-Thomas, auf Ascension und Spitzbergen, auf der Sierra Leona und in Drontheim, in Grönland und auf Trinidad, und hatte zuletzt eine hinreichende Menge von Zahlen, um die Erdgestalt wenigstens angenähert berechnen zu können. Der Scharfsinn, den man zur möglichst genauen Messung dieser Schwingungen aufgewandt hat, ist vielleicht eins der schlagendsten Beispiele, welches für die Ausdauer und Gewissenhaftigkeit der beobachtenden Naturwissenschaft aufgezeigt werden kann.

Die Abplattung der Erde ist übrigens nichts Vereinzeltes, sondern man hat sich vielmehr überzeugt, daß alle planetarischen Körper, deren Gestalt überhaupt bestimmt werden konnte, dieselbe Erscheinung, zum Theil in ungleich höherm Grade zeigen als die Erde und dadurch auf einen ähnlichen Ursprung aus flüssigen, rotirenden Massen hinzeigen. Diese Thatsache ist wiederum der Ausgangspunkt schöner Untersuchungen über die gemeinschaftliche Entstehung des gesammten Planetensystems geworden, im Hinblick auf welche die Reflexion wiederkehrt, daß in der Natur das große Ganze im Kleinen überall seinen Abdruck habe. G. B.

Anregungen.

Die Naturseele.

An unsern neulich (Nr. 42) ausgesprochenen Satz: „Der Zweck der Schöpfung ist der Mensch", anknüpfend, könnte man ein Interesse daran finden, die ursprüngliche Neigung der Natur zum Menschen näher anzugeben. Gibt es in dem Bereiche von Erscheinungen, welches gewöhnlich mit dem Namen der unorganischen Natur bezeichnet wird, eine Neigung zur Intelligenz? Wenn auch im organischen Gebiete das Lebendige der Wesen als Seele, als Beseelung angesehen werden muß, wenn sie auch von den höhern Wesen des menschlichen Geistes um eine Unendlichkeit absteht, so ist doch selbst im unorganischen Leben ein absoluter Tod nicht anzunehmen. Wenn der Mensch der letzte Zweck der Natur war, so muß es derselbe von Anbeginn gewesen sein, und die Frage, was im unorganischen Gebiete wir berechtigt sind, als Beseelung oder wenigstens Hinweis auf einen ursprünglichen Trieb zu solcher anzusehen, beantwortet sich vielleicht in einem eigentlichern Sinne als in dem blos gleichnißweisen, den man zunächst zugibt. Es käme nur darauf an, in der Welt der Dinge überhaupt einen innern Gegensatz aufzuzeigen, der ihnen nicht blos äußerlich angedacht, sondern der im strengsten Sinne der Quell ihrer Existenz, ihres Werdens und Vergehens wäre; denn der Quell alles menschlichen Daseins und Wirkens ist die immerwährende Gespaltenheit in Seele und Körper, so jedoch, daß diese nie außereinander, sondern in lebendiger Durchdringung ineinander sind.

Wenn wir das Chaos als den Ausgangspunkt alles natürlichen Schaffens anzunehmen gezwungen sind, so liegt darin eigentlich weniger noch als wir nach der gemeinen Vorstellung mit diesem Worte zu verbinden gewohnt sind. Das Chaos zu denken als ein verworrenes Durcheinander von Allerlei, in dem blos die Ordnung fehle, um das All aus sich hervorgehen zu lassen, widerspricht schon der Annahme eines ursprünglichen ungestalten Seins, welches sich zu festerm, bestimmterm Sein herausbilden soll. Ein absolut Ursprüngliches kann nur das unterschied- und regungslose Fürsichexistiren überhaupt bedeuten, das Dumpfe, Empfindungslose der finstern Materie, die erfroren, geist- und besinnungslos in sich und in ihr Nichts versenkt ist; ebenso gut aber auch der gedankenlose Geist, der ungeregt in seinem gehaltlosen Gleichgewichte

schwebt: eben reines Nichts. Unendlichkeit vielleicht? Wo Niemand mißt, da ist auch kein Maß, ebenso wenig Maßlosigkeit:

Und hättest du den Ocean durchschwommen,
Das Grenzenlose dort geschaut,
So sähst du dort doch Well' auf Welle kommen,
Selbst wenn es dir vor'm Untergange graut.
Du sähst doch etwas. Sähst wol in der Grüne
Gestillter Meere streichende Delphine;
Sähst Wolken ziehen, Sonne, Mond und Sterne;
Nichts wirst du seh'n in ewig leerer Ferne;
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst.

(Goethe's „Faust", II. Thl.)

Dieses dumpfe Nichts, das seelenlose Einerlei erbebt in sich selbst: Ein erster Schauer durchweht die Einöde, welche über sich und ihre Leerheit erschrickt. Zu sich selber, zu seiner Erkenntniß ist das All berufen; aber erst muß es mit sich selbst zerfallen, denn nur das Getrennte kann sich wiederfinden und Empfindung ist die höchste Stufe der Natur. Dieses ist der erste Abfall der ursprünglichen Einheit von sich selbst, der Sündenfall der Natur, der unendliche Riß, durch den sie sich spaltet, um über ihn hinweg wieder zu sich, zu ihrem Frieden zu kommen, sodaß sie sich zu unendlicher Arbeit entschließen muß. Die Schöpfung ist die Erlösung der Natur von ihrer ursprünglichen Zerrissenheit.

Der erste Abfall von sich selbst wie die verlorene Unschuld paradiesischen, unbewußten Lebens ist ausgesprochen und sinkt nicht wieder in die ewige Einfachheit zurück. Der Riß ist geschehen und kann nicht wieder verschwinden; die Vergessenheit in sich selbst ist vorbei. Die Rückkehr des Wesens zu sich selbst muß eine Läuterung sein, ein höheres Zurückgehen, das sich über die ursprüngliche Einfachheit erhebt: es ist die Entwickelung der Natur zum Menschen.

Eine Spannung der Dinge gegen sich selbst, ein Verleugnen und dabei doch wieder das Zurückgetriebenwerden zu ihrer Innerlichkeit, zu ihrem eigenen Wesen ist vielleicht das Allgemeinste, was sich über die Totalität aller natürlichen Erscheinungen erkennen läßt; und wenn es keine Schwierigkeiten hat, einem ähnlichen Zuge in allen Vorgängen rein geistigen Lebens zu begegnen, so ergibt sich wie von selbst die Idee einer natürlichen Seelenlehre oder, besser gesagt, einer seelischen Naturbeschreibung. Regung zur Thätigkeit, zu Bewegung und Erscheinung kann nur die Folge einer solchen Uneinigkeit mit sich selbst, mit seiner innern Bestimmung sein. Man muß die Dinge nicht so fassen, als wenn ihnen ein rein Aeußerliches etwas anhaben und auf sie bestimmend einfließen könne. Was dem individuellen Geiste von Bedeutung sein soll, dem muß er gewachsen sein, das muß er in gewisser, vielleicht gebundener Weise schon in sich tragen, sodaß es nur durch äußern Anstoß zur Entwickelung gebracht wird. Der geschichtliche Charakter kann nur vom Charakter gemessen und verstanden werden; das Kunstwerk erfodert einen empfänglichen künstlerischen Boden, aus dem es die Empfindung wie der Sonnenstrahl die Blüte aus der Knospe entwickeln könne. So sind auch die natürlichen, selbst die elementarsten Dinge beseelter als man ihnen gewöhnlicherweise zugibt, indem sie den ursprünglichen Zwiespalt mit sich selbst in sich forttragen und bewahren: auf unterer Stufe in gebundener Form, dann erzitternd, erregt und zur Offenbarung getrieben. Der Zwiespalt sucht die Stufe der Freiheit zu erklimmen und mit dem Charakter des Gegenstandes als organische Existenz ist eben auch die Seele und das lebendige Sein da.

Die Uebertreibung im Unterrichtswesen.

Es ist charakteristisch an Goethe, daß es nicht leicht ein Lebensverhältniß, eine Situation oder überhaupt einen beachtenswerthen Gegenstand geben kann, über den man nicht bei ihm eine kluge und praktische Bemerkung fände. So sagt er im Hinblick auf die modernen Unerquicklichkeiten im Gebiete des Schulwesens: „In einigen Staaten ist in Folge der erlebten heftigen Bewegungen fast in allen Richtungen eine gewisse Uebertreibung im Unterrichtswesen eingetreten, dessen Schädlichkeit in der Folge allgemein wird eingesehen werden, aber jetzt schon von tüchtigen, redlichen Vorstehern vollkommen anerkannt ist. Treffliche Männer leben in einer Art von Verzweiflung, daß sie Dasjenige, was sie amts- und vorschriftsmäßig lehren und überliefern müssen, für unnütz und schädlich halten."

Der Gelehrte und der Dilettant.

Niemand braucht mehr gelehrte Ausdrücke als der Halbwisser. Während der Forscher in der Fülle seiner Kenntnisse sich behaglich ergeht und oft mit seinem Stoff, ihn gründlich handhabend, nur zu spielen scheint, hält sich der Dilettant mit Wohlgefallen an das Wenige, was er weiß und kann es nicht hoch genug schrauben und nicht dunkel genug verhüllen. Daher kommt es, daß eine wahrhaft populäre und allgemein faßliche Darstellung seiner Wissenschaft immer auch nur dem Meister gelingt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 44. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die geheimnißvollen Reiter.

Historisch.

In dem vormaligen wendischen Gau Drawän, welcher mit den übrigen alten Wendengauen Nering, Chein und Lennigau den nordöstlichen, von Mecklenburg und Preußen umschlossenen Theil des Königreichs Hannover bildet, liegt ein kleines Dorf, über dessen unscheinbaren Häusern die Aeste und Kronen hoher Eichen ein dichtes Laubdach wölben. Ringsumher breiten sich fruchtbare Felder und Wiesen aus, welche hier und da von anmuthigen Gehölzen umkränzt sind; am westlichen und nördlichen Horizont gewahrt man die dunkle, schweigende Haide mit ihren Hünengräbern, Steinmalen und Föhrenwäldern, die finster von den Hügeln in die lachenden Gefilde hinabschauen. Vor Zeiten unterbrach die ländliche Stille des Dorfs gar manchmal der lustige Klang eines Posthorns, da die Verbindungsstraße zweier benachbarter Städte den Ort durchschneidet und auf derselben früher ein Postwagen hin und her ging; jetzt aber ist der Verkehr in neue Bahnen gelenkt und die fröhlichen Wandermelodieen tönen nicht mehr durch die grünen Laubhallen des Dorfs — kaum daß dann und wann noch auf der verlassenen Straße eine alterthümliche Landkutsche oder ein einsamer Fußgänger erscheint.

An einem trüben Novembernachmittage in den Zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts saßen in dem niedrigen Gastzimmer des einzigen Wirthshauses im Dorfe vier Gäste rauchend und trinkend an dem großen, schweren tannenen Tisch und unterhielten sich mit Wirth und Wirthin von Welt-, Dorf- und Hausangelegenheiten. Da die meisten Personen slawischer Abkunft waren, so ward das Gespräch größtentheils in niedersächsisch-wendischem Dialekt geführt, der mit dem unschuldigen Buchstaben h in ewiger Fehde liegt, ihn stets von dort vertreibt, wo ihm die Jahrhunderte eine Stelle angewiesen haben, und ihn da hinwirft, wo ihn die Etymologen und Orthographen einmal nicht dulden wollen. Nur Einer bediente sich, im erhabenen Bewußtsein seiner edlern Abstammung und höhern Bildung, nicht dieses Dialektes — es war der Herr Schulmeister aus einem benachbarten Kirchdorfe, eine lange hagere Gestalt mit faltenreichem blassen Antlitz, dessen Nase etwas

auffallend Storchschnabelartiges hatte. Als ein halber Geistlicher und „unendlich weiser" Mann und als ein Sohn der Provinz Kalenberg, deren Bewohner da ein au hören lassen, wo sich die wendischen Bauern mit einem o begnügen und die als echte Germanen von der Feindschaft gegen das h nichts wissen, hielt er es unter seiner Würde, plattdeutsch zu sprechen. Aus einer langen Pfeife rauchend, hörte er dem lebhaften Geplauder mit tiefsinniger Miene zu und warf dann und wann einige hochdeutsche Worte dazwischen, welche von den übrigen Anwesenden in schweigender Ehrfurcht als wunderbare Orakelsprüche aufgenommen wurden.

Der Schulmeister hatte eben einen kleinen Excurs über das Kriegsgeschrei fern in der Türkei begonnen, da rief die Wirthin, die mit ihrem jüngsten Söhnchen am Fenster stand, mit Hintansetzung alles Respects gegen den redenden geistlichen Politiker plötzlich ganz laut ihrem Manne zu: Sieh einmal, Christoph, welch' sonderbare Menschen dort ins Dorf hereinreiten! Auf diese Worte hin eilten Alle ans Fenster und betrachteten die Ankömmlinge, zwei Reiter in fremder Tracht. Die müssen einen weiten Weg gemacht haben! sagte der Wirth; die armen Thiere können ja kaum schnaufen! Nun, die Menschen sind am Ende ebenso müde, meinte ein Bauer. Der Eine sitzt wenigstens so auf seinem Pferde, als ob er jeden Augenblick herunterfallen wollte!

Die Reiter stiegen ab. Der Wirth eilte ihnen entgegen. Ein Trupp jugendlicher Wenden mit glotzenden Augen und offenen Mäulern folgte ihnen. Der Wirth rief seinen Knecht, befahl ihm, die Pferde in den besten Stall zu führen und lud die Fremden ein, ins Haus zu treten. Ihre Erscheinung im Gastzimmer versetzte die Anwesenden in neue Verwunderung. Der Jüngere war eine hohe, wohlgewachsene, breitschulterige Gestalt und mochte etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahre zählen. Sein gebräuntes Antlitz trug einige Spuren von Pockennarben; Kinn und Lippen umgab ein vernachlässigter struppiger brauner Bart, seinen Scheitel bedeckte eine schwarze Perücke. Seine Miene war freundlich-ernst, der Blick seiner dunkelblauen, lebhaften, feurigen Augen verrieth einen unternehmenden Geist, einen festen Willen. Er trug einen Rock von grobem braunem Tuch mit einer Reihe Knöpfe, einen enganschließenden ledernen Koller, hohe Reiterstiefel mit eisernen Sporen. Seine Hände bedeckten hirschlederne Handschuhe, deren Stulpen bis an die Ellnbogen reichten. . . Der andere Fremde schien etwa zehn Jahre älter zu sein als sein Begleiter. Sein Wuchs war minder kräftig und hoch; seine Gesichtszüge hatten nichts besonders Auffallendes, zeigten aber einen Ausdruck äußerster Erschöpfung, welche sich auch in seinem Gang und seiner Haltung kund gab. Aus seiner feinern Kleidung hätte man schließen können, daß er einem höhern Stande angehöre als Jener. Beide sprachen ein dialektloses Hochdeutsch, welches sich hier und da durch eine etwas fremdartige Betonung auszeichnete.

Wie heißt dies Dorf? begann der Aeltere.

Waddeweitz, Herr! entgegnete der Wende.

Wie heißt die nächste Poststation nach der mecklenburgischen Grenze hin?

Dannenberg.

Dannenberg! rief der Reiter mit funkelnden Augen. In Dannenberg's Thurm saß einst der Dänenkönig Waldemar! Wollte Gott, ich hätte — — aber gleich als ob er sich vergessen, brach er ab und fuhr nach einer Pause mit ruhigem Tone fort:

Wie weit ist es bis dorthin?

Etwa fünf Stunden.

Besorge Er uns rasch eine kräftige Mahlzeit und verschaffe Er uns für heute Abend oder morgen früh zwei frische Pferde! Hört Er?

Das waren Commandoworte. Der Wirth schob seine Pelzmütze zur Seite, kratzte sich mit bedenklicher Mieue hinter dem Ohr und begann, während seine Ehehälfte für die

Mahlzeit sorgte, von den Schwierigkeiten, die sich in Waddeweitz der Anschaffung von Pferden entgegenstellen würden.

Wie viel kostet denn hier zu Lande ein Pferd? sagte der Aeltere. Er soll gut bezahlt werden, wenn Er uns ein paar starke Thiere verschafft.

Es stellte sich indessen heraus, daß in Waddeweitz der Pflug nicht von Pferden, sondern von Ochsen gezogen wurde, und so hieß es denn:

Nun, lieber Mann — so spann' Er in Gottes Namen morgen Seine Ochsen vor, wir werden unter Seinem Dache übernachten. Doch sind wir gewohnt, früh, sehr früh aufzubrechen — drum richt' Er sich danach, daß wir präcis 4 Uhr mit Seinen Ochsen von hier abfahren können. Unsere Pferde wird Er später nach dem Orte zurückführen lassen, den wir Ihm morgen bezeichnen werden.

Der Wirth war nur Gehorsam. Die Wirthin deckte den Tisch, trug ein einfaches Abendessen auf, wünschte den Reisenden guten Appetit und eilte auf Geheiß ihres Mannes wieder hinaus, um ihren Gästen eine Schlafstelle herzurichten. Inzwischen, da die Reiter wacker und ganz menschlich zusprachen und das schwarze Brot sich munden ließen, faßte der Wirth Muth und getraute sich mit einer Art von ihn selbst belehrender Unterhaltung hervor.

Die Herren kommen gewiß weit her? sagte er.

Sehr weit! entgegnete der Aeltere.

Wie weit wol? forschte der Wirth in seinem und sämmtlicher Zuhörer Namen.

Es mögen etwa drittehalbhundert Meilen sein, die wir zurückgelegt haben, sagte der Jüngere gelassen, indem er einen tüchtigen Hieb mit seinem Riesenmesser gegen das dampfende Fleisch führte.

Ein allgemeines, maßloses Staunen. Drittehalbhundert Meilen! Der Schulmeister sollte als Mann der Wissenschaft Erklärung einer so fabelhaften Entfernung geben. Alle Blicke schossen sogleich auf ihn und er flüsterte: St! Stille! Afrika!

Afrika! ging es von Mund zu Mund.

Wollen die Herren in Dannenberg bleiben? fuhr der Wirth fort. Da man seine Speisen aß, hatte er mehr Muth als die Andern.

Nein! war die barsche Antwort.

Wohin soll die Reise denn gehen?

Ueber die Elbe.

Vielleicht nach Mecklenburg?

Nach Pommern.

Vor- oder Hinterpommern?

Vorpommern, wenn Er's durchaus wissen will!

Afrika also und Vorpommern! Diese beiden Gegensätze standen fest. Der Schulmeister zeichnete stumm mit der Hand die Landkarte.

Was für ein Geschäft haben die Herren wol? fing wieder der Wirth an. Es war ja sein Schwarzbrot, das man schnitt.

Wir reisen! erwiderte der Aeltere.

Es sind Reisende, sagte der Schulmeister; diese Thatsache war unwiderleglich. Es fehlte nur noch der Uebergang: Zu welchen Zwecken?

Dann werden die Herren gewiß Kaufleute sein? warf der Wirth hin.

Nein!

Angestellte?

Nein!

Lieber Mann, wenn Er sich aufs Rathen verlegt, fiel der Jüngere lachend ein, da könnten wir uns lange gegenübersitzen! Ich will Ihm und Seinen Gästen sagen, womit ich mich seither beschäftigt habe — obgleich Er es vielleicht nicht recht begreifen wird.

Aha, jetzt kommt's! raunte der Schulmeister seinem Nachbar zu. Sagt' ich's nicht, daß Fragen immer hilft?

Ich habe niemals ein Amt besessen, bei dem ich hätte fett werden können, war des jüngern Reiters Erklärung. In einem Alter, wo Andere noch kaum an ein Amt und an Geschäfte denken, mußte ich schon die schwersten Arbeiten verrichten. Wär' ich schlecht gewesen, so hätt' ich vielleicht Diesem oder Jenem meine Arbeit zuschanzen und mich nachher damit entschuldigen können, daß dieselbe über meine Kräfte gehe — ich hab' es nicht gethan. Vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hab' ich erst für Andere gesorgt und dann für mich und habe nicht gemurrt, wenn ich wochenlang hungern und dursten, frieren und auf harter Erde schlafen mußte. Meine schönsten Hoffnungen hab' ich eine nach der andern zu nichte werden sehen — das Wenige, was ich gewonnen, hab' ich verloren — meine besten Freunde und Genossen sind todt, arm und verlassen; müd' und alt kehr' ich nach meiner Heimat zurück. Meinem Reisegefährten ist es etwas besser ergangen — am Ende ist auch er nicht viel glücklicher als ich.

Nach diesen friedlichen und fast rührenden Worten, die der Sprecher mehr an seinen Begleiter als an den Wirth und dessen Gäste gerichtet hatte, sprang er auf und schritt mit gesenktem Haupt und umwölkter Stirn sporenklirrend einige mal im niedern Zimmer auf und ab. Der Wirth und die Bauern, die nichts weiter von seinen Worten begriffen zu haben schienen, als daß er ein unglücklicher Mann sei, folgten jeder seiner Bewegungen mit starren Blicken; der Schulmeister aber legte den Zeigefinger an die Nase und gab sich das Ansehen, als ob ihm plötzlich ein sehr helles Licht aufgegangen. Es sind — sagte er, schnalzte ein paar mal und blieb doch die Antwort schuldig. Jedenfalls entstand in ihm der Gedanke, daß diese aus Afrika nach Vorpommern reisenden Reisenden wenn auch nicht gerade Schulmeister, doch Gelehrte sein müßten wie er. Der Mensch hat immer die Neigung, alles Unerklärliche nach sich zu erklären. Und so ergriff er, da die Reiter sich abwandten, die Bibel vom Fenstersims, rief die Lene, des Wirths Tochter, und ließ sie eine Stelle lesen, die er mit den Worten aufschlug: Kannst du schon deinen Wochenspruch? Das Mädchen las:

„Der — Herr — ist — nahe — bei — Denen — die — zerbrochenen — Herzens — sind — und — hilft — Denen — die — zerschlagenes — Gemüth — haben."

Gut gelesen! sagte der Schulmeister mit Nachdruck. Beherzige die Worte, mein Kind. Es ist ein Spruch des großen Königs David, des frommen Psalmisten, den Gott aus vieler Noth und Trübsal errettete. Zum nächsten mal magst du einen ähnlichen Spruch desselben lesen lernen, welcher zu Anfang des siebenundzwanzigsten Psalms steht und folgendermaßen lautet: „Und ob ich schon wandere im finstern Thal, fürchte ich kein Unglück, denn du, Gott, bist bei mir; dein Stecken und Stab trösten mich."

Herr Schulmeister, Er irrt sich — der Spruch steht im dreiundzwanzigsten Psalm! fiel der jüngere Reiter mit großer Gelassenheit ein.

Der Schulmeister blickte den Redenden mit maßlosem Staunen, aber auch mit Wohlgefallen an, gleich als ob er sagen wollte: Richtig, es sind lateinische Reiter! Schulmeister! Ludi magistri!

Herr Schulmeister, nehm' Er sich vor meinem Reisegefährten in Acht — der kennt die Bibel in- und auswendig! sagte der Aeltere, ergriff die Bibel und schlug die streitige Stelle nach. Der Spruch stand im dreiundzwanzigsten Psalm.

Er braucht sich deswegen nicht zu grämen, Schulmeister, versetzte der bibelfeste Fremde. Irren ist menschlich.

Die Reiter erhoben sich, wünschten Allen eine gute Nacht und baten den Wirth, ihnen ihr Schlafgemach anzuweisen. Der Wirth ergriff eine Lampe und führte seine Gäste über die geräumige Lehmdiele in ein entlegenes Stübchen an ungeheure Bettthürme. Leg'

Er sich zeitig aufs Ohr, damit wir morgen zur bestimmten Stunde abfahren können, rief der Jüngere noch der Guten Nacht hinzu, indem er einige von den Decken, Pfühlen und Kissen des einen Bettes wie Bälle auf einen in der Ecke des Zimmers stehenden Tisch warf, sodaß nur die Matratze und eine leichte Decke nebst den Leintüchern im Bettgestell zurückblieben... Es sind Gelehrte! blieb des Schulmeisters Erklärung, und mit dem Erstaunen, wie bibelfeste Leute auch so sattelfest sein könnten, zerstreute man sich und ging zur Ruhe.

Im kleinen Dörfchen herrschte noch tiefe nächtliche Stille, als sich in dem Wirthshause und dessen nächsten Umgebungen schon einzelne menschliche Stimmen und tagverkündende Laute vernehmen ließen. Die Thüren knarrten in ihren Angeln, schwere Schritte erschallten auf der Hausflur, im Kamin knisterte ein lustiges Feuer und über den gepflasterten Hof rasselte ein standfester vierräderiger Wagen. Der Wirth hatte Wort gehalten. Ehe seine Gäste noch zum Vorschein gekommen waren, hatte er schon sein ganzes Hauspersonal geweckt und Alles zur Abreise in Bereitschaft gesetzt. Die beiden Fremden nahmen ein einfaches Frühstück ein, stiegen auf den mit weichen Strohsitzen versehenen Wagen, der Wirth setzte sein Ochsengespann in Bewegung und in gemessenem Schritt ging es in die dämmernde Morgenröthe hinein. Die Fahrt war seltsam. Aus den leichten weißen Wolken schauten einzelne Sterne hervor. Im Osten stand noch die schmale Sichel des abnehmenden Mondes und goß ein bleiches Licht auf das schlafende Dorf und die herbstlich öden Felder. Die beiden Fremden schienen das Eigenthümliche ihrer Situation auch in vollem Maß zu fühlen, denn in ihre Mäntel gewickelt, saßen sie nebeneinander und unterhielten sich bald mit lächelnder, bald mit ernsthafter Miene eifrig in der fremden Sprache, welche der Schulmeister für Lateinisch gehalten hatte. Dann und wann richteten sie auch einige Fragen auf Hochdeutsch an ihren Wagenlenker, der dieselben treuherzig in seinem niederfächsisch-wendischen Dialekt beantwortete.

Der Weg führte über bleiche, mondbeschienene Felder und dunkle Haiden, durch schlafende Dörfer und düstere, todtenstille Föhrenwälder; weit und breit war nichts zu hören als das Knirschen der Räder im tiefen Sande, das Bellen der Hunde und das Krähen der Hähne in den entlegenen Gehöften; dann und wann wehte auch der leise Klang der Glocke einer Dorfthurmuhr aus der Ferne durch die stille Morgenluft herüber. So ging es mehre Stunden fort. Endlich hellte es sich im Osten; das Morgenroth siegte über Mond- und Sternenschein und der Sonne freundliche Strahlen brachen durch die herbstlichen Nebelschichten am Horizont.

Das ist der Schloßthurm von Dannenberg! rief der Wirth den beiden Reisenden zu, indem er mit der Peitsche auf einen hohen runden Thurm deutete, der durch die Zweige der letzten Bäume eines kleinen Gehölzes schimmerte, dessen Ausgang man soeben erreicht hatte. In einer Stunde werden wir dort sein.

Der Jüngere machte eine ungeduldige Bewegung, gleich als ob er sagen wollte: Die Strecke würd' ich in zehn Minuten zu Pferde zurücklegen!

Die Herren werden aber genöthigt sein, bis Mittag in der Stadt zu bleiben, sagte der Wirth. Die Postpferde kommen gewöhnlich erst in der Nacht oder früh am Morgen von den nächsten Stationen zurück und müssen sich doch ein paar Stunden ausschnaufen, ehe sie wieder fortgeschickt werden können.

Auf einem mit zwei wendischen Ochsen bespannten Wagen lernt selbst der Hitzigste Geduld. Die beiden Reisenden ergaben sich ohne Murren in ihr Schicksal, obgleich der Jüngere dann und wann einen sehnsüchtigen Blick dem uralten Thurme zuwarf, der von seinem Hügel stolz auf das kleine Städtchen hinabschaute, dessen rothe Dächer freundlich in den Morgensonnenstrahlen schimmerten. Endlich hielt das Fuhrwerk vor dem Postgebäude in Dannenberg. Der Aeltere eilte sogleich hinein und verlangte zwei Reitpferde bis zur

nächsten Station auf der nach Mecklenburg führenden Poststraße. Man erwiderte ihm, daß die Pferde noch eine volle Stunde der Ruhe bedürften, da sie am vorhergehenden Tage stark angestrengt gewesen wären. Man ersuchte ihn, während der Zeit mit seinem Begleiter in dem nahegelegenen Gasthof verweilen zu wollen. Gegen die eiserne Nothwendigkeit ließ sich nicht ankämpfen und so begaben sich Beide nach dem Wirthshause, in dessen Gastzimmer sie den Amtmann des Städtchens und einen ihm befreundeten Kaufmann aus Hamburg antrafen, welcher schon um Mittag seine Reise nach Magdeburg fortsetzen wollte und dem Jener bis dahin Gesellschaft leistete. Beim Eintritt der beiden Fremden brachen der Amtmann und sein Freund ihr Gespräch ab und betrachteten sie mit verwunderten Blicken. Besonders den Jüngern betrachteten sie mit stets wachsender Neugierde und wechselten leise Worte miteinander. Die Aufmerksamkeit Jener steigerte sich von Minute zu Minute und endlich flüsterte der Kaufmann mit triumphirender Miene dem Amtmann einen Namen ins Ohr. Dieser eilte darauf hinweg und verschwand im Postgebäude. Gleich darauf erhob sich ein gewaltiges Leben im Postgebäude und dessen Umgebungen. Postillone und Knechte liefen hin und her, schrieen durcheinander, Wagen und Pferde wurden aus dem Stall gerissen, gestriegelt, geputzt, gebürstet, einige Minuten später kam der Posthalter in den Gasthof, trat mit tiefen Verbeugungen ins Zimmer und fragte die beiden Fremden mit unendlicher Devotion, ob sie es nicht vorziehen würden, ihre Reise nach Mecklenburg in einem bequemen Wagen fortzusetzen.

Die Letztern schauten den unterthänigen Posthalter mit dem unverkennbarsten Mißvergnügen an und der Aeltere sagte in einem fast barschen Tone: Ich hab' es ja ausdrücklich gesagt, Herr, daß wir unsere Reise zu Pferde fortsetzen wollen. Hat Er etwa keine Reitpferde?

O das wol, erwiderte der Posthalter mit einer tiefen Verbeugung, aber ich möchte...

Nun, so sorge Er dafür, daß die Pferde zur bestimmten Stunde gesattelt und gezäumt vor der Thür stehen. Sobald wir einen kleinen Imbiß eingenommen haben, reiten wir von dannen.

Der Posthalter zog sich zurück. Die Reiter sprachen dem inzwischen aufgetragenen Frühstück zu. Kauf- und Amtmann betrachteten Beide starr. Als das Frühstück beendet, wurden die Pferde vorgeführt. Vor der Thür des Gasthofs hatte sich eine Gruppe von Neugierigen gesammelt, unter denen sich auch der waddeweitzer Lenker des Ochsengespanns befand, der seinen Gästen eine glückliche Reise wünschen wollte. Die Letztern schwangen sich in den Sattel, der Jüngere reichte dem Dorfwirth zum Lohn für seine Dienste ein ansehnliches Geldstück, empfahl ihm noch einmal, wie schon geschehen, die ihm anvertrauten in Waddeweitz gebliebenen Pferde sobald als möglich nach dem Poststationsorte zu bringen, den er ihm unterwegs bezeichnet, und freundlich die Umstehenden grüßend, sprengte er im Galopp mit seinem Begleiter davon...

Man rieth. Man ahnte. Man forschte. Und was man gerathen, geahnt und erforscht hatte, bestätigte sich durch die Zeitungen: Karl XII., auf seiner Flucht von Bender in der Türkei, war mit seinem Adjutanten bei Dannenberg über die Elbe gegangen und begab sich durch Mecklenburg nach Schwedisch-Pommern.

In Waddeweitz blieb Karl's XII. geheimnißvolle Durchreise und seine Ochsenfahrt nach Dannenberg bis zum heutigen Tage die glanzvollste Erinnerung der dortigen Chronik, und von meinem eigenen Großvater hab' ich dies kleine Stück aus der Geschichte des nordischen Alexander ganz so vernommen, wie es in den Hauptpunkten vorstehend erzählt wurde.

E. Ziehen.

Ueber Ideen-Association und Gedächtnißkunst.

Von Professor Fortlage in Jena.

Unsere Seele gleicht einem von dem Reichthum der mannichfaltigsten Gegenstände angefüllten Schatzgewölbe, worin aber nur ein einziges armes Lämpchen brennt, dessen Schimmer nur immer eine geringe Anzahl von Gegenständen zu gleicher Zeit zu beleuchten hinreicht. Eine sehr geringe Zahl, nämlich in Vergleichung zum Reichthum des Ganzen. Der größte Vorrath unserer Seele schlummert, auch wenn wir wachen. Das, was in uns wacht, ist niemals unser ganzes Ich, sondern immer nur ein kleiner Theil desselben, welcher durch das wache Princip, das wir die Aufmerksamkeit nennen und welches die Lampe im Gewölbe vorstellt, erleuchtet und zum Bewußtsein gebracht wird. Man erzählt von Zuständen der Exaltation, z. B. durch den Genuß von Opium, in denen der berauschten Person der ganze Reichthum ihrer Erinnerungen und Kenntnisse, Alles, was sie je erfahren, gewußt und gethan, wie eine von hellstem Tageslicht bestrahlte Landschaft soll offen gelegen haben. Wir müssen dies als unbeglaubigt dahingestellt sein lassen. Der Zustand, welchen wir den wachen nennen, ist niemals wach in diesem Grade, vielmehr in stetem Halbschlaf begriffen. Ja, was noch demüthigender ist, dieser Halbschlaf wechselt mit dem Zustande des völligen Schlafs. Das Lämpchen im Gewölbe ist einem periodischen Erlöschen unterworfen. Die Beleuchtung der Gegenstände des Schatzgewölbes, in deren Nähe das Lämpchen tritt, heißt die Erinnerung.

Es ist bereits sprüchwörtlich geworden, daß das Erinnern nach dem Gesetze der Ideenassociation erfolge, indem die verwandte oder engverbundene Empfindung oder Vorstellung immer die verwandte oder engverbundene herbeirufe. Eine gewisse Stimmung z. B. ruft uns Situationen und Lebensbilder in die Erinnerung, welche uns einst in einer ähnlichen Stimmung umgaben. Die Erneuerung gewisser Gerüche, die lange entbehrte Wiederholung gewisser Laute, Töne, Melodieen sind im Stande, uns auf eine lebhafte Weise in sonst längst vergessene Situationen unserer Kindheit zurückzuversetzen. Während der Zeit, welche Moritz bei einem Hutmacher in Braunschweig als Lehrjunge auf eine unangenehme Weise verlebte, wurden, wie er in seiner Lebensbeschreibung erzählt, die ganz verblichenen Schilderein an dem schwarzen Getäfel der Wand wieder neu überfirnißt. Die Erinnerung an den Geruch davon, welcher einige Wochen dauerte, war bei ihm nachher beständig mit der Idee von seinem damaligen Zustande verbunden. So oft er einen Firnißgeruch empfand, stiegen unwillkürlich alle die unangenehmen Bilder aus jener Zeit in seiner Seele auf; und umgekehrt, wenn er zuweilen in eine Lage kam, die mit jener einige zufällige Aehnlichkeit hatte, glaubte er auch einen Firnißgeruch zu empfinden. („Anton Reiser", von Moritz. — Beneke, „Pragmatische Psychologie", S. 247.)

Eine herrschende Stimmung, worin wir uns befinden, gleicht einem Schwamm, welcher mit lauter ihm verwandten Erinnerungen und Reflexionen sich vollsaugt, die heitere Stimmung mit heitern, die beklommene mit beklemmenden. Ein vornehmer Hypochonder, von welchem Erhard Schmidt erzählt, reiste auf eins seiner Landhäuser, um sich von seinem Trübsinn zu zerstreuen. Das Erste, was ihm hier einfiel, war ein Mittel, das man auf diesem Landhause vor mehren Jahren zur Vertilgung der Stubenfliegen gebraucht und, weil es die gehoffte Wirkung nicht hervorbrachte, zum Fenster hinausgeschüttet hatte. War nun, sagte er sich, ein kleiner Theil davon in einen unter dem Landhause befindlichen Keller gedrungen und hatte den daselbst zum Verkauf aufbewahrten Branntwein vergiftet, so war er der Mörder vieler Menschen. Er beruhigte sich nicht eher, als bis ein Maurermeister durch ein schriftliches Attestat bezeugte, daß eine kleine Quantität Flüssigkeit durch die Kellermauer wegen ihrer Güte und Stärke nicht habe dringen können, und ein

Arzt in einem eigenen Aufsatze bewies, daß jenes Mittel, welches aus Bier und Honig bestanden hatte, durchaus zu den unschädlichen gehöre. Sobald nun seine steigende Beklemmung jene Erinnerung aufs Neue wach rief, wurden diese verschwenderisch bezahlten Atteſtate hervorgesucht und die Macht des Feindes scheiterte an ihnen wie an einer Schanze. Derselbe Hypochonder erfuhr in einer äußerst traurigen Stunde die geschehene Hinrichtung des Königs Ludwig XVI. Sogleich erinnerte er sich, er sei in seinen jüngern Jahren in Paris gewesen und in Gesellschaft eines deutschen Prinzen dem Könige vorgestellt worden, habe bemerkt, daß dieser ein sanfter, aber schwacher Regent sei und diese Bemerkung freimüthig in mehren vornehmen Häusern geäußert, habe dadurch die ungünstige Meinung des pariser Publicums von den Regierungsfähigkeiten des Königs bestätigt und zu der nun erfolgten Hinrichtung mit beigetragen, ein Gedanke, der ihn fast zur Verzweiflung brachte. („Psychologisches Magazin" von Erh. Schmidt, Bd. I, S. 327, 345.)

Es rufen leicht und unwillkürlich einander ins Bewußtsein oder in die Erinnerung alle Vorstellungen, welche miteinander auf die eine oder andere Weise bereits zu Gruppen und Reihen verschmolzen oder verbunden sind. Die dieses weniger sind, erfodern Anstrengung, erinnert zu werden. Die Anstrengung besteht darin, daß die Aufmerksamkeit sich gestissentlich auf alle diejenigen Vorstellungen versuchsweise heftet, von denen irgend zu vermuthen ist, daß sie mit der gesuchten in einer Verknüpfung stehen. Gelingt ihr dies, so findet sie die gesuchte sogleich in der Nähe, ähnlich wie Der, welcher den Dieb nur erst am Rockzipfel hat, ihn nun auch leicht beim Arm greifen kann.

Es ist der von einer Vorstellung zur andern überschreitenden Aufmerksamkeit in jedem Fall leichter und bequemer, auf die verwandten oder engverbundenen Vorstellungen überzugleiten, als sich sprungweise auf gänzlich entgegengesetzte zu stürzen. Als engverbunden zeigt sich aber in unsern Vorstellungen einestheils alles Gleichartige und Aehnliche, anderntheils Alles, was in demselben Zeitmoment miteinander aufgefaßt worden ist. Die Milch führt uns leicht, wie schon Aristoteles bemerkt, zum Weißen, das Weiße zur Luft, die Luft zum Feuchten, das Feuchte zum Herbst u. s. f. Dies ist die gewöhnliche Regel, nach welcher die Themata einer gesellschaftlichen Conversation, auch eines stillen Monologs aufeinander folgen. Als Faust von Wagner in der bekannten Scene bei Goethe verlassen worden ist und nun, nach einer kurzen Reflexion über den eben hinweggegangenen Famulus, der nachklingende Eindruck der gehabten Erscheinung des Erdgeistes wieder bei ihm mächtig wird, so wandert seine Aufmerksamkeit zuerst auf das verwandte Verschwinden und Verklingen aller herrlichsten Lebensmomente überhaupt, von hier wieder rückwärts auf die Erscheinung des Geistes und sein letztes Wort: Wurm. „Ein furchtsam weggekrümmter Wurm." „Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt." Von Wurm zu Staub, von Staub zu beſtäubten Papieren und Instrumenten, bei deren wiederholter Anschauung das Fläschchen mit Gift ins Auge springt und durch die sich assoclirende Idee eines raschen Lebenszieles den Gedanken an Selbstmord hervorruft, welchem ein Gefühl entströmt, das als Gegengewicht gegen die erlittene Demüthigung gehegt und gepflegt wird.

Eben daher ist aber die Ideenassociation nur eine gewöhnliche Regel, nach welcher die Aufmerksamkeit verfährt, nicht ein Grundgesetz der Vorstellungen, das niemals überschritten werden könnte. Wenn sich auch die Aufmerksamkeit in der Regel keine Sprünge ins Wildfremde erlaubt, so ist sie doch deren gar wohl fähig und es gibt Fälle genug, in denen sie vorkommen. So wie dem Liebenden die Gestalt der Geliebten, dem Mörder der letzte Blick des Erschlagenen auch gegen den Willen sich stets wieder aufdrängen, so wie nach dem Ball der Rhythmus und die Melodie der Tänze unwillkürlich in unserm Ohr nachklingt und uns manchmal noch den folgenden Tag verfolgt, so klingen in ähnlicher, wenn auch schwächerer Weise Vorstellungen von einer geringern Erregungshöhe be-

ständig in uns nach, welche nur eine kleine Erhöhung der noch fortklingenden Stimmung, unter welcher sie gebildet wurden, erwarten, um sofort in die Erinnerung einzutreten. Dann läßt sich die Aufmerksamkeit wol durch Ideenassociation eine Weile seitwärts führen, macht aber immer wieder, ehe wir es uns versehen, jähe Sprünge in den alten Gedankenlauf zurück. Faust ist nach der Geistererscheinung durch seinen Famulus eine Zeit lang auf ganz andere Gedanken gebracht worden, und auch als der Famulus bereits von ihm gegangen ist, bleibt seine Aufmerksamkeit noch eine Weile auf diesem und dessen Seelenzustande haften. „Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet!" Dann aber stürzt sie sich mit einem Sprunge und ohne alle Association auf den übermächtigen Eindruck der Erscheinung des Erdgeistes zurück, um von da an aufs Neue in Associationen sich zu ergehen.

Die Kunst der Mnemonik ist darauf berechnet, die schwachen, unverbundenen und sich wenig auszeichnenden Vorstellungen durch Ideenassociation zu starken, enge verbundenen und auffallenden zu erheben. Die schwachen und schwer haftenden Vorstellungen, z. B. Jahreszahlen, technische Ausdrücke, Namen u. dergl., bekommen eine größere Verstärkung und Verbindung untereinander dadurch, daß man sie mit einer Gruppe sinnlicher Bilder verknüpft. Denn die sinnlichen Bilder werden in Folge größerer Lebhaftigkeit leichter erinnert als die abstracten Namen, und wenn man zwischen den sinnlichen Bildern einen entsprechenden Zusammenhang herzustellen weiß, so wird die Reihenfolge der zu merkenden Namen an ihnen festhaften. So z. B. dürfte nach Herrn Otto Reventlow's Anleitung („Abriß eines Lehrcurses der Mnemonik", S. 13) die Reihe der Planetennamen an folgender Bildergruppe gemerkt werden: „Im Mergel (Mercur) wuchs eine Nuß (Venus), dieselbe fiel auf die Erde (Erde), dort fraß sie ein Marder (Mars). Aus dessen Pelze machte ich eine Weste (Vesta) und schenkte sie einem Jungen (Juno), der zerschnitt sie mit der Schere (Ceres), machte daraus einen Ball (Pallas) und warf ihn über eine Aster (Asträa) in einen Schuppen (Jupiter), dort flog er an einen Sattel (Saturn), zertrümmerte eine Uhr (Uranus) und fiel in einen Napf (Neptun)." Oder man verbindet Ziffern mit willkürlich dazu ersonnenen Buchstaben, aus denen man Wörter zusammensetzt. Oder man errichtet sich in seiner Phantasie ein Zimmer mit allerlei Möbeln und Hausgeräth, mit welchem man die zu behaltenden Namen oder Zahlen der Reihe nach in Verbindung bringt u. dergl. mehr.

Doch darf man dabei nicht vergessen, daß dergleichen Kunstgriffe nur taugen, um ein von Natur vorhandenes gesundes Auffassungsvermögen in seinen Wirkungen zu steigern, und dies zwar manchmal bis ins Unglaubliche, keineswegs aber, den Mangel eines solchen zu ersetzen, oder ein solches da zu schaffen, wo es nicht ist. Die Mnemonik ist eine Kunst, welche mühsam durch Uebung erworben sein will und schon, soll sie einigermaßen auffallende Früchte bringen, einen nicht geringen Grad scharfer Auffassung voraussetzt. Eine stumpfe Auffassung bekommt durch die mnemonischen Hülfsmittel nur einen doppelten Ballast zu tragen und erschwert sich nur das Auffassen dadurch noch mehr anstatt es zu erleichtern. Baut sie sich z. B. mit Mühe und Anstrengung ein mnemonisches Phantasiezimmer, an dessen Geräthen die neuen Auffassungen wunderschnell sich anknüpfen, so wird heute vielleicht Alles wie ein Wirbelwind sich in Bewegung setzen, morgen dagegen das ganze Zimmer mit allen Geräthen und Zubehör von Grund aus wie weggespült sein. Sobald nun der Grund des Gebäudes zu wanken anfängt, dienen alle an dasselbe geknüpften Associationen zu nichts mehr. Es ist mit der Mnemonik wie mit dem Schlittschuhlaufen. Dem Schlittschuhläufer wird kein Mann zu Fuß auf dem Eise nachkommen. Aber wer sich nicht im Schlittschuhlaufen anhaltend geübt hat, den wird der Schlittschuh zum Strancheln und zu Falle bringen. So auch erfodert die Mnemonik eine ausdauernde und anhaltende Uebung, welche um so unange-

nehmer und abschreckender ist, als das wilde Phantasiren, in welches sie nothwendig den Geist führt, dem Zustande eines ruhigen wissenschaftlichen Denkens geradezu entgegengesetzt ist und sich schlechterdings nicht mit ihm verträgt.

Daher ist sicher mehr als alle Kunstmittel der Mnemonik anzuempfehlen die anhaltende Gewöhnung, die Aufmerksamkeit im Nachdenken auf Punkte zu legen, wohin wir sie von Natur nicht gern und leicht zu legen pflegen. Jedoch nicht plötzlich und gewaltsam. Die Aufmerksamkeit will zu künstlichen, nicht angeborenen Bewegungen ebenso langsam und anhaltend gewöhnt werden, wie Glieder zum Turnen, Finger zum Spielen eines Instruments und die Zunge zur Aneignung des Dialekts einer Sprache. Angewöhnbar ist jede Art der Fixirung der Aufmerksamkeit, auch die schwierigste, z. B. die ausschließliche Richtung auf die Beobachtung des eigenen Empfindens und Denkens, auf Zahlenverhältnisse u. dergl. mehr. Die Anstrengungen der Aufmerksamkeit auf große Zahlenreihen, welche dem innern Sinn völlig hell und deutlich vorschweben, und durch welche ein Daſe so erstaunliche Wirkungen verrichtet, sind Jedermann möglich, aber werden nur durch jahrelanges Mühen und Einüben und durch ein ganz ausschließliches Concentriren der Aufmerksamkeit auf diesen einzigen Punkt und Ablenkung derselben von den meisten übrigen Lebensinteressen gewonnen. So entsteht ein Zustand, in welchem Anstrengungen der Aufmerksamkeit von einer künstlichen Art mit Leichtigkeit und Lust vollzogen werden, welche einen andern Menschen, wollte er sich dieselben zumuthen, entweder wahnsinnig machen oder tödten müßten.

Was der Aufmerksamkeit die Gewöhnung gibt, sich mit größerer Leichtigkeit auf eine gewisse Art von künstlichen Gebilden, z. B. Zahlenreihen, philosophischen Abstractionen u. dergl. wiederzubesinnen, das ist die Stärke dieser künstlichen Gebilde selbst, welche in dem Maße wächst, als die erinnernde Aufmerksamkeit befestigend auf sie zurückkehrt und die auffassende Aufmerksamkeit immer neu hinzu erwirbt. Je mehr diese Summen wachsen, desto unwiderstehlicher ziehen sie die Aufmerksamkeit an sich, desto mehr erleichtern sie also auch das Wiedererinnern. Und je öfter die Erinnerung daran wiederholt wird durch ein fleißiges Durchdenken des Gelernten, desto mehr befestigt sich nicht nur die Summe des Aufgefaßten, sondern desto mehr ordnet und klärt sie sich auch, desto überschaulicher wird sie.

Auf solche Weise sei man darauf bedacht, daß die einem künftigen Erinnern aufbewahrten Vorstellungsreihen in guter und vollständiger Ordnung seien, also daß die Gegenstände im Schatzgewölbe unserer Seele, welche das Lämpchen der Aufmerksamkeit zu beleuchten hat, auch zurechtliegen. Aber ebenso viel kommt zuletzt darauf an, daß das Lämpchen als solches in einem guten Zustande erhalten sei. Denn geräth dasselbe ins Flackern oder brennt es trübe und qualmig, so werden die Bilderreihen trotz der schönsten Ordnung, worin sie zurechtgelegt sind, doch in unvollkommener und lückenhafter Art wiedererscheinen.

Schloß Egg an der Donau.

In den ersten Monaten dieses Jahres starb in München Graf Joseph Ludwig von Armansperg, der dem Namen seines alten, bis in die Hohenstaufenzeit reichenden Geschlechts neuen Ruhm verlieh durch Das, was er in verschiedenen bedeutenden Staatsämtern für sein Vaterland Baiern und als Vorstand der Regentschaft in Griechenland während der Minderjährigkeit König Otto's für jenes ferne östliche Land gethan hat. Seit seiner Rückkehr aus Griechenland bis zum Jahre 1849, wo ihn König Max von Neuem zu einer seiner würdigen öffentlichen Thätigkeit berief, lebte er in Zurückgezogenheit auf

seinen Gütern in Niederbaiern. Unvergeßlich sind mir die Stunden, die ich auf Schloß Egg an der Donau zubrachte.

Als ich aus der Ebene den blauen lockenden Bergen entgegenfuhr, grüßten am Wege tausend Blumen in schimmerndem Perlenschmuck und wollten bewundernden und verlangenden Blick... Es ist ein Juniustag. Aehren neigen sich in endlosen Reihen und schwenken segenverheißend ihre grünen Spitzen mit dem duftenden bräunlichen Blütenstaub. Lerchen jubeln in den Lüften und fodern zu einstimmender Freude auf. Aber wie viel sagt so ein einziger jubelnder Lerchenton! Wie durchklingt ihn seliges Wohlsein, die Wonne des Schwebens durch laue Lüfte, des Sonnens in goldigem Lichte!

In solcher Stimmung zog ich am blauen Strome hin und blickte entzückt auf die Berge und Schlösser und Klöster jenseit und auf die sommergrünen Wälder und Fluren der diesseitigen Ebene. Immer breiter wurde die Donau und an einer Stelle, wo sie, von waldigen Höhen umschlossen, einem weiten See glich, schifften wir hinüber und fuhren in die Berge hinein... Durch ein Felsenthal mit rauschendem Bergstrom, dunkeln Tannen und einsamer Mühle näherten wir uns dem Schlosse Egg, das mit seinen grauen Thürmen und Mauern wie ein lockendes Räthsel durch das Waldgrün schimmerte. Bald lag es im Sonnenlichte vor uns, der vielverheißende Mittelpunkt der reizenden Umgebung. Am Fuße, wo kleine Bauerhäuser im Grün verstreut lagen, erwartete ich die Rückkehr des anmeldenden Dieners. Bald kam die ältere Tochter des Grafen und bewillkommnete mich so liebenswürdig und war eine so reizende Erscheinung, so ganz in Harmonie mit dem strahlenden Frühlingsmorgen, daß sie mir erschien wie eine Fee, die dem sehnsüchtigen Wanderer die Pforte ihres Zauberschlosses öffnet. Sie leitete mich über Terrasse und Zugbrücke durch das hohe graue Thor in den Burghof und kaum war ich eingetreten, so fühlte ich mich in einer neuen wunderbaren Welt. Da rauschten Brunnen, steinerne hohe Rittergestalten erhoben sich aus ihrer Flut; alte Bäume tauchten ihre Zweige hinein; Thürme strebten hoch zum blauen Himmel, die grauen Schloßgebäude mit Galerieen, Balconen, Erkern, gewölbten Fenstern und Pforten umschlossen den Raum. So schattig-kühl war es hier, so eigen geheimnißvoll, als wohne hier der Geist der Märchen und Balladen. Es war mir als stünde ich auf dem geweihten Boden, dem die Wunderblume der Romantik entsproß.

Oben in der ersten Halle empfing mich die übrige Familie, im Speisesaal traten mir noch andere freundliche Gestalten entgegen und bald fühlte ich mich bekannt und Sinn und Auge verloren sich in das Schöne rings umher.

Nach Tische bei der Wanderung durchs Schloß war der Graf selbst der freundliche Führer, der Erzähler des Geschichtlichen, das sich hier an viele Stellen, an Bilder, Statuen, Inschriften knüpfte. Wie wir so stundenlang durch Hallen, Gänge, Galerieen wanderten, Thürme und Zinnen bestiegen, war es mir, als zöge ich immer tiefer hinein in die alten Zeiten. Der Graf hatte sein Schloß, eins der ältesten und größten Deutschlands, ganz in seinem ursprünglichen Charakter wiederherstellen lassen; die Ausschmückung, jedes Möbel, jedes Geräth harmonirte mit dem Ganzen. Die schweren eichenen Tische, Stühle, Bettgestelle, Schränke, mit reichem Schnitzwerk verziert, passen zu den hochgewölbten Zimmern und Hallen mit den geräumigen Fenstervertiefungen, den bunten Glasmalereien der Scheiben, dem eichenen getäfelten Fußboden und den Säulen und Pfeilern, welche die Deckenwölbung tragen. Die Kacheln der mächtigen Oefen sind bemalt mit Sprüchen und Bildern, den Legenden und Rittergeschichten entnommen, erzene Trinkkannen, alterthümliche Krüge und Gläser und hohe goldene Becher glänzen auf den ausgeschnitzten Schenktischen. Ahnenbilder und Rittergestalten in schweren Rüstungen schmücken die Hallen; die Geschicke und Thaten, die sie zurückrufen, leben im Munde der jetzigen Bewohner. Die Decken zieren Schilder mit bunten Wappen und Sprüchen, vor Alters eingegraben, aber

wohltönend für jede Zeit: „Glück oder Unglück — was Gott beschert — ist nutzbringend und Dankes werth.“ „Jedes Mahl wird zum Feste — sieht der Hausherr liebe Gäste.“ „Verschieb die Sorgen — bis übermorgen.“ „Ein froher Sinn das Allerbeste — hast du ihn schon, so halt' ihn feste“, und andere Sprüche, die immer willkommen sein werden. Reizend vor Allem sind die Gemächer der Frauen mit ihrer malerischen poetischen Einrichtung, mit den Büchern und Kunstwerken der neuen Zeit, die zwischen den alterthümlichen Geräthen zerstreut sind; jedes Zimmer schien mir ein Gedicht, besonders wenn eine der lieblichen Bewohnerinnen unter den Blumen im hohen Bogenfenster saß. Und welche Aussicht von diesen Fenstern, diesen Balconen und blumendurchdufteten Erkern auf die stillen Thäler, in die dunkeln Gründe zu Füßen der waldigen Berghöhe, auf die Klöster, Kirchen und Dörfer in der Nähe und Ferne, von denen die meisten zu Schloß Egg gehören! Auf die Bergströme und Bäche, die da und dort im Grün wie Silber glänzen, und auf die hohen Waldberge, die rings die eigen schöne Welt umschließen! Herrlich ist's, sie frei zu überblicken, auf den Zinnen stehend oder auf dem höchsten Thurme, der wie ein Herrscher Alles überragt. Schön ist es auch, auf den offenen Galerieen längs der innern Zimmer zu wandeln und in den kühlen Schloßhof hinabzublicken und das Rauschen der Brunnen zu hören und die frohen Stimmen und die Töne des Piano und der Zither, die da und dort aus den Gemächern herauftlingen! Endlich stiegen wir von Zinnen und Galerieen hernieder, die Terrassen hinunter, durch duftende Jasmin- und Rosengebüsche, über leichte Stege in die Thäler, Gründe und Wälder hinein. Da war kühle Sommerfrische, saftiges Grün, waren Blumen in Fülle, alte Buchen und Eichen, immer wie Freunde in Gruppen zusammenstehend und sich besprechend über die Dinge des Waldes, von denen das flüsternde Gezweig, und über die Dinge der fernen Welt, von denen die rauschenden Wipfel erzählen. Frische Quellen sprudelten aus moosbewachsenem Gestein, kleine Bäche zogen murmelnd zwischen Felsen hin, schattige Pfade führten zu lieblichen Plätzen und freien Waldstellen, wo sich der Blick auf blaue Berge öffnete. So hinschreitend durch die schönste Gegend in weicher Abendluft mit jungen lieblichen Mädchen und einem edeln Manne dieser Zeit, fühlte man, wie viel das Leben bieten kann.

Die Rede des Grafen führte oft weit aus der Gegenwart in die Welt der Sage, die um manchen Quell, manche Stelle des Waldes einen eigenen Zauber webte, in die fröhlichernsten alten Zeiten, die das überall entgegenleuchtende Schloß immer wieder zurückrief, zu manchem interessanten Moment der neuesten Geschichte, in das sonnige Griechenland, zu jenem Februarabend, an dem es der neugewählte Herrscher, der junge bairische Fürst, zum ersten mal betrat. Eben glühte Purpur und Gold im Westen. So war es auch gewesen in jenem Augenblick, als sich der Fürst und sein Gefolge den Thoren Nauplias näherten. Wie lebendig schilderte der Graf jenen herrlichsten Sonnenuntergang, jene zaubervolle Färbung des Meers und der Küsten, das malerische Treiben des fröhlich aufgeregten Volks, die reizenden Trachten, die lieblichen Mädchen und Kinder, die dem neuen Herrscher Oliven- und Myrtenzweige auf den Weg streuten, den verschiedenen Ausdruck in jedem Antlitz, den Hauch von Poesie, der über Allem lag. Man fühlte nach, was damals der junge König und seine Begleiter empfinden mußten, Hoffen und Bangen, mit dem sie das Land und Volk betrachteten, das seine Wiedergeburt von ihnen erwartete, und das Aufglühen großer, herrlicher Vorsätze und Gelübde.

Auf einer der Bergterrassen, vor dunkeln Waldbergen, hinter denen dort die Sonne unter-, da der Mond aufging, wurde die Abendmahlzeit genommen... Noch stiegen wir auf schmaler Wendeltreppe bis zur Zinne des Hauptthurms und blickten draußen über die weite Abendlandschaft, die sich schon in duftige Schleier hüllte, und drinnen in die Tiefe des Thurms, in das finstere Burgverließ, in welches man einst unglückliche Gefangene versenkte, deren Gebeine man erst kürzlich heraufgeholt und in geweihter Erde begraben hat.

Wir stiegen nieder und vereinigten uns zu Spielen im Burghof. Der Mond goß bleiches Licht auf Gemäuer und Boden und auf die Springflut der Brunnen; der Thurm warf einen breiten Schatten über die blaßhelle Fläche; tiefdunkel erschienen die vom Monde nicht berührten Theile des Raums und wenn nun beim Spiele die leichten Gestalten aus so dunkeln Stellen hervorglitten und flüchtig durch die bleiche Helle schwebten und wieder in der Finsterniß verschwanden — war es doch, als sei man unter die Feen gekommen, die in einsamen Ruinen und alten Schlössern ihre nächtlichen Spiele bei Mondschein treiben.

Tanz und Musik in einem der obern Säle füllte die letzten Abendstunden aus. In der Kerzenbeleuchtung erschien die Umgebung fast noch eigenthümlicher als am Tage. Zum Ausruhen setzten wir uns in die weite Vorhalle. Um uns dufteten fremdartige Gewächse; hinter uns durch das hohe Bogenfenster schaute der Mond; von den Wänden blickten Ritterbilder hernieder; zwischen ihnen öffnete sich der Raum; eine Ampel, von der Deckenwölbung niederhängend, erhellte einen Theil der Wendeltreppe, die in die obern Gemächer führte; aus dem Nebensaal strahlte helles Licht und klangen frohe Töne. Alles war neu und wunderbar; weit zurück trat das gewöhnliche Leben. Auch in meinem Zimmer dauerten die Eindrücke dann noch fort. Die eine hochgewölbte, mit Schnitzwerk verzierte Fensterwand ging auf den Burghof; eine eichene niedere Sitzbank lief an der Brüstung hin; draußen erhob sich in dunkeln Umrissen der hohe Thurm, darunter rauschten die Brunnen, darüber glänzte der oft von Wolken verhüllte Mond, dunkle Berghäupter ragten hinter den grauen Zinnen empor. In solchem Raum und solcher Stunde hätte ein mit Faustischer Kraft Begabter wol Geister heraufbeschwören mögen.

Am folgenden Morgen war schon um sechs Uhr die Familie zum Frühstück im alterthümlichen Saal versammelt. Die Gräfin, eine deutsche Hausfrau alter Zeit, ging nach dem Mahle selbst Küche und Keller, den ganzen großen Haushalt zu beaufsichtigen. Alle diese hellen, weiten Wirthschaftshallen sahen wir mit ihr, auch den Gemüse- und Blumengarten voll Bienen und duftender Rosen. Auch im Schlosse gab es noch Manches zu betrachten: Bücher und Kunstwerke, Erinnerungen an Griechenland, Abbildungen reizender Volkstrachten, lieblichster Gegenden und ein kleines Zimmer, ganz geweiht dem Andenken großer neugriechischer Helden und Staatsmänner, geschmückt mit den Bildnissen eines Ypsilanti, Kapodistrias, eines Nikitas, Kolokotronis, Bozzaris, Kanaris, Mavrokordatos, Mianlis und anderer Patrioten, fast Alle dem Grafen persönlich bekannt. Er charakterisirte sie, schilderte ihre Thaten, ihr eigenthümliches Wesen, erzählte von Jedem interessante Charakterzüge... Auf unserer Wanderung trafen wir auch das Zimmer einer jüngst verstorbenen Tochter, mit aufgeschlagenen Büchern, angefangener Zeichnung, offenem Piano und Notenbuch, welken Blumen in einem Glas, Alles durchhaucht von dem schönen, reinen Geiste des Wesens, das eben entflogen schien, Alles ganz so bewahrt und gepflegt von der Liebe, wie die Scheidende es gelassen hatte.

Nach Tische fuhren wir in offenem Gesellschaftswagen über Berge durch Thäler und Wälder, in denen Karl der Große gejagt haben soll, nach dem zwischen den Bergen an der Donau gelegenen Städtchen Deggendorf, das uns mit hellen Straßen, die frei nach Berg und Fluß sich öffnen, mit weißen, flachgedeckten Häusern, die grüne Jalousieen schmücken, freundlich empfängt. Wir bestiegen den Geiersberg hinter der Stadt, sahen weit hin über das Donauthal und den Böhmerwald und fuhren während eines Gewitters längs der Donau zurück, scherzend und singend, trotz des strömenden Regens. Am Abend entzückte uns das Zitherspiel der jüngsten Tochter, die für Musik geboren scheint.

Den andern Tag eine lange Wanderung auf den Ringberg. Durch kornblumenreiche Felder und glänzende Wiesen zum Blick auf das grüne Meer der Berge, auf die hellen Ortschaften im Thal und die glänzende Donau. Am Bergrand wird gelagert. Weithin in die schöne Welt schallen unsere Gesänge. Zurück gingen wir durch kühle Wälder voller

Maiblumen, über kleine helle Bäche und sonnige Wiesen voller Vergißmeinnicht und standen dann bald wieder vor dem Schloß. Dort ruhten wir aus und erfrischten uns auf einer der Burgterrassen, wo das Thal so lieblich zu Füßen liegt, wo hohe Buchen ihre Schatten verbreiten und wo das Marienbrünnchen in ein steinernes Becken sprudelt, von Rosen und Jasmin umduftet, während blaue Glocken und lange Gräser aus den Steinen des Gemäuers sprießen. Das Abendlauten aus dem nahen Dorfe und dem entfernten Kloster tönt herauf, Alles ist friedvoll, still wie ein Feiertagsvorabend.

Nachmittags leitete der Graf unsere Wanderung südlich in die Berge hinein. Wir stiegen blumenreiche, von Nußbäumen und Linden beschattete Höhen hinan und gingen dann am Rande dunkler Wälder hin. Bauerngesellschaften zogen singend und jodelnd in Feierkleidern an uns vorüber; durch freundliche Dörfer führte der Weg; die Aussichten auf Berge, Thäler und das Schloß, das der leuchtende Mittelpunkt der Gegend blieb, wechselten unaufhörlich, bis wir auf höchstem Punkte eine kleine Kirche fanden. Wol war es schön hier oben. Auf drei Seiten lagen hohe dunkle Berge mit dem Schmucke ihrer Dörfer und Klöster; vor uns zog die Donau zwischen reichbebauten Ufern hin, rechts in der Ferne glänzten die Thürme von Regensburg; auch die Walhalla sah man schimmern als hellen Punkt im Eichengrün und jenseit des Stroms breitete sich die Ebene aus bis weithin, wo am fernsten Horizont die Alpen in zarten, nebelhaften Umrissen vielverheißend winken.

Wir gingen zurück, als schon die Abendsonne die Buchenstämme des Waldes mit Purpurglanz umwebte; die Bergkräuter dufteten stärker, die Vögel sangen leiser; wir sahen und vernahmen Alles wie im Traume, hörend nur auf die geistreiche Rede unsers Führers, der wie der Genius der Weisheit und höhern Lebensanschauung mit uns durch die bunte Sommerwelt schritt und unsere Gedanken von ihrer vergänglichen Pracht auf Beständigeres richtete.

M. F.

Anregungen.

Die Polaritäten.

Selbst Laien in der Naturwissenschaft werden diesen Ausdruck schon oft vernommen haben.

Polaritäten sind die Doppelstrebungen in einem und demselben Körper, die Gegensätze zweier Kräfte, deren jede einzelne in Beziehung auf die andere Pol heißt, wie an der Erdkugel der Pol des Nordens dem Pol des Südens entspricht.

Pol stößt den Pol ab, Pol sucht den Pol. Geist lehnt Materie ab, Materie sucht den Geist. Der Begriff des Polaren ist in neuerer Zeit eine Lieblingsidee tieferer Naturforschung geworden und gewiß mit Recht, sobald der richtige Verstand desselben nicht von dem Bestreben verdunkelt wird, in der ersten besten empirischen Erscheinung eines bloßen Unterschieds sogleich eine Polarität zu erblicken.

Die Natur ist durch und durch polar; sie ist gegen sich gespannt und im Unfrieden. Daher ist nichts recht eigentlich an dem Flecke, den es seiner ursprünglichen Anlage nach haben sollte. Daher ein Sehnen nach Vereinigung, nach Lösung des ursprünglichen Zwiespaltes. Im Organismus sucht die Materie sich in geistige Bedeutung zu erheben und alles Organische ist das Streben, aus seiner gefesselten Einseitigkeit hinauszukommen zur Klarheit geistigen Bewußtseins.

Polaritäten im engern Sinne sind dem Physiker zwei wohlbekannte Kräfte: Magnetismus und Elektricität. Unvereint stehen sich im Magnet noch die Pole gegenüber. Indem sich jeder in seiner Einseitigkeit fühlt, erscheint ein sehnendes Ueberfließen des einen zum andern. Bekanntlich läßt sich dies regelmäßige Ueberströmen der Pole an einem Hufeisenmagnete leicht durch Eisenfeile darstellen, welche man auf ein über die Pole gehaltenes Papier streut. Wo sich die Entgegengesetzten für sich in äußerer Erscheinung zu offenbaren beginnen, da geht die polare Macht in Elektricität über. Hier ist schon jeder der Pole zu einer gewissen Selbständigkeit gelangt, indem sich die beiden Elektricitäten sondern und trennen lassen, was mit den Polen des Magnets

nie der Fall ist. Auch unterscheiden sich die beiden Elektricitäten durch Maucherlei in der sinnlichen Anschauung, z. B. durch die Form und Farbe der Ausstrahlungen, welche bei der einen gelblich und pyramidal, bei der andern kugelförmig und bläulich sich zeigen. Es treibt hier jeder Pol für sich sein Wesen und sucht sich so viel als möglich zu entwickeln. Aber diese Selbstständigkeit ist nur eine scheinbare, denn auch der elektrische Pol ruft überall seinen andern hervor und zieht selbst mit Macht zu ihm hinüber; ja diese Sehnsucht ist hier so energisch, daß ihre Befriedigung mit der Vernichtung jedes einzelnen verbunden ist. Sinnlich spricht sich diese Macht durch den Funken aus, der die Vereinigung der Getrennten begleitet.

Vielleicht ist die Elektricität die universellste Macht der Natur, die Quelle aller anorganischen wie organischen, ja vielleicht selbst geistigen Regung. Sagt nicht: Das ist Materialismus! Ist der Geist deshalb in seiner Würde gesunken? Ist er deshalb zur „Wirkung blinder Naturkräfte" herabgesetzt? Geht ihm seine Freiheit verloren? Die Sache hätte ja zwei Seiten: Der Geist bliebe, was er ist, aber vielleicht stiege der Werth der Natur und ihrer allgewaltigen Mächte, wenn wir sie unserm Geiste verwandter erklären müßten als wir gewöhnlich thun, da wir sie als die Antipoden des Geistes ansehen. Daß wir der Natur unsere Gedanken eindenken, daß sie der Verstand erschaut im Gewande harmonischer Gesetzlichkeit, ist nicht ein äußerlicher Schmuck, der ihrem innern Wesen fremd ist; es ist ihre eigene Nothwendigkeit, es ist der Geist selbst, der in den Dingen wohnt und herrscht und treibt, und dieser Geist, insofern er unendliche Harmonie mit unserm Denken zeigt, dieser Geist muß ein Verwandter des unsrigen sein.

Wenn wir in frühern Betrachtungen die Beseelung der Natur behaupteten, so sind die Polaritäten die Sprache dieser Seele.

Ein Kleinstädter in Aegypten.

Die bereits in Nr. 39 unserer „Unterhaltungen" erwähnte ägyptische Reise von Bogumil Goltz (Berlin, Franz Duncker, 1853) sollte besser heißen: „Ein Hypochonder in Aegypten". Denn nur eines Hypochonders Art ist es, mit sanguinischer Aufregung, mit wildem Jubelgeschrei ein Ding beginnen und es hernach immer mehr satt bekommen und zuletzt ganz fallen lassen.

Dies ist nämlich der Eindruck, den uns die Darstellung des Verfassers gemacht hat. Wir schiffen uns mit ihm in Triest ein, befahren das Meer, sind auf Entbehrungen und Strapazen gerüstet, betreten den afrikanischen Boden, sehen und hören das Gewühl von Alexandria und Kairo, bewundern die Lebendigkeit und Regsamkeit unsers naiven Reisenden, lachen über seine Einfälle, die tollen Capriolen seines Stils und plötzlich wird die Stimmung immer flauer und flauer, die Laune immer verdrießlicher, der Erzähler möchte vor Ungeduld und Aerger über sich und die Welt aus der Haut fahren und könnte denselben Wesen, die ihn erst amüsirten, zuletzt die Bastonnade geben.

Diesen äußern Eindruck seines Buchs heben wir nicht ohne Absicht hervor. Man wird sich jener Fußreisen erinnern, jener Landpartieen, die man mit einer gemischten Reisegesellschaft beginnt. Anfangs jubelt Alles. Das ist ein Uebermuth, ein Hoffen auf Genuß, ein Singen und Jodeln, ein Scherzen und Necken! Bald aber ändert sich die Scene. Entweder wird man müde oder einige unerwartete Regengüsse schütten sich aus. Nun stimmt nichts mehr. Der große Anlauf ist vorüber und nicht selten enden solche Abenteuer damit, daß die Wenigen, die anfangs still und schweigsam waren, zuletzt die Beredten sind und durch Hoffnung und gute Laune das Unternehmen vorm gänzlichen Scheitern zusammenhalten müssen.

Die Hypochondrie ist eine traurige Krankheit, die man aber zuweilen ein Recht hat, Dem, der an ihr leidet, was man sonst mit Krankheiten ungern thut, vorzuwerfen. Der Mismuth des Selbstquälers kommt zuweilen aus ihm selbst, aus seiner Einbildung, seinem Mangel an Hingebung und natürlicher Beurtheilung der Verhältnisse. Auch Bogumil Goltz gehört zu diesen Kranken, die in ihrem Unbehagen oft so zornig werden, daß man vor ihnen auf der Hut sein muß. Was ihm aus seiner Jugend erinnerlich geblieben, hat dieser seit etwa zehn Jahren aufgetauchte Schriftsteller mit Naivetät und einer oft wahrhaft wohlthuenden Innigkeit darzustellen gewußt. Bogumil Goltz ist wieder ein Erwunterer zur Selbstbiographie geworden, einem Literaturgenre, dem wir im vorigen Jahrhundert die vortrefflichsten Blicke in die Psychologie und noch für jetzt die besten Quellen zur Culturgeschichte verdanken. Was aber sein Urtheil über die Gegenwart und Zukunft anlangt, so hat er schon des Confusen, Unzusammenhängenden, Undurchdachten, Reinwillkürlichen und Launenhaften so viel zusammengeschrieben, daß man an seiner Logik und geschulten Denkzucht irre wird. Gesellt sich zu dieser wilden Beliebigkeit und objectiven Fixirung der Laune und der jeweiligen Verstimmung noch ein etwas weitgetriebener Glaube an sich selbst, ein nicht abreißendes Herausstellen des sehr werthgehaltenen Ichs, ein Coquettiren sogar mit Dem, was der Autor an sich als naturwüchsig, ori-

ginell, sogar „poetisch" mit vieler Emphase festzuhalten und durchzuführen versteht, so kann man gegen eines solchen Wesens ganze Denk- und „Lebensart" ein wenig rebellisch werden im Hinblick auf die Thatsachen, die diese wunderliche Natur über die Zeit, die Menschen, das Jahrhundert, Kirche, Staat, Literatur, Kunst u. s. w. feststellen will. Die Unzurechnungsfähigkeit eines verdrießlichen und unumgänglichen Gemüths, eines polternden, inconsequenten, Alles groß beginnenden und verzagt endenden Augenblicksmenschen ist, dem Liebäugeln des Autors mit sich selbst gegenüber, mit aller Entschiedenheit festzustellen und von allem Lob, das man ihm zu spenden hat, ist abzuziehen die Thatsache eines oft sehr liebenswürdigen, aber in der Hauptsache vergrämelten, kranken und dann sogar gefährlichen Melancholikers und Hypochonders.

Der objective, sich und seine Welt beherrschende, im Unmöglichen sich bescheidende, im Zweifelhaften weise prüfende, im nicht zu Aendernden sich durch Humor und Ironie helfende Mensch reist nach Aegypten ganz anders als der absolute Subjectivist Bogumil Goltz. Er wird nicht gleich so außer sich sein, wenn er den afrikanischen Boden betritt und das Menschengewühl der fremden Zunge, Farbe und Sitte ihn anders anmuthet als Danzig, Thorn oder sonst die Hauptstadt eines preußischen Regierungsbezirks. Er wird nicht in der Nacht noch gleich bei seiner Ankunft auf Abenteuer rennen und mit dem neuen Eindruck, so wunderbar er ist, wie ein Kind, bis ihm die Augen zufallen, mit seiner Christbescherung spielen. Sicher wird er dann bleiben, daß es ihm nicht wie eben den Kindern auch mit ihrer Christbescherung geht. In dem unmäßigen Jubel des Besitzes gehen alle Puppen und bleiernen Soldaten schon in den ersten Feiertagen drauf und die ganze herrliche Christzeit des süßesten Naschens und Verschlingens endet oft schon nach drei Tagen mit Sennesblättern und Rhabarber. Kommt man dann wirklich zuletzt an die rechten Wunder Aegyptens, an den Nil, an die Pyramiden und Obelisken, gehen dann immerhin die Beschwerden der von der häuslichen Gendarmerie- und Polizeicommissariatsordnung bedeutend abweichenden wirklichen neuen Sitten und abenteuerlichen Thatsachen an, zu denen auch leider die Ratten und diebischen Diener gehören mögen, so hat man doch noch leidlich seine Kräfte beisammen, erträgt das Unvermeidliche und geräth nicht so in Zorn wie der Verfasser, der in der zweiten Hälfte seines Buchs nur stöhnt und ächzt und gleichsam mit dem Prügel in der Hand dasteht und bei jeder Landung mit seiner ohne Plan und Ueberlegung kopfüber gewählten Nilbarke sich voll Sehnsucht nach seinen ost- und westpreußischen Gendarmen umsieht und ganz Aegyptenland geradezu krummschließen lassen möchte. Alle Abweichungen der arabischen und Fellaheristenz von der bei Landsberg und Thorn an der Warthe ärgern ihn bis zur unfreiwilligen Komik und in dem nicht abreißenden Unmuth und Zorn muß ihm dann sein ganzes Zeitalter, alle Vernunft und Aufklärung, alles Streben nach Freiheit und Besserung der Mitwelt zum ekelhaftesten Verdruß und dümmsten Phrasenkram werden. Unter solchen Umständen möchte der Autor Jeden, der über Ideen raisonnirt und der doch in der Lage ist, sich in Deutschland ein Glas frischen Wassers vom Brunnen holen zu können und nicht auf seiner Nilbarke ein filtrirtes warmes Spülicht trinken zu müssen, geradezu aufhängen lassen.

Weil Bogumil Goltz in dieser Art gegen den Geist der Zeit und zu Nutzen aller möglichen äußersten Rechten zu schreiben oder wenigstens in solcher praktischen Richtung hin seine Gedanken und Einfälle zuzuspitzen pflegt, so haben wir die subjective Berechtigung und den so persönlichen Ursprung seiner Urtheile auszuführen nicht verfehlen wollen, fügen aber hinzu, daß darum doch auch dies Buch eine unterhaltende, mannichfach anregende Lectüre gewährt und des Verfassers Witz uns oft Lachen, seine Phantasie Staunen abgewann. Auch die gründliche, gelehrte Vorbereitung auf sein Reiseunternehmen verdient Anerkennung. Ihn wenn auch immerhin in dieser Art noch nach andern Ländern, nach Italien, Paris, London begleiten zu können, müßte Genuß gewähren; denn daß Goltz bei alledem ein origineller, reichbegabter und merkwürdiger Schriftsteller bleibt, versteht sich von selbst. Er sollte nur aufhören, es auch selbst von sich zu sagen oder daß er es wisse, durch allerlei zwischen den Zeilen zu Lesendes z. B. seinen zuweilen bis an Abraham a Sancta Clara streifenden, selbstbewußtoutrirten Stil zu verrathen.

Ein Mangel im Reichthum.

Je mehr ein Künstler oder Dichter Phantasie besitzt, desto schwerer wird es ihm oft werden, zur wahren Natur vorzudringen.

Mahnungen an unsern Werth.

Der Himmel verhängt nicht immer Widerwärtigkeiten über uns, um uns zu demüthigen, sondern oft auch, um uns stolz zu machen.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 45. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Ein Dichterfürst.

Von Dr. L. A. Frankl in Wien.

Die in Wien lebenden Slawen feierten vor etwa zwölf Jahren den Fasching jedesmal mit einem glänzenden Balle. Die feinste Gesellschaft der Residenz wurde durch französische Karten geladen — denn die Slawen mochten sich nicht der ihnen fast allen verständlichen deutschen und konnten sich nicht einer slawischen Sprache bedienen, weil in einem Dialekte, z. B. im czechischen, polnischen, serbischen oder russischen abgefaßt, die Einladung nicht Alle hätten verstehen können; später wurden die Einladungskarten in den vier genannten Hauptdialekten gedruckt. — Wie durch diese, war jeder Stamm durch seine ihm eigenthümlichen Tänze und Costüms repräsentirt. Milosch Obrenowitsch, der alte tapfere Türkenschläger, erschien hier, die Brust mit vier in Brillanten blitzenden russischen Ordenssternen bedeckt, während an seinem Halse, von Edelsteinen eingefaßt, das Bild des Sultans hing, der den gewaltigen Mann ehrte, weil er ihn fürchtete. Rußland und die Türkei lagen friedlich an Hals und Brust der hohen, stämmigen Urgestalt des zum Fürsten gewordenen Hirten und Kriegers, der damals schon nur noch die glänzenden Zeichen und nicht mehr die Macht eines Fürsten besaß und sich im feinen schwarzen Frack und in gelben Glacéhandschuhen nicht ganz heimisch zu fühlen schien. Um Milosch bewegte sich stets ein kleiner freiwilliger Hofstaat; kenntlich in diesem ein ausdrucksvoller greiser Kopf, bedeckt vom rothen Fes mit blauseidener Quaste, der berühmte Sammler der serbischen Heldengesänge, der Apostel der Literatur seines Vaterlandes: Wuk Stefanowitsch Karadtschitsch, und die schlanke Gestalt seiner Tochter im malerischen Costüme Serbiens, wie sie eben aufgefodert wird „Kolo", den serbisch nationalen Reigen, zu tanzen; sie scheint eine der anmuthig fremdartigen Gestalten der Märchen ihrer Heimat selbst zu sein und die prächtig blickende Wila des Volksliedes darzustellen. Mit jedem Jahre wurden die Gestalten dieser Bälle zahlreicher, prächtiger, fremdartiger. Neben dem serbischen tauchte das natürlich veredelte und elegant gemachte Costüm des czechischen Bauern, des Sohnes des „neutralen Bodens der Hanna", des slowakischen Rastelbinders, des polnischen Edelmanns auf. Es war ein Maskenball, wo die Gäste die Larven abgenommen. Am Ein-

gange des Saals ragten in rothen Mänteln, bis an die Zähne prächtig bewaffnet, die mächtigen Gestalten zweier Serefjaner als Hüter. Gegen Mitternacht, nach dem Souper, gab es unter den seltsamsten Tönen einen Umzug. Voran schritten die mit Pistolen, Silber- und Elfenbeineingelegten Flinten und mit dem Hantschar bewaffneten Serefjaner, diese in rothen silberglänzenden Gewändern ernstragenden Riesengestalten. Ihnen folgte in kroatischem Costüm ein Mann, der ein in weißen Atlas gehülltes Instrument trug, dem er ein monotones Brummen und wieder ein fistulirendes Heulen mit seltsamen Trillern entlockte: der nationale Dudelsack, der als Ankündiger eines Thiers galt, das, in seiner Ganzheit gebraten, mit grünen Reisern geschmückt auf einer silbernen Platte getragen wurde und das bei keinem Essen in Serbien fehlen darf — eines Spanferkels. Der größte Theil der costümirten Ballgäste gab dem nationalen Braten im Takte des Dudelsacks schreitend das feierliche Geleite, um ihn auf der Tafel des Miloš Obrenowitsch, dem diese besondere Aufmerksamkeit galt, niederzusetzen.

So sonst.

Ich erinnere an diese Abende, weil ich auf eine Gestalt aufmerksam machen will, der diese Mittheilung gewidmet ist.

Wir erblicken einen Mann, so hochragend wie jener König von Judäa, der, wenn er unter seinem Volke stand, Alle um Kopfeslänge überragte. Das Haar fällt in auffallend reicher Lockenfülle zu den Schultern schwarz herunter, ein schwarzer Vollbart hebt ein weißes, längliches, an den Jochbeinen mehr breites Antlitz hervor. Ein wunderbarer Widerspruch schon für den flüchtigen Blick liegt in diesem Antlitz ausgeprägt, er ist die Spiegelung seines innersten Wesens, denn auch zwei Seelen wohnten in des Mannes Brust. Die Stirn breit und ihre ganze Länge hindurch zieht sich eine Furche wie ein tiefer Gedankenstrich, unter welchem die beiden Stirnhügel über den Augen wieder mächtig gewölbt hervorspringen. Unter ihnen, nur von den finstern Brauen getrennt, leuchten die nicht großen schwarzen Augen; sie ruhen schwer auf Demjenigen, den sie anblicken. Die erschütternde Ruhe und Kraft dieser Stirn, dieser Augen, zeigen den Sohn der „Schwarzen Berge", den Montenegriner unverkennbar; die Narbe über dem linken Auge mahnt an einen blitzend geschwungenen Türkensäbel. Immer milder senkt sich das Antlitz ab, den schön geschnittenen Mund umfließt es elegisch weich, ein schwärmerisches Lächeln taucht zuweilen auf und fesselt durch seinen Zauber. Der selbstbewußte Krieger und ein träumender Dichter sprechen streng geschieden und doch verbunden aus diesem Antlitz, aus welchem wie aus der ganzen Gestalt eine stolze wunderbare Ruhe leuchtet. Und wie malerisch die äußere Tracht! Unter dem Vollbart schimmert ein weißer Hemdkragen, von einem schmalen schwarzseidenen Tuche, sodaß der Hals sichtbar bleibt, zusammengehalten. Ueber dem Hemde liegt glatt an die „Primatscha" eine Art Weste von rothem Sammet mit Gold verbrämt, aber nicht wie unser Kleidungsstück vorn zusammengeknöpft, nur übereinander gelegt. Ein weißer Rock, ebenfalls ohne Aermel, die „Bjelacza", dunkelblau passpoilirt mit goldenen Borten, wird vom „Pojas", einem gelbroth gestreiften, seidenen Gürtel über den Hüften eng zusammengehalten. An der Brust glänzt an kleinem rothen Bande die goldene Obilitschmedaille, während das breite rothe, in Goldfransen endende Band eines russischen Großkreuzes von der Schulter quer zur Brust sich senkt. Ueber diesem Kleidungsstücke trägt er den „Jelek" von karmoisinrothem Tuche, den eine Reihe silberner, stark vergoldeter „Toke" ziert, von denen in den Volksliedern gesungen wird:

Glänzen durch den Bart die Brustbeschläge
Wie der volle Mond von fünfzehn Tagen
Wenn er durch die Tannenäste scheinet.

Die weite dunkelblaue „Gatje", an den Außenseiten schwarz benäht bis unter das Knie, von wo ab die „Dokoljenice", eine Art rückwärts mit silbernen Haften geschlossener

Kamaschen die Beine bis zu den Knöcheln decken; weiße, blau paspolirte Strümpfe und schwarze Schuhe bekleiden die Füße. In der Hand trägt er den mit rothem Sammet geschmückten Zobelkalpak. Den prächtigen Säbel, der sonst an einem einfachen Wehrgehänge an seiner Seite hängt, hat die merkwürdige Erscheinung — da sie sich in einem Ballsaale befindet — abgelegt.

So das eine Bild.... Entrollen wir ein anderes....

In einem der engsten Gäßchen Wiens, durch das man aus der Rothen Thurmstraße auf den Hafnersteig gelangt, steht links das alte einst von Theophrastus Paracelsus bewohnte Haus. Als er dem Gastwirthe im Hause für Wohnung und Speise vieler Tage einen Pfennig hinreichte und dieser ihn zornig anließ, sagte der Alchymist ruhig zu ihm: „Küß den Pfennig!" Der Wirth that dies und der Pfennig verwandelte sich in ein Goldstück. Seitdem heißt dieses Haus: „Zum Küßdenpfennig!" In das beschriebene, steil und schmal aufführende Gäßchen in das Haus hinein führen von der Straße aus durch eine unscheinbare Thür einige wenige Stufen; von der letzten unmittelbar rechts hinein öffnet sich wieder eine Thür und man steht zu wahrer Ueberraschung in einer geräumigen, lichten Kapelle. Eine heitere Kuppel zeigt in hellem Goldgrunde die vier Evangelisten und die dem Eintretenden gegenüberliegende Wand ist mit Heiligenbildern und goldenen Zierrathen geschmückt. Dieser Wand entgegen schaut ein goldvergitterter Chor im ersten Stockwerke. Wie ein kostbarer Edelstein in einer unscheinbaren Umkrustung, hell und heilig überrascht das schöne, dem Dienste des Herrn von den nicht unirten Griechen gewidmete Kirchlein zum heiligen Georg. Kein Thurm, kein Glockenklang verräth es dem Auge oder dem Ohr, keine prächtige Fronte läßt den heimlichen Gottgeweihten Ort ahnen. In seiner glücklichen Verborgenheit, zu der ihn eine frühere Zeit, wo in Oestreich nur Katholiken ihre Kirchen mit der Fronte in die Straße hinaushauen durften, zwang, ist dieses Heiligthum ein stilles Asyl für die Seele, die, vom Treiben der Welt völlig fern und abgeschieden, mit ihrem Gott reden will.

Mir selbst, der ich nun ein Vierteljahrhundert in Wien lebe, war dieses Kirchlein fremd, ich entdeckte mir's erst so zu sagen. Mein Führer war eine gedruckte Einladung, die also lautete:

„Es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, den hochwürdigen und erlauchten Herrn Fürst-Bischof (Vladika) von Montenegro Peter Petrowitsch Njegosch am 19/31. October 1851 nach längerm Leiden im 38. Jahre seines Alters zu Cetinje von diesem Leben in das bessere Jenseits abzurufen. Fürst Michael Obrenowitsch übt im Namen der Angehörigen des Verblichenen hiermit die letzte christliche Pflicht gegen seinen unvergeßlichen Freund aus durch ein Sonntag den 11/23. November veranstaltetes feierliches Requiem, wozu sämmtliche Freunde und Verehrer des Verblichenen im Herrn eingeladen sind."

Jedem Eintretenden reichte der Kirchendiener eine brennende Wachskerze, sodaß die ganze Gemeinde gleichsam mit fungirte bei dem heiligen Todtenamte für einen frommen Bischof, weisen Regenten, phantasievollen Dichter, den wir an jenem fröhlichen Ballabend kennen gelernt hatten, den Vladika von Montenegro.... In der Mitte der Kapelle wurde von Priestern in schwarzen Talaren, die mit weißen Kreuzen an Brust und Rücken geschmückt waren, in slawischer Sprache das Todtenamt gesungen; dann trat ein Laie, aber wie ein Priester gekleidet, an ein schwarz umhangenes, weiß bekreuztes Pult an der Altarwand und sprach eine den Todten ehrende Trauerrede....

Die Familie, aus welcher Peter Petrowitsch Njegosch, Vladika von Montenegro, stammte, kam zu Ende des 17. Jahrhunderts durch Wahl des Daniel Petrowitsch Njegosch zum Metropoliten zur Herrschaft. Die Bewohner von Zeta erwirkten vom Pascha die Erlaubniß, daß er dahin kommen und eine neue Kirche weihen dürfe. Er kam und wurde von dem treulosen Pascha festgenommen. Nur ein Lösegeld von 3000 Dukaten, größten-

theils der Erlös von goldenem und silbernem Kirchengute, rettete ihn vom Tode. Zurückgekehrt, sah er kein Heil für sein Land, wo der Mohammedanismus immer mehr sich ausbreitete, als die Anhänger desselben zu vernichten. Er drohte, das Land zu verlassen, wenn man seinem Rathe nicht folgte. In einer Nacht, am heiligen Abend, wurden alle Mohammedaner auf Montenegro getödtet.

Diesen seinen Ahnherrn und die von ihm befohlene That — die Bartholomäusnacht der Montenegriner — hat unser Dichter, Fürst und Bischof in einem Trauerspiele „Vienac Gorski" d. i. „Der Gebirgskranz", verherrlicht....

Von diesem Momente hörte der Krieg der Türken und Montenegriner nicht auf, blutig, fanatisch, grausam, wie kaum ein zweiter; bald in mächtigen Flammen und verzehrend auflohend, in der Asche von Dörfern und Gebeinen für kurze Zeit nur stiller fortglimmend. In den Wagschalen des Kampfes liegt der Sieg, bald in der der Montenegriner, bald der Türken. Und während wir diese Zeilen niederschreiben, ist der Kampf, wenn auch nur von Einzelnen in räuberischen Einfällen geführt, doch noch nicht ganz beendet. Anderthalb Jahrhunderte konnten die Gemüther nicht versöhnen....

Nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts erlebte Montenegro ein eigenthümliches Schauspiel. Ein östreichischer Deserteur, es ist ungewiß, ob er aus Lika in Kroatien oder Krain stammte, Stjepan Mali, d. i. Stephan der Kleine, trieb sich im Jahre 1767 in Montenegro als Quacksalber umher, trat bald als Knecht in die Dienste eines Montenegriners, wobei er seine Curen fortsetzte, eines Tages aber seinem Herrn erklärte, er sei Peter III., der wie man glaubte ermordete Kaiser von Rußland. Fortan behandelte der leichtgläubige Herr den verschmitzten Diener mit Ehrfurcht und als er einmal bei einer Gasterei seine Mütze abzog, während der Knecht das Glas zum Trunke an die Lippen setzte, verhöhnten ihn die Gäste, warum er seinen Diener, dem er doch solche Ehre erweise, nicht besser kleide oder Kleider für ihn borge, wenn er selbst deren nicht hätte. „Wenn du keinen Säbel für ihn hast, so binde ihm doch eine Faßdaube um!" Nichtsdestoweniger hieß es bald in Montenegro, in dem Küstenlande, selbst auf türkischem Gebiete, es sei der russische Kaiser, verfolgt von Katharina und Orlow, erschienen. Savva war zu dieser Zeit Metropolit und ernannte nach der Sitte des Landes noch bei Lebzeiten Vasilije zu seinem Nachfolger, der sich auf Reisen befand, während er selbst sich als Landbebauer zurückgezogen hatte. Diesen Umstand benutzte der Abenteurer, dessen Anhang immer größer wurde, — zu gleicher Zeit, als an der Wolga auch Jemeljan Pugatschew den Pseudo-Czaren spielte — sodaß er, trotz der energischen Einsprache Savva's, zum Herrn des Landes erhoben wurde. Der serbische Patriarch von Ipek sendete ihm ein prächtig geschirrtes Pferd, ein edler Risanotte, Peter Dschaja, glänzende Waffen und herrliche Kleider. Dies letztere Huldigungsgeschenk machte um so größern Eindruck, als der Risanotte früher in Rußland gewesen war und den Czar kennen mußte. Die venetianische Regierung sendete ihm und noch zwei andern Capitänen, Chelovich und Korda, rügende Schreiben zu, weshalb es zu Streit kam, der blutig zu werden drohte. Als sie einer drei mal an sie ergangenen Vorladung nach Cattaro nicht folgten, suchte sich die Regierung der Drei in folgender Weise zu bemächtigen. Sie sendete einen Offizier mit vierzig Mann nach Risano. Dieser, seinen Reisezweck geheimhaltend, von den drei Männern begleitet, als er sich zum Wettersegeln anschickte, ließ sie plötzlich ergreifen und in sein Boot werfen. Die Risanotten, als sie dies aus der Ferne sahen, eilten herbei, befreiten ihre Capitäne und verfolgten die Flucht des Boots mit Flintenkugeln. Unmittelbar darauf setzte die Regierung einige tausend Mann in mehren Kriegsbooten ans Land, um die That zu strafen. Die Risanotten zielten aber so trefflich von den Dächern, aus den Fenstern ihrer Häuser, daß mehre hundert Venetianer auf dem Platze blieben und die Uebrigen sich nur durch Flucht auf ihre rasch abfegelnden Schiffe retteten. Stjepan Mali,

nun Oberhaupt des Landes, wohnte in einem Kloster der Cermenitza und wußte seine Rolle so gut zu spielen, daß er sich immer mehr festwurzeln machte. Die russische Regierung sandte einen Fürsten Dolgoruki nach Montenegro. In feierlicher Versammlung, die der Metropolit in Cetinje einberufen, erklärte der Fürst im Namen Rußlands, daß Peter III. todt und der Usurpator ein Betrüger sei. Es schien, daß diese Erklärung Eindruck machte; als aber am folgenden Tage Flintenschüsse die Ankunft Stjepan's meldeten, grüßte man mit Freudensalven zurück und rief: „Wohl uns heute und ewig! Da kommt unser Herr!" Angelangt, ließen ihn der Metropolit und der Gesandte nichtsdestoweniger verhaften und sperrten ihn in eine Stube des obersten Stockwerks, welchen Umstand der Schlaue den Leichtgläubigen gegenüber sogleich benutzte, indem er ihnen sagte, wie dies eine augenfällige Anerkennung des russischen Fürsten sei; denn hielte er ihn nicht für den Kaiser, nimmermehr hätte er ihm eine Wohnung über sich eingeräumt, vielmehr in den Keller geworfen! Nun erhob sich die dritte Macht gegen alle diese Vorgänge, der alte Feind Montenegros, die Türkei. Drei Heere zogen gegen die Berge, indeß Venedig eine Macht an ihrer Grenze aufstellte, um Proviant und die Möglichkeit zur Flucht abzuschneiden. Die Montenegriner vertheidigten sich auf Tod und Leben, der Uebermacht nur langsam weichend, zogen sie sich in das Innere des Landes zurück. Höchster Heldenmuth und tiefste Barbarei, Brand und Kindermord, alle Schrecken sind entfesselt; aber Montenegro wird bald verloren sein, denn seine Männer verbluten allmälig. Wo ist Rettung? Da schlägt in einer Stunde im türkischen und venetianischen Lager der Blitz in die Pulvermagazine. Der Feind muß abziehen, die Montenegriner fallen betend auf die Knie, Gott allein hat sie gerettet.... In diesem Kriege hatte Stjepan Mali, wegen dessen er entbrannte, sich nicht ausgezeichnet. Bei Sprengung einer Mine verlor er das Augenlicht. Mangel an persönlicher Tapferkeit ist dem Montenegriner verächtlich; doch lieferte er den Urheber dem fodernden Türken nicht aus, vorgebend, Stjepan sei in einer Schlacht gefallen und sandte das schön bezäumte Roß Stjepan's, das er vom Patriarchen von Ipek als Huldigungsgeschenk erhalten, zum Zeichen, daß es seinen Herrn verloren habe. Stjepan herrschte vier Jahre in Montenegro als unumschränkter Herr und wußte durch sein Ansehen namentlich dem Diebstahle zu steuern. Er ließ zwei Diebe erschießen, was so energisch wirkte, daß Dukaten und silberbeschlagene Pistolen, von ihm auf die Straße hingelegt, Wochen lang unberührt blieben. Stjepan fiel durch Verrath. Der Pascha von Skutari bestach den Diener des erblindeten, an den Augen leidenden Mannes, einen Griechen, der ihm während des Schlafes den Hals abschnitt. Nach vollbrachter That sperrte er das Zimmer ab und sagte den Leuten: Stjepan hätte ein Heilmittel auf die Augen gelegt und bedürfe ungestörter Ruhe. Da nach vielen Stunden im Zimmer sich nichts regte, drangen die Seinen ein und fanden den im Blute schwimmenden Leichnam.

Diesen Stoff hat unser edler Todter in einem zweiten Trauerspiele behandelt, das, von dichterischer Kraft durchdrungen, echt national ist.

Unabhängig von der türkischen Herrschaft wurde Montenegro unter seinem im Jahre 1777 gewählten Metropoliten Peter Petrowitsch Njegosch, der, mit Schwert und Kreuz die Seinen anführend, in zwei Kriegen die Türken schlug und den Kopf, das Schwert und die Patrontasche Mahmud-Pascha's als Siegestrophäe nach Cetinje brachte. Die wiederholten Versuche, Montenegro, dessen Unabhängigkeit durch keinen Vertrag gewährleistet, aber nicht minder factisch ist, zu unterjochen, mißlangen alle. Der Vladika, dem durch weise Führung im Innern, durch tapfere That nach außen dies gelang, suchte die Montenegriner zu civilisiren, die Blutrache abzuschaffen, Bildung zu verbreiten. All Dies nicht ohne lebhaften Widerstand, nicht ohne manchen Erfolg und Rückfall. Es war im October des Jahres 1832, dem 53. Regierungsjahre des Vladika; er fühlte sich sehr schwach und berief in Cetinje die Vornehmsten zu sich und meldete ihnen, daß er seinen Tod heran-

nahen fühle; er foderte sie auf, an seinem Sarge wenigstens sechswöchentlichen Frieden unter den einzelnen Stämmen und Familien sich zuzuschwören, die Eintracht und die gesetzliche Ordnung nicht zu stören. Kraft des ihm zustehenden Rechts wählte er aus seiner Familie den Nachfolger, mit Uebergehung einiger älterer, den Sohn eines seiner Brüder, der, erst 18 Jahre alt, das geistliche Gewand noch nicht trug. Es ist rührend zu lesen, der Fürst eines Landes hatte kein heizbares Zimmer! Am 18. October ließ er sich an den Herd seiner Küche bringen, um sich zu wärmen; dann kehrte er in seine Stube zurück, ließ sich auf sein Bett legen, unterredete sich mit den Seinen und war nicht mehr. Dies unseres Njegosch Vorgänger. Am folgenden Tage huldigten die Häupter dem neuen Vladika, nachdem sie ihm zuvor das geistliche Gewand angelegt und mit dem Stabe des Todten bekleidet hatten. Sie zeigten ihn auf der Tenne des Iwan Cernojewitsch dem Volke.

Der neue Vladika, bei dessen Trauergottesdienste wir zum Andenken an seine Seele eine flammende Kerze in der Hand hielten, wurde vom Bischof von Prizren in der Regentenwürde zum Klosterdiakon und Presbyter geweiht, darauf zum Archimandriten erhoben und erhielt den Namen seines Ohms Peter. Früher hieß er Radoje. Am 6. August 1833 wurde er in St.-Petersburg zum Bischof geweiht. Mit fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung, die er eigentlich nach den Ideen seines ehrwürdigen, weisen Oheims neu schaffen mußte. Er umgab sich ein Jahr nach seinem Regierungsantritte mit einem Senate von 16 Häuptern, 15 Trabanten, „Perjanici", d. i. Federbuschträgern, und einer Garde von 135 Bewaffneten. Dieser blieben kleinere Streitigkeiten zu schlichten, größere mußten dem Senate vorgelegt werden. Der Gehalt eines Senators wurde auf 80 Gulden Münze, Mehl und Brot, der eines Gardisten auf 60 Gulden festgesetzt. Diese Aemter werden nur für ein Jahr verliehen. Im Jahre 1832 wurde die bis dahin bestandene Würde eines weltlichen Gubernators, welche in der Familie Radonjich aus dem Stamme Neguschi erblich war, abgeschafft und der Letzte, der sie inne hatte, des Landes verwiesen, weil er verdächtig war, sich nach dem Tode des Vladika auch der geistlichen Macht haben bemächtigen zu wollen. Jeder Nahie steht ein Serdar, jedem Stamme ein Wojewode, Knes und Barjaktar, d. i. Fahnenträger vor; die Angesehensten jeden Stammes führen den Titel Glavari, d. i. Häuptlinge. Der Vladika, welcher Name die altslawische biblische Uebersetzung des griechischen „Kyrios" ist, wird mit „Sveti Vladika" d. i. heiliger Fürst angesprochen; wenn von ihm die Rede ist, wird er auch „Gospodar" der Herr genannt. Sein voller Titel war: „Vladika und Regent von Montenegro und der Gebirge, Metropolit von Wenderien und dem Küstenlande." Er beherrschte nicht viel mehr als 100,000 Montenegriner, unter denen wenigstens 15,000 waffenfähige Männer sind. Die beinahe einzigen Einkünfte des Vladika kommen von einigen Ländereien, welche die Klöster Stanjewich und Budva umgeben und einem Antheil am Fischfang am Lago di Scutari.

Der hingeschiedene Vladika war noch mehr wie sein Vorfahr bemüht, das Werk der Civilisation zu fördern, worin ihm nebst seinem Wunsche auch eine nicht unbedeutende Bildung zu Statten kam; er war der serbischen, russischen, französischen und italienischen Sprache mächtig. Sein dichterisches Talent ist nebst dem des Branco Radischewitsch und der Millza Stojadinowitsch das bedeutendste, das die in serbischer Sprache geschriebene moderne Literatur besitzt. Seine Gabe als Redner, worauf die Montenegriner wie auf Tapferkeit und schöne Gestalt viel halten, war einnehmend und beruhigend und wieder, je nach der Stimmung und Situation, feurig und begeisternd. Seit Jahren hatte sich ein Brustleiden in ihm zu entwickeln begonnen; er suchte zwei mal in Neapel und in Venedig Heilung, bis es ihn im Winter 1850 in Wien dem Tode nahe brachte. Sein Arzt, der bekannte Stheteoskopist Dr. Skoda, erklärte, daß er einem zweiten ähnlichen Anfalle nicht widerstehen würde. Und er widerstand ihm nicht. Eines Tages fühlte er sich dem Tode

nahe, er ließ die Männer seines Senates kommen und von dem Rechte Gebrauch machend, den Nachfolger zu ernennen, schlug er ihnen mit Uebergehung seiner beiden, weil verheiratheten Brüder, seinen neunzehnjährigen Neffen Danilo — den wir im letzten Kampfe sich heldenmüthig schlagen sahen — vor, weil er der einzige Unvermählte aus der Familie Njegosch war. „Ich vertraue auf ihn", schloß er seine Rede, „er wird euer würdiger Fürst und Bischof sein; wißt ihr aber einen Bessern, so habe ich nichts dagegen einzuwenden." Hierauf verabschiedete er noch sitzend die Senatoren; dann ließ er sich völlig angekleidet auf sein Lager bringen, das er früher näher zum Fenster hinbreiten ließ, „um dem Lichte entgegenzusehen, da er nun bald sterben werde." So sprach er die Worte mit klarem Bewußtsein, die der große deutsche Dichter in Fieberträumen sterbend rief: „Mehr Licht!" Er fühlte bald Frost in den Beinen und konnte sie nicht mehr bewegen und offenen Auges, wie ein Held und Seher ging er dem Tode entgegen, um von seinem neunzigjährigen Vater, der tief erschütterten greisen Mutter überlebt zu werden, seinem Volke aber niemals im Gedächtnisse unterzugehen, der erste Fürst Montenegros, der Dichter, der letzte, der auch Bischof gewesen ist.

Sieben Tage vor seinem Tode, am 12. October 1851, schrieb er — es war das letzte mal, daß er die Feder ergriff — den hier mitzutheilenden Brief, der durch Folgendes veranlaßt wurde:

Als ich eine vor Jahren begonnene Uebersetzung serbischer Heldengesänge, Frauen-, Bettler- und bisher den Deutschen völlig unbekannter Todtenlieder und Sprüchwörter herausgab *), stand die fremde prächtige Gestalt des montenegrinischen Fürsten, Bischofs und Dichters wieder lebhaft vor mir.

Ich sandte ihm ein Exemplar des Buchs mit einem Schreiben nach Cetinje, in welchem ich beiläufig ausdrückte, wie ich keinerlei Recht noch Absicht hätte, mich dem geistlichen Herrscher von Montenegro zu nähern, es dürfte mir aber gestattet sein, den Dichter zu begrüßen, der auf seiner Felsenburg die Fahne der Humanität aufgepflanzt hätte...

Nach wenigen Wochen erhielt ich eine eigenhändige Antwort.

Der Brief führt an der linken Spitze zweier Quartblätter die Namenschiffre P. P. N. (Peter Petrowitsch Njegosch), über welcher eine Krone, Purpur und Gold, mit einem Kreuze angebracht ist. Der Brief mit blauer Dinte geschrieben, mit dem Wappen Montenegros gesiegelt, lautet in wortgetreuer Uebersetzung:

Hochgeehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner erinnerten, indem Sie mir mit Ihrem Briefe vom 21. August Ihre Uebersetzung serbischer Volkslieder: „Gusle", auf die man stolz sein kann, geschickt haben.

Unsere Volkslieder sind Heldengeschichte, Volksepos, in ihnen kann der Mensch sehen, wie das Volk, das sie singt, ist. Ich bin ein Freund der Poesie, sie hat mich viel beschäftigt. Ach wunderschöne Poesie! Geheimer Funke! Ich habe nie unterscheiden können, ob sie ein Funke des unsterblichen Feuers, oder ein mächtiger Wahn, ein Kind unserer engen Atmosphäre sei — Ich betrachte sie stürmisch emporgehoben von der irdischen Kanzel. Wenn aber der Mensch sich über sich selbst erhebt, dann sieht er die menschliche Kleinheit und wenn er ein Dichter ist, kann er sagen, daß er ein Priester („Opferer") am Altare des Weltalls sei. Der Dichter ist der Ruf des Sterblichen von unserm stürmischen Ufer, der Dichter ist die Stimme des Rufenden in der Wüste; er träumt von der Un-

*) „Gusle. Serbische Nationallieder." Mit einer literarhistorischen Einleitung von Ludwig August Frankl. (Wien 1851.)

sterblichkeit, ruft sie und sehnt sich nach ihr — er sieht ein großes Blatt aufgeschlagen in dem Buche des Weltgeheimnisses, in demselben liest er Wunder des Schöpfers, sie sind sein süßestes Getränk, er berauscht sich mit demselben, durch die Einbildungskraft führt er aus kothiger Erde den Keim des himmlischen Lebens — er verklärt Fäulniß zur Gottheit —, sein Odem breitet sich aus auf den Bogen der Erdveste.

Ich lebe hinter der Grenze der aufgeklärten Welt, an meinem schmalen Horizonte brechen sich immer die tyrannischen Donner*); darum ist mein kleines Land durch den Nebel der Wildheit verunstaltet. Für einen gesund denkenden Mann ist auf der Welt weder eine Langweile, noch ein Vergnügen, denn alle menschlichen Leckerbissen sind mit Gift zubereitet; dagegen gewähren alle Kümmernisse eine gewisse Befriedigung, man könnte sagen, es ist dem Menschen gleich süß zu weinen, wie zu singen, wenn es ihn überkommt.

So verstehe ich unser Lied.

Die Welt ist Gottes, darum sieht man in jedem ihrer Winkel die Thaten ihres großen Meisters. Fleiß und Kunst der Ameise und der Biene, die gesellschaftlichen Züge der Kraniche sehe ich lieber als alle Paraden der europäischen Residenzen.

Mit Gott, Herr Frankl! Erhalten Sie mich in Ihrem schätzbaren Andenken.

Cetinje, den 12. October 1851. Wladika von Montenegro.
P. P. Njegosch.

Geistesgegenwart und Aufmerksamkeit.

Von Professor Fortlage in Jena.

Bei Verlegenheit und Gefahr geräth die Aufmerksamkeit häufig so ins Wanken und Zittern, daß wir uns nicht des Richtigen erinnern, nicht an das Richtige denken. Man hat in Feuersgefahr oder auf der Flucht vor dem Feinde nicht selten gesehen, daß Menschen werthlose Dinge, Vogelbauer und Mausefallen, mit sich nahmen, indessen sie das Werthvolle daheim ließen. Ferner: Da beim Examen der in der Seele vorräthig liegende Schatz von Kenntnissen geprüft werden soll, so ist hierzu die schriftliche Methode eine weit sichrere als die mündliche. Denn die ungewöhnliche Gespanntheit der Aufmerksamkeit beim Examen ruft leicht einen unsteten und lückenhaften Erinnerungsproceß hervor, wodurch bewirkt wird, daß Naturen von einer großen Reizbarkeit minder gut Das, was doch in ihnen vorhanden ist, an den Tag geben können. In einen ähnlichen Zustand von hinderlicher Unruhe geräth die Aufmerksamkeit, wenn wir uns auf einen Gegenstand gern besinnen möchten und nicht können. Jemehr wir uns hierüber abquälen, desto erregter und folglich unsicherer wird die gehetzte Aufmerksamkeit. Daher Kant, um diese zu beruhigen, für solche Fälle räth, daß man sich eine Weile durch andere Gedanken zerstreue und von Zeit zu Zeit nur flüchtig auf das Object zurückblicke; dann ertappe man gemeiniglich eine von den associirten Vorstellungen, welche jene zurückrufe („Anthropologie" S. 99).

Einige Personen sind von Natur mehr, andere weniger zu Störungen ihrer Aufmerksamkeit disponirt. Einige werden leicht verwirrt. Die Annäherung jeder fremden Persönlichkeit wirkt störend auf ihre Aufmerksamkeit, Andere behalten stets ihre Geistesgegenwart und sind nie außer Fassung zu bringen, sie sind wie mit Leder umpanzert. Wenn Wallenstein den Hahn nicht mochte krähen hören, wenn Goethe'n das Hundegebell in innerster Seele zu empören vermochte, so waren dies Symptome einer leicht störbaren Aufmerksamkeit. Der alte Heyne entfernte aus seiner Nähe mit der größten Sorgfalt

*) Beziehung auf die fast nie unterbrochenen Kämpfe mit den Türken.

alle Taschenuhren und Hausuhren, weil er ihr Gepicke nicht ertrug. Wer so ist, hat ein nervöses Temperament, wird heftig bewegt und erregt von hundert Dingen, welche andere Menschen in Ruhe lassen, und bedarf eben deshalb zum Ausdenken seiner Gedanken einer größern Stille und Einsamkeit. Daher sich denn Goethe auch stets zum Arbeiten von Weimar nach Jena flüchtete, und Wallenstein alles Geräusch aufs sorgfältigste von seinem Palast in Prag entfernt hielt, um ungestört dem Brüten über seinen Planen obzuliegen. „Zwölf Patrouillen" — berichtet Schiller — „mußten die Runde um seinen Palast machen, um jeden Lärm abzuhalten. Kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Stumm, wie die Zugänge zu ihm, war auch sein Umgang."

Da unter den Menschen Einige mehr, Andere weniger zu Störungen der Aufmerksamkeit disponirt sind, so hat Gall nicht ermangelt, für die feste und unerschütterliche Concentrationskraft der Aufmerksamkeit auf ihre Gegenstände der Beschäftigung ebenfalls den Gehirntheil zu bestimmen, an dessen Integrität dieselbe geknüpft sei. Sie soll unter dem Namen des Einheitstriebes oder der Beständigkeit (auch Beharrungstrieb, Concentrationstrieb genannt) an einer Erhöhung am Hinterhaupt, in der Gegend der verwachsenen Fontanelle, wo die drei Schädelnähte zusammen treffen, erkennbar sein.

Wir aber möchten ein weit sicheres und dabei leichter erkennbares Zeichen einer unstörbaren Aufmerksamkeit vorschlagen, nämlich den Hang, in Gesellschaft zu erzählen, und noch mehr den zur Improvisation. Denn zum guten Erzählen gehört ein genaues detaillirtes Erinnern auch der Nebenumstände, und zum Improvisiren, daß die Aufmerksamkeit trotz aller Störungen unerschütterlich sei. Die erschütterbare Aufmerksamkeit wird am Schreibtisch vielleicht ebenso herrlich erzählen als extemporiren, aber vor Zeugen und in Gesellschaft gewiß nicht. Melauchthon predigte vor Töpfen herrlich, aber vor Köpfen wollte es doch nicht gehen. Bei Andern thut sich die Erinnerung erst recht auf, wenn sie Köpfe vor sich sehen. Diese sind die Männer der Concentrationskraft, die nervenstarken, die geborenen Redner.

Wenn ich am Abend bei Licht vor einer mit Kreidefiguren beschriebenen Tafel stehe, so werden die Figuren auf der Tafel mir ebenso wol verschwinden, wenn Jemand das Licht ausbläst, als wenn er mit dem nassen Schwamme über die Tafel fährt. Ebenso wird in der Seele die Erinnerung an einen Gegenstand ebenso wol dann erlöschen, wenn bei völlig wohlerhaltenen Gedächtnißspuren das Licht der Aufmerksamkeit sich verdunkelt, als wenn die Gedächtnißspuren sich verwischen. Wenn z. B. nach Wagner's Bericht („Beitrag zur philosophischen Anthropologie", I, S. 323 ff.) Jemand so nervenschwach war, daß schon das Einfallen eines starken Lichtstrahls ins Auge hinreichte, ihm die eben gehabten Vorstellungen aus dem Gedächtniß zu verwischen, so lag dieser Erinnerungsmangel blos in einer verdunkelten oder unsicher gemachten Aufmerksamkeit. Denn die vergessenen Vorstellungen fielen ihm wieder ein, sobald er sein Zimmer aufs neue verhing. Wenn aber dem alterschwachen Kant während seiner vier letzten Lebensjahre Alles, was soeben von ihm selbst oder Andern gesprochen worden war, im nächsten Augenblick wieder entfiel, wenn er seinen Freund Jachmann, welcher doch zu dem engern Kreise seines Umgangs gehört hatte, nach einigen Jahren Abwesenheit nicht wieder erkannte, oder wenn bei einem andern Greise nach Wagner's Bericht die Erinnerung selbst für die Namen seiner Frau und Kinder immer nur auf einen Tag ausreichte, sodaß er jeden Morgen wieder fragen mußte, wie dieselben hießen: so sind dies Fälle, in denen wir zweifelhaft darüber gelassen sind, ob das Gemälde selbst oder blos seine Beleuchtung gelitten hatte. Kant selbst gab sich beim Besuche seines Freundes Jachmann der Hoffnung hin, daß wol nur das Letztere der Fall sei. „Es war schmerzhaft zu sehen", — schreibt hierüber Jachmann in seiner Schilderung dieses Besuchs bei Kant — „es war schmerzhaft zu sehen,

wie der schwache Greis sich anstrengte, um in die Vergangenheit von wenigen Jahren zurückzublicken und die gegenwärtige Anschauung von mir mit vormals gehabten Vorstellungen zu verknüpfen. Während unsers Gesprächs, bei welchem er mich ununterbrochen ansah, rief er einige male mit einer Aeußerung von Freude aus: Ihr Blick wird mir immer bekannter! Ich hoffte mit Entzücken bei diesem Ausruf, daß er sich meiner vielleicht doch noch erinnern würde. Aber vergebens. Als ich mich zum Abschied anschickte, bat er mich einige male: ich möchte mich doch nur seiner Schwester umständlich erklären, wer ich wäre; sie würde es ihm dann wol gelegentlich beibringen." („Immanuel Kant", geschildert von Jachmann; Beneke, „Pragmatische Psychologie", II, S. 291 ff.).

Um desto merkwürdiger und beachtenswerther erscheinen daher die Fälle, in denen es unzweifelhaft zu Tage tritt, daß nicht das Gemälde, sondern einzig und allein die beleuchtende Lampe der leidende Theil ist. Hierher gehören z. B. alle die Fälle, in denen eine vorübergehende Vergeßlichkeit einzelne Wörter, Ausdrücke, Namen und dergl. betrifft. Wo ein solcher Fall aus Nervenschwäche eintritt, wird man immer bemerken, daß das gerade fehlende Wort Das ist, auf welchem die Aufmerksamkeit besonders ruhen möchte, oder zu welchem sie über eine Menge von Nebenvorstellungen hineilt, welche dann ohne Schwierigkeit vollzogen werden, während die am Ziel angelangte Aufmerksamkeit ins Zittern kommt. Wie das zu schwache Eis den Schlittschuhläufer trägt, so lange er in rapidem Schwunge darüber hingleitet, sobald er aber zum Stillstand gelangt, unter ihm bricht, so kommen bei überreizter Aufmerksamkeit die Vorstellungen, über welche sie gleitet, zu Stande, während die, auf denen sie ruht, versagen. So z. B. kommen Fälle vor, in denen die Hauptwörter der Rede, auf denen die Aufmerksamkeit ruht, vergessen sind, während die Nebenwörter sich ohne Anstoß reproduciren. Der Patient sieht sich dann alle Augenblicke gezwungen zu sagen: Ich möchte nun gern diesen Gegenstand benennen, bin es aber nicht im Stande. Am 17. März 1832 wurde ein Irländer Namens Fagan, 23 Jahre alt, ein starker, kräftig gebauter Mensch, in das Stevens-Hospital zu Dublin gebracht, mit einer schweren Kopfwunde von fünf Zoll Länge, die ihm in einem Wirthshausstreite ein Dragoner mit einem Säbel versetzt hatte. Nach zwei Monaten war die Wunde geheilt und nun zeigte sich eine merkwürdige Veränderung in seinem Gedächtniß. Länger als einen Monat nach seiner Heilung sagte er dem Arzt: er kenne Alles, was er sehe, nur wisse er keinen Namen dafür. Man zeigte ihm einen Knopf und sogleich sagte er lachend: „das ist ein, ein, ein —, ich kann's nicht sagen, was es ist, aber es ist ein —", mit diesen Worten zeigte er auf einen Knopf an seinem Rocke. (Medical- and Surgical-Journal of London, „Vollständige Geisteskunde", S. 514 ff.).

Von verwandter Art ist der Zustand des Stotterns, sowol dessen, was aus momentaner Verlegenheit entspringt, als auch dessen, was sich als habitueller Zustand ausbildet. Es ist ein Wanken der Aufmerksamkeit in dem Augenblicke, wo sie die motorische Gedächtnißspur des auszusprechenden Wortes betritt, und zwar immer des Wortes, auf welchem ein gewisser Nachdruck liegt, während sie über die Nebenwörter leicht und schnell hingleitet. Wird das Wort, auf welches die Aufmerksamkeit hinwill, von einem Andern vorgesagt, und dadurch die Aufmerksamkeit stärker und fester auf dasselbe geheftet, so spricht der Stotternde sofort dasselbe nach und fährt im Reden fort. Ein Organist und ein Cantor in einer Stadt Westfalens, welche Beide in gleich hohem Grade an dem Fehler des Stotterns litten, trafen einander auf der Orgel, wohin der Organist den Cantor hatte rufen lassen, weil er den Schlüssel zur Bälgekammer nicht finden konnte. „Herr Cantor, wo haben Sie den S —", und nun stak der Organist im S und konnte nicht darüber hinaus. Der Cantor, welcher errieth, daß von einem Schlüssel die Rede sei, aber nicht wußte, von welchem, fiel ein: „Herr Organist, welchen S —", und nun stak

auch er im S und sie zischten so lange einander an, bis ein Dritter dazwischenrief: Zum Henker, so sagen Sie doch Schlüssel, — „Schlüssel" — tönte es sogleich zu beiden Seiten nach.

Sobald man dem Stotterer das Wort, an welchem er stockt, vorsagt, spricht er es jedesmal geläufig nach. Denn nun wird die Gedächtnißspur des Wortes durch den gleichartigen Eindruck im Ohre so verstärkt, daß sie Kraft gewinnt, die wankende Aufmerksamkeit zu halten und zu befestigen. Ebenso wird das Stottern beim Lesen sogleich aufhören, weil die die Aufmerksamkeit fesselnden Gedächtnißspuren hier allesammt durch sinnliche Eindrücke verstärkt sind. Das Lesen verhält sich zum freien Sprechen wie das Gehen an der Krücke zum freischwebenden Gange, oder wie das Recitiren mit Souffleur zum Recitiren ohne Souffleur. Das Lesen muß daher in jeder Weise leichter sein als das freie Reden, und es müssen Fälle denkbar sein, in denen die wankende Aufmerksamkeit noch das Erstere leistet, während sie schon das Andere versagt. Folgenden Fall dieser Art berichtet das Mauchart'sche Repertorium: Ein Mann, vom Schlagfluß gelähmt, schien die Sprache so ganz verloren zu haben, daß er alle seine Wünsche und Bedürfnisse, da er nicht schreiben konnte, durch Zeichen ausdrücken mußte. Im Anfang verstanden die Seinen diese Zeichen nur selten, er gab sich dann im Unwillen alle Mühe zu sprechen, brachte aber nur unarticulirte Laute hervor. Dessenungeachtet las er bald wieder, an jedem Morgen und Abend, sein Morgen- und Abendgebet aus einem Buche laut, völlig vernehmlich und ohne einigen Anstoß her, als ob sein Sprachvermögen gar nicht gelitten hätte. Das erste mal, als dies geschah, freuten sich die Seinigen, weil sie glaubten, er hätte den Gebrauch der Sprache ganz wieder erlangt, und erwarteten nun, er würde den Tag über sprechen; er blieb aber bei seinen stummen Zeichen, so oft und mühsam er sich auch anstrengte, nur ein einziges Wort aus freiem Triebe zu sprechen. Auf diese Weise fuhr er mit seinen Gebetsübungen fort und von nun an bis zu seinem Tode blieb er so, daß er zwar laut und vernehmlich lesen, aber von sich selbst kein Wort sprechen konnte. („Repertorium von Mauchart und Tschirner", Bd. I, S. 105 ff.). In ähnlicher Weise verlor nach Wagner's Bericht eine Dame durch heftige Anfälle von Krämpfen das Gedächtniß jedesmal so, daß ihr die Worte und Namen zur Bezeichnung der äußern Gegenstände und ihrer eigenen Gefühle beim Sprechen niemals einfielen. Dabei aber las sie Bücher ohne allen Anstoß und vollkommen verständig und drückte ebenso im Schreiben ihre Gedanken richtig und im besten Zusammenhange aus. („Beiträge zur philosophischen Anthropologie", I, S. 323; Schubert's „Geschichte der Seele", S. 569).

Wenn die sich erinnernde Aufmerksamkeit auf einer Gedächtnißspur wankt und zittert, so geschieht es ihr auch häufig dabei, daß sie auf eine in der Nähe befindliche ähnliche ausgleitet. Dann entstehen die Vertauschungen und Verwechselungen sowol von Wörtern als Begriffen. So hörten wir einst von einer vom Schlage gerührten Alten, die sich an einem Sommertage vor der Hausthür sonnte, mit dem Blicke zum heitern Himmel sagen, sie freue sich, doch einmal den lieben Herrgott zu sehen. Wenn, wie Hofbauer erzählt, ein Mann, welcher betrunken nach Hause ging, die Straße im Mondschein für einen Fluß ansah, und sich nun entkleidete, um über selbigen zu schwimmen, wenn nach Eisenhart's Bericht („Friedrich's Magazin", 1831, Hft. I, S. 94) zwei betrunkene Bauern einst aus Gespensterfurcht miteinander auf Tod und Leben kämpften, weil sie einander in der Dunkelheit für Gespenster von schwedischen Reitern hielten, wobei dann der eine wirklich auf dem Platze blieb; wenn jener in der Trunkenheit die Treppe herabgestürzte Geheimerath seinen zu Hülfe geeilten Secretär theilnehmend fragte, ob der Herr Secretär von seinem Falle auch Schaden genommen habe; wenn der delirirende Nervenfieberkranke auf sich selbst weisend ruft, ihm doch diesen lästigen Gast aus dem Bette zu schaffen, oder wenn er seine kranken Gefühle auf einen vor ihm sitzenden Freund überträgt, sagend, dieser leide große

Schmerzen oder Durst, man möge demselben zu trinken geben und dergl.: so sind diese Verwechselungen von Empfindungen und Begriffen Erzeugnisse einer durch Nervenüberreizung ins Zittern und Wanken versetzten Aufmerksamkeit. Der wahnsinnige Sörgel hieb, nach Feuerbach's Bericht, dem Taglöhner Eichmüller, nachdem er denselben ermordet hatte, beide Füße ab, damit man ihm, wie er aussagte, dieselben nicht in den Block spanne, und verwechselte demnach die Person des Gemordeten mit seiner eigenen während der im Wahnsinn verübten That. Denn er selbst, Sörgel, war es, welchen bei verübter That die Furcht überfiel, man möchte ihn ergreifen und im Gefängniß seine Füße in den Block spannen. Deshalb hieb er sie ab, nicht zwar sich, wol aber dem Ermordeten, mit dessen Person er sich in diesem Augenblick verwechselte. („Actenmäßige Darstellung merkwürdiger Verbrechen", I, S. 264 ff.).

Wenn die Zustände großer Nervenaufregung zu Verwechselungen, sowol in Bezug auf das Auffassen, als das Wiedererinnern disponiren, so wird dadurch um so begreiflicher, daß die Riesen an natürlicher Gedächtnißkraft sich in den meisten Fällen als Menschen von mäßigen Genüssen und geringen Bedürfnissen kundgegeben haben. Als den mäßigsten aller Menschen z. B. zeigte sich Anton Magliabecchi, der Zeitgenosse von Leibnitz und Bibliothekar des Großherzogs Cosmus III. von Medici, welcher unter den Phänomenen von natürlichem und nicht durch künstliche Hülfsmittel blos in die Höhe geschraubtem Gedächtniß wol als das höchste glänzt, indem er nach einmaligem Einblick in ein Manuscript den Inhalt desselben gewöhnlich besser inne hatte, als es dem Autor selbst bekannt war. Drei hart gesottene Eier und ein Trunk Wasser waren sein gewöhnliches Mahl. (Schubert's „Geschichte der Seele", S. 569).

Als momentanes Mittel der guten Erinnerung wirkt Alles, was dient, die Aufmerksamkeit zu sammeln, zu beruhigen und von der Zerstreuung auf zu viele Gegenstände abzuziehen. Zunächst also die Einsamkeit und die Stille der Nacht. Der Mathematiker Johann Wallis, welcher nach Wolff's Bericht („Vernünftige Gedanken", §. 263) im Jahre 1670 bei Gelegenheit eines Besuchs durch den Mathematiker Pelshover aus Königsberg im bloßen Gedächtniß aus einer 53zifferigen Zahl die 27zifferige Quadratwurzel zog, verrichtete dies in der Stille der finstern Nacht, und rühmte sich überhaupt, er habe in der finstern Nacht größere Exempel im Kopfe gerechnet, als man am Tage für möglich halten sollte. Eine Prise Schnupftaback wirkt dadurch gedächtnißstärkend, daß sie Zeit gibt, einen Augenblick im Reden inne zu halten und sich zu besinnen. Doch wirkt auch alles Erheiternde und angenehm Beruhigende günstig auf die Spannung der Aufmerksamkeit, wie gesunde Luft, gute Verdauung, heiteres Wetter, gute Geschäfte und dergl. Ist hingegen die Aufmerksamkeit ermattet und schläfrig, so müssen statt der Beruhigungsmittel aufregende Reize eintreten. Aber alle äußern Reize, weder die beruhigenden noch die aufregenden, helfen für sich nichts, wenn nicht der innerliche Hauptreiz vorhanden ist, welcher die Aufmerksamkeit regiert, indem er sie zugleich befeuert und besänftigt, nämlich das lebhafte Interesse für die Gegenstände, deren man sich erinnern will. Wer seine Interessen gänzlich in der Gewalt haben könnte, nur der würde Herr seines Gedächtnisses sein. Friedrich der Große nahm alle Morgen zur Stärkung des Gedächtnisses etwas Senf zum Kaffee. Das war Aberglauben.

Die Bemerkung des Aristoteles, daß wer schnell und leicht auffaßt, zwar selten das Aufgefaßte lange behält, hingegen Das, was davon sitzengeblieben ist, auch wieder leicht und schnell zur Disposition hat, findet darin ihre gute Begründung, daß es dieselbe Thätigkeit der Aufmerksamkeit ist, welche das Auffassen und das Erinnern bewerkstelligt. Denn das Erinnern ist nichts weiter als ein inwendiges Wiederfassen. Eine im äußern Fassen schnell bewegliche Aufmerksamkeit wird auch im innern Wiederfassen ihre Beharrlichkeit nicht verleugnen. Wodurch aber Aristoteles auf den Einfall gekommen ist, daß die

zwergartigen Menschen, sowie auch die Kurzbeinigen, ein schlechteres Gedächtniß hätten als andere Leute, ist schwer zu sagen.

Von der in der sentimentalen Zeit des vorigen Jahrhunderts eingerissenen Coquetterie mit einem schlechten Gedächtniß, das man für eine Zugabe der höhern Verstandesbildung oder Vornehmheit hielt, ist man längst wieder zurückgekommen auf den Sinn des antiken Mythus, daß Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, die Mutter der Musen sei. Denn das Gedächtniß ist Mutter der Wissenschaften, der Künste und aller Bildung. Vielleicht ist unsere Zeit im Gegentheil daran, zu viel Werth auf Gedächtnißarbeit zu legen, wozu sie durch die seit dem vorigen Jahrhundert aufgehäufte Masse des Wissens nur zu leicht verführt ist. Erinnern wir uns aber fortwährend, daß das Gedächtniß, eine wie herrliche und unentbehrliche Kraft auch dasselbe ist, doch immer nur dem Verzehren einer Speise gleicht, welche ihre ernährende Wirkung erst dadurch erhält, daß sie mit dem Verstande verdaut wird.

Zur Geschichte des Schlüsseldrehens.

Bekanntlich bereist Herr Oskar von Redwitz, der Dichter der „Amaranth", gegenwärtig die deutschen Höfe in einer doppelten Absicht. Er trägt, auswendig, seine „Sigislinde" vor und vermittelt die Anstalten, sie auf den betreffenden Hoftheatern zur Darstellung zu bringen, und in der übrigen Zeit lehrt er das Schlüsseldrehen, einen alten Bauernbrauch aus der bairischen Pfalz, seiner Heimat. Man nimmt nämlich ein Buch, gleichviel welches (am besten „Amaranth", was den Abgang befördern würde), bindet einen Schlüssel, dessen Bart in die Blätter kommt, mit einem Bindfaden fest und läßt die beiden Flanken des Griffs von den Zeigefingern zweier Personen halten. Bewegt sich das Buch, so zeigt jede Bewegung einen Buchstaben an, wie beim Tischklopfen. Die Orakel dieser Schlüssel- und Buchdrehung haben vielen Glauben gefunden. Wir lasen einen handschriftlichen Bericht über die mannichfachen Offenbarungen, die einem durch Herrn von Redwitz gewonnenen Gläubigen des Schlüsseldrehens seit einigen Wochen zu Theil wurden.

Auch in Berlin sollen sich in vielen Kreisen die Redwitz'schen Schlüssel drehen.

Dies erinnert uns an die Zeiten, als König Jakob den englischen Thron bestieg. Der Glaube an Hexerei war in den vereinigten drei Königreichen fast verschwunden. Ein Werk, die „Discovery of Witchcraft" genannt, von dem Vater der englischen Philosophie, Reginald Scott, im Jahre 1584 herausgegeben, hatte zwar nicht gewagt, die Existenz der Hexen geradezu zu bezweifeln; das wäre noch dem Atheismus gleichgerechnet worden; aber es hatte doch die Allmacht der alten Weiber in Zweifel gezogen und besonders deshalb, weil dadurch der Gottheit Abbruch geschähe. Dies Buch wurde verbrannt und die Rockenphilosophie wieder auf den Thron gehoben. Nun fehlte es natürlich an gelehrter Begründung nicht. Joseph Glanvil, der Gründer der „Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London", redete sehr ernsthaft zu Gunsten der Hexen; Dr. More, ein Schüler Plato's, verlangte, daß in jedem Kirchspiel ein Register geführt werde über die Thaten der dort wohnhaften Hexen und der Dogmatiker Meric Casauban hielt sogar den Unglauben daran auch für Zauberei. Alle Drei vereinigten sich in dem Urtheil über Reginald Scott, dessen Werk sie auf das einstimmigste verdammten.

Endlich im Jahre 1677 erhob sich wieder eine Stimme zur Vertheidigung des Zweifels an der Herrschaft der Hexen; dies war die Stimme John Webster's, eines Geistlichen. Er durfte in seiner Stellung die Existenz der Hexen allerdings noch nicht ganz in Frage stellen; es blieb immer noch eine Blasphemie, die die Kirche zu strafen verstand; aber er konnte doch schon schreiben: „Man bedarf, um an solche Dinge nicht zu glauben, eines gesunden Verstandes, sowie einer Einbildungskraft, die keine falsche Rich-

tung bekommen; auch muß man nicht ständig zur Melancholie geneigt sein, denn sonst sieht man einen Busch für einen Popanz und ein schwarzes Schaf für einen Dämon an, sonst hält man das Geschrei des wilden Schwans, wenn er Nachts aufsteigt, für einen Geist oder, wie man hier im Norden sagt, für Gabriel Ratchets und das Heulen einer Füchsin in einer Klemme für die Stimme einer Fee."

Ein Briefwechsel zwischen Dr. More und einem seiner Schüler, dem Geistlichen Clys, bezieht sich größtentheils auf Erscheinungen und Zaubersprüche. Die beiden Gelehrten wünschten nichts sehnlicher als einmal einen wirklichen Geist zu sehen. Clys ist sehr häufig auf der Spur eines solchen, aber immer wieder stellt es sich heraus, daß es nur eine Täuschung war. In einem seiner Briefe äußert er einige religiöse Zweifel, die, weil sie unser Schlüsseldrehen betreffen, merkwürdig sind. Er schreibt: „Ich bitte Sie, mir Ihre Gründe zu nennen, weshalb es ungesetzlich ist, die schwarze Kunst anzuwenden, um herauszubringen, ob diese oder jene verdächtige Person eine Sache gestohlen hat; indem man nämlich einen Schlüssel mitten in einer Bibel befestigt und dann das Auge desselben auf eines Menschen Finger richtet, worauf die Anwesenden die folgenden Worte sagen (Psalm 50): «Wenn du einen Dieb erblickst, so läufst du mit ihm und hast Gemeinschaft mit den Ehebrechern. Dein Maul lässest du Böses reden und deine Zunge treibet Falschheit; du sitzest und redest wider deinen Bruder; deiner Mutter Sohn verleumdest du. Das thust du und ich schweige; da meinest du, ich werde sein gleich wie du; aber ich will dich strafen und dir es unter die Augen stellen!» Dreht sich hierauf der Schlüssel und folglich auch die Bibel, an welcher derselbe befestigt ist, bei der Nennung irgend eines Namens, so ist Jener der Dieb gewesen. Neulich speiste ich irgendwo und man versuchte die Sache. Ich sagte, es sei gottlos, aber sie beharrten dabei. Ein sehr angesehener Mann behauptete, daß ein bedeutender Gottesgelehrter kein Unrecht darin finde. Kurz, da ich mich dagegen erklärt hatte, so glaubte ich nun mit gutem Gewissen im Zimmer bleiben zu können. (Naiv!) Sie begannen und hatten schon ein paar Namen genannt, ohne daß sich der Schlüssel drehte; jetzt aber kam eine Person an die Reihe, die später als an dem Diebstahl betheiligt zu sein bekannt wurde, und wir sahen deutlich, wie die Bibel sich umwandte. Der Herr, von dem dies Experiment ausging, behauptete, es gäbe keine Geistererscheinungen. Ich versetzte, daß Das, was wir soeben gesehen, einer Erscheinung gleichkomme, denn hier habe sich vor unsern Augen ein intelligentes unsichtbares Wesen kundgegeben."

So Pastor Clys, der trotz seines Animam salvavi völlig geneigt ist, sich dem Schlüsselspuk gefangen zu geben.

Wir beobachteten mehre Schlüsselexperimente. Wir fragten: Wie heißt der Vorname einer gewissen Dame, die der Schlüssel kennen konnte. Er antwortete Karoline. Leider hieß sie Bertha. So ging es uns regelmäßig. Als man den Schlüssel fragte: Warum antwortest du falsch? half er sich ebenso wie die Tischplatten mit der Erklärung: Ungläubig.

Das Geheimniß kommt auf Arthur Schopenhauer's Lehre von der Macht des Willens zurück. Man will und man weiß nicht, daß man will. Man dreht den Schlüssel selbst, sagt selbst, was er antworten soll und erstaunt von ihm zu hören, was man ihm eingeflüstert hat. Die Aufklärungen, die man über das Gemüth der Menschen durch diese Modethorheiten bekommen hat, sind wunderbar. Sie buchstabiren sich mit einem solchen Schlüssel wörtlich selbst Das vor, was sie denken, und sind überrascht wie von einer Zauberei, die sie in der That unvermögend sind, aus sich selbst zu erklären. Man sieht daraus, daß es Menschen gibt, die Jahr ein Jahr aus ohne Objectivirung ihrer Gedanken fortträumen. Sie haben nur geistiges Vegetiren. Sie handeln rein instinctiv. Sie denken wol, aber nicht mit runden und fertigen Gedanken. Sie sind wie in einem ewigen Traumleben, ohne alle Bezogenheit des Bewußtseins auf sich selbst. So

kommt es, daß sie ihr Denken auf einen Tisch, einen Schlüssel beziehen können und sich ganz im Außenleben objectiviren, ohne es zu wissen. Sie meinen auch hier, von Andern Das zu hören, was sie seit Jahren schon nie mehr die Gewöhnung hatten, sich klar und mit bewußter Reflexion selbst zu sagen.

Anregungen.

Wettersäulen und Blutregen.

Die Wolken, deren immer wechselnde Gruppirungen ein ebenso mannichfaltiges wie reizendes Schauspiel gewähren, haben bereits einen Platz in diesen Blättern gefunden (Siehe Nr. 3). Wir erwähnen daher hier nur einige mit der Wolkenbildung zusammenhängende seltenere Naturerscheinungen, welche auch in diesem Jahre beobachtet wurden. Wie die „Bohemia" erzählt, bemerkte man am 28. Mai in Pilgram zwischen den himmelumhüllenden Regenwolken in östlicher Richtung einen hellgrauen Streifen, der einem großen Trichter mit einer gegen die Erde gesenkten Spitze glich und wie von Rauch umgeben schien. Erst aus den weitern Folgen dieses Phänomens erkannte man, daß es eine Windhose gewesen. Ein Bauer kam nämlich mit einem einspännigen Wagen in die Mitte des Wirbels. Pferd und Wagen wurden umgeworfen. Der Bauer besaß noch etwas Geistesgegenwart und klammerte sich an einen Strauch fest; allein auch dieser ward von dem wirbelnden Sturme aus der Erde gerissen und der Bauer eine weite Strecke fortgeschleudert. In einem nahen Walde entwurzelte die furchtbare Macht des Windes die schönsten und stärksten Fichtenstämme und trug sie mehre Schritte weit fort. Hier hat uns also das heurige, bis jetzt so gewitterreiche Jahr eine der seltensten Naturerscheinungen gebracht.

Im Sommer verdichten sich die von den nassen Stellen des Erdbodens durch die aufsteigenden Luftströme in die Höhe geführten Dämpfe zu den sogenannten Haufenwolken, die man einfach halbkugelig, mit dem gewölbten Theile nach oben, oder aus mehren einfachen Gestaltungen über- und nebeneinander gehäuft, und dann einem Gebirge ähnlich am Horizonte mit von der Sonne oder vom Monde glänzend beleuchteten Gipfeln erblickt. Nehmen zusammengethürmte Haufenwolken ein dunkelblaugraues Aussehen an und umsäumen sie sich noch mit der Regenwolke, dann haben wir die Gewitterwolke vor uns. Wo sich häufige Gelegenheit zur Berührung ungleich warmer Winde findet, also die Bildung sehr wasserreicher schwerer Wolken begünstigt ist, oder wo dieses durch die Form der Gebirge, große Wasserstrecken, Seen und Flüsse erleichtert wird, da finden sich auch die meisten Gewitter. Die dichten, nassen Wolken sind die Sammelpunkte der Elektricität; die Ausgleichung der gesammelten Elektricität mit der entgegengesetzten tritt unter Blitz und Donner ein. Nicht immer kommt es aber zur förmlichen Gewitterbildung, sondern die so tief gehenden Haufenwolken, daß nach oben hin gegen die obere Wolke gar keine Entleerung zu Stande kommt, senken sich, zu einem Kegel ausgespitzt, mehr zur Erde herab, zertrümmern die nächsten Gegenstände und führen sie mit großer Schnelligkeit fort. Diese Erscheinung bildet die Wetter, säulen oder Tromben. Ziehen sie über Landstrecken hinweg, heißen sie Land-, Windhosen, Landtromben. Senken sie sich zu großen Wasserspiegeln, z. B. zum Meere herab, so ziehen sie das Wasser in Kegelform zu sich herauf und machen es unter häufigen Blitzen um die Kegelachse drehen. In diesem Falle werden sie Wasserhosen, Wassertromben, Wassertrompeten, Wassersäulen genannt und sind eine von den Seefahrern gefürchtete Erscheinung. Die unter entsetzlichem Brausen zu den Wolken emporgezogene, oft fünf bis sieben Fuß und mehr im Durchmesser haltende und mehre tausend Fuß hohe Wassersäule wandelt oft Hunderte von Schritten fort, und ist ein Schiff von der außerhalb ihres Umkreises herrschenden Windstille festgebannt, so sind von dem im Kegel wüthenden Winde seine Maste ernstlich bedroht und in Gefahr, fortgeführt zu werden, wenn das Schiff in den Bereich der Wasserhose kommt. Die Erscheinung löst sich gewöhnlich unter donnerndem Getöse auf und das in die Höhe geführte Salzwasser fällt dann wol in Gestalt eines förmlichen Wolkenbruchs später wieder herab; auch pflegen wirkliche schwere Gewitter nicht auszubleiben.

Eine im Ursprunge ähnliche Erscheinung ist jene, bei der man den Regen und Schnee durch eine Beimischung fremder Stoffe gefärbt sieht. In alten und neuen Zeiten ist der Blutregen ein Gegenstand der Bestürzung und abergläubischen Schreckens gewesen. Die Wissenschaft hat ihm diese Schrecken genommen. Die tiefgehenden, elektrisch geladenen Wolken ziehen leichte Körperchen, Blütenstaub, winzige Flechten, erdige und metallische Stoffe als feinsten Staub von der Erde an, bringen sie zur Ablösung

und Wirbeldrehung und entlassen sie dann wieder mit dem Regen (oder Schnee). So entstehen nach den verschiedenen Stoffen und ihrer Farbe Schwefel-, Blut-, Insectenregen. Geschieht dies in Begleitung von Gewittern, so wird der Schrecken vermehrt und den abenteuerlichsten Vermuthungen ein Spielraum eröffnet. Es ist nicht das kleinste Verdienst der Naturforschung, daß sie Träume und Phantasie zerstört und das Gebiet des Wahns und Aberglaubens in immer engere Grenzen zurückdrängt. Schwefelregen wurde auch in diesem Jahre gesehen; es ist aber zu bemerken, daß in den meisten Fällen Das, was irrthümlich für Schwefel gehalten wurde, in der That Blütenstaub gewesen. Ein sehr weitverbreiteter Blütenstaubregen war am 25. Mai 1804 bei Kopenhagen gefallen; Prinz Christian von Dänemark, der bei seinem Ausrücken mit den Truppen die Ninnsteine der Straßen damit wie bedeckt sah, schickte von dem Niederschlage an Blumenbach in Göttingen. Unter dem Mikroskop zeigte er sich sogleich als Blumenstaub. Zu bewundern war nur die ungeheure Menge, denn er war über das Meer von S.W. gekommen und in einem Striche von sieben bis acht Meilen bemerkt worden. Die Vermuthung des Prinzen, daß dieser Staub durch einen elektrischen Nebel aufgezogen worden, kam der jetzt geltenden Erklärung, wie man sieht, sehr nahe.

Ein Wahn der Kritik.

Einer jener Berichterstatter, die immer rasch zur Hand sind, wo es ein Talent zu verkleinern, manche auch bei den größten Meistern vorgekommene Fehlgeburten zu vergrößern gibt, schreibt der „Kölnischen Zeitung" aus Paris von einem neuen daselbst kürzlich aufgetauchten Dramatiker, Namens Barrière. Er läßt den uns noch unbekannten, aber durch sechs, sieben rasch aufeinander gefolgte Stücke bewiesenen Fähigkeiten desselben Gerechtigkeit widerfahren, setzt aber im Verlauf seiner Erzählung der frühern Lebensumstände des Herrn Barrière ungefähr hinzu: Man wird hier in Paris Dramatiker, wie man unter andern Umständen Entrepreneur, Agent, Fabrikant u. s. w. wird, je nach Dem, was gerade mehr Gewinn abwirft.

Diese schimmernde Feuilletonphrase kann eben nur von jener Kritik und Berichterstattung kommen, die so oft die Production nur umschwärmt, sie neckt, höhnt und nur zuweilen von einem ihrer Erfolge zum Stillschweigen verurtheilt wird. Man kann nämlich keineswegs Dramatiker werden, wie man sich einen Beruf wählt, um irgendwie Geld aus der Gesellschaft herauszuschlagen. Man kann nicht mit derselben Entschlossenheit, mit der man auf die Börse geht und ohne Geld zu speculiren anfängt, sechs bis sieben Stücke schreiben. Und wenn diese Stücke mangelhaft wären oder der Kritik gegründeten Anlaß zu mancher Rüge böten, so müßen sie doch, wenn sie den geschilderten Erfolg hatten, Eingebungen eines wirklichen Talents sein, eines Talents, das in Bezug auf die Bühne sehr selten gefunden wird, eines Talents, das sich Niemand auf zufällige Bestellung eines Andern oder auf Bestellung seines eigenen Willens künstlich geben kann.

Trotz aller Erziehung.

In seinen bekannten, kürzlich durch die Zeitungen gegangenen Erklärung gegen das Tischrücken sagt der berühmte Physiker Faraday, die schnelle Annahme und gläubige Verbreitung einer allen Naturgesetzen widersprechenden und nichts destoweniger erwiesen sein sollenden Thatsache verrathe, daß doch noch immer ein auffallender Mangel in unserer Erziehungsweise herrsche und unser Unterrichtswesen bedenkliche Lücken zeige.

Indessen wird es doch alle Erziehung und aller Unterricht nie dahin bringen, daß im Menschen die romantische und übernatürliche Abirrung von Allem, was er weiß oder gelehrt worden ist, plötzlich all sein Wissen und alle Lehre in die Schanze schlägt. Dem angebornen Hange zum Wunderbaren und dem periodisch immer wiederkehrenden Behagen an geistiger Armuth hilft keine Erziehung und kein Unterricht ab und wir mögen nach Faraday's Wunsch noch so viel Mathematik, Logik und gesunde Auffassung der Naturgesetze durch die Schulen verbreiten, es werden immer wieder Zeiten kommen, wo sogar leider die gebildetsten Menschen in den Unverstand flüchten und sich von all ihrem Wissen in einem träumerischen Wahne ausruhen müssen.

Es beweist dies, daß alle Erziehung gewisse Grundbedingungen der menschlichen Seele nicht aufhebt.

Auch aus der Dichterwelt.

Eine Dame schrieb uns kürzlich wörtlich: „Ich frage bei Ihnen an, ob Sie eine alle vierzehn Tage erscheinende Erzählung aufzunehmen gewillt sein möchten, deren zu behandelnder Stoff mir zwar bisjetzt selbst noch fremd, deren zum Grunde liegende tiefe Moral aber vorausgesetzt werden darf."

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von

Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] **Nr. 46.** [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Paſtor Götze und der Hauptmann von Kapernaum.

Epiſode in drei Capiteln von Otto Müller.

Erſtes Capitel.

Minna von Barnhelm.

— — Es war überhaupt ein origineller Kauz, dieſer alte Onkel Anton, mit der hagern ſtockgeraden Figur und dem großen ſchwarzen Pflaſter auf dem linken Auge, das er ſchon in ſeiner Jugend bei einem Seekampfe mit einem tuneſiſchen Raubſchiffe verloren hatte. Von Natur gut und weichherzig wie ein Kind, hatten ihn die Strapazen des Soldatenlebens ſo ſchroff und einſeitig gemacht, daß man ihn genau kennen mußte, um mit ihm im Umgange auszukommen. Sein Charakter war eine wunderliche Miſchung von Sanftmuth und herber Rauheit, von Naivetät und bizarrem Eigenſinn; im Punkt der Ehre feuerfeſt, war Nichts im Stande, einen einmal gefaßten Grundſatz in ihm zu erſchüttern oder ihn von dieſer oder jener Anſicht abzubringen. Man hätte ihm eher die Kugel, die ihm ſeit zwanzig Jahren zwiſchen den Rippen ſaß, herausſchneiden als ihn von einer einmal beſchloſſenen Sache abbringen können. Und dieſe eiſerne Conſequenz des Charakters war ſo ganz auch das Gepräge ſeines äußern Weſens, daß ſeine erſte Erſcheinung durchaus keinen angenehmen Eindruck machte und man ihm gern aus dem Wege ging. Seine Sprache war ebenſo eigenthümlich wie der ganze Menſch und es hielt ihm ungemein ſchwer, auch nur drei Worte im Zuſammenhang herauszubringen oder ſeine Meinung klar auszudrücken. Der größte Theil Deſſen, was er ſagen wollte, blieb ihm gewöhnlich zwiſchen Stottern und Räuſpern im grauen Barte ſtecken und jeder angefangene Redeſatz endete alsbald in einem langgezogenen unarticulirten Schnarren, in welchem nur der Buchſtabe R noch ſeine Geltung behauptete, wobei er das eine große hellgraue Auge ſo unheimlich blitzend in der tiefen Höhle herumrollte, als hätte er damit, nachdem die ſchwerfällige Zunge ſchnell ihre Munition an Wörtern und Silben verſchoſſen, die Reſerven ſeiner Gedankenreihe ins Vordertreffen führen wollen.

Das einzige Wort, welches Onkel Anton ohne Anſtoß der Zunge und ſo deutlich, daß es Jedermann verſtehen konnte, auszuſprechen vermochte, war „Gradaus!“ und er

brauchte dieses Wort in den allerverschiedenartigsten Stimmungen und Ideenverbindungen. Es saß ihm fast immer auf der Zunge und er konnte damit Alles sagen, was er auf dem Herzen hatte; er mochte fluchen oder segnen, zornig oder fröhlich sein, ohne „Gradaus!" ging es nun einmal nicht ab, und sein „Gradaus Donnerwetter!" war ebenso populär bei seiner Umgebung als sein „Gradaus segen's Gott!"

Die hagere graubärtige Kriegergestalt mit der steifsoldatischen Haltung und dem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge war übrigens eine zu bedeutsame Erscheinung für die Nachbarschaft am Hamburger Scharmarkt, als daß die Leute nicht bald auf ihn hätten aufmerksam werden sollen, so oft er sich auf der Straße blicken ließ und durch sein ernstes Aussehen die Kinder in die Häuser scheuchte. Weil man aber weder seinen Charakter noch seine sonstigen Verhältnisse kannte, so nannte man ihn bald im ganzen Quartier um seiner bibelfesten, steif orthodoxen Haltung willen nur den Hauptmann von Kapernaum, ein Spitzname, der sich von Mund zu Mund immer weiter verbreitete, je mehr die mythische Figur des alten Obersten in Hamburg populär wurde.

* * *

„Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück"? Donnerwetter, das fehlte noch, daß die Komödianten den edeln Soldatenstand durch ihre Possenreißereien herabwürdigen! sagte unser guter Oberst von Hollbach, als ihm eines Tags in den siebziger Jahren des Säculums der Poesie und Aufklärung ein Zufall den Theaterzettel zur heutigen Vorstellung in die Hand spielte. Der militärische Titel hatte seine Neugierde gereizt, er las die Namen der handelnden Personen des Stücks und der Erste, der ihm ins Auge fiel, war: „Major Tellheim, verabschiedet."

Was? Ein Major spielt Komödie und verabschiedet obendrein! Kann man so sehr sein Porte-épée beschimpfen, daß man sich und seinen ehrenwerthen Stand zum Amusement einer schaulustigen Menge erniedrigt? Und „Paul Werner, gewesener Wachtmeister des Majors"? Das mag mir auch eine schöne Sorte von Wachtmeister sein, dieser Paul Werner, der sich zu solchem Affenspectakel hergibt! Auf die Latten müßte mir der Kerl und dann ohne weiteres degradirt!

Grimmig warf der alte dänische Krieger den Theaterzettel auf den Boden und trat ihn mit Füßen, hätte auch vielleicht seinem sonderbaren Zorne noch durch weitere Wuthausbrüche Luft gemacht, wenn ihm nicht plötzlich der Gedanke durch den Kopf gefahren wäre, er wolle die seinem Stande zugedachte Ehrenkränkung, daß sich nämlich hergelaufene Komödianten öffentlich als pensionirte Majors und Wachtmeister zu produciren erlaubten, mit eigenen Augen ansehen und bei dem ersten despectirlichen Attentat auf die militärische Ehre grimmig mit spanischem Rohr und blanker Klinge dazwischen fahren, auch sonst an frechen Komödienspielern, die mit einem pensionirten Major und einem gewesenen Wachtmeister so lästerliche Späße vorhätten, furchtbare Rache nehmen.

Der Oberst von Hollbach, so war der Name des Hauptmanns von Kapernaum, hatte von Theater und Kunst nur höchst unklare Begriffe, seine Moral und seine rauhe Soldatennatur konnten sich schlechterdings nicht mit solchem Augen- und Ohrenkitzel befreunden und die Ankündigung des heutigen Stücks steigerte darum in dem sonst so gutmüthigen und friedfertigen Manne seinen Widerwillen gegen die Schaubühne. Ohnedies genugsam verbittert durch die ihm selber, einem alten verdienten Offizier seines Königs, zutheilgewordene Kränkung und Zurücksetzung, war es ihm ein doppelter Greuel, daß ein gleichfalls verabschiedeter Major, der sich von Tellheim nannte, vor vielen hundert Zuschauern zum Gespötte werden sollte!

In weniger als einer halben Viertelstunde war sein Plan fertig, und ohne einem Menschen im Hause ein Wort von seinem Vorhaben zu sagen, warf er sich in volle Paradeuniform, darüber seinen gewöhnlichen Reitermantel und begab sich nach dem Opern-

hofe. Wirklich fand er noch einen Platz in einer der vordern Parterrereihen, woselbst er sich ohne große Umstände zwischen die Sitzenden eindrängte, was von Seiten derselben nicht ohne Unbequemlichkeit empfunden wurde. Man begaffte neugierig die sonderbare verwitterte Kriegererscheinung, deren Gesicht von dem aufgeschlagenen Mantelkragen fast ganz bedeckt wurde; hier und da wurde ein Murren laut, Andere lachten über die Ungenirtheit des alten Herrn; aber der Oberst bekümmerte sich wenig um die verwunderten und ärgerlichen Blicke, sondern faßte unerschütterlich immer festen Posto und ließ nur einmal, als der ihm zunächst Sitzende, ein kleiner, blasser, buckliger Herr, ihn mit sarkastischer Höflichkeit fragte, ob er sich nicht lieber gleich auf seinen Schoos setzen wollte, ein zorniges Brummen hören, das ungefähr wie „Gradaus" lautete.

Jetzt ging der Vorhang in die Höhe und das in der Geschichte der deutschen Bühne epochemachende militärische Lustspiel, welches bald überall in Deutschland zahllose Nachahmungen hervorrief, nahm seinen Anfang.

Knurrend und murrend und trotz seines gepreßten Sitzes zum großen Aerger seiner Nachbarn beständig unruhig hin- und herrückend, schenkte unser theaterfeindlicher Hauptmann von Kapernaum den beiden ersten Scenen zwischen Just und dem Wirthe nur eine ärgerliche Theilnahme und unterbrach alle Augenblicke den Dialog durch einen Ausruf seines Mismuths. Das Pst! seiner nächsten Umgebung störte ihn dabei wenig und erst, da Eckhof als pensionirter Major Tellheim, vom donnernden Applaus des vollen Hauses empfangen, auf der Bühne erschien, fing sein Kriegskamerad im Parterre an, der Vorstellung mit größerer Aufmerksamkeit zu folgen und seine störenden Randglossen einzustellen. Der Schauspieler-Major war aber auch eine so vollkommen respectable Soldatenerscheinung, daß man's dem Manne auf den ersten Blick ansah, er sei jedenfalls auf dem Schlachtfelde, im heißen Kampfgewühle besser an seinem Platze wie in dem Vorzimmer von Ministern und Hofleuten! Diese echt soldatische Haltung, diese würdevolle Ruhe und Sicherheit in jedem Wort, jeder Bewegung bekundete ebenso wol den im Kriege bewährten wie in Friedenszeit tüchtigen Bataillonschef, jeder Zoll an ihm war Bravour, echte Mannesehre; es wurde dem alten däuischen Obersten, je länger er diesem deutschen Major ins Gesicht schaute, immer wärmer ums Herz, er durchlebte noch ein mal im Geiste seine eigene kriegerische Vergangenheit und zuweilen war es ihm zu Muthe, als sei er diesem Major Tellheim schon früher einmal irgendwo begegnet und schon damals ganz von dem Ehrenmanne eingenommen worden. War aber schon der Eindruck der äußern Erscheinung ein so günstiger, um wie viel mehr mußten Tellheim's Lebensschicksale, die ihm widerfahrene unverdiente Zurücksetzung und seine gegenwärtige traurige und verlassene Lage das tiefste Mitgefühl bei seinem alten Kriegskameraden im Parterre erwecken, der ja das Alles an sich selber erfahren, den man ebenso ungerecht gekränkt und zurückgesetzt hatte, ohne daß ihm bis zur Stunde Satisfaction geworden wäre! Auch über ihn triumphirten boshafte Verleumder, niedrige Intriguanten und der alte verdiente Offizier mußte es erleben, daß er verabschiedet wurde, weil man von Seiten seiner Obern seine wahren Verdienste ebenso wenig einsehen wollte wie beim armen Tellheim. Alle diese trüben Bilder und Rückerinnerungen an seine eigene Vergangenheit verwebten sich allmälig, ihm selber unbemerkt, so innig mit denen des Schauspieler-Majors, daß er zuletzt kaum mehr zu unterscheiden wußte, was davon eigenes Erlebniß und was Tellheim's Rolle war. Und so kam es denn, daß sich des Letztern Liebesverhältniß zu dem Fräulein von Barnhelm im Fortgange der Handlung mehr und mehr zur Reminiscenz seiner eigenen Vergangenheit gestaltete, die einmal geweckte Einbildungskraft des guten Obersten diese Minna mit dem Gegenstande seiner ersten und einzigen Jugendliebe verwechselte und darüber tausend lebendige glückliche Erinnerungen in seinem Herzen wach wurden. Auch er hatte ja einst geliebt und war wieder geliebt worden, ganz so wie Tellheim und wenn auch ein

anderes Schicksal als dasjenige, welches über Tellheim und Minna waltete, ihm die geliebte Braut geraubt hatte, so war das im Grunde doch nur eine Nebensache und die Hauptsache blieb am Ende doch die Liebe selber!

Die Erscheinung Charlotte Ackermann's als Minna von Barnhelm im zweiten Acte vollendete die glückliche Täuschung des alten Soldatenherzens und ihr liebreizendes Wesen, ihre bezaubernde Anmuth und Innigkeit ließen ihn bald ganz vergessen, daß er nicht Mitspielender, sondern nur Zuschauer und ein ganz Anderer als er diese Minna zu lieben und zu besitzen bestimmt sei. Die Bewegung seines Innern wuchs, je länger Tellheim dem herrlichen Wesen gegenüber den Spröden und Unbeugsamen spielte; bald arbeitete wieder die Zunge mit, um dem alten Herzen Luft zu machen, in längern oder kürzern Pausen unterbrach er alle Augenblicke den Dialog der beiden Liebenden auf der Bühne und zog dadurch neuerdings die Aufmerksamkeit der in seiner Nähe Sitzenden auf sich.

Sein Nachbar zur Rechten, jener kleine Mann mit dem Höcker, dessen wir bereits erwähnten und der zu seinem und des alten Obersten Unstern kein Anderer war als der bekannte geistvolle Schriftsteller und Poet, Dr. Dreyer, fing allmälig an, Dem, was ihm alle Augenblicke von dem alten unbekannten Herrn ins Ohr geflüstert wurde, eine größere Aufmerksamkeit zu schenken als dem Stücke und den Reden der handelnden Personen selber. Er glaubte bald zu merken, daß es in dem Kopfe des wunderlichen Alten nicht richtig sei, diese neue Art von Doppel-Schauspiel in Parterre und auf der Bühne, wobei der Zuschauer redend an der Handlung theil nimmt, belustigte ihn ungemein und er belauschte darum mit wachsender Neugierde, was Jener im stillen Selbstgespräche dem Lessing'schen Texte eigenmächtig zufügte. Da fehlte es denn freilich nicht an pikanten und kernigen Redensarten, an derben Flüchen und energischen Ausrufungen; wollte Tellheim das Fräulein durchaus nicht heirathen, so war sein alter Kriegskamerad im Parterre sogleich bereit, ihre Partei zu nehmen und sie für sich zu reclamiren; wollte der Wirth den armen verabschiedeten Offizier aus seinem Gasthofe hinausweisen, so war er in Onkel Anton's Auge ein Schuft, ein Malefizschurke; der muntern Franziska schenkte er den Ehrennamen „Blitzmädel" und dem edelmüthigen Wachtmeister Paul Werner, der so treulich bei seinem armen Major aushielt, rief er alle Augenblicke ein: „Brav Kamerad!" zu, und zwar that er dies bald so laut, daß zu verschiedenen malen ein Murren im Publicum gehört wurde, nicht unähnlich dem Brummen des Löwen, dem eine lästige Fliege ums Ohr schwirrt.

Von Scene zu Scene, von Act zu Act steigerte sich der Enthusiasmus des guten Obersten. Ueber dem Mitgefühl, das ihm das Schicksal der handelnden Personen einflößte, vergaß er, daß er sich in einem Komödienhause und vor einem Bilde der Täuschung befinde und der wackere Tellheim besonders erschien ihm mehr und mehr in der meisterhaften Darstellung Eckhof's als das vollendete Ideal eines Soldaten und Edelmanns. In der Scene, wo endlich Tellheim's gekränkter Ehre durch das gnädige Handbillet des Königs die so lange vergebens gehoffte glänzende Genugthuung wird, eine Scene, welche von den Zeitgenossen einstimmig dem Vorzüglichsten an die Seite gesetzt wurde, was Eckhof im Fache des bürgerlichen Schau-Lustspiels geleistet hat, konnte sich Oberst Hollbach nicht mehr fassen; er weinte wie ein Kind und die gewaltige Rührung seines Innern machte sich plötzlich in dem lauten begeisterten Ausrufe Luft: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!"

Das Publicum fand mit diesem Rufe das Losungswort für seine eigene Bewegung; man vergaß darüber die gewöhnlichen Beifallszeichen, Klatschen und Bravos und wie aus einem Munde rief das ganze Parterre: „Vive le roi! Vivent tous les braves soldats!" Das militärische Lustspiel: „Das Soldatenglück", hatte damit von Seiten der begeisterten

Zuschauer seinen schönsten Applaus gefunden und für immer verstummte die Stimme Derer, welche der Ansicht waren, daß ein Offizier sich schon um deswillen nicht zum Helden eines Dramas eigne, weil er sich stets nur in den eisernen Fesseln der Subordination bewegen könne.

Ein schönes, ein herrliches Stück, die Minna, nicht wahr, Herr Nachbar? flüsterte Dreyer dem Obersten schalkhaft ins Ohr, als der Vorhang niederfiel. Dieser sah ihn starr an, wischte sich die Thränen aus dem Auge, dann ergriff er des Fragenden Hand, drückte sie mit Wärme und rief wie aus einem glücklichen Traume erwachend:

Nennen Sie mir den Namen des Verfassers, mein Herr! Gradaus ist er ein Ehrenmann — gradaus muß ich ihn kennen lernen und ihm meinen Respect bezeigen — gradaus — mein Herr — wie heißt der Schreiber?

Dreyer sah ihn einen Augenblick wie verwundert an und sagte dann mit der ernsthaftesten Miene:

Das ist Niemand anders als unser hochwürdiger Hauptpastor Johann Melchior Götze. Aber sagen Sie's um Himmelswillen keinem Menschen, denn unser vortrefflicher Senior ist ein überaus strenger geistlicher Herr und treibt dergleichen weltliche Theatralia nur ganz im Stillen, hinter dem Rücken eines hochlöblichen Ministerii.

Wohnt? Wohnt? fragte der Oberst hastig.

An der Katharinenkirche Nr. 19, versetzte der Literat im vorigen sichern Tone und wußte im Gedränge von dem über diese Nachricht sichtbar erfreuten Fremden loszukommen.

Voll von den Eindrücken des Gesehenen und Gehörten kam der Alte nach Hause, völlig versöhnt mit der ihm noch jüngst so verhaßten Komödie, denn wo er unsittliche Harlekinsspäße, frivole Possen, sinnenreizenden Augen- und Ohrenkitzel und wie all der Apparat der ihm aus seiner Jugend her bekannten französischen Schaubühne in Kopenhagen heißen mochte, erwartet hatte, da waren ihm Ernst und Wahrheit des Lebens, Tugend und Anmuth, Sitte und Würde der Menschennatur in den edelsten Gestalten vors Auge getreten; eine herrliche Dichtersprache hatte mit ihren tiefsten Accorden seine Seele berührt; seine innersten Gedanken, ja sein eigenes Schicksal waren gleichsam verkörpert vor ihm dahingegangen, Alles begriff er, Alles billigte er — nur Eins nicht, daß nämlich Hauptpastor Götze, der Verfasser des Stücks, mit der Autorschaft dieser herrlichen Komödie so geheimthat; denn welche ängstliche Rücksicht konnte ihn abhalten, ein an sich so unschuldiges und segensreiches Metier wie die Komödienschreiberei vor aller Welt Augen zu treiben?

Der alte Oberst raisonnirte in seiner kindlichen Einfalt ungefähr folgendermaßen:

Ein Pastor, der den Menschen und gar den Soldaten so in- und auswendig kennt wie der wackere Schreiber der „Minna von Barnhelm"; der muß wahrlich ein tapfres Herz unter seiner Kutte tragen und sollte auch wissen, daß er mit der besten Predigt nicht mehr ausrichtet wie mit einem solchen Stück.

Diese seine innerste Herzensmeinung beschloß er denn auch dem würdigen Herrn am folgenden Morgen nach der Hauptpredigt „gradaus" ins Gesicht zu sagen und ihn zu ermuthigen, brave Soldaten und wackere Degen noch ferner durch seine feine Schreiberei vor einem hochansehnlichen Publico bei Ehren und Reputation zu erhalten.

(Das zweite Capitel: Der Hauptpastor an St.-Katharinen, in nächster Nummer.)

Ein dithmarſiſcher Bauer.

Von Friedrich Hebbel.

Der warme Sommer ſcheidet
Mit ſeinem letzten Strahl;
Der Sohn des Südens ſchneidet
Das Korn zum zweiten mal;
Man bäckt's am Donauſtrande,
Man mahlt's am Rhein und Main,
Und führt's am fernſten Rande
Des Reichs zum Dreſchen ein.

Hier liegt nun, rings umfloſſen
Vom Elb- und Eiderfluß,
Ein Freiland, wohlverſchloſſen,
Dem Kaiſer zum Verdruß;
Der's längſt dem Kronenträger
Von Dänemark verlieh'n,
Doch, wie den Leu dem Jäger:
Fang' ihn, ſo haſt du ihn!

Dort gilt es, ſich zu rühren,
Daß nicht der Hagelſchlag,
Den manche Ernten ſpüren,
Die Frucht noch zehnten mag;
Drum rücken alle Hände
Dithmarſchens auch ins Feld,
Und zur Quatember-Wende
Iſt ſtets das Werk beſtellt.

Nun ſpricht ein greiſer Bauer
In ſeiner Knechte Kreis:
Wir haben's heute ſauer,
Es gilt den letzten Schweiß.
Auf morgen fürcht' ich Regen,
Die Wolken ſind zu kraus,
Drum muß der Gottesſegen
Mir noch vor Nacht ins Haus!

Er ruft's in barſchem Tone
Und fügt kein Wort hinzu
Von doppelt großem Lohne
Und langer Sonntagsruh';
Doch hört man Keinen fluchen,
Denn durch das Weihnachtbrot
Und durch den Oſterkuchen
Vergilt er das Gebot.

Nun geht die Arbeit wacker
Und fröhlich ihren Gang,
Der Weg vom Hof zum Acker
Scheint nur noch halb ſo lang;
Die vollen Wagen fliegen
Wie ſonſt die leeren kaum,
Und ganze Felder ſchmiegen
Sich unterm Windelbaum.

Doch immer dunkler thürmen
Die Wolken ſich empor;
Der erſte von den Stürmen
Des Herbſtes ſteht bevor;
Die weißen Möven wagen
Sich kreiſchend über'n Deich;
Die Krähen flieh'n mit Zagen,
Die Spatzen folgen gleich.

Der Junge bringt das Eſſen:
Zurück! Noch fehlt die Zeit!
Der Mittag ſei vergeſſen,
Der Abend iſt nicht weit!
Die Pferde ſelbſt gedulden
Sich heut' und ſpringen froh,
Auch zahl' ich meine Schulden
In Hafer, nicht in Stroh!

Und trüber wird's und trüber,
Je mehr die Dämm'rung naht,
Wie pfeift es ſchon herüber
Vom hohlen Seegeſtad'!
Hinan zum Deiche trabend,
Denkt jetzt der Alte ſtill:
Die haben Feierabend,
Ich — Nun, wie Gott es will!

Jetzt muß das Wetter brechen!
Gleichviel, wir ſind gedeckt,
Denn ſchon wird mit dem Rechen
Die letzte Fuhr' beſteckt!
Sie kommt auch ohne Schaden
Noch vor der Scheune an;
Doch, gar zu hoch beladen,
Klemmt ſie im Thor ſich dann.

Vorwärts! Die Pferde beißen
In ihr Geſchirr vor Wuth;
Die dicken Stränge reißen,
Zum Schweiße fließt ſchon Blut!
Doch hilft nicht Kraft, noch Schnelle,
Die Scheune ſelber rückt
Wol eher von der Stelle
Als daß die Durchfuhr glückt!

Und plötzlich bricht das Raſen
Der Elemente los,
Der Winde ſcharfes Blaſen
Zerſchlitzt der Wolken Schooß;
Da kann ihn Nichts mehr ſtopfen,
Den neuen Sündflutborn
Und jeder Waſſertropfen
Fällt wie ein Hagelkorn.

Nun ſpeit der Alte Flammen:
Der Pferde ſind nur zwei,
Der Kerle fünf beiſammen,
So tretet ſelbſt herbei!
Gebt Acht, wir werden's zwingen,
Wenn Ihr die Räder packt,
Und ich vor allen Dingen
Die Deichſel, bis ſie knackt.

Die Knechte aber denken:
Ein Thor iſt, wer ſo ſpricht;
Auch darf man's ihm nicht ſchenken,
Er kennt die Grenze nicht!
Man muß ihm einmal geigen,
Sonſt iſt er toll genug
Und ſpannt uns noch als eigen
Im Frühling vor den Pflug.

Sie ſchweigen zwar und nicken,
Als wär' es ihnen recht;
Doch merkt man wol, ſie ſchicken
In den Befehl ſich ſchlecht.
Sie glotzen dumm und dämiſch
Wie er die Deichſel faßt,
Und grinſen mehr als flämiſch
Bei ſeinem: Aufgepaßt!

Und doch! Es iſt gelungen
Auf einen einz'gen Ruck!
Habt Dank, ihr braven Jungen,
Nun gibt's auch einen Schluck!
Ich geb' Euch eine Tonne
Hamburger Bier zur Nacht;
So zecht denn, bis die Sonne
Dem Spaß ein Ende macht!

Die Knechte aber ſtehen
Mit offnem Munde da,
Als hätten ſie geſehen,
Was nie noch Einer ſah;
Dann rufen ſie: Sie nennen
Euch längſt den Goliath,
Ihr dürft Euch wol bekennen:
Ich mach' auch Den noch matt!

Was rühmt ihr meine Stärke?
Seid ihr nicht ſelbſt erhitzt?
Ihr habt ja Theil am Werke,
Bin ich es denn, der ſchwitzt?
— Wir dürfen Euch ſchon loben
Für dieſes Teufelsſtück:
Wir haben nicht geſchoben,
Wir hielten blos zurück!

So will ich kurz mich faſſen:
Ich bin dem Spaß nicht hold;
Doch mögt ihr heute praſſen,
So toll ihr immer wollt;
Auch ſei auf eure Mühe
Euch nicht die Raſt verwehrt,
Nur daß ihr in der Frühe
Euch gleich vom Hof mir ſchert!

Jetzt naht ſich aus der Küche
Die Frau mit ſtolzem Schritt
Und bringt die Wohlgerüche
In ihren Röcken mit;
Sie ruft mit krauſer Stirne:
Ei, Wirth, was ſäumt Ihr noch?
Den Stall verſieht die Dirne
Und fertig iſt der Koch!

Frau, mich ſoll Gott behüten
Vor Speiſ' und auch vor Traut
Bei ſolcher Stürme Wüthen,
Doch habt für dieſe Dank!
Die können ruhig trinken,
Es wird darum kein Schiff
Auf finſtrer See verſinken
Bei Sandbank oder Riff!

Nun nickt er ihr, dann reitet
Er eilig wieder fort,
Zum Deich zurück und leitet
Die Strand- und Schiffswacht dort:
Er hat dafür zu ſorgen,
So will's das Schlüteramt,
Daß hell bis an den Morgen
Die Feuertonne flammt.

Das Centralfeuer.

Von Profeſſor Bernhard Cotta in Freiberg.*)

Man hört oft von einem Centralfeuer der Erde ſprechen. Worauf beruht dieſe Hypotheſe? Was denken ſich die Geologen dabei?

Es iſt allbekannt, daß bei einer gewiſſen Tiefe unter der Erdoberfläche die Temperatur nicht mehr mit den Tagesſtunden und Jahreszeiten wechſelt, ſondern feſtbleibend iſt,

*) Der Herr Verfaſſer begleitet dieſe Mittheilung an den Herausgeber mit folgender, für die Leſer der „Unterhaltungen" erfreulichen Ankündigung: „Es iſt ſehr erklärlich, daß die Naturkenntniſſe des großen Publicums in der Regel um einige Schritte hinter dem augenblicklichen

und zwar wärmer als die mittlere Temperatur der Oberfläche. Die Eigenschaften aller guten Keller beruhen auf diesem Umstande. Es ist ebenso bekannt, daß diese feste Temperatur des Erdinnern eine immer höhere wird, je tiefer man in die Erdkruste eindringt. In tiefen Schachten ist das sehr merkbar und ergibt sich ganz ebenso aus allen Thermometer-Beobachtungen in tiefen Bohrlöchern. Diese Wärmezunahme ist zwar nicht in allen Schachten und Bohrlöchern ganz gleich gefunden worden, beträgt aber durchschnittlich ungefähr auf je 100 Fuß einen Grad des hunderttheiligen Thermometers. Könnte man daher voraussetzen, daß sich diese Zunahme auch in den für Menschen unerreichbaren Tiefen gleichbliebe, so müßte in unsern Gegenden, wo die mittlere Temperatur der Oberfläche etwa + 10 Grad beträgt, schon bei 9000 Fuß Tiefe eine dem Siedepunkte des Wassers (im Meeresniveau) entsprechende Temperatur von 100 Grad zu finden sein; der wirkliche Siedepunkt würde wegen des größern Drucks allerdings etwas tiefer liegen. Bei fünf bis sechs Meilen unter der Oberfläche müßte Eisen schmelzen und bei zehn Meilen jedes uns bekannte Felsgestein. Eine Bestätigung dieser Voraussetzung und Folgerung gewähren allerdings die heißen Quellen und die vulkanischen Erscheinungen. Die Quellen sind um so wärmer, aus je größerer Tiefe sie entspringen; einige sind siedendheiß und diese scheinen auch wirklich aus sehr großer Tiefe zu kommen. Die vulkanischen Schlünde reichen in unbekannte, aber jedenfalls sehr große Tiefen hinab und aus ihnen quellen zeitweise heißflüssige Steinmassen als Laven empor.

Diese Thatsachen stimmen in so hohem Grade mit den Resultaten der Temperaturbeobachtungen in den uns zugänglichen Erdregionen überein, daß die Annahme einer beständigen Wärmezunahme mit der Tiefe dadurch außerordentlich wahrscheinlich wird. Nur Das kann eigentlich noch zweifelhaft bleiben, ob auch die Größe — die Schnelligkeit — dieser Zunahme in allen Tiefen dieselbe sei.

Aus manchen Gründen, die ich hier nicht wohl entwickeln kann, ist es nämlich wahrscheinlich, daß in den untern Regionen die Zunahme der Wärme eine langsamere ist als in den unserer Beobachtung zugänglichen obern zwei- bis dreitausend Fußen, daß also z. B. der Schmelzpunkt aller Gesteine tiefer liege als zehn Meilen, ohne daß man bestimmen könnte, wie viel tiefer, da man eben das Gesetz der Wärmezunahme nicht hinreichend kennt.

Dieser Schmelzpunkt aller Gesteine ist natürlich von besonders großer geologischer Wichtigkeit, unter ihm kann es aller Wahrscheinlichkeit nach nichts Festes geben. Das

---

Standpunkte der Wissenschaft zurückbleiben. Es bedarf immer einiger Zeit, ehe die neuesten Entdeckungen aus ihren Quellen in die großen Ströme der populären Bücher, durch diese aber in das Meer der Menschheit eindringen. Auf diesem Wege werden sie überdies gar oft noch mit altem oder unreinem Wasser gemischt und getrübt, denn die ursprünglichen Quellen liegen für Viele zu hoch im Gebirge.

Da die Forschung stets nach allen Seiten ihre Vorposten in das Gebiet der Hypothese aussendet und diese ebenso oft wieder zurückgeschlagen werden als sie ihren Platz behaupten, so ist es in mancher Beziehung gut, wenn das große Publicum mehr die festerrungenen Positionen der Forschung als jene unsichern Vorposten beachtet. Aber gar oft bleibt es durch das Mittel der populären Belehrung auch noch hinter diesen festen Positionen zurück oder beschäftigt sich umgekehrt vorzugsweise gern mit solchen kühnen Vorposten, die zum Theil schon längst wieder aufgegeben sind. Gewisse Ansichten, welche eine Zeit lang durch ihre Neuheit Epoche machten, spuken oft noch lange nach in den populären Darstellungen und pflegen um so hartnäckiger ihren Platz zu behaupten, je origineller und sonderbarer sie erscheinen, ohne Rücksicht auf ihre Wahrheit.

Ganz besonders reich an Hypothesen ist natürlich gerade die Geologie, da sie es meist mit längst vergangenen Zeiten und mit unzugänglichen Räumen zu thun hat.

Lassen Sie mich versuchen, solche populär gewordene, aber nicht mehr dem Standpunkt der neuern Geologie entsprechende Ansichten in einzelnen Abschnitten zu beleuchten, ohne daß ich mich dabei zu einer bestimmten Ordnung, Reihenfolge und Form der Darstellung verpflichten will."

Innere der Erde muß hiernach flüssig und zwar heißflüssig sein. Die Tiefe dieses allgemeinen Schmelzpunktes bestimmt sonach zugleich die ganze Dicke der starren Kruste, welche den wahrscheinlich flüssigen Erdkern umgibt. Man kann ziemlich sicher behaupten, daß diese Kruste dicker als 10 Meilen sei, ob aber 20, 30, 40, 50 Meilen dick, das läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen.

Da sind wir nun also beim sogenannten Centralfeuer. Entspricht nun aber dieser von den Geologen vermuthete Zustand des Erdinnern auch wirklich Dem, was man im gemeinen Leben Feuer zu nennen pflegt? — Ganz und gar nicht. Ebenso wenig als schmelzendes Blei, schmelzendes Wachs oder Wasser dem entspricht. Feuer setzt nach gewöhnlichen Begriffen nicht nur Wärme, sondern auch Flammen, verbrennende Gasarten voraus. Von letztern kann aber im Innern der Erde durchaus nicht die Rede sein, überhaupt von keinem eigentlichen Verbrennungsprocesse. Es fehlt dazu der gasförmige Sauerstoff.

Die Hypothese der Geologen setzt also nur einen durch Wärme flüssigen, keinen brennenden Erdkern voraus. Durch Wärme flüssig ist aber auch das Wasser; wird ihm die Wärme in gewissem Grade entzogen, so erstarrt es zu einem festen Körper, zu Eis. Dasselbe gilt wahrscheinlich von jeder Flüssigkeit, wenn es auch noch nicht bei allen gelungen ist, sie durch Kälte festzumachen; ebenso lassen sich die meisten bekannten für gewöhnlich, d. h. bei gewöhnlicher Temperatur festen Körper durch Wärme schmelzen. Ist dazu eine für unsere Empfindung sehr hohe Temperatur nöthig, so nennt man die schmelzenden Körper heißflüssig, außerdem nur überhaupt flüssig.

Der Begriff von heiß, warm und kalt ist etwas ganz Relatives, eben nur durch die Eigenthümlichkeit unsers Körpers Bedingtes, nichts wesentlich Verschiedenes, da auch der für unsere Empfindung kälteste Körper immer noch Wärme enthält, die er verlieren kann. Noch ist kein ganz wärmefreier Raum oder Körper entdeckt worden. Man kennt nur verschiedene Grade der Wärme, aber keinen gänzlichen Wärmemangel, den man mit Recht absolute Kälte nennen könnte. Die starre Kruste des Erdkörpers gleicht somit einigermaßen der Eisdecke eines Teichs, nur mit dem Unterschiede, daß sie und das darunter befindliche Flüssige aus andern Stoffen bestehen und daß diese Stoffe, um flüssig zu sein, eine höhere Temperatur erfodern als Wasser. In der That glauben auch die Geologen, daß ein Theil dieser starren Kruste in ähnlicher Weise wie eine Eisdecke durch Abkühlung aus einem einst allgemein flüssigen Zustande des Erdkörpers hervorgegangen sei, während allerdings ein anderer Theil derselben durch Zerstörung des Erstarrten und Wiederablagerung aus Wasser gebildet wurde.

Was man nicht ganz passend Centralfeuer zu nennen pflegt, ist demnach kein Feuer, sondern nur eine heißflüssige Masse, deren hohe Temperatur wahrscheinlich nur der Ueberrest einer einst allgemein viel höhern Temperatur des ganzen Erdkörpers ist.

Dieser heißflüssige Kern verursacht sehr wahrscheinlich die Phänomene der vulkanischen Thätigkeit. Auch bei ihnen wird der Ausdruck Feuer vielfach misbraucht, insofern er leicht falsche Ideen hervorruft. Man spricht von „feuerspeienden Bergen", während doch kein Vulkan wirklich jemals Feuer ausgespieen hat. Nur ausnahmsweise findet bei vulkanischen Ausbrüchen eine mit Flamme verbundene Verbrennung von Gasarten statt, und wo es der Fall ist, da ist es allemal nur eine secundäre oberflächliche Erscheinung; d. h. die Flammen kommen nicht aus dem Innern des Berges, sondern bilden sich erst an seiner Oberfläche, durch Verbrennung von gewissen Gasarten, welche als solche aus Zerspaltungen hervorströmen. Die sogenannte Feuersäule, die man bei vulkanischen Ausbrüchen über dem Krater zu sehen pflegt, ist niemals eine wirkliche Feuersäule, sondern theils durch den Widerschein der glühend flüssigen Lavamassen im Krater, theils durch die ausgeschleuderten glühenden Lavatheile hervorgebracht. Daß es sich also ver-

halte, hat zuerst Leopold von Buch gründlich nachgewiesen durch den Umstand, daß diese Feuersäule, auch bei den heftigsten Winden, die alle Auswürflinge oft meilenweit zur Seite wehen, dennoch senkrecht über dem Krater stehen bleibt. Eine Flammensäule würde sicher ein Spiel der Winde sein.

Wenn sich nun aus dem Vorstehenden ergibt, daß von eigentlichem Feuer im Innern der Erde überhaupt nicht die Rede sein kann, so bleibt doch die hohe Temperatur eine Thatsache.

Diese hohe Temperatur, welche schon jetzt von unermeßlicher Wichtigkeit für den Menschen und die Zustände seiner Existenz ist, könnte möglicherweise in später Zukunft noch eine neue wichtige Rolle unter den Hülfsmitteln des menschlichen Lebens spielen.

Sollten einst auf der mehr und mehr bevölkerten Erde die Wälder überall stark gelichtet und die Kohlenlager erschöpft sein, so ist es wol denkbar, daß man die Innenwärme der Erde sich dienstbar macht, daß man sie durch besondere Vorrichtungen in Schachten oder Bohrlöchern zur Oberfläche leitet und zur Erwärmung der Wohnungen oder selbst zur Heizung von Maschinen verwendet. Man wird freilich nicht früher allgemein und mit Vortheil zu dieser, in ihrer Anwendung wahrscheinlich kostspieligen Wärmequelle greifen, bis ein empfindlicher Mangel an Brennmaterial dazu nöthigt; dann aber bleibt die Wärme der Mutter Erde eine sichere letzte Zuflucht.

Die Möglichkeit der Anwendung ist schon jetzt durch einzelne Beispiele erwiesen. Das warme Wasser artesischer Bohrbrunnen wird bereits zu warmen Bädern und selbst zur Heizung von Gewächshäusern benutzt.

Die kohlensauren Wasser.

Selters und alle viel Kohlensäure enthaltenden Quellen scheinen in einer neuentdeckten Quelle des reizenden Ahrthales in der Nähe von Ahrweiler einen Rivalen erhalten zu sollen. Zu ihrer Auffindung führte der Umstand, daß ein Weinbergsbesitzer alljährlich an derselben Stelle die Stöcke absterben sah, was mit Recht auf eine daselbst stattfindende, der Pflanzenwelt schädliche Gasausströmung gedeutet wurde. Nachgrabungen unter Leitung des Professors Bischof von Bonn bestätigten denn auch diese Vermuthung und brachten eine reichhaltige Quelle zu Tage, deren Wasser nach der Analyse des Genannten den schon längst anerkannten an Güte gleichkommen soll, auch in der Gegend bereits unter dem Namen „Apollinaris-Brunnen-Wasser" bedeutend verkauft wird. Das rasche Mousiren empfiehlt es zu einem höchst angenehmen Sommergetränk. Das Wasser gehört also, so viel uns bekannt geworden, zu jenen alkalischen Mineralwassern (von ihrem vorwiegenden Bestandtheile des kohlensauren Natrons), denen eine bedeutende Menge kohlensauren Gases beigemischt ist und welche daher alkalische Säuerlinge genannt werden. Bekanntlich trägt die Quantität der beigemischten Kohlensäure zum mehr oder weniger angenehmen Geschmacke des Wassers bei. Quellen, die aus der Tiefe der obern Erdschicht kommen, unterscheiden sich von den zumeist von Tagewasser ernährten vorzüglich durch das fast beständige Gleichbleiben ihrer Bestandtheile und Temperatur. Die Kunst, welche auch die Mineralwasser nachgeahmt hat, findet die Hauptschwierigkeit gerade in dem Beimischen der Gasarten; denn man erklärt sich das Letztere bei den natürlichen Mineralwassern aus der ungeheuern Pressung, welche die Erdrinde auf diese Wasser, wenn sie aus der Tiefe emporsteigen, ausübt und zur Ersetzung dieses Drucks zeigt sich die Kunst zu schwach. Der Hauptrepräsentant alkalischer Säuerlinge mit einem seit Jahrhunderten über die ganze civilisirte Welt verbreiteten Ruhme ist Selters im Herzogthum Nassau und in jenem deutschen Gebirge, dem Taunus, welches den verhältnißmäßig größten Reichthum verschiedenartigster Heilquellen bietet. Aehnliche Säuerlinge sind Salzbrunn in Schle-

sien, Roisdorf bei Bonn, Geilnau (Nassau), Schwalheim bei Hanau, Ludwigsbrunnen in der Wetterau u. s. w. Reich an Kohlensäure sind übrigens die meisten Mineralquellen des Taunus, wenn sie auch ihren übrigen Bestandtheilen nach nicht zu den eigentlichen „Säuerlingen oder Sauerbrunnen" gehören. So Langenschwalbach, Fachingen, Soden, besonders auch Kronthal. . . Wie sich das Vorhandensein von Kohlensäure kenntlich macht, ist wol Jedem bekannt. Ununterbrochen steigen aus dem Schachte der Quellen größere oder kleinere Blasen auf, die an der Oberfläche zerplatzen und so ein eigenthümliches Geräusch verursachen. Versetzt man solches Wasser mit Zucker, so braust es stark auf. Je rascher das Aufbrausen stattfindet, desto leichter ist die Kohlensäure mit dem Wasser vermischt; je fester jene an das Wasser gebunden ist, desto langsamer geht das Aufbrausen vor sich. Die Schnelle des letztern ist daher kein untrügliches Zeichen des Kohlensäurereichthums, wol aber vermehrt sie den erfrischenden, eigenthümlich prickelnden und angenehmen Geschmack, den wir beim Genusse solcher Wasser, namentlich mit den Zuthaten von Wein und Zucker, haben und fodert zu um so rascherm Trinken auf, ehe die Kohlensäure entweicht. Es weiß wol Jeder, daß man ein Glas Selterswasser (oder Champagner) nicht lange stehen lassen soll, um ihre Eigenthümlichkeit nicht unter den Händen zu verlieren. Von den wesentlichen gasförmigen Bestandtheilen der Quellen, Stickstoff, Sauerstoff und Kohlensäure, ist der Ursprung der beiden ersten aus der Atmosphäre und zwar durch den Zutritt von Tagewassern in den obersten Theilen der Quellenkanäle vermittelt, leicht erklärt; nicht so die Bildung der Kohlensäure. Am wahrscheinlichsten führt man letztere auf eine Zersetzung von kohlensaurem Kalk durch die Hitze zurück, die in gewisser Tiefe des Erdkörpers mit Sicherheit angenommen wird. Für die Zunahme der Wärme mit der Tiefe hat man auch das Gesetz gefunden und diese Wärme ist denn auch der Grund der Thermal- oder heißen Quellen, von deren Hitze auf die Tiefe ihres Ursprungs zurückgeschlossen wird. Trockene Exhalationen der Kohlensäure (sogenannte Mofetten) zeigen sich als letzte Regungen einer vulkanischen Thätigkeit (Humboldt nennt die Vulkane „intermittirende Quellen geschmolzener Erden") auch hier und da in Deutschland, z. B. in der Umgebung des Laacher Sees, eines ausgebrannten Vulkans im Regierungsbezirk Koblenz. Dr. Ln.

Zur Aesthetik des Essens.

Der Schnee ist geschmolzen, die Luft wird lau, der Himmel ist heiter: wir werden in kurzer Zeit jungen Lattig essen, sagte ich beim Eintritt in das Zimmer meines Freundes. — Lattig! sprach er leise, mir die Hand drückend und schaute mich eine Weile mit einem Blick voll Liebe an. Dann fuhr er, wie aus tiefem Sinnen erwachend, fort: Setzen Sie sich, Freund! Ich bin krank, sehr krank! Und er sah wirklich angegriffen aus, weil ihm der Gedanke an Lattig und Eier seine geschwächte Verdauung in Erinnerung brachte.

Es ist ein Gemeinplatz, daß Menschen, die gern gut speisen, großentheils talent- und geistlos sind. Ich habe gerade das Gegentheil wahr gefunden. Ohne daß ich nöthig hätte, an Herrn von Rumohr, an Talleyrand oder Lucullus zu erinnern, lehrt die Erfahrung hundertfältig, daß die Liebhaber eines guten Tisches wenigstens ein gutes Herz und ein feines Gefühl zu haben pflegen. Daher kommt es z. B. — um nur Eins anzuführen —, daß die Freunde einer feinen Tafel gewöhnlich zur Schwermuth und Hypochondrie neigen; es sind entweder Nerven- oder Unterleibsleidende, welche in der Behandlung sowol als in der Beurtheilung ihres Zustandes viel Zartsinn und Rücksicht bedürfen. Sollte man glauben, daß es gebildete Menschen gibt, welche solche Personen mit den gewöhnlichen Schlemmern und Vielessern in eine Classe werfen?

Mein Freund war ein ernster Mann, als Geschäftsmann unvergleichlich; dabei vom feinsten Geschmack und besten Herzen. Man konnte viel von ihm lernen. Seine Beobachtungen und Grundsätze waren zwar zunächst von der Kunst der Küche und der seltenen Kunst, mit Wahl und Takt gut zu speisen, hergenommen, aber es fand sich allezeit so viel Treffendes und Allgemeingültiges in denselben, daß ich sie auf andere Gebiete menschlicher Bestrebungen, namentlich auf das Gebiet des Schönen, stets mit Glück angewendet habe.

Von dem jungen Salat, dessen Genuß, wie er seufzend sagte, in diesem Jahr wahrscheinlich für ihn verloren sein werde, ging er, liebenswürdig resignirt, auf andere Geschenke des jungen Jahres über: zu frischen Gemüsen, Erbsen mit Carotten, Bohnen mit allerlei Gebratenem. Dabei bemerkte er, daß es gar nicht möglich wäre, durch künstlich erfundene Gerichte jene Erstlinge der neuerwachenden Natur zu ersetzen, indem sie einen durchaus unnachahmlichen Charakter hätten.

Und worin bestünde dieser? fragte ich.

Es sind freundliche Versuche der Natur, unsere verdauende Thätigkeit für lange Entbehrungen zu entschädigen oder vielleicht auch durch einen Uebergang von der Winterkost an die Sommerkost zu gewöhnen, — Versuche, welche in ihrer Art etwas ungemein Liebevolles, Naives und Rührendes haben. Daher auch diese frühen Geschenke des jungen Jahrs, wovon er besonders junge Tauben, Spargel und die ersten Baumfrüchte hervorhob, einen mehr subjectiven Werth für den Genießenden als an sich eine bestimmte bedeutende Geltung hätten.

Mir fielen die Erstlinge der Dichter und Künstler ein, für welche wir auch nur Interesse haben nicht weil sie uns genügen, sondern weil sie etwas für die Zukunft versprechen und für das Unzureichende in dem guten Willen, in ihrer Harmlosigkeit und Naivetät eine Entschuldigung finden. Diese Selbstgenügsamkeit, welcher an ihrer Vortrefflichkeit zu zweifeln im Traum nicht einfällt, hat etwas Belustigendes. Wie ergötzlich ist die herzliche Fröhlichkeit und der innere Jubel eines jungen Dichters, Malers oder Musikers, der sich zum ersten mal gedruckt, gespielt oder ausgestellt sieht!

Die künstlichen Ersatzmittel — fuhr mein Freund fort — für Das, was nun einmal auf natürlichem Wege noch nicht da ist, kann ich nicht gut heißen. Treibhausproducte, unreif Eingemachtes, durch Kochen Conservirtes, z. B. junge Gemüse in Blechbüchsen mit aufgelöthetem Deckel, auch das Ausländische und für diesen Zweck Weithergebrachte — alle diese Dinge haben für mich keinen Reiz. Nur ein überreizter, irregeleiteter Geschmack kann dergleichen angenehm finden; für mich fehlt darin die ursprüngliche Kraft, die Unschuld und gesunde Ehrlichkeit, möcht' ich sagen; daher auch kein Behagen bei ihrem Genuß.

Es sind, fügte ich bei, was man in der Literatur sowol als im Leben Phrasen zu nennen pflegt.

Nicht übel! erwiderte er. Es ist immer eine unkräftige Aufgewärmtheit, vereinigt mit der größtmöglichen Anmaßung.

Allerdings! setzte ich hinzu; und welche Illusionen! Dieser Caviar, diese Austern!

O, sagte mein Freund aufstehend und mit den Händen abwehrend, sagen Sie das nicht, mein Lieber! Das ist eine arge Begriffsverwirrung! Sie haben hier zwei der feinsten Seeproducte genannt — und — Wie essen Sie die Austern?

Er verlor sich jetzt in eine Reihefolge von Betrachtungen und Anleitungen, Austern richtig zu essen, Rindfleisch mit Senf in die rechte Berührung zu bringen und ähnliche gastronomische Gegenstände mehr. Ich hörte voll Behagen seiner Weisheit zu. Um indessen auch meinerseits einen Beitrag zu seinen Ideen zu geben und zu verrathen, daß ich beim Essen nicht ganz gedankenlos wäre, bemerkte ich, ich hätte öfter wahrgenommen,

daß bei großen Gastmählern, Zweckessen u. dergl. sich deutlich fünf Epochen der Tafelfreuden unterscheiden ließen.

Wie so? fragte er leichthin aufmerkend und mit etwas zugezwinkten Augen vor sich hinsehend.

Nun, ich meine, die erste Epoche wäre das Stadium des Ingrimms, charakterisirt durch strenge, oft finstere Gesichter, Gemurmel der Ungeduld, mistrauische Blicke nach den unbekannten Nachbarn, viel Brotgenuß, schon etwas Weintrinken und Langeweile. Das zweite Stadium ist das der Behaglichkeit. Es tritt ein nach dem Genuß der Suppe und des Rindfleisches. Charakter: Freundlich aufgeheiterte Miene, liebevolle, aber kurz abgebrochene Aeußerungen gegen die Nachbarn zur Rechten und Linken oder gegenüber (eine Folge des gestillten ersten Appetits und der dadurch innerlich erzeugten Wärme und Thätigkeit). Nun folgt das Stadium der Wehmuth — nach den Gemüsen und leichten Beilagen. Eine Art Füllung ohne kräftige Anregung; Zerstreutheit; Unbestimmtheit der Gefühle und Gedanken. Jetzt tritt das Stadium der heitern Verwirrung ein — nämlich nach dem Braten. Gehobene Stimmung; Toaste; lautes Gespräch; Gläserklingen; Rufen, manchmal Schreien und viel Trinken. Erst das fünfte Stadium, das der Ruhe und Sammlung, bringt, wie der letzte Act eines Dramas, bei den Näschereien des Nachtisches und einer Tasse Kaffee Alles wieder zur Klarheit, Einsicht und Harmonie.

Es war mir jetzt ärgerlich, daß ich diese Bemerkungen vorgebracht hatte, denn mein Zuhörer erwiderte gar nichts darauf, sondern lächelte blos halb mitleidig, halb mit einer Protectormiene. Man sollte nie weitläufig über ein Fach sprechen, in welches man nicht tiefer eingeweiht ist, am wenigsten in Gegenwart von Kennern und Virtuosen. Um mein verlorenes Ansehen wieder herzustellen, legte ich mich aufs Fragen.

Welche Bewandtniß hatte es wol mit den Handschuhen, die einst Friedrich der Große zubereiten und bei Tafel serviren ließ?

Man erzählt, erwiderte der Freund, daß der große König, welcher sich auf die Freuden der Tafel vortrefflich verstand, ein Dutzend pariser Handschuhe einweichen und aufziehen, d. h. von dem Pigment und den Coutüren befreien und dann mit feinen Gewürzen in ein Ragout verwandelt auftragen ließ. Es war dies natürlich nur ein Scherz, um eben die Leerheit, das Phrasenthum, wie Sie vorhin die Sache nicht unpassend benannten, solcher Gerichte ohne Kern und innere Wahrheit darzuthun und zu verspotten. Denn das Erste bei jedem Gericht ist denn doch die Eigenthümlichkeit des Stoffs selbst, während die Gewürze und Saucen, durch Contrast oder Verwandtschaft angenehm — um in Ihrem Sinne zu reden —, den Stil, die Behandlung der Sache vorstellen. Was von den inhaltlosen, wenn auch verständigen und geistreichen Darstellungen zu halten sei, liegt auf der Hand. Es ist zu beklagen, daß in neuerer Zeit die französische Küche und mit ihr leider auch die deutsche, namentlich die sonst so edle rheinländische, sich dieser Richtung allzu sehr hingegeben hat. Was sollen doch diese culinarischen Coquetterieen? Feines Gerede ohne Inhalt, ohne Stoff, ohne Idee, — geistreiches Geschwätz ohne Werth und Gehalt.

Da ward mir auf einmal klar — aber ich behielt diesmal meine Bemerkung für mich —, warum die Malerei auf Porzellan, besonders auf Pfeifenköpfe, für den Kenner einen so wenig befriedigenden Eindruck macht. Es ist die feinste, glatteste Ausführung in der Farbe, aber ohne rechte Feinheit in der Form und Zeichnung. Dieser ganze Kunstzweig muß dem Auge des Malers fatal sein — die meisten Miniaturmalereien mit eingerechnet — und kann nur den Laien befriedigen und bestechen. Wie oft verderben zur Mode gewordene Künsteleien die Kunst und den Geschmack, weil sie dem größern Publicum schmeicheln; denn das Glatte, Geleckte imponirt.

Ja, ja, mein Bester, sagte mein Freund, mir die Hand schüttelnd, zum rechten Genusse gehört vor allen Dingen zuerst etwas Gutes, natürlich; danach aber ein feiner Geschmack. Wissen Sie, was der große Talleyrand zu jener Dame in Frankfurt, die ihm eine Hammelkeule durch einen eigens aus Paris hierzu verschriebenen Koch endlich zu Dank gemacht zu haben glaubte, auf die Frage, ob die Zubereitung jetzt so recht wäre, erwiderte? „Pardon, madame, sagte er, il sent le voisin!" Dieser Gigot hatte nämlich an demselben Spieß, woran kurz vorher ein Rinderbraten zubereitet worden, gesteckt und diesen Nachbar schmeckte der große Diplomat richtig hindurch.

Ach, sagte ich, von Schmerz bewegt über unsere uncultivirten deutschen Zungen und Geschmacksnerven, wann werden wir endlich einmal feiner und geschmackvoller sehen und hören lernen?

Und essen! setzte er mit einem Seufzer hinzu.

Die Gemüthlichkeit.

Mit unsern Anfoderungen an das Glück geht es wie mit der Bitte im Vaterunser: „Gib uns unser täglich Brot!" Zu welchem verschiedenartigsten Umfange steigert sich diese Bitte, die in ihrem Ursprunge buchstäblich gemeint war, in dem Munde der Millionen, die sie stündlich aussprechen! Oft können wir schon zufrieden sein, wenn uns das Glück in unserer Unbescheidenheit kein ärgeres Schnippchen schlägt als einst der ehrwürdigen Gesellschaft Jesu, wie sie von Maria Theresia bescheiden und gemüthlich um Brandeisl baten, um „leben zu können", also auch ums tägliche Brot. Zu dem deminutiven Brandeisl war im Munde der gemüthlichen Väter Brandeis, eine der größten Herrschaften in Böhmen geworden. Die Kaiserin sagte zu; aber Kaunitz dachte nach Hansemann's Wahlspruch: In Geldsachen hört die Gemüthlichkeit auf. Er suchte auf der Karte so lange, bis er wirklich ein Brandeisl, ein kleines Gütchen in Böhmen, fand und dieses erhielten denn die frommen Väter, von den Folgen ihrer Gemüthlichkeit nicht wenig überrascht.

Anregungen.

Die Planeten.

Seit dem Gedanken Newton's, daß der Mond durch dasselbe Band an die Erde gefesselt sei wie der Apfel, der vom Baume fällt, ja daß dieselbe Kraft der Anziehung alle himmlischen und irdischen Körper zu einem großen Ganzen zusammenknüpfe, welches nun nicht mehr durch die bloße Zufälligkeit des Nebeneinandererfistirens, sondern durch die Nothwendigkeit ursprünglichen Zusammenhangs ein einiges wahres System bilde, ist die Idee einer allgemeinen Massenanziehung sowie der fruchtbarste Quell allseitiger Untersuchung und Aufklärung, so auch der Gegenstand heftigen Angriffs geworden. Die Welt, der Kosmos, war beseelt, aber diese Beseelung hat für die Betrachtung auf den ersten Blick manches Unbegreifliche. Das Denken aber findet in dieser Allgemeinheit der gegenseitigen Anziehung die Offenbarung desselben Urwesens, das, immer dasselbe, in seinen Phasen nur gesteigerten Ausdruck zeigt. Die Planeten fliehen blind sich selbst, ihr eigenes Dasein, und doch tragen sie den ewigen Grund ihres Fliehens in sich selbst. Was sich blind vergessend außer sich sucht, strebt umsonst nach Frieden. Dieser ungelöste Zwiespalt erscheint in dem rastlosen Umtreiben planetarischer Körper um einen gemeinsamen Schwerpunkt; die Masse treibt und doch ist sie es selbst, welche nach mechanischen Gründen die gesuchte Vereinigung aufs Neue vereitelt; die Schwere macht die Planeten eben zu Massen und diese sind die Ursache in jedem Momente sich neu entwickelnder Schwungkraft, sodaß jeder Schritt weiter wieder auf die ungelöste Aufgabe zurückführt. Die unbefangene Betrachtung dieses riesigen und doch harmonischen Bewegens drängt das

Gefühl hervor, daß auch hierin etwas Seelenhaftes, Geistiges liege; himmlische Räume durcheilt ruhelos der Planet, einen Schwerpunkt suchend, den er doch nimmer findet.

Alexander von Humboldt.

Der Einfluß Alexander von Humboldt's erstreckt sich hinaus in alle Schichten unsers Volks. Die Welle, die von seinem gewaltigen Wurf ausging, schwingt wieder vom Centrum des deutschen Lebens bis zu dessen fernsten Uferrändern. Ja die Ueberzeugung ist berechtigt, daß einst auf Alexander von Humboldt's Wirken und Werke die neue Aera unsers Volks sich zurückführen lassen wird. Das ist keine enthusiastische Verirrung der Verehrung für den Autor des „Kosmos", denn Humboldt selbst hat vielleicht kaum geahnt, zu welcher neuen Richtung er den Impuls geben werde. Eine glückliche Fügung war es, die gerade da diesen Geist geboren werden und thätig sein ließ, als unglückliche Umstände in Millionen die Ueberzeugung erweckten, daß eine Umkehr in andere Bahnen nothwendig sei, wenn nicht unsere Nationalität haltlos an den innern und äußern Conflicten zu Grunde gehen sollte. Es ist der Grundzug des deutschen Charakters, Alles von der Bildung zu erwarten, und wenn diese Bildung nur die rechte, frische, lebensvolle und harmonische ist, dann wird sich auch das Vertrauen auf dieselbe unter allen Umständen bewähren. Aber leider hatte sich unsere geistige Thätigkeit, unter dem Drucke äußerer Einflüsse und innerer Anlage, in einseitige, hohle Speculationen und Träumereien und in kritische Selbstvernichtung verloren. Unsere Kraft verbrauchten wir in gymnastischen Kunststücken, bei geistigen Escamotagen und Jongleurübungen; aber wir wurden dabei, trotz des Schweißes auf unserm Angesichte, täglich ärmer, denn es war eine Arbeit, die ohne Nutzen blieb. Niemand wird leugnen, daß diese ideale Gymnastik unsere geistigen Fähigkeiten gestärkt, unser Urtheil geschärft hat, aber nur für den Knaben ist der Turnplatz das einzige Feld der That, der Mann darf nur in seinen Mußestunden den Spielen seiner Jugend nachgehen. Da wir uns aller Anwendung der gewonnenen Fertigkeiten entwöhnt hatten, so war die Folge, daß wir endlich, trotz der ausnehmenden Gewandtheit unsers Geistes, mit der er um das Drahtseil eines Gedankens Rad schlug, doch auf ebener Erde nicht gehen konnten. Die große Probe des wirklichen Werths unsers so gerühmten reinen Denkens haben wir als Nation (darüber ist wol kein Zweifel) höchst unrühmlich bestanden, als uns die Ereignisse aus dem Boden der Phantasie in die Wirklichkeit versetzten und sich nun der Gedanke zur That krystallisiren sollte.

Es würde aber das schlechteste Zeichen für die Lebenskraft des deutschen Volks sein, wenn es die gemachten Erfahrungen zu Nichts benutzen wollte als sich in selbstgenügsamer Ironie zu kritisiren und sich damit zu begnügen, nachträglich zu beweisen, daß der Verlauf ein absolut nothwendiger gewesen sei. Der bloße Gebrauch der Sonde macht die Wunde nicht heilen und deshalb sind für uns Georg Forster und Justus Möser größere Autoritäten für die Bedingungen des Fortschritts oder der Heilung als alle übrigen rein speculirenden Historiker und Staatskünstler zusammengenommen, weil jene Beiden durch und durch säculare Menschen waren und auf dem Boden der That standen.

Die neue Richtung der Geister, die, auf welcher Humboldt durch ein halbes Jahrhundert mit dem Banner der Forschung in der Hand vorangeschritten, führt gerade überall zur realen Welt zurück, von welcher „das reine Denken" mit vornehmem, verächtlichem Lächeln sich abgewendet hatte. Wenn wir vorwärts in der Welt wollen, so ist das Erste, daß wir diese kennen lernen, diese und die Stelle, die wir in derselben einnehmen, die Gesetze, unter denen wir leben, und die Bedingungen, welche die individuelle wie gesammte, geistige wie materielle Entwickelung sichern.

Es sind nicht die großen Geister, es ist vornehmlich die Masse der kleinen Factoren, durch welche die Höhe des Werthproducts einer Zeit bestimmt wird, und darum ist es von unendlicher Bedeutung, daß die neue Form und Richtung der Wissenschaft nicht blos kosmisch und real, sondern auch populär sei. Tiefe des Gedankens kann sehr wohl mit der größten Klarheit und Einfachheit des Ausdrucks Hand in Hand gehen. Fast alle Schüler Alexander von Humboldt's sind dem Meister in seiner Auffassung der Welt gefolgt und bestreben sich, umfassend, thatsächlich und allgemein verständlich zu sein. Für Die, welche noch auf eine deutsche Zukunft hoffen, für Die, welche von der Humboldt'schen Richtung der Geister das Heil des kommenden Geschlechts erwarten, liegt eine tiefe Beruhigung darin, daß sie sehen, welch mächtige Kräfte sich von allen Seiten herandrängen, um sich an dem großen gemeinschaftlichen Werke zu betheiligen.

Das Stuttgarter Hutzelmännlein.

Unter diesem Titel erschien von Eduard Mörike ein Märchen (Stuttgart, Schweizerbart, 1853), das von der jetzt üblichen deutschen Sing- und Dichtweise höchst erfreulich abweicht.

Die Hanthierung in diesem Büchlein, wie wir die äußere Darstellungsform nennen möchten, ist außerordentlich poetisch, im Stil des Volks, im Zusammenhang mit unsern vorzüglichsten Mustern, im Zusammenhang mit unserm noch so unendlich ergiebigen und reichster Ausbeute fähigen Sprachschatz. Ein armer Schustergesell bekommt zwei Paar Wünschelschuhe, ein Paar für ihn, eins für seine Zukünftige. Er verwechselt sie, nimmt einen männlichen und weiblichen Schuh für sich und läßt seine Zukünftige die beiden andern finden. Die Verwickelungen, die sich aus diesem Misverständniß ergeben, sind leider nicht besonders sinnreich erfunden und deshalb ist es auch nur Das, was wir das Hanthieren und poetische Gebahren nennen, die romantische Zeichnung, die alterthümliche Nachahmung, das Poetisch-Chronikalische, was dieser Dichtung vorzugsweise nachgerühmt werden muß.

Es ist an sich eine herrliche Sache mit der Romantik. Das blitzt und schimmert, das geht so treuherzig daher, das lehnt sich so traulich an die beste Gesellschaft unserer Literatur, an die alten Weisen, kernigen Redewendungen, naiven Auffassungen; aber hinterher kommt meist immer bei ihr die mangelnde Plastik, die schwache Erfindung, der mangelnde poetische Realismus, der allein die Herzen zwingt und sich auf die Tafeln des Gedächtnisses schreibt. Diese Dichtung eines sehr liebenswürdigen Romantikers ist z. B. für blasirte Literaturschmecker so reizend, wie weiland die Dorfgeschichte es war; man trägt dem Dichter sein ganzes Herz entgegen, ist geneigt, das Kleinste, was er gibt, groß zu nehmen, lacht über jeden heitern Einfall, freut sich an jedem Bilde, jeder Situation und doch ist, wenn man aufrichtig sein will, das Resultat zuletzt wenig entsprechend. Die Idee des Ganzen liegt todt da, sie kommt zu keinem freiwaltenden Leben, die Erfindung fehlt. Und sieht man dann wieder, da doch so Vielerlei wirklich gegeben ist, Diesem näher zu, so wird das Werkchen statt einer Dichtung eine philologische Studie. Dann erkennt man, daß des Alterthümlichen zu viel da ist, daß der verschollenen Worte zu viel zusammengesucht wurden, zu viel zusammengetragene und ganz zufällig angebrachte Episoden für die Hauptsache geboten wurden und wir sind plötzlich auch bei dieser Spätromantik wieder so weit, wie wir schon 1810 mit ihr waren, daß nämlich ihre, oft so reizend, oft mit poetischer Prätension geschilderte Welt nicht zum Leben aufgeht, mit Maschinerie nur hüpft und springt und nur dem Glauben und der aparten Vorliebe verständlich wird. In diesem „Hutzelmännlein" sind nur zwei Stellen, wo der rechte Hauch des Lebens weht: Die ulmer Verheirathung des Helden und die Nacht in der Mühle. Alles Uebrige ist Schnörkel, Arabeske, Studienapparat, Einschaltung, überladene und schwerfällige Philologie, ja die Lösung des Ganzen, daß die beiden Liebenden sich auf dem Seil als Seiltänzer begegnen, erinnert geradezu an die Ausläufe der romantischen Schule, an die Puppenwelt Achim's von Arnim und dessen hochgeschraubte und bei aller märkischen Armuth prätiöse Impotenz. Gesetzt, man wollte die komische Grundidee dieser Wünschelschuhe zu einem dramatischen Volksmärchen benutzen, was müßte man nicht Alles zu dem Wenigen, was der Dichter gegeben, an glaubhaften Verwickelungen und schnurstracks sich immer auf die Hauptsache beziehenden Situationen hinzuerfinden!

Dieser Tadel schließt jedoch die aufrichtigste und hingebendste Anerkennung der so reichbegabten lyrischen Kraft des Dichters, seiner edeln, absichtslosen Unbefangenheit und seiner so ganz im Volke heimischen, liebenswürdigen Natürlichkeit keineswegs aus.

Das Schweigen der Natur.

Du wunderbare Stille
Wer deutete dich schon,
Im Erd'- und Himmelschweigen
Den Weltposaunenton!
Die namenlose Sehnsucht
In flücht'ger Welle Gang,
In stiller Brunnen Plätschern
Den mächt'gen Rededrang!
Strom, Flur und Wald hat Zunge
Und predigt wie im Chor
Und jedes Blatt hält Tafeln
Der Offenbarung vor.
Wenn still die Sternlein gehen
Aus ihrem blauen Zelt,
Worin das Licht der Sonne
Sie Tags gefangen hält —
Wenn Mondenglanz die Rose
Sanft zu entschlummern ruft
Und Nachtviolen trinken
Wie Thau den Abendduft —
Dann schließen sich die Zauber
Der lauten Stille auf,
Dann scheint ein brechend Auge
Der rechte Lebenslauf;
Dann scheint die weite Wüste
Die Herrlichkeit der Welt,
Und in die ew'gen Schatten
Ist ew'ges Licht gestellt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen
am häuslichen Herd
Herausgegeben
von
Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 47. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Pastor Götze und der Hauptmann von Kapernaum.

Episode in drei Capiteln von Otto Müller.

Zweites Capitel.

Der Hauptpastor an St.-Katharinen.

Herr Johann Melchior Götze, der seiner Zeit so berühmte Streittheologe und Hauptpastor an der St.-Katharinenkirche, dazu Senior und Mitglied des Geistlichen Ministeriums zu Hamburg, eine in gelehrten und weltlichen Kreisen hochangesehene, von Vielen selbst gefürchtete Persönlichkeit, in der sich gleichsam die ganze streng kirchliche Gelehrsamkeit zum stattlichsten Embonpoint verkörperte, derselbe Herr Johann Melchior Götze, dieser eifrige Wächter und Verfechter Zions, hatte sich gerade damals in eine ebenso heftige als unergiebige Polemik gegen die Schaubühne eingelassen und zur Arena derselben in einem wenigstens nach unsern Begriffen gewiß nicht evangelischen Sinne Kanzel und Gotteshaus gemacht, woselbst er neuerdings fast allsonntäglich in seinen Predigten gegen dieses heidnische Unwesen donnerte und Hamburg mit Sodom und Gomorrha verglich, wobei gelehrte Citate aus alten Kirchenvätern den Hauptnachweis bildeten, daß das Theater eine „Satansschule" sei, in der Nichts als Unsittlichkeit und Freigeisterei gelehrt werde. Am heutigen Sonntage war unser Hauptpastor, mit dem Erfolge seiner Predigt sattsam zufrieden, in seine Pfarrwohnung zurückgekehrt und ruhte nun, nachdem er sich seines geistlichen Ornates entledigt und dasselbe mit einem weichen pelzverbrämten Brokat vertauscht hatte, im weichen Polsterstuhle bei einem Gläschen Muskatwein von der Anstrengung, physischer wie moralischer, aus, die ihm seine heutige kraft- und salbungsvolle Predigt gekostet hatte. Den Text derselben hatte der Spruch gebildet aus dem Prediger Salomonis: „Siehe, es ist Alles eitel unter der Sonne", ein Text, den der strenggläubige Homilet seiner andächtigen Gemeinde in allen möglichen Variationen zu Gemüthe geführt hatte, wobei denn auch abermals das Capitel von dem „Sündentempel der buhlerischen Göttin Thalia" mit theologischer Gründlichkeit abgehandelt und diesem Sardanapalshause schließlich ein Platz dicht neben dem heidnischen Venusberge angewiesen wurde. Als Rhetoriker, freilich im grobkörnigsten Sinne des Worts, nicht ohne Talent, dabei schonungslos

bis zu einem seltenen Grade, wo es die Bekämpfung ketzerischer Irrlehren und freigeistiger Richtungen in Kirche und Leben galt, war er sogar in seinen Gleichnissen mitunter originell, wie er denn z. B. in seiner heutigen Donnerrede gegen die Komödie behauptete, der allweise Gott sei nur darum gegen diesen Unfug noch immer so nachsichtsvoll, weil er dann beim jüngsten Gericht, wo er doch gewiß alle Hände voll zu thun haben werde, um die schwarzen Schafe von den weißen zu sondern, jede Seele nur einfach zu fragen brauche, ob sie bei Lebzeiten in der Komödie gewesen sei und Freude an dergleichen Reizungen des Bösen empfunden habe?

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der bei Weitem größere, nämlich der strenggläubige Theil der Zuhörerschaft, von dieser Predigt höchlichst erbaut und angezogen wurde; denn schon damals hatten Kanzeleloten und theologische Eiferer die gedankenlose Menge für sich, theils weil eine derart gewürzte Beredtsamkeit den Ungebildeten bestickt, theils weil das Interesse am Spectakel sich nur allzuhäufig aus dem Theater in das Gotteshaus verirrt.

Die Anhänger des ehrwürdigen Seniors hatten sich denn auch heute wieder nach dem Schlusse des Gottesdienstes vor der Kirche versammelt gehabt, um den gewaltigen Streiter für das wahre und reine Christenthum in der Nähe zu betrachten und sich die Person des Mannes anzusehen, der so gewaltigen Rumor in der Welt anrichtete und fast beständig in Zeitungen und Broschüren gegen die Irrlehrer und Freigeister des Jahrhunderts zu Felde zog. Meist Leute aus dem kleinbürgerlichen Stande, pflegten dann die eigentlichen Anhänger Pastor Götze's ihrem kirchlichen Hirten, wenn derselbe zuvor recht gewaltig von der Kanzel gegen der Welt Sünde und Verderbniß losgedonnert, von der Sacristei bis zur Pfarrwohnung ein Spalier zu bilden, um ihm damit gleichsam zu bezeugen, daß man ihn auch außerhalb des Gottestempels und im bürgerlichen Leben für einen erstaunlichen Mann halte, gerade so, wie in alten Zeiten römische und athenienische Bürger ihre berühmten Volksredner zum Zeichen ihrer Achtung von der öffentlichen Rednerbühne in deren Privatwohnungen zurückbegleiteten. . . . Pastor Götze war ein ganz besonderer Freund von dergleichen öffentlichen Ovationen und das Häuflein seiner Getreuen in Christo verfehlte denn auch niemals die Gelegenheit, ihm eine derartige Huldigung darzubringen. Je nach dem Aufsehen, welches dieselbe machte, konnte er dann leicht auf die Wirkung schließen, welche seine Predigten auf die Zuhörer ausübten; und die große Anzahl Derer, die ihm heute die Straße entlang das Geleite bis zu seiner Wohnung gegeben hatten, war ihm eine neue sichere Bürgschaft, daß sein kirchlicher Anhang in der guten Stadt Hamburg noch immer im Wachsen begriffen sei und man ihn sattsam für die unbarmherzigen Streiche entschädigte, womit ein Lessing und andere Freigeister dem Haupte der hamburger Orthodoxie in ihren gelehrten Schriften und Kritiken beständig zusetzten.

Voll von diesen angenehmen und tröstlichen Betrachtungen ruhte er, derweil in der Küche Jungfer Barbara, die alte Haushälterin, mit den weiblichen Domestiken beschäftigt war, ein „feines" Sonntagsmahl für ihren geistlichen Herrn zuzurichten, in seinen Sorgenstuhl zurückgelehnt, als plötzlich auf der Diele eine fremde männliche Stimme laut wurde und gleich darauf von der Küche her Jungfer Barbara den Bescheid ertheilte, des Herrn Seniors Ehrwürden pflegten zwischen Predigt und Mahlzeit keinen Besuch zu empfangen, der fremde Herr möge sich zu einer gelegenern Zeit wieder herbemühen; jetzt könne sie ihn nicht anmelden. Jener replicirte darauf in einer fast zudringlichen Weise und wollte sich nicht abweisen lassen, schon nahte er der Thür, um sich eigenmächtig Eingang zu verschaffen; da erhob sich der würdige Senior aus seiner Vormittagsruhe, halb zornig, halb neugierig, wer der zudringliche Besucher sein möchte und öffnete die Thür.

Eine steife hagere Gestalt mit verwitterten Zügen und eisgrauem Schnurrbart, dazu

ein schwarzes Pflaster auf dem einen Auge, stand der Störenfried der geistlichen Wohnung vor ihm, trat, als er ihn durch eine stumme Handbewegung einlud, mit einem raschen großen Schritte über die Schwelle in die Stube, machte erst einen ungemein steif gravitätischen Kratzfuß, nahm dann eine kerzengerade militärische Positur an, ganz so, wie er es am vorigen Abend beim Wachtmeister Paul Werner auf der Bühne gesehen hatte, und sprach in seinem rauhen, kaudernden Jargon:

Votre serviteur, Herr Pastor! Gradaus ist meine Parole, gradaus red' ich vom Herzen weg, gradaus komm' ich zu Ihnen, um den Ehrenmann von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, der mir durch sein herrliches Opus so große Hochachtung eingeflößt hat. Mein Name ist Oberst von Hollbach, pensionirt — Schwerenoth! Degradirt wollte ich sagen — Kopenhagen — erstes königliches Garderegiment zu Fuß, — fünfundvierzig Dienstjahre — viel blessirt, Campagne mitgemacht — hol' der Teufel alle Hofleute und Ränkeschmiede, wissen's ja selber am besten, Herr Pastor, wie's alten Soldaten in Friedenszeiten ergeht, brauch' auch von Niemanden Beileid, — wackerer Mann! Haben mich weich gemacht — habe geweint wie ein Kind — habe allen meinen Feinden vergeben, bin nun stolz auf meinen Abschied, und Alles durch Sie, Pastor, auf Ehre, nur allein durch Sie!

Obgleich der würdige Senior von Dem, was der alte Kriegsmann ihm sagte, vielleicht nur die Hälfte verstanden hatte, begriff er doch, daß dieser gekommen sei, ihm seine Achtung zu bezeigen, und wem anders hätte dieselbe gelten können, als dem berühmten Gottesgelehrten und Kanzelredner, der allerdings eitel und unbefangen genug war sich einzubilden, daß alle Welt ihn kenne und seine diversen Streitschriften überall das größte Aufsehen machten. Pastor Götze nahm daher das schmeichelhafte Compliment, welches der alte Herr seinem „herrlichen Opus" machte, als eine aufrichtig gemeinte Beifallsäußerung für seine heute gehaltene Predigt an, und fest überzeugt, daß der dänische Oberst sein Zuhörer in der Kirche gewesen und durch seine eindringliche Rede für das wahre Christenthum gewonnen worden sei, erwiderte er:

„Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn", spreche auch ich mit dem Evangelisten und füge dem die Worte aus Matthäus 5, 6 hinzu: „Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden." Sein Sie mir darum herzlich willkommen, mein verehrter Herr Oberst. Wahrlich, es thut noth, daß die Streiter Gottes und die der weltlichen Macht zusammenhalten, denn bald wird die sogenannte Aufklärung, wenn sie erst die Kirche zertrümmert, auch den Thron angreifen und hier wie dort die göttliche Autorität zu vernichten trachten.

Der gute Oberst ließ sich durch diese im Munde eines Lustspiel-Dichters allerdings sonderbar klingende Antwort keineswegs in seinem Glauben beirren, daß er den Verfasser der „Minna von Barnhelm" vor sich habe, sondern sagte vielmehr mit Nachdruck: Gradaus, Herr Pastor, was Sie da sprechen, versteh' ich nicht und halt' auch nicht viel davon! Was schert mich der Katechismus, so lange ich ein guter Christ und ein braver Soldat bin! Gradaus säh' ich Sie viel lieber als einen ehrlichen Kriegsmann, wie zum Exempel der Tellheim Einer ist, denn als einen Stubenhocker und Schriftgelehrten, der vor lauter Gottesfurcht zuletzt nicht mehr weiß, wo er Courage gegen die Menschen hernehmen soll. Aber thut Nichts, Pfaff oder Soldat, Sie sind doch ein Ehrenmann, denn sie wissen's den Leuten klar zu machen, was ein alter abgedankter Offizier Alles zu leiden hat, wie man ihn coujonirt und erbärmlich um sein Recht betrügt; geben Sie mir die Hand, Herr Pastor, Sie sind der erste Kanzelmann, vor dem ich Respect habe, und ich möchte wol Den sehen, der's Ihnen an kernhafter Sprache, an gut soldatischer Gesinnung und lustigen Schnurren gleich thäte!

Der Senior nahm auch dieses Compliment gleich dem vorigen für eine in die rauhe

Soldatensprache übersetzte Anerkennung seines heutigen Kanzelvortrags hin, wenn auch sein neuer kirchlicher Anhänger in Betreff der Bibel eben kein tiefes Verständniß der Heiligen Schrift und ihrer geoffenbarten Religion verrieth. Dies sagte er denn auch dem Obersten offen heraus und zwar so eindringlich und mit so viel Pastoralkunst, daß Diesem ganz wunderlich zu Muthe wurde und er kaum mehr begriff, wie der muntere kräftige Schreiber der „Minna von Barnhelm", zumal einem alten Offizier gegenüber, beständig nur von alten Kirchenvätern reden und so gar ängstlich und zerknirscht der Welt Sünde und Abfall vom Heiligen Geiste bejammern mochte.

Endlich riß dem Alten die Geduld, und um der vermeintlichen Verstellung des guten, nur allzufurchtsamen Schreibers ein Ende zu machen, rief er zwischen Laune und Aerger:

Auf Ehre, Herr Pastor, Sie sind ein großer Schalk und nun begreif' ich auch, wie das Geistliche Ministerium Ihnen bei Ihren weltlichen Schnurren so scharf auf die Finger sieht!

Wie, Herr Oberst? stammelte Götze mehr bestürzt als entrüstet. Das Geistliche Ministerium? Bin ich nicht selber Senior und Mitglied desselben? Allerdings hab' ich auch unter meinen Amtsbrüdern manchen geheimen Feind und Widersacher, aber — —

Ihre Komödie wollen Sie doch nicht vor den Herrn Amtsbrüdern verantworten! fiel ihm der alte Haudegen lachend ins Wort und schlug ihn dabei so kameradschaftlich ungenirt auf die feine Lockenperrücke, daß eine ganze Puderwolke das Haupt des Ehrwürdigen umwallte. Den Senior wandelte die Furcht an, es möge am Ende im Kopfe des alten Herrn nicht ganz richtig sein, zumal dessen wunderliche Manieren und Redensarten ihm gleich anfangs aufgefallen waren, und ängstlich schielte er daher nach der Thür, um im Nothfall seine schleunige Flucht in die Küche bewerkstelligen zu können. Mit erkünstelter Freundlichkeit sagte er zu dem Obersten:

Ja, Sie haben vollkommen Recht, mein verehrter Herr Baron, mit Komödien darf sich unser einer nicht befassen, der Herr bewahre jeden guten Christen vor solchem sündhaften Unfug!

Da wurde der Oberst wie wild, sprang vom Stuhle und rief mit heftiger Geberde:

Unfug? Sündhaft? Gradaus, Herr Pastor, nun gefallen Sie mir so wenig wie der listige Wirth, der den ehrlichen Tellheim betrügt und belügt! — Was brauchen Sie sich mir gegenüber länger zu verstellen? Was brauchen Sie überhaupt Ihre herrliche Komödie zu verleugnen? Ich, ein alter ausgedienter Offizier, sage Ihnen, in Ihrem Soldatenstück steckt mehr Weisheit, mehr Bravour und mehr Christenthum als in hundert und aber hundert Ihrer Predigten! Der Tellheim ist ein Muster von einem braven Major, der Paul Werner ein Staatskerl von Wachtmeister und mit einem Dutzend solcher Soldaten wie der Just Einer ist, wollte ich den Schweden ganz aus der Welt hinausjagen! Das ganze hamburger Geistliche Ministerium ist nicht halb so viel werth als dieser Eine! Gradaus! Sie sind der Schreiber vom „Soldatenglück", das gestern Abend im Komödienhaus aufgeführt wurde und wovon ich weiß, daß Sie's heimlich aufgesetzt haben zu Nutz und Frommen aller guten Leute, insonderheit aber zur Ehre und Verherrlichung aller braven Soldaten.

Was? rief Pastor Götze mit wuthblitzenden Augen und erhob drohend die Faust gegen den Mann, der ihm solche ketzerische Ruchlosigkeit anzudichten wagte. Ich der Verfasser einer Komödie? Ich ein frivoler Gottesleugner, ein Atheist, ein — Schöngeist?! Auf der Stelle widerrufen Sie das, mein Herr, oder — — Ha! Das fehlte noch, daß man mich mit einem solchen Schandschriftsteller, wie dieser Lessing ist, verwechselte! Widerrufen Sie auf der Stelle, oder — hierbei trat er entschlossen und mit der ganzen imponirenden Würde eines tiefbeleidigten Mannes vor den erstaunten Oberst — oder ich muß annehmen, daß Sie mich in meinem eigenen Hause injuriiren und meine Person in drei-

facher Eigenschaft, nämlich als Hauptpastor, als theologischer Schriftsteller, so wie als Senior eines hohen Geistlichen Ministerii dem Spott und Gelächter der Abtrünnigen preisgeben wollen! Darum drängen Sie sich unberufen in meine friedliche Wohnung, überfallen mich mitten in meinen geistlichen Betrachtungen und glauben mich ungestraft blasphemiren zu können! Aber nur Geduld! Sie sollen bald das Gegentheil erfahren! Auf der Stelle mache ich dem Prätor Anzeige, Sie haben in meiner Person nicht allein den Geistlichen, Sie haben auch Gemeinde und Presbyterium der St.-Katharinenkirche gröblich beleidigt und so wahr ich nicht Lessing bin, sondern der Hauptpastor Götze — das soll Ihnen theuer zu stehen kommen!

Diese Sprache, dieser Wutheiser des ergrimmten Seniors, der am ganzen Leibe zitternd und nach Luft schnappend im Zimmer auf und abrannte, öffnete endlich dem guten Hauptmann von Kapernaum die Augen über sein unseliges Misverständniß, und die Gewißheit, daß jener Unbekannte im Parterre ihn abscheulich mystificirt habe, schlug plötzlich wie ein vernichtender Blitz in seine Seele. Zu spät erkannte er den Irrthum, in den ihn seine Leichtgläubigkeit und sein Enthusiasmus für den unbekannten Schreiber des „Soldatenglücks" gestürzt hatte und dieser Gedanke brachte den im Punkt der persönlichen Ehre äußerst empfindlichen alten Mann in womöglich noch größere Wuth als den Pastor Götze selbst. „Graduas infam!" war Alles, was er anfangs in seinem Grimme gegen den unbekannten Urheber dieses Misverständnisses hervorbringen konnte, bis er sich endlich so weit faßte, daß er dem wüthenden Hauptpastor, der ihn zuerst gar nicht anhören wollte, den Hergang erzählen konnte, und zwar mit dem Ausdruck einer so tiefen Zerknirschung und Beschämung, daß der in seiner persönlichen Eitelkeit ebenso tief wie in seiner apostolischen Würde beleidigte Senior sich endlich überzeugte, wie der alte gutmüthige Kriegsmann von irgend einem boshaften Menschen mystificirt worden und in seiner Unkenntniß von den theologischen und literarischen Persönlichkeiten Hamburgs wirklich in die ihm gelegte Schlinge gegangen sei.

Aber wenn auch hiermit das Misverständniß aufgeklärt war und Pastor und Soldat sich wieder miteinander aussöhnten, so blieb doch die Erbitterung gegen den Urheber dieser abscheulichen Fopperei Beiden gemeinsam und Pastor Götze schwur hoch und theuer, es sei gewiß ein Socinianer gewesen, womit er alle seine theologischen Widersacher zu bezeichnen pflegte.

Dem guten Obersten brannte der Boden unter den Füßen, er hatte nach diesem mislichen Ausgang seines ersten Debuts als dramatischer Enthusiast nichts Eiligeres zu thun, als sich dem tief ergrimmten Hauptpastor höflichst zu empfehlen und so trennte er sich denn gleichfalls in der größten Verstimmung und gänzlich enttäuscht von dem anfänglichen Gegenstand seiner Verehrung und Bewunderung, mit dem festen Vorsatz im Herzen, es koste was es wolle, seinen Beleidiger ausfindig zu machen und ihn für den schlechten Scherz an einem alten Offizier und Edelmann verdientermaßen abzustrafen.

Drittes Capitel.

Doctor Dreyer.

Ueber das Verhalten Pastor Götze's in Bezug auf die ihm widerfahrene Ehren- und Amtsbeleidigung gibt zwar die Geschichte keine weitere Auskunft; indeß ist wol mit einiger Gewißheit anzunehmen, daß er, der von dem Witz und der Satire seiner literarischen Feinde so oft Heimgesuchte, den klügern Theil erwählte und kein Sterbenswörtlein von dem ganzen Vorfalle verlauten ließ, vielleicht gar aus Furcht, es möchte ihn am Ende doch Einer und der Andere aus der Schar seiner geistlichen Kinder für einen geheimen Freigeist halten, wenn nicht gar für einen Krypto-Lessing.

Dem guten Hauptmann von Kapernaum aber nagte die Erinnerung an das unglückliche Theaterabenteuer wie ein Wurm am innersten Herzen und raubte ihm den letzten Rest seiner Heiterkeit. Vergebens bemühten sich seine Hausgenossen, die treue Ulrike und die muntere Frances, hinter den Grund seiner Schwermuth und sorgenvollen Unruhe zu kommen, er verharrte in seinem düstern Schweigen und benahm sich in Allem wie ein Mensch, der einen einzigen und noch dazu vielleicht einen unheilvollen Plan Tag und Nacht mit sich herumträgt und diesem einen Gedanken all sein Dichten und Trachten zuwendet. Schon in der Frühe des Morgens verließ er regelmäßig das Haus am Schaarmarkt und durchstrich mit unermüdlichem Eifer die große Stadt; kein Gasthof, kein öffentliches Local, keine Promenade blieb von ihm unbesucht, er war plötzlich der Ueberall und Nirgends von Hamburg geworden, denn an keinem Orte fehlte er, hielt sich aber auch an keinem Orte länger auf, als er eben Zeit brauchte, um mit seinem unruhig rollenden Auge die Anwesenden zu durchmustern und ebenso schnell wieder von dannen zu eilen. Nirgends ruhte und rastete er; gleich Schlemihl, der seinen verlorenen Schatten sucht, war er bald hier bald dort, zumeist aber doch in der Gegend des Gänsemarktes, wo er stundenlang vor dem Beginn der Vorstellung zwischen den beiden Eingängen zum Theater Posto faßte und nun Jeden der Hineingehenden mit einem wahren Cerberusblick betrachtete; oder er erschien regelmäßig zur Mittagszeit in den Hôtels, durchschritt gravitätisch die Speisesäle und faßte jeden der Gäste scharf ins Auge.

Seine strenge Inquisitoren-Miene, seine militärische Haltung erweckten bald die sonderbarsten Vermuthungen über seine geheimnißvolle Sucherei. Einige hielten ihn für einen geheimen Spion, Andere sogar für den Agenten einer fremden Regierung, der sich ein bischen in Hamburg umschauen und die Gesinnung der Bürger ausspähen wolle, um dann in irgend einer feindlichen Absicht gegen die gute Stadt und deren reiche viel beneidete Blüte zu agiren. Patriotische Bürger steckten ängstlich die Köpfe zusammen und dachten an die Zeiten, wo von Wien aus kaiserliche Commissäre mit unbeschränkten Vollmachten in Hamburg erschienen, im Namen römisch-kaiserlicher Majestät einen neuen Receß entwarfen und unter Androhung allerhöchster kaiserlicher Ungnade im Contraventionsfalle die alten reichsstädtischen Gesetze und Freiheiten abschafften; kurz, die Phantasie der Leute erschöpfte sich in den sonderbarsten Vermuthungen über den mysteriösen Fremdling mit dem schwarzen Pflaster auf dem einen Auge, der doch in Wahrheit Nichts weiter im Schilde führte, als daß er jenen boshaften Menschen mit dem verwachsenen Rücken und der Satyrmiene ausfindig machen wollte, der ihm den übeln Streich mit dem Hauptpastor Götze gespielt hatte.

Eine ganze Woche hindurch hatte er in dieser unermüdlichen Weise seine Jagd nach dem unbekannten Parterrenachbar an allen Orten und öffentlichen Localen der Stadt fortgesetzt, als ihn endlich am Abend des achten Tages der Unstern des armen Stadtpoeten in die Pelzerstraße und zwar in das bekannte Weinlocal, die sogenannte „Obergesellschaft" führte, jenen gewöhnlichen Zusammenkunftsort aller Schöngeister, Gelehrten und Künstler und dasjenige Local, welches auch Dr. Dreyer nun schon seit vielen Jahren fast täglich zu besuchen pflegte, nach dem von ihm selber einmal aufgestellten Grundsatze: Je mehr du einem Wirthe schuldest, um so häufiger besuche ihn.

Viele Gäste waren anwesend, welche die Tische zu beiden Seiten der langen schmalen Weinstube dicht besetzt hatten und sich's beim Tabacksdampf und den vollen blank gescheuerten Deckelkrügen wohl sein ließen. Ein alter Musikant vermehrte noch den fröhlichen Tumult durch die Mistöne seiner Bratsche, während die helle Diskantstimme des Herrn Anselmus Kiefeker von der Einschenke aus die muntere Kellnerin aus den Vierlanden bald an diesen, bald an jenen Tisch commandirte, so oft das seinem musikalischen Ohr so wohlbekannte Klappern mit den zinnernen Deckeln ertönte, zumeist aber doch an

dem hintersten Tische, den die lustige Kumpanei der Theaterkünstler und ihrer Freunde besetzt hatte. Fast keiner der gewöhnlichen Gäste fehlte heute; der Staat im Staate war vollständig organisirt, Schröder war gleichfalls anwesend und saß neben einem ältlichen Herrn mit ungemein ausdrucksvollen Zügen, der stille lächelnd aus großen jugendlichstrahlenden Augen dem tollen Spectakel zusah und den seine bereits vorgeschrittenen Lebensjahre nicht abhielten, sich in dieser fröhlichen Gesellschaft so wohl zu befinden, wie nur immer der Jüngsten Einer. Es war Klopstock, der Messiassänger, der zwar selten, aber auch mit doppeltem Jubel begrüßt, in der „Obergesellschaft" erschien, der erklärte Gönner des Schröder'schen Theaters und seiner talentvollen Mitglieder, die ihn gleichsam als den sichtbaren Genius von Poesie und Kunst in ihre Mitte aufnahmen und sich hoch durch seine Anwesenheit geehrt fühlten. War er ja doch der größte Dichter, den Deutschland in dieser Zeit besaß, denn eben damals erschienen neben dem Schluß der berühmten Messiade die herrlichsten seiner Oden, und sein rührendes Lied: „Auferstehen, ja auferstehen", ward fast allsonntäglich in protestantischen Kirchen gesungen. Auch er hatte natürlich, denn er war ja ein Schöngeist, der selbst den Heiland besungen, die strenggläubige Partei von Pastor Götze und Consorten gegen sich und so verband ihn schon, obwol er sonst sehr still und eingezogen in Hamburg lebte, der gemeinsame Feind mit den Jüngern Thalia's, die sich um die Fahne Lessing's, Eckhof's und Schröder's gesammelt hatten. Das waren die lebendigen „Kirchenväter" dieser neuen Kunstgemeinde, zu welcher Klopstock's Name den vierten Eckstein bildete, ein herrliches Quadrifolium von Geist, Genie und Ruhmesglanz!

Dr. Dreyer, der berühmte Epigrammatist, hatte sich mit noch einigen Freunden zu einer Partie Tarok-Hombre an einen abgesonderten Spieltisch in der hintersten Ecke der Weinstube niedergesetzt, denn die ästhetische Unterhaltung der Uebrigen wollte ihm niemals zum Weine munden — da erschien die langgesteifte einäugige Gestalt des alten Obersten von Hollbach in der „Obergesellschaft" und zog alsbald viel Blicke auf sich. In den faltigen Mantel gehüllt, durchschritt er gravitätisch die Weinstube, rechts und links die Tische der Stammgäste musternd und mit seinem einen Argusauge jedes einzelne Gesicht betrachtend, bis er plötzlich beim Anblick Dreyer's einen Moment wie angewurzelt stehen blieb, denn endlich hatte er ja den Vielgesuchten gefunden. Auf den ersten Blick erkannte er seinen Parterrenachbar wieder, das Männlein mit dem gnomenartig verwachsenen Rücken und der boshaften Schalksmiene! Ganz in sein Spiel vertieft, sah und hörte Dreyer Nichts von Dem, was um ihn her vorging, da erhält er plötzlich von hinten zwei, drei so gewaltige Streiche, daß ihm Hören und Sehen vergehen mußte. Wie er sich rasch umdreht, erkennt er auf den ersten Blick den alten Herrn aus dem Parterre wieder, seine bestürzte Miene erheitert sich zusehends, er betrachtet ihn vom Kopf bis zu den Füßen und ruft ihm dann, während er sich zu sichern sucht, im Tone größter Vertraulichkeit zu: „Ach, Sie kommen gewiß direct von Pastor Götze, lieber Herr?"

Der schalkhaftironische Ton, die heitere unbefangene Miene, womit er diese Frage an den alten Obersten richtete, war das Signal zu einem schallenden Gelächter, was jedoch den unbekannten Angreifer des guten Doctors zu neuer Wuth reizte. Aber schon sprangen die Freunde des Letztern zu seinem Schutze herbei und verhinderten weitere Thätlichkeiten, Dreyer mußte in der Eile seinen unzeitigen Scherz erzählen, den er sich neulich mit dem alten würdigen Kriegsmann erlaubt hatte und wenn auch das Lachen den Meisten näher war als Ernsthaftigkeit, so verlangte doch die Rücksicht für den Unbekannten und der Respect, den seine echt militärische und noble Haltung einflößte, daß man die von Letzterem genommene Revanche anerkannte. Eckhof und Schröder nahmen alsbald den tiefbeleidigten Mann in ihre Mitte und Klopstock, der ihn von Kopenhagen her kannte, sprach gleichfalls Worte der Versöhnung und des Friedens. Er präsentirte ihm in Eck-

hof den trefflichen Darsteller des Tellheim und in Schröder den des Wachtmeisters Paul Werner und Beide spielten dem alten Offizier gegenüber ihre militärische Rolle noch einmal so vortrefflich, daß der Oberst Einen nach dem Andern umhalste und sie seine lieben Kriegskameraden nannte. Er hielt sich durch die neue Bekanntschaft des wackern Tellheim und seines braven Wachtmeisters für hinreichend entschädigt für die des „Schreibers", wurde immer aufgeräumter und zeigte sich bald auch lange nicht mehr so unversöhnlich, als Dreyer ihn aufrichtig um Verzeihung bat und offenherzig gestand, er habe die erhaltene derbe Lection drei mal verdient. Da reichte ihm der Oberst mit einem biedern: Gradaus! die Hand, schwur aber hoch und theuer, er wolle einem „Schreiber" sein Lebtag nicht mehr nachlaufen, weder im Guten noch im Bösen. Dafür aber solle ihm der Theaterprincipal recht bald die Freude machen und die „Minna von Barnhelm" wieder auf den Rapport setzen.

So endigte das tragikomische Abenteuer Dr. Dreyer's mit dem alten dänischen Obersten, und es ist hier nur noch zu erwähnen, daß sich Ersterer für den erhaltenen Denkzettel in der nächsten Nummer seines Wochenblattes an Pastor Götze schadlos hielt durch die dem ganzen Publicum Hamburgs auch ohne weitern Commentar leicht verständliche Theaternotiz: Es sei nun bis zur schlagenden Evidenz erwiesen, daß Lessing und kein anderer Götze des Tags der Autor des Lustspiels „Minna von Barnhelm oder Das Soldatenglück" wäre.

Tschudi's Thierleben der Alpenwelt.

Von Wilhelm Wegener.

Dies von J. J. Weber in Leipzig vortrefflich ausgestattete, höchst anziehende und naturwahr geschriebene Werk führte mich auf manchen Gang und manche Studie zurück, die ich allein und in Gesellschaft an und über der Schneegrenze, auf dem Gletscher und auf dem Schneefelde in unsern deutschen Alpen zu verschiedenen Zeiten gemacht habe. Sonnenschein und Nebel, Sturm und Unwetter traten mir bei dieser Lectüre wieder in den lebendigsten Farben vor die Seele.

Ein unbeschreibliches Wonnegefühl durchströmt doch den Menschen, der lange Zeit an die Schreibstube oder die dumpfe Werkstatt gefesselt war, wenn er endlich die Bande des Berufs einmal abstreifen und hinauseilen kann in die freie Natur. Vor dem ersten Dämmerlichte des kommenden Tages schon wird das bergende Haus verlassen, dem Abschiedsgruß der nachblickenden Gattin oder Mutter noch einmal zugewinkt; mit Lust rückt man das Ränzel auf den Schultern zurecht und schreitet durch die langen dunkeln Gassen dem entlegenen Thore zu. Alles schweigt noch in den Straßen, nur allein der eilende Tritt hallt wider durch die Stille der Nacht an den Steinwänden des alten Doms, aufgescheucht ruft das Käuzchen den herumschweifenden Gemahl warnend zum Neste, das in den steinernen Schnörkeln des gothischen Thurms gegen alle Unbill gesichert und versteckt angebracht ist. Das Thor ist erreicht, aus der freiern Vorstadt ertönt der erste Hahnschrei und von dem hohen Giebel des alterthümlichen Hauses neben dem Thore verkündet das Rothschwänzchen mit melodischen Tönen den ersten lichten Streifen am Morgenhimmel. Die einzelnen Sterne verschwinden bis auf einen hellfunkelnden strahlenden Glanzpunkt; in dem sanftwogenden Getreidefelde ist die Lerche erwacht, sie versucht in einzelnen Tönen ihr Lied von gestern, ob ihr die alte liebe Weise noch geläufig ist; sie erhebt sich trillernd, höher und immer höher, als wollte sie den ersten Strahl der Sonne zuerst empfangen, sie jubelt dem Lichte entgegen, der Wanderer mit ihr. Vom Walde herüber hört man die Drosseln flöten und den Pirol, dazwischen ruft der Kukuk seinen

Namen. Kurz, dies ganze Wandergefühl, diese Landschaftlust, diese Seligkeit des Untergehens im Naturleben hat uns auch die Lectüre dieses Werks von Friedrich von Tschudi wieder hervorgerufen.

Das ist ein wackerer Reisegefährte. Halb Gebirgsjäger, halb Gelehrter. Man glaubt immer neben ihm hinzuschreiten. Man sieht den leuchtenden Morgenstern erblassen und verschwinden, sieht die Sonne, von leicht bewegten goldenen Wölkchen umschwebt, sich erheben über den fernen Bergkamm, sieht sich nach und nach die Nebel, welche sich auf den Fluß und die Niederung gebettet hatten, zerstreuen in allerlei phantastischen Gestalten, die jetzt kämpfend gegen das Licht emporsteigen, doch, sobald sie sich über die Schatten der Berge gewoben, vor dem klaren Lichte in Nichts zerfließen. Die frische elastische Bergluft durchdringt die Glieder und ermuntert den Geist. Mit vollen Zügen schlürft man mit dem Gefährten den erquickenden Duft, der von den Wäldern und Auen strömt und sich vergeblich den volkreichen Städten mitzutheilen strebt. Man rastet mit ihm auf dem Moospolster eines Felsenstuhls unter dem grünen schattigen Laubdache der Buche. Das Auge weidet sich mit stiller Lust an den waldumkränzten Seen und wunderbar drohend gezackten Hörnern der hohen Felsengebirge, welche in die weißen glänzenden Eis- und Schneemäntel gehüllt sind und krystallhelle Kronen tragen, und dann ruht es wieder an dem zarten Moose auf dem Sitze, der sich ungesucht ihnen bot. Mit stillem, innigstem Behagen und freudigen Gefühlen empfindet man den Hauch der Natur und schwelgt in ihrem Genusse und blickt in ihre geheime Werkstatt.

Das Thierleben der Alpenwelt: es ist großartiger als das der Niederung und doch fehlen die gemeinsamen Kennzeichen nicht. Wie traulich diese kleine Welt des lebendigsten Seins! Da bewegen sich die Halme so eigenthümlich. Was geschieht? Ein Regenwurm will in seinen selbstgebauten Tunnel schlüpfen; er merkt Gefahr, ein goldgrüner Käfer kommt herbei und faßt ihn, bevor er sich noch in seinem Bereiche bergen konnte. Der arme nackte Wurm krümmt sich und windet sich und schnellt mit derber Kraft gegen die festhaltenden scharfen Zangen des Raubinsects, um sich ihm zu entziehen; fast gelingt es ihm auch, sich loszureißen, aber es eilen noch ein paar solcher schillernder Käfer hinzu und unterstützen ihren Gefährten; der erste aber ist seiner Beute sicher genug, die scharfen Zangen halten fest und er wehrt die zudringlichen Helfer ab, um den Wurm für sich allein zu besitzen, und die ungerufenen Helfer sehen sich genöthigt, abzulassen und eilen weiter, um anderswo ein unbedachtes Würmchen zu überfallen. Noch zerrt sich der goldschillernde Räuber mit seinem Opfer herum, da stürzt ein Vogel herab vom Baume und spießt den Käfer für sich oder seine junge Brut! . . . Auf einem weit hervorstehenden Aste der Buche sitzt ein Fink und schmettert seinen Gesang munter und wetteifernd in den Busch, wo andere Vögel ihm antworten; vor ihm spielt ein Schwarm Mücken in geregeltem Tanze in der warmen, sonnigen Luft; wie auf ein gegebenes Zeichen wirbeln sie unermüdet in Kreisen, dann steigt ein Theil auf und nieder in langgezogenen Bogen und durchschneidet die kreisenden; nach einigen Augenblicken wechseln sie; die kreisenden steigen auf und die aufgestiegenen beginnen zu kreisen, der Fink aber fliegt nach jedem Schlage dazwischen und holt sich und verspeist ein Thierchen nach dem andern aus dem ununterbrochenen Reigen; er scheint ihnen den Takt zu ihrem Tanze zu singen und zu schlagen und das müssen sie mit ihrem Leben bezahlen; doch merken sie's fast nicht: sie spielen, sie tanzen an der Stelle fort und fort, bis ein Luftzug kommt, sie vertreibt und den Finken. . . Seht den stillen See, der von mächtigen Felswänden umrahmt ist, die sich in seinem Spiegel beschauen. Ein ernster alter Fischer zeigt reichen Fang und auf Befragen erzählt er die Geheimnisse der stummen Bewohner des tiefen Grundes und von der frischen Lust der bunten Forellen des in den See stürzenden Gletscherbachs. . . . Dort, wo der Hochwald zu enden scheint und nur noch einzelne Riesenbäume, die sogenannten Wettertannen,

ihre schützenden Arme ausbreiten, regt es sich im feuchten Moose, eine Schlange schießt auf einen Frosch und verschlingt ihn und auf einem grauen Steine sonnt sich eine zierliche Eidechse; eine Schnecke kriecht nach der Schattenseite und sucht sich unter dem Heidegebüsch zu verstecken; diesmal erreicht sie es nicht. Die Eidechse holt sie sich.... In der That, der Haushalt der Natur ist bewundernswürdig. Wo der Stein stirbt, wächst die Pflanze. Die Pflanzenwelt ist die Bedingniß der Thierwelt. Die verschiedenen Thiere sind sich gegenseitig als Wächter füreinander bestimmt, damit kein Geschlecht in seinem Uebergewichte auftreten könne und der Pflanzenwelt oder andern Thieren zu sehr schade in ihrer Entwickelung.

Friedrich von Tschudi's Darstellungsweise ist lebenvoll und poetisch. Seine Wissenschaft ist keine todte oder tödtende. Er zerpocht nicht die Gesteine und zeigt durch darauf gegossene Säuren die Urbestandtheile der Welt; er zählt auch nicht die Staubfäden der Blumen und steckt sie, mit Zetteln versehen, in die grüne Büchse; auch spießt und tödtet er keinen Wurm und keinen Falter, um danach die Natur, geschichtet in Systeme, vorzutragen. Er läßt die Natur lebendig und freudenvoll. Er nennt die blühenden Pflanzen und die springenden Thiere, er nennt sie mit allgemeinen deutschen und schweizer Namen; er fügt nur die Namen der Wissenschaft hinzu, um Verwechselung zu verhüten. Er ist Botaniker und Geolog. Er weiß, daß die Thiere an gewisse Steinarten, gewisse Pflanzengattungen gebunden sind; er weist die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen nach, die auch von atmosphärischen Einflüssen unterstützt und bedingt werden. Auf diese Grundlage hin erzählt er dann von dem königlichen Adler, dem mächtigen, gefräßigen Geier, dem kümmerlichen Leben der kleinern Thiere in den Steinwüsten. In den höhern Regionen, wo die Genzianen, die Alpenveilchen, Aurikeln, das Edelweiß, der Schmuck der Alpen, das Rhododendron, die Alpenrose blüht, da zeigt er uns den Alpenhasen, dort die Schneehühner. Vor ihnen fliehen pfeifend die niedlichen Murmelthiere und die Alpenlerche schwingt sich auf. Dieser Führer kennt jede Stelle im Gebirge, sein scharfes Auge erspäht die Gemse und er weiß uns so zu führen, daß wir die scheuen Thiere selbst beobachten können. Manchen mühseligen Gang hat er gemacht in diesen Zacken und Hörnern und Schluchten; dort hat er gehangen zwischen Tod und Leben und da ist er über einen tiefen Abgrund gesprungen, um sein Leben zu gewinnen. Er kennt die Fährlichkeit der Jagd und manch bestandenes Abenteuer der Gefährten theilt er mit, so treu und so wahr, als hätte er es selbst erlebt. Manchen guten Reimspruch läßt er dazwischen fallen und manches Liedlein stimmt er an. Treu geleitet er den Naturfreund, durchdringt mit ihm den ernsten, tiefen, schauerlichen Thalgrund, den der herabstürzende wilde Bach sich seit Jahrtausenden durch das Gebirge gebrochen; er ersteigt mit ihm die schwindelnde Höhe, wo kein Vöglein, kein Schneefink mehr singt und nur der Adler und der Lämmergeier über den eisigen Kamm ziehen, um die Jagdreviere zu wechseln, oder ein einzelner Steinbock, gejagt und vertrieben, die wenigen Thiere seines verschwindenden Geschlechts wieder aufzufinden bemüht ist. Ueberall gibt er Bescheid von dem wilden, einsamen Hühnergeflügel, von dem kleinsten und verborgensten Vierfüßler, von der Schneemaus, auch von den mikroskopischen Geschöpfen des Schnees, sowie von den größern Raubthieren, von dem wilden Bären und seinem Vetter, dem Dachs. Niemand noch zeichnete mit Worten besser den räuberischen Wolf, den verschlagenen Fuchs und die wilden Katzen; aus dem Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung bereichert er den Geist seines Hörers mit neuen Kenntnissen.

Wir geben den Eindruck des Buchs so wieder, wie es auf uns wirkte und sind gewiß, daß jeder Freund der Natur sich ebenso traulich davon wird angemuthet und gehoben fühlen.

Das neue pariser Zellengefängniß.

Im Mai des Jahres 1850 wurde zu Paris ein neues, auf den Grundsatz der unbedingten Isolirung errichtetes Untersuchungsgefängniß: La nouvelle Force, im Boulevard Mazas eröffnet, welches nach Plan und Umfang eine Merkwürdigkeit im eigentlichen Sinne des Worts genannt zu werden verdient. Man könnte sich wundern, daß hier Untersuchungsgefangene ebenso wie Strafgefangene verwahrt werden sollen; allein die Gleichheit besteht nur darin, daß die Gefangenen von beiderlei Art in Einzelzellen sich aufzuhalten haben, in allen übrigen Beziehungen waltet eine Grundverschiedenheit ob.

„Das Zellengefängniß — bemerkte der Generalgefängnißinspector von Moreau-Christophe bei Gelegenheit der Verhandlungen des Congresses für Gefängnißreformen zu Frankfurt am Main im Jahre 1846 —, das wir für die Angeklagten, noch nicht Verurtheilten verlangen, wird ebenso menschlich, ebenso schützend sein als die Libera custodia der Römer. Der Angeschuldigte war zu Hause in der Wohnung, wo er ergriffen ward; er wird in seiner Zelle ebenfalls zu Hause sein. Da wird man für ihn alle Aufmerksamkeit, alle Sorgfalt haben, die bei einer Untersuchungshaft zulässig sind; er wird jede Erleichterung, jede Freiheit genießen, die mit der innern Ordnung und der Sicherheit des Gefängnisses vereinbarlich sind. Er wird in seiner eigentlichen Privatwohnung hinter Riegeln wie in seiner zweiten Privatwohnung der Zellen die gemeinschaftlichen oder einzelnen Besuche seiner Verwandten, seiner Freunde, seines Anwalts, der Menschen, mit denen er in Geschäftsverbindung steht, empfangen, Begünstigungen, die man ihm nicht in den dermaligen gemeinschaftlichen Gefängnissen gewähren kann. Ebenso wird er sich in seiner Zelle nach seinem Geschmack und seinen Mitteln nähren, kleiden, betten können. Der Spielraum, der ihm gestattet wird, erhält keine andern Grenzen als solche, welche der Untersuchungsrichter im Interesse der Instruction und die Verwaltung im Interesse der Ordnung und der Sitten vorschreiben. Unter diesen Verhältnissen wird die Zelle keine Strafe für den Angeklagten sein. Aber eine wahre Strafe für ihn war das System der gemeinschaftlichen Gefängnisse. In der That, welche Strafe, wo noch kein Strafurtheil erfolgt ist, verurtheilt zu sein, in Gemeinschaft von Worten, Gedanken und Handlungen mit Menschen zu leben, welchen zwar dieselbe Vermuthung von Unschuld wie ihm zur Seite steht, die aber nichtsdestoweniger größtentheils den schändlichsten Lastern, den niedrigsten Gewohnheiten hingegeben sind und welche oft als Rückfällige wieder das Gefängniß betreten! Kann Etwas in Wirklichkeit mehr Strafe sein, als in der Mitte solcher Leute in ein gemeinschaftliches Gefängniß geschleudert zu werden, wo man keinen Schritt thun kann, ohne sie vor sich, hinter sich, zur Seite zu wissen; ohne dieselbe Luft, wie sie, einzuathmen, ohne sich in den Sprach-, Wärme-, Schlaf- und Spazierplätzen einen Augenblick von ihnen trennen zu können, und dies während vierzehn Tagen, während eines Monats, vielleicht sogar während eines Jahrs! Es gibt für den rechtschaffenen Menschen (sagen die Herren Beaumont und Tocqueville) etwas viel Schlimmeres als selbst die grausamste Einsamkeit: es ist die Gesellschaft von Bösewichtern."

Diesen Ideen gemäß hat nun die französische Regierung jenes Gefängniß in der Hauptstadt erbauen lassen, das nach Jagemann's Mittheilung im „Gerichtssaal" seines Gleichen in ganz Europa nicht hat. Der ganze Umfreis der Nouvelle Force beträgt 6600 Quadratruthen, die Hauptansicht steht gerade gegenüber dem Bahnhof der nach Lyon führenden Eisenbahn. Das Gefängniß enthält zwölfhundert Einzelzellen. Es sind sechs Flügel oder sechs Haupttheile des Gebäudes, welche aber doch nur ein Ganzes bilden, indem sie, auf einem Halbkreis stehend, alle sechs in einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt fächerförmig zusammenlaufen. Von diesem Punkt aus übersieht man

mit einem Blick die sechs Galerieen der Flügel der Art, daß eine einzige Person Alles bemerken kann, was in den 1200 Zellen vorgeht. Der Mittelbau steht auf Säulen; zu ebener Erde ist der Aufenthalt der Hauptwache; im ersten Stock befindet sich eine Kapelle mit einem Altar.

Von dem Centrum gehen alle Befehle und Mittheilungen ebenso aus, als sie dahin zurücklaufen, zu welchem Zwecke auf der linken Seite jeder der sechs Galerieen Sprachrohre angebracht sind, welche in den Flügeln bei jedem Aufseherposten eine Mündung haben. Neben den Sprachrohren laufen Schellenzüge hin, durch die man ein Zeichen zum Aufmerken gibt, ehe man anfängt zu sprechen. Ebenso befindet sich in jeder Zelle ein Schellengriff, damit die Gefangenen, wenn sie schneller Hülfe bedürfen, ein Zeichen geben können. Durch das Anziehen desselben fällt oberhalb der Zellenthür ein Signal herab, damit die Aufseher sogleich wissen, in welcher der 1200 Zellen geschellt wurde. Jeder Flügel hat, einschließlich des untern Raums, drei Stockwerke, deren Galerieen bei Tag durch Oberlichter und bei Nacht durch im mittlern Stock angebrachte Gasflammen erleuchtet sind. Jeder Flügel enthält 200 Zellen, welche geräumig und gesund angelegt sind. Das Zellenmobiliar besteht aus einer Hängematte, welche bei Tag mit dem Bettzeug aufgerollt und oberhalb der Thür auf ein Bret gestellt und bei Nacht quer durch die Zellen an eisernen Ringen aufgehängt wird; ferner aus einem Tisch, Stuhl ohne Lehne, einem Wasserkrug, zwei Schüsseln von Schmiedeeisen, einer Vorrichtung für ein Gaslicht und in den vier Ecken je einem Gestellbret. Die Erwärmung im Winter und Erfrischung im Sommer geschieht durch Luftkanäle, welche mit den Oefen und beziehungsweise äußern Luftkanälen in Verbindung stehen. An der gegen außen gehenden Zellenwand befindet sich 2½ Meter vom Fußboden aufwärts ein Fenster mit unbeweglichem Rahmen. In der obern Hälfte der Thür öffnet sich eine Klappe nach innen, durch welche die Lebensmittel hineingegeben werden.

Was den Gottesdienst betrifft, so wird er in folgender Weise verrichtet: Die Thür einer jeden Zelle wird in der Richtung nach dem obenerwähnten Altar in der Kapelle in einem Viertelswinkel so geöffnet, daß der Gefangene den Altar sehen kann. Er ist von weißem Marmor. Ein alsdann vorgeschobener Riegel verhindert, daß die Thür weiter aufgehen kann, damit keine Communication der Gefangenen unter sich stattfindet.

Ein Sprechzimmer in gewöhnlicher Weise für die Aufnahme von Besuchen ist nicht vorhanden. Die Advocaten der Angeklagten glaubt man unbedenklich in die Zellen selbst eintreten lassen zu dürfen. Für Besuche von Verwandten und Freunden, sofern sie vom Untersuchungsrichter gestattet werden, sind in einem besondern Zimmer zwei sich gegenüberliegende, durch einen Gang für Aufseher getrennte Bogenreihen angebracht, in deren eine die Besucher, in die andere die Besuchten eingelassen werden, sodaß mehre Gefangene zugleich Besuch erhalten können, ohne daß jedoch einer den andern oder auch ein Besucher den andern zu Gesicht bekommt.

Auf dem Isolirungsfuß sind nun ebenso alle andern Theile dieser Anstalt durchgeführt, namentlich die Krankenabtheilung, die Badeeinrichtung und die Spazierhöfe. Von letztern sind fünf angelegt, nämlich zwischen je zwei Flügeln einer. Da jeder Spazierhof zwanzig Einzelhöfe enthält, so ergibt sich die Zahl von hundert im Ganzen, also für je zwölf Gefangene einer, und rechnet man auf den Kopf je eine halbe bis drei Viertelstunden des Tags, so haben die Gefangenen im Winter wie im Sommer Gelegenheit, sich im Freien zu ergehen.

Die Küche ist ebenso wie der Gasometer außerhalb des Hauptgebäudes ganz in der Nähe des Centrums angebracht. Aus den Küchen geht eine Eisenbahn in den Gefängnißraum, auf welcher sechs Speisewagen so oft hin- und hergeführt werden, als die Essenszeiten eintreten. Auf diese Wagen werden in kupfernen Gefäßen die Portionen für

die Gefangenen gestellt und nachdem der unterste Stock versorgt ist, kommt die Reihe an die mittlern und obersten; in die letztern bringt eine Hebemaschine nach dem Vorbild von Pentonville die Portionen, welche auf den Galerieen von Zelle zu Zelle bis zum Ende des Flügels vorwärts gerollt werden.

Dieses großartige Gefängniß ist in Zeit von fünf Jahren auf Kosten der Stadt Paris unter der Leitung der Architekten Gilbert und Lecointe erbaut worden. Im Hinblick auf die zu Paris stationär gewordenen Unruhen und Aufstände gelangt man zu der Annahme, daß die nächste Bestimmung des Hauses darin bestehe, die bei dergleichen Vorfällen aufgegriffenen Massen möglichst schnell, sicher und in der Art unterzubringen, daß sie nicht aufs Neue gefährliche Pläne schmieden können.

Für ein Strafgefängniß wäre die Anzahl von 1200 Detinirten offenbar zu groß, zur Verwahrung von Untersuchungsgefangenen dürfte jedoch die Zahl noch innerhalb der richtigen Grenze stehen. Die bloße Versorgung der Gefangenen mit Kleidung, Nahrung u. dergl. ist nämlich eine Sache, die nur um so mehr Unterbedienstete erfodert, als die Anzahl wächst; aber Das, was bei Strafgefangenen als das erste Erforderniß anzusehen ist und zunächst in das Geschäftsgebiet der höhern Beamten, zumal des Directors, der ja nur in einer Person vorhanden sein kann, fällt, ist die persönliche Ansprache, gemüthliche und religiöse Aufrichtung, ohne welche ein längere Zeit vereinzelt Sitzender der Gefahr der Abstumpfung, körperlicher und geistiger Erkrankung bekanntlich leicht unterliegt. Und dafür reichen die Kräfte der fleißigsten Beamten nur bis zu einer Anzahl von höchstens 600 Gefangenen aus. Uebrigens kommt es noch sehr auf die bei diesem kolossalen Untersuchungsgefängniß zu machenden Erfahrungen an, um mit Sicherheit sagen zu können, ob und wie weit dasselbe von Einer Verwaltung, beziehentlich Direction, übersehen und nach allen Richtungen gehörig geleitet werden kann.

Ein russisches Schlachtlied.

Von dem seit einem Jahre in Deutschland lebenden Fürsten Peter Andrejewitsch Wiasemski, dessen Vorfahren einst zu Wiasma (jetzt einer Stadt im smolenskischen Gouvernement) regierten, als Rußland noch, wie gegenwärtig Deutschland, in mehre Fürstenthümer getheilt war, ist auf Veranlassung der neuesten orientalischen Vorgänge ein Schlachtlied gedichtet worden, das wir in einer Uebersetzung des Herrn von Wiedert mittheilen zur Charakteristik des gegenwärtigen, im russischen Heere angeregten Geistes.

Des russischen Kriegers Lied.

1853.

Vor dir, o mein Gottesbild,
Beuge ich drei mal mich nieder,
Bete brünstig, stürze wild
In die Schlachtenstürme wieder
Für das Vaterland, den Zar
Und den heiligen Altar.

Schwert, du meiner Väter Gut,
Hast dich oftmals schon getränket
In Tataren-, Heidenblut,
Du wirst nun aufs Neu' geschwenket.
Heissa! Eine neue Kost
Soll dich reinigen vom Rost.

Hinterm Balkan uns're Brüder
Flehen uns um Beistand an,
Ihre Klagen tönen wider
In der Brust uns Mann für Mann.
Rußlands Sohn steht jederzeit
Euch zu Schutz und Trutz bereit.

Theuer bleibt uns stets der Ort,
Wo wir uns zu Christus wandten,
Wir der Offenbarung Wort
Durch die Heil'ge Schrift erkannten,
Durch des Kelches Wundermacht
Auf zum Leben sind erwacht.

Rußlands erster Zarenthron
Kiew, Ahn von unserm Lande,
Ist Konstantinopels Sohn
Durch der Taufe heil'ge Bande....
Unter Asche längst es glimmt,
Was von Gott uns ist bestimmt!

Rußlands Kraft ist Kreuz und Schwert,
Waren schon der Väter Wehre,
Schützten damit ihren Herd
Sich zur Ehr' und uns zur Lehre.
Auf, ihr Brüder, ins Gefecht
Für die Kirche und ihr Recht!

Durch das Kreuz, das sie entweiht,
Sollen sie den Hochmuth büßen.
Heiß entbrenne, heil'ger Streit!
Mag auch unser Blut mit fließen.
Unser Schlachtruf: Gott und Zar!
Krönt mit Sieg uns immerdar.

Anregungen.

Licht und Schall.

Wenn ein Körper angestoßen wird und er fängt an zu erklingen, so kann man dies die Seele nennen, die aus ihm spricht, und es frägt sich, ob nicht in etwas mehr als bildlichem Sinne. In der That hat schon der Eindruck, den ein ruhig und klar aus sich herausklingender Körper, etwa eine durch den Wind sanft erregte Aeolsharfe, macht, etwas eigenthümlich Ahnungsvolles; näher verfolgt ergibt sich dies als die freudige Verwunderung über die innere Beseeltheit eines scheinbar regungslosen Körpers, die in sanftem Klange uns anspricht.

Der Schall ist bekanntlich das Schwingen der Theile eines Körpers, welche durch eine äußere Ursache aus ihrer anfänglichen Lage verrückt worden sind und in dieselbe eben durch die Schwingungen zurückzukehren suchen. Dieselben werden durch Luft sowie durch verschiedene Flüssigkeiten, Häutchen und Knöchelchen dem Hirnnerven mitgetheilt, welcher seinerseits die Empfindung mit sich bringt. Was sind aber diese Schwingungen im Körper eigentlich und was für Bedeutung haben sie für sein Wesen? Meist schwingen sehr elastische Körper reine, klare Töne. Die Elasticität selbst ist nichts Anderes als eine individuelle Cohäsionsbestimmtheit, nämlich eine bestimmte Bedeutung und Beziehung der einzelnen Theilchen auf ein Ganzes der räumlichen Gestaltung. Solche Gestaltungen einzelner Theile zu einem ideellen Ganzen finden sich hauptsächlich bei den Krystallen sowie bei krystallinischen Körpern, d. h. bei solchen, in denen die Krystallisation allenthalben begonnen, aber eben deswegen sich überall gestört hat. Die Gestaltung aber zur Form, zum geometrischen Ganzen ist der geistige Zug, der die Masse durchzuckt, das einzelne Theilchen dem Ideellen unterwirft. Das Ideale dieses Bildens, wie es in seinem Gebildeten gebunden liegt, d. h. in der Materie selbst beschlossen und beruhigt, spricht aus den eigenthümlichen Ecken und Kanten, aus den scharf bestimmten Winkeln und ebenen Flächen, welche den Krystall begrenzen und im Innersten durchziehen. So offen ausgesprochen ist nun zwar die Krystallform in jedem Körper nicht, indeß gibt es doch hinreichende Gründe für die Behauptung, daß es keinen Körper gebe, welcher nicht in seinen, wenn auch noch so kleinen Theilen bestimmte ideale Cohäsions- und Krystallisationsverhältnisse zeige. Diese Idealität wird gestört und aufgehoben, indem der Körper zum Erklingen angestoßen wird. Der Körper behält die ihm aufgezwungene Gestalt nicht bei, sondern schwingt, sobald er nur freigelassen wird, zurück. Was ist es nun, was ihn zum Rückgang treibt? Es ist die Herrschaft seiner idealen Anlage, welche sich in den Theilen erhält, wenn auch deren äußere Erscheinung ihr widerspricht; sie ist in ihnen gebunden und sobald sie sich selbst überlassen sind, stellen sie die Beziehung, welche in der gezwungenen Lage nur ideell in ihnen sein konnte, reell wieder her.

Ein Schwingen noch geistigerer Art ist das Licht, diese physische Seele der Natur, das Lied, das die Schöpfung sich selbst und ihrem Schöpfer singt; das freie, feierliche Jubeln der Idealität, die im freudigen Erzittern den Sieg über den finstern, todten Egoismus erringt. Daß das Licht aus den Schwingungen eines höchst feinen, im Weltraum allenthalben verbreiteten Stoffs, des Aethers, bestehe, ist durch mathematisch-physische Beweise zu einem solchen Grade der Wahrscheinlichkeit bestätigt, daß es Jedem freistehen muß, dieses als sein Wesen zu versichern. Das Licht ist das feinste Erzittern aus innerm Antriebe (schon seine Geschwindigkeit — gegen 42,000 Meilen in der Secunde — gegenüber der des Schalls — gegen 1050 Fuß in derselben Zeit — dürfte dem Lichte einen höhern ideellen Grad vindiciren). Das Licht ist himmlische Mittheilung. Die Körperwelt theilt sich durch Licht und Farben mit; das Licht ist eine der nothwendigsten erregenden Potenzen des organischen Processes; es hat Einfluß auf chemische Vorgänge, es ist überhaupt die erweckende, belebende, beseligende Kraft. Der Schall ist auch ein Schwingen, aber die Körper tönen nur, wenn sie angestoßen werden; es gibt keine schallende Sonne, wie es eine leuchtende gibt. Wir erschrecken bei der Vorstellung einer Sphärenmusik. Begönnen die gewaltigen Körper der Welt nach der Bestimmtheit ihrer himmlischen

Bahnen zu erklingen, wahrlich, die Ahnung müßte uns durchbeben, daß die Schöpfung im Trauergesang ihres eignen Untergangs ersseufzte! Vielleicht müßte der Rückfturz ins Chaos, wenn er denkbar wäre, mit so fürchterlichem allgemeinen Ertönen verbunden sein.

Es ist eins der kaukbarsten Unternehmen, die psychische Bedeutung des Lichts an seinen physischen Bestimmtheiten weiter durchzuführen. Erwähnen wir unter diesen nur die hervorstechendsten, die dioptrischen Eigenschaften der durchsichtigen Körper, so finden wir uns wie von selbst auf geistiges Gebiet versetzt. Sind die Farben nicht gleich der Mannichfaltigkeit der geistigen Anlage? Ein Geist und ein Licht und doch wie bunt seine Offenbarungen!

Die deutschen Schauspieler in London.

Die kürzlich verstorbene Frau Thomas, eine am berliner Hoftheater engagirte, recht verständige Schauspielerin, sollte bei der ersten Unternehmung des Herrn Mitchell im vorigen Jahre sich der darmstädter Truppe anschließen. Sie machte die Bedingung: „Ich will nach London kommen, aber meine erste Rolle muß Deborah sein."

Ihre Nachfolgerin, Fräulein Fuhr in Berlin, faßte die londoner Aufgabe in demselben Stil. Sie machte die Bedingung: „Ich will nach London kommen, aber meine erste Rolle muß Preziosa sein."

Solchen Auffassungen gegenüber Das in London herauszubringen, was vom deutschen Theater den Engländern zu zeigen von Interesse war, muß nicht wenig Mühe gekostet haben. Es streift für Den, der deutsches Schauspielwesen kennt, nahezu ans Wunderbare, wie die Truppe in der That, außer der Concession an dergleichen Deborah- und Preziosa-Spielerinnen, nur große classische, in fremden Landen doppelt schwierige Stücke herausbrachte. Diesen Erfolg ermöglichte nur Emil Devrient und die innige, auf Hochachtung begründete Verbindung seiner Auffassung dieser Gastspiele mit dem Personal der darmstädter Bühne. In der That konnte die Grundkraft dieses schwierigen Unternehmens nur auf einem Personal beruhen, das sich als ein geschlossenes Ganze gab und von vornherein jene Disciplin mitbrachte, ohne die ein solches Beginnen auf fremdem Boden verloren gewesen wäre. Diese darmstädter Leiter schlossen z. B. diesmal mit Recht ein talentvolles Mitglied ihres eigenen Personals aus, weil in ihm der Komödiant im vorigen Jahre sich so geregt hatte, daß es unmittelbar vor einer auf dasselbe angewiesenen Vorstellung für seinen guten Willen plötzlich ein höheres Honorar verlangte.

Ohne eine disciplinirte Hoftheatertruppe (die ohnehin Costümes und Requisiten stellt), verbunden mit einem Spiritus rector des Ganzen, welcher Kraft und Einfluß haben muß (in diesem Falle Emil Devrient), ist eine solche Unternehmung nicht ausführbar. Die deutschen Schauspieler sind in der Regel zu willkürlich und indisciplinirt. Je talentvoller oft, desto auffätziger, und je nothwendiger dem Ganzen, desto verkehrter in persönlichen Ansprüchen. Eine geistreiche, erfahrene Schauspielerin wie Frau Thomas konnte bei diesem Gastspiel an ihren gewöhnlichen Gastrollen-Cyklus, den Damen ihres Fachs mit „Deborah" zu beginnen pflegen, denken und der ersten Liebhaberin des berliner Schauspiels mußte man in der That „Preziosa" bewilligen! Es ist gerade, wie wenn Döring sich als erste Rolle seinen Banquier Müller, Marr als erste den Grafen Rantzau und Grunert den Raupach'schen Cromwell bedingt hätte, Foderungen, die natürlich diesen gebildeten Künstlern nicht würden eingefallen sein, die aber, was die „Collegen" anlangt, ganz im Charakter solcher subjectiven Auffassung gewesen wären.

Emil Devrient hat sein ganzes Talent eingesetzt, die Vertretung der deutschen Schaubühne vor den Engländern national zu erhalten. Die Versuchung, sich in seinen, ihn weniger anstrengenden Virtuosenrollen zu zeigen, lag so nahe; er konnte die Bedingung stellen: „Glas Wasser", „Memoiren des Teufels", „Bürgerlich und romantisch" u. s. w., man würde sie ihm gewährt haben; er ordnete sich aber der Idee dieser Schaustellung deutscher Kunst und Literatur vor der gebildetsten Gesellschaft Englands unter und förderte nur solche Werke, die der englischen Kritik eine Ueberschau der idealen Bedeutung der deutschen Bühne geben konnten. Ihn so ganz erfüllt zu wissen von der deutschen Bühne wie sie sein sollte, ihn so ganz bemüht zu sehen, Alles zu entfernen, was die deutsche Bühne wie sie leider ist, charakterisirt hätte, gewährt eine freudige Genugthuung, und ganz im Widerspruch mit Denen, die Emil Devrient's Einfluß auf die londoner Unternehmung als einen gefährlichen, einseitigen, ihm nur zum Gewinn gereichenden darstellen wollten, kann versichert werden, daß ohne diesen festen, entschlossenen und machtbegabten Willen des ersten Mitgliedes der Gesellschaft das londoner Gastspiel nicht die ehrenvollen Ergebnisse gebracht hätte, die deutsche Kunst und Literatur ihm verdanken.

Unsere Landsleute machten sich diesmal an sehr schwierige Aufgaben, z. B. „Fiesco", „Braut von Messina", „Wilhelm Tell". Die, wie man erfuhr, befriedigend ausgefallene Lösung war nur durch den geregelten Grundstock des Unter-

nehmens, durch die darmstädter Truppe, möglich. Wer sich einbilden würde, ein solches Gastspiel ließe sich durch eine Werbetrommel, die alle deutschen Talente zusammenriefe, besser möglich machen, irrt sich. Der Canevas der Vorstellungen muß von einer disciplinirten Truppe mitgebracht werden. Devrient lernte neu und spielte mit großer Bravour den „Tell", eine Rolle, die um so anerkennungswerther gewesen sein muß, als sie ausserhalb der angeborenen Weise des Künstlers liegt. Im „Fiesco" konnte sein eigenstes Genie walten. Liebenswürdig überredend, verschmitzt, tollkühn und doch berechnend, großherzig vertrauend und doch mistrauisch, alle diese Gegensätze zu vermitteln gelang ihm als Grafen von Lavagna bewundernswürdig. Die Engländer waren von seinem Lustspielhumor überrascht, der in Shakspeare'schen Stücken die Caricatur vermied. Sein Faulconbridge und Mercutio würde sie nicht minder erfreut haben als Petruchio. Es ist an der Emil Devrient'schen Spielweise in neuerer Zeit Vielerlei ausgesetzt worden und auch wir sind nicht mit allen seinen Auffassungen einverstanden; allein die Zahl der Künstler, die überhaupt bei uns als solche in Betrachtung kommen können, ist so klein, daß man Emil Devrient's glänzende Eigenschaften nicht rühmend genug hervorheben kann. Er bleibt ein Meister in der Beherrschung der Scene, er tritt mit einer Vorbereitung an die Lampen, die Allem, was er gibt, den Stempel der Sicherheit und eines Bewußtseins aufdrückt, das alle Hörer zwingen muß. Das ist kein passives Fortgeschobenwerden durch die Effecte des Stücks, wie bei manchen Darstellern, die von Gestaltung, von Erschöpfung einer Rolle, von der Bemächtigung ihrer kleinsten Nüancen keinen Begriff haben. Eine poetische Phantasie begleitet diesen Künstler auf Schritt und Tritt. Sie verklärt selbst das Unbedeutende. Wir wissen sehr wohl, daß sich für jede dramatische Künstlerschaft zuletzt ein Apparat auch ihrer höhern Technik ergibt; selbst Thränen, Rührung, Wehmuth, Freude, Adel der Gesinnung, naives Träumen, Lyrik des Herzens, alle diese höhern Mittel der Menschendarstellung, die in Engel's Mimik nicht mit Chodowiecki'schen Kupfern dargestellt stehen, können und müssen zuletzt eine Art von Handwerkszeug werden, um den plattesten Ausdruck zu gebrauchen; ja es gibt leider Stunden, wo man beim besten Künstler nur sein Metier sieht. Allein sich dies Handwerkszeug selbst geschaffen haben, es hundert Nachahmern gegenüber seine erste Erfindung nennen dürfen, es mit Seele und Phantasie anwenden und in glücklichen Stunden, bei einer neuen Schöpfung, vor einem neuen Publicum es sogar so brauchen, als wäre jeder Schmerz, jede Freude, jede Thräne, jede schwungvolle Figur der Rhetorik in diesem Momente erst erfunden und neugeboren, das sind Vorzüge, über welche die Kunstgeschichte Buch zu führen hat und wo auch sie ihre vollsten Kränze auf die Stirn eines Künstlers drücken wird, dem die Gegenwart, wo er nur auftrat, jede erdenkliche Ovation des Enthusiasmus darbrachte. Im Fach der jugendlichen Helden kann es immer nur darauf ankommen, Darsteller zu gewinnen, die sich auf verständige Art Emil Devrient zum Muster genommen haben. Sie werden dann den ganzen Schwung der Idealität, der einst Ludwig Löwe auszeichnete, ebenso besitzen, wie Devrient's geistige, dem Dichter verwandte und sein Werk mit vollkommenstem Verständniß reproducirende Ebenbürtigkeit der Auffassung, eine Befähigung, die leider in einem erschreckenden Grade an dem schauspielerischen Nachwuchs abnimmt.

Von dem Vorhaben, künftig den Engländern auch unsere neue dramatische Literatur vorzuführen, versprechen wir uns keinen besondern Erfolg. Die Engländer sind in den politischen, religiösen und moralischen Begriffen nicht heimisch, welche in der neuen deutschen Literatur sich der poetischen Formen bedienten. Sie werden eine lustige Komödie von Kotzebue all unserer Nachromantik und Tendenzdramatik vorziehen.

Zum häuslichen Herd.

Eine sinnige Frau ersucht uns, folgende Gedanken zu veröffentlichen:

* * *

Im kleinsten Thale kannst du wohnen und die Zeit schwingt dich dennoch um wie die Achse der Erde.

* * *

Die Welt ist ein Kreisel, den der Genius peitscht.

* * *

Die süßeste Rache ist, dem Feinde zu verrathen, daß man ihm förderlich sein könne und wolle.

* * *

Der mächtigste Herrscher ist der Schein des Dienens, wenn ihm geglaubt wird.

* * *

Vor deinen Sarg trete wie vor deine Schlummerstätte! Du legst nur deine Kleider ab.

* * *

Oft sieht das Glück dich an mit holden Blicken
Und du versäumst es nur, ihm zuzunicken.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 48. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. G. Kohl.

I.

Selten tritt eine Erscheinung urplötzlich ins Leben. Wenn ein Le Verrier einen neuen Planeten *entdeckt*, so hat ihn schon lange vor ihm ein Olbers *vermuthet*; Lalande hat längst berechnet, daß er ungefähr da oder dort am Himmel gefunden werden *müsse*; Herschel *glaubt* ihn vielleicht schon ein mal in dem Spiegelbilde seines Riesenteleskops gesehen zu haben, bis Le Verrier ihn dann endlich sieht, ihn Neptun nennt und ihn für uns und alle Ewigkeit festhält. Ebenso hatte auch die Enthüllung des ganzen amerikanischen Continents eine lange Morgenröthe. Jahrhunderte lang ist er so zu sagen ein Irrlicht gewesen, das vor den Augen der Welt umhertanzte, durch einen leisen Schimmer sich wol dann und wann zu erkennen gab, ja schon einmal ziemlich deutlich hervortrat und doch wieder in Finsterniß verschwand, bis endlich Columbus und seine Nachfolger es fixirten und gleichsam für immer an ihm vor Anker legten.

Nur an einem Punkte, im äußersten Nordwesten, nähert sich die neue Welt der alten in einem sehr hohen Grade. Bei der Beringsstraße berühren sich beinahe beide Continente. Nur ein schmaler Wasserarm, den selbst rohe Völker in ihren Canoes leicht überfahren, trennt sie hier. Im Winter sind sie von einer compacten Eisbrücke, die von Ufer zu Ufer hinübergeht, verbunden und noch außerdem schlingt sich eine Reihe von Inseln, die sogenannten Aleuten, wie eine Kette von Welttheil zu Welttheil hinüber. Klima, Bodenbeschaffenheit, die todte und lebendige Natur sind auf beiden Seiten sehr ähnlich. Die Thiere bewegten sich herüber und hinüber. Der Austausch der Pflanzengesäme konnte ebenso leicht vermittelt werden. Und daß auch die Menschen stets von einem Continent zum andern hinüberwanderten, können wir aus dem Umstande schließen, daß noch heutiges Tags die Völker auf beiden Seiten nicht nur äußerst gleichartig sind, sondern daß auch die asiatischen Tschuktschen beständig nach Amerika zu Markte kommen, sowie umgekehrt die amerikanischen Eskimos nicht selten ihre Fisch- und Jagdpartieen nach Asien hin ausdehnen. Die Geschichte der Eskimos, die Traditionen einiger Indianerstämme Nord-

amerikas, ja ſogar, wenigſtens nach der Meinung Vieler, die hieroglyphiſchen Chroniken der Mexicaner weiſen auf dieſe nordöſtlichſte Ecke Amerikas als den Ausgangspunkt ihrer Ausbreitung und Völkerwanderung hin.

Daß wir dort an der Beringsſtraße den früheſten Columbus, der vielleicht in einem ausgehöhlten Baumſtamme von einem Continent zum andern hinüberruderte, oder den Noah, der in einer Arche das Geſäme der Schöpfung von Weſten nach Oſten führte, zu ſuchen haben, geht daher aus jenen Verhältniſſen im Allgemeinen als ziemlich wahrſcheinlich hervor, obwol die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes ſo tief in hiſtoriſches Dunkel verhüllt ſind wie der Nordpol in Eis und Schnee. Es iſt aber ein durch alle unſere neuern Weltumſegler beſtätigtes Factum, daß chineſiſche und japaneſiſche Schiffe vom Sturm verſchlagen in Kamtſchatka, auf den Aleuten, an der Weſtküſte Amerikas zu Zeiten geſcheitert ſind. Schiffbrüchige aus dieſen Ländern fanden die Ruſſen im Nordoſten Aſiens vor, ſowie die Engländer im Nordweſten Amerikas. Erwägen wir dabei, daß die Chineſen und Japaneſen vielleicht die älteſten Schiffahrer der Welt ſind, daß ſich gar nicht mehr beſtimmen läßt, wie lange vor Chriſti Geburt ſie ſchon große Fahrzeuge zu bauen verſtanden und mit der Segelſtellung und ſogar vielleicht mit dem Kompaß bekannt waren, ſo kann man das Scheitern aſiatiſcher Fahrzeuge und das Landen chineſiſcher und japaneſiſcher Mannſchaften an den amerikaniſchen Küſten allerdings als eine im Laufe der Zeiten ſehr gewöhnliche und uralte Erſcheinung betrachten und man darf es daher beinahe als ausgemacht annehmen, daß jene genannten von allen alten Culturvölkern die erſten waren, welche den Boden der neuen Welt betraten.

Chineſiſche Hiſtoriker des 9. Jahrhunderts ſprechen von einem Lande im Oſten Aſiens, das ſie Fou-hang nennen und einige Europäer haben geglaubt, ſie hätten Amerika damit bezeichnen wollen. Auch wollte man glaublich machen, daß viele Schiffe von der großen Flotte, welche Kublai-Khan im 13. Jahrhundert gegen Japan ausrüſtete und die durch Sturm zerſtreut wurde, nach Amerika verſchlagen und dann durch ſie dort die Cultur und die Staaten Mittel-Amerikas geſtiftet ſeien. Neuere Forſcher haben es indeſſen feſtgeſtellt, daß mit jenem chineſiſchen Oſtlande Fou-hang nichts weiter als Japan gemeint und daß jene Landung einer chineſiſchen Flotte in Central-Amerika aus der Luft gegriffen ſei. Auch wendet Amerika Aſien und dem Stillen Ocean ſeine am wenigſten lockende Seite, ſo zu ſagen ſeinen Rücken zu. Die Ufer ſind hier auf langen Strecken hafenlos und ſteil. Die rauheſten und maſſenhafteſten Gebirge drängen ſich hart längs des Küſtenſaumes hin. Keine fruchtbaren Niederungen, wenige ſchiffbare Ströme laſſen ſich zum Ufer herab. Das Klima iſt regnigt und ſtürmiſch. Alle ſeine ſchönen Ströme, ſeine fruchtbaren Fluren, die meiſten ſeiner einladenden Häfen ſtreckt die neue Welt nach Oſten hin. Dem Atlantiſchen Ocean ſind ihre Arme, ihre Mündungen, ihm iſt ſo zu ſagen ihr ganzes Angeſicht zugewandt und von hier aus ſcheint ſie alſo durch ihren ganzen Bau auch ſo zu ſagen bereit, ihren Erlöſer aufzunehmen.

Wie die Küſten Amerikas zum Empfange der Weltbewegung aus Oſten bereit ſind, ſo iſt auch die ganze Oberfläche unſers Globus auf einen Marſch der Civiliſation aus Oſten nach Weſten eingerichtet. Aus Oſten ſteigt die Sonne empor. Aus Oſten ſtrömen im Atlantiſchen wie im Stillen Oceane die regelmäßigen Winde, welche die Engländer ſo bezeichnend die trade-winds, d. h. die Handelswinde, die großen Verkehrswinde nennen. Und wie ſie, ſo bewegen ſich auch die Hauptſtrömungen der Oceane ſelber von Oſten nach Weſten und bewirken es, daß Geſäme und Thiere und Menſchen dieſem Zuge folgen und in einer unaufhörlichen Wanderung, von Oſten nach Weſten drängend, den Globus umkreiſen. Die Civiliſation mußte erſt ihren weiten Marſch durch Aſien nach Weſten hin bis zu der Küſte des Atlantiſchen Oceans vollendet haben, bevor ſie die nach ihr oſtwärts ausgeſtreckte Hand Amerikas ergreifen konnte. Erſt als dies geſchehen war, konnte

ſie dann über Amerika hinweg auch wieder China von Oſten her ergreifen und es, nachdem ſie den ganzen Umkreis vollendet, mit Amerika verknüpfen, was nun vor unſern Augen und in unſern Tagen geſchieht, indem chineſiſche Auswanderung ſich jetzt anſchickt, maſſenhaft in die amerikaniſchen Länder an der Südſee, in Californien, Mexico, Columbia auszuſtrömen.

In den Tagen des Alterthums entwickelten die Phönizier ihre Marine zuerſt auf den benachbarten Gewäſſern, dem Rothen und Mittelländiſchen Meere, und erhoben ſich hier, von Cap zu Cap, von Inſel zu Inſel ſchiffend, zu immer größerer Kunde und Geſchicklichkeit. Nach Weſten und Süden vorſchreitend, gelangten ſie dort bis an das große Thor, das ſie die Säulen des Hercules nannten, die jetzige Straße von Gibraltar und hier bis an die andere merkwürdige Enge, die heutzutage das Thor des Todes heißt, die Straße von Bab-el-Mandeb. Lange mochten dieſe beiden gefürchteten Pforten die Grenze ihrer Schiffahrt bleiben. Endlich aber wurden auch ſie durchſchifft und die ägyptiſchen und phöniziſchen Matroſen gelangten ſo in die großen Oceane hinaus.

Jenſeits der Säulen des Hercules trennten ſich die Waſſerſtraßen, die in den Zeiten der Kindheit der Küſtenſchiffahrt längs des Ufers liefen und ſpalteten ſich in zwei verſchiedene Wege, von denen einer nordwärts längs der hiſpaniſchen Halbinſel nach Gallien, Britannien und dem Norden und der andere längs des afrikaniſchen Continents nach Süden ging. Die Phönizier folgten, als ſie zum Thore hinaus waren, beiden Richtungen und ſetzten ihre Entdeckungen und ihre Colonieengründungen nach beiden Seiten fort, wie denn dies auch nach ihnen die Karthager, die Griechen, die Maſſilier und Römer und überhaupt Alle, welche je aus jenem Thore nach Weſten ſchiffend hervorſegelten, gleichfalls und ebenſo gethan haben. Und bei beiden Richtungen erreichten ſie ſchon die großen Naturſtraßen, welche nach Amerika führen, auf dem Nordwege nach Britannien und dem entfernten Thule, das nur noch wenige Längengrade von Grönland und Amerika entfernt liegt; auf dem Südwege zu den Canariſchen Inſeln, aus deren Nähe der merkwürdige oſtweſtlich gerichtete Meeres- und Luftſtrom leiſe und ſtetig nach Amerika hinübertreibt. Bei dem großen Geheimniſſe, mit dem die Phönizier, Aegypter und Karthager ihre Schiffahrten und Handelsſpeculationen umhüllt haben, iſt es freilich ſchwer, genau zu beſtimmen, wie weit ſie nach Norden, Süden und Weſten gekommen ſein mögen. Allein dies ſcheint wenigſtens gewiß, daß ſie mehr als die Hälfte des Wegs von Tyrus nach dem großen Weſt-Continente häufig zurücklegten.

Wir haben Nachrichten darüber, daß die Phönizier ſowol als die Aegypter ſchon ganz Afrika umſegelten. Manche Gelehrte halten zwar dieſe Nachrichten für unzuverläſſig. Andere glauben, es ſei dieſer Periplus mehr als ein mal von ihnen ausgeführt. Iſt dies der Fall, ſo iſt es möglich, ja beinahe wahrſcheinlich, daß ſie dabei zuweilen, wenn auch nur als Schiffbrüchige, gewiß nach Amerika hinübergeführt wurden. Afrika greift ſo weit nach Weſten, und Süd-Amerika ſo weit nach Oſten hinaus, daß zwiſchen beiden äußerſten und ſich begegnenden Punkten nur eine Längen-Differenz von kaum 250 Meilen bleibt. Und noch dazu findet dieſe Annäherung in einer Gegend ſtatt, in welcher Winde und Meeresſtrömungen beinahe von ſelbſt nach Weſten hinüberführen.

Es iſt bekannt genug, daß der Portugieſe Cabral bei einer eben ſolchen Umſchiffung Afrikas das Schickſal hatte, nach Braſilien verſchlagen zu werden und dieſes weſtliche Land, das er ſo zu ſagen auf ſeinem Wege zum Oſten berührte, zu entdecken. Und ebenſo bekannt iſt es, daß noch jetzt die Schiffer, wenn ſie Afrika umſegeln, häufig in braſiliſchen Häfen, als wären es ihre Wegeſtationen zur Erfriſchung und Ausbeſſerung, vor Anker gehen. Unwillkürlich und wider ſeinen Willen mag alſo auch mancher Phönizier auf ähnliche Weiſe ſchon zu dem öſtlichen Theile Amerikas hinübergeführt ſein, ſowie auch mancher chineſiſche Capitän, nach Dem, was ich oben ſagte, in die weſtliche Partie der

Neuen Welt verschlagen wurde. Neuere Forscher haben auch in Amerika selbst deutliche Spuren der Anwesenheit der Phönizier finden wollen, einige haben sogar behauptet, daß sie einen fortgesetzten und stetigen Handelsverkehr mit den Antillen und Central-Amerika im Stillen geübt hätten und die Untersuchungen und Acten über diesen merkwürdigen Punkt sind noch keineswegs als abgeschlossen zu betrachten.

Den Fußtapfen jener alten Meister der Segelkunst folgten aber zunächst die Griechen, deren Städte zum Theil von Phöniziern und Aegyptern gegründet waren. Auch sie entwickelten in ihrem kleinen Archipelagus von Insel zu Insel, von den Küsten des Peloponnesos zu denen Kleinasiens fahrend, gleich wie ihre Vorgänger eine bedeutende stets wachsende Marine und dehnten aus den innersten Verstecken des Mittelländischen Meeres nach und nach ihre Entdeckungen und Handelsspeculationen über alle Gewässer innerhalb der Säulen des Hercules aus. Doch beschränkten sie sich der Hauptsache nach auf diese Gewässer. Einen weitgehenden Welthandel, wie die Phönizier, die im Alterthum einzig dastehen, begründeten die Griechen nicht. Viele geographische Kenntnisse, welche den Phöniziern bereits sehr geläufig waren, gingen, nachdem der Halbgrieche (Alexander) Tyrus zerstört hatte, wieder verloren. Daß Afrika eine Halbinsel sei und umschifft werden könnte, bezweifelten die Griechen und sie versuchten dergleichen nicht. Doch scheinen sie einige der phönizischen Entdeckungen als Traditionen bewahrt zu haben. Sie berichten von gewissen Inseln im Westen, die sie die Glückseligen nennen und in denen die meisten Gelehrten die Canarischen Inseln, Manche aber die von Phöniziern besuchten Antillen in Amerika erkennen wollen. So erzählen sich die Griechen auch von einer noch viel größern Insel im Westen, die sie Atlantis nannten und die Plato für größer hielt als Europa und Afrika zusammengenommen. Diese so merkwürdige und leider so dunkle Sage der Griechen von der Atlantis müssen wir entweder als eine Ueberlieferung phönizischer Schiffer oder als ein Product der Speculationen der griechischen Philosophen und Kosmographen betrachten. Diese letztern ahnten und wußten es längst, daß die bewohnte Erde nicht eine im Meere schwimmende flache Scheibe, sondern eine Kugel sei. Pythagoras bewies dies unter anderm öffentlich in seiner Schule aus dem Erdschatten, den er bei den Verfinsterungen des Mondes beobachtete. Sie stellten sogar Berechnungen über die Größe dieser Kugel an und kamen dabei zu Resultaten, die man nicht eben übertrieben falsch nennen kann. Nahmen die Griechen also an, daß die Erde eine Kugel sei und daß sich demnach die ihnen bekannten Festländer gleichsam wie Blätter auf der Oberfläche dieser Kugel herumbögen, so mußten sie auch die ganz natürlich daraus abzuleitende Consequenz acceptiren, daß der Ocean nicht ohne Grenze sei, daß man, wenn es nur an Kühnheit und Geschick nicht fehle, die ganze Erde umreisen könne, daß man, nach Westen segelnd, entweder wieder nach Asien kommen oder in der Mitte des Oceans noch ein großes Land finden müsse. Plato, wie gesagt, deutete dies Letztere an und beschrieb auf romanhafte Weise das große Land Atlantis im Westen, als hätte er Amerika gleichsam wie durch eine Fata morgana am fernen Westhorizonte auftauchen sehen. Einst habe, — setzte er hinzu, — dies Land wirklich existirt, nachher sei es durch eine große Erdrevolution wieder zu Grunde gegangen und diesen Zusatz des Plato möchte man sich veranlaßt sehen, so zu deuten, daß einst das große Westland den Schiffern bekannt war, später aber, als phönizischer Unternehmungsgeist nicht mehr am Steuerruder stand, die Kunde davon verloren ging. Daß die Griechen nicht nach den Fingerzeigen und Andeutungen ihrer Kosmographen und Astronomen segelten, ist wol nur dem Umstande zuzuschreiben, daß sie noch geschicktere Denker auf dem Felde der theoretischen Speculationen, als kühne Praktiker auf dem Gebiete der Schiffahrt waren. Man könne wol, so sagten oder dachten sie, die Welt umreisen, wenn nicht im Westen die See durch das untergegangene Land Atlantis in einen Sumpf verwandelt, wenn nicht die Gewässer im Norden in Folge der

Kälte so dickflüssig wären und wenn nicht im Süden in Folge der Hitze Alles zerschmölze oder in Flammen aufginge.

Die weitesten geographischen Entdeckungsreisen der Griechen sind wol von ihrer Pflanzstadt Massilia (Marseille) im westlichen Becken des Mittelländischen Meeres unternommen worden und namentlich ist hier der berühmte marseiller Handelsmann und Schiffer Pytheas zu nennen, der hoch in den Norden hinaussegelte, Großbritannien und Schottland umschiffte und bis zum entlegenen „Thule" gelangte, welches Einige für Island, Andere aber für die Shetlands-Inseln halten. Mag Dies oder Jenes sein, so ist es klar, daß Pytheas auf dem besten Wege war, Amerika zu entdecken, zu dessen äußersten Ausläufern nach Osten er von Island und den Shetlands-Inseln aus nur noch wenige Längengrade entfernt war. Allein Pytheas glaubte, weiter zu schiffen sei unmöglich und noch lange Jahrhunderte nach ihm blieb der berühmte Name Thule die Bezeichnung des äußersten erreichbaren Landes nach Nordwesten.

Zu einer Zeit, wo es noch keine Druckerpresse, keine wissenschaftliche Oeffentlichkeit, keine Weltliteratur, kein alle civilisirten Völker umschlingendes Band, eine einige Culturreligion, gab, wo die jetzt jedem Kinde gelehrten Dinge in den Mysterien geheimnißvoller Gesellschaften als staunenswürdige Offenbarungen überliefert wurden, wo jedes Volk für sich einherschritt, wo den Fremden die gemachten Entdeckungen auf das strengste verschwiegen wurden, — es ist begreiflich, sage ich, daß in einer solchen Zeit die Wissenschaften *oft aufblühen* und wieder *verblühen* mußten, da jedes Volk, so zu sagen, immer wieder von vorn anfangen und den mühseligen Kreislauf seiner Vorgänger von Neuem durchmachen mußte.

Als daher den Griechen endlich die *Römer* folgten, erbten diese in Bezug auf geographische Kenntniß zunächst nicht viel von jenen. Sie setzten erst nach Britannien hinüber unter Cäsar, der nun erst wieder *vermuthete*, daß dies Land eine große Insel sei. Endlich zur Zeit des Kaisers Claudius sandte der römische Feldherr Agricola eine Flotte nach dem Norden, die ganz Britannien ringsumher umschiffte, die Orkadischen Inseln unterwürfig machte und das entfernte Thule von Weitem erblickte. Dies hielten die Römer für eine ganz neue Entdeckung und doch war es nur die Auffrischung einer alten, aber verlorengegangenen Kenntniß.

Die Römer waren Soldaten und Staatsmänner. Die speculirenden Philosophen, Astronomen und Kosmographen ihrer Zeit waren, wie z. B. Strabo und Ptolemäus, von griechischem Stamme. Ebenso die Gehülfen der Geographen, die Schiffer und Kaufleute. Die Römer wollten die Welt nur so weit kennen, als sie sie beherrschen konnten. *Ihr* Reich nannten sie Orbis terrarum (den Erdkreis). Diesen römischen Erdkreis, dessen Theile sie durch ein wunderbares und kolossales Netz von Landstraßen innig verknüpft hatten, kannten sie freilich *gründlich* und sie haben im Innern desselben bessere Entdeckungen und von ihm werthvollere Schilderungen gemacht als ihre Vorgänger, die nur längs den Küsten streifenden Griechen und Phönizier. Aber um Das, was sie innerhalb der Grenzen ihres Reichs nicht festhalten konnten, bekümmerten sich die Römer weniger und ließen die griechischen oder ägyptischen Fabeln von den Glückseligen Inseln, von der Atlantis und von großen Ländern im Westen auf sich beruhen. Thule blieb unter den Römern das Nec plus ultra, Norwegen dachten sie sich, was es nicht war, als eine Insel und Afrika, was es auch nicht war, als unumsegelbar. Das Meer im Westen aber wurde fast noch dunkler, als ihre Vorgänger es sich vorgestellt hatten. Nur wenige solcher prophetischen Geister gab es unter den Römern, die so weit in die Finsterniß der Oceane und Zeiten hinausschauten, wie der Philosoph und Dichter Seneca, von dem der berühmte Ausspruch herrührt:

Venient annis secula seris
Quibus Oceanus vincula rerum
Laxet, et ingens pateat tellus
Typhisque novos detegat orbes, —
Nec sit terris ultima Thule.

(Es sollen dereinst in späten Zeiten Jahrhunderte kommen, in welchen der Ocean die Schranken der Dinge durchbrechen, die Grenzen erweitern wird. Da wird die Erde sich weithin vor uns eröffnen, Typhis *) wird neue Kreise enthüllen und es wird für unsere Länderkenntniß kein äußerstes Thule mehr geben.)

Diese merkwürdige Prophezeiung des Seneca ist in seinem bekannten Drama „Medea" dem Chor in den Mund gelegt. Vielleicht wurde er dazu durch die Lectüre der kosmographischen Speculationen der alten Griechen und Aegypter veranlaßt. Vielleicht glaubte er an die Atlantis des Plato und sah eine neue Welt im Westen dämmern.

Nach dem Untergange des römischen Reichs, in den Zeiten der sogenannten Völkerwanderung zieht sich wieder eine dichte Finsterniß über das ganze weite und schöne Culturbecken des Mittelländischen Meeres und über das ihm angrenzende Europa. Die römischen Städte, die Pfleger der Bildung, werden zerstört. Die Annalen der römischen und griechischen Geschichte und Literatur werden zum Theil verbrannt und vernichtet und selbst das Gerettete wurde nur von Wenigen gelesen oder verstanden. Der ganze von den Römern civilisirte Orbis terrarum zerfällt in eine Menge nur lose zusammenhängender Reiche, zwischen denen der friedliche Handelsverkehr stockt und aufhört. Von Entdeckungsreisen, von Erweiterung des geographischen Horizonts ist nicht die Rede. Die kosmographische Kenntniß, die man bereits erlangt hatte, geht in so hohem Grade wieder verloren, daß man auch an die Kugelgestalt der Erde nicht mehr glaubt. Nicht nur der gemeine an der Scholle klebende Mann, sondern auch die weltschauenden Lehrer der Menge, die Leute, die als Orakel galten, glaubten und lehrten es, die Welt, d. h. Asien, Afrika und Europa, sei eine viereckige flache Erdscholle, die mitten in einem grenzenlosen Oceane schwämme und mehre der ersten Schriftsteller des Christenthums der Kirchenväter machten es sogar zu einem Glaubenssatze: es gebe keine Antipoden. Cosmas, ein „großer" Reisender und Geograph des 6. Jahrhunderts, stellte die Erde so auf seiner berühmt oder berüchtigt gewordenen Landkarte dar. Die byzantinischen Griechen, die Nachkommen der alten schiffahrenden Hellenen, obwol sie allerdings noch länger als die Römer die Flamme der Cultur hegten, waren doch durch die wandernden Ströme der Barbaren, die im Süden und Norden an den Grenzen ihres Reichs oft vor den Mauern ihrer Stadt vorüberzogen, in hohem Grade von der übrigen Welt isolirt. Ihre physischen Kräfte wurden ganz in der Vertheidigung ihres immer mehr sich verengenden Reichs verbraucht, ihre geistigen in philosophischen Sophismen und religiösen Streitigkeiten, die sie eifriger in den Mauern ihrer Stadt fortführten. Die Welt draußen war voll Sturm und Graus und Handel, Schiffahrt, Erdkunde waren daher unter den Gewerben, Künsten und Wissenschaften diejenigen, welche die Byzantiner am wenigsten förderten.

Licht in die Erdkunde kam erst wieder durch die Araber und die Normannen, von deren Annäherung an die Entdeckung Amerikas in einem zweiten Artikel.

*) Der Name des von den Dichtern gepriesenen Steuermanns der Argonauten.

(Ein zweiter Artikel in nächster Nummer.)

Die Spinnen.

Eine naturhiſtoriſche Skizze.

Der kunſtreiche Bienenſtaat, der merkwürdige Haushalt der Ameiſen ſind Gegenſtand unzähliger Beobachtungen und intereſſanteſter Unterſuchungen geweſen. Weniger iſt dies der Fall bei einer zahlreichen Ordnung anderer Thiere, deren Naturgeſchichte in vielen Beziehungen gleichwol nicht minder merkwürdig erſcheint. . . Die Spinnen! hören wir zwar rufen — dieſe garſtigen Thiere! Aber wir wollen nur an das Mitgefühl erinnern, das die Leſerinnen ohne Zweifel bei der Geſchichte des gefangenen Grafen Lauzun und ſeiner Spinne beſchlichen, oder an die Freude über den „fliegenden Sommer und das Mariengarn", wenn ſie das Nahen des Lenzes künden oder dem trübern Herbſte noch einige heitere und ſchöne Tage einweben. Hat dies ja auch unſer Dichter nicht verſchmäht, wenn er den Sommerfaden für ein günſtiges Zeichen nimmt und ſingt:

Da fliegt, als wir im Felde gehen,
Ein Sommerfaden über Land,
Ein leicht und licht Geſpinnſt der Feen
Und knüpft von mir zu ihr ein Band.

Was der Phantaſie des liebenden Dichters zum Feengeſpinnſt geworden, iſt das Werk einer kleinen, etwa ſtecknadelkopfgroßen ſchwarzbraunen Spinne, der Sommerfäden-Spinne (Aranea obtextrix), die man nur ſelten zu Geſicht bekommt, weil ſie ſich ſchnell auf den Boden fallen läßt, ſobald ſie einen nahenden Tritt hört. Dies iſt wol auch die Urſache, daß man lange über den Urſprung dieſer Fäden und Gewebe, welche im März und dann wieder im October und ſchönen Novembern Felder, Wieſen und Hecken überziehen und in deren feinſtem Flore hängende Thautropfen blitzende Edelſteine und kleine Sonnen bilden, im Ungewiſſen war. Die fliegenden Sommerfäden ſelbſt erwähnt keiner der alten Schriftſteller und bezeichnend genug iſt es ein Dichter, und zwar der Engländer Chaucer (geſtorben 1400), der ſich, ſoviel man weiß, zuerſt ihrer poetiſch bemächtigt hat. Man glaubte wol auch, die kleinen Spinnen ſpritzten die Fäden hervor und ließen ſich mit ihnen in die Luft fliegen, um auf dieſer Reiſe kleine Inſekten zu fangen, alſo das utile cum dulci zu vereinen, und der Thau mache dann die Fäden zu Boden fallen; Andere hielten gar die leichten Boten heiterer Tage für Ausdünſtungen der Pflanzen, die, in der Luft verdichtet, herabfielen. Das Irrige dieſer verſchiedenen Vermuthungen iſt nun nachgewieſen. Die kleinen Thiere ſelbſt kann man des Morgens zu vielen Tauſenden erblicken, wenn der Thau verdunſtet und das Geſpinnſt trocken iſt. Der Luftzug, der die Spinnen von einem Halme oder Zweige zum andern treibt, führt auch einzelne Fäden mit fort und daran hängen freilich zuweilen Spinnen, woher die Meinung eines abſichtlich hervorgebrachten Fliegens gekommen ſein mag. Fliegen die Fäden im Frühjahr umher, ſo ſagt der Landmann: „Der Sommer kommt an!", im Herbſte „fliegt er ihm weg".

Finden wir auch alle Spinnen als geſchickte Arbeiterinnen feinſter, wunderbarer Gewebe, ſo haben doch nicht alle den gleichen Zweck dabei. Die Einen brauchen ihr Geſpinnſt nur zum Austapeziren ihrer Wohnungen, zur Hülle für ihre Nachkommenſchaft und wie der Seiltänzer zum Feſthalten bei ihren Bewegungen; Andere gehen weiter und ſpinnen ihre Netze recht eigentlich für den Fang. Schwache Thiere haben zur Waffe auch die Liſt erhalten. Es hat wol Jeder ſchon geſehen, wie am Ende des Gewebes eine höhlenartige Zelle ſich befindet, in welcher die Spinne wohnt, aber auch lauert, bis etwas für ſie zur Nahrung Brauchbares ſich nähert und im Netze verwickelt. Wie ein Blitz ſchießt dann die Spinne herbei, tödtet die zappelnde Fliege oder Schnake, ſaugt ſie aus und begräbt ſie dann gleichſam, indem ſie dieſelben mit Fäden umwickelt. Kleinere Fliegen werden wol auch uneingewickelt in die Höhle geſchleppt. Dieſe Zelle iſt nicht immer un-

mittelbar an dem Gewebe, sondern versteckter angebracht und mit jenem durch einen Faden verbunden, der einestheils als eine Art Telegraph dient, um der Lauernden sofort anzuzeigen, wenn sich etwas im Netze gefangen hat, anderntheils als hängende Brücke, auf der sie schnell zu dem Orte eilt, von dem die Bewegung ausgegangen. Einige Spinnarten verschmähen indeß die Hinterhaltskünste und Fallstricke der andern. So stürzt sich die Löwenspinne mit ungemeinem Muthe und äußerster Gewandtheit auf ihre Beute, obgleich sie keineswegs die größte und stärkste ist, und zeigt sich nur beim blendenden Lichte der Sonne. Die Wolfs- oder Jagdspinnen, zu denen auch die vielbesprochene und vielgefürchtete Tarantel gehört, machen keine Netze, sondern gehen Tags über auf die freie Insektenjagd und haschen ihren Raub im Sprunge.

Höchst verschieden in Anordnung und Vollkommenheit sind die mannichfaltigen Gewebe, von den regelmäßigen, in allen ihren Theilen vollendeten, entweder perpendiculär hängenden oder horizontal ausgespannten, bis zu den rohern, kettenartigen aus von oben nach unten hin und her gezogenen Fäden. Sind mehre Spinnen beisammen, so ist es nicht blos der Schwache, der unterliegt; sie wissen sich dann so zu stellen, daß auch der Starke, der das erste Netz durchbrochen hat, dem zweiten gewiß nicht entgeht. Der merkwürdige Apparat, welcher den Stoff für das Gewebe liefert, besteht aus den Spinndrüsen und Spinnwarzen. Letztere, an der untern Seite des Hinterleibs, haben bei den größern Spinnen oft über tausend Oeffnungen, aus welchen die Fäden kommen. Was wir als Spinnfaden erblicken, ist in der Regel schon nicht mehr der außerordentlich feine Einzelfaden, sondern eine bereits durch die Fußklauen der Spinne bewerkstelligte Vereinigung vieler Hunderte solcher Fäden. Man hat wol auch schon daran gedacht, die Eierhülsen (Cocons) in der Industrie zu verwenden und Strümpfe und Handschuhe davon gemacht. Der Erfolg lohnt der Mühe nicht, da einmal die Spinnenseide weniger fein und glänzend ist als die der Seidenwürmer, sodann eine ungeheure Menge Spinnen nöthig wäre, um nur eine geringe Quantität ihres Products zu erlangen (nach Réaumur 600,000 Spinnen für 1 Pfund).

Erwähnen wollen wir noch zwei Spinnarten wegen ihres bewundernswerthen Haushalts. Die Wasserspinnen schwimmen und wohnen im Wasser, wo sie sich eine dichte Glocke wie eine Taucherglocke zur Wohnung weben, die sie mit Fäden an Wasserpflanzen befestigen. Die Art und Weise, wie sie an der Wasserfläche Luft holen und in die dadurch sich immer mehr ausdehnende Glocke tragen, um dann ruhig in derselben zu sitzen und auf ihre Beute zu lauern, ist höchst interessant. Danach überspinnt sich das Thier mit einem weichen und klebrigen Ueberzug, der sich beim Hinein- und Herausschlüpfen wieder schließt, ohne das Wasser eindringen zu lassen; und während die erste abgestreifte Blase die künftige Wohnung bildet, dient jede folgende, welche an der Oberfläche des Wassers um die Spinne sich von Luft ausdehnt, dazu, der erstern Glocke Luft zuzutragen und sie auszudehnen. Nachbarglocken entstehen dann für das Weibchen und später für die Eier kleinere. Eine andere große, nur in südlichern Gegenden vorkommende Gattung, die Miniraspinnen, bietet eine Eigenthümlichkeit, die ähnlich im Thierreich nur noch bei dem Neste eines Vogels vorkommt. Diese Spinnen graben sich nämlich einen Gang in die Erde, kleiden ihn mit vielem Gewebe aus und schließen ihn mit einem künstlichen Deckel aus Fäden und Erde, einer förmlichen Fallthür, von welcher Fäden in das Innere der Höhle gehen, welche wahrscheinlich dienen, die Bewohnerin von dem außen Vorgehenden zu unterrichten. Den Deckel hält die Spinne mit vieler Kraft durch Kiefer und Beine bei jedem Versuche, ihn zu öffnen. Sauvages zu Montpellier hat darüber schon im vorigen Jahrhundert prächtige Beobachtungen gemacht.

Die gemeiniglich verachteten Spinnen sollten aber auch eine historische Rolle spielen, die in nichts Geringerm bestand, als daß sie als Gehülfen des französischen Generals

Pichegru bei der Eroberung Hollands aufgetreten sind. Dies hängt mit einer Eigenschaft derselben zusammen, die, früher vielfacher bekannt, jetzt ziemlich in Vergessenheit gerathen zu sein scheint, wie wir glauben mit Unrecht — nämlich mit ihrem Prophezeien des Wetters. Doch wir wollen die hierher gehörige Geschichte den Lesern etwas ausführlicher mittheilen, da sie Vielen gar nie bekannt geworden sein mag oder längst vergessen ist.

Quatremère Disjonval, Generaladjutant der Batavischen Republik und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, hatte bei dem Kampfe der Holländer gegen den Erbstatthalter eine Rolle gespielt und war bei dem Einrücken der preußischen Armee unter dem Herzoge von Braunschweig gefangen genommen worden. Disjonval brachte 89 Monate, von 1787 bis um die Mitte Januars 1795, wo die Neufranken einzogen, in einem Kerker zu Utrecht zu, in dem Langeweile wie Neigung für die Naturgeschichte ihn zur genauesten Beobachtung seiner einzigen Genossen — der Spinnen trieben. Die Summe dieser interessanten Beobachtungen hat Disjonval nachher in einem eigenen, 1797 zu Paris erschienenen Werke unter dem Titel: „De l'Aranéologie" etc. („Araneologie, oder über die Entdeckung des beständigen Verhältnisses zwischen dem Erscheinen oder Verschwinden der Spinnen und den atmosphärischen Veränderungen" u. s. w.) niedergelegt. Er brachte es dahin, daß in dem von ihm bewohnten Raume kein Spinnengewebe zerstört wurde, suchte möglichst viele Spinnen aller Art anzulocken und sah sich endlich von Tausenden dieser Thiere und ihren mannichfaltigen Geweben umgeben, zwischen denen er nun seine ungestörten Beobachtungen machte und dabei fand, daß die Spinnen vortreffliche Barometer und Thermometer seien und zwar noch mit dem Vorzuge, daß sie die Wetterveränderungen weit länger vorher als jene ankündigten. So versichert Disjonval, auf Thatsachen gestützt, daß man mittels der Spinnen wenigstens 14 Tage voraus eine Kälte ankündigen könne, wie diejenige gewesen, welche die schwersten Kanonen über die Waal zu führen erlaubte, oder ein Fallen des Wassers, wie er es im Juli 1795 in Leyderdorp vorhersagte und es nur die Hälfte der Schiffbrücken erfoderte, um über den Rhein zu setzen. Im Jahre 1792 glaubte der Verfasser selbst einige mal an seiner neuen Witterungskunde irre werden zu müssen, aber nur, um sie dann glänzend bestätigt zu sehen. Anfang Februars war kein Anschein von Kälte mehr vorhanden, aber seine Spinnen gaben ihre Winterzeichen und neun Tage darauf waren die Kanäle zugefroren. Nach deren Aufthauen mußte man den Winter um so sicherer zu Ende glauben. Indeß am 28. Februar bemerkte Disjonval eine neue Gährung unter seinen Pfleglingen, die auf noch etwas sehr Merkwürdiges deutete. Die neue Phase ward bei dem ersten Buchhändler der Stadt zur Kenntniß aller zu ihm Kommenden eingezeichnet. Einige Tage darauf regnete es, am 5. März noch. Das Benehmen der Spinnen blieb sich gleich; Disjonval schrieb dem Buchhändler täglich dasselbe Bulletin. Am 8. März fing es an zu winden; am 9. schneite es; am 10. gefror es und die Kanäle waren aufs Neue zugegangen. Unser Verfasser vergaß nicht, seine Beobachtungen auch praktisch machen zu wollen. Als er in demselben Jahre einen äußerst trockenen Frühling und Sommer voraussah, man also geringen Grauswuchs erwarten konnte, wollte er die Wichtigkeit seiner Wissenschaft für den Handel durch die That beweisen und mittels einer Handlungsgesellschaft alle Butter in Holland aufkaufen. Er fand indeß noch kein rechtes Vertrauen; die Vorhersage ging aber in Erfüllung, sogar auch so weit, daß es nicht einmal Grummet geben würde. Da, was den einen Erzeugnissen der Natur Nachtheil bringt, für andere ein Glück ist, z. B. eine Witterung, bei der es kein Heu gibt, dafür Wein verspricht, so würde allerdings den Erfahrungen Disjonval's auch ihr praktischer Nutzen nicht zu bestreiten sein.

Disjonval erzählt hierauf als denkwürdigsten Beweis von der Wichtigkeit der Spinnenprognostika auch für den Krieg die Eroberung Hollands durch die Franzosen im Winter

von 1794/95, und zwar wie folgt. Eine geringere Strenge eines seiner Gefängnißwärter machte es ihm möglich, den „Patrioten" von Utrecht und durch sie den Kämpfern an der Waal die Gewißheit eines Winters anzukündigen, der sie zu Meistern von allen Flüssen machen würde. Von diesem Ereignisse mußte auch seine Befreiung abhängen. Disjonval schreibt, als Anfang Decembers von Capitulation die Rede gewesen, seinen erneuerten Botschaften, daß längstens in 14 Tagen ein starker Frost eintreten müsse, die Verhinderung jener zu. Am 29. December trat Frost ein und Pichegru mit den Neufranken konnte unter blutigen Gefechten über die Waal setzen. Ein neuer Umstand, die Trübung des Wassers, die man für ein sicheres Kennzeichen des Aufthauens hielt, belebte die gesunkenen Hoffnungen der aristokratischen Partei in Holland. Aber Disjonval ward nicht müde und schrieb aus seinem Gefängniß das Prognostikon seiner Spinnen: „Daß, ehe drei Tage vergingen, eine noch stärkere Kälte als bisher eintreten würde", an die Utrechter Zeitung. Am 15. Januar gefror es von Neuem, am 16. zogen die Franzosen in Utrecht ein, womit für Disjonval auch die Stunde der Befreiung schlug. Die Dankbarkeit eiferte ihn zu weitern Forschungen zum Behufe seiner Befreier an. Eine stark in der Arbeit begriffene lebhafte Spinne von jener Art, „die im Winter sprechen", arbeitete im Hauptquartier der fränkischen Generale in Utrecht. Am 20. Januar setzte ein schreckliches Thauwetter die Generale in verzweifelte Verlegenheit über das Schicksal von 100,000 Mann und der Artillerie, die auf den Dämmen in vollem Marsche war. Es wurde selbst an einen schleunigen Rückzug gedacht. Allein Disjonval verlor den Kopf nicht und bürgte mit ihm für den Erfolg. Pichegru im Haag erhielt eine sehr lebhafte Spinne zugeschickt. Die Prophezeiung erfüllte sich und Holland fiel als unschätzbare Eroberung in die Hände der Franken. Die auffallenden Umstände veranlaßten das Wollziehungsdirectorium in Paris, die neue Lehre durch eine Commission militärischer Ingenieurs untersuchen zu lassen und das Nationalinstitut sollte die Entdeckung wissenschaftlich prüfen.

So erzählt Disjonval in dem angeführten Werke. Wie weit den Franzosen bei dem gemeldeten Ereignisse bezüglich des Einflusses seiner Mittheilungen auf den Gang desselben die lebhafte Phantasie etwa über die Grenzen des Wirklichen geführt habe, dürfte schwer zu ermitteln sein. Im Allgemeinen müssen wir bemerken, daß wir Gelegenheit hatten, für die Richtigkeit seiner Beobachtungen über das Vermögen der Spinnen als Wetterpropheten gewonnen zu werden, ohne jedoch umfängliche, genau verfolgte und zu Papier gebrachte Erfahrungen mittheilen zu können. Dem Landmann dient hier und da noch die Spinne in dieser ihrer Eigenschaft als ein sehr hochgehaltenes Mittel bei der Vornahme seiner ländlichen Beschäftigungen; und es läßt sich nicht leugnen, daß diese einfachste Meteorologie für Leute, welchen die künstlichen Barometer und Thermometer wol noch eine Zeit lang weniger zugänglich sein werden, bestimmte Vortheile und Verdienste hat. Und so mag sich denn auch ein sonst verachtetes Thier unserer Aufmerksamkeit durch seine beachtenswerthe Naturgeschichte erfreuen. Dr. Kn.

Der heidelberger Student.

Erinnerung an einen Augustmorgen am Rhein.

Eines schönen Tags war ich in einer heitern Rheinstadt, in einem Gasthofe, dessen Fenster auf den Strom gingen, frühzeitig erwacht. Es war ein klarer Sommermorgen; die lauesten, weichsten Lüfte drangen wie süße Worte aus einem lieben Munde zu mir herauf. Oben die Sonne, unten die blinkenden, grünen Wellen des herrlichen Stroms, der breit, tief, gewaltig, in stolzer Ruhe, wie ein Herrscher dahinging. Es mag schönere Gegenden geben,

Gegenden, die interessanter, malerischer, wärmer im Colorit, großartiger in den Formen sind, aber die vollönende Harmonie, die milde Farbenpracht, die edeln Linien, die welche Luft, mit welcher eine Landschaft am Mittelrhein uns bezaubert, ist gewiß in der ganzen Welt nicht mehr zu finden. Wer krank ist oder müde, verstimmt, lebenssatt und am Rhein nicht gesund, froh und glücklich wird, dem ist nicht mehr zu helfen. Die ganze Poesie des deutschen Südens liegt in diesen reizenden Ufern, in diesem Strome, über diesen Städten, in diesen Menschen. Da liegt wahrlich der alte Hort begraben und wenn hier nicht, so ist er ewig verloren. Die weichen, durchsichtigen Nebel des blanken Wasserspiegels steigen auf und wehen unsichtbar — wie die alten Helden und Geister der Sage des Rheins — um diese Hügel und Berge. Sie sind es, welche die Luft so eigen färben und in jene zauberhaften, unnachahmlichen Farbentöne stimmen; sie sind es, welche die Reben umhüllen, die an den felsigen Uferrändern hinaufranken und deren Säfte unter dem heißen Sonnenstrahl eines glücklichen Himmels zu dem edelsten Weine reifen, klar wie Gold, feurig und voll Wohlgeruch. Kraft und Milde, Feuer und Anmuth einen sich in diesen begünstigten Gegenden zum lieblichsten Bilde. Das Wasser, die Luft, die Ufer, der Wein, die Städte und ihre Bewohner — Alles trägt diesen Rheinlandscharakter; Alles ist vollendet, fertig, Alles ist ganz, was es sein soll und so einfach dabei. Wenn irgendwo in der Welt, so kann man hier ermüdet seinen Wanderstab niederlegen fürs ganze Leben, daheimsein, ausruhen und glücklich werden.

Eben kam das Dampfboot wie ein stolzer Schwan brausend den Strom herauf und legte unten an. Die Signalglocke schallte herauf, als zu gleicher Zeit ein heftiges Geräusch vor der Thür des benachbarten Zimmers sich vernehmen ließ. Es war — der Stimme und Ungeduld nach — ein Frauenzimmer, welches laut rief und pochte. Drinnen im Zimmer aber herrschte eine Ruhe wie im Olymp, wenn alle Götter schlafen. Jetzt wurde noch heftiger und lang anhaltend gepocht. Endlich vernahm ich deutlich ein mehrmaliges laut und lang austönendes Gähnen, wie wenn Jemand mit Behagen und Zufriedenheit aus einem gesunden Schlaf erwacht. Nach einiger Zeit wurde die Thür geöffnet und ich ward, an die dünne Bretterwand, die unser Zimmer trennte, herangetreten, Ohrenzeuge einer Unterhaltung zwischen Mutter und Sohn, die ich nur von einer Seite her berichten kann, da die Mutter in ein Nebenzimmer gegangen schien oder dies vielleicht, da es das ihre war, entriegelt hatte und sich nun wiederum in ihm befand:

Wetter, liebe Mama, Sie sind heute wieder früh munter; ich habe dagegen einen trefflichen Schlaf gehalten, Gott sei Dank und ich glaube, daß es sich nirgendwo auf Erden besser schläft als hier am Rhein. Und eigentlich bin ich schon sehr lange wach, denn ich wollte den herrlichen Morgen nicht versäumen; aber wenn ich so etwas recht genießen soll, muß ich dabei im Bette liegen....

Wie? ob ich auch in Heidelberg und früher in Göttingen so lange geschlafen hätte?

Aufrichtig gestanden noch viel länger; denn es ist eben noch früh; kaum 6 Uhr.

Langschläfer? Glauben Sie das nicht, Mama. Ein Langschläfer ist mir ein verhaßter Mensch. Ich bin das nie gewesen. Ich liebe blos, morgens etwas länger wachend im Bett zu liegen, das ist Alles. Ich versichere Sie, daß mir morgens, wenn ich bald auf der Seite, bald auf dem Rücken liegend gegen die Wand oder nach der Zimmerdecke schaue, die besten und tiefsinnigsten Gedanken einfallen, wie sie den Tag über gar nicht mehr kommen. Ueberhaupt, was will der schönste Tag gegen einen frischen, heitern Morgen?

Studiren?

Ach nein, Mama; das Studiren gehört zur Arbeit, zu den Mühen und Plagen des Tags, es ist wenigstens Geschäftssache. Der Morgen aber gehört dem Leben, dem höhern Genusse, mein' ich, der Poesie, den Musen, wie ja schon das Sprüchwort des Lateiners sagt. Das Gold, welches nach unserm deutschen Spruche die Morgenstunde im Munde

führt, ist etwas so Feines, Edles und Zartes, daß es durch die Arbeiten des unruhigen Tags voll Staub, Glut und Geräusch nicht verunziert werden darf. Der Morgen ist mir heilig. Sehen Sie nur die Luft da draußen wie rein, wie klar, wie frisch, sie hat den Athem der Unglücklichen, die Klagen und Seufzer der mühselig Arbeitenden, das Stöhnen der Leidenden noch nicht aufgenommen; sie ist noch unschuldig und harmlos, daher thut sie uns so wohl, wenn wir ihr klaren Auges, voll gesammelter Kraft aus der dumpfen Schlafstube die heißen Lungen entgegenbringen.

Das Frühaufstehen wäre Pflicht?

Glauben Sie das nicht; das ist ein Vorurtheil, ein alter Irrthum, ein Popanz, den uns die ältern Leute vormachen, die, weil sie selbst nicht mehr schlafen können, uns Jüngern zumuthen wollen, daß wir auf jene köstliche Erquickung des Morgenschlafs verzichten, den unser Alter uns noch gönnt, ja den unsere Jahre verlangen. Das frühe Aufstehen, glauben Sie mir, liebe Mama, ist ebenso schädlich und naturwidrig als das späte Schlafengehen. Daher liebe ich Beides nicht; mein Grundsatz heißt: spät auf, früh nieder, so will es die Natur selbst. Wenn man am Abend müd und erschöpft der Macht des Schlafs erliegt, wie wohlthuend löst er da mit sanften Händen, wie eine gute Mutter dem auf ihrem Schooße entschlummerten Kinde, leise ein Band um das andere, das uns ans Leben knüpfte. Die Welt hüllt sich nach und nach in Dämmerung und Dunkel, damit unsere Sinne, vom Glanze der Farben nicht mehr gereizt, ausruhen können und neue Kräfte sammeln zum Wachen und Arbeiten. Wie unnatürlich ist es nun, durch Lichterglanz, starke Getränke, Musik oder laute Unterhaltung sich aufregen und künstlich wach halten zu einer Zeit, wo der Schlaf uns leise und heimlich auf unserm Lager beschleichen und überwinden will! Wenn ich mich niederlege, so dauert es, so lange mir's gedenkt, kaum eine Viertelstunde bis ich ruhig und fest eingeschlafen bin; unruhige Nächte, schlagende Stunden, unheimliches Nachtgerüsch in Zimmern und Gängen, nächtlicher Straßenlärm sind mir unbekannte Dinge. Wie auf kühle Wogen bettet uns beim Entschlummern die Ruhe in ihren Schooß und wiegt uns ein. Immer ferner und deutlicher hören wir die Wellen des ersterbenden Lebens draußen, bis nur noch das dumpfe Murmeln der Brandung uns erreicht und wir endlich, gelöst von allen Fesseln, todt für diese äußere Welt und ihre Qualen dem Schlummergotte selig in die Arme sinken. Ja, acht bis neun Stunden in Einem Striche weg, liebe Mama, bis zum klaren, hellen Morgen! Gottlob, daß mir die Natur einen gesunden Schlaf beschert hat.

Sieben Stunden? Was? Sieben? Gottbewahre! Kaiser Augustus hat es gesagt. Und für einen Mann, der so viel zu thun und zu sorgen hatte, mag die Regel gut gewesen sein. Auch blieb er wahrscheinlich Abends lange auf, beim Spiel, in den Hofcirkeln oder bei der Arbeit. Aber gerade hierin liegt auch der Grund seines Frühaufstehens; wer dagegen früh schlafen geht, wird bekanntlich auch später wach. Das Frühaufstehen und in der Frühe Arbeiten, wovon Sie mir schon oft sprachen, taugt ganz und gar nichts. Jede unverdorbene Natur, jeder gesunde Geist sträubt sich dagegen. Für mechanische Arbeiten, die fertig werden müssen, mag es angehen, aber für geistige Arbeit, Studiren oder Selbstschaffen ist der frühe Morgen ganz und gar nicht geeignet. Ich habe mich schon wecken lassen und mich selbst genöthigt, nach dem Rathe kluger Leute, beim ersten Wachwerden mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett zu springen. Aber ich mußte büßen dafür. Den ganzen Morgen ging ich wie ein Träumender, wie ein Trunkener umher; das Einzige, was ich in diesem Zustande der halbblödsinnigen Nüchternheit denken konnte, war das Frühstück. Außerdem war mir durch die frühe Entweihung des Morgens der ganze übrige Tag verdorben. Ich schlief nach Tische mehre Stunden und konnte hernach nichts Kluges mehr weder denken noch thun.

Sie meinen — Aberglauben? Wegen des Sprunges? Mit beiden Füßen?

Die Natur liebt keinen Sprung und namentlich jenen frivolen Sprung aus dem Bette nicht; sie hat allenthalben Uebergänge von einem Zustande in den andern und so auch den Uebergang zwischen Schlafen und Wachen durch das Zwielicht, die Dämmerung, angedeutet. Diesen Gesetzen getreu, werde ich niemals die Schönheit und Unschuld des jugendlichen Tages durch die Pedanterie der Arbeit entheiligen. Ich will den Morgen genießen, nicht benutzen; aber von meinem Lager aus, mit gesundem Behagen, mit Pietät; ich will allmälig erwachen und munter werden. Die Stimmen des nach und nach sich regenden Lebens um mich her sind mir werth und theuer; ich will sie hören durch mein Fenster dringen, will mich der erneuten Kraft des Leibes und der Seele dankbar freuen; aber ich will erst aufstehen, wenn die Frühe schon über die Berge entwichen, wenn die Straßen schon belebt sind und mir die Sonne warm und heiter ins Angesicht schaut.

Wie? Sie wären in Ihrer Jugend — was — auch streng angehalten worden?

Mag sein, liebe Mama, aber ich freue mich, daß Sie dennoch mild und gut geblieben sind. Wenn ich einmal Kinder haben werde, so ist gewiß, daß ich sie arg verwöhne, aber ich werde sie auch so lieb haben, so lieb, daß sie unmöglich böse Menschen werden können, sie werden mich so lieb haben, wie ich Sie, liebe Mama. Seien Sie nur ruhig, ich werde schon studiren und arbeiten so lange und so viel ich kann; aber ich werde auch schlafen, das versteht sich. Und jetzt, wollen wir das Frühstück oben oder unten verzehren?

Unten?

Gut, Mama, ich komme gleich.

Ich theilte diesen Dialog mit, um das gesunde, fröhliche Behagen zu schildern, das uns die herrlichen Ufer des Rheines wecken.

Anregungen.

Kleine Ursachen, große Wirkungen.

Physiker und Astronomen, sagt ein neuerer Naturforscher, sind bemüht, in allen Erscheinungen den gesetzmäßigen Zusammenhang aufzusuchen. Und wenn auch ein solches Bemühen dem ersten Anblick zuweilen wenig fruchtbringend für das praktische Leben vorkommen mag, so muß man bedenken, daß die meisten und wichtigsten Erfindungen unserer Zeit aus solchen kleinen, in ihrem Beginn nur theoretisch interessant, für das Leben aber bedeutungslos erscheinenden Untersuchungen hervorgegangen sind. Als Oersted's Famulus zuerst eine kleine Ablenkung der Magnetnadel durch den galvanischen Strom beobachtete, konnte Niemand vermuthen, daß daraus das ganze Telegraphensystem der Neuzeit hervorgehen werde. Als man zuerst mit dem Papinianischen Topfe operirte und dadurch die Wirkung des Wasserdampfes kennen lernte, wer konnte denken, wie viel hunderttausend Pferde- und Menschenkräfte dieser Dampf einst ersetzen, wie mächtig er auf allen irdischen Verkehr einwirken werde! Es ließen sich sehr zahlreiche Beispiele ähnlicher Art anführen, besonders aus dem großen Gebiete der Chemie. Diese zwei mögen indessen genügen, um zu zeigen, daß im Reiche der Naturwissenschaften aus jeder kleinen neuentdeckten Wahrheit eine unübersehbare Reihe von wichtigen Anwendungen hervorgehen kann.

Ein deutsches Dichterleben.

Das Leben unserer ältern Dichter verlief größtentheils sehr einfach. Sie hatten meistens studirt, dann ein Amt angetreten und dichteten in ihren Mußestunden. Wessen Genius höhere Flüge versuchte, der sah sich zeitig nach „Gönnern", „Mäcenen" um und fand sie im höhern Adel und Fürstenstande. Es wurde keinem unserer großen Geister verdacht, wenn er ambirte, petitionirte, Huldigungsgedichte schrieb, Widmungen seiner Werke erließ und sich in den Besitz eines Amts, einer Pension in den üblichen Formen der unterthänigsten Devotion zu versetzen suchte. Die vielen Bittbriefe dieser Art, Briefe, die von Klopstock an bis auf Jean Paul genugsam existiren, verdenkt diesen großen Namen jetzt Niemand. Im Gegentheil: sie rühren uns.

Mit der Gegenwart ist es anders. Die Dichter des Tags theilen sich in zwei Classen: in harmlose und anstößige. Harmlos sind die Poeten, die in ihrer frühesten Entwickelung, in ihrem Naturell, in den Umständen ihrer allmäligen Ausbildung vor dem Zusammenhang mit den Kämpfen der Zeit bewahrt blieben. Anstößig sind diejenigen, die ihr Naturell, ihr Bildungsgang früh auf die Arena der Zeitkämpfe führte und denen sich ihr Dichten und Trachten mit den philosophischen, kirchlichen und politischen Debatten des Tags versetzte. Sie werden, wie 1853 der Geschmack ist, immer seltener. Die Zeit hat Warnungstafeln aufgestellt.

Der Lebenslauf „harmloser" Schriftsteller geht größtentheils noch immer mit der Gunst derjenigen Beförderung, die sie vor Mangel und Entbehrung schützt. Schwieriger verwickelt sich dem Autor sein Dasein, wenn er an den sich bekämpfenden Ideen der Zeit betheiligt war. Er bleibt, wenn er zu einer Richtung gehört, die man von oben her verwirft, fast sein Lebenlang auf sich angewiesen. Aemter, Unterstützungen der Großen sind ihm verschlossen. Wachend über die Lauterkeit seiner Ueberzeugungen darf er kaum nach irgend einer Seite hin Schritte zur Verständigung wagen. Er ist der moderne geistige Proletarier, den wol einmal ein Erfolg über die Sorgen einiger Jahre hinwegführen kann, der aber immer wieder aufs Neue bedacht sein muß, für seine fernern Hülfsquellen selbst zu sorgen und sich sein Talent wie nur irgend möglich ergiebig zu machen.

Wer unsere Zeit mit philosophischem Blick beurtheilt, wird in der Entstehung eines solchen subtilern Schriftstellerproletariats ein tieferes Moment unserer Entwickelung nicht verkennen. Er wird daraus Schlüsse ziehen auf die Literatur wie auf die Zeit. Aehnliche Erscheinungen hatte man in der Literatur Englands im vorigen Jahrhundert, nur mit dem Unterschied, daß dort die unruhigen Autoren zwei mächtige Parteien vorfanden, die gleichberechtigt mit einander rangen, sich verdrängen konnten und selbst wenn sie unterlagen, von ihrer Partei mit den nöthigen Gütern des Lebens ausgestattet und von Denen, die mit ihnen gestritten hatten, schadlos gehalten wurden. Auch Frankreich hatte eine anstößige Literatur. Die Encyklopädistenschule gehörte zu ihr; aber ehe die Revolution ihre blutigen Tribunale aufgeschlagen hatte, gingen Thron und Altar, Alles, was auf Bildung Anspruch machte, mit den Grundbegriffen der Revolution, ihren Wortführern und Propheten. Diderot bewegte sich in der höchsten Gesellschaft, wurde von der Kaiserin von Rußland glänzend empfangen und beschenkt, Rousseau konnte sich vor Herzoginnen und Marquisinnen, die ihm mit Gewalt sein Leben auf seidenen Kissen betten wollten, nicht bergen.

Alles Das hat sich geändert. Wie sehr ein liberaler Schriftsteller ein Paria der Gesellschaft ist, wie schwer es ihm wird, selbst bei Erkenntniß etwaiger Irrthümer oder zu geringer Befähigung umzukehren und andere Lebensberufe zu erwählen, wie sehr ihn sein Schicksal treibt, auf der Bahn eines solchen Wirkens und Schaffens, wie es hintennach die Kritik oder Literarhistorie gewöhnlich verurtheilt, fortzugehen, beweise ein Rückblick auf das Leben des kürzlich verstorbenen Dichters Eduard Duller.

Eduard Duller war ein Oestreicher. Ihn wie viele seiner Landsleute ergriff früh die Sehnsucht, mit dem Regen eines poetischen Dranges auch die Heimat aufzugeben und sich von der Kraft seiner Flügel nach den deutschen Gegenden versetzen zu lassen, wo den jugendlichen Hoffnungen Ruhm und Erfolge winken. Es drängt die bald Enttäuschten meist nach Sachsen. Duller wanderte in den dreißiger Jahren nach München. Ein gewisser katholischer, mittelalterlich gestimmter Sinn führte ihn zur Pflanzstätte der neuern Kunst und engverbunden mit seinem Landsmann und Freunde Moritz von Schwind, der die mittelalterliche Auffassungsweise seiner Kunst bis zur höchsten Meisterschaft ausgebildet hat, versuchte sich Duller in der damaligen Modepoesie, der Nibelungenstrophe, in dem damaligen Modedrama, dem Künstlerdrama, in dem damaligen Moderoman, der Spindler'schen Romantisirung des Mittelalters. Es ist nun eine gewöhnliche Erscheinung des modernen Literatenthums, in dem wir eine charakteristische Erscheinung der Zeit anerkannt beanspruchen, daß man vier, fünf Jahre lang einen Scheinruhm, eine Quasiberühmtheit haben kann, ja sogar bedeutende buchhändlerische Erfolge. Wer sich an irgend eine Schule, eine Parteiung, an eine Mode auch nur anschließt, findet Anerkennung und Anerkennung in jeder Beziehung. Die eigenthümliche Verfassung unsers Buchhandels macht es eben möglich, daß ein Verleger drei Jahre lang über das wahre Schicksal eines Verlagsartikels im Unklaren ist. Der junge Autor zieht davon Nutzen. Eduard Duller schrieb Gedichte und Romane mit immer größerm Entgelt. An günstigen Recensionen von Freundeshand fehlte es nicht. Er durfte sogar eine eigene Zeitschrift begründen. Sein Lebensloos schien gesichert.

Bald aber stellte sich heraus, daß es auf dem poetischen Gebiete in Deutschland zweierlei Literatur gibt: eine für das Publicum und eine für die Literaten. Es ist auffallend, wie lange es verborgen bleiben kann, daß beide Kreise völlig verschiedene sind. Es gibt Namen, die Lebenslang nur von Denen, die selbst schreiben,

gekannt und anerkannt wurden und Niemand lieſt ſie, und andere, die Lebenslang von Denen, die ſchreiben, immer nur angegriffen wurden und Jedes, was ſie unternehmen, intereſſirt das Publicum. Zeitſchriften, die in jeder Nummer Angriffe bringen, die den Literaten von Fach amüſiren, werden vom Publicum überſehen, während Zeitſchriften, die dem Manne von der Feder langweilig vorkommen, der Leſewelt Freude machen. Dem Publicum iſt die Literatur für Literaten geradezu widerlich; denn faſt jede deutſche Stadt trägt ein Exemplar irgend eines ſolchen eingebildeten Journalſcribenten zur Schau, von dem man ſo viel Proben ſeines auf Nichts begründeten Beſſerwiſſens und des falſchen Effects, der im gedruckten Buchſtaben liegen kann, täglich vor Augen hat, daß man von andern Städten gleiche Vorausſetzungen hegt und ſich gegen die Privatvergnügungen der Schriftſteller unter ſich ſo viel wie möglich abſchließt.

Eduard Duller hatte ſchon eine Familie begründet, als er zu der Erkenntniß kam, daß ſeine Gedichte und Romane nicht geleſen wurden. Er hatte die achtbarſten Beweiſe von poetiſcher Anſchauung gegeben, von lebendiger Phantaſie, aber es lag ein unabweisbarer Typus von Unreife auf Allem, was er ſchrieb. Er dictirte in wildeſter Aufregung einem Schreiber Romane, die in Allem, was ſich auf ein fleißiges Anſchauen alter Bauwerke, auf ein Blättern in alten Miniaturen und Holzſchnitten begründen ließ, in Allem, was legenden- und ſagenhaft aus dem Glauben und Träumen des Mittelalters mit unterlief, anerkennenswerth waren, die aber in Dem, was an wahrem menſchlichen Intereſſe und ſittlicher Feſſelung der Theilnahme geboten wurde, unter dem Gewöhnlichſten ſtanden. Da trat denn eine Kriſis ein, die ihm vorſchreiben mußte, ſich vorläufig auf die Journaliſtik zu beſchränken.

Die Lebensanſprüche eines ſolchen deutſchen Autors ſind ſo gering. Eine kleine Wohnung in Frankfurt am Main, ein Gärtchen, mindeſtens ein grüner Raſenplatz mit einem Hollunderbaum, unter dem man mit einigen Freunden Cigarren rauchen, beſcheiden deutſchem Gerſtentrank zuſprechen und von Krieg und Frieden auf politiſchem und literariſchem Gebiete plaudern kann, ein regelmäßiger Spaziergang um die Thore, ein gutes Leſezimmer, alle Wochen einmal eine Wanderung in den anmuthigen, quellenreichen Taunus, alle Jahre ein kleiner Ausflug einige Meilen weiter an den Rhein; dazwiſchen eine möglichſt lebhafte Correſpondenz mit Buchhändlern, Redactionen; dann noch die damalige Quälerei und Hetzjagd mit der Cenſur, auch wol eine gekündigte Aufenthaltskarte, ein langes Mühen und Schreiben und Gequältwerden um Päſſe und Heimatſcheine — das iſt ſo das Leben eines deutſchen Schriftſtellers im 19. Jahrhundert, der ſich von Monat zu Monat, von Vierteljahr zu Vierteljahr hinarbeiten muß und ſich im Stillen nur tröſtet, daß einſt der Tod ihm doch wol Friede und vielleicht einige Unſterblichkeit bringen werde.

Eduard Duller hatte einen preußiſchen Leutnant kennen gelernt, der einen großen Einfluß auf ſeine Richtung gewann. Es war in Trier beim Beſuche ſeiner Braut, wo er mit einem jungen, ernſten, poetiſch angeregten Manne im blauen Rock mit rothem Kragen und dem ſilbernen Porte-épée am Degen bekannt wurde. Es war dies Friedrich von Sallet. Noch war in dieſem zu jung verſtorbenen, eigenthümlichen Dichter nicht die ſpeculativ grübelnde Verſtandesmyſtik aufgegangen, die ihm ſpäter ſein Laienevangelium eingab; Sallet verſuchte ſich in kleinen epiſchen, ſelbſt ſcherzhaften Gedichten. Aber ſchon beförderte er Duller's Trennung von dem mittelalterlichen Bann, in dem dieſer bisher gelebt hatte, die Trennung von den Todtentänzen, Beguinen, Vehmbünden, Hexenſabbathen und jener ganzen chronikaliſchen Welt des Mittelalters, in der ſein älterer Freund Moritz von Schwind ſich damals im Badnerlande, an dem ſagenreichen „Mummelſee“ mit ſeinen weißen, glänzenden Mondſcheinriren immer mehr befeſtigte. Duller ging zu den neuen Anſchauungen der Zeit über und ergriff mit einer ihm eignen, mehr krankhaften als ſichern Lebhaftigkeit die damals lichtfreundliche Debatte, die Polemik um den trierer Rock und den Deutſchkatholicismus. Sorge um ſeine Exiſtenz trieb ihn vom theuern Frankfurt nach dem wohlfeilern Darmſtadt. Er arbeitete mit raſtloſem Eifer vom Morgen bis zur Nacht bald für eine Zeitung, das „Vaterland“ genannt, bald für eine populäre „deutſche Geſchichte“, die er zu veröffentlichen gedachte. Letztere erſchien auch und machte Glück. Man wird die beiden kleinen, mit vielen Holzſchnitten gezierten Bändchen kennen, die man gern ſeinen Söhnen am Weihnachtsabend zur Beſcherung aufſtellt. Das Misgeſchick des deutſchen Schriftſtellers iſt aber auch dies, daß, wenn ihm einmal etwas glückt, er doch nur geringen Vortheil davon hat. Duller hatte dieſe ſchon in vielen Auflagen erſchienene Geſchichte unter ungünſtigen Bedingungen verkaufen müſſen. Nun ruhte er nicht, dieſen Erfolg einzuholen. Er befreite ſich von Allem, was an ihm noch „belletriſtiſch“ war. Er vereinfachte ſeinen bilderüberladenen Stil. Er befleißigte ſich populärer Natürlichkeit. Er ſchrieb Ergänzungen zu Schiller's Geſchichte des Abfalls der Niederlande, er reiſte nach Wien, um

Materialien zu einem Werke über Erzherzog Karl zu sammeln. Doch diese fernern Unternehmungen wollten wiederum nicht recht glücken und wieder stand ein rastloses, bescheidenes Streben an einer neuen Krisis. Ewig die Feder führen, Bogen auf Bogen füllen, wer erträgt das! Wer sehnt sich nicht nach einem Augenblick, wo endlich nur der Genius, nur der gereifte, geläuterte Geschmack die Feder ergreift, nur das Gefeilte, Gelungene, vielfach Geprüfte in die Oeffentlichkeit tritt! Auch unser Duller sah sich um, ob Niemand ihm eine helfende Hand bot, ob er ewig nur allein auf sich angewiesen sein sollte, ob Niemand von Denen, die reich und mächtig sind, an ihm übersehen würden, daß er zu Denen gehörte, die für die Bewegung geschrieben! In Darmstadt war manche Gelegenheit, seinen bescheidenen Ansprüchen entgegenzukommen. Man gab ihm das Zeugniß eines achtbaren, gutmüthigen, freundlichen Mannes, der sich edel und rein seinen bürgerlichen Namen erhielt. Allein er ging mit den Deutschkatholiken. So verschloß sich ihm jeder Beistand, jedes Entgegenkommen.

So wurde Eduard Duller getrieben, sich nun ganz nur noch an seine nächsten Gesinnungsgenossen anzuschließen. Er unterwarf sich einem Candidateneramen und wurde deutschkatholischer Pfarrer. Nirgends aber wollte man ihn bestätigen, in Darmstadt, in Mainz nicht. Endlich fand er, müde und krank, in Wiesbaden ein Asyl. Er raffte seine letzte Kraft zusammen, eine umfassendere deutsche Geschichte zu schreiben. Zwei Bände des fleißigen, warm und edel gehaltenen Werks sind erschienen. Mitten in der Ausarbeitung dieses sogleich von zwei Concurrenzwerken (Pfaff und Benedey) bedrohten und vorzugsweise von der Minorität seiner Gesinnungsgenossen unterstützten Werkes kam der Tod, der ihn schon lange umkreiste, immer näher und näher. Er starb, wie ein Schriftsteller des 19. Jahrhunderts stirbt, mit der Feder in der Hand, mit dem letzten Correcturbogen seines gerade im Drucke befindlichen Werkes auf der Decke seines Krankenlagers, mit dem letzten schmerzlichen Seufzer des zurücksinkenden Hauptes und zusammenbrechenden Körpers: Ich kann nicht mehr!

Wenn ihr nun wieder so allgemeine und Alles in Allem zusammenfassende Verurtheilungen der neuen Literatur lest, wie deren genug geschrieben werden, so vergegenwärtigt euch den Lebenslauf eines solchen im Alter von 45 Jahren abscheidenden braven, liebevollen, kindlichen Gemüths und eines wahrhaft „armen Poeten" und aus dem dunkeln Walten der Zeit wird euch Manches doch in anderm Lichte aufgehen, als man in den grellen Gaslaternen unserer Herren Kritiker und Literarhistoriker angesteckt findet.

Die Deutschen in London.

Man schreibt uns von der Themse: „Geistige Reminiscenzen an die Heimat thun den in London lebenden Deutschen sehr wohl und sind ihm auch sehr gesund. Sie vergessen sonst leider gar zu schnell den Boden, der ihre Knabenspiele gesehen hat, sie vergessen die Vergangenheit und die Gegenwart, die Freuden und Leiden, die Geschichte und Literatur der Heimat mit einer Aemsigkeit und wir müssen leider hinzusetzen mit einer Absichtlichkeit, als wäre das Vergessen ihrer deutschen Vergangenheit für sie die Bedingung einer blütenreichen Zukunft auf englischem Boden. Es ist über diesen Unverstand viel geklagt und viel gespöttelt worden, aber nie genug; man muß in London selbst mit dort angesiedelten Deutschen verkehren und den deutsch-englischen Jargon derselben täglich mitanhören, um es ganz zu erfassen, wie sehr sie sich dem deutschen Leben entrücken lassen. Deutsche Bücher sind hier theuer und wer die neuen Erscheinungen auf dem Gebiete des deutschen Buchhandels verfolgen will, muß Bücher kaufen oder oft meilenweit in die einzige, gut versehene Leihbibliothek von Rolandi gehen. Das kostet Zeit und Geld. Deutsche politische Zeitungen werden durch das riesige Porto ebenfalls ums Dreifache vertheuert; am Ende sind sie im Vergleich mit den englischen politischen Blättern ungenießbar, matt, nicht der Mühe werth, daß man sie halte. Was sonst aus Deutschland herüberkommt, kann nicht dazu beitragen, die Sehnsucht nach dem Jenseit des Kanals wachzurufen; sie stumpft sich ab, sie verschwindet auch wol ganz und bei flüchtigen, halbgebildeten und frivolern Charakteren bleibt dann von der deutschen Natur oft nichts zurück als die schlechte Aussprache des th, der Schnurrbart, die Pfeife und an nebelschauerigen Winterabenden die Erinnerung an das trauliche, räuchrige, heimatliche Lieblingscafé."

Am Ziele.

Weich' nicht am Ziele zurück, wenn auch die lachende Aussicht,
Die sich von ferne gezeigt, näher, dem Auge sich birgt!
So erblickst du von Bern, an der Aar hinwandernd, die Jungfrau.
Aber je näher ihr selbst, flieht sie, entschwindend wie Traum.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd.
Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 49. | [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. G. Kohl.

II.

Kaum hatten die Araber von ihrem Propheten den Ruf erhalten, die Welt zu erobern und zu bekehren, kaum hatten sie diese Mission in einer Reihenfolge rasch aufeinander folgender Expeditionen auszuführen begonnen und ihr Weltreich fest begründet, so fingen sie an, mit einem damals beispiellosen Eifer die Wissenschaften zu pflegen, namentlich auch die mathematischen und die mit ihnen zusammenhängende Astronomie und Weltkunde. Als Eroberer und Handelsreisende drangen sie tief in Afrika und Asien ein, viel weiter als die Karthager dort und als Alexander der Große und die Römer hier. Im Osten dehnten sie ihre Entdeckungen und Eroberungen bis zu den hinterindischen Inseln und bis an die Grenzen des Stillen Oceans hin aus. Nach Westen gelangten sie an die Küsten des Atlantischen Meeres in Marokko, in Spanien und Portugal. Ihre Schiffer bestrichen den ganzen Küstensaum dieser weitentlegenen Länder. Ihre Geographen beschrieben diese Länder und thaten dies mit mehr Umsicht und mit einer richtigern Vorstellung von dem Zusammenhange des Ganzen als die damaligen Nachkommen der Römer und Griechen.

Einer ihrer Eroberer, der an den Küsten des Atlantischen Oceans ankam, sprengte zu Pferde in die Meeresbrandung hinaus und drückte sein Verlangen aus, daß er noch weiter über diese Gewässer hinaus seine Eroberungen möchte fortsetzen können. Und wirklich scheint es auch, daß es arabischen Schiffern gelungen ist, wo nicht Amerika selbst zu erreichen, doch wenigstens sehr weit in die Tiefe des Atlantischen Meeres hinauszuschiffen. Sowol der berühmte Edrisi als auch andere arabische Schriftsteller erwähnen dieser merkwürdigen Expeditionen ihrer Landsleute nach dem Westen. In Lissabon, so erzählen sie, habe eine Familie oder Gesellschaft von Schiffern existirt, welche sich die „Almagrurin", d. h. die „wandernden Brüder", nannte. Acht dieser Almagrurins, so heißt es, hätten, von Entdeckungseifer beseelt, ein gut ausgerüstetes und verproviantirtes Schiff bestiegen und hätten geschworen, sie wollten nach Westen segeln und nicht eher zurückkehren, als bis

sie zu den äußersten Verstecken der „Dunkeln See“ (des Atlantischen Oceans) vorgedrungen seien. Sie setzten von Lissabon aus und segelten südwestwärts. Nach einer Fahrt von 35 Tagen kamen sie auf einer bewohnten Insel an, welche sie Gama- oder Schaf-Insel nannten. Von dieser entlegensten aller Westinseln kehrten sie nach Lissabon zurück und kamen daselbst glücklich an. Zu welcher Zeit diese merkwürdige Westfahrt der Araber stattgehabt habe, wird zwar nicht gesagt. Doch muß es wol ziemlich lange vor der Vertreibung der Araber aus Portugal, d. h. vor 1147 gewesen sein, da Edrisi, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts schrieb, von dieser Begebenheit als von einer alten spricht.

Die Zeit der größten Blüte der arabischen Intelligenz und Macht fällt mit der Zeit Karl's des Großen und seiner Nachkommen zusammen. Damals waren alle Länder von Indien bis Spanien unter arabischer Herrschaft, damals waren alle Landschaften von Bokhara bis Fez und Marokko mit arabischen Reisenden, mit reisenden Kriegern sowol als mit reisenden Geographen und Naturforschern so zu sagen erfüllt, damals wimmelten alle Küsten und Meere von Java und Sumatra bis zu den Säulen des Hercules von arabischen Schiffern, Seeräubern und Kriegsflotten. Und eben damals, als dieses kolossale Bild arabischer Größe sich im Süden entfaltete, gelangte auch im Norden ein anderes, bisher nur selten genanntes Volk, zu einer fast wunderbaren Kraftentwickelung auf dem Meere, zu einer weitgehenden oceanischen Herrschaft. Ich meine das germanische Volk der Skandinavier oder der sogenannten Normannen, bei denen wir nun um so mehr verweilen müssen, weil sie als die ersten von authentischer Geschichte uns bezeichneten wirklichen Entdecker Amerikas erscheinen.

Das Heimatland der Skandinavier besteht aus einer Menge Inseln und aus einem langen und breiten Granitplateau. Aber auch dieses Granitplateau ist von zahllosen, tief eindringenden Meeresarmen durchschnitten. Nur an diesen Meeresarmen und den daraus entstehenden Halbinseln und Zungen gibt es etwas Wiesewachs und ackerbares Land. Das Innere ist voll kahler Felsen, voll Gletscher und Schneefelder, für den Menschen wenig benutzbar. Die Bewohner Skandinaviens mußten demnach frühzeitig auf das fischreiche Meer als auf eine Hauptquelle ihrer Existenz angewiesen werden. Wir hören daher auch, so lange das Land bewohnt ist, von skandinavischen Fischern, Schiffern und Kriegsflotten. Doch hielten sie sich lange Zeit hindurch in der Nähe ihrer heimatlichen Küsten und Buchten. Die Erscheinung, daß sie plötzlich zu der bezeichneten Periode, zu der Zeit des Aufschwungs der Araber und Karl's des Großen, von welchem Letztern man erzählt, daß er die ersten normännischen Seeräuber mit Schrecken und übler Vorempfindung an den Küsten Frankreichs gewahrt habe, wie Bienen zu schwärmen und alle europäischen Gewässer mit Schiffen fast zu überschwemmen begannen, ist wol zum Theil als eine Folge des nach dem Norden vordringenden Christenthums und der dahin gelangenden Cultur anzusehen. Beides, Christenthum und Cultur, sind überall, wie der Frühling, nicht ohne vorläufige Stürme unter den Barbaren eingeführt. Das deutsche Reich, das sich nach Besiegung der Sachsen unter der Aegide Karl's des Großen zu gestalten und zu einigen begann, bedrängten alsbald die Dänen an ihrer Südgrenze. Der Anstoß zur Einigung in Deutschland wirkte auch zur Einigung und Staatenbildung in Dänemark und im Norden weiter.

Bei den Normannen, die bisher unter ihren Häuptlingen zerstreut gelebt hatten, traten mächtige Königsgeschlechter an die Spitze. Diese Königsgeschlechter huldigten bald dem Christenthum. Dies führte Kämpfe mit den alten heidnischen Häuptlingen herbei. Kämpfe, die mehre Jahrhunderte sich fortsetzten, bis endlich ein geregelter Staats-Organismus tiefe Wurzeln fassen konnte. Die Unzufriedenen, die Besiegten, die, welchen die neueingeführte Ordnung verhaßt war und die mit Begeisterung der alten Odins-Religion anhingen, setzten sich zu Schiffe und segelten in alle Welt hinaus, um sich eine neue Heimat zu suchen. Fast bei allen normännischen Seeexpeditionen, die wir noch bis zu

ihrem Ursprunge verfolgen können, kommen wir auf irgend einen Häuptling zurück, der entweder einen Mord begangen hat und deswegen nach den neuen Landesgesetzen Strafe fürchtet, oder der getauft werden soll und dann im Namen Odin's seine Mannen um sich versammelt, oder der endlich dem neuen König den Lehnseid nicht leisten will. Als die Sache einmal im Gange war, waren dann solche Impulse auch nicht mehr von Nöthen. Es bemächtigte sich dann ein solcher Unternehmungseifer der ganzen skandinavischen Völker, daß zuletzt fast Jeder darauf sann, in welcher Richtung man andere Länder entdecken, alte Reiche plündern, zerstören oder neue begründen könnte. Dergleichen unzufriedene und unternehmungslustige normannische Anführer waren Rurik, Oskold und Dir, die das russische Reich stifteten, ein solcher war Rollo, der das Herzogthum der Normandie in Frankreich schuf. Häuptlinge dieser Art waren es, die England unter normännische Herrschaft brachten. Ja, die Normannen schlüpften sogar von Westen her durch die Säulen des Hercules in die innersten Gewässer des Mittelländischen Meeres. Dies war bisher noch nie in der Weltgeschichte vorgekommen. Von den Zeiten der Aegypter und Phönizier bis zu denen der Normannen herab hatten sich sämmtliche Marinen in dieser Wiege der Schiffahrt ausgebildet und alle Seeexpeditionen waren westwärts aus den Säulen des Hercules wie aus ihrer natürlichen westlichen Mündung hervorgegangen. Die Normannen waren Die, welche zum ersten male diese Richtung umkehrten. Zum ersten mal sah man von Italien und Griechenland her den großen Ocean belebt und die Schiffe von da ostwärts hereinströmen.

Es ist das wesentlichste Charaktermerkmal der normannischen Marine, daß sie, im Gegensatz zu den in engen Gewässern zwischen kleinen Inseln geborenen Flotten der Griechen und Italiener, von Haus aus die erste auf dem großen Ocean geborene Marine der Welt war. Sobald die Normannen von der Küste ihres Vaterlandes abstießen, wurden sie von den großen Wellen des Atlantischen Oceans geschaukelt und sie mußten sich alsbald die Eigenschaften und Geschicklichkeiten aneignen, die zur Befahrung dieser Gewässer von Nöthen sind. Wie sie, ein sehr ungeschultes Volk, ohne astronomische Wissenschaften, ohne die Kenntniß des Kompasses, in ihren höchst kleinen und höchst schwächlichen Fahrzeugen dies zu Stande gebracht haben, bleibt uns zwar vielfach ein Wunder; aber wir müssen annehmen, daß der hohe Muth, die unerschütterliche Energie der Normannen, ihre aufmerksame Beobachtung der Natur und ihre Uebung und Praxis sie zu ebenso großen Expeditionen befähigten, wie wir sie jetzt nur noch mit unserer größern theoretischen Kunde und Kunst zu Stande bringen. Weil sie die ersten echten Söhne des Oceans waren, begreift es sich auch, daß sie die ersten wahren Entdecker Amerikas wurden, wohin sie durch eine sehr merkwürdige Reihe von benachbarten Halbinseln und Inseln hinübergeführt wurden.

Daselbst finden sich zunächst nach Nordwesten hervorragend Skandinavien und Großbritannien, unserm Continente als Arme angewachsen. Von der großbritannischen Gruppe tritt Irland am weitesten nach Westen hervor. Im Norden dieser Gruppe liegen die Orkneys- und die Shetlands-Inseln. Weiter nach Nordwesten die Schaf-Inseln oder Faröer auf der Hälfte des Wegs nach Island. Alsdann folgt diese große Insel, das alte Thule, selbst, die bedeutungsvolle Mittelstation zwischen Europa und dem Westlande. Nur wenige Tagereisen von dem westlichsten Arme Islands liegt die eisige Ostküste Grönlands. Es bleibt zwischen beiden nur eine breite Meeresenge. Etwas weiter entfernt, doch nicht unerreichbar befindet sich die begrünte und bewohnbare Südspitze dieses Grönlands. In gleichem Abstande und in ähnlichem Verhältnisse zu dieser grönländischen Südspitze, wie Island, nur tiefer nach Südwesten hinab erhebt sich die Insel Neufundland und diese Insel, die wir als das Schlußglied der ganzen verbindenden Inselkette ansehen können, sind dann die großen fruchtbaren eigentlichen Continentalländer Amerikas ganz benachbart.

Nachdem die Normannen Großbritannien und namentlich Schottland und Irland nicht nur erobert, sondern zum Theil auch bevölkert hatten, konnte die Entdeckung von Shetland und von den Farörn nicht lange ausbleiben. Islands hohe Vulkane, wenn sie wüthen, werden ja weithin auf dem Meere gesehen. Sie bestreuen sogar bei ihrem Ausbruche die Inseln bis nach Schottland hin mit Asche. Die Existenz jener Insel konnte also Denen, die Schottland und die Farör inne hatten, nicht lange verborgen bleiben. Wenn sonst nichts, so mußten sie Stürme und Schiffbrüche dorthin hinüberführen. Der erste normannische Entdecker der Insel, der auf diese Weise im Jahre 861 auch richtig dorthin gelangte, soll Naddod gewesen sein, der aber, selbst ein Heide, schon eine christliche Bevölkerung auf Island vorfand. Diese isländischen Christen, von den normannischen Autoren Papae (die Papen) genannt, sollen von Irland, das bekanntlich zur Zeit Karl's des Großen tausende Missionäre in alle Richtungen aussandte, herübergekommen sein; wann und wie, offenbart uns aber kein Chroniker.

Naddod und Die, welche ihm nachfolgten, gründeten einige Niederlassungen auf Island, trieben Viehzucht und Handel mit den Eingeborenen. Es verging darüber mehr als ein Jahrhundert. Endlich um das Jahr 980 kam ein normannisch-isländischer, vom Sturm nach Westen verschlagener Schiffer, Namens Gunbiorn, zurück und meldete, er *hätte ein Land im Westen gesehen*. Unternehmungslustig, länder- und beutegierig schiffte sich alsbald im Jahre 982 einer seiner Landsleute, Namens Eirek, ein, um „*Gunbiorn's Land*" zu suchen und segelte nach Westen. Statt eines Kompasses hatte er, wie es bei den Normannen üblich war, Raben an Bord, von denen er zu Zeiten einen fliegen ließ, um zu sehen, ob und wo das Auge oder der Instinkt dieser Thiere sie im Westen Land entdecken lassen möchte. Der erste von Eirek's Raben kehrte wieder nach Island zurück. Endlich aber flog einer seiner Vögel nach Westen. Eirek folgte ihm und landete an der Südspitze eines Landes, dem er seiner *grünen* Wiesenflur wegen den Namen Grönland gab.

Eirek, mit Beinamen der Rothe, überwinterte in Grönland, kehrte nach Island zurück, lobte dort und in Norwegen die Beschaffenheit des Landes und es fanden sich alsbald Unzufriedene genug, die gern dahin auswanderten, um unter Eirek ein kleines, sich selbst regierendes Seekönigthum zu stiften. Die Normannen mußten sich in jenem ihrer Heimat so vielfach ähnlichen Lande, welches man daher auch wol das amerikanische Skandinavien genannt hat, sehr heimisch fühlen. Fischreiche Fiorde und Scheeren gab es dort wie in Norwegen. Wildromantische Felsenklüfte und für Viehweide passende Wiesenflecke dazwischen fanden sich dort wie in Norwegen. Die erste bedeutende Auswanderung nach Grönland fand im Jahre 986 statt. Man führte Vieh hinüber, baute Häuser, fischte und segelte ost- und westwärts, um die Größe und Gelegenheit der Gegend zu erkunden. Bei den häufigen Nordost-Winden in diesen Gewässern konnte es nicht fehlen, daß einer jener normannischen Grönlandsfahrer noch weiter nach Westen verschlagen wurde. Dies geschah bereits im Jahre 985 dem Biarni Heriulf's Sohn, als er seinem nach Grönland gereisten Vater folgen wollte. Grönland und seinen Vater suchend, segelte er lange an den Küsten eines großen weitgedehnten Landes entlang hinauf und hinab, ohne jedoch dieses neue Land zu betreten. Wir besitzen noch einen Bericht über die unfreiwillige Reise dieses normannischen Capitäns, der so umständlich ist, daß wir daraus als gewiß ersehen können, daß Biarni Heriulf's Sohn *weit an der Küste der jetzigen Vereinigten Staaten hinabfuhr* und daß wir diesen Mann also als denjenigen Europäer betrachten müssen, der nachgewiesener Maßen den nordamerikanischen Continent zuerst erblickte.

Biarni fand den Weg nach Grönland zurück und erzählte dort von seiner Entdeckung. Ein anderer Mann, Namens Leif, der Sohn jenes Eirek, welcher in Grönland die erste Ansiedelung stiftete, hörte und faßte den Plan, auch dahin zu segeln und „*das neue*

Land" näher zu erforschen. Er kaufte das Schiff des Biarni, bemannte es und steuerte nach Südwesten. Nach sechs Tagen entdeckte er die Küste und sprach zu den Seinen: „Wir wollen nicht thun wie Biarni, der nicht den Fuß auf das Land setzte, sondern ich will ans Ufer und sehen, wie es beschaffen sei." Und seiner felsigen Küste und Thäler wegen nannte er es Helluland d. h. „das Land der großen Steine." Man glaubt, es sei dies das heutige Neufundland gewesen. Darauf segelte er mit den Seinen noch weiter nach Süden und Westen und traf nach mehrtägiger Fahrt abermals auf ein Land, welches dem ersten ähnlich, aber stärker bewaldet war. Er nannte es Markland, d. h. das Land der Wälder. Man glaubt, daß dieses Markland das heutige Neu-Schottland gewesen sei. Von da begab sich Leif Eirekson wieder unter Segel, schiffte um ein großes Vorgebirge (das heute so berühmte Stockfisch-Vorgebirge oder Cap Cod) und ging hinter demselben in einer großen Bucht vor Anker. Da das Jahr (es war das Jahr 1000) zu Ende ging, so baute er sich an und machte eine Ansiedelung, die den Namen Leifsbudir (Leif's Buden oder Hütten) bekam, durchforschte und durchjagte das Land und überwinterte daselbst. Eines Tags vermißte er einen seiner Gefährten, einen Deutschen aus Niedersachsen, Namens Tyrker, „einen Mann, den Leif besonders gern hatte." Schon glaubte man ihn verloren. Da trat er auf einmal gegen Abend aus dem Walde hervor, einen Gegenstand hoch und triumphirend in den Händen haltend. Als er näher kam und man ihn fragte, was er habe, konnte er anfangs vor freudiger Bewegung kaum antworten. Endlich rief er: „Weintrauben! Weintrauben!" Dieses Umstandes wegen nannte Leif das Land Vinland (d. h. Weinland). Man glaubt, daß damit zunächst die Küste des jetzigen Staates Rhode-Island und dann überhaupt der ganze südliche Theil von Neu-England gemeint sei. Im Frühlinge des folgenden Jahres 1001 fällte Leif in den Wäldern von Vinland Holz, belud damit sein Schiff für Grönland und segelte dann nach Norden zurück.

Leif gab nun — wir erzählen alle diese Thatsachen beglaubigten Geschichtsquellen nach — Leif gab in Grönland eine so vortheilhafte Beschreibung von den Ländern, die er im Südwesten gesehen, daß in den folgenden Jahren mehre Expeditionen von dort nach Vinland ausgingen, im Jahre 1002 unter Thorwald, 1005 unter Thorstein und 1007 unter Thorfinn Carlsefn. Dieser Letztere beabsichtigte das Land zu colonisiren. Er nahm daher in mehren Schiffen 160 Mann, auch Vieh und Schafe, mit sich. Auch folgte ihm sein Weib Gudrid, welche ihm im „Weinlande" einen Sohn Snorri Thorfinson gebar. Diesen Snorri Thorfinson müssen wir als den ersten von Europäern in Amerika geborenen Menschen ansehen. Frau Gudrid kehrte ebenso wie ihr Mann Thorfinn nach Grönland zurück und machte dann später eine Pilgerfahrt nach Rom, wo sie vielleicht schon damals einige Kenntnisse von dem neuen Westlande unter den Italienern verbreitete. Ueberhaupt blieben die normannischen Colonieen in Grönland lange Zeit in ununterbrochener Verbindung mit Island, mit Norwegen, mit Europa, sandten dorthin Leute zurück und erhielten von dorther neue Mannschaften und Zufuhr. Ihre Ansiedelungen in Grönland dehnten sich immer mehr aus. Sie legten dort Kirchen und Klöster an und ihre Gehöfte, von denen aus sie Viehzucht, Fischfang und Jagd betrieben, zogen sich am Ende über hundert Meilen weit, hauptsächlich längs der Westküste hin. Sie segelten sogar auch durch die Davisstraße und die Baffinsbai, bis zu den nördlichsten Ländern des Erdbodens im obersten Winkel dieser Bai, die sie Nordr Seta (die nördliche Spitze) nannten, hinauf. Man erschrickt fast, wenn man den Berichten der Reisen dieser „Männer von Nordr Seta" in jenen eisigen Regionen folgt und staunt, wie es möglich sei, daß diese kühnen Männer in ihren ungeschickten kleinen Fahrzeugen schon ausführten, was selbst unsern Weltumseglern, die mit aller Macht der Wissenschaft und Kunst gewappnet waren, nur mit unsäglicher Mühe gelang.

Auch nach Südwesten hin wurden die Reisen noch mehrfach wiederholt und die Entdeckungen ausgedehnt. Nach dem genannten Thorfinn wissen wir noch von einer kühnen Fahrt eines Gudleif Gudlaugsen, der 1028 von Grönland nach Island, von Island nach Irland und dann von Irland quer über den großen Ocean nach dem westlichen Vinland und noch weit in die Gegenden südwärts von Vinland hinabsegelte, wo er ein Land mit weißen Bewohnern gefunden haben will, welches er daher Hwitramannaland (das Land der weißen Männer) nannte. Man bezieht diesen Namen auf die Gegenden des jetzigen Virginiens und Karolinas. Es ist möglich, daß diese Ausflüge nach dem Süden so lange sich wiederholten, als die grönländischen Colonieen blühten und daß wir nicht von allen Expeditionen dieser Art genaue Kunde erhalten haben. Die letzte, welche erwähnt wird, soll im Jahre 1347, also 350 Jahre nach der ersten Entdeckung Amerikas durch die Normannen, ausgeführt sein.

Wundersam erscheint es dabei, daß die nördlichen Gegenden und Sitze in Island und Grönland stets die Centralpunkte dieser normännischen Fahrten nach dem Westen und Süden blieben und daß sie nicht alsbald nach der Entdeckung Amerikas jene unwirthbaren Fels- und Eiswüsteneien verließen und sich in den neuen mildern Klimaten ganz heimisch machten. Man begreift es, daß unsere Walfischfänger zur Zeit für den Sommer unsere südlichen Häfen verlassen, um ein paar Monate lang mit den Polarstürmen, Eisbergen und Seeungethümen zu kämpfen, da sie alsdann ein bequemes Winterquartier, zu dem sie im Herbste zurückkehren können, im Rücken haben. Aber, daß man im Walfisch- und Eisbärenlande selbst seine Heimat macht und von da aus nur zu Zeiten Sommerausflüge zu den warmen Weinländern unternimmt, das konnte allerdings nur Skandinaviern, jenen echten Kindern des Nordens begegnen. Manche glauben, daß die Normannen auch Florida besucht und gekannt haben, was wir zwar einräumen, wenn wir uns auch nicht mit der Meinung einverstanden erklären können, daß die bärtigen weißhäutigen Männer, von denen die Peruaner in Südamerika sagen, sie seien am Titicaca-See erschienen und hätten ihnen Gesetze, bürgerliche Ordnung und Cultur gebracht, nichts weiter als Normannen gewesen seien. Bei einem central-amerikanischen Volke hat man die Verehrung eines Gottes Namens Wotan gefunden. Auch diesen Namen haben Einige von den Normannen ableiten und ihn, mit Unrecht, auf den normannischen Odin oder Wodan beziehen wollen. Die Normannen waren zu jener Zeit schon Christen.

Fast durch vier Jahrhunderte hindurch können wir die Spuren normannischer Ansiedelungen in Grönland verfolgen. Vermuthlich auch ebenso lange haben ihre Excursionen von Grönland aus nach Amerika gedauert. Und dennoch ging diese merkwürdige Entdeckung am Ende wieder gänzlich und ohne weitere Folgen und ohne bleibenden Nutzen für die Welt und Wissenschaft verloren. Die grönländischen Colonieen verfielen allmälig, vermuthlich sowol in Folge der epidemischen Krankheiten, die im 14. Jahrhundert von Europa auch dorthin ihren Weg fanden, als auch in Folge unglücklicher Kämpfe mit den Eingeborenen Grönlands. Es scheint im 12. und 13. Jahrhundert eine Art Völkerwanderung unter den amerikanischen Nationen stattgefunden zu haben, deren Ursachen wir vielleicht in der Gründung des aztekischen Reichs in Mexico zu suchen haben. Die Mexicaner bedrängten erobernd die indianischen Stämme des Mississippilandes. Diese warfen sich nach Norden und Westen auf die Eskimos, welche damals ihre Sitze noch weiter südwärts ausdehnten und die Eskimos flohen wieder von Neu-Schottland und Labrador aus nach Grönland hinüber, wo sie die durch den „schwarzen Tod" geschwächten normännischen Ansiedelungen der Art zerdrückten, daß nichts von ihnen übrig blieb als ihre Gräber, wenige Ruinen von Kirchen, einige Runensteine, deren Inschriften wir jetzt studiren und jene Traditionen, welche so meisterhaft, lakonisch und lebendig in den isländischen Annalen verzeichnet stehen. Erst in neuester Zeit haben dänische Gelehrte diese Annalen aus dem

Staube oder vielmehr aus dem Eise, in welchem sie in Island vergraben waren, wieder ans Licht hervorgezogen und haben uns die Wirklichkeit jener normannischen Entdeckung von Amerika klar erwiesen.

Es ist wol kein Zweifel, daß, wenn die Normannen die Entdeckung zu einer spätern Zeit ausgeführt hätten, sie nicht auf diese Weise wieder hätte verloren gehen können. Damals aber, wo Ohr und Auge nicht so offen war für das Neue und Interessante wie jetzt, wo die Entdecker noch keine Karten zeichneten, keine Schiffsbücher hielten, keine umständlichen Reisebeschreibungen publicirten, konnte dies geschehen. Daß es geschah, ist um so begreiflicher, da jene Entdeckung gerade in Zeiten fiel, in welchen eben die Aufmerksamkeit von ganz Europa so zu sagen vom Westen völlig abgelenkt und gerade in entgegengesetzter Richtung ganz und gar dem Osten zugewandt war, nämlich ins 11. und 12. Jahrhundert. Es war dies die Zeit der Kreuzzüge, wo Alles nur Sinn für das gelobte Land hatte. Nur an einem einzigen Orte der Welt, im weltbeherrschenden Rom nämlich, von dem schon Goethe in seinem „Tasso" sagt, daß von da aus die Reiche in ihrer ganzen Ausdehnung weit und von einem hohen Standpunkte überschaut werden, scheint man die Unternehmungen der Normannen im Westen beachtet zu haben. Wenigstens kennen wir eine päpstliche Bulle, in der schon im 12. Jahrhundert der Name „Grönland" und ein „Bischof von Grönland" vorkommt. Vielleicht fände man in den römischen Archiven auch wol noch diejenigen nichtisländischen Documente, in denen zuerst die alten amerikanischen „Wein-", Wald-" und „Felsenländer" erwähnt werden.

Wir sind dem Vaterlande und dem Zeitalter des Columbus näher gekommen. Doch ist die Reihe seiner Vorläufer noch nicht abgeschlossen. Sage und Geschichte sollen uns noch in einem dritten Artikel beschäftigen.

(Der dritte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Urgebirge.

Von Professor Bernhard Cotta in Freiberg.

Kaum wendete der edle Werner den Rücken,
Zerstört' man das Poseidonische Reich;
Wenn Alle sich vor Hephästos bücken,
Ich kann es nicht sogleich:
Ich weiß nur in der Folge zu schätzen.
Schon hab' ich manches Credo verpaßt,
Mir sind sie Alle gleich verhaßt,
Neue Götter und neue Götzen.
Wie man die Könige verletzt,
Wird der Granit auch abgesetzt,
Und Gneiß, der Sohn, ist nun Papa!
Auch dessen Untergang ist nah':
Denn Pluto's Gabel drohet schon
Dem Urgrund Revolution;
Basalt, der schwarze Teufelsmohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden,
Omega muß zum Alpha werden;
Und so wäre denn die liebe Welt
Geognostisch auf den Kopf gestellt.

Goethe's „Faust" (II. Thl.).

Goethe hat in dieser geologischen Herzensergießung einen gewissen Widerwillen gegen neuere Ansichten an den Tag gelegt, der ganz natürlich ist, wenn man am Abend seiner Tage langgewohnte und liebgewordene Ideen hinschwinden sieht. Wir wollen deshalb nicht mit dem großen Dichter rechten, uns aber auch durch ihn nicht abhalten lassen, die Thatsachen zu nehmen wie sie sind. Wenn man die unschuldigen Fortschritte wissenschaftlicher Erkenntniß stets revolutionär nennen wollte, so würde darin nur eine Art Anerkennung des revolutionären Princips liegen, welches mit wissenschaftlicher Forschung an sich gar nichts gemein hat. Die Anerkennung und Verehrung großer Männer oder Zeiten sollte man aber nie auf ihre Irrthümer ausdehnen, ihr Werth beruht in ihren zeitgemäßen Leistungen, in dem anregenden Einfluß ihrer augenblicklichen Wirkung, die, wenn sie wirklich groß ist, stets wieder den Keim zu Neuem befruchtet. Es wäre eher traurig als er-

freulich, wenn der Standpunkt, auf welchem jetzt die Geologie sich befindet, nach 50 Jahren nicht längst wieder verlassen oder, wie man zu sagen pflegt, überwunden wäre.

In der Zeit, als Werner's Ansichten über die Bildung der Erde beinahe allein Geltung fanden, unterschied man Urgebirge, Uebergangsgebirge und Flötzgebirge. Unter erstern verstand man diejenigen Gesteine, welche für die ältesten, zuerst entstandenen gehalten wurden, für die ersten festen Kernbildungen der Erde, auf welche sich nachher alles Andere in regelmäßiger Reihenfolge abgelagert habe. Namentlich rechnete man dazu Granit, Gneiß, Glimmerschiefer und auch manchen Thonschiefer, sowie deren Einlagerungen von körnigem Kalkstein.

Seitdem hat man erkannt, daß der Granit in der Regel neuerer Entstehung ist als der Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer und daß er auf eine andere Weise als sie entstanden ist, daß er von unten kam und sich aufwärts unter oder zwischen jene hineindrängte. Alle Folgerungen aus der Lagerung auf das relative Alter der Gesteine mußten dadurch sehr modificirt werden; man konnte nun nicht mehr das untere stets auch für das ältere Gestein halten.

Man hat ferner erkannt, daß auch Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer nicht in dem Zustande, in welchem sie sich jetzt befinden, aus Wasser abgelagert worden sein können, während doch die Bezeichnung als Urgebirgsarten wesentlich mit auf der Annahme beruhte, daß sie aus wässeriger Lösung auskrystallisirt seien. Unter diesen Umständen und besonders wegen der oft viel neuern und eruptiven Entstehung des Granits, der gerade als solide Hauptkernmasse der Erde vorausgesetzt wurde, ist denn nun auch die Benennung Urgebirge oder Urgesteine ganz unpassend geworden. Da dieselbe unverkennbar einen Begriff in sich einschließt, den man nicht mehr mit der Sache verbindet, so ist es jedenfalls zweckmäßig, sie nicht mehr, wenigstens nicht für den Complex dieser heterogenen Gesteine anzuwenden. Die Benennung ist aber sehr populär geworden und deshalb ist es schwierig, sie ganz zu verbannen. Es entsteht die Frage: ob man nicht auch nach den jetzt herrschenden geologischen Ansichten bestimmte Gesteine als Urgesteine unterscheiden und bezeichnen kann?

Die Silbe „Ur" hat in ihren Zusammensetzungen eine zweifache Bedeutung. Sie bezeichnet nicht nur etwas sehr Altes oder Aeltestes, sondern auch etwas Ursprüngliches, seit seiner ersten Bildung nicht wesentlich Verändertes. Dieser Doppelsinn macht ihre Anwendung in der neuern Geologie außerordentlich schwierig und mißlich. Werner verband beide Begriffe zugleich mit seinen Urgesteinen und darum war die Bezeichnung zu jener Zeit eine höchst passende. Jetzt aber kennt man keine Gesteine, welche man für die ältesten und zugleich für unverändert hielt. Die Eruptivgesteine könnte man zum Theil wol für wesentlich unverändert seit ihrem ersten Festwerden halten; sie sind aber nach der Idee, die man sich von ihrer Entstehungsweise macht, nothwendig allemal jünger als die Gesteine, zwischen denen sie emporgedrungen sind; für sie Alle paßt darum die Bezeichnung Urgesteine nicht mehr. Die Gesteine dagegen, welche man bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaften für die im Allgemeinen ältesten hält, die krystallinischen Schiefer (Gneiß, Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Talkschiefer, Hornblendeschiefer u. s. w.) sind nach den Ansichten der meisten Geologen in einem ganz andern Zustande entstanden und erst durch einen spätern Umwandlungsproceß Das geworden, was sie sind. Auch für sie will darum die Benennung Urgestein sich nicht mehr eignen. Unter diesen Umständen ist es offenbar am besten, den Ausdruck ganz fallen zu lassen, um durch ihn nicht falsche Ideen zu erwecken oder wenigstens nicht mit den herrschenden Ansichten in Widerspruch zu kommen. Schwindet aber der Ausdruck Urgebirge und Urgestein, dann wird schon dadurch die Benennung Uebergangsgebirge oder Uebergangsgesteine unzweckmäßig, da sie die Entstehung in einer Uebergangszeit von der Urzeit zu einer neuern bezeichnen sollte.

Man frägt vielleicht, welche Ausdrücke sind denn nun an die Stelle jener veralteten getreten? Darauf muß ich antworten: Verschiedene, jenachdem man eben von der Entstehungsweise, dem allgemeinen Charakter oder dem relativen Alter der Gesteine spricht. Man pflegt die Gesteine nach der muthmaßlichen Art ihrer Entstehung zu bezeichnen als plutonische oder vulkanische Eruptivgesteine, als metamorphische (umgewandelte) Gesteine und als sedimentäre oder Ablagerungsgesteine. Nach ihren vorherrschenden Eigenschaften unterscheidet man, obiger Reihe entsprechend, krystallinische Massengesteine, krystallinische Schiefergesteine und Schichtgesteine, nach ihrem relativen Entstehungsalter aber hat man die letztern in sogenannte Formationen eingetheilt und vergleicht mit ihrem Alter auch das der erstern.

Zur Charakteristik der Franzosen.

Ein Zeiterlebniß.

Die Leser dieser Blätter erfuhren kürzlich Ausführlicheres über einen Haarkräusler, der als Dichter sich einen Namen erworben hat, über Jasmin. Ich will von einem Haarkräusler geringerer Bedeutung erzählen, der uns Gelegenheit geben kann, etwas von der Natur der Franzosen kennen zu lernen.

Beim Ausbruch der Februarrevolution hatte ich in Paris bereits seit geraumer Zeit einen Haarkünstler, denn hier führt bekanntlich der zugleich den Bart und das Haar seiner Nebenmenschen Pflegende den Titel eines Artiste ganz mit demselben Rechte wie der Maler, Bildhauer, Musiker und der Schauspieler. Auch mein Haarkräusler war wie Jasmin aus der Umgegend von Toulouse in den baskischen Gegenden; er hatte daher schon spanisches Blut in den Adern, dazu eine Mulattin zur Frau, deren Herz er als ein zweiter Figaro von Toulouse auftretend im Sturm und gegen den Willen der vermögenden und gesellschaftlich angesehenen Mutter des Mädchens davongetragen. Das Paar hatte mich in aller Weise lebhaft interessirt. Der Gatte war fast blond und von schneeweißer Haut, eine Ausnahmserscheinung in südlichen Ländern. Sie, nach dem allgemeinen Gesetz der wechselseitigen Anziehung der Gegensätze, war sehr braun, wie sich für eine Mulattin geziemt. Seine Erfolge in Toulouse, die er in einer Art von theatralischem Costüm mit bunten Bändern und Schnüren geltend machte, beruhten auf einer ihm anheimgefallenen Erbschaft, die er mit der Liberalität eines Grafen Almaviva zu vergeuden begonnen. Die Eigenliebe und Rivalität, wer wol den interessanten Ankömmling erobern werde, waren so in der ganzen toulouser Damenwelt erregt worden, daß mit stolzer Bereitwilligkeit die junge Mulattin, Tochter eines auf dem Meere verunglückten Capitäns von der Handelsmarine, dem bezaubernden Figaro gefolgt war, als dieser ihr unter Allen die Myrtenkrone aufs Haupt setzen wollte. Alle diese Umstände hatte mir die junge Mulattin in ihrer Naivetät oft mit thränendem Auge erzählt. Denn die Aermste, wie alle farbigen Frauen bald welkend, namentlich bei den Entbehrungen eines von dem flatterhaften Artisten nur karg unterhaltenen Hausstandes, hatte sich in Paris von ihrem Figaro gar bald vernachlässigt gesehen. Die Februarrevolution hatte ihr vollends die letzte Hoffnung einer bessern, ja einer glänzenden Lage genommen. Die junge Herzogin von Montpensier, die als Andalusierin Mädchen ihrer Farbe besonders liebte, hatte ihr eben die Aufsicht über die Wäsche ihres Hoffstaats anvertrauen wollen, als diese Wäsche — mit den andern glänzenden Besitzthümern der Orleans dem die Tuilerien besetzenden Volke in die Hände gefallen war.

Mr. Hippolyte dagegen war von den Februartagen sehr aufgerichtet worden. Am Morgen des 25. war er mit den Worten: „Nous voilà tous citoyens!" in meine Stube getreten und hatte sich dabei wie ein pariser „Arbeiter" in die Brust geworfen. Nicht

mit Hochmuth. Man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß die Arbeiter in ihrem Betragen gegen die höhern Classen der Gesellschaft im Anfang der Revolution ungalanter geworden wären; gerade das Gegentheil fand statt, gemäß dem wunderbar intelligenten und gemüthlichen Naturell dieses wunderlichen Volks. Sie wurden höflicher und zuvorkommender, gerade um zu zeigen, daß sie durch Manier und Bildung längst verdient hätten, mit den Begüterten in Allem gleichgestellt zu werden. Von mehr als einer fremden Dame, welche durch die vom Volk besetzten Barrikaden hatte gehen müssen und die früher die gehässigsten Vorurtheile gegen die „Canaille" gehegt, hatte ich diese Bemerkung über die damalige Volkshaltung vernommen.

Die stolze Haltung Herrn Hippolyte's stieg natürlich, als er mir einige Tage später zu melden kam, daß er in der erweiterten Nationalgarde von seinen Kameraden zum Sergeanten ernannt und namentlich mit dem Einschreiben und Anwerben neuer freiwilliger Mitglieder beauftragt worden sei. Er würde, setzte er hinzu, höchst erfreut sein, wenn ein solcher, in Paris einmal eingebürgerter Fremder wie ich von ihm zu den Gesprächen unter den Kameraden, auf die ich sehr heilsam einwirken könnte, geführt würde. Anfangs gefiel mir dieser Vorschlag, theils seiner Bizarrerie halber in jener aufgeregten Zeit, wo Jeder sich überall mehr oder weniger gern in Uniform und in Waffen sehen mochte, dann weil er mir eine Gelegenheit zum Studium des französischen Volksgeistes und Charakters bot. Ich gestattete ihm somit, mich vorläufig in seine Listen einzutragen.

Nach einiger Ueberlegung jedoch gab ich den Vorsatz auf. Zuerst, ich gestehe es gern, in Rücksicht auf die damalige Beschwerlichkeit des besonders nächtlichen Dienstes; dann aber auch wegen der falschen und verdächtigen Stellung, in welche mich die Ausführung dieses Entschlusses wegen mancher Verbindungen mit der gesellschaftlichen Welt hätte bringen können. Ich ersah wol aus den Bestellungsbillets, welche der Compagnie-Tambour von Zeit zu Zeit bei meinem Hausmann abgab, daß Herr Hippolyte mich wirklich auf seine Liste geschrieben; indeß so lange er mich rasirte, verdankte ich es seinem hohen Schutze, nicht weiter belästigt zu werden. Ich entging freilich so der Gefahr, einige Monate darauf während jener furchtbaren Junitage vor die Kugeln, die aus den socialistischen Barrikaden besonders die Reihen der Nationalgarden lichteten, geführt zu werden; denn, einmal eingetreten, hätte ich mich der Ehre halber dieser Verpflichtung nicht entziehen können. Damals schützte mich sogar noch mein Sergeant, als ich, die seltsam costümirten Gestalten der aus den Provinzen ankommenden Nationalgarden bei ihrem Aussteigen aus den Eisenbahnwaggons betrachtend, als ein muthmaßlicher Kundschafter der rothen Kämpfer angehalten wurde. Indeß sollte ich dennoch fühlen, was die durch beleidigte Eigenliebe hervorgerufene Rachsucht eines Basken zu bedeuten hatte.

Eines Tags nämlich, da ich in Herrn Hippolyte's Laden gegangen, wurde er plötzlich und in Gegenwart anderer Personen, wahrscheinlich aus irgend einem Verdrusse, unhöflich und anmaßend, worauf ich, nicht weniger sanguinisch als er, ihm auf der Stelle erklärte, ihn nicht mehr besuchen zu wollen. Dies war von meiner Seite in jener Zeit, wo die Blouse regierte, um so übereilter, als das veränderte Benehmen des Haarkräuslers auch wol mit eine Folge davon war, daß mit dem Anschwellen des rothen Socialismus die arbeitende Classe allerdings in ihrem Benehmen nun anmaßender wurde. Kurz, von diesem Augenblicke an wurden die Dienstaufforderungen zur Nationalgarde immer häufiger und dringender und bald folgten wiederholte Vorladungen zum persönlichen Erscheinen vor dem Disciplinarrath. Es war somit offenbar, daß der Sergeant mich dem letztern als einen zum Dienst gesetzlich Verpflichteten und sich demselben Entziehenden denuncirt hatte und sich die Selbstgenugthuung versprach, mich unter seinem unmittelbaren Befehle zu haben.

Ich erschien nicht. Als aber endlich ein Beamter der Mairie selbst zu mir ins

Haus gekommen war und dringend um meine persönliche Einstellung gebeten hatte, damit ich wenigstens meine Eigenschaft als Ausländer nachweise, und als mir mein Hausmann vorstellte, wie ich sonst Gefahr liefe, in das Hôtel des haricots, d. h. das Nationalgardengefängniß, wo man nur weiße Bohnen zu essen bekomme, abgeführt zu werden, so begab ich mich denn eines Tags mit einem alten deutschen Passe von 1833, den ich glücklicherweise aufbewahrt, auf die Mairie. Ehe ich vorgelassen wurde, erfuhr ich, daß man kurz zuvor eine Menge anderer, hochgestellter Fremder auf dieselbe Weise belästigt und diese sich erst durch Vorweis ihrer Papiere hatten befreien können. So durfte ich mich denn nicht wundern, den Eifer der von Hippolyte aufgestachelten Beisitzer, welche die große und stürmische Mehrheit des Raths damals bildeten und die gern einen Monsieur en habit mehr zum Dienst zwingen wollten, so groß zu finden, daß man meinen Paß in keiner Weise als ein Beweisdocument meines Nicht-Franzosenthums gelten lassen wollte. Derselbe, hieß es, sei zu alt und ich sei seit zu langer Zeit in Paris, als daß es glaublich wäre, ich hätte mich noch nicht naturalisiren lassen, und da ich dies verneinte, müsse ich den Beweis herbeischaffen, daß ich nicht naturalisirt worden sei. Revolutionen haben ihre eigenthümliche Logik.

Interessant war es, wie der gebildete Maire zu fühlen schien, was ich denken müsse. Er und einige andere Vorsitzer baten mich gewissermaßen durch bedeutsame, erst auf mich, dann auf die Beisitzer geworfene Blicke, um Vergebung, andeutend, wie sie nicht anders könnten. Nach dem Vorschlag eines derselben, als er erfahren, wie ich Odilon Barrot, damals Ministerpräsidenten und Justizminister, persönlich bekannt sei, ward mir aufgegeben, eine Bescheinigung der Justizkanzlei darüber beizubringen, daß ich bis jetzt in Frankreich noch nicht naturalisirt worden.

Doch dies führte neue Verlegenheiten herbei. Die Secretäre Barrot's, mit denen ich über dies Ansinnen sprach, waren ihrerseits betreten, wie sie eine solche negative Bescheinigung ausfertigen sollten, und riethen mir endlich, meinen Geburtsschein herbeizuschaffen, worauf der Küster einer Kirche in der deutschen Stadt, wo ich geboren, in Folge einer deshalb an ihn ergangenen Bitte, denselben auch wirklich nach Paris übermachte. Doch auch dies Actenstück genügte dem Disciplinarrathe nicht. Hippolyte's Rache war durch meine Beunruhigung nicht gesättigt. Es beweise allerdings, so hieß es, daß ich in Deutschland geboren worden, schlösse aber keineswegs die Möglichkeit aus, daß meine Aeltern französische Unterthanen gewesen wären, ich müsse darum nun auch noch den Geburtsschein meines Vaters beibringen!

Da diese Peinigung, bei der immer das Hôtel des haricots angedroht wurde, bereits fast ein ganzes Jahr angedauert und ich nicht Willens war, den rachsüchigen Toulouser durch Wiederanvertrauen meines — Bartes zu versöhnen, so griff ich endlich zu einem Mittel, dessen Anwendung ich aus Rücksicht auf meine Verhältnisse bis dahin verschoben hatte. Ich schrieb nämlich an den Maire einen Brief, in welchem ich ihm zunächst auseinandersetzte, wie es mir geradezu unmöglich sei, den Geburtsschein meines Vaters herbeizuschaffen. Ich hätte denselben schon in meinem ersten Lebensjahre verloren und so nie bestimmt von seinem eigentlichen Geburtsort, der in den Umgebungen einer großen deutschen Hauptstadt gewesen, erfahren. Diesen zu kennen, genüge nicht einmal, da man zu damaliger Zeit in Deutschland nur Taufzeugnisse, nicht Geburtsscheine gekannt hätte, man daher auch die Kirche wissen müsse, in welcher Jemand getauft worden. Unter diesen Umständen müsse ich ihm nun offen den Hauptgrund meiner hartnäckigen Weigerung, die französische Uniform anzuziehen, mittheilen: daß ich nämlich in Verhältnissen lebte, die mich in den Verdacht bringen könnten, die französische Gesellschaft auf versteckte Weise auskundschaften zu wollen, wenn ich, ohne vom Gesetz dazu gezwungen zu sein, mich unter die Reihen der

französischen Bürger mischte; ich wäre auf dem Bureau der ***schen Gesandtschaft beschäftigt.

Ich hatte mich in der erworbenen Kenntniß des französischen Volkscharakters nicht getäuscht. Das Argument, ich könnte den Schein gewinnen, die dritte Compagnie des achten Bataillons zum Gegenstande völkerrechtlicher Forschungen zu machen, wirkte auf den ganzen Disciplinarrath so schlagend, daß endlich Mr. Hippolyte mit Entschiedenheit zum Schweigen gebracht und ich in keiner Weise mehr belästigt wurde. Die kleinen Epiciers, Handwerker, die kaum lesen und schreiben konnten, hielten sich für so bedeutend, für so würdig, beobachtet, studirt, ausgeforscht zu werden, daß Jeder seinen Werth, den er für das Europäische Gleichgewicht möglicherweise haben konnte, in Sicherheit zu bringen suchte und die dritte Compagnie des achten Bataillons zu einem unergründlichen Geheimniß für alle Potentaten der Erde erhob. Ich war endlich vor der Rache meines Toulousers gesichert. S.

Deutsche Mädchenerziehung.

Eine Zuschrift an den Herausgeber.

— — Sie haben in Hertha Wingolf, der Heldin Ihrer Erzählung: „Die Nihilisten", ein weibliches Wesen geschildert, das die Emancipationskrisis durchmacht. Hertha kommt von der Beurtheilung des Frauenlooses vom Standpunkte der Rechte zu einer Beurtheilung desselben vom Standpunkte der Pflichten und wie sehr ich mit Ihnen in den moralischen Endergebnissen einverstanden bin, so erlauben Sie mir doch über die Lebensstellung meiner Mitschwestern vom Standpunkte unserer Mädchenerziehung aus einige in Ihr Thema einschlagende Betrachtungen anzustellen.

Man hat in Deutschland seit einem Jahrzehend sehr viel von Emancipation der Frauen gesprochen. Das geistreiche Berlin, wie immer schnell mit einem Witze bei der Hand, lieferte eine Reihefolge von Kupferstichen mit Amazonen aller Art, rauchend, trinkend und den Männern all Das nachahmend, was diese Unschönes genug thun. Die Gesellschaft lachte. Die Herren der Erde lachten und wie ephemere Erscheinungen sind diese sogenannten Emancipirten über die Bühne des Lebens gegangen. Was sie wünschten, was sie begehrten, war ihnen wol selbst nicht klar; nur ihr „Nichtbefriedigtsein" drängte sie, andere Verhältnisse für sich zu suchen, sie standen vereinzelt da und sind vergessen wie die Bloomeristen und ihre neue Frauentracht.

Aber was das Jahr verschlingt, das Jahrhundert bringt es wieder ein. Nicht bloßen Seifenblasen gleich, die der Hauch eines Kindes zu dem Atom eines Wassertropfens zurückführt, war dieses Auftauchen des Wunsches einer Emancipation der Frauen, wenn man ihr nur den rechten Sinn unterlegt. Seinem bloßen Klange nach anstößig, wo nicht gefährlich ist das Wort an sich; denn seiner Bedeutung nach ist es Befreiung von einem Joche, von einem Etwas, das drückt, beugt, erniedrigt, und dieses Etwas, wenn es Sitte, Anstand, Herkommen wäre, so wäre das Wort tieferwerflich. Die Frauen, deren Beruf es ist, Gattinnen, Mütter zu sein und Lebenszwecke zu erfüllen, auf die ihre Natur hinzielt, sollen nicht irregeführt werden von einem falschen Wahn. Ihre Schwäche soll ihnen nicht als Tugend geschildert werden.

Dennoch gibt die Frage Gelegenheit zum Nachdenken. Von der Natur sind die Frauen mit einem vorherrschenden Gefühlsleben ausgestattet. Ihr Körper ist auf eine rasche Entwickelung angelegt, auf ihrem zarteren Nervensystem spielen Empfindungen bunt durcheinander, sie sind jedem Eindruck hingegeben und wachendes Träumen ist ihnen ein liebes Spiel. Ihr Verstand hat keine Beschäftigung. Als schwächerer Theil macht er sich ohne viele Mahnungen nicht geltend und die Herrscherinnen, die Empfindungen,

bleiben ungestörte Besitzerinnen des Seelenreiches. Hat eine Frau Geist, so zeigt sie ihn; hat sie Talent, so bildet sie es aus; beide aber bestehen unabhängig von ihren Empfindungen und sind keine Mahner, wo diese auf Pfaden wandeln, die die Einsicht nie betreten würde. Eine geistvolle, eine talentvolle Frau ist darum noch durchaus nicht mit dem Worte verständig zu bezeichnen. Und kann man achten, was nicht verständig ist? Auf die Erziehung zur Verständigkeit, darauf kommt es bei dem weiblichen Geschlechte an. Darin liegt die wahre Emancipation.

Goethe sagt: Der Frauen Schicksal ist beklagenswerth. Und es ist beklagenswerth; aber nicht durch die Schuld der Natur, nicht durch den Beruf, den sie ihnen vorgezeichnet, sondern durch die mangelhafte Ausbildung, die man ihnen gegeben. Jetzt sind wir bereits so daran gewöhnt, in den Frauen nur bunte Schmetterlinge zu sehen, ohne ein geregeltes, vernünftiges Wollen, daß man die Männerwelt, sobald ihnen eine Ausnahme dieser Regel aufstößt, sogleich tadelnd ausrufen hört: „In dieser sei der Verstand vorherrschend."

Wohin führt verstandlose Erziehung der Mädchen für sie selbst, für ihren innern Frieden, für ihr eigenes Glück? Was man nach außen hin gilt, das ist am Ende wenig, wenn wir es in die Wagschale legen neben Dem, was wir uns selbst sind. Sind unsere Mädchen, als Mädchen, sind sie als Frauen glücklich; ja, sind sie in der einen oder der andern Lage nur zufrieden mit ihrer Lebensstellung?

Sie sind es selten. Das Mädchen lernt; aber nur mit dem Gedächtnisse, sie weiß viel und weiß doch im Grunde nichts; so geht unsere junge Mädchenwelt aus der Schule hervor. Man spricht von ihrer vorzüglichen Ausbildung; und doch ist sie eigentlich ganz ungebildet, denn von all ihrem Wissen, das in Worten, ein Paar Begriffen und in mechanischen Fertigkeiten besteht, gehört dem Menschen in ihr sehr wenig zu eigen; dieser blieb unbetheiligt. Und das Schlimmste dabei, neben dem leeren Kopfe das leere Herz, das keine einzige weitere Sympathie fassen lernte, außer für einige schwärmerische poetische Begriffe. Des Schulzwanges entbunden genießt das junge Mädchen der größern Freiheit im älterlichen Hause, um etwas mehr Zeit auf ihren Putz zu verwenden und nun schon — einige Romane zu lesen. An eine andere Lectüre denkt sie nicht. Da sie an ein Geistesproduct nur mit Empfindung gelangen kann, so könnte sie auch keinem andern Buche Geschmack abgewinnen als einem solchen, das ihr stetes Traumleben für kurze Stunden mit neuen bunten Träumen unterbricht und eine Fortsetzung aus einer andern Tonart bildet. Was etwa zu ernst ist, etwa lehrreich sein könnte, das überschlägt sie, weil es mit der eigentlichen Geschichte nichts zu thun hat. Auf diese Weise bildet sie sich fort. Die Mutter sagt dann: „Meine Tochter muß ihre Jugend genießen" und führt sie in die Gesellschaften. Sie sagt selten: „Meine Tochter muß die Zeit benutzen, sich zu dem schönen Berufe vorzubereiten, in welchem ich selbst das höchste Glück gefunden und den das Schicksal auch ihr, wie ich hoffe, zutheilen wird." Können viel Töchter auftreten, zu denen ihre Mütter in diesem Tone geredet?

Die Stellung der Mütter zu den jungen Töchtern und ihren Hoffnungen ist ein — eigenes Capitel — überschlagen wir es.

Gibt es aber wol Mütter, die ihre Tochter an der Ehe hinderten, weil sie die dazu erfoderlichen Eigenschaften nicht besitzt? Naive Frage! Die Tochter mag ungeschickt sein, eine schlechte Wirthin, sie mag im älterlichen Hause keiner Anfoderung entsprechen; bewirbt sich Jemand um sie, der die Gelegenheit nicht hat, sie näher kennen zu lernen, sieht man das Talent der Verstellung an dem jungen Mädchen, sieht man die Zukunft des Mannes — einige Phrasen und der Bund ist geschlossen.

Die Gräfin Ida Hahn-Hahn ist vielfach bespöttelt worden wegen ihres Suchens nach einer großen Liebe. Doch war ihr Suchen nur das muthige Aussprechen Dessen, was jede deutsche Frau im Stillen für sich begehrt, wonach sie seufzt, schmachtet, was

sie vom Himmel erfleht. Daran ist nichts zu ändern. Diese Sehnsucht liegt in der menschlichen Natur. Sie ist die Poesie des Frauenherzens und fern sei es, diesen Trieb ihrer Idealität ersticken zu wollen. Aber richtig geleitet muß er werden. Früh schon muß ein Mädchen zur Erkenntniß des Lebens geführt, mit den Bedingungen unsers Daseins bekannt gemacht werden. Die Verständigkeit ist es, zu der wir die weibliche Jugend zu erziehen auffodern. Die Verständigkeit ist die Folge des gemilderten Idealitätsdranges. Wahrheit, Offenheit im Munde der Mutter, Ernst, Würde im Betragen des Vaters und der Einfluß auf die Kinder wird ein unendlich segensreicher sein.

Die Erziehung der Mädchen liegt auch in den Händen der Männer. Für diese sei es eine Aufgabe der Humanität, ihnen eine Geistesbildung zu geben, die sie geschickter mache, ihrer Lebensstellung zu begegnen. Für den Mann wird das Mädchen erzogen, als die Gefährtin, die bei ihm ausharre, auch wenn die ganze Welt ihn verläßt. Und mit bloßen Empfindungen, einem reizbaren Nervensysteme, über das sie mit der Ueberlegenheit ihrer Vernunft nicht zu herrschen gelernt, soll sie sich mit ihm einschiffen, auf die Fluten des Lebens, vielleicht um Schiffbruch zu leiden und ihren Kindern einst Vater und Mutter zu sein? Wie hat man sie vorgebildet, sich in solchen Lagen zu bewähren? Ich will nicht schildern, was Jeder selbst sehen, täglich erfahren kann.

Starke Naturen entwickeln sich durch sich selbst zu einem bestimmten Wesen und zur klareren Anschauung der Dinge. Aber Naturen, die sich gewissermaßen selbst ihren Weg vorzeichnen, sind selten in den zarten Formen der Frau. Sie sind Ausnahmen, die uns zeigen, was die Regel sein sollte, sein könnte, wenn die Erziehung dem zartern Empfinden den starken Willen hinzufügte und ein harmonisches Ganze daraus schüfe.

Der Sinn für häusliches Leben ist bei unsern jetzigen jungen Mädchen täglich mehr in Gefahr. Das Vaterhaus ist ihnen zu enge, sie sehnen sich fort, hinaus in die Welt. Kommt man nach London, Paris, so erstaunt man, überall so viel junge deutsche Damen zu finden, die ihren Weg dorthin gefunden. Man begreift nicht, was sie dort suchen, man frägt sich was? Töchter aus den ersten Familien finden sich darunter, oftmals die einzige Tochter, oftmals anmuthig und talentvoll, aus einem wohlhabenden Hause, die Alles verließ, was das Geschick dem Menschen an äußern Vortheilen zutheilen kann, um allein und unbeschützt in einer großen Hauptstadt ihren Weg zu suchen! Die meisten dieser jungen Damen fühlen ein Etwas in sich, das nicht ruhen will, bis es sich geltend gemacht; das kleine Fünklein Intelligenz, das dem Lichte zustrebt, in dem es sich bade und keine Hindernisse erkennt, wie die Pflanze sich dürstend einer Spalte zuwendet, durch die ein schwacher Strahl vom Himmel dringt. Sind diese jungen Mädchen allein Schuld? Ist es nicht auch das Aelternhaus? Auch hier enthalt' ich mich aller Schilderung. Prüfe Jeder, wie es bei ihm daheim aussieht. Prüfe Jeder, der sich Vater oder Mutter nennt, ob er das Haus zum Tempel des Lebens macht oder ob die vier Wände seiner Wohnung nicht dazu da scheinen, ihn — in Leidenschaften, in einem Négligé zu zeigen, das er der Welt so gern zu verbergen beflissen ist. Und nur Das sagen wir: Wie Plato die Männer dadurch strafen wollte, daß er ihnen ein zweites Leben als Frauen zuertheilte, so möchten wir manchem „Familienvater" das Vergnügen gönnen, auf vier Wochen seine eigene Tochter zu sein, und gewiß würde Keiner dann mehr verlangen, sie solle sich unbeschreiblich glücklich fühlen, in seiner Nähe zu weilen. Es klingt das hart, unweiblich und doch muß es gesagt sein der schaudervollen Natürlichkeit gegenüber, mit der sich bei uns in Deutschland das Haus und die Familie oft zu geben pflegen.

Alle diese Umstände tragen zur sittlichen Erhebung der Frauen bei. Wenn wir uns selbst erziehen, erziehen wir unsere Umgebungen. Unsere weibliche Jugend wird in ihrem Werthe sich vervollkommnen, zu den Stürmen des Lebens sich rüsten, zu Gattinnen,

Müttern und zu dem freudelosen Berufe der Entsagung sich wahrhaft darauf vorbereiten, wenn die Penaten des Hauses auch wirklich heilig gehalten werden und auch die Familie ein Abbild derjenigen Ordnung ist, die wir in allen übrigen Gemeinsamkeiten des menschlichen Zusammenlebens anstreben und für unerläßlich halten. B.

Anregungen.

Die Harmonie der Sphären.

Man wird schon oft von der Sphärenmusik gehört haben. Welche Bewandtniß hat es damit?

Der große Kepler ging von der Ansicht aus, daß ein Ton, mathematisch genommen, nichts Anderes sei, als eine Saite von bestimmter Länge oder die Anzahl der Schwingungen, die diese Saite in einer Zeiteinheit macht. Drückt man nun die tägliche Winkelbewegung eines Planeten in Secunden aus, so kann man die Anzahl dieser Secunden als die Schwingungszahl eines Tons ansehen. Wenn nun die Geschwindigkeit eines Planeten während seines Umlaufs sich verändert, so wird er nicht immer einen und denselben Ton von sich geben oder, mit andern Worten, nicht immer dieselbe Schwingungszahl behalten. Er wird also ein musikalisches Intervall durchlaufen und wenn man nun seine kleinste Geschwindigkeit als die Anzahl von Schwingungen betrachtet, die der Grundton in der Zeiteinheit macht, so kann man das Verhältniß jedes andern Tons zu diesem Grundton und mithin auch die Größe des durchlaufenen Intervalls leicht angeben.

Auf diesem Wege suchte Kepler den Zusammenhang der Excentricität der Planetenbahn mit der Lehre von einer Harmonie der Sphären zu entwickeln, die schon Pythagoras aufstellte. Kepler's Meinung ist, nach Cotta's „Briefen über den Kosmos“: Der Schöpfer hatte die verhältnißmäßigen Abstände der Planeten von der Sonne nach den fünf regulären Körpern geordnet, für jeden einzelnen Planeten aber eine solche Form der Ellipse (d. h. eine solche Excentricität) gewählt, daß das Verhältniß der kleinsten heliocentrischen Geschwindigkeit zu seiner größten ein harmonisches Intervall gibt. In diesen Intervallen ist allerdings eine kleine Unreinheit; auch diese sucht Kepler zu erklären, aber freilich auf eine so künstliche und verwickelte Weise, daß man nach Cotta nicht hoffen könne, dieselbe deutlich zu machen. Sonderbar ist es gewiß, daß Tycho de Brahe und Kepler, durch einen alten Mythus auf den Gedanken der Sphärenharmonie gebracht, die wesentlichen Ansichten, welche jener zu Grunde lagen, die festen Sphären und den Einfluß der ungleichen Abstände gänzlich beseitigen, dennoch aber die Phantasie, welche man daraus abgeleitet hatte, eine unhörbare Weltmusik, in gewissem Sinne aufrecht erhielten. Also das angenommene Instrument wurde aufgegeben und von wirklichen Tönen war nicht mehr die Rede, dennoch aber von einer Harmonie der Sphären.

Cotta sagt über solche und ähnliche naturphilosophische und naturpoetische Auffassungsweisen: „Nicht nur hat der Mensch, seitdem er nachzudenken anfing, Harmonie überall im Bau der Welt gesucht, sondern auch Schönheit und Zweckmäßigkeit, oder vielmehr er wurde durch überall im Einzelnen vorhandene und beobachtete Harmonie dahin geleitet, auch für das Ganze eine solche vorauszusetzen und eifrig zu suchen. Es kommt hinzu, daß wir erst wissen müssen, was eigentlich — von menschlichen Vorurtheilen abgesehen — schön und zweckmäßig zu nennen ist, ehe wir eine a priori vorausgesetzte höchste Vollendung in diesen Richtungen mit der Hoffnung auf Erfolg suchen können. Etwas ganz Anderes ist es, wenn wir das factisch Gefundene dann schön und zweckmäßig nennen und danach erst unsere Ansichten über diese idealen Begriffe bilden. Es läßt sich erwarten, daß wir den vorhandenen Weltbau stets harmonisch, gut, schön und zweckmäßig finden, eben weil in ihm sich Alles nacheinander richtet, einander gegenseitig angepaßt hat, weil überall nicht die Folgen launischer Willkür, sondern ein inniges Ineinandergreifen der Bedingungen erkennbar ist. Aber unsere menschliche Fassungskraft ist viel zu gering, um im Voraus zu entscheiden, wie die Welt sein muß, um harmonisch und zweckmäßig zu sein. Alle Versuche der Art, welche nur zu oft von den nicht empirischen Naturforschern gemacht worden sind, schlugen fehl und werden wol stets fehl schlagen; sie ließen sich von einem frommen Standpunkte aus sogar als übermüthig, unehrerbietig und frevelhaft bezeichnen. Es ist das eben der dem Empirischen entgegengesetzte Weg, welchen zuweilen die Dialektiker, die Mystiker und die Poeten auf dem Gebiete der Kosmologie einzuschlagen versucht haben. Er geht von einem angenommenen Ziel aus, anstatt einem wirklichen entgegen zu streben. Die Geschichte der Natur-

wissenschaften ist zugleich die Geschichte von Irrthümern, nur kann man sagen, daß dieselben in stetiger Verminderung begriffen sind, seit man angefangen hat, die Fragen über die Gesetze der Welt nicht an den menschlichen Geist, sondern an die Natur zu richten, d. h. zu experimentiren. Ueberall, wo wir im Stande sind, solche Fragen genau und richtig zu stellen, ertheilt uns die Natur auch genügende Antworten, denn das Experiment setzt in den Stand, eine beliebige Form von Veränderungen in den begleitenden Erscheinungen eines Phänomens einzuschalten und so diejenigen Voraussetzungen zu finden, welche durchaus nothwendig jenes zur Folge haben. Nur das richtig geleitete Experiment gibt die Thatsachen nackt, gänzlich baar von allem Zufälligen, entweder indem wir alle bekannten Umstände entfernen oder neue bekannte hinzufügen, um dann aus der Differenz der Folgen die ursächlichen Bedingungen zu finden. Freilich ist es uns in den meisten Fällen unmöglich, Naturerscheinungen künstlich und willkürlich hervorzubringen, weil die Ursachen unserer Macht entzogen sind. Wir müssen die Erscheinungen ruhig nehmen, wie sie sich bieten; statt zu wählen, in welchem Gewande wir sie sehen wollen, müssen wir mühsam unter den sie begleitenden Umständen die unmittelbar in Beziehung stehenden von denen sondern, welche damit in keinem directen Zusammenhange sind. Eine leider nur zu reiche Erfahrung zeigt, wie außerordentlich leicht wir uns dabei in der Bedeutung der Umstände irren, und man wird sich daher nicht über die Vorsicht und Zurückhaltung in den Urtheilen solcher Naturforscher wundern, die auf einem Gebiete arbeiten, welches ihnen nur Beobachtungen, aber keine Experimente erlaubt. Wir wissen zu gut, wie leicht man unberechtigte Folgerungen zieht."

Will man freilich die Harmonie der Sphären in dem Sinne nehmen, daß sie eine Musik wäre, die nur die Gottheit hört und diese gleichsam sich selber aufspiele, dann wird die Naturforschung gern zurücktreten und in solcher Betrachtungsweise dem Dichter den Vorrang lassen.

Ein Schriftsteller-Asyl.

Seit einigen Jahren bemüht sich Hermann Marggraff in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", die Nachahmung eines Schriftstellerasyls, wie es Boz und Bulwer in England errichten halfen, für Deutschland zu beantragen. In einem Lande, wo es nicht einmal die Schauspieler, die doch schon ein organisirter Stand sind, zu einem allgemeinen Pensionsfonds bringen können, ist eine solche Institution für die Literatur ein Traum. Wunderbar ist auch, wie Marggraff für diese Idee zu schreiben pflegt. Er will doch wol die bedeutendern jetzt lebenden deutschen Schriftsteller für diese Idee interessiren und sagt ihnen dafür doch nichts als die gewohnten Herabsetzungen ihres Werths ins Gesicht. Findet die Gründe der Gleichgültigkeit des Schriftstellers für den Schriftsteller in Deutschland doch nur in euch selbst. Wenn ihr den vielen deutschen talentbegabten und volksbeliebten Autoren gegenüber die in jeder Beziehung verkehrte ewige Phrase: „Wo ist bei uns ein Boz?" wiederholt, verlangt ihr dann noch, daß man euch ein Asyl für müde Federführung eröffnet! Hegt und pflegt Das, was wir besitzen, mit Liebe und die gesellschaftlichen Verhältnisse werden besser stehen.

Das lustige England.

Die naturwüchsige Freiheit verleiht den Völkern, bei denen sie zu Hause ist, eine gewisse Heiterkeit und Naivetät, die sich dann auch in volksthümlicher Weise vielfach bei Staatsinstituten wiedergibt. Man sagt oft, das alte „merry England" bestehe nicht mehr und das heutige habe verlernt, fröhlich zu sein. Doch nicht so ganz. Am 14. Februar, dem Valentinstage, schickt man sich in ganz England scherzhafte Liebesbriefe zu. Wie dies für die Post eine keineswegs unbedeutende Finanzquelle ist, mag man daraus ersehen, daß an jenem Tage im Jahre 1851 das londoner Hauptpostamt allein 40,750 Briefe mehr als an gewöhnlichen Tagen beförderte. Aber, um die Heiterkeit zu vermehren, die Post erstattet dem Empfänger das Postgeld zurück, wenn er zeigt, daß der Brief blos einen Valentinsscherz enthält. Ist dies nicht ein köstliches Stück „merry England"? Wir möchten wol wissen, ob sich unsere Thurn und Taxis'sche Post oder die königlich preußische General-Postverwaltung am 1. April zu einem solchen Humor aufschwingen könnte?

Das stille Walten der Seele.

Der Chemiker wird, wenn er reine Resultate erzielen will, die gährende Thätigkeit in seinen Retorten nie mit ungeschickter Hand stören. Wir vergessen dies bei unserer Erziehung im Großen und Einzelnen gar zu leicht.

Zur Lehre von der Freundschaft.

Der beste Freund, den ein großer Mann finden kann, ist derjenige, der es vor der Welt übernimmt, seine Menschlichkeiten zu vertreten.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 50. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der See.

Eine Naturstudie von Hermann Masius.

I.

Nächst der Luft hat keins der vier Elemente, welche nach des Dichters Ausdruck „die Welt bauen", eine solche Allverbreitung als das Wasser. Ueber 6½ Millionen Quadratmeilen mißt die Fläche, welche der Ocean bedeckt und einst ruhte auch die jetzt bewohnte Veste unter der Flut. Wann sie zuerst ihre Berge und Ebenen und damit eine ganz neue Schöpfung zum Lichte emporhob, welche Revolutionen damals den Planeten erschütterten, wird schwerlich je die Forschung zu enthüllen vermögen. Aber noch gebiert sich ununterbrochen im Schooße des Meeres eine Welt von Wesen. Es lebt in seinen Wellen ein Reich der Thiere und Pflanzen, das zwar nicht an Vollkommenheit und Schönheit, wol aber an Fülle und Mannichfaltigkeit jenes der Continente weit zu übertreffen scheint. Unsere Wälder bergen, wie Charles Darwin behauptet, nicht so viele Thiere als die niedrige Waldregion des Oceans, wo Tangsträuche und Fucuszweige ihr zartes Laub entfalten und selbst da, wo in bergetiefe Nacht kaum ein Schimmer des Lichts hinabdringt, regt sich allenthalben noch Empfindung. Darum geschah es in richtiger, tiefbegründeter Ahnung, wenn griechische Philosophen das Wasser „den Urstz und die Mutter des Lebens" nannten oder wenn Inder und Aegypter betend an den großen Strömen ihrer Länder knieten und in ihnen die sichtbare Gottheit selbst verehrten. Ohne Wasser würde in der That nichts Lebendiges bestehen. Wäre es möglich, daß mit Einem male seine Schleusen spurlos versiegten, dann müßte Alles hinsterben was athmet und sproßt und die Erde würde nur das Medusenantlitz einer Wüste dem entsetzten Blicke zeigen.

Aber „gleich einer sorgsamen Mutter", die ohne zu ermüden jedem Bedürfnisse helfend entgegeneilt, wandelt das Wasser in ewigem Kreislaufe seine Bahnen, überallhin seine Wohlthaten vertheilend. Unter unsern Füßen, im Innern der Erde, ungesehen und ungehört, sprudelt es bald in zahllosen Gängen und Adern, bald sammelt es sich zu mächtigen Becken und Seen, zu „versiegelten Brunnen der Tiefe", wie die Bibel so treffend sagt. Oder es tritt heraus ans Licht und zieht ein segenbringender Strom durch die Länder und Städte der Menschen, freudebrausend dem großen Weltmeere entgegen,

oder es öffnet im Hochgebirge den Quell, die Gemse und das dürstende Moos zu tränken. So reicht das Meer mit seinen Wasserfäden durch und über alles Land hin, hinauf zu den hängenden Gärten der Alpen, zu den ewigen Schneefirnen dort oben. Ueberall umgibt und beherrscht uns des Wassers Fülle, wenn es auch nicht überall von den Augen wahrgenommen wird.

Und so weit dieses Element verbreitet ist, ebenso verschiedengestaltig ist es auch. Ein wunderbarer Proteus verflüchtigt es sich unter dem Hauche der Wärme in Nebel und Dampf und webt dann jene blauduftigen Säume um die Ferne oder es steigt empor und bildet die ewig wechselnden Decorationen des Himmels, während es sich unter dem Drucke der Kälte zu Schnee ballt oder in Hagel und Eis verfestigt. Man kann nicht leugnen, daß jede dieser Gestaltungen ein eigenthümlicher, poetischer Reiz begleitet. Sind Wolken und Nebel phantastisch und sehnsuchterweckend, so hat der Schnee in seiner fleckenlosen Weiße, in seinem leisen traumhaften Niederschweben und in seinem ebenso wunderbaren Verschwinden, etwas Friedevolles und Märchenhaftes. Grausig dagegen wirkt der Hagel, wenn er aus plötzlich verhängtem Gewölk seine Geißel auf die Aehrenfelder herabschmettert und in seinem Geleite der Sturm verheerend über die Wälder stürzt: es sind die gespenstischen „Schleuderer des Luftheeres", die erbfeindlichen Mächte des Chaos, die dem Menschen grollend entgegenwettern. Das Eis endlich blickt uns erstarrend an, es berührt in seiner bleichen Farblosigkeit noch kälter als der nackte Stein; aber es hat zugleich etwas Geheimnißvolles, wenn wir über die berstende, krachende Fläche gleitend uns vorstellen, daß der Geist unter uns nur in einem Zauberschlafe liegt, aus dem er plötzlich und mit unentfliehbarem Gewinn erwachen könnte.

Indessen bedeuten alle diese Wandelformen doch nur wenig gegen das Wasser selbst, gegen das fließende, freie, lebendige Element. Seine reizende Durchsichtigkeit, sein klarer Spiegel, der melodische Rhythmus seiner Bewegung, das leuchtende Grün und Blau der Wellen üben eine stille Macht über jeden Sinn und fast möchte man sagen, daß selbst der schönsten Landschaft die Seele fehle, wenn nicht das feuchte Element ihre Schönheit wiederspiegelt. Ἄριστον μὲν ὕδωρ (Wasser ist das Beste) ist wahrlich nicht blos für den Arzt oder den Landbauer gesagt. Es gibt kein großartigeres Epos als das erdumgürtende, himmelspiegelnde Meer und keinen kühnern Dithyramben als den Katarakt, der brausend und dampfend in den Abgrund stürzt.

Aber man hat gar nicht nöthig, so gewissermassen zu den äußersten Spitzen aufzusteigen, um das Wasser in seiner Schönheit zu sehen. Schon sein erster Ursprung ist ein Bild von außerordentlicher Lieblichkeit. Der Quell, der Bote der Berge, wie unzählige male haben ihn die Dichter besungen! Da hängen in den Wipfeln die dampfenden Nebel, der Schatten tropft kühle Perlen, von jedem Blatt und Halm trieft es und nun sickert und wühlt und schlüpft es in die Erde hinein und rinnt zusammen und wird lebendig. Kein Auge sieht das Wunder, Berggeister stellen sich hütend um seine Wiege; aber dort, wo der Felsen sich spaltet, haben sie einen Pfühl vom weichsten Moose hingelegt und mitten inne geht das Quellchen auf. Unermüdlich brodelt es hervor. Es spielt Ball mit den krystallenen Körnchen und so leise lullt es in sich hinein, daß auch das Ohr des trinkenden Mäuschens nichts vernehmen mag. Aber hat das Elfenkind einmal das Licht geschaut, so eilt es von dannen. Espen und Weiden kommen und breiten die grünen Arme darüber, als wollten sie das Flüchtige festhalten mit ihm zu tändeln, oder sie beugen sich horchend in das süße Gemurmel, das so wunderbar märchenhaft durch die Stille klingt.

Und nun hinaus aus dem Wald! Hinab ins Thal! Welch ein ganz anderer, neureizender Anblick ist dort der Fluß, die schweifende, blitzende Silberlinie durchs Gelände schwingend! Friedliche Heerden spiegeln sich in seinen Wassern, wogende Aehren antworten

seinem Rauschen, ein Gebüsch, ein Hain drängt sich heran und stellt auf sanften Hügelkuppen seine Vorposten auf, indeß ganz nahe ans Ufer schon die Entenschaar sich schleicht und neugierigscheu den Fuß ins lockende Bad taucht. Aber jenseits in geschütztem Busen versteckt sich eine Mühle, ein stilles Dörfchen oder mit Thurm und Mauern hebt sich geräuschvoll die Stadt.

Gewiß, es sind schöne Bilder diese Bilder des Wasserlebens. Und selbst der Dorfbrunnen noch, das kunstlos gehöhlte Rohr, aus dem die gefangene Najade sich ergießt, ist schön und hat Etwas von dem schmeichelnden, sinnbeschwichtigenden Reize des Elements in sich. Tieck sagt irgendwo, daß gerade die rauschenden Brunnen in Rom ihm das Herz so sehnsüchtig geschwellt, und Eichendorff schafft seine eigenthümlichsten Scenen, wo er die einsamen Schlösser schildert, deren verfallene Fontänen durch die Mondnacht murmeln. Aber es bedarf nicht Roms, noch der romantischen Burgen, um diesen Zauber zu empfinden. Wer je schon eine Sommernacht in einem deutschen Dorfe durchwachte, den hat er sicher auch schon ergriffen. Alles ist so tiefruhig, so weltvergessen, als stehe die Zeit still; nur der Quell plätschert in Einem fort. Zuweilen flüstert ein Hauch in den schlafenden Bäumen, ein Vogel regt träumend die Flügel, im weitschallenden Galopp jagt ein Reiter am Dorfe vorüber, Hunde schlagen an, Hähne krähen auf — dann sinkt Alles wieder in sich zusammen und horcht wieder dem Rauschen des Röhrbrunnens, der selber wie halbschlafend der Nacht das Schlummerlied singt. In der That, das Wasser ist ein geistiges Element, es spricht uns wahlverwandt an und gewiß war es kein müssiges Spiel unserer Sprache, daß sie vom See auch der Seele den Namen lieh (schon im Gothischen saivs und saivala).

Eine eigenthümliche, besonders schöne Gestaltung nimmt das Wasser in dem ebengenannten See an. Quell, Bach, Fluß eilen unaufhaltsam vorüber, ein Bild des unaufhaltsam eilenden Lebens, des ewigen Werdens und Vergehens. Daher hat das Gefühl, welches sie in uns erwecken, wie mannichfach es sich auch sonst färben möge, immer den Grundton der Sehnsucht: die ziehende Welle zieht auch uns mit fort, wir versenken uns in sie, bis sich, ihr gleich, Auge und Sinn ziellos in unbekannte Fernen verlieren. Lenau sang:

Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Diesem entgegengesetzt wirkt der See. Er ist ein „stehendes" Wasser, in breite, große Becken gesammelt. Er entbehrt der gleitenden, mäandrischen Linien, die schon Homer am Skamander rühmt und nur vom Sturm erregt rauscht sein Gewässer. Dafür aber gibt er jeden Ton des Lichts, jede Stimmung der Luft in reinem Spiegel wieder. Frisch und heiter am Morgen, weich und sehnend bei Abend, gespenstisch im Nebel, feierlich, wenn der Sternenkranz über ihm strahlt, zieht seine glatte, unbewegte Welle in der That den Himmel auf die Erde. Dazu tritt der Ring des Ufers hier wirksamer als bei irgend einem Wasser hervor. Die wechselvolle Umrahmung schließt den See zu einem Ganzen, zu einem fertigen Bilde ab und wie sie der Welle Schranken setzt, so hält sie auch das Gefühl des Betrachters in beruhigter Grenze. Die sonnigen und doch versteckten Buchten geben den Eindruck des Heimlichen und Heimischen, die sanfte Woge ladet zur Rast; friedeathmend breitet ein Idyll sich aus.

Und doch wiederholen keineswegs alle Seen dieses Bild. Dazu greift die Scenerie der Ufer und selbst die Farbe des Wassers hier zu bedeutsam ein. Der dunkelumschattete Bergsee wird schon immer einen tiefern, romantischern Charakter haben als der Landsee, dessen hellen Spiegel breite Wiesensäume sonntäglichfreundlich, aber einförmig umschließen. Wieder anders gestaltet sich der Eindruck auf kahler Hochebene. Man denke

an den Mummelsee auf dem Schwarzwalde. Dort in einer weiten, stillen Moorfläche, in der kaum ein Gesträuch der Krummholzkiefer sich kräftet, nur von fahlen Seggen umgeben schlägt das finstere Wasser seine Wellen. Kein Fisch wird sichtbar, selten ertönt das Geschrei der Wildente oder der Ruf des Auerhahns in der beängstigenden Stille und über den Himmel ziehen schwer und langsam die Wolken. Hier fühlt man sogleich, daß man im Banne düsterer Sage steht: die Geister grausiger Balladen tauchen aus der Tiefe. Aehnlich stimmen Seen in den Kesseln erloschener Krater, wie etwa der Lacherſee am Rhein. Die Oede der vulkanischen Umgebung, in der die tiefen Wasser unbewegt stehen, wirkt melancholisch, aber zugleich feierlich und großartig, indem sie an die gewaltigen Naturkämpfe erinnert, die hier einst getobt. Wie wunderbar reizend erscheint gegen diese der grüne, bis zum Grunde durchsichtige Alpensee; ein Feenmärchen im Schooße der Waldberge beschlossen! Aber über alle leuchten doch die herrlich offenen Spiegel Italiens und der Schweiz, die großen Krystalle, um die eine gleichsam in der Natur verkörperte Phantasie den ganzen Reichthum ihrer kühnsten und prächtigsten Schöpfungen hergestellt.

Der See, an den die nachfolgenden Skizzen sich knüpfen, darf neben so stolzen Namen nicht stehen. Es ist ein kleiner, unscheinbarer Landsee. Im nördlichen Theile der Altmark, etwa fünf Stunden westwärts der Elbe gelegen, bildet er eines der Wasserbecken, welche von Norden herab über die große europäische Tiefebene verstreut sind und die das weichende Meer einst hier zurückließ. Erdfälle mochten den Kessel des Sees erweitern (wie denn ein solcher noch im Ausgange des 17. Jahrhunderts stattfand), sodaß das Oval desselben in der Längenrichtung sich etwa drei Viertelstunden ausdehnt, während seine Breite eine halbe Stunde und darüber messen mag. Gleich den meisten andern Seen schreibt der Volksglaube auch diesem unergründliche Tiefen zu, durch die das Wasser in Verbindung mit dem Meere stehe. In ihnen birgt sich die Nixe des Sees, deren launisches Spiel jene Strudel und Wirbel in den Spiegel zeichnet, die der Fischer mit geheimem Grausen vermeidet, denn dort reißt die Hexe ihr jährliches Opfer hinab.

(Der zweite Artikel in nächster Nummer.)

Die Vorläufer des Columbus.

Von J. G. Kohl.

III.

In den alten Chroniken des britischen Landes Wales steht folgende Geschichte:

Nachdem Owen Gwyneth, der Beherrscher von Nord-Wales, gestorben, geriethen seine Söhne in Streit, wer herrschen solle. Sie kämpften mit ihren Mannen mehre Jahre. Einer dieser Erben, Madoc, entweder weil er nicht glaubte durchdringen zu können, oder weil er des Kriegs im Vaterlande überdrüssig war, verließ die Heimat, schiffte sich in mehren Schiffen mit seinen Leuten ein und segelte nach Westen, um Abenteuer und Reichthümer auf der See zu suchen. Er ließ Irland weit hinter sich im Norden und Osten zurück und kam in „ein westliches unbekanntes großes Land, wo er sehr sonderbare Dinge sah.“ Nachdem er sich übers Meer nach Hause zurückgefunden, erzählte er von den anmuthigen und fruchtbaren Landschaften, die er gesehen, verspottete seine Landsleute, daß sie sich um solcher kahlen Felsen willen, wie Wales sie besäße, stritten, baute eine große Anzahl von Schiffen und nahm so viel Leute, Männer und Weiber an Bord, als Willens waren, jenseit des Oceans in Ruhe zu leben. Darauf nahm er Abschied von seinen Freunden und segelte wieder nach Westen zurück, zu dem großen Lande, welches er früher erblickt hatte. Dort soll er seine Leute im Jahre 1170 angesiedelt haben und nachher noch einmal mit 10 Schiffen nach Britannien zurückgekehrt sein, um abermals

frische Mannschaft zu holen. Darnach aber will man nichts wieder von ihm gehört haben.

Vielfach hat man bis auf die neueste Zeit herab diese Geschichte vom Madoc wieder hervorgezogen und hat auch die Gegend in Amerika zu bestimmen gesucht, in welcher Madoc sich niederließ.. Weil Irland bei seiner Fahrt so sehr weit im Norden blieb, so hat man jene Gegend meistens in Westindien und um den Mexicanischen Meerbusen herum gesucht. Einige haben in den hölzernen Kreuzen, welche die Spanier an der Küste von Yucatan aufgerichtet fanden und von dem Volke verehrt sahen, eine Spur jenes britischen Christen finden wollen. Andere haben geglaubt, er sei in Florida oder in der Gegend der Mississippimündung gelandet. Ein neuer amerikanischer Schriftsteller, Herr Catlin, gibt sich Mühe, aus den Traditionen und der Sprache eines gewissen indianischen Stammes, den sogenannten Mandan-Indianern, die jetzt am mittlern Missouri wohnen, zu beweisen, daß eben sie die Nachkommen der Leute des Prinzen Madoc seien. Das stellen wir dahin.

Ziemlich ähnlich wie diese Sage vom wälschen Prinzen Madoc lautet eine Geschichte, welche nunmehr auch schon südliche Völker, die Venetianer, von Einigen ihrer weitschweifenden Seefahrer erzählen.

Die Venetianer hatten ihre Seemacht und ihren Handel hauptsächlich in Folge der Kreuzzüge zuerst auf dem Mittelländischen Meere entwickelt. Wie einst die Griechen und Römer hatten sie von hier aus bald Spanien erreicht und waren durch die Pforten des Hercules ins Atlantische Meer hinausgeschifft. Im 13. Jahrhundert finden wir ihre Flagge, so wie auch die ihrer Nebenbuhler, der Genueser, bereits nordwärts in den britischen Gewässern, an den niederländischen Küsten, wie auch südwärts längs des Ostrandes von Afrika. Gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte in Venedig Nicolo Zeni. Er war der Urenkel des Dogen Raniero Zeni, der Venedig 17 Jahre lang als Herzog regierte, der Enkel des Andreas Zeni, der als oberster Befehlshaber die venetianische Flotte gegen die Genueser anführte und der Sohn des Pietro Zeni, welcher als General gegen die Türken sich den Zunamen il Dragone (der Drache) erwarb. Nachdem Nicolo Zeni seine Vaterstadt für eine Zeit lang aus den Händen der Genueser und Türken befreit sah, bekam er Lust, die Welt zu sehen und da er sehr reich war, so rüstete er auf eigene Kosten ein großes Schiff aus und fuhr damit durch die Säulen des Hercules aufs Weltmeer hinaus, um Frankreich, England und Flandern zu besuchen. Doch hatte er in den stürmischen Gewässern der Nordsee das Unglück, von einem lange anhaltenden Südostwinde weithin auf ähnliche Weise, und ganz nach derselben Richtung, nämlich nach Nordwesten verschlagen zu werden, wie dies vor ihm vielen normännischen und vermuthlich auch manchen römischen, griechischen und phönizischen Abenteurern geschehen war. Zuletzt strandete sein Schiff im Jahre 1380 an einem Lande, das er „Friesland" nannte.

Wol kann man begierig sein, von diesem Friesland eines Venetianers genauere Kunde zu hören. Das Fahrzeug ging verloren, Zeni, seine Leute und Güter wurden gerettet. Der Fürst dieses Friesslands, Zichmni, dem die ausgezeichneten Gaben und Eigenschaften seines Gastes nicht entgingen, nahm Zeni als Admiral in seine Dienste. Als solcher setzte Zeni, da ihm sogleich keine Aussicht zur Rückkehr ins Vaterland geboten wurde, sein abenteuerliches Leben von Friesland aus fort, unternahm im Dienste seines fürstlichen Gönners mehre Seereisen nach Norden und eroberte für ihn Inseln und Länder ringsumher. Endlich starb Zeni, doch folgte ihm in der Admiralsstelle sein Bruder Antonio, dem er schon vier Jahre vor seinem Tode geschrieben und der ihm nach Friesland gefolgt war. Antonio in Kriegs- und Seeangelegenheiten ebenso ausgezeichnet, wie sein Bruder, kriegte, segelte und entdeckte dann noch zehn Jahre lang für den Beherrscher von Friesland. Auf diesen Excursionen, die meistens nach Westen, theils auch nach Süden gingen, bestanden ihre Flotten zuweilen aus zwanzig und mehren Schiffen. Doch waren die Eingebornen

Friesslands der Schiffahrt wenig kundig. Die Venetianer waren ihre Admirale, Capitäne und Piloten. Die Länder, welche sie im Westen entdeckten und der Botmäßigkeit ihres Gönners unterwarfen, nannten sie „Engrönland" oder „Engroneland", wo sie Christen, Kirchen und ein reiches, schöneingerichtetes Kloster fanden, alsdann „Estotiland", das noch weiter nach Westen lag und wo sie bei den dortigen Eingebornen lateinische Bücher fanden, eine große Insel „Ikaria" und endlich weiter im Süden „das große Land Droges" oder „Drobscheo", wo sie zuletzt Völker fanden, die in einem ganz warmen Klima lebten, welche Städte und Tempel hatten, in denen sie Menschen opferten, die einige Cultur verriethen und auch Gold und Silber besaßen. Nachdem Antonio Zeni auf diese Weise viele neue Länder kennen gelernt, seinen abenteuerlichen Sinn gebüßt, seinen Wissensdurst befriedigt hatte und des Lebens im Norden überdrüssig geworden war, kehrte er nach Venedig zurück, schrieb seine Memoiren, verzeichnete auf einer Karte die von ihm geschauten Länder und hing diese Karte in dem Hause seiner Väter auf. Nach seinem Tode blieb die Karte lange Zeit dort unbeachtet hängen, obwol sie sehr merkwürdig war, da auf ihr zum ersten male, schon lange vor Columbus, wirkliche Th'eile des amerikanischen Continents verzeichnet standen. Nach Columbus wurde sie im 16. Jahrhundert häufig copirt. Auch die verloren gegangenen Memoiren der Gebrüder Zeni über ihre Entdeckungsreisen sind später wieder aufgefunden, jedoch wieder nur in einem unvollständigen Exemplare, und so publicirt.

Als diese Geschichte nach Columbus bekannt wurde, verfehlte sie nicht, großes Aufsehen zu erregen. Man hat natürlich die Authenticität des merkwürdigen Reiseberichts vielfach bezweifelt, endlich aber anerkannt und dann sich gefragt, welches die von den Zeni's genannten Länder „Friesland", „Engroneland", „Estotiland", „Ikaria" u. s. w. gewesen sein möchten?

Lange Zeit hat man geglaubt, das Zeni'sche Friesland sei eine große bevölkerte Insel zwischen Island und Amerika gewesen und vermuthet, daß diese Insel, die man nicht wieder finden konnte, zuerst wie das heutige Helgoland unter den Angriffen des Oceans geschmälert und verkleinert und zuletzt durch eine große Erdrevolution, gleich wie die Atlantis des Plato, untergegangen sei. Die Hypothese, daß Länder, die man aus Mangel an Kenntniß und geographischer Genauigkeit nicht wieder finden kann, „vermuthlich" untergegangen seien, ist seit Plato's Zeiten bei den Geographen sehr beliebt gewesen. Dem zufolge sieht man die fabelhafte Insel Friesland seit dem 16. Jahrhundert auf allen Landkarten erscheinen, zuerst groß, buchten- und vorgebirgereich, wie sie Zeni beschreibt. Dann wird ihr Bild im Laufe der Zeiten kleiner, so wie der Glaube an ihre Existenz schwindet. Endlich als im 17. und 18. Jahrhundert die Fahrten in diese Gegenden immer häufiger werden und doch kein Schiffer Nachricht bringt von dem verlorenen „Friesland", entschließen sich die Geographen, es endlich ganz von der Karte verschwinden zu lassen. Da sie nun glauben, die Insel sei vom Oceane verschlungen, so lassen sie an ihre Stelle eine Sandbank treten, eine Sandbank, die man nun „das untergegangene Friesland" oder „das Land Buß" nennt, letzteres nach einer englischen Buß (Schiff), deren Capitän in diesen Gegenden auf eine Sandbank gestoßen sein will. An dieser „Sandbank Buß" hielt man noch lange gläubig fest, bis sie erst in dem jetzigen Jahrhundert Capitän Roß auf seinen Expeditionen nach dem Norden verschwinden ließ, indem er berichtete, daß er auf der Stelle, wo sie existiren sollte, in einer Tiefe von mehren Hundert Faden keinen Grund und Boden habe finden können.

Neuere Forscher, welche Zeni's Bericht nicht bezweifeln und nur glauben, daß er seine Insel Friesland etwas zu groß darstellte und dadurch die Welt irre führte, haben es jetzt sehr wahrscheinlich gemacht, daß damit die jetzigen Farör oder das Färöland, welcher Name leicht in Friesland umgewandelt werden konnte, gemeint seien. Der König

Zichmni, der die Zeni im Dienste hatte, wäre dann ein norwegischer Beherrscher dieser Inseln, Sinclair, den die Könige von Dänemark zu jener Zeit mit den Faröer-Inseln belohnten, der aber seinen Lehensherren die Dienste aufsagte und sich zum Souverän machte. Das von den Zenis erwähnte „Engroneland" hält man allerdings für das richtige Grönland und die dort gefundenen Ansiedelungen und Klöster für alte normannische Stiftungen. „Estotiland" wäre vielleicht Neufoundland und die dort gefundenen lateinischen Bücher ebenfalls von den Normannen abstammend. „Drobscheo" endlich, das Land im Süden, ist vielleicht Carolina und Florida und die von dort geholten Sagen von einem „tempelbauenden," „halbcultivirten, gold- und silbergebrauchenden Volke" lassen sich nicht anders als auf Mexico deuten.

In der Seefahrerwelt, die so abgeschlossen vom übrigen Verkehr der Menschen sich zu halten pflegt, mußten diese Sagen sich verbreiten und fortpflanzen und kaum hatten die Portugiesen und die Spanier im 14. Jahrhundert die Gruppe der Canarischen Inseln erblickt, die mehre Jahrhunderte hindurch die äußersten Grenzen der bekannten Welt nach Westen bildeten, so entstand auch bei ihnen bald die Sage, es gäbe noch andere Inseln im Westen. Ein Bischof, der Heilige Brandan, hieß es, sei bereits einmal nach einer großen schönen Insel hinausgeschifft. Nach ihm nannten sie diese unbekannte Insel: „St. Brandan." Zuweilen (so behauptete das Volk), bei schönem Wetter und bei einer passenden Luftbeschaffenheit, könne man jene St.-Brandans-Insel deutlich im Westen liegen sehen und ihre hohen Berggipfel und Thäler und ihren ganzen großen Umfang genau erkennen; wenn man aber versucht habe, zu ihr hinüber zu schiffen, so habe man sie nie erreichen können und sie sei in immer größere Ferne entwichen. Auch die Gelehrten glaubten an diese Phantasie. Wir sehen die Insel auf den Landkarten jener Zeit erscheinen. Namentlich steht auf dem berühmten Globus, den Martin Behaim im 15. Jahrhunderte verfertigte, eine große Insel St.-Brandan und zwar fern im Westen der Canariden, in der Mitte des Atlantischen Oceans, zwischen Japan und Afrika ungefähr in der Gegend, wo Columbus die Antillen fand. „Anno 1414," so schreibt Martin Behaim in alter Treuherzigkeit, „ist ein Schiff aus Hispanien ungefähr dabei gewesen."

Eine ähnliche Sage ist die, von der „Insel der sieben Städte", die besonders bei den Bewohnern, welche die Portugiesen seit 1446 den Habichts-Inseln oder den Azoren gaben, feste Wurzel gefaßt zu haben scheint. Als die Araber, so lautet diese Sage, die Iberische Halbinsel überschwemmten und den König Roderich bei Guadalete erschlagen hatten, schifften sich in der Stadt Porto sechs christliche Bischöfe unter der Anführung des Bischofs von Porto ein und flüchteten sich und ihre Schätze nach einem Lande im Westen und gründeten daselbst sieben Städte und siedelten portugiesische Auswanderer an. Auch diese fabelhafte „Insel der sieben Städte" sieht man auf den Karten jener Zeit erscheinen, meistens etwas mehr im Norden als St.-Brandan, zuweilen aber, da diese vagen Sagen sich oft vermischen, dicht neben St.-Brandan oder auch mit ihr als dieselbe Insel mit zwei verschiedenen Namen dargestellt.

Aehnliche Sagen liefen unter dem Volke wie Irrlichter herum von einer westlichen Insel „Antilia", von einer andern Namens „Mayda", von einer dritten Namens „Brazzia", oder „Berzel" oder „Bresil." Zuweilen wurden diese Inseln als besondere Länderstrecken dargestellt. Zuweilen wurden alle jene Namen auf eine einzige große Insel im Westen bezogen. So schreibt Martin Behaim auf seinen Atlas, die Insel St.-Brandan hieße auch Antilia oder auch die Insel der sieben Städte oder endlich auch Bresil. Zuweilen knüpfte man dann diese Namen auch an eine wirklich entdeckte Insel, so den Namen Bresil an die äußerste der Azoren, welche jetzt die „Raben-Insel" (Corvo) heißt.

Es ist sehr natürlich, daß fast alle jene Sagen und Namen, nachdem Columbus

Amerika wirklich entdeckt hatte, als erfüllt betrachtet wurden. Der Name Antilia wurde den westindischen Inseln, den Antillen, beigelegt. Der Name Brasil, der sich unter den Azoren verlor und der übrigens als die Benennung eines gewissen orientalischen Färbeholzes schon lange in Europa bekannt war, ging nach Südamerika auf die von Cabral entdeckte Terra de Bresil oder Brasilien über. Das Land der sieben Städte suchte man in Mexico und als man Mexico hatte und dort keine Spur von den sieben Bischöfen und den von ihnen gegründeten Städten fand, suchte man sie im Norden in den Gebirgen und Prärieen, die ans Mississippithal gränzten, und dort kann man noch lange Zeit hindurch bis auf unsere Tage herab „die sieben Städte" auf den Karten sehen. Erst die Amerikaner haben bei ihrer zu unserer Zeit ausgeführten Eroberung Mexico's das Mährchen von den sieben Städten völlig zerstört. „So zähes Leben haben", wie Humboldt sagt, „die einmal fest gewurzelten Sagen des Volks!"

Die Sagen und Ahnungen von einem Westlande erhielten neue Nahrung durch die Entdeckungen und Schiffahrten der Portugiesen und Spanier längs der Atlantischen Küste Afrikas. Fast alle jene letztgenannten Hindeutungen gehören den Bewohnern der Pyrenäischen Halbinsel an. Christoph Columbus fand die Wege nach seiner Entdeckung so zu sagen gebahnt und erleuchtet. Wir sehen, daß zu allen Zeiten in der gebildeten Welt ein Glaube an das westliche Land lebte, bis Columbus mit Hülfe Toscanelli's und anderer Astronomen seiner Zeit alle Strahlen der amerikanischen Morgendämmerung, alle Zeichen und Kunden aus Westen in seinem Haupt concentrirte und dem erstaunten Europa sein Land! Land! zurief, seinem Könige eine neue Welt zu Füßen legend.

Wie ich durch einen Schnupfen zu meiner Frau kam.

Mittheilung aus den Erinnerungen eines humoristischen Freundes von Adolf Zeising.

Ich hatte schon sieben Jahre lang die Universitätspikesche mit dem schwarzen Candidatenfrack vertauscht und war noch immer nicht so glücklich gewesen, das abgetakelte, festgefahrene Schiff des Burschenlebens durch den festen Grund und Boden einer Pfarre oder auch nur einer Vicariatsstelle ersetzt zu sehen; vielmehr befand ich mich noch immer in dem zwischen Land und Wasser eingeklemmten Quarantänezustande eines Informators im Hause eines Freiherrn, der einst dienstthuender Kammerherr gewesen war, dann sich zum Gemahl der Frau Oberhofmeisterin emporgeschwungen hatte und nun sich auf seinen mit ihr erfreiten freiherrlichen Gütern aufhielt, um sich hier im Hofmeister seiner Kinder selbst einen dienstthuenden Kammerherrn zu halten.

Der Lebensabschnitt des Candidatenthums ist unter keinen Umständen beneidenswerth. Die Fleischtöpfe der akademischen Freiheit hinter uns, das gelobte Land eines trauten Familienlebens in nebliger Ferne vor uns, lassen uns diese Zeit so recht als das Heuschreckengericht der Wüste erscheinen und man darf dazu weder eine saure, noch allzu süße Miene machen, denn vom Sinai herab donnert uns ein gestrenges Consistorium seine zehn Gebote zu mit dem elften als Anhang, welches lautet: Du sollst nicht mucksen! Und wer es wagen wollte, einmal in lustiger Stunde um das goldene Kalb des Leichtsinns zu tanzen, würde dem gelobten Lande Gute Nacht sagen müssen, eh' es ihm noch Guten Morgen geboten. Mir aber erschien die Zeit des schwarzen Fracks noch um ein gut Theil schwärzer als vielen Andern, nicht blos weil sie, wie die unter Fasten und Beten hinzubringende lange Nacht der Juden, gar kein Ende nehmen wollte, sondern weil mir auf ihrem dunklen Hintergrunde bereits der rosenrothe Geist der Liebe erschienen war, den ich nicht eher hoffen durfte freundlich zu mir heranschweben zu sehen,

als bis ich im Stande sein würde, ihm am eigenen Herde einen trauten Empfang zu bereiten. Ich war in Liebe für die Schwester eines Freundes entbrannt. Meine Gefühle waren nicht unerwidert geblieben, die Aeltern meiner Geliebten hatten einwilligend ihre Hand in die meinige gelegt und so fehlte uns zur Vollendung unsers Glückes nichts als eben das bescheidene Plätzchen eines wenn auch noch so kleinen Pfarrhauses, wo sich dasselbe mit uns häuslich niederlassen könnte. Sobald ich nur erfuhr, daß irgendwo im weiten Königreiche ein geistlicher Hirt das Zeitliche gesegnet, wurden sofort die sorgfältigst stilisirten Bittschriften nach allen vier Winden ausgesandt, um bei Einem Hohen Ministerio oder Hochwürdigen Consistorio, bei Einem Wohllöblichen Magistrat oder Einem Hochzuverehrenden Kirchenpatron das erledigte Plätzchen für mich zu erflehen; aber leider ging es ihnen allen, wie den ersten Tauben Noah's, die ohne das Oelblatt der Hoffnung zu ihm zurückkehrten, denn der frommen Männer Gottes, die wie ich im schmalen, schwankenden Schifflein in der Wasserwüste des Lebens umherschwammen, waren damals leider so Viele, daß auf das kleinste, aus der Sündfluth auftauchende Plätzchen sogleich ganze Legionen Jagd machten und ich war dann zu meinem Leidwesen immer einer von Denen, die sich's nicht abgemerkt hatten, wie gerade der Wind wehte und dessen Täublein immer erst dann an Ort und Stelle ankamen, wenn das hoffnungverheißende Oelblatt bereits von irgend einem glücklichern Vogel Greif gepflückt war.

Oft saß ich verzweifelnd: An wen sollst du schreiben? An den Minister? Oder gar an den König? An den Summus Episcopus, an den Schutz- und Schirmherrn der Kirche und Aller, so ihr angehören? Endlich faßte ich Vertrauen zu meinem eigenen Patron. Glückseliger Freiherr! Beneidenswerther Gemahl der Frau Oberhofmeisterin! In welcher Fülle des Ueberflusses wiegst du dich! Weiter als dein Auge reicht, erstrecken sich deine Fluren mit Weilern und Dörfern, mit Gärten und Wiesen, mit Wäldern und Feldern! Und der arme Hofmeister deiner Kinder kann in der weiten Gotteswelt nicht ein Plätzchen auftreiben, um für sich und seine Liebe ein schmales Herdlein zu gründen? Rührt dich das nicht, Freiherr? Wollen Sie hier nicht helfen, Frau Oberhofmeisterin?

So denkend hatt' ich einen Anker gefunden. War der Freiherr doch selbst Patronatsherr von zwei Kirchen und war doch der Prediger an der einen derselben schon so alt und kaum noch des Dienstes fähig, daß ich schon Jahre lang fast alle Predigten für ihn hielt und auch viele der andern Geschäfte für ihn besorgte. Mein Freiherr war nichts weniger als geizig. Wenn er auch seine Einkünfte nicht ganz und gar verbrauchte, so wandte er doch jährlich bedeutende Summen nicht blos auf Pferde und Hunde, auf Bauten und Parkanlagen, auf Gastereien und Reisen und alle jene dem Reichthum zur Gewohnheit gewordenen Luxusartikel, sondern auch auf gemeinnützige und Wohlthätigkeitsanstalten und setzte einen Stolz darein rühmen zu hören, daß innerhalb seines Gebiets Alles den Anstrich der Ordnung und Wohlhabenheit hätte. Aber weil er als dienstthuender Kammerherr einen Theil der Civilliste zu verwalten gehabt hatte, so hatte er sich daran gewöhnt, alle Ausgaben nach einem vorher festgestellten Etat zu bemessen, und diese Gewohnheit hielt er auch in der Verwaltung seines eigenen Vermögens fest. So lange daher eine Ausgabe aus dem Etat zu bestreiten war, entschloß er sich zu ihr gern und leicht, selbst wenn die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit derselben nicht sehr einleuchtete; war aber einmal die etatsmäßige Summe bereits verwendet worden, dann konnte die Existenz der halben Welt auf dem Spiele stehen und er rückte keinen Heller heraus. Die Bettler, die ihn in der ersten Hälfte des Monats anredeten, bekamen daher voll und reichlich; wehe aber den Armen, welche in den letzten Tagen etwas von ihm zu erhalten hofften; sie hätten vor seinen Füßen verhungern können und er würde ihnen höchstens den Rath gegeben haben, sich damit nicht zu übereilen, sondern sich bis zum Ersten durchzufristen.

Wohlan! dachte ich. Hab' ich ihm nicht seine Rechnungen und Bücher revidiren helfen? Hab' ich nicht mit ihm Schach und Toccadille gespielt oder ihm und der gnädigen Frau Arndt's „Wahres Christenthum" und den „Ewigen Juden" vorgelesen? Also nicht ängstlich! Eine Liebe ist der andern werth. Er wird meine Bitte gerecht finden, er wird seinem Herzen einen Stoß geben und mir um so eher zu helfen geneigt sein, als er ja über meine jüngst erlittene Zurücksetzung selbst entrüstet gewesen ist. Also frisch ans Werk! Ein Brief — natürlich nicht an ihn — sondern an seine Gattin! Jene — die weiland Oberhofmeisterin, befand sich mit meiner theologischen Richtung nicht ganz in Einklang; ich war ihr, wenn auch rechtgläubig, doch nicht gefühlvoll, nicht zerfließend, nicht hinsterbend genug, meine Predigten nahmen ihr noch zu sehr den Verstand in Anspruch, sie versenkten sie noch nicht bei völliger Ertödtung und Vernichtung des alten Adam ganz und gar in die unerforschliche Tiefe des göttlichen Mysteriums und genügten ihr noch nicht, um ihr Herz ganz und gar in jene gottselige Zerknirschung und Rührung zu versetzen, deren es bedürfe, wenn es nicht ganz im Starrsinn des menschlichen Hochmuths verknöchern solle. Aber war ihr nicht gerade das Unzureichende meiner Leistungen ein Gegenstand ihrer Bekehrung, ihrer Erziehung geworden? Fand ihre für die Erweiterung des Reiches Gottes schwärmende Seele nicht an mir fort und fort eine dauernde Beschäftigung und schien es ihrem oberhofmeisterlichen Selbstbewußtsein wie ihrer christlichen Demuth nicht ganz besonders wohlzuthun, daß sie einen Hofmeister, einen zum christlichen Hirten Bestellten, als ihren Jünger und Schüler betrachten durfte?

Ich faßte vorläufig den Plan, meine nächste Predigt, die zugleich die letzte vor der Abreise zu einer Taufe war, zu der mich der Bruder meiner Braut als Pathe seines neugeborenen Kindes berufen hatte, hierauf einzurichten, durch diese ihr die Wonne der christlichen Wohlthätigkeit so herzüberwältigend als möglich zu Gemüth zu führen, ihr dann unmittelbar nach der Predigt meine Lage recht rührend vorzustellen und sie um die Zusage ihres Beistandes zu ersuchen, um dieselbe als tröstende, hoffnungsverheißende Weihnachtsgabe meiner Braut mitnehmen zu können; denn wir befinden uns mitten im Winter. „Wer zween Röcke hat, der gebe Dem, der keinen hat!" war mein Text. Ich gedachte das Gleichniß vom reichen Manne und armen Lazarus, vom barmherzigen Samariter, vom Kameel, das eher durch ein Nadelöhr geht, als daß ein — unbarmherziger — Reicher in das Himmelreich kommt und andere meiner Sache günstige Stellen zu benutzen. Ich wollte dabei alle Verstandesoperationen und Reflexionen vermeiden und durch ein mitten aus dem Leben gegriffenes Gemälde unmittelbar auf das Gefühl zu wirken, das Herz zu rühren suchen. Ja, ich verstieg mich zur Phantasie. Es ist mitten im kältesten Winter, alle Felder weit und breit sind mit Schnee, alle Gewässer mit Eis bedeckt und ein schneidender Nordwind peitscht mit unbarmherzigem Hohngelächter immer neue Massen stechenden Schnees und körnigen Eises vor sich her. Kein Vogel, kein Thier des Feldes ist mehr draußen zu spüren, sie haben sich alle in ihre Löcher und Schlupfwinkel zurückgezogen oder sich vor dem Toben des Unwetters unter die Wohnungen der Menschen geflüchtet. Nur ein einsamer Wanderer arbeitet sich mit kaum noch ausreichenden Kräften durch Sturm und Schneetreiben hindurch. Seine Füße stecken in ein paar unfreiwilligerweise nach Luft schnappenden Stiefeln, durch deren Risse das nackte, von keinem Strumpf bedeckte Fleisch schaut; um seine magern Beine schlottert eine dünne, gelbe Nankinghose, ähnlich jener, von welcher ein Spötter sang:

Nankinghose, du bist dem Handwerksburschen gewidmet!
Selbst dem schneidenden Frost weichest du, Gelbliche, nicht!

Sein Leib aber und seine Schulter scheint von keinem schirmenden Mantel, keinem Kittel, keiner Blouse bedeckt; ja das fröstelnde Auge sucht sogar vergeblich nach dem schützenden Rock! Ein Mantel, ach! hat sich vielleicht niemals bis zu ihm verirrt; den

Rock aber, den er gestern noch hatte, hat ihm ein unbarmherziger Wirth vom Leibe gerissen, um sich mit ihm für das harte Strohlager der letzten Nacht bezahlt zu machen. So wandert er hin und es schützt ihn nichts als eine dünne, fadenscheinige Jacke und ein hier und da schon durchsichtiges Hemd. „O sehet hin — rief ich ungefähr den Zuhörern zu — welch ein Bild des Jammers er ist! Seine Glieder sind starr und steif, Antlitz und Hände bereits blau vor Kälte; die Zähne klappern ihm, der Frost schüttelt ihn und schon kommt eine Mattigkeit über ihn, daß er sich kaum noch fortzuschleppen vermag!" Und nun ging ich zum zweiten Theil, zur Schilderung des Mannes, der zwei Röcke hat, über. Ich begnügte mich aber nicht, ihm nur zwei Röcke zu geben: denn ich wollte den Gegensatz des reichen Mannes zum armen in seiner ganzen Schärfe hervortreten lassen. Ich ließ ihn also auf derselben Landstraße in einem mit wohlverwahrten Fenstern dicht und fest verschlossenen Reisewagen daher gefahren kommen; ich gab ihm nicht blos den gewöhnlichen Rock, sammt Allem, was darunter getragen zu werden pflegt, und dazu einen gut wattirten Ueberzieher darüber; nein, ich steckte seine Füße auch noch in einen dicken Fußsack und umhüllte seinen Leib von Oben bis Unten mit einer ungeheuern Wildschur vom dicksten Bärenfell, die er doppelt und dreifach um sich herum schlagen konnte. Außerdem machte ich darauf aufmerksam, daß er in seinem großen Koffer noch gar verschiedene andere Röcke mit sich führe und daß er zu Hause im Kleiderschranke ihrer sogar noch mehre hätte, einen fürs Haus, einen andern für die Jagd, einen dritten für die Promenade, einen vierten für den Ball, Röcke von allen Stoffen, allen Schnitten, allen Farben, auch solche, die längst nicht mehr getragen würden, die nutz- und zwecklos in der Garderobe hingen, ein Futter für Motten und Mäuse. Dann aber wandte ich mich wieder an die Zuhörer und sprach etwa folgendermaßen: „Was meint ihr wol? Wird nun wol der reiche Mann im Wagen seinem armen Bruder auf der Landstraße einen von seinen vielen Röcken geben? Verlangt das nicht von ihm, meine Brüder! Vielleicht hat er ihn von seiner behaglichen Wagenecke aus gar nicht bemerkt; aber wenn auch! Müßte er nicht, wenn er es wollte, dazu dem Kutscher zurufen, den Wagen öffnen, den Mantelsack aufschließen lassen? Würde er sich dabei nicht auf Augenblicke dem Eindringen der Kälte aussetzen? Und könnt' er dabei nicht seine Nasenspitze erfrieren? Nein, ein solches Opfer würde zu groß sein und so fährt er vorüber, unbekümmert, ob sein Bruder hinter ihm erfrieren oder vor Mattigkeit zusammen sinken wird." Der dritte Theil der Predigt brachte dann natürlich die Ausgleichung des schroffen Gegensatzes, das Bild eines Barmherzigen, eines Hülfe und Rettung Bringenden und ich fuhr darin etwa folchergestalt fort: „Fürchtet darum nichts für den armen Wandrer, meine andächtigen Zuhörer! Wohl kennet ihr das Gleichniß vom reichen Manne und vom armen Lazarus, aber ihr kennt auch das vom barmherzigen Samariter! Und nicht alle Reiche sind so unchristlichen, harten Sinnes, wie jener soeben von mir Geschilderte; nein, es gibt ihrer auch Solche, welche den mahnenden Zuruf des Evangeliums beherzigt haben, welche noch ein warmes Herz und eine offene Hand für ihre darbenden Brüder besitzen, welche die Hungernden speisen, die Dürstenden tränken und die Nackten bekleiden." Und nun führte ich, die Züge dazu aus der unmittelbarsten Nähe entlehnend, den Zuhörern in einem heranrollenden zweiten Wagen solch ein von Barmherzigkeit durchdrungenes echt christliches Ehepaar vor und schilderte dasselbe, wie es sich nicht dabei beruhigte, blos des armen Wanderers Blöße zu decken, nein, ihn in den Wagen mit aufnahm, ihm Obdach, Nahrung und Pflege gewährte, weiter für ihn sorgte und auf immer sein Lebensglück begründete.

Die Wirkung dieser auf eine darauf erfolgende private Herzergießung zu meiner Herrschaft berechneten Rede war gemischt. Die Gemeinde schien gerührt. Aber vom Freiherrn erhielt ich eine halbe Stunde nach dem Gebet folgendes Billet:

Lieber Herr Scholz!

Obschon ich nach Ihrer bisherigen Conduite überzeugt bin, daß die Besorgnisse meiner Gemahlin ohne Grund sind, so werden Sie es doch selbst unter obwaltenden Umständen convenabel finden, wenn ich Sie ersuche, heute ein weiteres Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden und ohne weitere Verabschiedung Ihre intendirte Reise, wozu Ihnen, wenn beliebt, mein Jagdwagen zur Verfügung steht, anzutreten. Ich hoffe, daß sich Alles wird appaniren lassen und daß ich Sie nach Ablauf der Vacanzen in meinem Hause wiedersehen darf. Bis dahin Ihr u. s. w. u. s. w.

Von anderer Seite erfuhr ich, daß man meine Predigt für neologisch, communistisch erklärt hatte. An eine Verständigung war jetzt nicht zu denken. Ich erhielt Privatmittheilungen, daß die Oberhofmeisterin höchst „indignirt" wäre. So eilt' ich zu meiner Pathenstelle. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg, denn die Entfernung von meinem Dorfe bis zur Stadt, wo die Braut meines Herzens harrte, betrug nur zwei bis drei Meilen, eine tüchtige Bewegung that mir schon seit lange noth, das Wetter war, obschon tüchtig kalt, doch freundlich und heiter, und so glaubte ich der Benutzung eines geborgten Wagens den freien Gebrauch der eigenen Füße vorziehen zu müssen. Die Bewegung in der frischen, freien Natur und vor Allem die Aussicht auf die so nahe Begrüßung der Geliebten trieb den letzten Rest von düstern Gedanken aus meiner Seele und so schritt ich heiter und wohlgemuth auf der Landstraße dahin und freute mich auch der wenigen Reize, welche die ziemlich einförmige Gegend in ihrem winterlichen Gewande darbot.

So war ich wol schon eine gute Stunde gegangen, als sich mir wunderbarerweise meine eigene Predigt verkörperte. Ich sah schon aus einiger Entfernung eine menschliche Figur auf einem Haufen geklopfter Chausseesteine mehr liegen als sitzen und als ich näher kam, mußte ich darin zu meinem nicht geringen Erstaunen ein frappantes Seitenstück zum Handwerksburschen meiner Predigt erkennen. Zwar bestanden seine Beinkleider nicht aus gelbem Nanking, aber sie waren darum nicht weniger leicht und luftig: es schienen ein Paar ausrangirte Soldatenhosen von dünn gewaschener Commißleinwand zu sein. Das eigentliche Tertium comparationis bestand aber darin, daß auch diese unglückliche Chausseegestalt nichts von Dem, was einem Rock ähnlich gesehen hätte, an sich trug, sondern sich in bloßer Weste und Hemdärmeln präsentirte, eine Erscheinung, die zu einer Sommerlandschaft eine ganz passende Staffage abgegeben haben würde, mitten im Schnee und bei zehn Grad Kälte aber nur geeignet war, auch den blos Anschauenden in ein gelindes Frostfieber zu versetzen. Als ich ganz herankam, fand ich, daß dieser Unglückliche eingeschlafen war und ich mußte also vermuthen, daß die Kälte ihn schläfrig und schwach gemacht und zu dem gefährlichen Ausruhen verführt habe. Ließ ich ihn liegen, so mußte er, wie ich wußte, nothwendig erstarren und erfrieren, ich rüttelte und schüttelte ihn daher auf und hatte auch, weil er wahrscheinlich erst ganz vor kurzem eingeschlafen war, die Freude, ihn rasch zum Bewußtsein zurück zu bringen. Bis hierher war mir das Samariterwerk leicht genug geworden; nun aber galt es, die freiwillig übernommene Rolle zu Ende zu spielen, denn was half es dem armen Teufel, daß ich ihn aus seinen Träumen, in denen er vielleicht auf die süßeste Weise in eine bessere Welt hinübergeschlummert wäre, aufgestört hatte, wenn ich ihn abermals den Gefahren der Kälte preisgab? Vorwärts und rückwärts lag meilenweit kein Haus, die Straße war völlig todt und menschenleer; es war also, wenn ich ihn ohne Rock weiter wandern ließ, zu befürchten, daß die Kälte abermals ihre Macht an ihm ausübte und daß er doch noch eine Beute des Todes wurde. Das sagte ich mir selbst und er unterließ nicht, es mir ebenfalls zu sagen und mich ausdrücklich fast unter Anführung der

Worte, über die ich heute so schön gepredigt, zu beschwören, daß ich ihm einen von meinen beiden Röcken, die ich anhätte, abgeben möchte. Voll Wehmuth war mein Herz. Ich hatte mich mit meiner Predigt selbst gerührt. Was that ich? Ich zog flugs meinen Ueberzieher aus und half ihn dem armen Schlucker, der mir dafür allen möglichen Gotteslohn wünschte, anziehen, wünschte ihm eine glückliche Reise und schritt nun selber noch rüstiger vorwärts, um durch die Schnelle der Bewegung das geopferte Wärmemittel zu ersetzen.

Ach, ich kann nicht leugnen, daß ich mich im Bewußtsein dieser That außerordentlich gehoben fühlte, ja daß ich mir jetzt mit dem einen Rocke unendlich viel reicher, erhabener und besser vorkam, als vorhin in den zweien. Wie armselig erschien mir jetzt der reiche Mann im Reisewagen, freilich nur ein Geschöpf meiner Phantasie; wie armselig aber auch die Frau Baronin, zu der ich bisher immer mit einer gewissen Scheu und Ehrfurcht emporgeblickt hatte! O wenn sie mit angesehen hätte, was ich gethan, wie würde sie nun beschämt vor mir die Augen niederschlagen müssen! Mit welch anderm Nachdruck würd' ich ihr jetzt das Evangelium predigen können! Ich dachte an Niemand mehr auf der Welt, ich dachte an Ein Auge, das über uns wacht, daß dies Eine Auge, das ins Verborgene sieht, mir vergelten werde öffentlich.

Endlich langte ich denn vor Einbruch des Abends noch bei guter Zeit im Hause des Freundes an.

Daß ich in dem wohlgeheizten Zimmer und in dem gemüthlichen, um die dampfende Theemaschine sich sammelnden Kreise bald aufzuthauen begann und mich für die überstandenen Leiden durch die Arme der Liebe belohnte, brauch' ich nicht zu erzählen. Aber leider dauerte diese meine Freude nicht lange, denn kaum hatte ich einige Tassen warmen Thees getrunken, als ich eine schreckliche Unbehaglichkeit empfand. Die Haut schauerte. Ein Frösteln durchrieselte den ganzen Körper. Mir war elend zu Muthe. Ich ging zu Bett und hatte eine schlaflose, unruhige Nacht.

Am Morgen war ich krank. Ich stand zwar auf, kleidete mich an, aber man erschrak über mein Aussehen. Ich erzählte meinen Unfall. Man schlug die Hände über den Kopf zusammen. Zwölf Grad Kälte und einen solchen Einfall! Zum Schaden kam noch der Spott.

Bester Freund! — sagte der Bruder meiner Braut — hast du auch wol ordentlich hingesehen? Hatte wirklich der Mensch keinen Rock an? Oder fehlte es ihm vielleicht nur an einem Ueberzieher und dein Samaritanerwerk reducirt sich auf ein unfreiwilliges don gratuit?

Wie kannst du nur an der Wahrheit meiner Aussage zweifeln! sagte ich, nicht ohne mich etwas verletzt zu fühlen.

Aber auffallend bleibt's in der That, sagte ein Anderer, daß sich Einer bei solcher Kälte ohne Rock sollte auf die Reise gemacht haben! Haben Sie ihn denn nicht gefragt, wie er überhaupt zu seiner Rocklosigkeit gekommen ist?

Daran habe ich in der That nicht gedacht! erwiderte ich — denn mir schwebte so ganz nur der Handwerksbursche aus meiner Predigt vor, daß ich sogleich den dort erfundenen Grund auch hier als den wahren annahm. Aber dünkt Ihnen denn ein Mensch ohne Rock überhaupt etwas so Unwahrscheinliches?

Allerdings — erwiderte man — denn irgend einen rockähnlichen Lumpen oder Fetzen treibt doch Jedweder auf, zumal bei solcher Kälte. Die Sache hat also jedenfalls etwas Auffälliges und ich vermuthe....

Still! unterbrach ihn ein Dritter, der Assessor beim Criminalgericht war, ich glaube, die Geschichte enträthseln zu können. War nicht die Hose des Menschen aus gestreiftem grobem Drell?

Ich glaube...

Trug er nicht eine grau und weißcarrirte Weste mit blanken Knöpfen und ein blaues Halstuch?

So viel ich mich erinnere, ja...

Hatte er nicht ziemlich hellblondes, schon etwas mit Grau untermischtes, struppiges Haar?

Allerdings.

War nicht seine Gesichtsfarbe dunkelroth, fast braun?

Ja wohl; aber das schien mir von der Kälte herzurühren...

Hatte er nicht eine dicke plumpe Nase und vorn auf derselben eine Warze?

Ganz recht.

Nun so leidet es gar keinen Zweifel, daß meine Vermuthung richtig ist. Sie werden es mir nicht glauben wollen, aber es ist so. Der Kerl, dem Sie Ihren Paletot gegeben haben, ist kein Anderer als ein in gestriger Nacht aus hiesigem Zuchthause entsprungener Spitzbube und der ganze Hergang, durch welchen er Ihnen den Rock abgewonnen, ist nichts weiter als ein schlauangelegtes Manoeuvre gewesen, um sich auf diese Weise seines verrätherischen Züchtlingsrocks zu entledigen. Ich kenne den Kerl sehr genau, denn ich habe ihn wer weiß wie oft im Verhör gehabt; hier ist sein Steckbrief. Sie werden Alles zutreffend finden und Sie haben also die freudige Genugthuung, durch Ihr christliches Werk einem der verschmitztesten Bösewichter auf die Beine geholfen zu haben!

Man kann sich denken, welch ein homerisches Gelächter bei dieser Entdeckung über mich losbrach und welch eine tragikomische Figur ich selbst dabei spielte. Selbst die Frauen, selbst meine Geliebte, obwol mit Thränen im Auge, mußten mitlachen und ich selbst vermochte nichts dagegen zu thun, sondern ließ Alles ruhig über mich ergehen. Also auch das noch! Darum also hatt' ich den Kampf des Gewissens mit dem bösen Feind so ritterlich bestanden, darum also hatte ich meinen Paletot in die Schanze geschlagen, darum drei Stunden lang mit Todesverachtung die grimmigste Kälte ausgestanden, darum die Leiden eines furchtbaren Schnupfens über mein Haupt beschworen, darum mir die ganze Weihnachtsfreude und Liebeswonne verdorben, um zuletzt auch noch um den gehofften Ruhm eines zur Rettung der Menschheit berufenen Märtyrers geprellt und obenein als ein dupirter Narr, als ein unfreiwilliger Helfershelfer eines Erzbösewichts dem Spott und Gelächter preisgegeben zu werden? Das war zu viel um es mit Würde und Fassung zu ertragen; ich wußte nicht, ob ich weinen oder mitlachen sollte und würde mich gar nicht wieder aus diesem Zwischenzustand von Sein und Nichtsein herausgefunden haben, wenn nicht die Geliebte, welche die Peinlichkeit meines Seelenzustandes ahnte, mich als tröstender Engel in ihre Arme geschlossen und dazu gesagt hätte: „Laß sie nur lachen! Du weißt ja, wer den Schaden hat, braucht um Spott nicht zu sorgen! Deine That bleibt darum doch dieselbe, denn bei ihr kommt es nicht auf den Erfolg, sondern auf die Gesinnung an. Und diese war gut und sie soll dir Keiner hinwegspotten, sonst hat er es mit mir zu thun!"

Das war Balsam für mich. Nur über den mit Worten nicht zu beschreibenden Schnupfen und den unerschöpflichen Thränenkrug meiner Augen, der mir zugleich als der Aschenkrug meiner Liebesfreude erschien, konnte ich mich noch nicht beruhigen. Aber meine Geliebte wußte auch dafür Trost.

Kleinmüthiger! rief sie, warum willst du über diese Thränen grollen? Perlen bedeuten Thränen! sagt Emilie Galotti. Ich aber sage dir umgekehrt: Thränen bedeuten Perlen! Darum wünsche dir zu diesem Thauwetter deines Innern Glück! Ich prophezeie dir, du wirst es noch als den Vorboten unsers Lebensfrühlings erkennen.

Hatte die Gute eine Ahnung von Dem, was geschah?

Am dritten Tage nach meiner Ankunft war die Taufe und diese fand der dortigen

Sitte gemäß nicht im Hause, sondern in der Kirche statt. Der Superintendent, der dieselbe zu vollziehen hatte, war Derselbe, durch dessen mächtige Protection mein Nebenbuhler bei der letzten Bewerbung um eine Pfarre über mich den Sieg davongetragen hatte, und mein Freund rief mir daher, als ich mich mit den übrigen Pathen in die Kirche begeben wollte, scherzend nach: „Nimm dich in Acht, daß dir nicht vor Entzücken und Rührung über die Rede deines Freundes und Gönners das Herz übergeht!“ Wir langten in der Kirche an, mußten aber dort, weil erst noch eine andere Taufe vollzogen wurde, ziemlich lange warten, ehe die Reihe an uns kam. Es war wieder mörderisch kalt und es fror uns Alle in unsern Gevatterröcken gewaltig; auf mich aber übte die Kälte den jammervollsten Einfluß. Mein Schnupfen, der sich gerade an diesem Tage in einer der vielen Krisen befand, die ein regelmäßig verlaufender Schnupfen durchzumachen hat, zwang mich zu einem beständigen Räuspern und allen den Hanthierungen, die mit diesen Krisen verbunden sind. Der Superintendent war nun dafür bekannt, daß er es in allen seinen Reden vorzugsweise auf Rührung absah, und so machte er denn auch in dieser Taufrede von allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln Anwendung, um die Herzen seiner Zuhörer zu schmelzen und aus ihren Augen wenigstens einige Tropfen heiligen Weihwassers als Zeugen der aufgethauten Eiskruste hervorzulocken. Anfangs richtete er seine Rede und seine Blicke besonders auf einige Herren und Damen aus der Stadt, an deren Erweichung und Bekehrung ihm vorzugsweise gelegen zu sein schien; als aber hier trotz aller hydrostatischen Kunstmittel und Bohrversuche kein artesischer Brunnen hervorsprudeln wollte und er wol in seinem Innern entsetzt wie König Philipp in „Don Carlos“ ausrufen mochte: „Ihr Auge ist trocken!“ — da ließ er seinen Blick wie ein Pilger in der Wüste, der nach einer Cisterne sucht, von einem trockenen Angesicht zum andern schweifen, bis er endlich auch zu dem meinigen kam. Und siehe — da fand er, was er gesucht! Ich, ich war der Einzige, der so zu sagen — weinte.

Meine Thränen wurden Perlen. Der Superintendent knüpfte das freundlichste Gespräch nach der feierlichen Handlung an, foderte mich auf, ihn zu besuchen, rühmte, was er Alles schon von mir vernommen. Ich besuchte ihn. Er versprach mir seine Protection. Ehe vier Wochen verflossen waren, trat eine neue Vacanz ein und ohne daß es von meiner Seite noch großer Anstrengungen bedurft hätte, schwamm mir wirklich auf den Thränen, die ich während jener Taufrede vergossen hatte, eine all meine Erwartung übertreffende Pfarre zu, die ich denn auch mit sammt dem darauf begründeten Lebensglück ohne weitere Bedenken ebenso vergnügt als etwas de jure Erworbenes acceptirte wie der Nachmittagsprediger Flach in Jean Paul's „Flegeljahren“ jenes Haus in der Hundsgasse, das ihm ebenfalls auf Thränen von nicht echterm Glanze zugeflossen war. Und konnt' ich mich nicht rühmen, daß bei der Abgabe meines zweiten Rocks mein Herz mit im Spiele gewesen? Meine Frau, die ich mir endlich errungen, sagt wenigstens noch oft: „Deinem Herzen verdankst du dein Glück!“ Ich bin bescheiden und sage: „Ich verdank' es nur einem Schnupfen.“

Anregungen.

Roman, Novelle, Erzählung.

Roman nennt man die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen universeller Natur. Solche Bedingungen sind z. B. die Geschichte (geschichtlicher Roman), die Sitten eines Landes, die Sitten einer Zeit, die Stimmungen einer Zeit, die Voraussetzungen der Religion, der Philosophie, der Kunst oder eines ganzen Standes oder einer Familie, einer Tradition u. s. w.

Die Novelle ist die Entwickelung von Menschenschicksalen durch Bedingungen particulärer Natur. Hier steht der Geschichte die Chronik

gegenüber, den Sitten eines Landes die Sitte eines Orts, den Sitten einer Zeit eine einzelne Mode, den Stimmungen einer Zeit eine Krankheit derselben, den Voraussetzungen der allgemeinen Wissenschaft irgend ein Besonderes an ihnen, z. B. das Gelehrten- oder Künstlerleben selbst. Die Novelle beruht, was das Schicksal und die Führung unsers Erdenlebens anlangt, auf dem Particulärsten, auf Demjenigen nämlich, als was dem Einzelnen zunächst das Schicksal erscheint, als Zufall. Die Laune des Zufalls ist die wesentliche Triebfeder und, mechanisch gesprochen, die Unruhe der Novelle. Es kann nur Kunstromane geben, es gibt aber Künstlernovellen. Es gibt Sittenromane, aber es gibt nur Dorfnovellen.

Die Erzählung ist die Entwickelung von Menschenschicksalen durch die Bedingungen ihrer selbst. Sie schließt die Nebenbedingung, irgend etwas Universelles oder etwas Particuläres noch besonders zur Anschauung zu bringen, aus. Sie beruht auf ihren eigenen Voraussetzungen und nähert sich deshalb am meisten dem Drama. Aus Romanen und Novellen ein Drama zu schaffen, ist gefährlich und eigentlich unmöglich. Die Erzählung aber ist schon ein objectiv berichtetes Drama.

Der Roman und die Novelle stehen höher als die Erzählung, denn sie lassen keine andere als eine künstlerische Lösung zu, während die Erzählung nur die Merkmale der Glaubwürdigkeit und Folgerichtigkeit an sich zu tragen hat. Vorzugsweise die schwierigste Form ist die Novelle. Da der Zufall in ihr nicht blind walten darf, sondern nur den betheiligten handelnden Personen Das als Zufall zu erscheinen hat, was im höhern Sinne doch Verhängniß ist, so kann ihre Aufgabe nur durch Humor gelöst werden, diese höchste Gabe des dichterischen Schaffens, die selbst bedeutenden Dichtern oft nur spärlich verliehen war.

Wer Novellen schreiben will, muß zuvörderst die Anschauung irgend einer anekdotisch auffallenden Widersinnigkeit haben, einer erschütternden Zufallsbegegnung im ernsten Genre, einer anmuthig-komischen im heitern. Um dies Factum ist dann der Faden der Entwickelung anzulegen und das im Zusammenhang Sinnige des vereinzelt Widersinnigen einschmeichelnd und überzeugend darzustellen. Ohne Zweifel hat Tieck so seine Novellen gearbeitet.

Almanache, Albums, Sammlungen und sonstige Werke der Gemeinschaft.

Einstmals — so wird erzählt — habe der Pfalzgraf am Rhein aus dem berühmten heidelberger Fasse trinken wollen und deshalb dem Bürgermeister der Stadt geschrieben, es solle ein jeder Bürger eine Maß Weines in das Faß schütten, da er dann kommen und davon trinken wolle. Der Bürgermeister aber war klug und weise und dachte: Ob ich nun gerade Wein oder Wasser in das Faß schütte, darauf kommt's sicherlich nicht an. Schüttete mithin der Bürgermeister statt Weines Wasser hinein. So klug wie der Herr Bürgermeister waren indeß auch die Bürger gewesen und hatte ein Jeglicher mit derselben Ausflucht, auf ihn würde es doch wol gerade nicht allein ankommen, statt seiner Maß Weines gleichfalls Wasser hineingeschüttet. Und als nun der Pfalzgraf den Inhalt des Fasses proben wollte, siehe, da war's — eitel Wasser!

Die Ueberschrift dieser Anekdote bezeichnet ihre Anwendung.

Was heißt Dichten?

Dichten heißt bedeutenden, aber vaguen Anschauungen der Phantasie oder seltsamen, aber unbestimmten Regungen des Gemüths durch Denken eine begrenzte Form geben.

Eine Regel für die Ehe.

Gegen so manche Verstimmung, die im ehelichen Leben vorkommt, pflegt man Liebe, Schonung, Duldung und ähnliche Systeme des Gemüths als Vorbau zu empfehlen. Eins der sichersten Präservative aber gegen eheliche Verstimmung ist ein Verstandesprincip, nämlich die Einführung einer gewissen höflichen Gegenseitigkeit. Es gibt noch vielfach andere Lebensverhältnisse, wo man besser thut, den Umgang statt auf eine vieldeutige Güte ganz einfach auf den Anstand zu begründen.

Wär' ich und Hätt' ich.

Mit Zeitenschatten sich herumzuschlagen,
In Dingen wühlen, die nicht mehr zu ändern,
Zu schauen von des Augenblicks Geländern
Tief schwindelwärts auf alte Lebenstagen,
Das wäre Thorheit, hör' ich Viele sagen,
Und hieße geh'n an ew'gen Gängelbändern:
Wer würde sich mit längst verfall'nen Pfändern,
Sie einzulösen, wenn zu spät, noch plagen!
Und dennoch weil' ich gern im Längstverstob'nen
Und ritze mich am alten Dorn noch immer.
Ich bin der Thor zu glauben an die Schimmer
Von Zukunftstagen, palmenduftdurchwob'nen,
Wo uns die Himmlischen die Wonne geben,
Was hier verfehlt, noch Einmal durchzuleben.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen. | Nr. 51. | Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Der See.

Eine Naturstudie von Hermann Masius.

II.

Rings um unsern See zieht sich ein sandiges, hier und da in sachten Höhen ansteigendes Ufer. Auf einer derselben liegt das Städtchen A., welches vom See den Namen führt. Gärten verdecken den niedrigen Kamm der Ziegeldächer, nur die Kirche und unmittelbar unter ihr das Getrümmer eines Benedictinerklosters treten dicht an den Rand der Uferbrüstung heran. Die übrigen Höhen sind theils mit Kiefergebüsch bewachsen, theils blicken sie nackt und weiß in den Spiegel. Nach den andern Richtungen hin verflacht das Ufer völlig und bekleidet sich dafür zum Theil mit dichterm Waldwuchs. Wo dieser fehlt, strecken sich Aecker eines Dörfchens, während dieses selbst hinter Laubgruppen und den ins Wasser tretenden Buschweiden verborgen bleibt. Dies ist die einfache, ja dürftige Scenirung. Aber wie hebt die sterile Landschaft nun der in ihrem Schooße fluthende See? — Novalis hat das Wasser „das Auge der Landschaft" genannt und ebenso nennt der heutige Palästinenser seinen See von Tiberias; auch der kleine norddeutsche Landsee noch beweist das Treffende dieser Bezeichnung, denn auch er ist der beseelende Spiegel, der lebensvolle Focus seiner Umgebung.

Ich erinnere mich lebhaft — wenn anders erlaubt ist auf solche zufällige Stimmungen zurückzugehen — des Eindrucks, den dieser See auf mich machte, da ich ihn, allerdings zu ungewöhnlicher Stunde, zum ersten male sah. Es war eine milde Decembernacht, die Luft wolkentrüb und schwer, kein Stern blickte, aber ein bleicher Schein rann durch die Alles erfüllende Dämmerung: es mochte der Mond sein, der vielleicht eben über den Horizont stieg. Ein Waldweg hatte mich plötzlich an das Ufer des Sees gestellt. Aber welch' ein Anblick! Ueber mir, unter mir, vor mir dehnte sich das graue Nichts und vergebens versuchte das Auge es zu gestalten und zu durchdringen. Einsame Stille lag umher; über der öden Leere zitterte immer seltsamer jenes fahle Licht: als verlösche die letzte der Sonnen und rolle nun auch die Erde in die uralte Nacht hinaus. Da rang der Mond sich durch die Trübe, der Zauber schwand und ein endloses Nebelmeer wallte der See zu meinen Füßen.

Wie ganz anders erschien diese Scene im Sonnenlicht und in der beruhigten Stimmung des Tages! Im glänzendsten Azur, scheinbar unbewegt, liegt der See wie ein blitzender Sapphir, rings vom Ufersande sauber, fast blendend umsäumt. Der nordische Dämmerschauer ist hinweggenommen, ein offener Himmel blickt heiter über Nah' und Ferne und vertieft sein lichtes Blau in der Spiegelfläche, während die Föhren ihre dunklen Häupter in hellen, weichen Massen abzeichnen. Alles athmet Leben und Frische, obschon die Ufer in winterlicher Erstarrung stehn.

Es ist die Zeit, in welcher der See das reichste, rührigste Thierleben auf seinen Wassern versammelt. Die Sommergäste sind fortgezogen, die Möve, die Schwalbe, der Reiher, der Strandläufer haben den milden Süden aufgesucht; nur der Steißfuß (Podiceps) ist geblieben, aber zu ihm gesellen sich von Norden kommend die verwandten Arten der Taucher (Mergus), die Wildgans, zahllose Entenvölker und manch anderes seltenere Geflügel. Dort über jenen Tiefen rudert still geschäftig ein vereinzeltes Paar; es ist der Steißvogel (Podiceps cristatus). Der Kopf nickt in lächerlichem Takt und dem Fernglase zeigt sich deutlich der dreist vordrängende Pfriemenschnabel, die schwarze Haube, sonderbar gehörnt, als habe der Vogel nach Schreiberart eine Feder hinters Ohr gesteckt, und die noch sonderbarere, vollkommen à la jeune Allemande abgestutzte Mähne. Ein dumpfes Kork! Kork! läßt sich hören. Der nie gesättigte Taucher ruft dem Weibchen zu und nun stoßen sie in die Tiefe, fünf bis zehn Klafter hinab. Ein Barsch schnellt in Todesnoth hoch über die Oberfläche hinaus, der Vogel ihm nach; aber nur der Kopf wird sichtbar und im nächsten Augenblicke ist auch dieser verschwunden. Vergebens erwartet man das Emporsteigen des meisterlosen Fischers, endlich — du zählst indeß vielleicht einige hundert — hebt er sich drüben in weiter Entfernung wieder aus den Wassern. Ehedem verachtet ist dieser scheue, schnelle Vogel, dieser „Wasserhase", wie ihn die Mexicaner nicht unpassend nennen, jetzt ein vielgesuchtes Ziel für die Flinte des Jägers. Sein kostbares, blendendweißes Seidengefieder (der Schmuck so mancher Dame) reizt zur Nachstellung. Aber nur selten belohnt sich die dabei aufgewandte List und Ausdauer. Denn gelingt es auch, dem Vorsichtigen zu nahen und zu feuern, so taucht er beim ersten Blick des Pulvers hinab und mit fabelhafter Geschwindigkeit, ehe der Schuß ihn erreicht, hat er die sichere Tiefe gewonnen oder er eilt lautpfeifenden Flügelschlags über die Wasserfläche, weit aus dem Bereiche jedes Feuergewehrs hinweg. Und selbst getroffen schüttelt er den bleiernen Hagel noch oft genug wie spielend ab von der harten Haut und dem elastischen Federwamms, welches ihn dicht umhüllt. Häufig taucht er und läuft halb schwimmend Hunderte von Schritten auf dem Grunde des Wassers fort, ein Schauspiel, welches er auch wol einmal auf der Oberfläche gibt.

Indessen lenkt ein ununterbrochenes Getümmel den Blick auf die großen Einbuchtungen des Sees. Man gewahrt jetzt überrascht, daß dort jede Welle lebt. Der ganze Spiegel ist in unabsehlicher Linie schwarz bedeckt von Tausenden wildfröhlicher Wasservögel. Da sind die Schaaren der Stockente (Anas boschas), der Knöckente (A. querquedula), der Pfeifente (A. penelope), die Gruppen der Kriekente (A. crecca), dazwischen die sonderbare Kolbente (A. rufina), der Gropper mit den leuchtenden Perlenaugen (A. leucophthalmos), das harmlose, weißgestirnte Wasserhuhn (Fulica atra) und im grünglänzenden Federbusch der stattliche Säger (Mergus merganser). Und in welchem Tumult von Tönen weiteifert diese Welt! Welch ein Stöhnen und Schnattern, Schreien und Pfeifen, Plärren und Schnarren! — Ein paar Krickenten nähern sich dem dürren Schilfkranz des Ufers: kleine liebe Thiere, denen der Schnabellöffel gar keck und naiv, fast wie ein Stumpfnäschen ansteht. Eine grotesk gehaubte Kolbente folgt ihnen in scheuer Ferne; doch kaum hat sie die Nähe des Menschen bemerkt, so sucht sie von neuem die Höhe. Desto zutraulicher spielt und taucht hier das zierliche Bläß-

huhn in den nahen Rohren und Binsen. Jetzt stößt es erschreckt einen scharfen, fast bellenden Schrei aus. Es will sich aufschwingen; aber unfähig zum vollausgespannten Fluge läuft es mit raschen Füßen in langem, rauschendem Zuge dahin, gleichsam als galoppire ein Reiterheer über den Spiegel, und fällt endlich fern vom Ufer, schwer ins Wasser. Plötzlich kracht ein Schuß. Wie durch Zauberschlag sind alle die vielstimmigen Kehlen verstummt; aber noch ist der Knall nicht verhallt und unter wahrhaft betäubendem Donner erhebt sich das ganze gefiederte Heer. Weithin schäumt und wogt der See, ein tosendes Echo rollt die Ufer hinab und im wildesten Aufruhr, kreischend und schnatternd, schwingen sich die erschreckten Geschwader durch die Luft. Zu ganzen Wolken umkreisen sie die Mitte des Sees, um sich zuletzt ungefährdet wieder niederzulassen oder, wenn der Abend dämmert, auf die benachbarten Brüche, Gräben und Sümpfe abzustreichen. Dann legt sich Stille über den See; nur der einsame Haubentaucher schwimmt noch umher und ein krank zurückgebliebenes Huhn sucht am Ufer ein schützendes Gebüsch. Es ist die Zeit, wo der Fuchs heranschleicht und den Seerand auf- und abzieht; er wird den gelähmten Vogel belauern oder, mislingt die Jagd, an einem von der Welle ausgeworfenen Hecht sich für diesmal genügen lassen.

Aber diese Uebergangszeit ist nicht geeignet, den See in seinen Reizen zu zeigen. Der Himmel entrollt selten ein wolkenloses Blau; meist hüllt er sich in Regen und Dunst und das öde Grau nimmt sich in dem tiefen, weiten Spiegel nur um so öder und wüster aus, ein Eindruck, der durch die gänzliche Erstorbenheit der Landschaft noch erhöht wird. Nur der wirkliche Winter leiht dem See eine eigenthümliche Poesie. Wann der alte Magus aus Norden in seiner flimmernden Schneekappe herabsteigt und Wälder und Felder mit Flocken bedeckt und den Strom im Laufe ergreift, daß er steht: dann gibt der See ein anziehendes Bild.

Es ist Januar. Der Schnee fällt. Aber es ist nicht mehr das traute Wintermärchen der Weihnachtstage, es sind nicht die kleinen stillen Sternchen, die so wunderbar leise wie verzauberte Frühlingsblüten herumterschweben; es sind finstere, stürzende Schauer, die alles Leben in ihrem Sturze begraben. Wohin das Auge sieht, wirbeln die Flocken in windgepeitschten Wolken: ein chaotischer Hexentanz, den die Myriaden der Wintergnomen höhnend über der todten Erde aufführen. Die Vorsprünge der Uferhöhen verschwinden allmälig, sie sind in abenteuerliche Koppen oder in lange Rücken verwandelt und die Tiefen zwischen ihnen liegen verschüttet. Da und dort kugelt sich der Wind in dem weichen Lager und baut sich Bogen und Nischen oder er zieht lange Wellenfurchen über die Fläche. Die Kiefern stehen gebeugt. Sie haben sich schauernd in den weißen Mantel gehüllt und schicken sich zum Schlaf an, in den Alles umher schon versunken. Der See allein ist noch unbezwungen. Bäumend wogen seine Wasser auf, als fühle er schon den tödtenden Odem, dem seine Kraft erliegen muß; kein Ufer, nichts als die Wolkennacht des Himmels spiegelt in der aufgeregten Flut: so liegt sie da mitten in der weißen Oede wie ein ungeheurer schwarzer Schlund, dämonisch-großartig, urweltlich-wild.

Endlich wird das Schneetreiben schwächer, die Wolkensäcke sind entleert und der Wind läßt müde seine Flügel sinken. Alles ist weiß. Der Fluß knirscht im Schnee, an den Bäumen hängen lange, schwere Eiszotten, die Ferne, drüben die Seeufer liegen wie gehaucht, nur ihr Umriß dämmert aus dem Horizont herüber. Den Luftraum durchdringt erstarrende Kälte und fesselt das letzte Zucken des Lebens. Aber der See will keine Bande. Am Rande zwar, in den Wassern des Röhrichts beginnen schon die Wintergeister ihr krystallenes Netz zu spinnen, einzelne Eisstrahlen schießen zwischen Halm und Sträuchern an; doch die große Wassermasse liegt noch frei und schlägt dunkle, zornige Wellen. Sie kämpft mit dem Reste ihrer Kraft gegen den immer stärker andringenden Feind. Das ist ein wunderbares, imposantes Schauspiel. Aus allen seinen Tiefen, zumal der Mitte

zu, wo im Grunde laue Ströme quellen, haucht der See die innere Wärme aus und nun steigt in Wirbeln und Säulen der weiße Dampf aus den Schlünden wie aus ebenso vielen Schloten. Senkrecht und unbewegt ragen sie aus der dunklen Fläche. Es sind die Pfeiler, auf denen die Nacht ihr Nebelhaus baut. Wirft die Abendsonne ihren Purpur in die Scene und durchglüht sie die dunstenden Tromben mit gebrochenem Scheine, dann wird der Anblick zauberisch schön. Spukhaft aber und geisterartig gestaltet er sich im Dämmerlichte des Mondes, als wandelten da die alten Nebelkönige in langen Gewanden feierlich auf und ab oder rüsteten sich zum Reigen. Nicht selten springt auch um die Abendstunde der Wind auf und wickelt sich dann in die zerflatternden Fetzen, die lange Rauchfahnen über den See hinausziehen. Die Nächte sind bitter kalt. Der See, ein Spiegel, schläft und sieht sich am Morgen bei Sonnenaufgang gefesselt: die Gnomen haben ihr Werk vollendet. Mit jedem Tage werden die Bande fester. Das Eis liegt eine Elle dick, am Rande grau, in der Mitte tiefschwarz: eine einzige blendende Stahldecke, nur fern in leisen Duft gehüllt. Aber bald belebt sich die winterliche Bühne mit einem muntern Chore wechselnder Gestalten. Des „Krystalls Ebene" winkt dem

Jüngling, der den Wasserkothurn
zu beseelen weiß,

und unter der beflügelten Sohle tönt der berstende Spiegel,

wie der schnellende Bogen
hinter dem Pfeil' ertönt. (Klopstock).

In lustiger, bunter Cavalcade schwebt die Schaar der Städter, wintertrotzig vermummt, vorüber, indeß der arme zerlumpte Dorfbube, dem nicht Klopstock's Stahl unter der Ferse blinkt, mit klappernden Holzpantoffeln hingleitet oder, einen ingeniös geglätteten Knochen untergebunden, wie ein Eskimo hin- und herrutscht. Und überall tummelt sich's umher. Schlitten fliegen auf und ab; in malerischen Labyrinthen kreuzen die Läufer durch einander, jetzt nah und nun fern verschwunden, ein Lastwagen rollt knirschend über die glatte Bahn und der alte Fischer haut Löcher in den Spiegel, den hungrigen Hecht zu berücken. Das gläserne Dach ist so durchsichtig, das Wasser so krystallrein, daß man die stumme Brut drunten klar erblickt und mit seltsamem Vergnügen ihrem gleitenden, schießenden Zuge folgt. Aber die meisten bergen sich jetzt in dem Geschling der Wasserpflanzen, die in dichtem Walde den Grund bedecken und in ihrem saftfrischen, gallertartigen Grün und in ihren reichen verschiedengestaltigen Massen wie ein versunkener Frühling heraufblicken. Da fluten zahllose Fäden der Callitriche, leuchterartig nach allen Seiten die grünen Wassersterne hebend, dort wiegt der Wasserviel (Hottonia palustris) die üppigen Federbüsche, weiter in der Tiefe breitet an dicken langen Rohrstielen das Laichkraut (Potamogeton natans) seine runden großen Blätter, grüne Schirmdächer, unter denen manches Fischchen schläft, und über alle ragt nun die Sumpfaloë (Stratiotes aloides) mit ihren scharfgezähnten Blätterschwertern, aus deren dichtem Büschel zehn bis zwanzig Fuß der schlanke Stengel emporsteigt. Es ist die Palme dieses Wintergartens, aber jetzt freilich fehlt ihr der zarte Schmuck der Blüte.

Und immer grimmiger wird die Kälte. Weit hinab zerreißt der Nachtfrost den See krachend und gellend, als berste die Erde mit. Aber damit beginnt zugleich das Werk der Zerstörung. Nach allen Richtungen, oft drei bis fünf Fuß aufklaffend, platzt der Eispanzer und der Mitte zu kreuzen sich im verschlungensten Zickzack diese Sprünge und Spalte. Dort schlägt das Herz des Sees. Der schlafende Ozeanide schüttelt sich; er hört in seiner Tiefe die lebenathmenden Winde, die fern aus Mittag heraufziehen und ihre Boten, dunkle Wolken, senden und nun beginnt der alte Weltkampf der Elemente. Ist er freilich da ungleich großartiger, wo der Heerstrom in majestätischem Zorne schäumend seine Fesseln bricht, so fehlt es ihm doch auch hier nicht an Größe.

Der Schnee verliert sein reines Weiß und stürzt und stäubt von Bäumen und Hügeln. Krähen und Raben tummeln sich schreiend über dem Walde. Der Südwind aber treibt immer neue Wolkenzüge über den Himmel und erweichend durchströmt sein Hauch das Eis, sodaß es unaufhaltsam sich löst. Doch nur langsam, Block um Block, wird die alte Zauberveste zertrümmert und erst in ihrer Vernichtung zeigt sich recht ihre Gewaltigkeit. In lauern Nächten, wenn Mine auf Mine springt und Bresche auf Bresche folgt, da ist die Zeit, den See zu hören und zu sehen. Die Nebel wogen über der Fläche, wie über einem siedenden Kessel, aber durch die Lüfte fliegt der Sturm. Wie auf ehernen Streitwagen rollt das wilde Heer heran, die Wolken jagen schwarz und in ungethümen Knäueln durcheinanderwälzend vorüber, der Wald beugt heulend seine Gipfel. Alle Stimmen aus Höhen und Tiefen sind laut geworden und schlagen brausend zusammen. Dazwischen mischt sich das unaufhörliche Bersten und Sprengen, das Krachen, Klingen und Dröhnen des Eises. Aber freilich, wer nie die Natur in solchem Aufruhr belauscht hat, dem werden Worte nicht leicht diese Scene malen. Denn diese Schlachtmusik, dieses dämonische Furioso der Elementargeister ist von der gewaltigsten Wirkung. Vom schrillsten Pfiff herab in wahrhaft schwindelnder Scala stürzt und springt der rasende Chor in die Tiefen eines Basses, dessen donnerndes Rollen erdbebenartig den ganzen Raum erschüttert, um plötzlich einmal mit einigen Bombenschlägen zu enden. Dann verschnaubt der Sturm wol einen Augenblick und er orgelt abenteuerlich in sich hinein oder er pfeift leise, seltsam wehmüthige Lieder. Ihnen antwortet's aus der Tiefe wie heimliches Schluchzen, verlorenes Murmeln klingt und das Gemüth erfassen wunderbare Schauer. Aber nur Minuten währt diese Ruhe, dann ruft Aeolus' Tuba von neuem zum Kampf.

Endlich — Wochen sind vielleicht vergangen — endlich zerfällt der vom Sonnenstrahl zermürbte und vergilbte Spiegel. Aus allen Fugen quillt das Wasser. In der Mitte hat sich zuerst das Eis aufgelöst und in raschem Vordringen, fast zusehends, bricht die befreite Welle Stück um Stück aus dem Bollwerk. Klirrend und rasselnd treiben die Schollen aneinander, daß sie splittern. Zuweilen greift eine lange Woge herüber und schleudert einen Eisblock ans Ufer, aber die nächste schon reißt ihn wieder hinab und zurück in den wirren Tanz, während der Thauwind seine wunderlichsten Melodieen spielt. In wenigen Tagen liegt der See offen und schlägt das klare Auge zum Himmel auf, an dessen blauem Bogen jetzt die weißen Lämmerwolken, des Vorfrühlings muntere Heerden, heraufziehn. Nur hin und wieder liegt am Strande wol noch ein Eisquader, trotzig in die Sonne blickend, bis auch er unter den emsig arbeitenden Strahlen zusammenschmilzt und in den Schooß des Wassers zurückkehrt.

(Der dritte und letzte Artikel in nächster Nummer.)

Ein Zweikampf unter Königen.

Historische Skizze von Dr. Karl Frenzel in Berlin.

Konradin, der Hohenstaufe, war enthauptet. Karl von Anjou beherrschte Neapel und Sicilien, aber die Vesper von Palermo hatte seine Herrschaft über diese Insel gebrochen. Die Sicilier riefen Don Pedro von Aragonien zu Hülfe und gaben ihm die Krone.

Karl von Anjou saß zu Reggio trübe und verstimmt. Die Italiener seines Heeres hatte er mit freundlichen Worten und Geschenken entlassen, er traute ihnen nicht mehr. Aus Frankreich kamen ihm treuere Genossen, sein Sohn, Prinz Karl von Salerno, Pierre d'Alençon, sein Neffe, und der Graf von Artois. Das Haus Frankreich fühlte die Schmach, die sein eigenes Wappen durch Karl's Niederlage erhalten hatte. Karl's Lage

war verzweifelt; jeden Tag fürchtete er eine Landung der Aragonier in Calabrien, die er ihnen nach dem Verlust seiner Flotte nicht mehr streitig machen konnte, und wirklich in der Nacht zum 7. November 1282 schifften 5000 Almugavaren von Sicilien nach Calabrien, eine kampfmuthige, wenn auch zerlumpte Heldenschaar. In den Grenzstrichen Aragoniens gegen Valencia hin hatten diese Leute in ewigen Gefechten mit den Mauren gehaust, dem Kampfe war ihr Leben, ihr Leib der Armuth geweiht. Sie besaßen weder Tartsche noch Schild, nur lederne Kamaschen, eiserne Netzkappen, gewaltige Lanzen und Schwerter, dazu einen Karren, auf dem sie ihr Brot und einen Wasserschlauch mit sich führten. Wenn sie den Feind vor sich sahen, kürzten sie die Schafte ihrer Lanzen, schlugen mit den Spitzen an die Feldsteine, sodaß die Funken umherstoben, und stürzten vorwärts. Solchem Ansturm erlagen nach einander Araber, die goldgespornte Ritterschaft Frankreichs, Türken und Griechen. Für sie war nichts unüberwindlich, ihre Thaten erscheinen wie ein Märchen, wunderseltsam, wie die Siege des Cortez und der Seinen, und diese Schaaren warf Don Pedro nach Calabrien. Sie überraschten die Franzosen in Catona, die sich durch keinen Wall und Graben verschanzt hatten, da König Karl mit dem Hauptheer nur 8 Miglien entfernt stand und sie keinen Angriff befürchteten. So starben die Franzosen fast unter den Augen ihres Königs im blutigen Kampf.

Ganz Calabrien gährte. In diesen Felsen und Schluchten hat das Banditenwesen und die Anarchie nie aufgehört, hier hat keine Regierung jemals eine sichere, unbestrittene Herrschaft gehabt; wie Sonne und Luft, so gehört diesen Menschen auch der Aufstand zur Nothwendigkeit ihres Lebens. Damals war nur vom offenen Abfall von den Franzosen die Rede; aus Reggio und Gaëta kamen Boten nach Messina und beschworen Don Pedro hinüber zu kommen, mit offenen Armen würde ihn das Land empfangen. In dieser Verlegenheit faßte König Karl einen wunderlichen und doch geschickten, klugen Plan. Es lag Alles daran, Don Pedro aus diesen Gegenden zu entfernen und dem drohenden Ausbruch sein Haupt zu entreißen. Der König von Aragon galt für den wackersten Ritter der Welt, der nie einem Kampfe ausgewichen, nie eine Beleidigung geduldet. Deshalb sandte Karl einen Dominicaner Frate Simone aus dem Städtchen Lentini zu ihm und hieß ihn, als Don Pedro offenen Hof zu Messina hielt, vor allen seinen Baronen solche Worte sprechen: „Herr König, mein Herr und der Kirche Sohn, der erlauchte Karl d'Anjou, entbietet dir, daß du nicht offen und ehrlich auf dem Pfad des Rechtes in sein Reich gefallen seiest, sondern heimlich, wie der Dieb bei Nacht, darum fodert er dich zum Kampfe.“ Darüber gerieth Don Pedro in hohen Zorn und rief: „Noch heut' soll der Graf von Provence unsere Botschaft hören.“ Und nach sechs Stunden führen Don Bertrand de Canelli und Messer Raynald de Limogis, ein Richter aus Messina, wie um König Karl noch bitterer zu kränken, in einem Boot nach Reggio. Vor dem Könige führte Don Bertrand das Wort: sein Herr hätte nicht hinterlistig die Waffen ergriffen, sondern der ganzen Welt sei es bekannt gewesen, daß er den Mord seiner Verwandten hätte rächen wollen, zum Zweikampf wäre er gern bereit, sei's auch mit der Lanze allein gegen den ganz gerüsteten König. Bitter spottete Anjou, das wäre eine Heldenthat, wenn ein rüstiger Held, wie Don Pedro, gegen ihn, den alternden Mann, anrenne; er schlüge vor, Jeder sollte eine gleiche Zahl Streiter zum Gefechte mit sich führen; dann könnten die Nachkommen mit Recht sagen, unter diesen Kämpfern wären die zwei tapfersten Ritter der Christenheit gewesen. Darauf wurden zwölf Aragonier und zwölf Franzosen erwählt, die im December 1282 im Palaste von Messina zusammen kamen, um die Bedingungen des Turniers zu regeln. Es war, wie die alten Romane von König Artus und seiner Tafelrunde erzählen.

Nach vielen Verhandlungen beschlossen die Ritter, das Lanzenbrechen sollte stattfinden mit hundert Rittern gegen hundert, die beiden Fürsten an der Spitze, zu Bordeaux

vor dem guten und getreuen Könige Eduard I. von England, dem diese Stadt damals gehörte, oder, wenn er sein Reich nicht verlassen könnte, vor seinem Seneschal, Messire Jean de Greilly. Wind und Sonne sollten gleich getheilt sein, keiner der Herren mehr als hundert Begleiter mit sich führen, dann möge Gott zwischen ihnen entscheiden, da sie zu hoch ständen, als daß ein Mensch sie richte und wer besiegt werde, solle Sicilien dem Sieger überlassen, wer nicht erschiene, nie wieder die Krone auf sein Haupt setzen, sondern im Munde jetziger und kommender Geschlechter ein Elender und Treuloser sein. Der Tag des Kampfes war der 1. Juni des Jahres der Gnade 1283.

Dies Manifest erließen beide Könige am 30. December, zu Reggio Karl, zu Messina Don Pedro und tauschten ihre Fehdehandschuhe aus. Für Jeden verbürgten sich vierzig seiner edelsten Barone mit Unterschrift und Siegel, daß er Alles, was in der Urkunde stände, so weit Menschenkraft und Wille reicht, redlich erfüllen werde.

Umsonst hatte zwar Pedro geäußert, daß es schwer halten würde, zweihundert würdige Ritter zu finden, viel besser wäre es, er käme nach Calabrien hinüber, da könnte der Zwiespalt zwischen ihnen noch am selbigen Tage ausgefochten werden. Deshalb, daß er so leichtsinnig die erworbene Krone auf ein ungewisses Fechterspiel setze, tadelten ihn auch alle verständigen Leute, aber statt weiser Räthe, die mit der Gegenwart auch die Zukunft bedenken, umgaben ihn damals nur stürmische und verwegene Krieger, deren Herz sich an solch glänzendem Turnier erfreute und jeden andern Ruhm geringer schätzte, als den, mit Anstand eine Lanze zu brechen. Die Foderung Karl's, bis zu jenem Tage Waffenstillstand zu halten, verwarf Don Pedro indeß; so lange er lebe, werde er nimmer Frieden mit ihm machen, sondern ihn bekämpfen, wo er auch sei. Damit verließ Karl die Stadt Reggio und reiste nach Rom hinauf zum heiligen Vater, während der Prinz von Salerno das Heer nach der Ebene von San-Martini, zu den Ruinen eines alten Schlosses, führte.

Am 14. Februar 1283 erschienen die aragonischen Ritter unter Don Pedro in Calabrien und bis zum 12. April gab es zwischen beiden Heeren Gefechte, Ueberfälle und Erstürmungen. Sie endigten fast immer mit einem Siege der Sicilier, nur die Burg von Girace vertheidigte ein schwäbischer Ritter Veit wacker für die Anjou's, bis Don Pedro die Belagerung aufhob und nach Messina heimzog. Dort traf am Charfreitag spät Abends seine Gemahlin Constanze mit ihren Kindern aus Barcellona ein; ihr ward die Regierung der Insel in des Königs Abwesenheit übertragen, Messer Giovanni da Procida zum Kanzler, Alaymo de Lentini*) zum Oberrichter ernannt, Roger de Loria erhielt den Befehl über die Flotte. Zu den Bürgern von Messina sagte Don Pedro beim Abschied: „Werthe Herren, was wir für euch gethan, weiß Gott, bis zu den fernsten Grenzen drang das Gerücht unserer vereint vollführten Thaten. Jetzt ziehen wir von euch und für euch zum Kampf, wie königliche Ehre es uns gebietet. Dennoch bleiben wir bei euch, seht da eure Königin und unsere Kinder. Liebt sie, wie ihr uns geliebt habt; denn bei Gottes Wunden! Wir werden euer niemals vergessen.“ Da weinten Alle; er aber bestieg den 11. Mai, es war Sonnenuntergang, zu Trapani seine Galeere; noch einmal segnete er die Insel vom Verdeck aus, dann hüllte die Dunkelheit die Klippen des Ufers, seine Gattin, seine Kinder und die schluchzenden Massen des Volkes, die ihm die Hände nachstreckten und Abschiedsgrüße zuriefen, vor seinem Blicke ein, er sollte Keinen von ihnen Allen wiedersehen. Am 19. Mai berührte das Schiff das steinige Ufer von Cullera im Königreiche Valencia.

*) Dessen Lebensschicksale in der Skizze: „Macalda von Lentini“ (Nr. 42 unserer „Unterhaltungen“), bereits erzählt wurden. Auch im Verlaufe dieser Darstellung des berühmten Turniers von Bordeaux folgte der Herr Verf. den zuverlässigsten Chronisten jener Zeit, vorzugsweise Salas Malaspina. Der Her.

Zu Rom fiel inzwischen manch bitteres Wort zwischen Karl von Anjou und dem heiligen Vater. Wie unpolitisch wäre es gewesen, dem Aragonier seine Hülfe zu versagen, um die er zu seinem afrikanischen Zuge gebeten, klagte der König, nur dadurch hätte er seinen Sinn nach Sicilien gelenkt. Papst Martin IV. fand seinerseits den beschlossenen Zweikampf eben so gottlos, als thöricht; warum er sich jenem Verräther Don Pedro gleichstelle, Gewisses gegen Ungewisses wage; bei Strafe des Bannes müsse er ihm solche Schlacht verbieten. Auf diese Worte konnte Karl nicht eingehen, der zu gut wußte, daß allein durch Pedro's Abzug Calabrien in einer gewissen Ruhe blieb, denn die Bewohner meinten, wozu sollen wir aufstehen, da doch ein Tag Alles entscheiden wird ohne unser Zuthun; selber aber einen Angriff auf Sicilien zu machen, wagte er nach so vielen Unglücksfällen und der Vernichtung seiner besten Schiffe nicht. So trennte er sich vom Papste und kam über Florenz zum französischen Hoflager. Hier war man über das Verfahren gegen Don Pedro nicht zweifelhaft. König Philipp rief ein großes Heer zusammen und beschloß mit demselben nach Bordeaux zu ziehen, um den Aragonier zu tödten oder zu fangen, denn die Urkunde verböte wol seinem Onkel von Anjou, aber nicht ihm, eine Streitmacht zum Turniere zu führen. Inzwischen versammelten sich die Ritter, die von Karl zum Kampfe eingeladen waren, alle mit den glänzendsten Waffen und goldstrahlenden Harnischen; rühmten sich doch lange nachher noch ihre Enkel damit, daß ihre Ahnen zum Turnier König Karl's eingeladen worden wären. Zu Bordeaux wurden auf einer weiten Ebene die Schranken errichtet; gegenüber dem Thor befand sich an der einen Seite eine Kapelle mit dem Sitz für den englischen König und die andern Richter, darum liefen Tribünen für die Damen, mit Bändern und Kränzen geschmückt, Alles wie zu einem prächtigen Feste. Eduard I. hatte zwar auf einen Brief des Papstes die Entscheidung von sich abgelehnt und sein Nichterscheinen mit wichtigen Geschäften entschuldigt, aber der Seneschal von Aquitanien, Messire Jean de Greilly, hatte ausgedehnte Vollmachten, Alles anzuordnen und zu entscheiden; Franzosen und Aragonier schätzten ihn als wackern, unbescholtenen Ritter und schenkten ihm volles Vertrauen. Wie erschrak er daher, als in den letzten Tagen des Mais die Könige Karl und Philipp mit zehntausend Reitern vor den Mauern Bordeaux' erschienen und sich vier Pfeilschüsse abseits von den Schranken lagerten!

Gewiß übt auch in den größten Geschicken das Kleine und Zufällige seine wunderbare Macht aus, aber daß sie ihm schutzlos hingegeben seien und durch den Fall eines Ritterhandschuhs oder eine ähnliche Geringfügigkeit entschieden würden, daran ist doch nicht zu denken. Selten spitzt sich die Geschichte so zu einer Anekdote zu, daß in einem Witzwort ihr tiefstes und innerstes Sein aufgegangen wäre. Auch damals ahnten alle verständigen Leute, daß mit dem Lanzenbrechen zu Bordeaux der Streit der Franzosen und Aragonier nicht zum Austrag kommen würde, am sichersten Karl von Anjou, der schon bei seiner Reise nach Paris in Marseille gewesen und bis zum Monat Mai fünf und zwanzig Galeeren zu rüsten befohlen hatte; sie waren bestimmt, Lebensmittel und Waffen nach Neapel und dem Schlosse von Malta zu bringen, vor allem die sicilische Flotte zu vernichten. Zum Befehlshaber setzte er Guillem Cornut, aus einer alten, angesehenen Familie der Stadt Marseille. Dieser küßte des Königs Füße und schwur, Roger de Loria zu tödten oder nimmer heimzukehren.

Gleich nach seiner Ankunf in Valencia hatte aber Don Pedro von Aragonien viele Briefe an seine und des ganzen Spaniens erlauchte Ritterschaft ergehen lassen, sie eingeladen, an einem bestimmten Tage in Jaca zu erscheinen, um mit ihm in die Schranken zu reiten; er ließ hundert funfzig Edelleute dorthin bescheiden, damit er noch immer hundert zu Begleitern nach Bordeaux hätte, wenn einer in Krankheit fiele. Alle aber, die solchen Brief empfingen, rüsteten sich aufs Beste und hielten es für ihren größten Ruhm.

Voraus ging En Gilabert de Cruyelles, um sich von der Sicherheit des Platzes zu überzeugen. Gerade bei seiner Ankunft rückten die ersten Scharen der Franzosen ein und der Seneschal von Aquitanien zeigte sie ihm bestürzt und verwirrt; da er zu schwach wäre, sie mit Gewalt an dem Bruche des Vertrages zu hindern, möchte er seinen König durch einen raschen Boten davon benachrichtigen und ihm rathen, nicht zu erscheinen. Durch vier Ritter, die jeder einen besondern Weg nehmen mußten, um den Hinterhalten der Franzosen in den Pyrenäenschluchten zu entgehen, theilte En Gilabert, was er gesehen und gehört, seinem Herrn mit, der in Jaca mit seinen Edeln saß. Gefahr war im Kommen, Schande im Fortbleiben, da handelte Don Pedro seltsam und muthig, wie die Helden der Abenteuer. In Saragossa lebte ein Kaufmann Domingo de la Figuera, der aus Castilien edle Rosse nach Gascogne, Toulouse und Bordeaux zu verkaufen pflegte; oft ritt er mit dreißig Pferden durch die Berge, die Catalonien von Provence trennen. Da gab es keinen noch so einsamen, unbetretenen Pfad, den er nicht in Furcht vor Räubern und in gefährlichen Kriegszeiten gezogen: sonst war's ein stiller, verschwiegener Mann, von Vielen geachtet und dem Hause Aragon von Herzen ergeben. Den beschied der König zu sich in seine Kammer, nahm ihm einen Eid des Schweigens auf den Evangelien ab und vertraute ihm dann, daß er als sein Diener verkleidet gen Bordeaux reiten wolle. Domingo war gleich bereit. Aus den Ställen des Königs wurden sieben und zwanzig Pferde genommen und je neun in Abtheilungen von drei und drei auf die Straßen geschickt, die von Jaca geradewegs oder über Navarra und durch Castilien nach der Stadt Bordeaux führen. Die Knappen, welche die Rosse nach den verschiedenen Herbergen brachten und dort warten sollten, bis Domingo sie abholte, wußten nichts von einander. Zehn Tage gingen darauf nach einander zehn Ritter zu Messire Jean de Greilly mit Botschaften von König Pedro, sodaß sich die Leute daran gewöhnten, seine Boten auf den Straßen hin und herziehend zu sehen. Sobald sie in Bordeaux eintrafen, meldete es der Seneschal dem Könige von Frankreich und dieser hieß ihm immer schreiben, Don Pedro könne in aller Sicherheit kommen, doch der wackere Seneschal sagte den Rittern gerade das Entgegengesetzte, ihrem Herrn drohe die größte Gefahr.

In einer Mitternacht nun schwang sich König Don Pedro aufs Pferd. Keiner von allen seinen Rittern, nicht einmal sein ältester Sohn Alfons wußte darum. Unter einem Kittel von grüner Leinwand trug er ein Wamms und einen guten Harnisch, einen schlechten Mantel darüber, auf dem Haupt eine Sturmhaube mit Visir, von einer linnenen Mütze bedeckt, einen Jagdspieß in der Hand. Mit ihm war En Bernal de Peratallada, ein Sohn des edlen En Gilabert, ebenso gekleidet, in dem Mantelsack über seine Schulter hatten sie einiges Geld und sechs Brote. Voran ritt En Domingo als Herr, stattlich herausgeputzt auf seiner gewöhnlichen Schabracke, mit breitkrempigem Hut und langbefranzten Lederhandschuhen. Nacht und Tag jagten sie ununterbrochen durch Wald und Schlucht, nur zuweilen saßen sie ab, aßen von ihren Broten und tranken aus einer Quelle an den verborgensten Orten, wo sie Niemand sah. Spät am Abend kehrten sie in einem Dorfe in einem andern Hause ein, als in dem, wo die Knappen sie mit den Pferden erwarteten. Während Domingo zu diesen ging und die ermüdeten Thiere gegen die frischen umtauschte, bereiteten Don Pedro und En Bernal ihm das Abendbrot. Die Knechte verwunderten sich wol, daß En Domingo so spät käme, er aber wies sie mit der Antwort ab, die Pferde hätten wegen der Hitze nicht vorwärts kommen können. Bei der Mahlzeit sprachen sie wenig mit einander und verließen früh morgens das Dorf. So ging's mehre Tage; endlich beim Geläute der Vesperglocke sahen sie Bordeaux vor sich und ein alter Ritter, dessen Burg unweit der Stadt lag, wohlbekannt und befreundet mit En Domingo, nahm sie auf. Noch vor Sonnenaufgang beschied der König seinen Gesandten, Bertrand de Cruyelles, der dicht bei dem Turnierplatze wohnte, in En Do-

mingo's Namen zu sich. Als er in Eile vor ihnen erschien, den König und seinen Sohn erkannte, ward er blaß und starr vor Staunen und konnte erst, als die Andern das Gemach verlassen hatten, sagen: „O Herr, in welche Gefahr habt Ihr Euch begeben!" „En Bertrand", erwiderte Don Pedro, „und wenn ich heut' noch sterben müßte, so hielte ich doch mein Wort. Aber ladet den Seneschal mit einem Schreiber und sechs Rittern nach dem Platze, ein Bote des Königs von Aragon verlange ihn zu sprechen." Also geschah es und wie Messire Jean de Greilly mit seiner Begleitung heranritt, fand er Don Pedro, selbst die Lanze in der Hand, das Visir hernieder, mit seinen Genossen in den Schranken. Sie grüßten sich gegenseitig, Don Pedro fragte: „Messire, im Namen des Königs von Aragon, könnt ihr ihm und seinen Begleitern Sicherheit versprechen?" Der Seneschal antwortete: „Messire, ihr seht selbst, wie viel Reiter der Franzosen auf den Feldern umherlagern, viel zahlreicher, als meine Mannschaft und die hundert Ritter des Herrn Königs. Ich kann Euch nicht schützen."

„Wohl, Messire; wollt Ihr mir darüber eine Urkunde ausstellen?" — „Gerne." Und der Seneschal dictirte, Wort für Wort schrieb der Schreiber nach. Als er geendigt, fragte der König ihn wieder: „Kennt Ihr mich?" „Wie sollte ich?" entgegnete der. Da schlug Don Pedro das Visir auf und der Seneschal erkannte ihn, erschrak und wollte vom Pferde steigen. Der König gab ihm huldreich die Hand und sprach zum Notar: „Schreibt, daß der König von Aragon auf dem Platz gewesen ist am bestimmten Tage mit Sonnenaufgang, daß er sein Wort redlich gehalten und nur davon geritten ist, weil Karl von Anjou mehr Ritter mit sich führte, als er gelobt." Und dreimal fragte er noch den Seneschal: „Könnt Ihr ihnen widerstehen?" Dreimal erwiederte der: „Nein." Mit geschwungener Lanze sprengte der König dann durch den ganzen Raum, rechts, links und in die Mitte, betete dann rasch und inbrünstig in der Kapelle und verließ die Schranken. Die englischen Herren begleiteten ihn ein Stück Weges bis zur Wohnung jenes Ritters, der ihn beherbergt hatte. Dort ging Don Pedro zur Dame des Hauses, sagte ihr, daß er der König von Aragon wäre, dankte ihr in guten Worten für ihre Höflichkeit und nahm Abschied. Auf Seitenwegen führte ihn En Domingo durch castilianisches Gebiet nach Aragon zurück. Als der Seneschal den französischen Fürsten solch wunderbares Abenteuer erzählte, wollten sie es nicht glauben; sie lasen die Urkunde mit der Unterschrift der sechs Ritter, sie eilten in die Schranken und sahen die Hufe vom Streithengst Don Pedro's tief in den Sand eingedrückt; da meinten sie, in der Nähe müßten aragonesische Schaaren versteckt liegen und fürchteten einen Ueberfall. Auf allen Höhen brannten Wachtfeuer, die Pferde standen angeschirrt, jeder Mann in seinen Waffen, aber es kam Niemand.

Das war der Ausgang des romantischen, liedergefeierten Turniers von Bordeaux. So werden freilich die Zwiste der Könige nicht entschieden, sie gebrauchen einen größern Schauplatz und mehr Kämpfer. — Messire Guillem Cornut war mit seinen Galeeren nach Neapel gesegelt und hatte von da seine Fahrt nach Malta genommen, wo das Schloß der Insel noch vom Kastellan Manfred Lancea für Karl von Anjou vertheidigt ward, während die Stadt selbst das aragonesische Banner aufgepflanzt hatte. Roger de Loria, Don Pedro's Admiral, hielt damals 18 Galeeren im Hafen von Messina bereit und als ihm ein schnellsegelndes Boot Nachricht von der französischen Flotte brachte, beschloß er sie aufzusuchen. Ein scharfwehender Ostwind fesselte diese an der Küste von Malta; Barken, die von Gozzo kamen, und Fischer am Strande theilten dies den vorüberseglenden Catalonieern mit. Große Freude erfüllte bei dieser Botschaft alle Herzen. „Ihr Herren", sagte Roger von Loria, „jetzt werden wir uns auf immer an diesen übermüthigen Marseillern rächen, die uns mehr verachten, als irgend ein Volk auf Erden. Denkt daran, daß diese Provenzalen in Schlachten nimmer glücklich waren, daß es gilt, das Meer zu

beherrschen. Da thue ein Jeder seine Schuldigkeit.“ „D'rauf los!“ schrieen sie Alle zusammen. Um Mitternacht den 7. Juni 1283 erreichten sie die Küste von Malta. Eine vorausgeschickte Barke fand die Galeeren dicht am Strand, am Fuß des Castells; sie zählte zwei und zwanzig und zwei Waffenboote, die an den Enden standen. Alles lag in Schlaf und Stille. Leise fuhr die Barke zurück und Roger ließ eine seiner Galeeren sich vor den Eingang des Hafens legen, um dem fliehenden Feind den Weg abzuschneiden. Alle Hauptleute riethen dem Admiral, die Feinde rasch zu überfallen, ehe sie sich gerüstet: der aber rief: „Da sei Gott vor, daß sie sagen könnten, ich hätte meine erste Schlacht so hinterlistig gewonnen. Laßt die Trompeten sie aufwecken!“ Und wie Trommeln, Trompeten und Kriegsgeschrei durch einander schallten, die Franzosen aufsprangen, gingen die ersten Lichtstreifen über den östlichen Rand des Himmels. Es war Morgens den 8. Juni 1283. „Nun gilt's den Ruhm der Marseiller gegen den Stolz der Catalanen, Meeresherrschaft oder Schande, so lange die Welt besteht!“ sagte Guillem Cornut, als er den Helm aufsetzte. Damit stießen die Schiffe zusammen. Sie schlugen gewaltig, die Speere der Catalanen flogen durch Panzer und Leib, mit unzähligen Pfeilen säuberten ihre Bogenschützen die feindlichen Verdecke und jeder brachte Wunden oder Tod. Diese Schützen, die zahlreich am Bord der sicilischen Schiffe waren, entschieden die Schlacht. Ruder und Steuer zerbrachen, hinübergeschleuderte Fackeln und Pechkränze setzten Raen und Segel der provenzalischen Galeeren in Brand, da ist im heldenmüthigen Widerstande Messire Guillem Cornut, getreu seinem Worte, gestorben. Als die Sonne aufging riefen die Catalanen: „Arago!“ und die Sicilier priesen die heilige Jungfrau della Scala; sie führten zehn Galeeren mit gesenkten Wimpeln als Beute mit sich nach Messina und die Hoffnung künftiger Triumphe.

Seit dieser unglücklichen Schlacht, der ersten, die die Franzosen auf den Wellen wagten, haben sie Jahrhunderte hindurch niemals wieder einen dauernden Vortheil zur See errungen und sind nie ein meerbeherrschendes Volk geworden. Fast möchte man sagen, die Untreue des Turniers von Bordeaux hat sich gerächt.

Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin“.

Wenn der Mensch, von lastenden Erdensorgen müde gedrückt, nach Erlösung flehend die Hände gen Himmel streckt und auch von dort nicht das Langersehnte zum Herzen träufeln will, dann rechtet er oft mit seinem Geschick und möchte die Gottheit anklagen, die über Ein Menschenherz nichts als Jammer und Elend streut, über ein anderes des Glückes Zauberschleier nicht hell genug ausbreiten kann und doch liegt Liebe und Versöhnung nirgends tiefer als in den vielfach verschlungenen, sich vom tiefsten Elend bis zum höchsten Glück abstufenden Menschenschicksalen.

Aber es muß eine geschickte Hand sein, die die Fäden des Lebens auseinanderlegt und in jedem den Einschlag eines höhern Willens nachweist, eine geschickte Hand, die in trüben, dunkeln Schicksalen den Läuterungsproceß darstellt, der den Kiesel zum Diamanten schleift und die Menschenbrust zu einem Tempel der Güte und Seelenschönheit umgestaltet und das schwankende Erdenglück als eine Bahn zeigt, auf der selbst die stärkste Seele kaum zu wandeln vermag. Vielleicht fußt darauf der Lebensgang einer künftigen Welt. Diese Unzufriedenheit mit dem eigenen Geschick, diese Anklage über ungleiche Vertheilung der irdischen Güter ist es, die an dem menschlichen Gemüth zehrt und so lange heimlich fortknistert, bis ein Funke von außen hineinfällt und die glimmenden Kohlen zur hellen Flamme anfacht, nicht die Welt versengend, sondern erleuchtend.

Und dennoch beruht die Zerrissenheit und Verbitterung der Zeit meist auf einer krank-

haften Weltanschauung. Wie auch Noth und Elend die eine Classe der Gesellschaft heimsucht und tief daniederdrückt, so ruht doch selbst über den glänzendsten Lebensschicksalen die Wolke des Schmerzes tief genug, als daß sich nicht im Leben Alles ausgleichen sollte. Eine vom Unglück gestählte Brust gewinnt die Kraft, jedem Geschick zu trotzen, während Menschen mit feinen Fühlfäden jeder Schicksalsschlag um so härter trifft. Auch die Tage des Glücks sind schwer zu tragen; es gehört eine vollendete Seele dazu, im Glück ganz glücklich zu sein. Die Sonne ist nicht untergegangen, wenn sie sich hinter dunkeln Wolken verbirgt und der Stunde der Erlösung harrt, bis sie die Welt mit neuem Leben durchflute. Das Glück des Lebens ist uns nicht verloren, wenn Schmerz und Unglück uns umnachtet und uns in seinen Trauermantel hüllt. Eine freundliche Hand waltet doch immer in unsern Lebensschicksalen, die die Hülle endlich zurückschlägt und das Sonnenlicht des Glücks die Brust durchströmen läßt, als sie eben in hoffnungsloser Verzweiflungsqual zusammenbrechen wollte.

Solche und ähnliche Betrachtungen weckt ein Buch, das ein Lieblingsschatz des deutschen Volks geworden ist. Den versöhnenden Pulsschlag einer reichwaltenden Liebe in den Menschenschicksalen bis zur innersten Ueberzeugung darzulegen, dazu ist wol kein Buch geeigneter als Wilhelm von Humboldt's „Briefe an eine Freundin". Sie legen sich wie ein warmer, linder Hauch des Friedens über das in Gram versunkene Herz, wecken den schlummernden Lebensfunken und klären das Auge des Unglücklichen auf, daß es auf den eigenen, durchlebten Weg ruhiger und besonnener zurückblickt und dort, wo es früher nur ein eisernes, alle Blütenträume abstreifendes Fatum erblickte, eine weise, liebende Hand sieht, die versöhnend aus Nacht zum Licht das Menschenherz zu führen sucht. Sie sind ein spiegelklarer See, dem man bis auf den tiefsten Grund schauen kann und der dort unten denselben Himmel zeigt, der auf seiner Oberfläche so tief und beseligend in zauberischer Schönheit blaut. Selbst die dunkelsten Wolken, die über seinen Spiegel ziehen, trüben diese reine Fläche nicht; ein leichter Schatten zieht nur darüber, der dem Bilde Leben und Bewegung gibt, dasselbe aber nie düster und unfreundlich macht.

Wie seinem genialen Bruder die Erdenwelt ein Kosmos, so ist Wilhelm von Humboldt die Welt des Menschenlebens mit seinen wechselnden Schicksalen, seinem Gedankenreichthum und seiner Lebenswahrheit ein göttlicher Schmuck. Gewiß ist es erhebend und lebenweckend, wenn wir in die Gedankenwelt eines großen Mannes treten und dort so vieles Verwandte finden, was längst in uns, wenn auch unbewußt, geschlummert. Unsere Seelen erhalten einen Schwung, der sie immer höher hinaufhebt, dort, wo kein Untersinken und kein Wanken mehr ist, wo wir wie die Götter des Alterthums in heiliger Ruhe in unserer eigenen Gedankenwelt leben und das Irdische kaum noch um unsere Füße spielt. „Richten Sie sich an mir auf!" schreibt Humboldt im vierzehnten Briefe an seine Freundin, und das ist der Zweck und das Ziel dieses herrlichen Werks; denn es ist ein mit allen Fasern des Herzens treues Hineinranken in der Seele innerstes Leben; eine reiche Menschenbrust schöpft aus dem Born der Vergangenheit, der durch alle Wechsel und Schicksale ungetrübt sich erhielt, reine glänzende Perlen der Weisheit. Selbst der Jugend wonneseliger Traum taucht im Spiegel der Erinnerung noch einmal vor uns blühend auf.

Mögen diese Briefe überall Eingang finden, diese reinen, menschlich-schönen Worte durch alle Herzen klingen! Hat doch jeder Mensch einige, wenn auch unentwickelte Gedanken, die ihn einem großen, denkenden Geiste näher stellen. Ist einmal der weckende, elektrische Funke von Jenem in uns übergesprungen, dann ist die Stimmung im Gange; immer neue, schöne Saiten erklingen in uns mit beim Aufhorchen auf ein höheres Gedankenspiel. Und in Zeiten wie den jetzigen, wo Glaube Fanatismus wird, Liebe so oft Heuchelei, wo unter der Maske der Frömmigkeit des Hasses Antlitz grinzt, in solchen Zeiten gemahnt das Wort eines dahingeschiedenen edeln Geistes doppelt ernst, die Seele nicht in Trom-

meinder Spieler frei zu bilden, nicht in materialistischem Treiben zu untergraben, sondern frei zu erhalten von Leidenschaft und für alles Große und Schöne dieser Welt empfänglich zu machen. Wie anders, groß und seelenvoll, lebt uns da ein in sich ruhiges Gemüth entgegen als in jenen pietistischen Büchern, die wie ein ungezügelter Strom aus dem alten Bett wieder losbrechen und die Menschheit um das Heiligste und Schönste, um die wahre Humanität bringen wollen. Denn was ist jenes krankhafte Abquälen und Mühen um Sünde und Tod, jenes Liebängeln mit dem Himmel und Gutesthun auf Rechnung einstiger Vergeltung anders als ein Raub an jenem reinsten, kostbarsten Gut! Humboldt's Briefe, so fern aller Polemik, sind dennoch ganz danach angethan, diesem Unwesen zu steuern und dem Menschen seinen innern Halt wiederzugeben. So sagt er: „Das Edle ist nur dann vorhanden, wenn das Gute um des Guten willen geschieht, entweder als selbsterkanntes und empfundenes Gesetz, aus reiner Pflicht, oder aus dem Gefühl der erhabenen Würde und der ergreifenden Schönheit der Tugend." Wir müssen die geistige Reife erlangen, die das Schicksal uns zu Theil werden lassen wollte, und jeder hastige Uebergriff in eine andere Sphäre macht lückenhaft und unvollkommen. Wol sollen wir die Krone unserer Gedanken, unsers Glaubens sehnend in den Himmel strecken, aber auch ebenso tief und kräftig die Wurzeln des Gemüths, des frischen Genusses in die Erde schlagen, wenn der Baum des Lebens grünen und blühen soll. Aus dem Mutterboden der Erde ziehen wir Kraft und Leben, aus dem über uns sich wölbenden Himmel Licht und Liebe.

Mit welcher tiefen, harmonischen Ruhe lebt sich Humboldt in die Zukunft ein! Ihm ist sie der schließende Ring zur Kette der Vergangenheit und unerschütterlich blickt er auf die heranwogende, dunkle Zukunftswelle, die in ihrem Schooß Dasselbe birgt, was ihn bereits hell und glänzend umspielt — Leben weckend, Leben befruchtend. Wir sollten niemals mit täppischer Hand in den Wolkenhimmel der Zukunft greifen. In dem Hoffen, Sehnen und Fürchten einer Zukunft verliert die Gegenwart ihren Reiz und wir das Leben; denn nur die Gegenwart ist unser. Wir blicken zu oft gleich rastlosen Wanderern auf den Weg, der vor uns liegt und den selbst das angestrengteste Auge nicht aufhellt, aber hinter uns auf den zurückgelegten wendet sich selten der Blick und doch würden im Rückschauen auf die Vergangenheit die Räthsel der Zukunft sich lösen, das ganze Dasein sich harmonischer gestalten. „Ich habe eine große Liebe für die Vergangenheit, nur was sie gewährt, ist ewig und unveränderlich wie der Tod und zugleich wie das Leben warm und beglückend."

Die Seele besitzt eine Reproductionskraft, die alle Stimmungen, alle genossenen Seligkeiten, und wäre dies erst nach Jahren, klar und hell vor unser Auge führt. Ist dies nicht auch ein göttliches Geschenk, eine Beisteuer zu unserm Lebensreichthum, der uns aufmuntert, die Wirklichkeit zu genießen, um den duftigen Schaum der Seelenerinnerung und das Echo süßer Melodieen in voller Reinheit unser zu nennen? In diesen Tagen, wo der Friede des Herzens immer seltener wird, weil Niemand Zeit findet, eine Stunde der Vergangenheit zu leben, wo Alles rastlos vorwärts zu einer planlosen Zukunft drängt, erinnern jene Worte den gleichen Weg einzuschlagen, auf dem ein reines Gemüth so viel inneres Glück geerntet. Die Vergangenheit löst sich förmlich von uns ab, wir können auf dieselbe in ihrer ganzen Länge zurückblicken und ohne Leidenschaft darüber urtheilen. Sie ist ein von unserm Ich getrenntes Stück Leben, das nur durch den zarten Faden der Erinnerung mit uns verbunden ist, aber in der Gegenwart stehen wir, unser Ich verschmilzt mit jeder kommenden Minute, darum wird es uns so unendlich schwer, weise und besonnen zu leben, wenn wir nicht in der Vergangenheit die Schule des Lebens suchen.

Ein Dichterherz und ein Frauenherz verstehen sich am innigsten und wärmsten, weil der Dichter weibliche Reinheit der Seele, die Frau poetische Fülle des Herzens, wenn auch unbewußt, besitzen muß, um des Platzes würdig zu sein, auf den sie die Natur

gestellt. Und so schließt denn Humboldt die ganze Weisheit seines E
Freundin auf, wie unter Andern in folgenden Worten: „Aber das gro
wahrhaft durch keine Macht entreißbare, liegt in der Vergangenheit und in
Betrachtung, daß das Glück zwar ein großes, schätzenswürdiges Gut, aber da
Bereicherung der Seele durch Freude und Schmerz die Erhöhung aller edeln
der wahre und letzte Zweck ist, übrigens alles in der Welt wechselnd und seiner
nach vergänglich."

schicksalen die
hen sollte.
während

Das Leben ist ein Kampf, ein ewiges Ringen nach Höherm und Besserm, und darum dünkt mir jeder Schmerz eine Wohlthat, er ist der Hebel zu einer höhern Stufe. Wir sollen den Schmerzen nicht die Brust verschließen, nicht zagen, wenn ein tiefes, nagendes Leid, ein großes Unglück über uns hereinbricht, wir sollen es aufnehmen in uns, bis sich die Brust müde gerungen und nach neuen, lichten Erscheinungen sehnt, aber dann dürfen wir nicht mehr hartnäckig einen Schmerz fest und eine Wunde offen halten und nur der heilenden Zeit ihr Recht lassen. Dann ist es an uns, mit ruhig-heiterm Blick in die Gegenwart zu schauen und in der Erinnerung all' des Durchlebten und Durchfühlten, sich inniger an das heitere Jetzt anzuschließen. Der Schmerz ist kein Uebel, jede aus tiefster Seele geweinte Thräne eine Perle, deren Glanz immer reiner wird, je klarer unser Auge ins Leben blickt. „Ueberhaupt — so äußert sich Humboldt an einer Stelle — liebe ich Göttingen, weil ich da in einer Zeit lebte, in der die Einsamkeit bildend ist." Wie wahr und bedeutsam! Und Jeder, der diese Zeit, die Jugendzeit, noch sein nennt, wolle ganz in der Stille seine Seele bilden und aus den Tiefen der Brust den Frieden heraufholen, der für das ganze übrige, sturmbewegte Dasein ausreicht und immer wieder Anker in dem eigenen Busen finden läßt. Wem aber diese Zeit vorüber und nur noch wie eine Fata morgana vor dem Auge der Erinnerung aufsteigt, der gehört mit allen Fasern des Herzens der Welt an, muß für sie leben und sterben. Aber fester, inniger wird er in sich selbst wurzeln, wenn er sich einst in seelenbildende Einsamkeit gesenkt und dort den Kern gefunden, um den das übrige Leben doch nur die schützende, zur Reife bringende Schaale bildet.

Humboldt behauptet: „Daß jeder Mensch einen noch viel bessern Menschen in sich trage." Diesen bessern Menschen aus sich herauserziehen, ist die Kunst des Lebens; da gilt es, sich frei zu erhalten von roher Leidenschaft und den Blick auf das Schöne und Große der Menschheit zu richten. Es fehlt oft nur an dem ernsten Wollen, daß dieser bessere Mensch nicht zur Erscheinung kommt. Es ist die geistige Trägheit, die sich behaglich fühlt in dem ausgetretenen Gleise und da möchte vor Allem ein solches Buch an die Pforten der Seele pochen und den Sinn für ein höheres Fühlen und Denken rege machen.

Dann aber sei Jedem noch die große, alliebende Natur empfohlen. Dort quillt der Weisheit ewger Brunnen und selbst das vergiftetste Herz wird noch den verlorenen Frieden und das verscherzte Glück wiederfinden. Freilich auch dort nicht ist der Himmel käuflich. Erst ein langes Athmen in ihr, ein tiefsinnig Umfassen ihres innersten Pulsschlags bringt diese Seligkeit, von der die Dichter begeistert singen, und die dem größten Theil der Menschheit fremd bleibt, weil ihm das rechte Verständniß der Natur nicht aufgegangen. Jetzt wo die Naturwissenschaft anfängt, populär zu werden, täuscht sich auch so Mancher, wenn er glaubt, daß ihm das Verstehen und Auffassen der Weltgesetze und des innersten Lebens der Natur so leicht und mühelos werden würde und unbefriedigt läßt ihn jene vielgerühmte Wissenschaft, weil Ernst und Tiefe seinem Streben fehlt. Aber im Reiche des Geistes reifen uns nur die Früchte herrlich entgegen, die wir mühsam selbst gepflegt und gezogen und ohne ein tiefsinnig Auffassen der Natur überhaupt bleibt uns alle Naturwissenschaft unzugänglich. Besonders schön habe ich gefunden, wo der g

melnder Spielereis sagt: „Die Erde ist ein Prüfungs- und Bildungsort, eine Stufe zu zu erhalten v Besserm, man muß hier die Kraft gewinnen, das Ueberirdische zu fassen machen. W die himmlische Seligkeit kann keine bloße Gabe sein und kein bloßes Geschenk, gegen alt immer auf gewisse Weise gewonnen werden und es gehört eine wohlerprüfte Bett stimmung dazu, um ihrer durch den Genuß theilhaftig zu werden."

Wahrlich der Himmel läßt sich nicht schenken. Nur wenige Gerechte erwarben ihn. Diese können nicht sagen, hier oder dort liegt er, dort oder hier gewann ich ihn, sie genießen ein Glück, das sie schon auf Erden zu Seligen macht. Der Himmel muß in der Seele selbst vorbereitet und gewonnen werden, denn der Himmel sowol wie alles Erhabene und Schöne der Welt, ist nicht da Außen, sondern tiefinnen in uns und starr und seelenlos läge die große Gottesschöpfung da ohne den bewundernden, anstaunenden Blick des Menschen. Je mehr der Mensch sich frei zu machen weiß von Aeußerlichkeiten, je mehr er seine Seelenkräfte unbeirrt von dem Drängen und Treiben des Lebens in sich vereinigt, je näher bringt er sich der Vollendung, je näher bringt er sich Gott. Wo der selbstbewußte, gedankenvolle Mensch steht, da ist immer das Glück und der Himmel. Und so lassen sich denn aus diesem Werke auf jeder Seite die schönsten, das Leben sonnenhell durchdachten Gedanken gewinnen, aber das Wohlthuendste, was wir daraus entnahmen, bleibt doch immer die lebensklare, in sich beruhigte Stimmung, die den wechselnden Erscheinungen des Erdendaseins ein theilnehmendes Herz leiht und aus der Flucht des Irdischen zur vollendeten Fülle des Ewigen die Seele rettet. H.

Anregungen.

Die alten und neuen Aerzte.

Die Achillesferse der Heilkunde war von jeher — der Erfolg. Trotz aller glänzenden Theorie und Krankheitslehre blieb die Praxis allzu sehr vernachlässigt. Die neue Zeit hat Außerordentliches geleistet in der Erkennung des Sitzes und Verlaufes der Krankheiten, in der Erforschung der Ursachen und Erscheinungen derselben. Aber die Zerwürfnisse der Schulen lehren am besten, wie es um die eigentliche Heilkunde steht.

Da ist die eine Partei, welche man die Altconservativen nennen möchte. Sie gehen denselben Weg, den Galenus und die Araber schon vor Jahrhunderten wandelten. Sie betrachten die Krankheit als einen Feind, den man mit allen gefährlichen Waffen vertreiben müsse. Es wird nichts geschont: Blut, Säfte, Erschütterung, Kräfteverlust. Die Methode ist leicht. Man denkt sich eine Eigenschaft der Krankheit und bekämpft diese mit dem Entgegengesetzten. Wo Schwäche ist, stärkt man, wo Reiz, deprimirt man. Ob das Gedachte wahr ist? Wahr? Wenn man nur rationell zu handeln das Bewußtsein hat, dann ist das ärztliche Gewissen gerettet.

Die Zahl dieser Altconservativen wird täglich geringer, denn mit stolzem Banner winkt die physiologische Schule. Ihr gebühren die neuern Fortschritte auf dem Gebiete der „pathologischen Anatomie"; die Kunst, die Krankheiten zu erkennen, hat sich, nach Rokitansky's Vorangang, auf das Höchste vervollkommnet. In der Praxis repräsentirt sie die liberale Partei, hat aber auch da ihre Schattirungen. Die äußerste Linke hält nichts von den künstlichen Heilmitteln, weil sie im Grunde sich eingesteht, daß man nichts Sicheres davon wisse. Und weil sie gesehen hat, daß viele Krankheiten von selbst ohne den Arzt glücklich verlaufen, hält sie diesen, unter uns gesagt, auch wol für überflüssig, höchstens rathe er Diät an, verhüte Schädliches. Manchmal freilich gibt man auch ein Mittel; es wird nicht schaden. Der Sprung vom Nihilismus — zum gefährlichen Leichtsinn ist nicht weit. Könnte man nicht von einer burschikosen Medicin sprechen? Die gemäßigte Linke sieht diese Schattenseiten ein. Sie theilt die Vortheile der Theorie, will aber nicht die Nachtheile der Praxis. Aber sie hat noch keinen sichern Weg zur Besserung. Sie legt sich vorläufig die Heilmittel und Heilmethoden zurecht, ist vorsichtig, strebt nach Wissenschaftlichkeit und fällt dann doch auch wieder oft genug — in den Schlendrian der alten Medicin, nur daß sie mit Maß Blut entzieht, einfacher verordnet und größere Milde walten läßt.

So kann es nicht bleiben, denkt die Reformpartei. Rademacher heißt der Anführer der

einen, Hahnemann war der der andern Fraction. Jener sucht die Natur der Heilmittel zu erforschen nach ihrer Beziehung zu dem Ausgang und Sitz der Krankheit. Doch schlägt er den Rückweg eher ein als den Hinweg. Erst versucht er, erzählt uns ein Arzt, ein Mittel gegen die verschiedenen Krankheiten, z. B. Brechnuß, dann erkennt er aus dem Erfolg, daß dies Mittel gegen Leberkrankheit hilft. Wendet er es dann nach Analogie wieder an und es hat geholfen, so ist bei dunkler Erkenntniß ber Krankheit durch das Heilmittel constatirt, daß hier eine Leberkrankheit war. Dies Verfahren ist doch wol gefährlicher als wir, um unsere Leser, wenn sie Patienten sind, nicht zu erschrecken, ausführen mögen.

Ein consequenteres Princip; nach dem gehandelt wird, haben allerdings die Homöopathen. Sie erforschen zuvor die Wirkung der Arzneien an Gesunden, um eine Basis für die Wirkungssphäre des Heilmittels nach Sitz und Eigenthümlichkeit zu haben. Dann vergleichen sie die Krankheitsbilder und die Arzneibilder und wählen, wo sich eine Aehnlichkeit, d. h. eine innere Uebereinstimmung zwischen beiden zeigt, welche als Bedingung des Aufeinanderwirkens vorausgesetzt wird, das Mittel heraus, welches den Ort und die Art des Erkrankens treffen müsse. Daß mit kleinen Dosen operirt wird, wäre, sagen sie, eine Folge der innern Beziehung, die eben das schon krankhaft Ergriffene nur leise zu berühren brauche, um die nothwendige Reaction hervorzurufen.

Sollen wir endlich noch von dem großen Heer der Quacksalber, der Geheimärzte, der Universalmittelanpreiser sprechen? Die kranke Menschheit rächt sich an der kranken Medicin durch allerlei Aushülfe. Leider schadet sie sich dadurch mehr als dieser. Darum ist es unschuldiger, eine Satire auf die Medicin zu schreiben, wie kürzlich L. A. Frankl in Wien gethan hat, und erquicklicher noch, sie zu lesen. Ob sie etwas helfen wird? Die Herren Aerzte mögen darüber entscheiden. Wir armen Laien wollen froh sein, wenn wir nicht selbst den Gegenbeweis liefern müssen.

Frankl's Satire heißt: „Hippokrates und die moderne Medicin." Ein Schriftchen, das in so kurzer Zeit die vierte Auflage erlebt, muß wahr sein und gutartig zugleich. Wie würde sie sonst einen solchen Eingang finden? Von jeher haben die Aerzte, der eigenen Fehler kundig, sich selbst verspottet; in geistreicherer, dichterischer und zugleich wienerisch gemüthlicherer Art ist es noch nicht geschehen, als hier, wo Hippokrates in prächtigen Jamben sich bei einem knittelverselnden Barbier über die neuen Fortschritte der Medicin unterrichtet. Auch unsern Lesern mag dies Schriftchen bestens empfohlen sein mit Vorbehalt des Zugeständnisses, das wir zum Schluß noch dahin geben, daß jeder von ihnen in dem Arzte, der ihn schon seit Jahren behandelt, ohne Zweifel auch den besten gefunden hat.

Die Gefahren der Gutmüthigkeit.

Es ist Menschen von vielem Geist und Herzen eigen, sich gemüthlich zu geben. Gleichgestimmten Seelen gegenüber kommt man damit vortrefflich aus. Aber mit dummen Menschen ist diese Umgangsform gefährlich, denn die Dummen nehmen die künstliche und freiwillige Schwäche der Gescheidten meist für eine natürliche und können, da sie dann gewohnt sind, immer geradeaus zu tappen, es sogar dahin bringen, daß der gescheidteste Mensch ihnen gegenüber durch seinen Humor ins Gedräng kommt.

Bei einer Wanderung durch die Vorstadt.

Um sich mit den Mängeln dieser Welt auszusöhnen, muß man das Behagen beobachten, mit der selbst eine Gruppe des Elends das nächste physische Athmen, das Leben und Weben und Sein in der gemeinsamen Luft genießt. Auch Schwache, Kranke und Krüppel gewöhnen sich mit der Zeit, die schwachen Fäden, mit denen sie am Leben hängen, glücklicherweise so auszuspinnen, als wenn sie vom reinsten Golde wären.

An einen jungen Dichter.

Um den Vögeln nachzustammeln,
Um die Blumen zu verstehn,
Seh' ich auf der Flur dein Sammeln,
Hör' im Wald dein Pfeifen gehn;
Sehe, wie die Nachtigallen,
Wie die Lerche du belauschst,
Mit den Frühlingszaubern allen
Uns're Sprache Zauber tauschst.
Junger Sänger, trau' dem Munde
Solcher Offenbarung nicht,
Denn des Dichtens wahre Kunde
Drang zu deinem Ohr noch nicht!
Schütteln müssen sich die Loose,
Wirbeln muß sich deine Welt,
Dann erst zeigt sich, ob die Rose
Deinem Dichten Farbe hält.
Dann erst zeigt sich, ob aus Fernen
Erdenweit ihr Düften dringt,
Ob aus dir des Dichtens Lernen
Oder wahre Dichtung singt.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Unterhaltungen am häuslichen Herd

Herausgegeben von Karl Gutzkow.

Wöchentlich ein Bogen.] Nr. 52. [Preis vierteljährlich 16 Ngr.

Brauer und Maler.*)

Wenn man es liebt, das Talent im Hauskleide zu sehen, einem Costüm, worin es selten in unsern Tagen erscheint, wenn man Lust daran findet, es in seiner Einfachheit, Gutmüthigkeit und Zwanglosigkeit, kurz in der ganzen Nachlässigkeit des häuslichen Lebens zu überraschen, so muß man mit mir eine dunkle Treppe hinaufsteigen, in eine Dachstube eintreten und dann um sich blicken. Man sieht angelegte Gemälde, andere, welche den letzten Pinselstrich von der Hand des Meisters empfangen haben: überall Richtigkeit der Zeichnung, warme und kräftige Farbe, geistreicher und doch wahrer Färbenauftrag, fein und zugleich sicher. Und wenn man den Schöpfer dieser kleinen Wunder kennen lernen und beglückwünschen will, so sehe man noch einmal um sich! Es ist dies dieser kleine, dicke Mann mit rothem Antlitz, der bei dem Eintritt seines Besuchs seine Mütze abgenommen hat und mit dem seinen Landsleuten eigenen Phlegma wartet, bis man ihn anredet.

Johann Steen, geboren in Leyden im Jahre 1636, hatte frühzeitig eine unwiderstehliche Neigung für die Kunst, die ihn einst berühmt, aber nicht reich machen sollte. Sein Vater, ein reicher Bierbrauer, glaubte die glücklichen Anlagen seines Sohns begünstigen zu müssen. Der Knabe ward anfänglich zu Knuffer gegeben, einem deutschen, aber in Utrecht ansässigen Maler, und machte bei diesem schnelle Fortschritte. Später ward er der Schüler eines gewissen Pronwer (der aber nicht der berühmte Adrian, gestorben 1640, sein kann) und seine Lehrzeit endigte er bei van Goyen, einem ausgezeichneten Landschaftsmaler. Während Johann Steen sich in diesem Kunstzweige unterrichtete, verband sich eine andere Neigung mit der Liebe zur Malerei. Sein neuer Lehrer war Vater eines jungen

*) Der neuerdings auch in Deutschland verbreiteten Sitte, zu Gemäldecopieen biographisch-novellistische Erläuterungen zu geben (wir erinnern an die Unternehmungen von Payne in Leipzig) ging das Ausland voran. Besonders werthvoll ist der von belgischen Schriftstellern verfaßte Commentar zu zwanzig Scenen aus dem Leben niederländischer Maler von Madou, ein Commentar, dessen Darstellungsweise sich durch die nachfolgende Skizze charakterisiren möge.

D. Her.

Mädchens von angenehmer Gestalt und liebevollem, sanftem Charakter. Steen näherte sich ihr, gefiel dem Kinde, bat um ihre Hand, erhielt die Zusage und heirathete sie. Alles ohne Hindernisse, ohne viel Wechsel in den Scenen, die wir nicht verfehlen würden einzuschalten, wenn wir einen Roman schrieben. Wir schreiben eine Biographie.

Trotz des Rufs, den Johann Steen schon genoß, schmeichelte sich der Neuvermählte nicht, in den Werken seines Pinsels hinreichende Hülfsquellen für die Bedürfnisse seines Haushalts zu finden; sei es, daß er Mistrauen in seine Kräfte setzte, welche seltsame Grille sich ziemlich oft bei den großen Talenten des 17. Jahrhunderts findet, oder daß ein nur zu sicherer Instinct ihn leitete, einen in ihm vorhandenen unwiderstehlichen Hang zur Indolenz und zur Verschwendung zu erkennen; (einen Mangel oder einen Fehler, welcher während seines ganzen Lebens bei ihm die von der Natur erhaltenen und durch das Studium vervollkommneten glänzenden Anlagen verdunkeln sollte, ohne sie jedoch gänzlich zu ersticken;) er nahm mit beiden Händen das Anerbieten seines Vaters an, welches in der Uebernahme einer zu Delft eingerichteten Bierbrauerei bestand.

Steen bezog also seine neue Wohnung mit seiner Frau, seinen Gemälden und seiner Staffelei. Als Kunst- und Gewerbtreibender theilte er anfänglich seine Arbeit zwischen diesen beiden Arten productiver Thätigkeit, indem er von dem Atelier zu dem Braukessel herab- und von dem Braukessel in das Atelier hinaufstieg. Er braute mehr Bier als er Gemälde anfertigte und verkaufte weniger Bier als er braute, Dank sei es seinen zahlreichen Freunden, von denen einige seine Mitschüler gewesen waren, lauter lustige Leute, die des Morgens früh zu ihm kamen, seine angefangenen Werke bewunderten und ihn abhielten, Etwas zu vollenden, indem sie auf seine Gesundheit und den Ruhm ihres Meisters und der holländischen Schule sein Bier tranken. Bald kam er unter ihrer Mitwirkung dahin, daß zwischen der Consumtion und der Production ein vollkommenes Gleichgewicht hergestellt war. Margarethe, zu verständig, um nicht die nothwendige Folge dieses Systems vorauszusehen, aber zu sanft und zu unterwürfig, um sich ihm offen zu widersetzen, beschränkte sich auf vorsichtige Bemerkungen, die immer wohlwollend, aber ohne die geringste Wirkung aufgenommen wurden. Wenn einmal irgend eine glückliche Idee seine Einbildungskraft reizte oder der Anblick einer lustigen Scene aus dem innern häuslichen Leben ihm das Verlangen einflößte, sie auf die Leinwand zu bringen, so entrückte ihn die Ankunft eines Kameraden oder eines fremden Malers plötzlich der angefangenen Arbeit. In der That, welcher Künstler wäre durch Delft gereist, ohne bei Jan Steen zu verweilen, wo man so schöne Arbeiten, eine so artige Hausfrau, eine so herzliche Aufnahme und ein so gutes Bier fand? Nach Verlauf einiger Monate dieses lustigen Lebens waren die Leinwand, die Fässer und der Beutel des kunstübenden Brauers leer. Die Tonnen waren zwar durch die väterliche Güte mehr als einmal wieder gefüllt worden, endlich aber wurde auch sie dessen müde; der alte Steen überzeugte sich, daß seine Bemühung der Danaïdenarbeit glich und sein Sohn zu viele Freunde hatte, um bei seinem Gewerbe ein reicher Mann zu werden. Von seinem Vater aufgegeben, gab Steen jedoch sich selbst nicht auf. Ausgestattet mit praktischer Philosophie und mit Lebensmuth fing er an, einen Kleinhandel mit anderweitig gebrautem Biere zu treiben, indem er selbst nicht mehr brauen konnte. Er wurde Inhaber des Silbernen Topfes, dessen Schild er selbst gemalt hatte. Diejenigen, welche mit ihm in den Tagen des Glücks getrunken hatten, fanden sich in seiner Bierschenke Zum Silbernen Topf wieder ein, um in den Tagen seines Verfalls ebenso bei ihm zu trinken; so wahr ist es, was auch Diejenigen, welche diese Welt für die schlechteste halten, dagegen sagen mögen, daß das Unglück nicht immer die Freunde verjagt. Die Sachen gingen also wie vorher, bis auf den Punkt, wo Steen das Bier, welches die Freunde unbezahlt ließen, den Lieferanten bezahlen mußte. Man begreift, welches Resultat diese Bilanz zwischen Ausgabe und Einnahme für das

Hauswesen hatte. Bald war die Bierschenke auf das Trockene gelegt wie früherhin die Brauerei. Was mußte Johann Steen thun? Er nahm sein Schild vom Nagel, schloß seine Schenke, ersetzte seine weiße Schürze durch die mit Oelfarben befleckte Weste, machte aus dem niedrigen Saale sein Atelier und fing wieder an zu malen. Die lange Gewohnheit der Trägheit hatte in ihm das lebhafte Feuer des Genies nicht erstickt. Seine kaum vollendeten Gemälde fanden zahlreiche Liebhaber, die sich den Ankauf derselben streitig machten. Die aus ihrem Beutel gehenden Ducaten gingen flugs in die Taschen der Brauer in der Stadt. Das Schild des Zilver-Pot erschien wieder stolz über der Thür der Schenke wie das Lehnswappen über dem Portale eines lange von seinem adeligen Herrn verlassenen Schlosses. Der eingeräucherte Saal öffnete sich wieder, bevölkerte sich und schallte wieder von lustigem Humor. Diese Metamorphose wiederholte sich mehre male in dem Leben unsers Helden. Durst und Freundschaft leerten seine Stückfässer, Arbeit und Talent füllten sie wieder.

Mitten in diesem Wechsel des Glücks und Misgeschicks, welche Zustände beinahe durch die unveränderliche Sorglosigkeit des Künstlers in gleichem Niveau erhalten wurden, wollen wir ihn noch einmal in seinem gewöhnlichen Hauskleide darstellen, welches in Wahrheit sein Gewohnheits- und Lieblingscostüm war... Es findet in diesem Augenblicke, und zwar im Zilver-Pot, eine große Festlichkeit statt. Draußen strahlt das wieder aufgefrischte Schild in den glänzendsten Farben; das sorgfältig und mit aller Kraft gescheuerte Zinn funkelt wie das reinste Silber; auf den langen eichenen Tischen, die gehörig gepuzt sind, breiten sich blendend weiße Tischtücher; das Doppelbier, welches aus den Hähnen quillt, zischt und perlt in den weitbauchigen Kannen, von wo es in die reingespülten Krüge übergeht, und der Fußboden verschwindet unter einer Lage von feinem Sande, der mit Ellipsen, Spirallinien oder mit verschobenen Vierecken von irgend einem geschickten Dortchen oder Gretchen, der eines solchen Meisters würdigen Magd, bezeichnet ist, aber dessen geduldererfodernde Arbeit bald unter den Tritten der Gäste erlöschen soll. Was ist die Veranlassung zu diesem ungewöhnlichen Glanze? Erstlich hat Jan seine beiden Gemälde gut verkauft, denn diesmal hat man sie ihm nach dem Werthe bezahlt. Dann erwartet er heute neue Gäste und welche Gäste! Es ist das Fest des heiligen Lucas und die berufensten Maler jener Zeit wollen es bei ihm feiern, bei onze vriend Jan, dem geschickten Coloristen, dem wackern Schenkwirthe, dem lustigen Kumpan. Dieser niedrige und düstere Saal wird heute Abend die Elite der belgischen und holländischen Maler beherbergen. Wie viele charakteristische, originelle Köpfe von den verschiedensten Zügen, aber alle mit dem Stempel der Feinheit und Gutmüthigkeit, eines kräftigen Künstlergeistes und einer großen Herzlichkeit! Jene beiden Männer mit der offenen Gesichtsbildung und dem klugen Auge, welche Arm in Arm vortreten, sind Jakob Ruysdael und sein Bruder Salomon, alte Mitschüler Steen's, deren Landschaften sowie ihre Seestücke schon ihren Ruf begründet haben. Sie sind im Begriff, Mieris zu begrüßen, den Künstler des geistreichen Farbenauftrags und der delicaten Pinselführung, der dort unten mit Ludolph Backhuysen plaudert. In ihrem Gefolge erscheinen Berghem, Paul Potter, welche nur genannt zu werden brauchen, endlich mehre Andere, die Alle Nebenbuhler und doch Freunde sind. Während dieser Zeit haben fleißige Hände die Zubereitungen zum Mahle vollendet. An dem einen Ende des Tisches enthüllt der saftige Schinken von Mecheln seine üppigen Contouren, während am andern Ende, diesem fremden Ruhme gegenüber, sich der fette eidamer Käse findet. Man ißt, man trinkt, man lacht, man schwatzt.

Wel, Adriaan, ruft Backhuysen, indem er sich an einen seiner Nachbarn wandte, was hast du Neues gemacht, seitdem wir die letzte Pinte zusammen in Amsterdam ausstachen?

Laß ihn in Ruhe! sagt halbleise Salomon Ruysdael; siehst du nicht, daß er den

ſchwarzen, zwiſchen den Beinen jenes jungen Deutſchen, welcher am andern Tiſche Sauerkraut ißt, niedergekauerten Hund ſtudirt?

Das iſt wahr! erwidert Adrian Vandervelde, indem er ſich zu den beiden Zwiſchenrednern wendet. Ich habe ein Stelldichein zur Jagd angefangen, wo die lange Schnauze und die ſpitzen Ohren dieſes ſchönen Windhundes eine gute Wirkung machen werden.

Trink, du wirſt morgen deſto beſſer arbeiten! verſetzt Backhuyſen, indem er das Glas des Träumers füllt, der durch die allgemeine Heiterkeit aus ſeinen Gedanken geweckt wird.

Lacht darüber nicht! unterbricht ein anderer Gaſt, deſſen Phyſiognomie ernſt, deſſen zugleich reiche und ſtrenge Tracht mit der einfachen und beinahe groben Bekleidung der Trinker contraſtirt, für einen Mann, wie unſer Vandervelde, iſt das Atelier überall. Die anhaltend fleißige Betrachtung der Natur, das beſtändige Studium der Mittel, ſie treu wiederzugeben, das iſt das Leben des wahren Künſtlers; ihr wißt es ebenſo gut als ich und eure Werke ſind der Beweis dafür.

Vandermeulen, murmelt der gute Adrian mit einem aufrichtigern Kleinmuthe als er in ſolcher Stimmung gewöhnlich iſt, ich und meine Beſtien ſind ſehr wenig im Vergleich mit dir und deinen glänzenden Reitern. Du mußt ein ſehr guter Kamerad ſein, daß du hierher kommſt zu unſerm Jan, um Schinken mit uns zu eſſen, du, der ich weiß nicht mit wie vielen Prinzen, Herzögen und Marquis dein Leben hinbringſt!

Mein lieber Freund, erwidert der Fürſt der Schlachten und der Belagerungen, es iſt wahr, daß der König Ludwig für mich viel Güte zeigt, daß der Glanz des Hofes mich verwöhnt hat, ſeine prunkenden Feſte mich ergötzen und ich nicht unempfindlich bin gegen die Höflichkeit ſeines anmuthvollen und feingebildeten Adels. Aber ich hoffe, nichts von meiner brabantiſchen Schlichtheit verloren zu haben und die ſüßeſten Augenblicke meines Lebens ſind die, wo ich mich von guten Freunden und großen Malern, wie ihr Alle ſeid, umgeben ſehe.

Es lebe der Brüſſeler! ruft die ganze Tiſchgeſellſchaft.

Ja! Er lebe! ſagt Mieris. Aber was mich betrifft, ſo wollt' ich lieber Braſilienholz in den Raspelhäuſern ſägen als Fahnen und Trommeln, Kanonen, Piken und Musketen malen. Was mir an deinen Gemälden gefällt, ſind die Pferde deiner Dragoner und Musketiere.

Und du, Jan, wie weit biſt du? fragt der jüngere Ruysdael den Wirth.

Ich habe, erwidert dieſer ziemlich gleichgültig, einen Moſes vollendet, der aus dem Felſen das Waſſer hervorſpringen läßt. Klaartje, bring' den ſchiedamer Käſe!

Ich hab' ihn geſehen, d. h. deinen Moſes! unterbricht Berghem; er iſt prächtig! Wie die Freude auf allen Geſichtern der guten Israeliten leuchtet! Aber ſag' uns, Jan, woher haſt du den Kopf deines Oberprieſters Aaron genommen? Ich habe das Geſicht irgendwo geſehen.

Das glaub' ich gern! Es iſt Levi Slordig, ein amſterdamer Jude, der alle Jahre hierher zum Schachern kommt.

Der bibliſche Aaron ein Schacherjude mit alten Kleidern?

Ganz derſelbe! der ſchönſte rothe Bart... Er ließ ſich ſeine vier Sitzungen theuer genug bezahlen. Aber dafür erkennt ihn auch Jedermann. Und die Nebenſachen, die Draperie, der Prieſterrock, wie findet ihr das, he? Die Mütze mit den Hörnern hat drei Tage Arbeit gekoſtet.

Das müſſen wir ſehen! riefen mehre Gäſte. Jan ſtand auf, ging hinaus und kam gleich darauf mit einem Gemälde zurück, welches er in einem ſo günſtigen Lichte, als es das Gemach zuließ, aufſtellte. Nach einigen Minuten, welche der aufmerkſamen Prüfung gewidmet waren, ging Beifallsmurmeln von Mund zu Mund. Der eine der auf

Idealität nicht eingerichteten Niederländer rühmte den Ausdruck der Köpfe, der Andere die Anordnung der Gruppen; dieser war außer sich über die Perspective, jener pries die Wahrheit der von der afrikanischen Sonne erwärmten Luft, von der man die glühenden Stiche zu fühlen glaubte. . .

Aber den alten Slordig — ich wollte sagen meinen Aaron, wie findet ihr den?

Freund! hieß es doch. Er hat noch etwas zu viel von dem Schacherjuden. Ich wollte, daß er in seinen Zügen etwas Gottbegeistertes hätte, jene mens divinior, wie mein Professor in Leyden zu sagen pflegte.

Ik kan niet verstaan! erwiderte Steen, indem er sein Glas leerte, und die Meisten stimmten ein. Der sanfte Berghem hatte von mens divinior gesprochen.

Niklas ist immer ein Spaßvogel gewesen, sagte Jakob Ruysdael beruhigend. Erinnerst du dich, Jan, was ihm bei dem Vater van Goyen begegnete? Man verfolgte unsern Kameraden, um ihm wegen eines dummen Streichs eins zu versetzen: er nahm seine Zuflucht zu uns. „Berg hem!" sagte Meister Goyen und diesen Namen hat er noch.

So ganz, daß ich keinen andern führen möchte, erwiderte der Künstler lächelnd, und wenn meinen Werken irgend eine Berühmtheit vorbehalten ist, so wird man sie unter diesem kennen!

So weit mag es sein Bewenden haben bei dem Bericht von jenen Symposien, welche sich, wie gewöhnlich, mit einem bachischen Chore endigten, deren letzter Widerhall in den Straßen von Delft ertönte; denn das Bier that seine Wirkung. Der einzige Vandermeulen, an mehr Rückhalt gewöhnt, betrachtete lächelnd die Schwärmenden, ohne an ihrer Trunkenheit Theil zu nehmen. Bald war es nicht mehr ein Dialog, sondern ein Wirrwarr von unvollendeten Redesätzen, von Ausrufungen und Geschrei, die der Geschicklichkeit eines an die Parlamentsdebatten gewöhnten Schnellschreibers Trotz geboten hätten. Doch war's nicht eine von den wilden Orgien der neuern französischen Maler, wobei die Haare zerzaust und dem Cultus des Häßlichen und Unedeln Opfer gespendet werden. Kein guter Name wurde während des Gelags angetastet, weil nirgend eine neidische Seele, ein anschwärzender Splittergeist, eine reizbare Eitelkeit sich kundgab; kein Glas wurde beim Nachtisch zerschlagen, es sei denn durch Zufall; denn man wußte einen bessern Gebrauch davon zu machen. Nachdem der Schlußgesang die Fensterscheiben des alten Saales erschüttert hatte, drückten die Gäste die Hand ihres Wirths, ihres Nebenbuhlers und entfernten sich sammt und sonders, indem sie sich wechselsweise zur Stütze dienten, wie es guten und treuen Freunden zukommt.

Diesem Festtage, einer der glücklichsten Episoden in dem Leben Jan Steen's, folgten fast unmittelbar Unglücksfälle, welche über seine zur Gewohnheit gewordene Sorglosigkeit leider den Sieg davontrugen. Seine gute Margarethe starb und hinterließ ihm sechs Kinder. Außer Stande, den Verpflichtungen, welche sie erfoderten, Genüge zu leisten, heirathete er einige Zeit darauf eine Witwe, welche seine Familie mit noch zwei kleinen Wesen vermehrte. Die Nothwendigkeit trieb ihn wieder zur Arbeit, die aber eilig und unvollständig war, wie jede nicht freiwillig übernommene. Während dieser Zeit des Rückgangs lieferte Steen noch mehre reizende Gemälde, welche größtentheils Scenen aus dem häuslichen Leben darstellen. Seine Versuche in einem höhern Genre waren weniger glücklich. Der heilige Johannes in der Wüste predigend, seine Versuchung Joseph's und andere ähnliche Versuche tragen, trotz eines großen Talents in der Ausführung, doch den Stempel der Locale, die ihr Urheber am liebsten besuchte. Dennoch war diese in historischen und religiösen Sujets so übel angebrachte Alltäglichkeit doch nichts weiter als das Streben nach Wahrheit und Natur. In Sujets, die ihm zusagten, verbreitete Steen in unerschöpflicher Fülle einen Reichthum echten künstlerischen Geistes. Verstand und Natürlichkeit gaben ihm einen ausgezeichneten Rang in der Galerie der holländischen Maler aus

dem 17. Jahrhundert. Er starb im Jahre 1689, schon im 53. Jahre seines Alters. Er beendigte in der Kraft seiner Jahre und seines Talents ein Leben, das getheilt war zwischen dem Bierkrug und der Palette. *)

Der See.

Eine Naturstudie von Hermann Masius.

III.

Es bricht der Frühling aus allen Hecken und Winkeln unaufhaltsam hervor. Der Himmel hängt voll Lerchenklang, aus dem aufgerissenen Acker steigt der alte Erdathem heilend, nährend, verjüngend, und am Wasser sprießt und keimt es allerorten. Den umgestürzten Weidenstämmen, die dort schon Jahre lang in den See hängen, fährt es durchs morsche Mark und sie treiben neue Reiser und aus den saftstrotzenden Ruthen zupft die Sonne lange Blütenschäfchen. Auch das Röhricht steckt seine Fahnen auf, die schwarzen Erdgänge und Uferhöhlen — der Winter hätte sie alle vermauert — kleiden ihre Schwellen mit Moos und manche grüne Ranke kriecht herbei. Wenn der Himmel sich einmal verdunkelt, dann sprühen Frühlingsregen. Aber die Lerchen singen unverdrossen weiter, die Sonne blitzt in die Tropfen, die lustige Blasen auf den See werfen, die Frösche knarren behaglich, denn sie wissen nicht, daß mit den Sommerlüften auch der Storch gekommen ist, der alte Sumpfkönig aus Aegyptenland. Alles liegt in Duft, still und erwartend: ein ahnungsvoller, fast wehmüthiger Hauch weht über der Erde. Wie schön stimmt zu diesem träumerischen Frieden dort das stille Dorf und hier vorn, wo das Erlengebüsch schon dichter schimmert, die alte strohgedeckte Fischerhütte! Sie ist malerisch mit Netzen staffirt und aus dem Schornstein spinnt ein dünner Rauchfaden hinauf. Der Kahn liegt im Rohre versteckt, der alte Irin sitzt auf der Schwelle und bessert Reusen, indeß er dem Enkel von der Nixe und ihren Tücken erzählt. Aber der hat die Augen auf dem See und bald hat auch der Alte seine Mähr vergessen, denn hoch über dem See schwingt sich in großen Kreisen der Wanderfalke. Jetzt hängt er regungslos mit ausgespannten Flügeln in der Höhe, wie angenagelt; aber plötzlich schießt er steilrecht herab. Es gilt einer Ente. Im Nu ist sie verschwunden und der Falke umkreist reißenden Flugs die Fläche. Nur dann und wann steckt der geängstete Vogel den Schnabel aus dem Wasser, um Luft zu schöpfen, aber der Verfolger ruht nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt, als schmettere ein Stein herab, wirft er sich auf seine Beute und zuletzt, im gieren Griffe sie erhaschend, fliegt er kreischend davon, um drüben auf einem Hügel sein blutiges Mahl zu halten.

Das sind Frühlingsscenen. Aber bald hat das letzte Wintergeflügel den See verlassen, die Möven, die Reiher sind gekommen und mit ihnen der Sommer. Der See liegt im Schmuck seiner Ufer. Da sind die grünen Hügelhänge mit den weidenden Lämmern, da sind die hellen Birken, die Weiden, die Erlen, manche Eiche und da ist vor Allem auch das Rohr, das Rohr, das uns so geheimnißvoll fremdartig, fast tropisch anblickt. Weit hinein in den See stellt es seine schlanken, immer wellenschlagenden, immer flüsternden Schafte, die Blätter so lang, scharf und fest, die Blüte in so prächtig braunen Büscheln nickend und zwischen seinen Wurzeln schwimmt und schaukelt das Nest des Tau-

*) Auf der Dresdner Galerie befindet sich von Jan Steen nur ein Bild, eine Mutter darstellend, die einem Wickelkinde Brei einlöffelt. Bis auf den hübsch gedachten perspectivischen Hintergrund ist allerdings Sujet und Ausführung von einer Realität, die durch den absoluten und bewußt-unbewußten holländischen totalen Mangel aller Poesie komisch und darum fast interessant ist.

Der Her.

chers, spielt das rothäugige Wasserhuhn und die junge Fischbrut. Hinter diesem Hochwalde tritt das Schilf heran mit den sammetweichen schwarzen Kolben, der Butomus (Wasserdolde, Butomus umbellatus) hebt seine rosigen Blütenschirme in die Luft, gelbe Lilien richten ihre Urnen auf und das Alles ist so frisch und massiv, so plastisch gestaltet, daß man ein Knabe sein möchte, wagend und begehrend die Hand nach dem Kranze der Najade auszustrecken. Aber das Schönste von Allem sind doch die Wasserrosen, mit den breiten, fetten Blattschilden, auf denen die üppige Blüte hier goldglänzend, dort schneeweiß sich wiegt. In gefährlicher Tiefe wurzelt die lockende Blume; unbewegt auf der Fläche ruhend und weite Gruppen bildend, über die hinaus endlich der Wasserranunculus seine weißen Sterne zu ganzen Blumeninseln häuft.

Senkrecht fällt jetzt der Sonnenstrahl auf den See, der wie schmelzendes Silber wallt. Jede Welle glitzert; aber das Auge erträgt nicht die Blendung und sucht den Schatten. Ueber der Flut flimmert ein heißer Dunst, sonst regt sich Nichts. Kaum daß noch etwa ein Fisch blitzend herausschnellt oder eine Uferschwalbe über die Fläche streicht. Die Luft steht still, die Blätter hängen todt an Strauch und Baum, das Schilf läßt müde seine Schwerter funkeln, die Vögel haben das Dickicht gesucht, selbst die ewig bewegte Wolke der Möven ist nicht mehr sichtbar und auch der Rohrsperling sitzt stumm im Weidengebüsch. Aber dem Frosch ist's wohl; den breiten Teller einer Nymphäe hat er sich zur Ottomane erwählt, dort sitzt er und labt sein kaltes Herz am heißen Strahl.

Man sucht einen Erlenbusch und legt sich ans Ufer. Das Wasser ist da so durchsichtig klar, die glatte Kieselstraße dehnt sich so sanft und fern herein; die grünen Hage drunten schimmern so märchenhaft herauf, als ob uns selber

Die blaue Göttin
lade in ihren unendlichen Schooß. (Schiller.)

Träumerische Dämmerung senkt sich in die Seele, die widerstandslos der magnetischen Gewalt des Elements verfällt und selber eine Welle in den großen dunkeln Aetherschooß des Lebens sich auflöst. Das Wasser schlägt leise gluckend, wie im Schlaf, ans Ufer und zieht weiche Linien in den Sand oder wirft Halme, Fasern, Schnecken aus, seine Spur zu bezeichnen. Bachstelzen und Krähen kommen, einen Wurm, eine gescheiterte Muschel zu fangen, ein durstiger Schmetterling setzt sich auf ein feuchtes Steinchen und über ihm steht mit glasigen Flügeln die Libelle, nur je zuweilen hin- und herzuckend. Man betrachtet verwundert dieses kleine Treiben, folgt hier dem zierlichen Vogelschritt, dort den Irrfahrten einer Phrygänenlarve, die im Rohrkanot das Ufer zu gewinnen sucht, oder den Mücken, die zwischen den Baumwipfeln wie an unsichtbaren Fäden schweben

auf tausend Wegen
auf- und niederkreuzend und verschlungen,
das Spiel bewegter Völker.

Inzwischen erwacht nach kurzer Ruhe die Wasserwelt. Ganze Heerden von Fischen hüpfen auf der Oberfläche des Sees, vor Allen die Rothfeder und anderes kleines Gesindel. Das ist ein Glitzern und Plätschern, ein Haschen und Huschen ohne Ende. Jetzt jagt lautschnappend der große Barsch heran — er trachtet den sorglosen nach; aber kaum naht er und im Augenblick ist Alles zerstoben. Doch nicht lange, so sammeln sich neue Schwärme. Das Spiel beginnt wieder. Und nun sehe man das Hin- und Herschießen, das Auf- und Abtauchen, das wählige, wohlige Dahingleiten, ich möchte sagen, dieses Fortrollen und dann wieder das plötzliche Stillstehen, das regungslose Versteinern dieser sonderbaren Thiergeschlechter! Nirgend zeigt sich ein arbeitendes Glied, jede Bewegung erscheint so mühelos, so zauberhaft leicht, als ob ein verborgener elektrischer Druck die schlanken Leiber jetzt vorwärts schnelle, jetzt plötzlich banne. Das kleine Volk taumelt sich auf dem Spiegel und macht Jagd auf Mücken, Fliegen und Wasserspinnen, aber schon ist ein neuer Feind

nahe und der gefährlichste von allen. Unten im Blättergewirr des Grundes, graubepanzert, lauert mit tückischen Augen der Hecht. Er steht unbeweglich. Aber plötzlich hat er einen Unvorsichtigen erspäht und in wildester Hast, pfeilschnell stürzt er hervor. Ein Moment und man sieht die langgestreckte, stiere, glotzende Masse, den furchtbaren stachelbesetzten Rachen weit geöffnet, zwei, drei, vier Fuß über die Wasserfläche hinausspringen und dann schwer und plump in ihr Element zurückfallen. Ein laut klatschender Wellenschlag erregt den Spiegel, während der Räuber seinen Fang im Genick gefaßt, in die Tiefe stößt, wo er den Fraß langsam und ruckweise hinabdrängt.

Aber jetzt schwimmen weißumsäumte Wolken am Horizont herauf und bald kommt's dunkelrothend gezogen. Die Uferschwalben werden lebendig. In schnellen, unruhigen Flügen streichen sie über den See, lautlos ihre Beute jagend und dann bienenschwarmartig in ihre Sandhöhlen, zu den hungrigen Jungen eintragend. Der Taucher läßt aus dem Schilfe seinen melancholischen Ruf vernehmen; er verkündigt das Gewitter. Einzelne Windstöße erfolgen und kräuseln in der Mitte den See und am Ufer die Weiden; durch die Rohrhalme geht ein Rascheln. Dann tritt abermals Stille ein und der See glättet sich von neuem. Aber die Fläche ist jetzt tief dunkel, fast schwarz. Den ganzen Himmel haben Wetter verhüllt; finstere Wolkenthürme, riesige Gebirge mit zackigen Schneehäuptern steigen herauf und zeichnen ihre gewaltigen, immer kühner sich gestaltenden Reflexe in den See; die Sonne versinkt. Nur auf der Klosterruine glüht ein letzter, tiefer Strahl. Die Scene wird ahnungsvoll, abendhaft. Da weht ein hohles Rauschen durch die Luft, ein dumpfverrollender Donner intonirt feierlich das große Drama. Die ersten Tropfen schlagen herab. Sausend springt der Wind auf, er wächst zum Sturm und peitscht die Wellen, daß sie hochaufspringen und der Schaum in weißen langen Flocken umherspritzt. Blitz um Blitz zischt in den schwarzen, tobenden Schlund, als wollten sie ihn voneinanderreißen, jede Welle brennt und während Himmel und Wasser in Einer Lohe aufschlagen, stürzt krachend der Donner die Wolkenberge hinunter, um nun in unaufhörlich wogendem, Alles verschlingendem Geroll über die zitternde Erde zu fahren.

Und die Blitze sprühen, der Donner verhallt und nun rauscht's unendlich ergossen. Eine einzige „Wassersäule" spinnt sich in Milliarden krystallener Fäden vom Himmel zur Erde und schüttet einen neuen See herab. Stunden vergehen. Aber endlich erschöpft sich die segnende Fülle und der graue Schleier, der Alles mit Nacht bedeckte, lichtet sich mehr und mehr. Klingend rieseln die letzten Tropfen herab, die Blätter hängen so voll und frisch, die Bäume ragen so ruhig und vollgesogen in die kühle, stille Luft, der See liegt wieder so klar, manchmal nur noch hin- und herschwankend und doch arbeitet Alles wieder der Abendröthe entgegen. Welche unendliche Ruhe ringsum und dabei welche seelenzerschmelzende Sehnsucht! Die sinkende Sonne kleidet das Firmament in immer schönere Gewänder; zuletzt glüht der See wie eine himmlische Apotheose im herrlichsten Purpur und darüberhin haucht violenduftig der Abend. Wo ist nun der eigentliche Himmel? Dort oben oder hier unten? Kähne gleiten über die Fläche, Reiher kommen langsam stolzen Flügelschlags gezogen, der Hirsch schreitet aus dem Walde zur Tränke, aber hoch in den Wolken wirbelt noch eine Lerche und hier vom Dorfthurm und dort vom Kloster hallen die Abendglocken und herüber und hinüber in langen, schwellenden Akkorden fluten die Klänge zusammen zu Einem feiernden Chor. Da treten leise die Sterne aus dem Gedämmer, Mars der glühende kommt und Jupiter in herrlich ruhigem Strahl, bis endlich über den Föhren der Vollmond heraufsteigt und sein wunderbares Licht über die geheimnißvolle Ebene ergießt. Tausend Funken webt er ins Spiel der Wellen und über Wasser und Land hinaus baut sich die goldene Säule, auf der er selbst wie eine Welt der Unsterblichen schwebt.

Die Ankunft in Paris.

Eine Reiseerinnerung vom Herausgeber.

Streng ist die Controle an der Eisenbahn. Große weite Räume, bequeme Einrichtung für die Untersuchung der Effecten; aber Umständlichkeit aller Art. Wo der Franzose etwas zu befehlen hat, wirft er sich nicht wenig in die Brust.

Endlich ist der Omnibus erreicht. Gleichviel welcher. Von der Eisenbahn führen sie alle zum Ziele. Es ist Mitternacht, die Straßen sind leer, in der Vorstadt ist schon Alles düster. Die Omnibus rollen donnernd über das ungleiche Pflaster. In der Gegend der Boulevards entleeren sich eben die Theater. Gigs und Cabs, Citadinen und Phaëtons, je nachdem, schießen aneinander vorüber. Die Kaffeehäuser und Restaurants sind geschlossen oder werden es eben. Sie werden langsam geschlossen, um einen im Theater etwa halb verhungerten Fremden noch eben einzulassen und da schon reiner Tisch gemacht und nichts mehr zu haben wäre, ihm irgend ein verschimmeltes kaltes Huhn oder ein vertalgtes Fricandeau zu doppelten Preisen vorzusetzen. Die Erfahrung der Vorstellung, Nachts um 12 Uhr mitten in Paris möglicherweise zu verhungern, macht der Fremde anfangs oft genug.

Endliche Ankunft an der Ecke der Rue Richelieu. Man wählt in einem Sardanapal-Anfluge auf die erste Nacht, die man in Paris doch nur in einem Hôtel zubringen kann, einmal das erste, altberühmteste und classische Hôtel, das Hôtel des Princes. Ein Louis mehr oder weniger darf für ein pariser Budget nicht angesehen werden. Um 12 Uhr ist doch auch schon im Hôtel die Nacht angebrochen. Ein verschlafener dicker Haushofmeister mit der Nachtmütze auf dem Kopfe, mit versilberten Doppelleuchtern in der Hand, liest aus einer Reihe von Zimmern scheinbar ein einziges noch freies heraus, blinzelt aber dabei mehr auf die herabgenommenen Effecten und die Physiognomie des Reisenden, forschend, was man ihm wol bieten könne. Ich gedachte jenes „Haushofmeisters" im Hôtel d'Angleterre zu Nizza, der zu einer Sommerzeit, wo auch nicht Ein Gast in seinen Zimmern war, mit der Hand über die Stirn fuhr, um sich lange, lange zu besinnen, welche Nummer frei wäre, durch die Ritzen der Hand hindurch aber nur schielte und blinzelte, um zu sehen, welcher Zimmerkategorie der Passagier zuzurechnen wäre. Endlich hat auch der minder verschmitzte Haushofmeister im Hôtel des Princes Befehl gegeben. Es geht, wie natürlich in Paris immer, in den Hof, dann zwei Stiegen empor und scheinbar ganz entlegen; aber an der Garnitur der beiden Zimmer sieht man, man gilt zwar für keinen Prinzen — die Hutschachtel war etwas defect — aber auch der deutsche Scribent ist nicht sogleich herausgefunden. Man wird auf eine Mittelexistenz angewiesen. Eine näselnde alte Beschließerin überzieht die Betten. Vier Wachskerzen werden auf den Kamin gestellt. Bon soir, Monsieur und man ist allein.

Der dramatische Autor findet sich in diesen beiden Zimmern bald zurecht. Act I. Scene I. Apartement Regence. Ameublement riche, doré u. s. w. So beginnen auch die Boudoirscenen bei Alexander Dumas. Niedrig freilich ist die Decke, Alles eng, alt, durch und durch wie der Berliner sagen würde multrig, Mäuse- und Wurmfraß in allen Thüren und Seitenwänden, aber die Zeit Ludwig's XIV. oder der Regentschaft wird überzogen und verdeckt von neuen Tapeten aus Orleans, dunkelblau mit Gold, mit neuen Teppichen aus Chaillot, grün und roth, Nußbaummöbeln, gepolsterten Stühlen, zwei modernen Uhren, künstlichen Blumenvasen auf den Marmorplatten des Kamins, goldgerahmten Spiegeln, von welchen letztern freilich wieder zweifelhaft wird, ob sich in ihnen schon unter Ludwig XV. eine Marquise oder unter Ludwig XVIII. eine jetzt auch schon pensionirte junge Schauspielerin spiegelte. Ein unendliches Etwas von geflicktem

Elend umhaucht und umflüstert dich. So schauerlich still ist's in den Zimmern, so modrig antik in dem Himmelbett trotz seiner grünseidenen Ueberzüge, so brenzlich und räuchrig im Kamin trotz der vorgestellten zerrissenen Tapetenschirme. Modern komfortabel ist nur der Waschapparat aus englischem blauweißem Steingut. Alles Uebrige ist Plunder und Prellerei.

Die Nacht geht in erquickendem Schlafe vorüber. Ob die Mäuse auf meinem Alexander Dumas'schen Terrain Komödie spielen und „Die Fräulein von St.-Cyr" oder „Ein Duell unter Richelieu" aufführen, die schnarchenden Sinne hören nichts. Und der Morgen kommt dann belebend und anmuthig. Hoch steht schon die Sonne und erleuchtet die Höfe, in denen Alles in vollstem Leben und Regen ist. Schon werden auf „silbernen" Plateaux die Frühstücke ausgetragen aus der unten übersichtlichen Küche, schon sonnen sich sieben lungernde Köche und Küchenjungen unter einigen Oleander- und Orangenbäumen, schon wird geschellt, gerufen und die dunkeln, muffigen Zimmer des Hôtel des Princes machen sich schon traulicher. Zwar bestehen sie allerdings auch die fernere Probe eines guten Hôtels nicht, die ich von einem Freunde lernte, beim Aufschließen des Schreibsecretärs die Haltung der Klappe zu beobachten. Fällt uns diese fast bis zu den Füßen herunter und dringt dabei ein gewisser unbeschreiblicher Stickduft aus dem Schreibbüreau, so hat man Betten, Bedienung, Rechnung, Alles weg. Indessen man ist in Paris! Man hört das Rauschen des großen moralischen Weltmeers, das draußen an die Ufer schlägt; man erfreut sich des vor uns stehenden Frühstücks, des concentrirten Mokkas, des weißesten Gebäcks und ein unendliches Behagen durchströmt den ganzen Menschen.

Das glückliche Gefühl, endlich im Hafen zu sein, darf uns aber nicht zu sehr übermannen. Sonst findet man sich in dem Hôtel des Princes eingebürgert und man vergißt, daß jede Minute hier circa zwei bis fünf Centimen kostet, d. h. jeder Tag zwölf bis zwanzig Franken. Ein stärkender Schlummer war zwölf Franken werth; der Prinz im Menschen, die Phantasie, ist befriedigt; der Bürger in ihm, die Vernunft, denkt an einen Rückzug aus dem Hôtel des Princes und fängt ihre Operationen an, ein Privatlogis zu finden. Man forscht. Man horcht. Man citirt Commissionäre. Besser man kleidet sich an und sieht selbst. Nie macht man eine Toilette mit mehr Humor. Man ist in Paris, man will nur sehen, hören, genießen. Heitere Bilder des Glücks umgaukeln uns. Man will nur die rosige Freude, will nur Heiteres und Schönes vor seinem Auge, man hört diesen blitzschnellredenden elektrischen Leiter, der durch unsere Seele angelegt ist, fühlt, wie so im Nu die Vergangenheit und Gegenwart sich aufthun und nur das Angenehme, Wohlige, Glückliche uns erinnerlich bleiben. In solchen Augenblicken z. B. bei der Ankunft in einem schönen, belebten, sonnigen Badeorte wird der Kranke schon gesund nur durch die Vorstellung. Es laufen an seinen Geistesdrähten nur die glücklichen Erinnerungen und sichersten Hoffnungen hin. Die Welt ist plötzlich wieder schön, wir selbst sind wieder jung, wir haben nie eine Thorheit begangen, haben keinen einzigen Fehler zu bereuen, unsere Unglücksfälle sind verschmerzt, sind nie dagewesen, stören uns nicht mehr, denn über die schwierigsten Vorstellungen von unserer Lage, unsern Verhältnissen, unserer Zukunft führt uns ein goldenes Flügelpaar hinweg, das sich uns in solchen Augenblicken beim ersten Gruß des Meeres, beim ersten Abend in Venedig, bei einer Fahrt auf dem Genfersee wie durch Zauberhand an die Seele setzt.

Das Hôtel des Princes war in der That besetzter als das Hôtel d'Angleterre damals in Nizza. Ein Theil der Wüste Afrikas hatte sich hier ausgebreitet. Beduinen von der algierschen Armee, arabische Häuptlinge ersten Ranges hatte Ludwig Napoleon in die ersten Stockwerke einquartiert. Polizeisergeanten hüteten die Hausflur und hielten den Andrang der Neugier zurück. Im weißen Burnus, mit gesticktem Fez, kostbarem krummem Damascener, in Schuhen und saubersten weißen Strümpfen, die Brust mit allen Graden

der Ehrenlegion bedeckt, stolzirten diese bärtigen Ibrahims, Jussufs, Achmeds, Obersten der Spahis und freie Häuptlinge der Metidscha in dem Thorweg und auf den Höfen einher. Einige darunter waren so dick, daß sie eher auf den Sklavenmarkt von Aleppo zu passen schienen als in die Schlacht. Sie schienen eher Einkäufer für den Harem eines Emir zu sein, so grelle Russianogesichter ohne Adel, ohne Würde zeigten sie. Weit mehr schmuzigen Wuchergestalten als hagern Cassius, wie sie Cäsar fürchtete und wie sie uns an Abdel-Kader geschildert wird, glichen sie. Man sah diesen dicken, sinnlichen Söhnen Afrikas das Käufliche, Unzuverlässige ihrer Hingebung und ein politisches Renegatenthum an, dem nur so lange zu trauen war, als die Umstände sie in Schach hielten. Es waren dieselben Gesichter, die mich schon sonst in Paris in der Rue Bergère oder Lafitte oder wo irgend die großen Banquiers wohnen, zurückgestoßen hatten. Man nehme so ein Paar stolze, verächtlich die Lippen aufwerfende, die Menschheit ziemlich en canaille betrachtende Börsenkönige, stecke sie in die Kapuzen dieser Beduinen, werfe ihnen den Burnus über, setze ihnen den Fez auf mit der goldenen Troddel, ziehe ihnen rothe Hosen, gestickten Kaftan, Schuh und Strümpfe an und man hat jene gewonnenen Scheikhs und Marabouts aus der Rue Richelieu, die so ganz von jener Poesie entfernt waren, die wir uns mit den Söhnen der Wüste verbunden denken, wenn wir die Makamen des Hariri oder die Thaten Harun al Raschid's lesen.

Wer in Paris ruhig wohnen will, muß sich in eine sogenannte Cité einmiethen. Dies sind lange Höfe mit neuen Häusern, die von den Straßen abbiegen und oft noch auf die Reste eines nicht ganz verbauten alten Parks aus den Zeiten der Petites Maisons eine freundliche Aussicht bieten. Freilich muß man auch hier erst den Sein- oder Nichtseins-Monolog anstellen: Ob's besser ist, das donnernde Rollen der Omnibus zu ertragen oder sich wappnen gegen das unaufhörliche Geschrei der Verkäufer und jene schrecklichen Harmonieen, die die wandernde pariser Straßenmusik hervorbringt. Eins ist unvermeidlich. Entweder in den Straßen die Wagen oder in den Cités die Fische, Gemüse, alten Kleider, Lumpen, Blechwaaren, Marseillaisen und Polkas auf allen möglichen Instrumenten der Welt vom Leierkasten mit Janitscharenmusik an bis zu einem einzelnen Horn, einem einzelnen Fagott, einer einzelnen Posaune. Denn Paris, so communistisch es in andern Dingen sein will, in der Musik hält es auf die lächerlichste Isolirung. Eine wandernde Musikbande, wie auf den Jahrmärkten und Messen wir sie zu hören bekommen, ist in Paris nicht zu Stande zu bringen. Wer hier nur irgend einen Ton auf einer Flöte für sich hervorbringen kann, bläst alle Märsche und Volkshymnen auf seiner Flöte für sich allein. Der Gewinn ist reeller, unmittelbarer, sicherer. Die Theilung der Arbeit, auf ein Orchester übertragen, bringt zwölf Chancen eines herabgeworfenen Zweisousstücks für eine. In der Cité Bergère, wo ich wie immer mich einmiethete, blies jeden Morgen ein Baßposaunist für sich ganz allein den Chant de Départ und alle musikalischen Sentimentalitäten des Tags so weltgerichtswidrig einsam und bocktrillernd lächerlich, daß man hätte verzweifeln mögen.

Wer noch nie in Paris war, braucht etwa drei Tage um über den äußern Lärm zur Besinnung zu kommen, vier Tage, um sich die Zahlungsweise und die beste Art sich zu ernähren, zu merken, fünf Tage, um mit seinem Bett, mit seinem Schlaf (der ihn plötzlich zu fliehen beginnt), mit allerlei kleinen Bedürfnissen sich abzufinden und mehr als eine Woche, um sich in die Ordnung der Omnibus, die Abkürzungen der Wege, die Eintheilung der Touren zu finden. Wer schon öfter in Paris war, findet sich natürlich in alledem früher zurecht. Der Lärm wird ihm nicht mehr imponiren, die Außenseite der Restaurants nicht mehr locken, die Ueberfülle der Speisekarte nicht mehr irreführen. Er wird im Gegentheil bald unter der Oberfläche des pariser Lebens ein geregeltes, fast langweiliges Einerlei erkennen und wer länger bleibt und auf guten Rath hört, wird anfangen

sich sogleich eine solide Basis für sein Dasein aus dem pyramidalen Schwindel herauszugewinnen, ein Bleibendes in der Flucht der Erscheinungen. Schon herauszubekommen, wie man sich am sichersten, da man um 6 Uhr essen soll, vor einem zehrenden Hunger rettet, ohne in das Gegentheil der Ueberladung zu verfallen, schon herauszubekommen, wie man sich für die rechte Eßzeit durch Palliative den Appetit nicht verdirbt, erfodert mancherlei Studien und diätetische Uebergänge. Ein gutaufgezogenes deutsches Magenwerk bekommt um 11 Uhr noch keinen Hunger, wenn es um sieben oder acht gefrühstückt hat, aber um 1 Uhr melden sich alle germanischen Organe der Verdauung bekanntlich mit Wolfsnatur, heulen und toben grimmig wie in unsern alten Wäldern und verlangen eine Befriedigung, die jedoch dann um 6 Uhr noch keineswegs wieder so spurlos vorüber ist, daß man nun schon wieder aufs neue essen kann. Ein Freund, aus Schwaben, wollte die Entdeckung gemacht haben: Die Sach' ist ganz einfach. Was die Franzose dejeunire nenne, nenne wir z'Mittag speise und was sie dinire nenne, nenne wir z'Nacht speise! Mein guter Heilbronner irrte sich. Die pariser Lebensweise erträgt nicht zwei große Mahlzeiten. Der Tag schneidet sich nicht in zwei Hälften. Schon die Entdeckung, daß man zu Nacht für dasselbe Geld doppelt so viel bekommt wie zu Mittag, macht die Oekonomie rebellisch und so gewöhnt sich denn endlich Logik, Budget und der thierische Organismus an das pariser Geheimniß der Selbsterhaltung, das eben darin besteht, den innern Menschen auf künstliche Art hinzufristen bis zum Abend, ihm nur seine nothdürftigste Atzung zu bieten und die Sinne gleichsam auf ein mildes Wartegeld zu setzen. Dazu gehört gegen 8 Uhr Morgens ein mäßiges erstes Frühstück, dann um zwölf ein reichliches Anregen, aber nur mit flüssiger Kost, als da ist Thee oder Suppe und einer leichten Zuthat von Brot und zwei Eiern und erst um 6 oder 7 Uhr wird dann das ganze Schleusenwerk der verhaltenen Organe aufgezogen, die Maschine der Ernährung in ihrem completteſten Umfang in Thätigkeit gesetzt. In dieser dann allerdings außerordentlich glücklichen und behaglichen Stimmung, wenn das Geschäft vorüber, ins Theater gegangen und die dümmste Posse erscheint uns geistreich, jeder Schmerz, der uns rühren soll, rührt uns wirklich, jede Absicht der Dichter oder Schauspieler wird gemüthlich vom gesättigten Menschen anerkannt. Kein Mensch spricht dann von einem Kunstwerk der Zukunft; kein Kritiker sieht dann in Allem, was der Tag bringt, nur Epigonenarbeit; keiner sangbaren Note wirst man vor, sie wäre Mozart und Haydn gestohlen. Kurz, das französische Theater ist das, was es ist, durch seine weichen bequemen Polsterstühle, durch die um acht, neun, zehn Uhr unendlich gesättigte Menschenstimmung und das behaglichste Gähnen nach einem kräftigen Filet de Boeuf aux champignons. Wir Deutsche treiben es anders. Wir rennen von Königsberg bis Basel um 6 Uhr hungrig ins Theater, zerreißen mit einer unbewußten Verwechselung der Gegenstände statt Rindfleisch die Dichter, zerfleischen die Schauspieler und wenn wir nie zu einer Nationalbühne kommen werden, so ist es auch mit deshalb, weil wir gegen 9 Uhr Abends, wo eben die Peripetieen der Dramen sich zu entwickeln anfangen, die Katastrophen sich vorbereiten, die Situationen sich im poetischen Schweben halten wollen, den schrecklichsten Hunger bekommen und die ungeduldigsten Menschen werden, die nur daheim an ihr Nachteſſen denken und, ohne es einzugestehen, eine stille Vergleichung anstellen, was in dem Augenblicke besser wäre, ein Monolog händeringenden Unglücks mit Mondscheinbeleuchtung vor uns auf der Bühne oder zu Hause der wartende, kalte Braten und Kartoffelsalat. Shakspeare, der seinen Menenius sagen läßt: „Der Mensch, der eben zu Mittag gespeist hat, ist milde", hatte es zu seiner Zeit besser. Seine Vorstellungen fingen um 4 Uhr an.

Es ist ein natürliches Gefühl des in Paris ankommenden Deutschen, sich den deutschen Landsleuten anzuschließen. Man muß, will man aufrichtig sein, davor warnen. Sind die, die man antrifft, gutgeartet, so ziehen sie uns in ihre deutschen Auffassungen

und das pays allemand hinein, das sich mitten in Paris zu etabliren pflegt, ob nun in einem Lesezimmer unter irgend einer Passage oder in einem Café Divan und wenn es der Grand Balcon auf dem Boulevard des Italiens wäre. Da hat man denn die edeln deutschen Zeitungen hier wie dort, hat die Dominosteine, die Cigarren, jetzt schon das bairische Bier und eine so verlockende Heimatlichkeit, daß man von dem fremden Leben, den fremden Sitten und Auffassungen nicht viel abbekömmt; man glaubt in Paris gewesen zu sein und war im Café Milani auf dem frankfurter Roßmarkt oder in Auerbach's Keller. Trifft man es aber gar noch übel, so läßt man sich von allerlei deutscher Auslandsnarrheit in der Irre führen. Ansässige Deutsche in Paris geben oft den kleinen Horizont, den sie sich allmälig gewinnen konnten, für den allgemeinen aus. Man geräth in Empfehlungen und Coterieen, die uns Zeit kosten, ohne den mindesten Nutzen einzubringen. Man muß schon ein ganz besonderer Krösus an Ruhm oder Geld sein, wenn Handlungs-Firmen, denen man sich empfohlen glaubt, mit einer freundlichen Miene, die sie anfangs zeigen, auch irgend eine ernstliche Erfüllung verbinden. Im Allgemeinen wird man in Paris die Landsleute, die wir dort etablirt antreffen, apathisch finden, blasirt, egoistisch, wie es ohnehin noch der Charakter unserer Zeit mit sich bringt. Die Eisenbahnen haben die Entfernungen aufgehoben. Man tritt mit einer Empfehlung, auf die man sich etwas zu Gute that, zu einem Manne, den man einflußreich glaubt und dieser nimmt die Miene an, als verhielte sich Berlin zu Paris wie die Charlottenstraße zur Friedrichsstraße. Eine Entfernung von 150 Meilen ist dem großartigen Gentleman des 19. Jahrhunderts so weit wie von Meinhard's Hotel zu Kranzler. Da steht man denn mit seinem angesammelten Enthusiasmus, mit einem trotz des schnellen Hinflugs wunderbar gespannten Herzen und wird aufgenommen wie der täglich vorsprechende Milchmann. Armer deutscher Idealist! Laß in der Fremde deine Landsleute! Bahne dir, so weit deine Kräfte reichen, selbst den Weg und du wirst dich besser zurechtfinden als mit den Führern aus der Heimat.

Auch vom Franzosen selbst ist nicht viel zu erobern. Das ist eine wunderliche Nation. Mein Schwab nannte sie Eierkuchen, die nur auf einer Seite ausgebacken sind. Man kommt ihnen nämlich anfangs wol ziemlich nah, näher als dem Engländer und doch ist's plötzlich gerade, als wenn ihnen die ganze hintere Seite der Existenz fehlt, wie bei plastischen Reliefs. Der Franzose hütet über sein apartes Dasein so geizig, wie über seine Börse. Ihm selbst liegt die große Strecke seiner Wünsche stets so vor Augen, daß er die Behaglichkeit nicht besitzt, sich auf dem Platz, auf dem er sich schon befindet, ausruhen zu wollen und ihn von Jemanden anders mit betreten zu lassen. Man ist ohnehin in Paris immer unterwegs. Man wohnt nicht in Paris, man campirt nur dort. Man hat sein Zelt hier aufgeschlagen auf dem großen Feldzug der Carrière oder der Speculation. Die Männer sind in ewiger Bewegung, die Frauen nicht minder. Sich daheimzuhalten ist so wenig Sitte, daß man die Receptionstage erfunden hat, nur um endlich einmal von seinen Freunden statt der Visitenkarte sie selbst zu sehen. An einem Dienstag oder Donnerstag weiß man findet man endlich die junge Frau von M. zu Hause, an allen übrigen Tagen ist sie im Galopp bald durch die Magazine, bald die Kirchen, die Museen, auf Besuchen, auf Promenaden, in der Pensionsanstalt bei ihren Kindern, überall. Der Mann lebt ähnlich. Die Moral der Lustspielmuse Scribe's und Bayard's, die jeder Frau und jedem Manne eine verborgene Nebenexistenz zuschreibt, ist gewiß sehr falsch; aber der Pariser hat eine Häuslichkeit, die wirklich aussieht wie eine interimistische und nur halbe. Er hat keine Hauspantoffeln und keinen Schlafrock.

In das Innere einer pariser Familie zu dringen ist darum so schwer, weil diese Familie ein Incognito ist. Der Franzose spart. Er unterwirft sich und die Seinen Entbehrungen, die man nach anderer Seite hin nicht ahnen lassen will. Man führt eine Salonexistenz, die selbst den nächsten Bekannten nur geläufig ist, und neben ihr eine Privat-

existenz, die vielleicht nur Eine einzige, treue, weibliche Seele, die die tägliche Küche besorgt, kennt. Man spricht von der Verschlossenheit des englischen Familienlebens. Das französische ist aber noch viel verschlossener. Der theatralische Sinn des Volks, seine Abneigung gegen die Natürlichkeit, die Vorliebe für Repräsentation und gefällige Außenseite und bei aller Wärme und Lebhaftigkeit der Empfindungen doch eine gewisse formelle Kälte wirken hier entscheidend ein. Eine geistreiche Pariserin sagte uns: Die eigentliche französische Familie ist das englische Bed-Room. Also die Laren und Penaten des französischen Herds stehen da, wo bei den Engländern schon die Betten stehen. Dahin ist denn freilich nicht zu bringen und wie der Charakter der Franzosen ist auch nichts daran verloren. Das Aeußere ist bei ihnen das eigentlich Innere.

Hat man sich eine Reihe von Receptionstagen erworben, so ergänzen sie auf förderliche Art die Gänge, die man machen muß, um die öffentlichen Dinge kennen zu lernen; denn aus Gesprächen mit eingebürgerten Parisern wird man immer eine Menge anregender Thatsachen und aufklärender Urtheile heimbringen können. Im Uebrigen ist es in Paris, wie überall in der Welt, das Beste, sich auf sich selbst zu verlassen.

(In einer nächsten Nummer: Eine Ankunft in London.)

Ist unsere Seele materiell?

Die Artikel unserer Unterhaltungen: „Ueber Unsterblichkeit der Seele" (Nr. 26—30), sind so mannichfach theilnehmend begrüßt worden, daß wir unsern Lesern eine erfreuliche Mittheilung zu machen glauben, wenn wir aus der Feder desselben Verfassers für die nächste Nummer den Beginn von Erörterungen anzeigen über die Frage: Ist unsere Seele etwas Materielles?

Der neue Glaube der Zeit ist bekanntlich der, daß es keinen von der Natur getrennten Geist gibt. Unsere Unterhaltungen haben niemals ein Hehl daraus gemacht, daß sie in den Fragen der Aufklärung und der freien Erkenntniß sich dem Geiste der Zeit anschließen. Aber es gibt eine richtigere Würdigung und maßvollere Prüfung des Neuen, die leider auf vielen Gebieten unsers Handelns und Denkens viel zu wenig auch von Denen angestellt wird, die den sichern Bestand des Neuen wünschen müssen. In diesem Sinne schrieben wir schon S. 512 über die Frage: Ob Geist? Ob Materie? „Ob die Welt nun doch bald allgemein glauben wird, daß all unser Denken und Wollen nur Fleisch und Blut, nur Sauerstoff, Phosphor, mit einem Worte Stoff ist, darüber sollten wir eigentlich nicht zu empfindlich werden. Es wird eben von der Menschheit in der Fülle ihres Lebens, ihrer Unternehmungen, Meinungen und Gedanken nicht ganz geglaubt werden. Wir haben an unsern Unterhaltungen «Ueber Unsterblichkeit der Seele» (Nr. 26—30) gesehen, daß es wol einen Mittelweg geben kann zwischen der Verehrung vor den neuen Fortschritten der Naturwissenschaften und der unbedingten Anhänglichkeit an die alten Meinungen; einen Mittelweg, der von keiner Halbheit kommt und zu keiner Halbheit führt, sondern von und zu der Ueberzeugung, daß auch für die reine Stofflgläubigkeit, wie die Moleschott'sche Lehre voraussetzt, doch zuletzt fast ebenso viel Idealismus gehört wie zur alten supernaturalen Geistgläubigkeit. Vielen Moleschott'schen Beweisführungen steht unser natürliches Bewußtsein gerade so gegenüber, wie wenn Jemand unsere Bewegung leugnen wollte. Wir lassen ihn disputiren und gehen eben. Der Weg von den Geheimnissen der Blutbereitung im Menschen bis zu der Denkkraft eines Spinoza, von dem in einem trepanirten Frosch beobachteten Gehirnleben zu den großen Thaten der Geschichte ist so weit, daß man, ihm nachzuforschen, auf den Zwischenstationen bald ermüden würde und daher besser thut, sich an die beiden alten Factoren des Daseins zu

halten: Materie und Geist, mag allerdings auch ihre Einheit in den Totalbegriff, den wir Gott nenen, wissenschaftlich zurückgeführt werden müssen."

Die nachfolgenden Erörterungen fassen nun die Beantwortung der Frage: Besteht der Mensch aus Seele und Leib? vom Standpunkte neuer Forschungen und werden wieder an Dubois-Reymond's Untersuchungen über Nervenelektricität anknüpfen. Sie werden den alten Wahn von zwei Substanzen im Menschen mit der ganzen Schärfe neuerer Wissenschaftlichkeit bekämpfen, ohne indessen in eine Stoffgläubigkeit zu verfallen, die uns das Leben zum flüchtigsten Rausche und die Welt zum trostlosesten Zufallsspiele machen würde im rasenden Tanze der Atome.

(Der erste Artikel in nächster Nummer.)

Anregungen.

Leutenant Maury und sein Schiffahrtscongreß.

So zahlreiche Beobachtungen über das Meer uns die letzten Jahrzehnde gebracht haben, so ist dies doch ein Gebiet, auf dem noch unendlich viel geleistet werden kann. Das Meer mit seinen geheimnißvollen Tiefen und den mannichfachen, theilweise so fürchterlichen Revolutionen in seinem Luftkreise, die weit über seine eigene Grenze hinausgehen, fodert heute noch die Forschung und Wißbegierde heraus wie je. Man weiß, wie verschieden die Resultate solcher Beobachtungen durch die besondern Verhältnisse der Umgebung, der Zeit, des Orts, der Beobachter selbst, namentlich aber auch der dabei in Anwendung gekommenen Instrumente u. A. ausfallen müssen und es muß daher der Vorschlag des Leutenant Maury, Directors der Sternwarte zu Washington, zu gemeinsamen Forschungen aller Völker über diesen Gegenstand als ein höchst glücklicher erscheinen. Einigt man sich über großartige Industrieausstellungen, warum sollte nicht die Wissenschaft es zu einer Gemeinsamkeit bringen können, wo diese einen auch praktisch so wichtigen Zweck fördert? Eine Einladung ist von der Regierung der Vereinigten Staaten ergangen und von englischen Gelehrten, sowie von der englischen Regierung (auch von der schwedischen und, irren wir nicht, auch von andern seefahrenden Nationen) beifällig aufgenommen worden; der angeregte Schiffahrtscongreß hat in Brüssel stattgefunden. Von gemeinsamen, in Hinsicht der Vorbedingungen in Einklang gebrachten Untersuchungen sind jedenfalls überraschende Resultate zu erwarten. Auch damit können wir uns nur einverstanden erklären, daß man vor Allem die praktische Seite der Sache hervorhebt. Leutenant Maury hat vor Rhedern und Kaufleuten in London bemerkenswerthe Resultate aus seiner begonnenen Sammlung von Schiffahrtsnachrichten mitgetheilt. Die Wissenschaft gewinnt an der Hand der Praxis und des Interesse; ihre Sache ist es, dies sich zu Nutze zu machen. So lebendig die Naturforschung unserer Tage erscheint, verkennen läßt sich doch nicht, daß sie noch vielfach, dichtender Phantasie überlassen, ebenso unsicher auf den Fluten der Hypothese schaukelt wie ein Schiff auf unbekanntem Meer.

Hier ein kleines Beispiel, wie sich Interesse und Forschung die Hand reichen. Der Umstand, daß der Walfisch sich nur in der nördlichen Hemisphäre, hier aber sowol im Atlantischen wie im Stillen Meere findet, hat zu dem Schluß geführt, im Norden der Wendekreise müsse es eine offene Wasserstraße zwischen beiden Oceanen geben. Es galt nur noch die Ermittelung, ob die Walfische beider Meere einerlei Art seien. Maury trieb einen alten Walfischfahrer auf, der diese Identität bestätigen konnte. Darauf hin ward jene Wasserverbindung ins Auge gefaßt und wirklich von dem die damalige amerikanische Expedition zur Aufsuchung Franklin's befehligenden Leutenant De Haven und dann von Andern gefunden. Wie man weiß, ist dieses im Norden Amerikas offene Meer fortwährend ein Gegenstand weiterer Forschung.

Die Einheit der Natur.

Müßte Ich, wo du den Tempel der Natur betrittst, das Streben nach Gesetz und Ordnung zu erblicken! Bunt und mannichfach sind die Erscheinungen, aber ein einiges Wesen ist es, dem jedes Blatt, jede Blume, jeder Ruf eines Thiers, jede todt daliegende Steinmasse entgegendrängt. Es ist die Kunst der Naturbetrachtung, die die Folge einer allmäligern und reifern Vertrautheit mit ihrem Leben wird, sogleich den Blick auf das Dauernde im Wechsel, auf die Einheit der Erscheinungen in ihrer Mannichfaltigkeit zu richten.

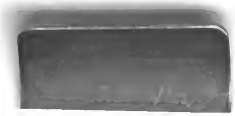
Wie sanft und allmälig sich auch schon dem ungeübten Auge die Uebergänge im Naturleben offenbaren, kann der sinnigen Betrachtung nicht verborgen bleiben. „Welch ein Leben", sagt ein neuer Naturforscher, „auf diesem ruhigen kleinen Gewässer, auf welches die Strahlen der sinkenden Frühlingssonne fallen! Pflanzen vielfacher Bildung umsäumen seinen Rand, erheben sich aus seinem Grunde, wieder andere mit fremdartig gestalteten Blättern feinsten Gewebes bleiben unter seinem Spiegel versenkt. Das forschende Auge, immer aufmerksamer in die Tiefe blickend, gewahrt reiches Leben; Thiere verschiedenster Art flattern über die spiegelnde Fläche oder gleiten rasch über sie hin; andere gleiten unter der Oberfläche, jedes seiner Lust und seinen Lebenszwecken nachgehend. Und je länger du blickst, desto mehr Formen und Farben und Bewegungen erkennst du und doch ist, was dein bloßes Auge sieht, nur ein Theil des wirklich Vorhandenen; ein einziges Glas Wasser aus diesem Teiche gewährt dem bewaffneten Blick den reichsten Stoff zu sinniger Betrachtung. Ringsumher entfalten sich immer neue Erscheinungen, neues Leben, neue Schönheit; wie läuft, klettert, fliegt und summt diese kleine Welt thierischen Lebens! Die Wiese und der Hag neben ihr, von Blüten überdeckt, von kleinern und größern Thieren bevölkert und umschwärmt, der rauschende Wald im Hintergrunde sind reich an Leben, überströmend von wunderbaren Erscheinungen. Die Felstrümmer, von der Wand des Berges niedergestürzt, über welche dein Fuß eben wandelt, mit den Ueberresten versteinerter, jetzt nicht mehr vorhandener Geschöpfe, verkünden dem Unterrichteten uralte, wunderbare Geschichten, sie erzählen in ihrer stummen Sprache, woher sie gekommen und wie sie ebenso geworden; sie lassen schließen, was auf der Erde sich begeben, ehe noch der Mensch auf ihr wandelte, wo Meer und Land anders als jetzt vertheilt waren, eine anders beschaffene Luft von Pflanzen und Thieren geathmet wurde, deren Bau von dem der jetzigen so vielfach abwich. Und nun dämmert der Abend, die Sterne steigen auf; der Unendlichkeit der Zeit tritt die Unendlichkeit des Raums zur Seite; der nach Oben gewendete Blick, zuerst nur wenige glänzende Punkte erschauend, nimmt immer mehr, immer kleinere, immer fernere wahr; unaufhörlich tauchen neue Heere hervor aus dem dunkeln Azur. Aber mit diesen Tiefen und Weiten von Raum und Zeit gehen deinem Geiste unter ahnenden Schauern auch seine eigenen Tiefen auf und wie du vorher das äußere Auge erhoben, so sucht jetzt dein inneres das Dunkel zu durchdringen, welches dich umfängt. Was ist das Bleibende über allem Wechsel? Die Natur erscheint wol deinem noch nicht gereiften Geiste als ein regelloses und unendlich verwickeltes Spiel bewegender und verändernder Kräfte, kommender und schwindender Erscheinungen, unaufhörlichen Schaffens und Zerstörens blos um dieser selbst willen. Wenn du aber an der Hand der Weisheit dich leiten lässest, so wirst du zur Erkenntniß ihrer Einheit gelangen."

Hütte und Tempel.

Nach Pouqueville in seiner Beschreibung Griechenlands ward die Hütte der erste Entwurf der Architektur. Die Bäume und Balken, die man in die Erde einrammte, halfen auf die Vorstellung der Säulen. Da die Bäume nach oben zu abnahmen, so lieferten sie das Modell der ersten, der Dorischen Ordnung, bei welcher diese Verminderung am merklichsten ist. Man gewahrte, daß dieses Verfahren das Holz an seinen Enden der Fäulniß aussetzte: man gab jedem Balken eine mehr oder weniger dicke Unterlage und dadurch größere Dauer und Festigkeit. Aus diesen Unterlagen entstanden die Grundmauern, die Platten, die Würfel, die Pfähle und die Profile. Nicht lange stand es an, so kränzte man das obere Ende durch eine oder mehre Platten zu besserer Stützung der Querbalken: so hatte man den Knauf, welcher anfangs ein einfacher Deckstein war, nachher durch einen Pfahl vergrößert wurde. Wer erkennt nicht in der Bedeckung des Cpistyls oder Architravs das Princip der Holz- und Zimmerarbeit! Die Stützbalken der Decke kamen nothwendig auf das Architrav zu liegen und siehe da! ihre vorspringenden Spitzen und die Zwischenräume, die sie trennten, gaben den Triglyphen und Metopen die Entstehung. Fährt man in Aufzählung aller Theile der Hütte fort, so mußten die auf dem Ausgange des Deckengebälks ruhenden geneigten Sparren des Dachstuhls diesen über das Gebäude herausgehenden Kranz hervorbringen, welcher die Mauern gegen das Regenwetter schützt. Das Satteldach bezeichnet die Form des Giebels. Kurz, in der Form der Hütte liegt die Form des griechischen Tempels.

Das Selbstverständliche.

Das unausgesprochene Einverständniß der gesitteten Welt über Das, was der Anstand mit sich bringt, bezeichnet Euripides sehr schön mit dem Ausdruck: Die ungeschmiedeten Ketten der Sitte.

Verantwortlicher Redacteur: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C042183625